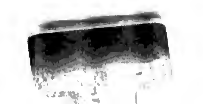
DIE GARTENLAUBE BERLIN: ILLUSTRIRTES FAMILIENBLATT. 1860,[1]







<36604380120015

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

1860.

Achter Jahrgang.

Preis Zwei Thaler.





Leipzig,
Verlag von Ernst Keil.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt

Jahrgang 1860.

Leipzig.

Verlag von Ernst Keil.



Inhalt.

Gedichte.

Erzählungen und Novellen.

Biographien.

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Medicinisches.

Vermischtes.

Blätter und Blüthen.

Illustrationen.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorwärts.

Jeder lebt sein eig'nes Leben,
Jedem schlägt sein eigen Herz;
Wie die Stunden drin es weben,
Wird es seine Lust, sein Schmerz.

Vorwärts! Vorwärts! Es bestehet
Nur was in sich selbst bewährt.
Was im Leben untergehet,
Ist des Lebens nicht mehr werth.

Vorwärts! Vorwärts! Denn verloren
Ist die Thräne, die ihm fällt:
Alles, was aus Gott geboren,
Ueberwindet auch die Welt.

Frisch an's Werk und reg' die Hände,
Schaffe rüstig für und für;
Wahrlich! Wahrlich! und am Ende
Liegt die Welt zu Füßen Dir.

Die Huberbäuerin.

Aus dem bairischen Gebirge. Von H. Schmid.

1.

„Gib mein' lieben Mutterl und allen christglaubigen Seelen die ewige Ruh', und das ewige Licht leuchte ihnen — Herr, laß sie ruhen im Frieden — Amen!" so schloß ein hübsches, aber sehr bleich aussehendes Bauermädchen sein Nachtgebet, indem sie Stirne, Mund und Brust andächtig mit dem Kreuze bezeichnete. Gleichzeitig erhob sie sich, schob den hölzernen Stuhl, vor dem sie gekniet hatte, bei Seite, setzte den Wachsstock auf den nebenan stehenden Schrank und wollte eben das alte Gebetbuch schließen. Da fielen die Blätter etwas über, und zwischen den großbedruckten gebräunten Seiten wurde ein dürres Kleeblatt sichtbar.

Das Mädchen hielt einen Augenblick inne und betrachtete das Blatt, während über ihr vom kleinen Wachslicht schwach beleuchtetes Gesicht etwas gleich einer wehmüthigen Bewegung glitt. „Was thust Du noch da?" fragte sie halblaut vor sich hin. „Hab' gemeint, der Wind hätt' Dich schon lang mitgenommen und verweht, wie dieselbe Zeit, wo Du grün gewesen bist! — Flieg ihr nach nun . . . Du gehörst nicht recht herein mehr unter die frommen Sprüche und Gebeter . . . ." Damit blies sie das Wachslicht aus, trat an das kleine niedrige Fenster und ließ das Kleeblatt in die Sommernacht hinaus fallen, die schwarz und lautlos über der Gegend lag.

Eine geraume Zeit starrte sie in das Dunkel hinaus, und ließ sich die Nachtluft um Stirne und Hals wehen. Sie kam kühl aus den Tiefen herauf, vom Moore her, das unten sich so schwarz hinstreckte, daß es trotz der Nacht zu erkennen war. Drüber hinaus stiegen Hügelreihen auf, mit finsteren Tannenwäldern und hie und da einem Gehöfte besetzt, dessen weiße Wände weithin leuchteten. Nirgends aber war eine Spur von Leben wahrzunehmen, und wenn manchmal ein Laut hörbar wurde, war es das Rauschen vom fernen Mühldamme, das manchmal ein Windstoß herüber trug. „Es ist doch recht einsam da heroben in der Einöde," flüsterte Rosel „und man könnt' sich fast fürchten . . . Aber ich will machen, daß ich auch in's Bett komme, es muß bald Mitternacht sein . . ." Leise schloß sie das Fenster und trat an's Bett, um sich niederzulegen, hielt aber plötzlich inne.

„Ich bin doch ein dummes, fürchtiges Ding," lachte sie dann halblaut vor sich hin, „jetzt wäre es mir in meiner Einbildung fast vorgekommen, als wenn ich was hätte krachen hören im Hause..."

Sie hatte kaum ausgesprochen, als sich das wahrgenommene Geräusch wieder hören ließ und zwar so bestimmt, daß von einer Einbildung oder Täuschung nicht mehr die Rede sein konnte. Deutlich vernahm man das Krachen von Holzpfosten, dazwischen schwere dumpfauffallende Schläge, verworrenes Geräusch roher Männerstimmen, mitunter auch den kreischenden Hülferuf einer Weiberstimme.

„Heilige Mutter von Oetting," schrie Rosel entsetzt, „das ist die Stimm' von der alten Bäurin . . . da gibt's ein Unglück! Das sind Schelmenleut', die im Hof' eingebrochen sind."

Halb entkleidet wie sie war, sprang sie zur Kammerthüre hin, riß sie auf und taumelte betroffen zurück, denn vom Hausgange her und die Treppe herauf loderte ihr die Helle von Kienfackeln entgegen. Beim Scheine derselben sah sie einen großen Mann in bäurischer Kleidung stehen, der in der einen Hand die Fackel empor hielt, mit der andern sich auf eine große Holzaxt stützte. Er schien als Wache an die Stiege gestellt zu sein, und wie er, durch das Knarren der Thüre aufmerksam gemacht, das heraustretende Mädchen bemerkte, sprang er mit hochgeschwungenem Beile auf sie zu.

„Rühr' Dich nicht, oder Du bist hin," rief er ihr zu, und Rosel gehorchte wider Willen, denn vor Schrecken war ihr die

Zunge wie gelähmt und ihre Kniee knickten zusammen, daß sie, um nicht ganz umzusinken, sich am Thürgerüst anklammern mußte.

Die Schwäche dauerte aber nur einen Augenblick; ebenso schnell als Rosel von dem Eindrucke überwältigt worden war, durchzuckte und richtete sie der Gedanke wieder auf, daß sie sich zusammennehmen und einen Entschluß fassen müsse. Vom Erdgeschosse herauf erscholl fortwährend das drohende Durcheinanderrufen wüster Stimmen, immer seltener von den Klagelauten des Bauers und der Bäuerin unterbrochen, die also schon überwältigt sein mußten. Sie begriff rasch, daß ein Angriff oder Vertheidigungs-Versuch von ihr ganz erfolglos sein und nur mit ihrer eigenen Verwundung oder Tödtung enden würde; sie dachte daher auswärtige Hülfe herbeizurufen. Das Brandl-Gut lag zwar als Einöde auf dem Hügel, und das nächstgelegene Haus war mindestens eine halbe Viertelstunde entfernt; aber wenn es nur gelang, ein Nothzeichen zu geben, so war dieses vielleicht im Stande noch rechtzeitig Hülfe herbeizurufen, oder es konnte doch die Räuber erschrecken und verscheuchen. Eine qualvolle Minute verging unter vergeblichem Brüten, während dessen Rosel und der Wache haltende Mann einander laut- und regungslos gegenüber standen.

Jetzt fiel Rosel das Glöcklein ein, das auf allen Bauerhäusern in der Gegend in einem kleinen Thürmchen angebracht ist, um die weit im Felde zerstreuten Arbeiter zum Essen herbeizurufen. Wenn es ihr gelänge die Glocke zu läuten, so war es möglich, daß die Nachbarn das bei Nacht ganz ungewöhnliche Geläut hören und herbeikommen würden! Aber um zu dem Orte zu kommen, wo das Zugseil herabhing, mußte sie an der Stiege und dem dort stehenden Mann vorüber, und es war gewiß, daß er bei der ersten bedenklichen Bewegung sie zu Boden schlagen werde.

Unter den Wimpern hervorlauernd betrachtete sie ihn jetzt genauer, und es entging ihr nicht, daß er sie nicht mehr mit voller Aufmerksamkeit beobachtete, sondern zum Theil nach dem hinhorchte, was unten an der Treppe im Erdgeschosse vorging. „Da unten wären wir fertig," rief eine grobe Stimme herauf, der man es anhörte, daß sie der Verstellung wegen gewaltsam hinabgedrückt war. „Jetzt wollen wir droben das Nest ausleeren. Wie steht's droben?"

„Ganz gut," erwiderte der Wächter ebenfalls mit verstellter Stimme, das rußgeschwärzte Gesicht nach der Stiege richtend. „Es ist kein Mensch da, als die Dirn', und die rührt sich nicht!"

Rosel fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei; was geschehen sollte, mußte geschehen, eine Secunde später war es unmöglich und unnütz. „Heilige Mutter von Oetting, steh' mir bei," murmelte sie fieberhaft zitternd vor sich hin, dann raffte sie sich gewaltsam auf und stürzte sich mit ihrer ganzen Kraft auf den nichts befürchtenden Räuber. Mit einer geschickten Bewegung unterlief sie ihn, daß er das Gleichgewicht verlor und unter Poltern und Fluchen rücklings die Stiege hinabstürzte. Im Fluge war sie den Hausgang entlang geeilt und hatte die Thüre entriegelt, die auf die offne Gallerie führt, die nach dortiger Sitte an keinem Hause fehlt. Dort, in der Ecke gegen den angebauten Stadel zu, hing das Zugseil des Glöckchens.

Jetzt stand sie keuchend an der wohlbekannten Stelle, aber — das Seil war nicht zu sehen. Es war abgeschnitten, ganz oben in unerreichbarer Höhe hing der Rest des Stricks; es war also offenbar, daß Jemand von den Hausgenossen selbst um den Raubanfall wußte und deßhalb im Voraus die Möglichkeit beseitigen wollte, fremde Hülfe herbeizurufen.

Rosel hatte sich bis dahin gewaltsam aufrecht erhalten — jetzt drohten ihr die Sinne zu schwinden, es ward ihr dunkel vor den Augen und sie griff krampfig nach dem Geländer, um nicht zusammenzusinken. Es brauste ihr vor den Ohren und wie durch das Geräusch von fallendem Wasser hörte sie das Rufen des Räubers, der sich wieder aufgemacht hatte und nun mit Mehrern an der Thüre zur Gallerie arbeitete und rüttelte. Schon krachten und brachen die Breter . . . im nächsten Augenblick war sie von den Räubern erreicht . . .

In den Knieen liegend blickte Rosel mit der sinnlosen ängstlichen Hast der Verzweiflung um sich. Sie erblickte nichts als vor sich das Geländer und seitwärts in der Ecke den Vorsprung des Scheunendachs mit der in ein aufgesperrtes Drachenmaul auslaufenden Dachrinne . . . „Liebs Mutterl," flüsterte sie halb bewußtlos, „hilf Du Deiner Rosel . . zeig Du mir einen Ausweg . . ."

Nochmal blickte sie um sich, nochmal blieb ihr Auge an dem Dachvorsprunge der Scheune haften . . . „Wenn ich mich an die Rinne anhangen und auf's Dach hinaufschwingen könnte," dachte sie, aber sie konnte den Gedanken nicht weiter erwägen, denn eben fiel die Thüre zertrümmert auf die Gallerie.

Die Räuber stürzten hinaus, voran ein starker, breitschultriger Mann mit einem gewaltigen rothen Bart, der fast das ganze Gesicht verdeckte und kaum erkennen ließ, daß es mit einer schwarzen Maske bedeckt war. „Hab' ich Dich, Bestie?" schrie der Mann und sprang auf Rosel zu.

Diese hatte im Moment, als sie die Thüre fallen hörte, sich halb besinnungslos auf das Geländer geschwungen. Fest hatte sie mit beiden Händen die Dachrinne erfaßt und war eben im Begriff sich auf das Scheunendach zu schwingen, als sie sich von starken Armen gepackt und zurückgerissen fühlte.

Ohne einen Laut von sich zu geben, faßte nun auch Rosel den Räuber und rang mit ihm, auf dem Geländer stehend. Ein Fehltritt hätte sie hinabgestürzt und ihr den Tod gebracht. Keuchend suchte der Angreifer sich von ihr los zu machen, aber umsonst.

„Zum Teufel," rief er dem Genossen zu, „was stehst Du da und reißest das Maul auf! Gib der Dirne Eines auf den Kopf, daß ihr das Drosseln vergeht . . ."

Der Gescholtene hob die Axt zum wuchtigen Streich, aber ehe sie niederfiel, hatte Rosel sich rasch ihren Vortheil ersehen, machte sich die Hände frei, und indem sie mit äußerster Anstrengung wieder die Rinne ergriff, stieß sie den Räuber mit dem Fuße gewaltsam mitten in's Gesicht.

Schreiend taumelte er einen Augenblick zurück, aber es war genug ihm sein Opfer zu entreißen. Mit der Kraft der Verzweiflung hatte Rosel sich auf das Dach geschwungen, und ohne sie erreichen zu können, mußte er zusehen, wie sie sich vollends auf demselben erhob und dem Glockenthürmchen zukletterte.

„Das ist Dir nicht geschenkt, Bestie," rief er ihr nach, „wir treffen schon noch einmal zusammen . . . Aber jetzt macht, daß wir weiter kommen," fuhr er zu den Genossen gewendet fort. „Wenn die droben zu lauten anfängt, könnten sie leicht kommen und uns die gute Beute abjagen!"

Hastig ward der Befehl vollzogen. Nach wenigen Secunden huschten die Räuber aus dem Hause über den Hofraum weg nach dem nahen Walde zu. Im Hause selbst war es todtenstill, vom Dache aber wimmerte und heulte die Glocke, wie eine jammernde und klagende Stimme. Schon begann im Osten der erste graue Streifen zu dämmern; auf den entlegenen Gehöften der Flurnachbarn begann es schon sich hier und da zu regen, und so wurde das Nothzeichen bald gehört. Ehe eine halbe Stunde verging, strömten von allen Seiten die Männer und Bursche mit allerlei Waffen herbei. Sie fanden die Thüren des Hauses und Kisten und Kasten in ihm erbrochen, durchwühlt und ausgeleert. Der Bauer und die Bäuerin lagen gebunden und geknebelt in ihrer Schlafstube am Boden; Rosel mußte mit einer Leiter vom Dache herabgeholt werden.

„Das ist wieder kein Anderer gewesen," sagten die Bauern zu einander, als ihnen das Vorgegangene erzählt und die Person des Anführers geschildert wurde. „Das ist niemand gewesen, als der rothe Hannickel mit seiner Bande! Das ist nun der vierte Raub und Einbruch seit einem Vierteljahr, und drinnen auf dem Erdinger Landgericht schreiben sie einen Act um den andern zusammen und bringen doch nicht heraus, wo der rothe Hannickel steckt und wer es ist."

Kopfschüttelnd, in schwerer Besorgniß um die Sicherheit ihres eigenen Hab' und Guts gingen sie dann auseinander; Einer ward abgesendet, um beim Landgericht die Anzeige zu machen, und einige blieben als Wache in dem geplünderten Hause. Die Bewohner waren zu angegriffen und erschöpft, um für sich sorgen oder irgend eine Vorkehrung treffen zu können.

Rosel war wieder in ihre Kammer gegangen und kniete in der aufflammenden Morgenröthe am Bette nieder zum Gebete. „Das hab' ich Dir zu verdanken, mein' guts Mutterl," sagte sie heiß und innig. „Du hast mir den Gedanken eingegeben und die Kraft dazu!"

Als sie ihre Andacht vollendet hatte, legte sie sich noch auf ein paar kurze Morgenstunden zur Ruhe nieder, aber es dauerte lange, bis sie einzuschlafen vermochte. Die so neuen und furchtbaren Erlebnisse hallten noch lang in ihrer Seele nach, noch lang sah sie den Räuberhauptmann mit der schwarzen Larve und dem

rothen Barte vor sich, und als ob sie diese Stimme schon anderswo gehört hätte, klangen ihr immerwährend, selbst durch Schlaf und Traum dessen letzte Worte nach . . . „wir treffen schon noch einmal zusammen!"

2.

Der dunklen Nacht war ein blauer sonnenheller Himmel gefolgt. Die ganze Gegend schimmerte und flimmerte im reichlich ausgesprengten Thau, die fernen Tannenwälder hoben ihre dunkelgrünen Häupter bestimmt und scharf in die klare Morgenluft empor, ein angenehmer Ostwind schüttelte überall den Duft von frisch gemähtem Heu von den Flügeln, die Lerchen wirbelten hoch in der Luft — es war als ob die Natur sich ebenfalls angeschickt hätte, den Sonntag der Menschen festlich zu begehen.

Von nah und fern, schwächer und deutlicher scholl Glockengeläut' von den Kirchthürmen, die über die ganze Gegend hin zerstreut sich emporstreckten, um anzuzeigen, daß unter den Bäumen um sie herum sich eine Handvoll genügsamer Menschen zusammen gefunden und den eignen Heerd gebaut hatte. Es war um die Zeit, zu welcher überall der Frühgottesdienst gehalten wurde, und von allen Seiten, nach allen Richtungen hin, einzeln und in Gruppen gingen die Bewohner der kleinern Ortschaften, die keine Kirche hatten, und der Einzelgüter an den Rainen und Abhängen, zwischen Stoppelfeldern und noch üppig schwankenden Getreidefeldern hin, in den Gotteshäusern für das Gedeihen der vergangenen Arbeitswoche zu danken und den Segen zu erbitten für die kommende.

Auch auf dem Huberhofe schickten sich die zahlreichen Knechte und Mägde zu dem frommen Gange und verließen nach und nach im höchsten Sonntagsstaat das Haus. Die Bäuerin wollte ebenfalls fort; aber der Bauer und ein paar Knechte mußten ausnahmsweise zu Hause bleiben, denn der in der Nacht vorgefallene Raub mahnte zu besonderer Vorsicht. Es war hie und da schon vorgekommen, daß die Räuber zu ihren Einbrüchen gerade die Stunden gewählt hatten, wo sie die Höfe wegen des Kirchenbesuchs von den meisten und kräftigsten Bewohnern entblößt wußten.

Der Huberhof lag ganz allein, eingeschlossen von zusammengehörigen Aeckern, Wiesen und Waldung, auf einer schönen, sanft ansteigenden Anhöhe. Das stattliche mehrstöckige Haus mit seinen blanken weißen Wänden, den vielen hellen Fenstern und den freundlichen grünen Läden war stundenweit sichtbar. Seine Pracht und die zahlreichen Nebengebäude verriethen die Wohlhabenheit des Besitzers, und Mancher, der am Fuße des Hügels auf der Landstraße durch das breite trübselige Moor dahinschritt, mochte einen Augenblick stille halten und den Glücklichen beneiden, dem ein solches Eigenthum geworden.

Gegenüber, jenseits des Moors, stieg eine ähnliche Hügelreihe empor. Auf ihr, fast eingeschlossen von einem kleinen Tannengehölz, lag das in der vergangenen Nacht beraubte Brandlgut.

Auf der Bank vor dem Huberhofe saß dessen Besitzer; er hatte die Hände über den etwas hinaufgezogenen Knieen zusammengelegt und blickte in den blitzenden Morgen und die leuchtende Landschaft hinaus. Sein Blick war aber nicht der des freudigen Naturfreundes oder des frohen Besitzers, der sich an dem Erreichten erfreut — sein Blick war starr und glanzlos und streifte an den gedankenlosen Ausdruck des Blödsinns. Die Züge des Gesichts waren abgespannt und schlaff und bildeten einen abstechenden Gegensatz zu der Kraft, die sich in dem ganzen gedrungenen Körperbau des Mannes ausprägte.

Unfern des Bauers, um ihn völlig unbekümmert, lehnte an einer Zaunbrüstung ein junger Mensch in bäuerlicher Sonntagstracht, eine schlanke, fast fein gebaute Gestalt mit einem hübschen ausdrucksvollen Gesichte, dem nur der etwas unstäte Blick Eintrag that. Auch die Blässe desselben war störend, weil sie nicht zu dem ganzen Aussehen der Gestalt paßte und unwillkürlich den Gedanken an das wüste Leben hervorrief, dem sie ihre Entstehung dankte. Auch der Bursche sah starr vor sich in die Gegend hinaus, aber auch er sah nichts von der Schönheit des Morgens und der Gegend; wilde leidenschaftliche Gedanken gingen in ihm hin und wieder, und wenn sein Auge an irgend einem Gegenstande mit dem Ausdrucke des Bewußtseins haften blieb, war es das einzelne einsame Brandlgut gegenüber.

Das Geräusch eines auf der Landstraße daherrollenden Wagens störte Beide aus ihrem Brüten auf.

Es war eine einfache Landkutsche, in welcher ein Herr in Uniform mit einem zweiten unscheinbar aussehenden Menschen saß. Es war der vom Landgerichte abgeordnete Assessor nebst Schreiber, die wegen des in der Nacht verübten Raubes den Augenschein vorzunehmen hatten. Der zu Pferde nachtrabende Gerichtsdiener machte die Commission vollzählig.

Der Bauer hatte eine Secunde lang aufgeschaut, sank aber sogleich in seine vorige theilnahmlose Stellung zurück. Der Bursche dagegen richtete sich hoch auf, — wie krampfig, als wollte er etwas zur Abwehr ergreifen, faßte er nach einem der Zaunpfähle und blickte fest auf den heranrollenden Wagen.

Jetzt war derselbe an dem Feldsträßchen angekommen, das von der Hauptstraße nach dem Huberhofe abzweigte. Der Beamte wechselte ein paar Worte mit dem begleitenden Reiter, worauf der Wagen in den Seitenweg ablenkte. „Sie kommen zu uns," murmelte der Bursche vor sich hin, „das hat was zu bedeuten!" Rasch wendete er sich und schritt dem Hause zu, vor welchem er gleichzeitig mit der Kutsche anlangte.

Der Bauer hatte seine Mütze gezogen und stand nun mit gekrümmtem Rücken und blöd lächelnder Miene am Wagenschlage. „Ein' schön gut'n Morgen, Gnaden Herr Assessor," sagte er, „das ist ja eine ganz seltsame Ehr', daß Sie auf den Huberhof kommen."

„Ich komme auch nicht zu Euch, Huber, das wißt Ihr wohl," erwiderte der Beamte, „aber weil der Weg so hart bei Euch vorbeiführt, und weil Ihr doch dem Brandlgut so recht gegenüber liegt, wollte ich doch vorerst fragen, ob Ihr mir nichts erzählen könntet von der unglückseligen Geschichte."

„Nein, Ihr Gnaden," antwortete der Bauer mit stumpfsinnigem Lachen. „Um solche Sachen kümmert sich der Huber nicht. Der Huber weiß von gar nichts."

„Das glauben wir ihm auf's Wort," sagte der Beamte halblaut gegen den Gerichtsdiener. „Das ist ein wahres Prachtexemplar von Beschränktheit! Der Himmel mag wissen, wie dieser Dummkopf zu einem solchen Weibe gekommen ist!"

Der Schreiber nickte mit grinsendem Lächeln; der Gerichtsdiener aber, eine martialische Figur mit fast ganz kahlem Kopfe und einem riesigen Schnurrbart im rothen Gesicht, stieß einen grunzenden Ton aus, der als Lachen gelten sollte. Dabei riß er den Hut vom Kopfe und machte vom Pferde herab eine so zierliche Verbeugung, als er sie noch aus der Zeit im Gedächtniß hatte, da er Chevauxlegers-Wachtmeister gewesen war.

Der Gruß galt der Huberbäuerin, die, von dem Knechte herbeigerufen, eben im vollsten Putz aus der Thüre trat. Es war ein schönes stattliches Weib von etwas ungewöhnlich großem Körperbau, aber mit einem Gesichte, so weiß und rosig, wie das der feinsten Städterin. Die bestimmten ausdrucksvollen Züge, die großen dunklen Augen und das reiche pechschwarze Haar machten es wohl erklärlich, daß sie in der ganzen Gegend nicht anders hieß, als die schöne Huberin. Daß sie diesen Namen verdiente, zeigte sich am Besten darin, daß nicht einmal die hohe unkleidsame Pelzmütze, die sie nach der Sitte der Gegend trug, die Anmuth ihrer Erscheinung zu schwächen vermochte. Nur die schmalen, etwas eingekniffenen Lippen gaben ihr, wenn sie nicht eben lächelte, einen schlimmen keifenden Zug. Das war aber selten, denn sie lachte gern, entweder weil sie das wußte, oder weil dadurch eine weitere Schönheit sichtbar wurde, — ihre blendend weißen Zähne.

„Nun, Huberin," redete sie der Beamte an, „könnt auch Ihr mir nichts erzählen, was uns auf die Spur des Gesindels führen könnte?"

„Wenn ich das könnt', Ihr' Gnaden," erwiderte sie, indem sie lächelnd an den Wagen trat und die Hand zum Gruße hineinbot, „dann hätt' ich nicht auf die Frag' gewartet. Es liegt wohl Niemand mehr daran, daß die Schelmenleute aufkommen, als mir! Wer steht mir dafür, daß der rothe Hannickel nicht in der nächsten Nacht über mein Haus kommt und mich zur Bettlerin macht!"

„Es ist unbegreiflich," sagte der Beamte kopfschüttelnd und ernst. „So zu verschwinden, als wenn sie von der Erde eingeschluckt würden!"

„Sie machen's gar schlau," erwiderte die Bäuerin. „Man sieht und hört nichts, und wenn man noch so nahe dabei ist. Ich war diese Nacht mit all' meinen Leuten keinen Schuß weit vom Brandl weg, und Niemand hat was gemerkt oder gehört, bis das Läuten anging."

„Wie war das möglich?" fragte der Assessor. „Erzählt doch."

„Sehn Sie dort drüben am Fuße des Gehänges, auf dem das Brandlgut liegt, die große Ackerbreiten? Die ist mein, ich hab' dort Weizen stehen gehabt, der war geschnitten und lag zum Einführen da. Weil's nun gestern Abend so aussah, als bekämen wir bald nasses Wetter, hab' ich meinen Leuten ein Fässel Bier für die Extra-Arbeit versprochen, und so sind wir noch Nachts Alle hinüber und haben den Weizen hereingebracht, Gott sei's gedankt, trocken und schön, daß es eine Freude ist. Wie wir den ersten Wagen vollgeladen hatten, sind ich und der Hans damit heimgefahren, wie wir aber gegen den Hügel kamen, wo's aus dem Moor herausgeht, da haben wir's in der Finsterniß versehen, der Wagen ist umgefallen und wir mußten mit den Pferden zurück, um Leute und einen andern Wagen zu holen. Bis wir das halbe Stündel zurückkamen, ging gerade das Läuten los beim Brandl, und meine Leute sind unter den Ersten gewesen, die gerade recht gekommen sind, die Thür zuzumachen, wie die Kuh aus dem Stall' war."

Der Beamte schwieg nachsinnend; der Gerichtsdiener aber drehte die Spitzen seines Schnurrbartes steif hinauf und grunzte wieder wie zuvor. „Das ist wahr," sagte er dann. „Ich bin gerade heimgeritten vom Dorfner Jahrmarkt, und dachte Wunder schon, was ich für einen Fang gemacht hätte, als ich sah und hörte, daß sich unten im Straßengraben 'was rühre. Da war's die Frau Hubern mit ihrem Knecht, die sich vergebens abplagten, den umgestürzten Getreidewagen wieder in die Höhe zu bringen. Bin auch abgestiegen und habe mitgeholfen, aber unser Einer versteht das nicht."

„Sonderbar! Sehr sonderbar!" meinte der Assessor, immer nachdenklicher. „Es müssen Leute von großer Schlauheit sein oder sie stecken an einem Orte, wo es Niemand einfällt, sie zu suchen! Aber immerhin, auch diese Bösewichter wird die Hand der Gerechtigkeit noch ereilen: es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen!"

Damit grüßte er und befahl, weiter zu fahren. Die Bäuerin grüßte entgegen und blieb nachblickend stehen, bis der Wagen mit seiner Begleitung hinter der nächsten Heckenreihe verschwunden war. Ueber dieselbe hinüber hob sich der rothe Gerichtsdiener noch einmal aus dem Sattel empor und grüßte und grunzte zurück so freundlich, als er es zu Stande brachte.

Schon bei der letzten Rede des Beamten war über das schöne Gesicht der Huberin eine Bewegung geflogen, die ihm einen stark höhnischen Ausdruck gab. Dieser wuchs noch, als Alles verschwunden war und sie im Umwenden dem stumpfen Lächeln ihres Mannes begegnete, der wieder brütend und hinstarrend wie zuvor auf der Bank saß. Rasch aber glitt ihr Blick auf den Knecht, der in der Thüre hinter ihm stand; er war noch bleicher als zuvor, bis in die Lippen hinein, und mußte sich, wie vom Schwindel befallen, am Thürgerüst anhalten.

Im Begriffe, in's Haus zu treten, wendete sie sich nochmals um und rief ihrem Manne zu: „Es ist mir nun schon zu spät, um noch in die Kirche zu gehen! Ich will nach der Küche sehen, und Du kannst immer allein Dich auf den Weg machen . . ."

„Mag nicht allein," sagte der Bauer, ohne sich von der Stelle zu regen und nach der Seite hin knurrend. „Will auch daheim bleiben."

„Nein, Eines von uns muß in der Kirche sein," erwiderte die Bäuerin gebieterisch. „Es ist der Leute wegen. Also zieh' Deinen Rock an, nimm Deinen Hut und mach' daß Du fort kommst."

Der Bauer regte sich immer noch nicht und zeigte keine Lust, zu gehorchen. Da trat die Huberin hart vor ihn, richtete ihre schwarzen funkelnden Augen auf ihn und fragte halblaut: „Muß ich Dir noch einmal sagen, daß Du gehen sollst?"

Der Bauer wurde unruhig; er vermochte den gespannten Blick des Weibes nicht zu ertragen, den er auf sich lasten fühlte, wenn er ihm auch nicht mit dem Auge zu begegnen vermochte. Furchtsam und scheu erhob er sich dann und murrte: „Du siehst ja, ich geh' schon, Urschi, Du brauchst mich nicht so anzufahren." Damit drückte er sich hastig an ihr vorüber in's Haus hinein und verschwand in der Wohnstube.

Die Bäuerin ging ebenfalls in's Haus und, ohne ein Wort zu sprechen, an dem jungen Knechte vorüber, der noch immer wie angemauert am Thürgerüst lehnte — aber im Vorbeigehen winkte sie ihm schnell und unmerklich mit den Augen. Dann stieg sie die Treppe zum obern Geschoß des Hauses hinauf.

Der Knecht blieb noch eine Weile wie nachdenkend stehen; dann wandte er sich hastig und eilte dem Nebengebäude zu, in welchem sich der Heuboden befand, das aber an die Rückseite des Wohnhauses angebaut war.

Einige Augenblicke nachher trat auch der Bauer aus dem Hause und eilte, ohne sich umzusehen, den Hügel hinunter dem Kirchwege zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Nordpolfahrt des Capitain M'Clintock.

Die Reisen zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt, die von den seefahrenden und handeltreibenden Mächten schon nach der Entdeckung Amerika's unternommen wurden, sind auch in späterer Zeit noch stets fortgesetzt worden, und je mehr man die Ueberzeugung gewann, daß eine solche Durchfahrt, die den atlantischen und stillen Ocean verbinde, existiren müsse, um so eifriger verfolgte man die auf die Entdeckung derselben zielenden Unternehmungen. Der Vortheil einer directen Verbindung mit Asien, wohin man von der alten Welt nur um Amerika herum gelangen konnte, war zu einleuchtend, als daß man den zwischen beiden Ländern in der Polargegend liegenden Weg nicht hätte aufsuchen sollen, und so sind zu diesem Zwecke die Erforschungsexpeditionen in der Neuzeit nicht weniger betrieben worden, als es vor Jahrhunderten der Fall gewesen, wo im Nordosten Amerika's die Entdeckung der Hudsonsbai, Davisstraße, Baffinsbai, des Lancastersunds und Eismeeres des Nordpols erfolgte. Die Behauptung, daß letzteres in einer gewissen Zeit eisfrei sei, war Ursache, daß die englische Regierung den Plan der Auffindung jener Durchfahrt mit um so größerem Eifer verfolgte, und sie setzte, um Expeditionen hervorzurufen, für den Ersten, welcher auf dem nordwestlichen Wege in den großen Ocean gelangte, eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterling aus. Dies war das Signal zu den Nordpolreisen.

Zwischen der ersten Nordpolreise, welche Parry, der ältere Roß und Buchan 1818 unternahmen, und der letzten, von der M'Clintock vor kurzem zurückgekehrt ist, liegt ein Zeitraum von mehr denn vierzig Jahren. Indem man während dieser Zeit von drei Richtungen her vordrang, zu Lande von den Ländern der Hudsonsbaigesellschaft gegen Norden, auf der pacifischen Seite durch die Behringsstraße gegen Osten, und auf unserer Seite durch den Lancaster-Sund gegen Westen, überzeugte man sich mehr und mehr, daß man einem Schatten nachjage, wenn man auf eine irgendwie benutzbare Durchfahrt rechne. Das wissenschaftliche Interesse blieb, namentlich seit die antarktischen Reisen die Vermuthung zu bestätigen schienen, daß an den beiden Polen unserer Erde eine völlig verschiedene Vertheilung von Land und Wasser stattfinden werde. Man suchte nun möglichst hohe Breiten zu erreichen, und noch 1827 hielt Parry ein Vordringen bis zum Nordpol selbst für möglich. Er versuchte es mit Schlitten, traf jedoch hinter dem glatten Eise, das sich nach seiner Meinung bis zum Pol erstreckte, auf lose, rauhe und oft dünne Massen, die von einer Menge offener Canäle durchschnitten wurden, und mußte unter 82° 45' nördlicher Breite umkehren. Nach diesem Mißlingen trat er von den Nordpolreisen ganz zurück. Wie er am weitesten gegen Norden vorgedrungen ist, so hat er auch den Weg zu der Insel Melville gezeigt, welche die nördliche Küste der Bankstraße, oder mit andern Worten der nordwestlichen Durchfahrt, bildet.

Sir John Franklin wurde gleich bei den ersten Nordpolreisen beschäftigt. Er war 1818 ein junger Mann von zweiunddreißig Jahren, hatte aber seinen Namen bereits mit großen Ereignissen verbunden, mit der Beschießung von Kopenhagen, mit der Schlacht von Trafalgar und mit jenem ewig denkwürdigen Gefecht in der Straße von Malakka, in dem ein blos aus bewaffneten Kauffahrern bestehendes Geschwader der Engländer eine französische Kriegsflotte unter Admiral Linois in die Flucht schlug. Franklin hatte Cumberlandhouse zum Ausgangspunkte genommen und erreichte im Juli 1820 die arktische Küste des amerikanischen Festlandes. Seine Rückreise war die furchtbarste, die ein Entdecker in diesen Breiten bisher erlebt hatte. Die Kälte erreichte einen solchen Grad, daß



Auffindung des Franklin'schen Bootes auf König Williams-Land.

die Zelte und die dünnen Decken kaum mehr Schutz gegen das Erfrieren gewährten. Nicht immer fand man so viel Holz, daß ein gutes Feuer unterhalten werden konnte, und dann hatte man noch die Qual, die hartgefrorenen Schuhe in der Nacht an den Füßen behalten zu müssen. War man nicht so glücklich, ein Schneehuhn oder ein Rennthier erlegen zu können, so mußte man sich von Steinflechten ernähren. Endlich wurde die Noth so groß, daß die Reisenden ihre Schuhe verzehrten und halb verfaulte Thierhäute, auf welche sie unter dem Schnee zuweilen stießen, begierig hervorzogen. Die Kräfte hatten durch Hunger und Kälte so gelitten, daß, wenn der eine Theil der Mannschaft auf dem Boden ausruhte, der andere Theil stehen bleiben mußte, um den Gefährten in die Höhe zu helfen. Eine zweite Reise zu Lande, die Franklin 1825—1827 ausführte, war nicht von solchen Leiden begleitet. Beide Unternehmungen lehrten einen langen Küstenstrich kennen, der sich an eine andere von Richardson erforschte Strecke anschloß.

Im Jahre 1844 beschloß die englische Regierung, eine neue Nordpolreise ausführen zu lassen und Franklin die Leitung derselben zu übertragen. Alle Behörden, die eine Stimme bei der Sache hatten, stimmten für eine Landreise, aber Sir John Barrow, der als Geograph der Königin und als eigentlicher Anreger der Erforschung des arktischen Kreises ein doppeltes Gewicht hatte, setzte es durch, daß für eine Seereise entschieden wurde. Man gab Franklin zwei Schiffe, Erebus und Terror, die für die Reise besonders ausgerüstet und mit Lebensmitteln auf vier Jahre versehen wurden. Er übernahm den Erebus, Capitain Crozier den Terror. Die Bemannung beider Fahrzeuge bestand Alles in Allem aus 129 Köpfen.

Franklin hatte die Weisung, daß er so schnell als möglich den Lancaster-Sund zu erreichen suchen und bis zur Insel Melville steuern solle. Treffe er dort das Meer vom Eise frei an, so werde er die noch etwa 180 deutsche Meilen entfernte Behringsstraße ohne Hinderniß erreichen können. Am 26. Juli 1845 wurden der Erebus und der Terror zum letzten Male gesehen. Es war in der Melville-Bai, die an der Nordküste von Grönland, dem Jones-Sunde gerade gegenüber, liegt. Die beiden Schiffe wurden von der Mannschaft des Walfischjägers „Prinz von Wales" gesehen, wie sie an einem Eisberge ankerten und darauf warteten, daß die ungeheuren Eismassen in Bewegung geriethen, die das Meer in unabsehbarer Weite bedeckten.

Die Jahre 1846 und 1847 verstrichen, ohne daß man sich über das Ausbleiben aller Nachrichten beunruhigte. Hatte man doch von den beiden Roß vier Jahre lang nichts gehört, und dann waren sie doch, allerdings abgemagert, aber mit unverletzter Gesundheit, nach England zurückgekehrt. Um Franklin brauchte man um so weniger in Sorge zu sein, als er eine reiche arktische Erfahrung, eine auserlesene Mannschaft, vortrefflich eingerichtete Schiffe und Lebensmittel in Hülle und Fülle besaß. Erst im Jahre 1848 wurden Nachforschungen beschlossen, und nun begann jene Reihe von Reisen, die sich von da fast ununterbrochen bis auf das Jahr 1859 erstrecken. Nicht genug, daß man von beiden Eingängen im Westen und Osten Schiffe in die Polarzone vordringen ließ, gab man ihnen den Befehl, im Winter mit Schlitten die ganze Umgegend ihres Zufluchtshafens zu bereisen, und veranstaltete auch auf dem Festlande Unternehmungen. Einmal waren zwölf Schiffe zugleich in jenen Meeren und im Ganzen sind mit Hinzurechnung der Landreisen etwa vierzig Versuche zur Rettung Franklin's gemacht worden. Man hat bis zu den Punkten, wo die Natur unübersteigliche Schranken setzte, fast jede Bucht, jede Einfahrt, jeden Canal, jede Küste, jede Insel durchforscht. Wie die Bemühungen, so gingen auch die Mittel über das frühere Maß hinaus. Unter anderm nahmen Collison und M'Clure kleine Luftballons mit, welche sie in der Polargegend an langen Seilen in die Höhe steigen lassen wollten, um dem Vermißten bei Tag mittelst herabhängender farbiger Papierstücke, bei Nacht mittelst Lampen Signale zu geben. Man wußte nicht, daß die unglücklichen Mannschaften des Erebus und Terror in dem Augenblicke, als Sir James Roß mit dem ersten der zur Rettung bestimmten Schiffe das Polarmeer erreichte, bereits auf dem Grunde dieses Meeres oder unter dem Schnee und Eise der unwirthlichsten aller Küsten schlummerten.

Am 23. August 1850 wurden auf Cap Riley die ersten Spuren von Franklin aufgefunden. Jenes Vorgebirge ist die Spitze einer Halbinsel in der Nähe des Wellington-Canals, der von der Barrowstraße gegen Norden läuft. Capitain Ommaney sah hier Segeltuch und Seile der königlichen Marine, Knochen von Rindern, Schweinen und Schafen und fünf Steinwälle von ringförmiger Gestalt, in deren Mitte je zwei bis drei flache Steine lagen. Alle diese Dinge ließen sich nur auf Franklin deuten, und die Steinwälle mit den flachen Steinen in der Mitte machten es wahrscheinlich, daß Franklin am 29. August 1845 auf diesem Punkte gewesen sei. Er war nämlich angewiesen worden, genau an diesem Tage magnetische Beobachtungen anzustellen, und hatte zur Befestigung der Seile und zur Aufstellung der Instrumente solche Steinwälle und flache Steine gebraucht, wie man sie bei Cap Riley sah.

Einen oder zwei Tage später entdeckte der Walfischjäger Penny auf der Insel Beechey im Wellington-Canal das erste Winterlager Franklin's. Hier sprach Alles so deutlich, daß kein Zweifel möglich war. Außer leeren Fleischbüchsen, einem Observatorium, einer Schmiede, sah man eine Anweisung zu meteorologischen Beobachtungen in der Handschrift des Capitains Fitzjames, ein Papierstückchen mit dem Namen des Wundarztes M'Donald und drei Gräber, in denen nach den Aufschriften ein Matrose vom Erebus und zwei vom Terror ruhten. Franklin hatte dieses Winterquartier spät im Sommer und dann in großer Eile verlassen. Sein langes Verweilen bezeugten die tiefen Furchen, die seine Schlitten im Schnee, den die Sonne also schon aufgeweicht haben mußte, zurückgelassen hatten; für einen plötzlichen Aufbruch sprachen die beiden Umstände, daß man die Seile eines Zelts nicht losgeknüpft, sondern abgeschnitten hatte und daß nützliche Gegenstände, z. B. ein eiserner Ofen, zurückgelassen worden waren. Wohl hatte sich die Mannschaft übrigens befunden, denn sonst würde ihr gewiß die Lust vergangen sein, eine Vogelhütte mit einem Mosaikfußboden zu pflastern, und einige Gartenbeete anzulegen und mit rothem Steinbruch einzufassen.

Unter denen, welche nach Franklin suchten, befand sich ein muthiger Ire, der laut den Entschluß ausgesprochen hatte, nicht zurückzukehren, ehe er den Vermißten aufgefunden oder die nordwestliche Durchfahrt entdeckt hätte. Das erste Ziel verfehlte er, das zweite, freilich unter entsetzlichen Gefahren, zu erreichen, war ihm vom Glück beschieden. M'Clure — denn von ihm ist die Rede — gehörte zu denen, welchen die Behringsstraße als Ausgangspunkt angewiesen war. Indem er gegen Osten vordrang, gelangte er an einen Canal, der zwischen der Insel Melville und dem Bankscanal hindurch zu dem breiten Melville-Sunde führt, in den die Barrow-Straße mündet, eine Fortsetzung des Lancaster-Sundes, den Baffin 1616 als östlichen Eingang des Polarmeeres ermittelt hat. Der 26. October 1850 war der Tag, an dem M'Clure auf dem Eise des Meeres zu einem Punkte gelangte, der sich nach den astronomischen Beobachtungen als das Ufer der Barrow-Straße erwies. Ein Jahr später unternahm M'Clure eine Fußreise auf dem Eise nach der Bucht der Melville-Insel, wo Parry im Winter von 1819 zu 1820 seine Schiffe Hekla und Griper geborgen hatte. Durch andere Fußreisen wurde ermittelt, daß um die Südspitze des Bankslandes herum noch ein zweiter Canal, von M'Clure Prinz von Wales-Straße genannt, in den Melville-Sund führt.

Statt einer nordwestlichen Durchfahrt hatten sich zwei gezeigt, aber ihr Entdecker konnte nicht eine für sein Schiff benutzen. Um sich vor Eisblöcken von der fürchterlichsten Beschaffenheit und der massivsten Dicke, die er jemals gesehen hatte, zu retten, hatte er sein Schiff an der Nordseite des Bankslandes vor Anker gelegt. Furchtbare Eismassen hielten ihn dort zwei Sommer und zwei Winter eingeschlossen. Im dritten Frühling (6. April 1853) fand ihn ein Officier eines andern Schiffes, und mit Hülfe desselben führte M'Clure den gewagten Entschluß aus, auf dem Eise zu Capitain Kellett im Wellington-Canal zu wandern. Kellett befand sich in derselben Lage, und mit ihm verließen auch Belcher und Richards ihre Schiffe. Sie erreichten freies Wasser, wo der Nordstern sie aufnahm, und England erlebte nun das unerhörte Schauspiel, vier Capitaine auf einmal ankommen zu sehen, welche die ihnen anvertrauten Schiffe im Eise hatten stecken lassen.

Weder M'Clure noch seine Unglücksgefährten hatten von Franklin das Mindeste erfahren. Durch die auf der Beechey-Insel gefundenen Spuren verlockt, suchte man ihn im höchsten Norden. Penny hatte berichtet, daß er jenseits jener Insel ein offenes Meer gesehen habe, das fünf deutsche Meilen weit gegen Norden zu verfolgen und an seinem Endpunkte mit einem Wasserhimmel, d. h. einer dunkeln Stelle am Himmel, die ein Anzeichen von offenem Wasser ist, bedeckt gewesen sei. Merkwürdig war ihm die Menge

der dortigen Thiere, der Walrosse, Eisbären, Polarhasen, Wölfe, Füchse, Rennthiere und des Wassergeflügels aller Art gewesen. War es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß Franklin, von der Beechey-Insel aus in diesem offenen Meere vordringend, sehr hohe Breiten erreicht habe, und daß ihm durch Eisriegel, wie Penny im Wellingtoncanal auf einen stieß, der Rückweg versperrt worden sei? Indem man allgemein zu diesem Glauben neigte, richtete man die ganze Aufmerksamkeit auf den höchsten Norden und vernachlässigte die übrigen Gegenden.

Dr. Rae war dem Gebiet, wo man, wie die Folgezeit lehrte, hauptsächlich hätte suchen sollen, einmal ganz nahe gewesen. Dieser unermüdliche Reisende hat nicht weniger als vier Reisen zu dem arktischen Gestade des Festlandes ausgeführt, um der Welt Gewißheit über das Schicksal der Männer vom Erebus und Terror zu verschaffen. Nur der Umstand, daß Eskimos seine Boote zerstört hatten, um sich das darin befindliche Eisen zuzueignen, hatte Rae auf der zweiten dieser Reisen verhindert, den Canal zwischen dem Wollaston- und Victoria-Lande in der östlichen Richtung zu beschiffen, die ihn zum König-Wilhelms-Lande führen mußte. Er blieb dennoch vier Wochen in diesen unwirthlichen Gegenden, um bei den Eskimos Erkundigungen einzuziehen. Nach dem, was er hörte, mußte er schließen, daß die Vermißten in den Gegenden zwischen Nordsomerset, das Roß durchwandert hatte, und der Küste, die dem Wollaston-Lande gegenüberliegt, nicht zu finden seien. Jetzt wissen wir, daß eben diese Gegend den Untergang der Mannschaften des Erebus und des Terror gesehen hat.

1851 war Rae wieder an der arktischen Küste, 1853 brach er zu seiner vierten und letzten Reise auf. Von 1853 zu 1854 überwinterte er an der Repulse-Bai, die durch den trostlosen Charakter ihrer Umgebung sprüchwörtlich geworden ist. Von Eskimos, mit denen er zusammentraf, hörte er Folgendes: „Vor längerer Zeit sah man ungefähr vierzig weiße Männer über das Eis gegen Süden wandern. Sie tödteten Seehunde nahe am nördlichen Ufer von König-Wilhelms-Land. Keiner der Reisenden verstand die Sprache der Eskimos, aber sie gaben durch Zeichen zu verstehen, ihre Schiffe wären im Eise erdrückt worden, und sie hofften eine Gegend zu erreichen, wo sie Rennthiere schießen könnten. Alle, mit Ausnahme eines einzigen Officiers, sahen mager aus, als ob sie Mangel an Lebensmitteln litten. Einige Zeit später, noch in demselben Frühjahr, vor dem Aufthauen des Eises, wurden die Leichen von dreißig Weißen auf dem Festlande und von fünf andern auf einer Insel in der Nähe eines bedeutenden Stromes (des Großen Fischflusses) entdeckt." Die Gegend, von der die Eskimos sprachen, zu erreichen, wollte Rae nicht gelingen.

Er überbrachte die Trauernachricht persönlich nach England und legte zugleich verschiedene Gegenstände vor, welche die Eskimos bei den Leichen gefunden hatten. Auf mehreren derselben waren Namenszüge eingegraben, aus denen sich mit Gewißheit ergab, daß diese Sachen Officieren Franklin's gehört hatten. Nach Rae's Berechnung fiel die Wanderung der weißen Männer über das Eis in das Jahr 1850, und es fragte sich nun, ob nicht einige von ihnen noch am Leben sein könnten. Die Eskimos hatten blos von vierzig Weißen gesprochen, aber auf beiden Schiffen befanden sich 129 Seeleute, und war es nicht möglich, daß viele dieser abgehärteten Männer ihr Dasein gefristet hatten? Die arktischen Reisenden, die man um ihr Gutachten bat, waren verschiedener Meinung. Scoresby, Kellett, Sir John Roß und Oberst Sabine erklärten sich für die Möglichkeit, daß man einige noch retten könne, Rae und M'Clure sprachen sich dahin aus, daß an dem Untergange aller Begleiter Franklin's nicht gezweifelt werden könne. Die Regierung gab dem letztern Gutachten den Vorzug, nicht so Lady Franklin. Die edle Frau, die in den ganzen früheren Jahren unaufhörlich thätig gewesen war, zu neuen Fahrten anzuspornen, und durch ein eigenes Fahrzeug, die Isabel, Nachsuchungen hatte anstellen lassen, rüstete noch einmal ein Schiff aus, den Dampfer Fox. Den Befehl übertrug sie dem Capitain M'Clintock, einem Begleiter Austin's auf der Reise vom Jahre 1850.

Diese letzte Reise, deren Erlebnisse wir hier schildern wollen, hat keinem der Vermißten Rettung bringen können. Dagegen haben wir durch sie authentische Nachrichten von Franklin's Schicksal erhalten, und der Mannschaft des Fox ist wenigstens die Befriedigung zu Theil geworden, auf dem Schauplatze der Katastrophe selbst einigen ihrer unglücklichen Landsleute eine letzte Ruhestätte bereiten zu können.

(Schluß folgt.)

Das Nervensystem.

Unorganische und organische Körper; Organismen mit Nerven.

Unsere Erde, mit allen ihren Schöpfungen, und höchst wahrscheinlich die ganze Welt, ist aus nur einigen 60 Stoffen aufgebaut. Diese Stoffe, welche auch „Urstoffe, Elemente, Grundstoffe oder einfache Körper" genannt werden (s. Gartenlaube 1853. Nr. 28), lassen sich nicht weiter in andere Stoffe zerlegen, auch läßt sich keiner derselben in einen andern Grundstoff umwandeln, und jeder hat seine ganz bestimmten Eigenschaften oder Kräfte, welche er, so lange er für sich allein besteht, weder verlieren noch ändern kann. Durch die verschiedenartigen Vereinigungen der Urstoffe unter einander (wodurch sogenannte „zusammengesetzte Körper" entstehen) ist nun nicht nur die so außerordentliche Mannichfaltigkeit der Erdgeschöpfe hinsichtlich ihrer Form herbeigeführt, sondern auch die ganz enorme Verschiedenheit in deren Kräften bedingt. Vereinigen sich nämlich mehrere Elemente mit einander und bilden einen neuen (zusammengesetzten) Körper, so erhält dieser durch die Verschmelzung der Eigenschaften der sich vereinigenden Elemente seine ganz bestimmten neuen Eigenschaften (Kräfte) und die der einzelnen verschmolzenen Elemente sind nicht mehr bemerkbar. Wird dann dieser zusammengesetzte Körper wieder in seine Elemente aufgelöst, so gehen natürlich mit der Auflösung desselben auch seine Eigenschaften (Kräfte) verloren und es erscheinen die Elemente mit ihren Eigenschaften wieder. Vereinigt man z. B. die beiden in ihren Eigenschaften sehr von einander abweichenden Elemente „Sauerstoff" und „Wasserstoff" mit einander, so bildet sich „Wasser", ein Körper, welcher wieder ganz andere Eigenschaften besitzt, als seine Elemente. Zerlegt man das Wasser, so kommen natürlich jene beiden Elemente mit ihren bestimmten Eigenschaften wieder zum Vorschein, und die Kräfte des Wassers sind sammt dem Wasser verschwunden. Die zusammengesetzten Stoffe bilden die Hauptmasse des Geschaffenen, während die Grundstoffe (mit Ausnahme von Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff) rein nur sehr vereinzelt in der Natur vorkommen.

Auf der Erde gehen nun die Elemente, nachdem sie sich aus früheren Verbindungen losgetrennt haben, fortwährend neue Verbindungen ein und erzeugen so immerfort neue zusammengesetzte Körper mit neuen Kräften. Daher kommt es denn auch, daß die Erde auf ihrer Oberfläche und in ihrer Rinde seit Jahrtausenden ein immer anderes Ansehen erhalten hat und immerfort noch erhält. — In den allerfrühesten Zeiten bildeten sich blos, ohne Zweifel der eigenthümlichen damals herrschenden Verhältnisse wegen, durch einfache, aber sehr feste Vereinigung nur weniger Elemente, zusammengesetzte Körper von großer Einfachheit und ziemlich langer Existenz. Sie finden sich auch jetzt noch und zwar in flüssiger (luftförmiger oder tropfbarflüssiger), erdiger oder krystallinischer Form vor, werden „unorganische, todte, leblose, unbeseelte Körper" genannt, bilden zusammen das „unorganische Reich" und sind: die Luft, das Wasser, die Gesteine und der Erdboden, welcher letztere aber erst durch Zerstörung (Verwitterung) der Gesteine entstanden ist.

Allmählich erschienen dann auf der Erde, nach der theilweisen Zersetzung der unorganischen Körper und der daraus hervorgehenden Umänderung der Verhältnisse, aus einer größern Anzahl von Elementen zusammengesetzte Körper mit äußerst mannichfaltigen Eigenschaften (Kräften), welche durch die vielfach verschlungenen und sich durchkreuzenden Beziehungen und Verknüpfungen ihrer Grundstoffe zu einander sehr complicirte, aber lockere Verbindungen darstellen. Sie sind eben wegen der leicht trennbaren Verbindung ihrer Elemente auch leicht zerstörbar und vergänglich, von kurzer Dauer und bedürfen überhaupt zu ihrem Bestehen eines fortwährenden Sichneubildens. Bei ihrer Zerstörung, wo sie sammt ihren Eigenschaften aufhören zu sein, lösen sie sich natürlich ebenfalls wieder in ihre Elemente auf, die dann abermals in neue Verbindungen (Körper) ein- und zusammentreten. Es besitzen nun diese äußerst complicirt zusammengesetzten Körper bald eine größere, bald eine geringere An-

zahl von „Organen" d. h. von Theilen, von denen jeder einzelne seinen ganz bestimmten Bau, seine eigene Form und sein von Form und Bau abhängiges bestimmtes Geschäft (und zwar ein anderes als der andere) hat, alle zusammen aber zum Bestehen des Ganzen thätig sind. Man nennt diese Körper deshalb auch „organische Körper oder Organismen"; zu ihnen gehören: die Pflanzen, Thiere und Menschen. Je größer die Anzahl von Organen in einem organischen Körper ist und je vollkommner ihr Bau, desto höher steht dieser Körper unter den Organismen; je weniger und einfachere Organe er besitzt, ein desto niedrigerer Organismus ist er.

Die die organischen Körper bildende sogenannte „organische" Masse erhält ihre bestimmte, sogen. „organisirte" Form (organische Structur oder Textur) bei allen Organismen ganz auf dieselbe Weise, und zwar durch die Zellenbildung. Es bilden sich nämlich als allererste, aber nur durch das Mikroskop wahrnehmbare Grundlage jedes Theiles rundliche, mit einem Kerne im Innern versehene Bläschen, „Zellen", die, mit verschiedenartigen Eigenschaften (Kräften) begabt, durch ihre Vermehrung und Umbildung zu Plättchen, Fäserchen und Röhrchen, die die nach ihren verschiedenen Eigenschaften in verschiedener Weise thätigen Gewebe der Organismen aufbauen. Die Zellenbildung ist nur beim Vorhandensein von Wasser, Eiweißsubstanz (Eiweiß, Kleber), Fett (Stärke) und Salzen (vorzugsweise Kochsalz und Kalksalze), sowie bei dem gehörigen Wärmegrade und Luftzutritt möglich. Man trifft die genannten, zur Zellenbildung unentbehrlichen chemischen Substanzen in ihrer Vereinigung im Thier-Ei und Pflanzen-Samen, im Blute und in der Milch an. Die Pflanzen können alles Material, was zum Aufbau ihrer Zellen nöthig ist, aus dem unorganischen Reiche (aus Wasser, Luft und Erdboden) entnehmen, Thiere und Menschen dagegen bedürfen dazu hauptsächlich organischer Substanzen. Schon deshalb also mußten auf unserer Erde vor Erschaffung der Thiere die Pflanzen existiren und vor dem Menschen das Thier (s. Gartenlaube 1853, Nr. 32).

Da nun in den organischen Körpern während ihres Bestehens die Zellen und die aus diesen hervorgegangenen Gewebe fortwährend der Zerstörung unterliegen und für das Zerstörte sich immerfort Neues bildet, so muß den Organismen, um bestehen zu können, auch immerwährend solches Material zugeführt (ernährt) werden, aus welchem sie aufgebaut sind. Dieses fortwährende Neubilden und Absterben, Verjüngen und Mausern der Bestandtheile der Organismen hat man als „Stoffwechsel" (s. Gartenl. 1854 Nr. 9) bezeichnet. So lange derselbe im Gange ist, sagt man von jedem organischen Körper „er lebt", betrachtet Stoffwechsel und Leben als gleichbedeutend und nennt organische Körper auch „belebte, lebendige, lebende". Hört der Stoffwechsel in ihnen auf, dann pflegt man dies „Sterben und Tod" zu nennen, und in dem dadurch zur „Leiche" gewordenen Organismus tritt nun durch Trennung der verschiedenen, eigenthümlich mit einander verbundenen Elemente die Zersetzung der organischen Substanz (Fäulniß, Verwesung, Vermoderung, Gährung) und so die Umbildung derselben in unorganische Stoffe ein, welche letztere dann wieder in andere organische Stoffe übertreten (s. Gartenl. 1854 Nr. 30). Auf diese Weise hört zwar jeder organische Körper mit seinen Eigenschaften nach seinem Tode scheinbar ganz auf, allein trotzdem dauern seine Grundstoffe fort und helfen neue Körper bilden. Gesundheit ist richtiges Vorsichgehen des Stoffwechsels (der Zellen- und Gewebsbildung und Mauserung), Krankheit dagegen falsches Vonstattengehen desselben. — Die den Stoffwechsel unterhaltende Ursache, d. h. das den Stoffwechsel bedingende eigenthümliche Zusammen- und Aufeinanderwirken der organischen Stoffe in einem Organismus, hat man auch mit dem Namen „Lebenskraft oder Seele" bezeichnet, nennt deshalb die organischen, belebten Körper auch „beseelte" und sagt beim Aufhören des Stoffwechsels in ihnen (also bei ihrem Tode) „die Seele sei entflohen." Natürlich ist hiernach die Seele (die man übrigens sehr häufig, aber ganz mit Unrecht, gleichbedeutend mit „Geist" nimmt) kein unsichtbares, unkörperliches, vom Organismus trennbares Etwas, welches von Irgendwoher zu einer bestimmten Zeit in den organischen Körper hinein- und bei seinem Tode wieder herausfährt, sondern nur das dem Leben zu Grunde liegende Gebahren des organischen Stoffes. — In diesem Sinne haben demnach die Pflanzen ebenso wie die Thiere und die Menschen eine Seele, und diese ist in allen diesen Organismen von Bildung der ersten Zelle ihres Körpers an bis zu ihrem Tode vorhanden. Ebenso können die Pflanzen natürlich auch wie die Thiere und Menschen gesund sein, krank werden und sterben; alle bedürfen zum Leben (zur Unterhaltung des Stoffwechsels) der fortwährenden Einwirkung bestimmter äußerer Einflüsse, d. s. die „Lebensbedingungen", wie Nahrung, Wasser, Luft, Wärme und Licht (s. Gartenl. 1853 Nr. 39).

Betrachten wir nun die organischen Körper genau, so ergibt sich, daß eine scharfe Grenze zwischen den einzelnen nicht aufzufinden ist, und daß alle zusammen eine ununterbrochene Kette von Körpern bilden, deren unterstes Glied die einfachsten, nur aus einer oder mehreren Zellen bestehenden Pflanzen sind, während das oberste der Mensch ist und zwischen diesem und den Pflanzen die Thiere mitten inne stehen. Der Uebergang vom Pflanzen- zum Thierreiche ist ein so unmerklicher, daß die Wissenschaft von manchen Körpern lange nicht gewußt hat, ob sie zu den Pflanzen oder zu den Thieren zu rechnen sind (Phytozoen und Zoophyten). Auch der Uebergang vom Thiere zum Menschen ist ein sehr allmählicher, wie der Schritt vom Affen zum Neger beweist, welcher letztere hinsichtlich seiner Kopf-, Arm- und Beinbildung, sowie auch hinsichtlich seiner Sprache und Geberden dem Affen sehr ähnelt. Ja selbst der Uebergang aus dem unorganischen Reiche in das organische ist ein unmerklicher, wie die Lithophyten, Nulliporen und Korallen beweisen.

Mit Ausnahme der niedrigsten Thiere unterscheidet sich das Thier von der Pflanze hauptsächlich dadurch, daß es zwei aus eigenthümlich gebauten Geweben zusammengesetzte Organe oder Systeme besitzt, von denen das eine vorzugsweise der Bewegung, das andere dieser und auch noch der Empfindung dient; ersteres heißt das „Muskelsystem", letzteres das „Nervensystem". Diese beiden Systeme finden sich in den Thieren um so mehr entwickelt, je höher dieselben im Thierreiche und je näher sie dem Menschen stehen, bis sie endlich, zumal das Nervensystem, im Menschen die höchste Entwickelungsstufe erreicht haben. Je mehr sich diese Systeme bei den niedern Thieren vereinfachen und endlich ganz verschwinden, um so mehr nimmt natürlich auch das Bewegungs- und Empfindungsvermögen ab, bis endlich die niedrigsten Thiere so ziemlich den Pflanzen gleichen, während mit der vollkommneren Ausbildung des Muskel- und Nervensystems das Thier sich in seinen Eigenschaften immer mehr dem Menschen nähert. Mit der stufenweisen Entwickelung des Nervensystems hält auch die Ausbildung der Sinnesorgane und des Sprachapparates, sowie der Bewegungsorgane gleichen Schritt, und es versteht sich natürlich von selbst, daß mit dieser allmählich sich steigernden Vervollkommnung des Nerven-, Bewegungs-, Sinnes- und Sprach-Apparates bei den Thieren auch die Thätigkeit dieser Apparate in einem vollkommneren Grade zum Vorschein kommt, bis sie endlich im Menschen zur Zeit die größte Vollkommenheit erreichen kann, aber ja nicht etwa erreichen muß.

Die Thätigkeiten (Kräfte, Eigenschaften) des lebenden Nervensystems, welches bei den Thieren in seiner unvollkommensten Gestalt auch nur die einfachsten Bewegungen und schwächsten Empfindungen zu vermitteln im Stande ist, steigern sich nach und nach, in Folge seines immer vollkommener werdenden Baues in den verschiedenen Thierclassen und mit Hülfe der nun möglichen sehr mannichfaltigen Empfindungen, allmählich zum Denken (Vorstellungen, Begriffe, Urtheile, Schlüsse machen) und Wollen, zu Thätigkeiten, die natürlich nach dem vollkommneren oder unvollkommneren Baue des Nervensystems auch vollkommener oder unvollkommener vor sich gehen, so daß sich hier eine ungemein mannichfaltige Stufenleiter verschiedener Ausbildungsgrade nachweisen läßt. Beim Menschen, welcher das vollkommenste Nervensystem besitzt, müssen diese Thätigkeiten natürlich auch in höherem Grade, in größerer Menge als bei den Thieren, existiren können. Aber Verstand, Gedächtniß, Willen u. s. w. besitzt das Thier ebenso, jedoch seines unvollkommneren Nervensystems wegen in weit geringerem Grade, wie der Mensch. Bei Thieren und Menschen müssen übrigens die genannten höheren Thätigkeiten des Nervensystems, die man wohl auch „geistige" zu nennen pflegt, ebenso wie die des Muskelsystems, durch Sinneseindrücke und Uebung (Erziehung) allmählich hervorgerufen und erlernt werden. — Abgesehen von dieser höheren Nervenfunction, vereinigt das Nervensystem die Thätigkeiten und Leistungen der einzelnen Theile und Organe des Thier- und Menschenkörpers zu einem harmonisch zusammenwirkenden, lebenden Ganzen.

Aus diesen wenigen Andeutungen schon wird der Leser entnehmen können, welch wichtiges Organ das Nervensystem für Thier und Mensch ist. Darüber nächstens Ausführlicheres. Bock.

Magier und Geister in Berlin.

Von E. Kossak.

Als vor sechs oder sieben Jahren über Europa jene absonderliche Geisteskrankheit hinzog, welche man mit dem Namen „Tischrückerei" bezeichnete, wurde wohl jeder achtsame und wißbegierige Mensch in den tollen Wirbel verwickelt und betheiligte sich an der Sache, wenn auch nur auf Seiten der Opposition. Es lohnte wohl kaum der Mühe, noch einmal auf den ganzen Handel zurückzukommen, wenn man nicht allmählich verschiedenartige Schwindel damit verbunden und schließlich das Ganze in ein verrücktes System gebracht hätte, welches auch in dem aufgeklärten Berlin zahlreiche Anhänger zählt und literarische Erzeugnisse der tollsten Art in's Leben ruft, von welchen ich weiterhin berichten werde. Zur Belustigung aufgeweckter Leser und zur Züchtigung aller Geisterbändiger will ich daher meine persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse im Felde der Tischrückerei und Psychographie niederschreiben, und zufrieden sein, wenn es mir gelingt, auch nur einen Bekenner der neuesten Magie von diesem Holzwege des Geistes abzubringen.

Zunächst will ich voranschicken, inwiefern ich mich selber an diesen mysteriösen Operationen aus Neugierde betheiligt habe. Selbstverständlich wollte Jeder bei seinen Versuchen sich so viel als möglich gegen eine „tendenziöse Tischrückerei", Betrug oder Muthwillen sicherstellen, und ich beschloß deshalb, die Fähigkeiten meiner eigenen Kinder für den sogenannten „Vitalismus" zu prüfen, da ich bereits in andern Häusern die Empfänglichkeit oder Geschicklichkeit der Kleinen für dieses unbekannte Etwas wahrgenommen hatte, gleichzeitig aber auch mit gerechten Bedenken gegen die ganze Geschichte erfüllt worden war.

An einem Sonnabend-Nachmittage, als zwei kleine Mädchen zu meinen beiden Töchtern gekommen waren, ließ ich also die vier Kinder, in deren Gegenwart, wie ich ausdrücklich bemerke, allerdings wiederholt von dem Rücken der Tische gesprochen worden war, an ein kleines dreibeiniges Tischchen treten und ihre Fingerspitzen mit der Gebehrde eines Klavierspielers ganz leicht auf die Platte legen. Kaum waren fünf Minuten verflossen, als das winzige Möbel in eine wahnsinnige Bewegung gerieth und so rasche Umdrehungen machte, daß die Kleinen nicht folgen konnten, sondern übereinanderstolperten. Die Erscheinung wiederholte sich noch öfters und zuweilen so heftig, daß die auf den mittleren Pfeiler geschraubte Platte sich losdrehte und den Kindern vor die Füße fiel. Diese Umdrehungen wechselten mit heftigem Klopfen der Tischbeine, während dessen der Tisch selber wiederholt umfiel, ohne daß es mir gelang, absichtliche Bewegungen und Manipulationen der Kinder zu entdecken. Dagegen äußerte selbst dieser kleine, nur wenige Pfund schwere Tisch nicht die mindeste Lust, sich zu regen, wenn wir anwesenden Erwachsenen, darunter einige Damen aus der Nachbarschaft, die Hände auf die Platte legten, wie ich denn auch unter den Händen von Erwachsenen niemals einen Versuch habe gelingen sehen. Es kam mir nun darauf an, die später sogenannte „spiritualistische" Seite zu prüfen, und ich hieß die Kinder, dem Tische zu befehlen, die einzelnen Zahlen eines in meiner Brieftasche steckenden Lotterieloses, die Zahl der Thalerstücke in meiner Börse, der Schlüssel in meiner Hand durch Klopfen anzugeben, allein es schmerzt mich im Interesse der Berliner Magier, der Wahrheit gemäß bekennen zu müssen, daß auch nicht eine der verlangten Angaben richtig wär, obgleich ich vorschriftsmäßig meine Hände in die Kette der Kinderhände mischte. Sämmtliche Zahlen waren falsch, und ich sah wohl, daß in Betreff aller angeblich erzielten richtigen Antworten absichtlicher Betrug der Mitwirkenden obwalten mußte. Ich beschloß, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da sie mir nicht den geringsten vernünftigen Zweck zu verfolgen schien, und habe auch weiter keine wandelnden Tische gesehen, obgleich ich noch später zufällig bei einigen total mißlungenen Experimenten zugegen war.

Indessen das unterhaltende und vergnügliche Ende sollte noch nachkommen. Ein alter Herr, Rendant D. Hornung, mochte gleich aus Allem eingesehen haben, daß mit rohem Klopfen und der plumpen Anwendung von Tischen nur sehr unvollkommene Mittheilungen aus dem sublimen Reiche zu erzielen seien, welches er hinter den sich drehenden Tischen zu wittern glaubte; er verfertigte also ein in Reihen geordnetes Alphabet nebst einem Zahlensystem, an welches ein bewegliches Gestell mit einem auf die einzelnen Buchstaben deutenden Stifte geschraubt wurde, und hoffte, daß dieses storchschnabelartige Instrument durch das geheimnißvolle Fluidum der Vitalisten oder Spiritualisten in Bewegung gesetzt, und die Mittheilung von Wissenswürdigkeiten dadurch sehr erleichtert werden würde. Den tiefsinnigen Mann hatte seine Erwartung nicht getäuscht, unter befähigten Händen bewegten sich alle Gestelle; der Psychograph oder Seelenschreiber war erfunden, und sein Verkauf für einen oder zwei Thaler konnte als ein ganz einträgliches Geschäft angesehen werden.

Es ist nun sehr bemerkenswerth, daß man die durch den Psychographen gegebenen Aufschlüsse damals noch keineswegs einer etwaigen Geisterwelt beimaß, sondern in unendlicher Unschuld den Psychographen wie ein lebendes, bald redseliges, bald tückisches und verschwiegenes Wesen ansah, ihn mit Du anredete, mit ihm förmlich unterhandelte und ihn gleich dem Patiencespiel und Kartenlegen nur als ein angenehmes Orakel betrachtete. Sein ganzer Habitus machte ihn vorzüglich bei allen jenen Damen beliebt, die bereits die Tücken des Gottes Amor kennen gelernt und in seiner Verehrung mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. So wohnte in meiner Nachbarschaft eine ziemlich junge wohlhabende Wittwe, die unaufhörlich mit Heirathsangelegenheiten beschäftigt und daher fortwährend in der traurigen Lage war, dem verstockten Schicksale Fragen stellen zu müssen. Zwar hatte sie bei mehreren in befreundeten Familien aufgestellten Psychographen schüchtern Rath eingeholt, allein mit diesen obstinaten Instrumenten war kein vertrauliches Verhältniß möglich, und erst als ihre jüngere Schwester aus der Heimath zum Besuche erschien, ein zwar lediges, aber höchst unternehmendes Frauenzimmer, faßte sie wieder Muth und entdeckte sich dieser Schwester. Für eine Dame, welche an die „Memoiren eines Arztes" von A. Dumas glaubte, mußte der Psychograph sehr viel Anlockendes besitzen. Bald war ein Exemplar erworben, und nach einigen Tagen hatte die ledige Schwester sich darauf dergestalt eingespielt, daß sie in unserer Gegend etwa einen Ruf, wie die Pythonissa zu Delphi, besaß, und von gewissenhaften Damen in schwierigen Fällen stets consultirt wurde. Ein Tänzer vom Corps de Ballet unterstützte Beide in diesem löblichen Orakelwerk. Er übte ihnen die damals neuen Tänze der Varsovienne und Polka-Mazurka ein, und leistete nach Beendigung dieser Lustbarkeit Spanndienste und Robot am Psychographen. War der Mann ursprünglich von so vergnüglichem Temperament, erheiterte sein Geschäft, das auf unablässiger Leibesbewegung beruhte, so auffallend das menschliche Gemüth, oder wirkten die Mittheilungen des Psychographen so vortheilhaft auf ihn ein: genug, wenn er aus dem Hause sprang, in ein schnödes Essigmäntelchen gehüllt, mitten auf der Straße umherhüpfte und zum Abschiede noch einmal nach den Fenstern der Damen empor kußfingerte, überkam mich ein Gefühl des Neides. Auch ich sehnte mich danach, ein Instrument von solcher angenehmen Wirksamkeit spielen zu sehen. Es war nicht schwer, die Damen, welche zuweilen in unser Haus kamen, zu bewegen, mir gelegentlich Zutritt zu gestatten. Da ich verworfen genug war, Glauben zu heucheln, erhielt ich die Erlaubniß, am nächsten Montage die Damen besuchen zu dürfen.

Ich fand sie allein, behaglich am Ofen sitzend. Auf einem Spieltische lag das Alphabet des Psychographen, und eine Lampe mit grünem Schirm paßte vortrefflich zu dem geheimnißvollen Werke. Die ledige Schwester arbeitete bereits mit dem Gestelle umher, und der Stift des Psychographen fuhr mit so großer Schnelligkeit über die Buchstaben, daß die angestrengteste Aufmerksamkeit dazu gehörte, Worte daraus zu bilden. Zunächst fiel mir unangenehm auf, daß der Psychograph, den die Damen, obgleich sie ihn vertraulich duzten, doch sehr höflich anredeten, z. B. „sage mir, guter Psychograph," oder „möchtest Du mir nicht erklären, lieber Psychograph?" wenn er seine Antwort ertheilte, niemals sich der Interpunctionszeichen bediente, die doch neben der Buchstabentabelle von dem Erfinder angebracht waren, weil er offenbar von der Ueberzeugung ausging, daß die Kräfte einer unsichtbaren Welt die Hülfsmittel deutlicher Mittheilung menschlicher Gedanken respectiren müßten. Wie gesagt, betrachtete aber der Psychograph unter den Händen Bella's, so hieß die ledige Schwester, sämmtliche Interpunctionszeichen als nicht vorhanden. Er ließ nicht allein, als ob er eine Psychographin wäre, stets die am Schlusse eines Satzes nothwendigen Punkte fort, sondern mißachtete selbst die unentbehrlichen Kommata. Zuweilen entwischten ihm in der Eile seiner Schreibewuth auch gewisse kleine Dialektsünden, welche an Frankfurt a. M.,

die Vaterstadt der beiden Damen, erinnerten. Ich erinnere mich nur noch sehr deutlich, daß der unsichtbare Schriftsteller einmal „Mättchen" statt „Mädchen" schrieb. Was den Inhalt seiner Mittheilungen betraf, so brachte er nur wenig Wissenswürdiges, überhaupt nichts, was nicht auch durch menschliche Wissenschaft, durch fleißiges Umherlaufen in der Stadt und einiges Talent zum Ausfragen und Klatschen zu sammeln und zu ergründen gewesen wäre. Meine Neugierde nahm ab, und ich begriff nun wohl, daß ich mich geirrt, und der Tänzer andere triftigere Gründe haben müsse, das Haus der Schwestern stets so fröhlich zu verlassen. Sehr artig dankte ich den Damen für ihre gütigen Operationen und bat nur noch, die unsichtbare psychographische Kraft auf die Probe stellen zu dürfen. Als die Damen Erlaubniß ertheilt hatten, that ich nichts weiter, als daß ich die Tabelle des Alphabetes verkehrt vor das Medium legte, indem ich auseinandersetzte, daß für den unsichtbaren Beantworter unserer Fragen es weder ein Oben, noch Unten, weder ein Rechts, noch Links geben könne. Sehr verstimmt ging das Medium wieder an die Arbeit, allein auch ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Oben und Unten waren dem Unsichtbaren keineswegs gleichgültig. Anfangs ging die Schreiberei sehr langsam, Irrthümer kamen vor, einzelne Buchstaben wurden ausgelassen; endlich trat eine gänzliche Stockung ein. Die Damen behaupteten, ich gehöre zu den abscheulichen Ungläubigen, und in Gegenwart solcher bösartigen Menschen weigere sich der Psychograph entweder weiterzuschreiben, oder werde ganz kleinlaut und schwach. Ich räumte daher das Feld und ging nach Hause. Bald darauf sagten sich aber auch die beiden Schönen von dem dämonischen Instrumente los und verheiratheten sich an zwei reiche Kaufleute. Ich fragte die Wittwe Braut an ihrem Polterabende, ob sie sich noch mit dem Psychographen beschäftige, und erfuhr, daß er ihre Verlobung richtig vorausgesagt habe, ihr von jetzt aber unnöthig geworden sei, da sie zu viel mit der Gegenwart zu thun habe, um an die Zukunft denken zu können.

Bald darauf machte ich eine Visite bei einer mir befreundeten Familie aus Paris und fand die Frau vom Hause mit ihrem Gemahle und einigen courmachenden Freunden eben im Begriff, eine Excursion nach einer benachbarten Wohnung von Bekannten zu machen, wo ein kräftiger Psychograph spielen sollte. Ich wollte mich verabschieden, allein die reizende Frau, welche nie Begleiter und Dienstfertige genug um sich haben konnte, befahl mir gebieterisch, sie zu begleiten. Als wir zu den Leuten kamen, war das betreffende Medium eben ausgegangen, und die Mutter desselben bedauerte, daß ihr selber die Natur die nothwendige Wunderanlage versagt habe. In der That sah die alte Frau vollständig mediatisirt aus. Eine junge Pariserin weiß indessen allen Hindernissen zu begegnen; meine Beschützerin entschloß sich unverzüglich selbst den Versuch zu machen, ob sie unter die Media gehöre. Sie hatte sich nicht sobald an den Psychographen gesetzt und die Hände auf das Gestell gelegt, als das galante Instrument anhub, die niedlichen Texte zu den Chansons zu schreiben, mit denen uns die kleine Sirene so oft nach dem Thee unterhalten hatte. Nun wurden von den Herren allerlei scherzhafte Fragen aufgeworfen, und der Psychograph beantwortete sie in französischer Sprache mit einer Eleganz des Witzes, der mir den größten Respect vor dem Esprit des Vitalismus einflößte. Offenbar war diese Naturkraft höchst vielseitig. Hatte sie in meiner Nachbarschaft unter den Händen der beiden Schwestern geantwortet, wie ein biederer Frankfurter a. M., so trat sie hier als höchst gewitzte Saloncreatur der Vorstadt Montmartre auf. Allmählich nahmen wir Alle Theil an der psychographischen Unterhaltung und machten demnächst, erheitert durch den glänzenden Muthwillen des Geistes, eine Spazierfahrt nach Charlottenburg.

In dieselbe Zeit fällt auch die erste öffentliche Vorlesung, welche über den Psychographen gehalten wurde. Veranstalter derselben zu einem wohlthätigen Zwecke war der Obristlieutenant von Forstner, ein würdiger alter Herr, der noch heute zu den Strenggläubigen der Psychographie gehört und in den Mittheilungen über die esoterischen Zusammenkünfte stets als Zeuge genannt wird. Im Saale des englischen Hauses, für gewöhnlich dem Schauplatze von Festessen und billigeren Concerten, war ein Katheder aufgestellt, um das sich eine zahlreiche Gesellschaft geschaart hatte. Wahrscheinlich war sie in Erwartung von Versuchen gekommen. Herr von Forstner begnügte sich indessen nur mit einem erläuternden Vortrage, stellte jedem Einzelnen beliebige Privatversuche anheim und endete mit einer Vorlesung verschiedener durch den Psychographen angefertigter Gedichte, deren Schlechtigkeit aber nicht übernatürliche Hülfe und Inspiration annehmen ließ. Nach einer Stunde trennte man sich sehr unzufrieden. Hier und da besprach ein Blatt die melancholische Vorlesung; dann verschwand die Psychographie fast ganz aus der öffentlichen Beachtung. Desto mehr griff sie in gewissen Kreisen im Stillen um sich. Gewiß lag für scharfsinnige, psychographisch strebsame Personen der Gedanke nahe, daß nicht das Instrument selber, sondern gewisse Geister Antwort ertheilten; man stellte sofort die nöthigen Recherchen an, und siehe da! wirklich waren es Geister, eine neue Berliner Magie war erfunden, der magere, an den Tisch geschraubte Storchschnabel, den Jeder für drittehalb Thaler per Post von dem Rendanten Herrn D. Hornung beziehen konnte, wurde ein Schlüssel zu Himmel und Hölle, und für eine Anzahl alter Herren, welche der Sorge für Erwerb und Angehörige enthoben sind, fand sich eine dankenswerthe Beschäftigung. Der Psychograph war aus einem müßigen Schwätzer und boshaften Stadtklätscher ein Geisterbeschwörer geworden; was war das Punctirbuch, die Rhabdomantie, die Wahrsagerkarte gegen ihn? mittelst einiger trockenen Spähne und Buchstaben citirte man mit Leichtigkeit den ersten besten Geist.

Die erste Nachricht von modernen Beschwörungen erhielt ich auf einer Kaffeegesellschaft, die leider in meiner eigenen Wohnung gegeben wurde. Eine alte, sehr fromme Dame erzählte, daß ihre Nichte, ein junges Mädchen von vierzig Jahren, bei ihren psychographischen Uebungen neuerdings von mehreren Geistern besucht werde, deren Angaben ihnen viel zu denken gäben. Wie es in solchen Cirkeln zu geben pflegt, entspann sich gleich eine etwa achtstimmige fugirte Debatte darüber, und da keine Stimme durchdringen konnte, ging man in den beliebten Schlußchor über, der von Moden und Dienstmädchen handelt. Ich für mein Theil nahm die alte Dame bei Seite und verwickelte sie in ein Gespräch über die Aufschlüsse der Geister. Sie theilte mir mit, daß ein Großvater der Nichte, ein alter Herr aus dem siebenjährigen Kriege, nicht allein Vieles wisse, sondern auch nicht im Mindesten zurückhaltend in der Verbreitung seiner Kenntnisse sei. Nachdem ich einige absichtlich aufgeworfene leichte Zweifel hatte widerlegen lassen, bekannte ich, daß mir viel daran liege, über das Ende meines jüngsten Bruders, der nach Amerika ausgewandert und auf der Rückkehr durch die Prairie zwischen St. Louis am Mississippi und Milwaukee jämmerlich umgekommen sei, etwas Näheres zu wissen. Möglicher Weise sei der Herr Großvater nicht abgeneigt, sich mit dem Geiste meines armen Bruders in Verbindung zu setzen und mich dann des Näheren zu belehren. Zugleich bat ich, die ganze Sache mit äußerster Verschwiegenheit zu behandeln, und lehnte bestimmt ab, bei dem Versuche der Citation anwesend zu sein, da ich für die physische Beschaffenheit der verehrlichen Media nichts Förderliches, sondern eher etwas Störendes in mir trage. Bitte und Ablehnung der Zeugenschaft waren Wasser auf die Mühle des alten Frauenzimmers. Sie versprach, ihre Nichte in Kenntniß zu setzen und mir später Nachricht von dem erzielten Resultat zu geben. Nach einer Woche lud mich die gute Mama ein, sie zu besuchen. Nicht so bald war ich eingetreten, als die Nichte, sonst ein gar gutes Wesen, mit freudestrahlenden Blicken mir entgegenflog und mir erzählte, daß die Stimme des Großvaters ihr verkündet habe, mein jüngster Bruder sei an dem Bisse einer Klapperschlange gestorben, habe übrigens einen leichten Tod gehabt und gehöre zu den seligen Geistern. Dann tranken wir gemeinsam Kaffee, sprachen Manches über die Abenteuersucht der armen jungen Leute und trennten uns gerührt. Nun muß ich aber, auf die Gefahr hin von allen Psychographlern für den verworfensten Schurken gehalten zu werden, bekennen, daß ich den lieben Weiblein eine abscheuliche Falle gestellt hatte. Mein Bruder, der Auswanderer, lebte noch in voller Blüthe der Gesundheit, hatte den kühnen Marsch durch die Prairie glücklich vollendet, war dann, amerikasatt, wieder nach Europa heimgekehrt und leistete augenblicklich seiner Militairpflicht in Danzig bei dem ersten Artillerie-Regimente als Bombardier Genüge, eine Thatsache, an der kein Geist Zweifel erheben konnte, zumal ich die Postscheine über die von mir monatlich an ihn geschickten Unterstützungsgelder sorgfältig aufbewahrte. Weil aber die alte Dame inzwischen gestorben ist, glaube ich nicht länger verpflichtet zu sein, dieses Intermezzo zu verschweigen.

Meine Neigung, die Psychographie zu studiren, war begreiflicherweise durch die gründliche Auskunft des Großvaters der Nichte

ziemlich erloschen. Wenn ich von Geistern hörte oder in nordamerikanischen und französischen Blättern las, erschien mir der stimulirte Geist meines guten Bruders und warnte mich vor den leichtsinnigen Bewohnern des Jenseits, welche nicht einmal die erste polizeiliche Maßregel: die Identität der Person festzustellen, ergreifen. Selbst die nach und nach auftauchenden Schriften des schon genannten Rendanten D. Hornung, des Zauberers von Berlin, gingen spurlos an mir vorüber. Ich überwand mich nicht, die „Neuen Geheimnisse des Tages" zu lesen, nicht „Heinrich Heine, der Unsterbliche", nicht die „Neuesten Erfahrungen aus dem Geisterleben". Erst als mir ein literarischer Freund das letzte Werk der psychographischen Schule, „Die neuesten Manifestationen aus der Geisterwelt", mit der dringenden Bitte zusandte, diesem Ausbund der Ungereimtheit einige Beachtung zu schenken, machte ich mich darüber her und las das 180 Seiten lange Opus von Anfang bis zu Ende durch.

Wie ein solches Werk nach der ernsten philosophischen Arbeit des letzten Jahrhunderts gedruckt werden konnte, begreift man nur, wenn man die merkwürdige Schwäche der menschlichen Natur und den geistig herunterbringenden Einfluß einer Lebensweise ohne regelmäßige Beschäftigung in Anschlag bringt. Hier ist gar nicht mehr die Rede von einer Citation der Geister, wie sie im Mittelalter gebräuchlich war, wo z. B. Tritheim dem Kaiser Maximilian seine erste Gemahlin erscheinen ließ, oder Faust Kaiser Karl dem Fünften den Schatten Alexanders des Großen zeigte; hier handelt es sich nicht mehr um geschickt gemachte Erscheinungen von kurzer Dauer, in tiefem Schweigen, oder in Begleitung von einzelnen orakelhaften Worten; bei dem Verfasser der neuesten Manifestationen, Herrn D. Hornung, finden förmliche Geisterkränzchen statt. Die Geister stellen sich so gut ein, wie Herr von Forstner, General von Pfuel, Herr Commerzienrath Ravené, Herr Hofopernsänger Krause, Herr von Willisen und Herr Graf Knyphausen, anderer Gäste und Berliner Notabilitäten gar nicht zu gedenken; die Wohnung des „geistreichen" Rendanten in der Lindenstraße Nr. 16 gleicht einer Ressource für Gespenster. Kaum hat sich das Medium an den Psychographen gesetzt, und die Gesellschaft Platz genommen, so bemächtigt sich auch schon ein Geist des Mediums und theilt sich den Anwesenden durch das schreibende Instrument mit. Namentlich gewöhnen sich die ganz bösen und die dubiösen Geister an unsere alten Herren, während die guten Geister zurückhaltender sind und das für ihre ausgezeichnete Stellung erforderliche Decorum beobachten.

Zuweilen befehden sich sogar die bösen Geister und mischen sich unberufen Einer in des Andern Conversation mit dem Magier und der verehrlichen Gesellschaft. Die Aergsten sind der Angabe nach Heinrich Heine und ein schlesischer Geist, ein gewisser Horaz von Forno. Es ist kaum glaublich, in welchem Tone sich das letztgenannte Scheusal in Gegenwart gebildeter adliger Herren, reicher Industriellen und Künstler vernehmen läßt. Einmal hat besagter Horaz von Forno den Sänger des Buches der Lieder unterdrückt, und Herr D. Hornung bittet nun Heine, seine ganze Kraft anzustrengen, um Forno zu verdrängen. Er würde ihn dabei unterstützen und die Kraft des Allerhöchsten anrufen. Statt Heine's Antwort, den Forno als der Stärkere nicht zuließ, wurde Folgendes durch das Medium geschrieben: „Zum Donnerwetter! störe Heine nicht, er muß beten. Das arme Luder, das früher so schön richtig deutsch gesprochen, hat hier (in der Hölle) vor lauter Frömmigkeit seine Muttersprache verlernt; singt der Kerl jetzt immer:

Herr Gott, ich lobe Dir
Und preise Deine Güte.

Mehr hat das arme Vieh von diesem Bauchkneifen erregenden Liede auf Erden nicht gelernt, und nun leiert er immer diese beiden Strophen; man möchte sich hier die Ohren mit Watte zustopfen, und das Bauchkneifen nimmt gar kein Ende; ich habe schon den glänzendsten Durchmarsch bekommen. — Kannst du ihm das Lied nicht weiter vorbeten? damit wir doch wenigstens eine Abwechselung bekommen und unsere Därme sich wieder stopfen. Forno."

Mit dieser Sippschaft verkehrt der Magier und seine Freunde Monate lang und nimmt jedes Wort, welches durch das Medium mittelst Inspiration der verschiedenartigen Geister aufgeschrieben wird, für baare Münze und unumstößliche Wahrheit, wovon man sich auf jeder Seite des verzweifelten Buches selbst überzeugen mag. Auch sind die Geister im Ganzen nicht undankbar für so viel Vertrauen und Glauben. Sie scheinen sich in der Gesellschaft der alten Herren wohl zu fühlen und kehren immer wieder. So ist da der Geist eines Kapuziners Konrad aus Tübingen, der als siebentehalb Fuß langes Gespenst in einer Schloßkellerei nächtlich umgeht, aber von dem Herrn, der dort zur Miethe wohnt, nicht zum Reden gebracht werden kann, da der Psychograph ihm den Dienst versagt und die Geister seit einigen Jahren sich angewöhnt zu haben scheinen, ihre Ansichten nur durch dieses Instrument mitzutheilen. Der Tübinger Herr schreibt deshalb an Rendant D. Hornung, den Großmeister der psychographischen Loge, und fleht ihn inständigst an, den nächtlichen Ruhestörer zu citiren und zur Angabe seiner Persönlichkeit, wie seines Charakters, resp. Verbrechens, zu veranlassen. Alsbald werden die nöthigen geistmagnetischen Operationen angestellt, und der „jenseitige Unbekannte" gibt sich als den schon genannten Konrad zu erkennen, wobei er sich gleichzeitig des Mordes Herzog Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin schuldig bekennt. In dem Vortrage dieses armen Geistes, der nach seinem Geständniß — er muß es doch selber am besten wissen — schon seit dem Jahre 1193 umgeht und schlechterdings nicht zur Ruhe gelangen kann, liegt aber so viel Reuiges und Gemüthliches, so viel Redseligkeit und Hang zu guten Menschen, daß die Ressource mit ihm ein förmliches criminalistisches Verhältniß anknüpft und ihn bis zum April des nächsten Jahres nicht aus den Händen läßt. Die Klagen Konrad's reichen zwar nicht an den großartigen Styl Hamlet's sen., allein mit den Redensarten betrübter Geister in gewöhnlichen Trauerspielen oder Melodramen lassen sie sich allenfalls vergleichen. Solche Kerle aus dem Jenseits kann der Hornung'sche Verein brauchen, und Konrad wird von ihm so grausam gezwiebelt, wie nur ein menschlicher Verbrecher von seinem Inquirenten. Er soll den Leichenstein der von ihm ermordeten Herzogin Mathilde angeben, kann jedoch schlechterdings damit nicht zur Zufriedenheit der Gesellschaft und des Tübinger Herrn zu Stande kommen. Man correspondirt emsig, ja in Tübingen werden ordentliche Nachgrabungen angestellt. Konrad findet indessen stets neue Ausflüchte, und nachdem er die würdigen Herren ein Vierteljahr lang hingehalten, vertröstet er sie schließlich mit der Auffindung des Steines auf künftige Zeiten. Inzwischen benutzen ihn die Herren als Uebersetzer einer aus Pittsburg in Pennsylvanien eingesandten Hieroglyphenschrift, denn die Psychographen correspondiren schon trotz den Akademien der Wissenschaften. Diese von einem amerikanischen Medium verfaßte Schrift wird vollständig übersetzt mitgetheilt, und enthält eine Göttergeschichte und Schöpfung des Menschen auf — dem Planeten Saturn. Der Leser des Buches glaubt sich zuweilen wirklich in einem Narrenhause zu befinden, und ich bewahre von einem Besuche der Irrenstation im Berliner Arbeitshause noch einige Blätter mit Selbstbekenntnissen einer armen Wahnsinnigen auf, in denen mehr Vernunft und weniger Verstöße gegen die rohesten Elemente der Naturwissenschaft enthalten sind, als in dieser Geistermanifestation.

Eine angenehme Abwechselung bringt die plötzliche Erscheinung des ehrsamen Hans Fürchtegott Gellert hervor. Als nämlich in der psychographischen Gesellschaft gefragt wird: „Wer wird heute die hier aufgestellten Fragen beantworten?" meldet sich unerwarteter Weise der Leipziger Professor als Stellvertreter Konrad's. Der fromme Mann läßt sich sogar herbei, den Herren zu erklären: „wodurch Bosco befähigt sei, mit doppelt verbundenen Augen jede Schrift zu lesen". Seine Erklärung ist sehr sublim, sehr spiritualistisch und geistmagnetisch —. —. Alle namhaft gemachten Geister brauchten eigentlich gar nicht citirt zu werden, um unsere Kenntnisse zu bereichern. Ueber das Jenseits sagen sie nichts, was nicht schon tausendmal von Schwärmern oder Gaunern wiedergeläut worden wäre, über das Diesseits nichts, was nicht alle oberflächlich Gebildeten sich an den Schuhen abgelaufen hätten. Ja Geister, welche wie der mit aufgeführte kleine Richard, der schon im Jahre 1844, elf Monate alt, gestorben ist, den besten Unterricht im Jenseits genossen haben — Richard gibt Christus als seinen Lehrer an! — zeigen sogar die empörendste Unwissenheit. Unfehlbar hätte dieser kleine Geist, wenn er leben geblieben wäre, unter der Anleitung des ersten besten Candidaten der Philologie bessere Fortschritte im Griechischen gemacht, als im Jenseits, denn er begeht am Schluß des Buches in einem Gedicht einen so lächerlichen Sprachfehler, und Herr Rendant D. Hornung fügt eine so böotische und nie „auf Schulen" erhörte Erklärung hinzu, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, die Blätter der neuesten Manifestationen zu einem Zwecke zu verwerthen, welcher das Finale eines der erfreulichsten, wenn auch nur irdischen Acte im menschlichen Leben zu bilden pflegt.



Luther am Sarge seines Töchterleins.

Es dürfte die schöne und sicher auch dankbare Aufgabe eines deutschen Geschichtsschreibers sein, das Haus- und Familienleben Luthers in seiner ganzen Traulichkeit und stillen Würde zu beschreiben. Die meisten Biographen des großen Reformators schildern den Mann nur als zürnenden Kämpfer gegen Mißbrauch des göttlichen Wortes, als kühnen Streiter für seine Ueberzeugung, als überall gewappneten und schlagfertigen Krieger auf dem Felde des Geistes. Von dem liebenden Gatten Luther, von dem lehrenden und sorgsamen Vater, dem sinnigen Freunde der Musik und der Natur, von dem Manne der Wohlthätigkeit, der überall Thränen trocknete, so weit seine arme Hand reichte, von diesem erfahren wir nur wenig. Und doch welcher Reichthum an Liebe und Gemüth, welche Männlichkeit bei aller kindlichen Einfalt, welch ein treues echtdeutsches Gemüth! Bei seiner Arbeit, im Kreise der Seinen, an der heitern Tafelrunde und am Krankenlager, spielend mit den Kleinen und mit ihnen betend, überall und in allen Lagen des Lebens — die große edle Natur! Sein Zusammenleben mit den Kindern ist ein wahres Idyll an Harmlosigkeit und stillen Freuden, dem es dabei nicht an kräftigen festen Zügen fehlt. Bei aller tiefen und echten Frömmigkeit des Gemüths strebte doch Luther stets danach, aus seinen Kindern — nicht verhimmelnde Duckmäuser — sondern edle, kräftige Menschen zu erziehen.

Eine der ergreifendsten Scenen aus dem Familienleben des wackern Mannes, in der er sich so recht in seiner ganzen Weichheit

und doch auch wieder in der alten Markigkeit seines Charakters zeigt, finden wir in den Sterbetagen seiner dreizehnjährigen Tochter Magdalena.

Das schwerkranke Kind lag im Sterben. Still weinend warf sich der Vater neben das Bette des frommen Kindes auf die Knice und betete, mit Liebe und Schmerz ringend, um die Auflösung der Kranken. „Ich habe sie so sehr lieb," rief er, „aber lieber Gott dort oben, wenn es Dein Wille ist, so will ich sie gern bei Dir wissen!" Darauf beugte er sich über das Bett des leidenden Kindes und indem er ihre Wangen strich, fragte er leise: „Magdalenichen, mein Töchterlein, bliebest Du gerne hie bei Deinem Vater, oder ziehest auch gern zu jenem Vater?"

„Ja, herziger Vater," antwortete das Kind und schlang die matten Arme um seinen Hals, „wie Gott will!" — Da brach sein Schmerz in helle Thränen aus, er wandte sich ab, um dem Kinde seine Bewegung zu verbergen, und schluchzte: „O Herr, wie habe ich sie so sehr lieb! Und dennoch, wir leben oder sterben, so sind wir dein! —"

Als nun das letzte Stündlein des Kindes gekommen — es war am 20. September 1542, — seine Gattin, die liebe Käthe, in einer Ecke des Zimmers saß und das mit Thränen überfluthete Antlitz in den Händen verbarg, weil sie den Jammer nicht mit ansehen konnte, da warf der gebeugte Vater sich wieder vor das Bett auf die Kniee und betete, daß Gott es wolle erlösen — bald, recht bald! Dann umfaßte er das Töchterlein mit beiden Armen und legte seine Wangen an die ihren und suchte ihr den letzten Kampf zu erleichtern, obwohl ihm fast das Herz dabei brach. Ihr letzter Blick galt dem Vater!

Zwei Tage später lag die Todte, von Blumen überdeckt, im Sarge, in einem Gewölbe des Unterhauses. Als die Leichenträger und Leidtragenden kamen und dem armen Vater ihr Beileid bezeigen wollten, ergriff er die Hand des Einen und sagte in seiner milden Weise: „Ihr solltet nicht klagen, denn ich habe eine Heilige gen Himmel geschickt! O hätten wir Alle einen solchen Tod!"

Dann begab er sich still und allein hinunter in den kleinen Raum, wo jetzt sein Töchterlein die letzten Augenblicke im elterlichen Hause verschlief, öffnete den Sarg wieder und weidete sich zum letzten Male an dem Anblick des lieben Kindes, das nicht mehr, wie sonst, ihm sein „herziger Vater" zurufen konnte. Für seinen Schmerz gab es keine Worte! „Du liebes Lenichen, wie wohl ist Dir geschehen!" sagte er nur leise weinend, küßte noch einmal den kalten Mund und beugte dann seine Knice zu einem Gebet um Trost und Kraft in seinen Leiden.* Gestärkt erhob er sich und schloß dann für immer das kleine Haus seines Lieblings. Als er wieder hinauf zu den Seinen kam, tröstete er sie und sagte: „Mein Kind ist nun wohlbeschicket, sowohl an Leib, als an Seele!" Seiner Frau, der weinenden Kathi, sagte er tröstend: „Ein wunderbares Ding, zu wissen, daß sie in Frieden und ihr wohl ist und daß wir doch so traurig sind."

Dann gab er ruhig Befehl sein Töchterlein hinauszutragen auf den stillen Friedhof.

* Diese Scene ist es, die unser Künstler zur Darstellung gebracht hat. Die wunderbar erschütternde Wirkung des Bildes beruht hauptsächlich in seiner Einfachheit und tiefen Wahrheit. Wir haben dasselbe mit ausdrücklicher Genehmigung des Künstlers (Gust. König) und des Verlegers (Rud. Besser) in vergrößertem Maßstab einer der vielen vortrefflichen Illustrationen des unter dem Titel: „Luther, der Reformator" erschienenen Prachtwerks nachgebildet. Das schön ausgestattete Buch enthält 48 Stahlstiche, sämmtlich nach Zeichnungen von G. König. Die Red.

Der alte wandernde Spielmann.

Von Ludwig Storch.

Der regierende Herzog von Coburg-Gotha nimmt bekanntlich eine ehrenvolle Stelle unter den Tondichtern der Gegenwart ein. Eine brillante Oper um die andere geht aus seiner musikalischen Schöpfungskraft hervor; seine Hofkapelle und sein Hoftheater sind reich an tüchtigen Talenten. Es ist natürlich, daß musikalische Capacitäten aller Art in den Wintermonaten nach Gotha, in der übrigen Zeit nach Coburg strömen, wo eben Kapelle und Theater wirken, und entweder vom Herzog eingeladen, oder sich ihm offerirend ihr Licht vor ihm und dem Publicum leuchten lassen, oder wenigstens den Versuch dazu machen.

Es fehlt in den beiden Residenzen zur angegebenen Zeit selten an tüchtigen herzugewanderten musikalischen Kräften; denn die Musik, namentlich der Gesang liebt es ja, auf die Wanderschaft zu gehen. Die Virtuosen gleichen den Zugvögeln, nur daß sie nicht so naiv und harmlos sind wie diese, und sich gern von einem fürstlichen Liebhaber einfangen lassen.

Schwerlich nimmt irgend ein Glied dieses wandernden Virtuosenthums, das jährlich in den beiden thüringischen Städten einkehrt, Kenntniß von einem eingebornen musikalischen Genie, das auch vom Virtuosenwandertrieb beseelt, demselben in ganz anderer Weise als sie und in sehr origineller genügt. Und doch wäre dieser Mann, jetzt ein dreiundsiebzigjähriger Greis, werth, daß sie ihn beachteten und ehrten, ja sie könnten sogar noch viel, sehr viel von ihm lernen, was ihnen in Bezug auf ihre Kunst zum Nutzen und — wenn sie wirkliche echte Talente sind — zur künstlerischen Erhebung dienen könnte. Denn der alte wandernde Spielmann ist ein Träger jenes regenbogenfarbigen warmen Lichtstrahls, der harmonisch tönend aus dem Feuerrohr des Prometheus hervorzuckte, er ist ein echter musikalischer Genius, und die von ihm geschaffnen Tonstücke haben Millionen zartfühlender Seelen entzückt; sein Name ging weit über die Grenzen Deutschlands hinaus; er war ein in der ganzen civilisirten Welt gefeierter.

Es sind Jahre her, ich weiß nicht wie viel, als die auf dem Hoftheater in Gotha mit großem Beifall aufgetretene bekannte Sängerin S. mich aufsuchte. Ich machte einige Ausflüge mit ihr in die reizende Gebirgslandschaft. Auf einem derselben sah ich einen Mann mit einem kleinen Papierpäckchen unter dem Arme in ärmlicher Kleidung auf der Straße vor dem Wagen in derselben Richtung gehen. Ich erkannte ihn von weitem von hinten. Sie ist ja nicht zu verkennen, die eigenthümliche Gestalt, und ich glaube, im südwestlichen Thüringen kennt sie jedes Kind eine Viertelstunde weit von allen Seiten. Ich würde sie an ihrem Schatten erkennen; denn sie ist mir zum unentbehrlichen Bestandtheil der vaterländischen Gegend geworden, gleichsam zur nothwendigen Staffage der Landschaft. Und gewiß mir nicht allein. Mehr oder minder mag es allen thüringischen Landsleuten jener Gegend so ergehen. Diese Gestalt ist uns Allen eine liebe Gewohnheit, eine autotypische Erscheinung, wie Berg und Fels, Kirchthurm und Wirthshaus.

Ich flüsterte meinem Gaste schnell zu: „Sehen Sie sich den Mann, der vor uns geht, recht an. Er verdient Ihre Aufmerksamkeit im höchsten Grade."

Wir holten ihn schnell ein; ich ließ halten. Das alte, liebe gutmüthige Gesicht mit den feinen scharfgeschnittenen Zügen, mit den blauen, träumerischen Augen lächelte uns einen freundlichen Gruß zu. Ein etwas gebückter Mann von mittler Größe, salopp gekleidet, wie immer, mit einem schönen Kopfe, ausdrucksvollen Zügen, hoher gewölbter Stirn, von weichen blonden Locken umflogen. Er redete mich mit weicher sonorer Stimme an. Ich bot ihm einen Platz im Wagen an; er schlug ihn aus, er wollte sich im nächsten Dorfe verweilen. Das Papierpäckchen belehrte mich, was er dort zu verrichten hatte. Doch versprach er mich auf dem Heimwege zu besuchen.

Als wir weiter fuhren, fragte meine Dame: „Wer ist dieser Mann? Sein Habitus, namentlich sein Kopf und seine Züge haben mir imponirt. Das ist kein gewöhnlicher Mensch, und gerade seine ärmliche Kleidung bestätigt meine Vermuthung."

„Meinen Sie?" versetzte ich lachend. „Nun, er ist ein wandernder Musikalienhändler. In dem Päckchen trägt er neue Noten, geschriebene, gedruckte. Er besucht den Pfarrer, den Schullehrer, den Schulzen, vielleicht auch noch andere Dorfhonoratioren. Die kaufen ihm etwas ab. Er ist überall gern gesehen. Die Hausfrau behält ihn zum Frühstück, zum Mittagsbrod, der Hausherr trinkt ihm freundlich zu. Dann geht er weiter, schlicht, genügsam, heiter. In den Gasthöfen wird ihm die Zeche klein gemacht; oft gibt ihm der Wirth statt der Rechnung die Hand und wünscht ihm glückliche Reise und gute Geschäfte. So wandert er durch das Land."

„Und das wäre Alles?“

„Vielleicht ist er auch noch etwas mehr.“

„Wie heißt er?“

„Wozu ein Name? Ich werde Ihnen den alten, wunderlichen Kauz vorführen. Kaufen Sie ihm etwas ab. Dann mag er sich Ihnen selbst nennen. Ich glaube, er wird Ihnen gefallen, und Sie werden mir die Bekanntschaft Dank wissen.“

„Fast glaube ich, das ist kein gewöhnlicher Mann. Ich sehe es an seinen Augen, an seiner Stirn, an seiner ganzen Erscheinung. Er erinnert mich an Beethoven.“

Von dieser Bemerkung frappirt, brach ich das Gespräch ab.

Zwei Tage später trat gegen Abend der alte Musikalienhändler bei mir ein. Er pflegte mich oft zu besuchen; er wußte, wie lieb ich ihn hatte. Und auch er war mir gewogen. Ich stellte ihm einen Becher Wein auf den aufgeklappten Flügel im Nebenzimmer. Bald saß er vor dem Instrument und ließ die Finger leise über die Tasten hingleiten. Es klang herüber wie flüchtige Geistergrüße. In diesem Augenblick trat unsere Primadonna herein. Sie pflegte jeden Abend zu kommen. Ich winkte ihr zu und deutete auf den Spielmann im Nebenzimmer, den die Dämmerung eben sanft einschleierte. Sie nickte wie im Einverständniß und als wisse sie wirklich schon, wer er sei. Still und horchend saß sie auf dem Sopha. Aus dem dunkler werdenden Zimmer säuselten die Töne zu uns heraus. O Ohnmacht der menschlichen Sprache, wenn sie das tiefste, süßeste, heiligste Seelengeheimniß enthüllen soll! Dazu sind ja eben nur die Töne da; wozu brauchten wir sie, wenn die Sprachlaute es vermöchten? Hier wurde ein solches Geheimniß ausgesprochen. Das vermag nur ein musikalischer Genius. Die Andern hämmern, klimpern, lärmen, rasen auf den Tasten herum, daß Einem die Ohren gellen. Sie können kein Geheimniß aussprechen, denn sie wissen keins. Aber nur eine tiefe Seele versteht die wahre Sprache. Die Andern sitzen dabei und hören — Noten abspielen.

Meine Dame verstand den Mann da drin im dämmerigen Zimmer, und seine flüsternde Sprache drang ihr in die Seele. Ich sah im letzten Tagschein ein paar Thränen in ihren Augen schimmern. Ihre Brust hob sich mächtig, und doch hörte man sie nicht athmen. Der Spielmann verlor sich immer tiefer in seine wunderbaren träumerischen Phantasien. Die Nacht hüllte uns mehr und mehr ein. Niemand regte sich; man hörte nur die leisen, sehnsüchtigen, fröhlichen, neckischen, wunderbaren Töne. Sie klangen wie sich ein Dichter die Flügelschläge kleiner Engel vorstellen mag.

So war wohl eine Stunde vergangen (wir hatten das Zeitmaß verloren), als der Spielmann nach Licht rief. Es wurde zuerst in unser Zimmer gebracht. Der Virtuos kam heraus, sah die fremde Dame scheu an und schien von ihrer Anwesenheit wenig erbaut. Meine Frau bat ihn weiter zu spielen; er versetzte verdrießlich: „Ja, für Sie! Die andre Dame darf es nicht hören.“

Nun spielte er mehr mit Kunst. Doch war das Meiste hinreißend schön. Plötzlich stand er auf, nahm den Hut und verließ uns mit kurzem Gruße.

„Mein Gott!“ rief die Primadonna, „ich erwache wie von einem Rausche. Nie hab' ich zärtere, reinere Seelentöne vernommen. Dieser Mann ist ein großer lyrischer Tondichter. Aber wer ist der wunderliche Herr, der an meine Ohren das seltsame Begehren stellte, nicht zu hören? Sie sind mir seinen Namen noch schuldig.“

„Johann Ludwig Böhner ist sein Name, gewöhnlich vom französischen Titel seiner im Stich erschienenen zahlreichen Compositionen „Louis Böhner“ genannt.“

„Louis Böhner, der originelle, melodienreiche Tonschöpfer! Den wir Alle noch kennen, die jemals Musik getrieben!“ rief die Dame überrascht. „Aber wie ist mir denn, hab' ich nicht sagen hören oder gelesen, er sei geisteskrank?“

„Daß er von Paradoxien, Bizarrerien und Futilitäten, zuweilen auch von fixen Ideen nicht frei ist, leidet keinen Zweifel, und Sie haben eben mit seiner göttlichen Tonmalerei auch davon eine Probe erhalten; ob er wirklich jemals im schlimmsten Sinne geisteskrank war, weiß ich nicht, wir haben eben kein anderes Wort für seine Abnormitäten.“

Die entzückte Sängerin erinnerte sich einer journalistischen Mittheilung von dem (vor 25—30 Jahren) so viel genannten Witz von Törring über Louis Böhner, nach welcher dieser im Königsschlosse zu Kopenhagen eine seltsame, allerdings von Geistesverwirrung zeugende Scene mit einer königlich dänischen Prinzessin gespielt haben sollte. Auch behauptete sie, man habe ihr von gut unterrichteter Seite versichert, Böhner sei das Original zum Kapellmeister Kreisler in E. Th. A. Hoffmanns Kater Murr. Beide hätten zusammen in Bamberg gelebt und seien als musikalische Genie's viel miteinander umgegangen. Ebenso versicherte sie, K. M. v. Weber habe das Motiv des Freischütz von Böhner entlehnt, und die beliebte Arie: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ sei Böhner's Erfindung.

Ich konnte über keins dieser Dinge Auskunft geben. Doch hatte ich die letztere Behauptung schon einige Male von Musikkundigen aussprechen hören. Mir war die Sache auf folgende Weise erzählt worden. Ein Böhnersches Concert enthalte allerdings eine Stelle, welche mit dem Thema des Freischütz nahe verwandt sei. Von einer eigentlichen Entlehnung dürfe man aber doch nicht reden. Was den genannten Brautjungferncher betreffe, so habe Weber während seines Aufenthaltes beim Prinzen Friedrich (dem spätern letzten Herzoge) von Gotha auf einer Dorfkirmeß in dem erfurtischen Dorfe Alach einen Tanz spielen hören, den er für eine alte Volksmelodie gehalten, der aber eine Composition von dem in der Nähe Alachs, in dem gothaischen Dorfe Töttelstedt gebornen und aufgewachsenen L. Böhner gewesen sei. Und diesen Tanz habe Weber zu seinem berühmten Chor benutzt.

Meine Gesangskünstlerin bat mich angelegentlich, ihr den wunderlichen Tonkünstler zuzuführen. Meine Bemühungen, ihren Wunsch zu erfüllen, waren vergebliche, da man nie wissen kann, wo Böhner, der sich fast immer auf der Wanderschaft befindet, eben verweilt, beziehentlich wohnt. Er kam nicht wieder, und die Dame mußte abreisen, ohne seine nähere Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie nahm mir aber das Versprechen ab, ihr über sein Leben und künstlerisches Wirken Aufschlüsse zu verschaffen. Ich wandte mich deshalb später an ihn, und er machte mir biographisch-aphoristische Mittheilungen, die ich heute, nach langen Jahren, auf Antrieb unseres gemeinschaftlichen Landsmannes und Freundes Ernst Keil, dem aus dem von Böhner ebenfalls oft besuchten Vaterhause eine warme Pietät für den wandernden Spielmann geblieben ist, zuerst für die Oeffentlichkeit benutze. Herr Keil ist nämlich von Böhner, den er im vaterländischen Gebirge traf, ersucht worden, in der Gartenlaube den „albernen Gerüchten, die über sein Leben und Thun im Umlauf seien“, zu widersprechen.*

* Nicht im Gebirge, sondern in Arnstadt war es, wo ich im Laufe des letzten Sommers Böhner antraf. Dreißig Jahre waren verflossen, daß ich ihn nicht gesehen, und doch erkannte ich den freundlichen Greis sofort wieder. Damals — ich meine vor dreißig Jahren — mochte er wohl auf seiner Durchreise durch L., meine Geburtsstadt, erfahren haben, daß mein Vater einen neuen ganz vortrefflichen Flügel gekauft hatte; genug, eines Sonntags in der Abenddämmerung — es war im Hochsommer — trat plötzlich ein fremder Mann in unser Zimmer, wo die ganze Familie versammelt war, und bat freundlich, das Instrument proben zu dürfen. Mein Vater mußte den Fremden wohl kennen, denn dieser hatte seine Bitte noch nicht ganz ausgesprochen, als er erfreut seine Hand nahm und ihn selbst zum Flügel führte, auf dessen Sitz sich der Angekommene sofort niederließ. Ich erinnere mich der Scene noch, als ob sie gestern erlebt wäre. Der Vater winkte uns still vom Instrument weg, das wir neugierig umstanden, und alsbald klangen die Töne des Spielenden durch das Zimmer. Wie horchten wir hoch auf! So viele vortreffliche Musiker auch in unserm Hause verkehrten — dieser Zauber von Musik war uns neu. Ein wunderbar süßes Gemisch von weichen, innigen und doch zugleich auch neckischen und jauchzenden Melodien, wie wir so verlockend und rührend noch nie gehört, umrauschte uns und versetzte uns mit jeder Minute in eine heiligere Stimmung. Andächtig wie in der Kirche lauschten wir dieser neuen Religion der Töne. Der Künstler sah und hörte nichts als sein Spiel und blickte nur dann und wann wie träumend nach Oben. Mein guter Vater war wie verklärt. Das wunderbare Spiel mochte hinaus auf die Straße gedrungen sein, bald füllte sich das Zimmer mit Nachbarn und Freunden, und als dieses nicht mehr zureichte, auch die Hausflur, und als auch diese gefüllt war, der Platz an den Fenstern auf der Straße, die bald bis auf die Mitte gefüllt war. Alles horchte still und mit gehaltnem Athem, und nur dann und wann hörte man's flüstern: der Böhner ist's — Louis Böhner! So mochte er eine halbe Stunde gespielt haben, als er sich umsah und die Versammlung erblickte. Ich sah, wie sich die Stirnfalte rollte, mit einem schrillen Accord schloß er plötzlich seine Phantasien, stand auf, nahm Hut und Stock und indem er meinem Vater noch flüchtig die Hand drückte, drängte er sich schnell und ohne auf dessen Einladung zu hören, durch die gedrängte Menge, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machte. Eiligen Schrittes und ohne weiter von der Menge Notiz zu nehmen, wanderte er durch die Straßen zum Thore hinaus, nach seiner vier Stunden entfernten Heimath Gotha zu.

Seitdem sind dreißig Jahre verflossen, und der arme Böhner wandert noch immer und wird wohl wandern, bis er einst einkehrt in das kleine stille Haus, in dem er für immer ausruhen darf von seines Lebens Mühen. Möge sein Lebensabend ein freundlicher werden! Und deshalb, wenn Ihr auf

Jene pikante Veröffentlichung Wit von Dörring's über die vergeblich drastische Rencontre unseres Componisten mit der Prinzessin von Dänemark erklärte Böhner für eine unverschämte Erfindung und Bambocciade des berüchtigten zweideutigen Demagogen. Was seine Originalschaft zu E. T. A. Hoffmanns Johannes Kreisler betrifft, so gab er an: während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Nürnberg (1810—1815) öfter und periodenweise in Bamberg zugebracht und mit Hoffmann, dem genialen und lebenslustigen Kunstgenossen, der von 1808 bis 1813 in der alten fränkischen Bischofsstadt lebte, frohe Tage genossen zu haben. Sie hätten da viel tolles Zeug zusammen getrieben und sich des Lebens auf ihre Weise gefreut. Nun ist bekannt genug, wie Hoffmann sich des Lebens zu freuen liebte, und es ist in Thüringen auch kein Geheimniß, daß Böhner die Lebenskunst ebenso genial auszuführen verstand, wie die musikalische. Hoffmann, elf Jahre älter als Böhner, nannte diesen Sohn und wird ihm wohl guten Unterricht und väterliche Anleitung gegeben haben. Böhner fing zu jener Zeit an seine Caprielen zu machen, die die Linie des gesunden Menschenverstandes bald übersprangen, und so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sein phantastisches Lebensbild später von Hoffmann zu dem tollen Kapellmeister benutzt wurde.

In Bamberg versicherte man mich, E. T. A. Hoffmann habe allerdings bei der Schöpfung des Kapellmeisters Kreisler Böhnern vor Augen gehabt. Hoffmann schrieb den Kater Murr auf der Altenburg in einem der alten Thürmchen der Festungsmauer, das zu einem Zimmer eingerichtet ist. Zur Abwechselung warf er die Scenen, die er eben erfunden und beschrieben oder beschreiben wollte, mit Bleistift an die weiße Wand. Das waren denn die herrlichsten Karikaturen, geniale Schöpfungen seines übersprudelnden tollen Humors. Zuletzt waren alle Wände voll, lauter „Kreisleriana". Und in diesen kecken Bildern soll Kreisler stets Böhners Züge getragen haben.

Das Machtgebot eines Schlankopfs, deren die Welt leider mehr hat, als ihr zuträglich ist, hat diese Bilder als „dummes Zeug" mit Tünche überziehen lassen. Ohne diese Barbarei würde das Mauerthürmchen höchst wahrscheinlich der Wallfahrtsort vieler genialer Menschen und ein Anziehungspunkt der schönen Altenburg mehr geworden sein.

In Bezug auf die angebliche Benutzung seiner Ideen durch K. M. von Weber im Freischütz antwortete Böhner ausweichend: es fänden sich wohl dergleichen Reminiscenzen in der berühmten Oper; das könne aber den schöpferischsten Geistern begegnen und sei weiter kein Plagiat. So wenig wie er selbst sich mit fremden Federn schmücke, eben so wenig könne er glauben, daß es ein so berühmter Componist, wie Weber, thue. Diese Aeußerung zeugt wenigstens von Böhner's nobler Gesinnung, die er mir auch sonst in aller Weise bethätigte.

Johann Ludwig Böhner, geb. den 8. Januar 1787 zu Töttelstedt, einem großen gothaischen Dorfe zwischen Gotha, Erfurt und Langensalza, Sohn des dortigen Organisten, spätern Cantors, der aus Dietharz, einem der ältesten und schönsten unserer Walddörfer gebürtig war (daraus erklärt Böhner seine poetische Vorliebe für das Gebirg), erlernte schon als Knabe unter den Augen des Vaters gleichsam spielend Musik. Die große prächtige Orgel seines Geburtsortes spielte er bald mit Lust und Geschick, außerdem Klavier und Violine; auch sang er Sopran, und bildete sein hohes musikalisches Talent rasch und frühzeitig aus. Ohne Unterricht im Harmonie- und Instrumentalsatz gehabt zu haben, componirte er vom 10. bis zum 14. Lebensjahre mehrere Kirchenstücke und Schiller's Lied an die Freude, jeden Vers besonders, mit Recitativen, Arien, Chören ꝛc. als Hymnus. Diese seine ersten Versuche wurden in der Umgegend hie und da aufgeführt und fanden Beifall. Sein Vater besaß die Werke von Händel, Bach, Telemann, Graun, Benda, Haydn, Mozart und Beethoven, und diese wurden, da er sie fleißig spielte, Böhner's eigentliche Lehrer.

Vom 13. Jahre an besuchte Böhner das Gymnasium zu Erfurt, wo er oft Gelegenheit hatte, den großen Orgelspieler Joh. Christian Kittel, den letzten Schüler Seb. Bach's, zu hören, und von dessen Schüler J. M. G. Fischer in Harmonie- und Fugensatz, so wie vom Organisten Kluge im Klavierspiel und Generalbaß Unterricht erhielt. Des kunstreichen Concertmeisters Fischer Concerte mit Dahlberg's Kapelle regten ihn ungemein an. Böhner zeichnete sich hier als Orgelspieler und Sopransänger schon so aus, daß er davon Veranlassung nahm, sich ganz der Musik zu widmen. Darauf nahm er, 18 Jahre alt, seinen Aufenthalt in Gotha, wo Louis Spohr, nur drei Jahre älter als er, eben herzoglicher Concertmeister geworden war (1805). Bis 1808 Privatlehrer, hörte er Spohr oft in den Hofconcerten, ebenso Dussek, Ebert, Himmel, wurde vom Erstern begünstigt und aufgemuntert und gab selbst unter dessen Direction ein Concert mit freier Phantasie bei Hofe.

Eine Aussicht, sich in Jena besser zu stehen, zog ihn 1808 dorthin, wo er anderthalb glückliche Jahre verlebte. Er gab hier viel Unterricht, componirte einige seiner ausgezeichnetern Werke, namentlich das Pianofortecencert in Es, wozu ihm die liebenswürdige Louise Marezoll das Papier liniirte, und das er mit dem größten Beifall öffentlich vortrug.

Interessant ist, daß er im Hause des Buchhändlers Frommann der Lehrer jener durch Goethe's „Wahlverwandtschaften" unsterblich gewordenen Minna Herzlieb, Frommann's Pflegetochter, der Ottilie in dem genannten Romane, wurde, zu der sich der alternde Zeus so wunderbar poetisch hingezogen fühlte, und von der er, die er als Kind schon geliebt, mit dem ganzen Zauber einer tiefen Frauenseele wieder geliebt wurde. Böhner kam so recht mitten in diesen Roman hinein, er lernte Goethe bei Frommann kennen und sah ihn auch in den Cirkeln einer in Jena lebenden reichen Engländerin, Frau Hemburg, wo er spielte und sich des Dichterfürsten Beifall erwarb. Hätte damals Goethe Böhner's Originalität in ihrer tiefsten und eigenthümlichsten Bedeutung und in ihrer musikalisch-lyrischen Beziehung zu Minna näher kennen gelernt, ich bin überzeugt, unser Spielmann würde eine Stelle in jenem hohen Meisterwerke der tragischen Dichtkunst gefunden haben, wie der Lehrer und der Architekt.

Von Jena aus dem Herzog August von Gotha nachdrücklich empfohlen, erhielt Böhner von diesem das Reisegeld zu einer Kunstreise. Seine Absicht war, zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien zu gehen. Bevor er diese Reise antrat, componirte er im elterlichen Hause zu Töttelstädt mehrere größere Werke, darunter die Ouvertüre in C zu seiner Oper „der Dreiherrnstein" und das Pianofortecencert in C, opus 10.

Weder er noch sonst Jemand dachte daran, daß sein Reisepaß nach Oesterreich mit dem Visa des österreichischen Gesandten in Dresden versehen sein müßte. Er ging über Suhl, Meiningen, Hildburghausen und Coburg, gab in allen diesen Städten Concerte und fand warme Unterstützung und Verehrung seines Genius, dessen Fittich sich damals in voller Kraft und Schönheit entfaltete. In Nürnberg rief seine öffentliche Production einen wahren Enthusiasmus und die ehrenvollste Anerkennung wach. Durch Franken und Bayern kam er bis nach Linz, wo er wegen ungenügender Reiselegitimation umkehren mußte. Ueber Regensburg gelangte er nach Nürnberg zurück und zwar mit gänzlich erschöpfter Casse. Da zeigte sich's, wie viel wahre Freunde sich der geniale junge Tonkünstler und Virtuos in der geistesregen kunstsinnigen Stadt erworben hatte. Von allen Seiten gewährte man ihm Hülfe und drang in ihn zu bleiben. Vorzüglich waren es der ebenso geniale wie liebenswürdige Guhr, der, fast ein Jahr jünger als Böhner, schon seit drei Jahren Musikdirector in Nürnberg war, dann ein Herr von Harsdorf und der Stadtgerichtsarzt Dr. Karl Prau, die sich um Böhner verdient machten. Und so blieb er denn in der reichen Handelsstadt und lebte ganze fünf Jahre in Dr. Prau's Hause sorgenfrei und in glücklicher Muße. In dieser Zeit hat er seine vorzüglichsten Werke geschaffen, so auch die Oper „der Dreiherrnstein", die allerdings kein dramatisches Leben, aber an Fülle lyrischer Schönheit nicht ihres Gleichen hat. (Schluß folgt.)

einem Thüringer Bahnhof oder in einem der Hotels der kleinen Städte den freundlichen Greis noch trefft, wenn er Euch anredet mit dem kleinen Päckchen unterm Arm und den bittenden Worten: „Lieber Herr — ein neues Musikstück von Louis Böhner," da wäre es doch recht hübsch, wenn Ihr dem alten Herrn recht viel abkauftet und ihm so die Sorgen der alten Tage etwas abnähmet, die wohl nun bald zu Ende gehen. Er hat so Vielen eine Freude gemacht — vergeltet's jetzt noch dem wandernden Greis, der Euren Dank wohl verdient. E. Keil.

Blätter und Blüthen.

Eine naturwissenschaftliche Reise in Panama. Die Naturwissenschaft ist neuerdings durch mehrere bisher ganz unbekannte Vierfüßler und 25 Arten neue Insecten aus der zukunftreichen Republik Panama bereichert worden. Wenige, die von diesen neuen Schätzen hörten, dachten wohl daran, was sie kosten, unter welchen Mühseligkeiten, Lebensgefahren, Verlusten, Opfern und heroischen Kämpfen ein Paar Dutzend Schmetterlinge und die Kenntniß von einigen behaarten und beborsteten Republikanern Panama's nach Europa gebracht wurden.

Hören wir, wie Gaetano Osculati aus Mailand, Mitglied der geographischen Gesellschaft zu Paris, die unbekannteren Regionen dieser reichgeschmückten Taille des amerikanischen Continents durchwanderte und die bisher unbekannten Insecten und Vierfüßler entdeckte. Er verließ die höchste Stadt der Welt, Quito, die Hauptstadt der Ecuador-Republik, in der sich alle Klimate und Vegetationsstufen der Welt zusammendrängen und wo eine englische Compagnie unter Leitung eines deutschen Kaufmanns in London ein neues Deutschland vorbereitet, am 7. Juni 1847, um Archidona zu erreichen und den Fluß Napo weiter zu untersuchen. Gepäck und Instrumente waren ihm vorausgegangen, da die indianischen, von der Regierung angestellten Cargueros oder Gepäckträger, die dort die Stelle von Posten und Briefträgern vertreten, sich wegen einer ansteckenden Krankheit in Quito nicht länger halten ließen. Als er nach Tombacho kam, war die ganze Stadt voller Tumult, Festlichkeit, Trunkenheit und allerhand seltsamer Mummerei. Sie feierten das Fest Corpus Christi. Aus vielmeilenweiter Umgegend waren braune, schwarzbraune, gelbe, rothe, schwarze Landleute und Indianer und unzählige Kreuzungen von spanischen, indianischen und Neger-Mischlingen in bunten Kleidern, Lappen und Putzfetzen herbeigezogen. Sie brüllten und tanzten unter Triumphbogen hin, die üppig mit Blumen und Früchten überdeckt waren und von denen lebendige Kaninchen und junge Ziegen zappelnd und jämmerlich schreiend in der brennenden Sonne herabhängen.

Diese doppelte Thierquälerei wird für die Küchen der Geistlichkeit prakticirt. Eingeborne Indianer bringen die Thiere als Opfer. Christen hängen sie zur Ehre Gottes lebendig auf und lassen sie den Tag über zappeln und — braten, bis sie Abends von den Köchinnen der Geistlichen abgeschnitten werden, während die Massen um Stiergefechte herum, in Maskenanzügen und unter Feuerwerken in schrecklicher Beleuchtung trunken jauchzen und Gesichter in allen Farben und Verzerrungen schneiden.

Osculati konnte das scheußliche christliche Fest nicht bis zu Ende mit ansehen und brach nach Papelleota am See gleiches Namens auf, wo er seine bepackten Indianer zu treffen hoffte. Nach einigen Schwierigkeiten fand er sie und brach mit einer kleinen Fußkarawane am 16. Juni auf, um Archidona zu erreichen. Der Weg dahin ist weder Chaussee noch schlechtester Fußweg, sondern ein enges Gewinde durch dickes Dornengebüsch und furchtbaren Urwald, durch lehmige Wassersümpfe, schlüpfrige Bergschluchten und gefährliche Flüsse. Es konnte immer nur ein Mensch hinter dem anderen her arbeiten, und wenn Einer stecken blieb, mußten auch alle Andern hinter ihm halten. Von mitgenommener Nahrung durfte nur wenig verzehrt werden. Des Nachts mußte man unter Zweigen und Blättern, durch welche der Regen strömte, zu schlafen suchen.

Zu diesen Qualen kam eine viel größere, die begründete Furcht unseres Helden, daß die Indianer sich heimlich verschworen, mit Gepäck und Lebensmitteln zu fliehen und ihn irgendwie zu „beseitigen". Osculati hielt sich deshalb immer mit einer Doppelflinte und zwei Pistolen unter den Letzten, immer bereit, dem ersten Anfalle tapfer zu begegnen oder den ersten Fliehenden niederzuschießen. Die ersten Spuren der Auflehnung zeigten sich zwischen den Ruinen der alten Stadt Baeza; jetzt einer einzigen, bewohnten, verfallenen Hütte. Hier rastete die Karawane einen Tag. Am folgenden weigerten sie sich unter allerlei Vorwänden weiter zu gehen. Osculati war fest, züchtigte den Anführer und zwang sie, ihre Lasten aufzunehmen und vor ihm herzugehen.

Sie kamen zuerst zu den schönen, reinen Wassern des Vermejo-Flusses, wo Osculati einen schwarzen Bären schoß und durch Vertheilung des Fleisches sich zuverlässigere Diener zu sichern hoffte. Der vom Regen und geschmolzenem Gebirgsschnee geschwellene Cosanga hielt sie jedoch lange auf, bis man sich für einen Umweg entschied. Aber auf diesem war kein Uebergang zu entdecken, so daß die Karawane am Abende des dritten Tages sich übermüdet und tückisch für die Nacht einrichtete. Für Osculati hatten sie eine Hütte gebaut, in welcher er einen Theil des Bärenfleisches, Lebensmittel, Munition und sich selbst verbarricadirte. Aber vor dem Einschlafen merkte er, daß das Bärenstück gestohlen und seine Hütte ungemein fest und von allen Seiten geschlossen war. Er machte Oeffnungen und drohete Jedem mit augenblicklichem Tode, der zu fliehen oder ihm an's Leben zu kommen suche.

Nach einigen Tagen war der Fluß gefallen, und Osculati machte sich mit dem Indianerführer auf, einen Uebergangspunkt zu entdecken. Während er an einer Stelle hinein watete, machte sich der Indianer davon. Nach seiner Hütte zurückgekehrt, bemerkte er, daß alle die Anderen mit dem größten Theile seiner Kleider und Lebensmittel geflohen waren. Unser Held fand sich nun allein in der Mitte einer unbekannten Wildniß, ohne Weg und Steg, in doppelter Gefahr vor Mord durch die Indianer oder wilde Thiere der Nacht, in Gefahr, Hungers zu sterben.

„Ich sammelte meine Geistesgegenwart," heißt es in seinem Tagebuche, „ergab mich in mein Schicksal und stellte zunächst meine vom Winde halb zerstörte Hütte wieder her, verbarricadirte sie mit Rohr, Aesten und Dornen gegen plötzliche Gefahr von Thieren oder Menschen, lud Flinte und Pistolen, machte noch einen Speer von einem langen Bambusrohre und nach einem elenden Mahle von Biscuit, wovon eine Kleinigkeit geblieben war, und Wasser, legte ich mich auf dem Reste meines Gepäckes zum Schlafen zurecht. Aber aus Furcht vor Ueberraschung stand ich mehrere Male auf, um draußen durch Pistolenschüsse etwa lauernde Feinde zu schrecken. Die Finsterniß war absolut, so daß ich die Hand dicht vor den Augen nicht sehen konnte, günstig für Bären und Jaguars, die dem Geruche folgen. Ich schoß mehrere Male während der Nacht und fand am Morgen noch etwas Kaffee, den ich mir bereitete. Ich blieb etwa eine Woche in dieser miserablen Hütte, immer hoffend, daß ein Indianer sich finden und mir Beistand leisten könnte, aber vergebens. Während der Zeit lebte ich von einem Säckchen voll Biscuit, das mir geblieben war, und das ich nur in den kleinsten Portionen zu verkleinern wagte." — Wird man glauben, daß unser Naturforscher während dieser Tage Forschungen anstellte, Insecten suchte, untersuchte und wirklich einige neue und seltene Sorten herausfand, sicherte, beschrieb und sorgfältig verpackte? Kaum glaublich; aber so that er.

„Den 27. Juni," fährt er fort, „regnete es unaufhörlich in Strömen. Der Fluß schwoll auf. Ich konnte kein Feuer anmachen. Mein bisheriger Muth sank zur Verzweiflung. Während der Nacht ward ich plötzlich durch näher und näher kommendes Brummen und Grunzen aus der Tiefe des Waldes aufgeschreckt. Bald bemerkte ich einen dunkeln Gegenstand, der auf mich zukam. Ungeachtet der dunkeln Nacht glaubt' ich doch einen Tapir vermuthen zu müssen, da es schwer schritt und dem Geruche zu folgen schien. Meine Freude war maßlos, aber die Aufregung zugleich so groß, daß ich in Furcht, das Thier zu verlieren, zitterte und mich erst anlehnen mußte, ehe ich im Stande war, mein Gewehr zu zielen und zu entladen. Ich traf, doch zu schwach, das schwerfällige Thier in meine Hütte zu schleppen, begab ich mich wieder in mein Ruhelager, schlaflos in der Hoffnung, nun auf lange Zeit Mittel gegen den Hunger gesichert zu haben. Meine Freude war jedoch von kurzer Dauer. Beim Erwachen am Morgen fand ich mich unabsehbar von tosenden Wässern umgeben. Der geschwellene Fluß war ringsum bis an meine Hütte herangetreten und stieg immer noch, so daß ich kaum noch Zeit hatte, meine Koffer und die Reste armseliger Habe auf Bäume zu retten. Mehrere Sachen waren schon weggeschwemmt, auch mein Tapir-Schwein.

Es regnete immer weiter unaufhörlich. Die Stürme zischten und heulten, die Wässer gurgelten und tosten und klatschten donnernd gegen Felsen. Aus der Erde krachten vulcanische Eruptionen. Man wird sich kaum eine Vorstellung machen, welchen Eindruck diese furchtbaren Scenen auf einen Mann machten, der von Hunger, Angst und Schlaflosigkeit so geschwächt war, wie ich."

Was blieb ihm jetzt übrig, als sich auf einen furchtbaren Tod vorzubereiten? Er schrieb sein Testament und einen Brief an den Präsidenten der Republik, wickelte diese Papiere wasserdicht ein, band sie an eine lange Stange und daran ein Taschentuch, wie eine Fahne, und steckte sie, in die Ferne winkend, auf. Nach zehntägigem Warten, Zögern, Hungern und Verzweifeln raffte er die letzten Reste seines Muthes und seiner Nahrungsmittel zusammen und beschloß einen Versuch zu machen, Archidona schwimmend zu erreichen. Er theilte die Nahrungsmittel in zwei Hälften, um die eine für den Fall des Mißlingens und der Rückkehr in der Hütte zurückzulassen und mit der andern und den werthvollsten Artikeln sich den Fluthen anzuvertrauen. So stürzte er sich in die unabsehbaren Strömungen des Cosanga. Aber die aufgeregten, mächtigen, einander jagenden und überthürmenden Wasserberge schlugen ihn zurück. Er war zu schwach, den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Dabei verlor er die Hälfte seiner Lebensmittel und ein Pistol. Jetzt beschloß er, die Rückkehr nach Baeza zu versuchen.

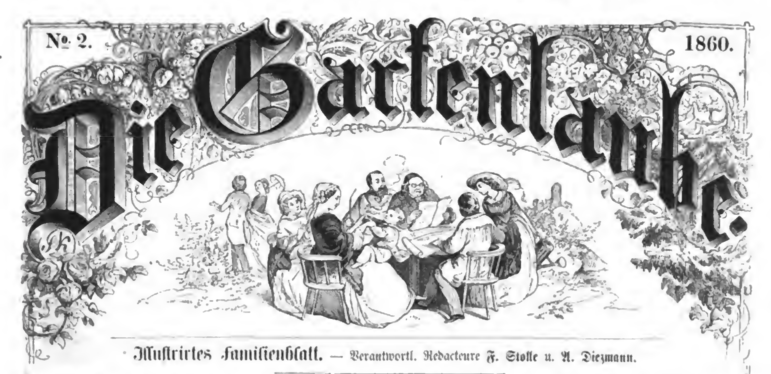
„Drei Tage dieses Versuches," erzählt er selbst, „brachten mich endlich auf eine sandige Stelle, auf der ich, zu schwach, mir Schutz und Schirm zu bauen, schlief. Am Morgen brachte ich mich nur mit der größten Schwierigkeit auf die Beine; deren blutende Wunden hinderten mich schmerzhaft im Auftreten und Gehen. Die Hoffnung aber, daß ich nun in einem Tage Baeza erreichen könnte, bemeisterte Schmerz und Schwäche, und so quälte ich mich vorwärts.

Am Tage vorher hatte ich mein letztes Biscuit gegessen. Zwei Hände voll gerösteter Mais blieb Alles, was mich noch vor dem Verhungern ein Weilchen schützen konnte. Ich arbeitete mich mit den furchtbarsten Anstrengungen durch Morast und unabsehbar hohes, in einander gewirrtes dichtes Röhricht. Sehr oft mußte ich auf dem Schmutze und Moraste durch unentwirrbar verwachsenes Rohrgestrüpp hinkriechen. Ich war über und über mit Schlamm und Schleim bedeckt. Unter diesen unsäglichen Qualen des Vorwärtsdringens war es vier Uhr geworden, ohne daß ich irgend etwas Lebendem oder Hoffnung Erweckendem begegnet war. Meine Kraft schien absolut erschöpft; bewegungslos und halb besinnungslos saß ich da und genoß 30 Maiskörner, um die andern für einen zweiten Tag zu verwahren. Dabei vernahm ich zum ersten Male einen Laut — das Krähen eines Hahnes. Zitternd, daß ich mich getäuscht haben könnte, horchte ich mit der qualvollsten Spannung. Nach einigen Minuten deutlich derselbe Laut! Das Blut fließt wieder in meinen Adern und gibt den Gliedern Kraft und Wärme. Ich stürze mich auf die Kniee und schreie weinend vor Freude auf: Gerettet! Barmherziger Himmel, ich danke Dir!"

Man trug den zu einem geisterhaften Skelett abgequälten Helden von Baeza nach Archidona, wo er unter Pflege und Liebe bald wieder erstarkte. Mailand erreichte er in neuer Gesundheit und gab dann der Welt ein edles Beispiel, welche Opfer man der Wissenschaft bringen, welche Gefahren und Schrecknisse der echte Mann erleben und überwinden kann.

Die **Schiller-Lotterie** hat bis heute bereits 109,070 Loose à 1 Thaler verkauft. Rechnen wir davon 34,000 Thaler für Gewinnankäufe und Spesen ab, so bleiben der Schillerstiftung jetzt schon 75,000 Thaler Ueberschuß, ungerechnet der Loose, welche noch abgesetzt werden. Wir können also wohl annehmen, daß mit dem in Dresden angelegten Stammcapital von 25,000 Thalern, den bedeutenden Einzahlungen von Moskau, Wien und andern Städten, die Schillerstiftung augenblicklich schon ein Vermögen von 125,000 Thalern besitzt, mit dessen Zinsen schon mancher darbende Autor erquickt werden kann.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Gedenkbuche der Gartenlaube.

Aus einem Briefe vom 12. December dieses Jahres.

Das (Schillerfest) war doch gottlob einmal eine Weltvolksfeier über Berge und Meere hinaus, ein schönes Einheitszeichen.

Wir müssen ja in Hoffnung auch der Zeiten warten, wo der deutsche Held kommen, der mit Scepter und Schwert unsere Jämmerlichkeit — ich meine unsern politischen Jammer — zusammenschlagen und die politische Zerrissenheit des Vaterlandes heilen kann.

Bonn, 12. December 1859. In deutscher Treue Ihr

E. M. Arndt.

Isolde.

Novelle von Karl Frenzel.

1.

In dem weitläufigen Park war dies der stillste und lieblichste Platz — schattige Buchen umschlossen ihn ganz, und zwischen ihren Stämmen wuchs üppig wuchernd, jetzt leise im Wind bewegt, das Gebüsch empor; dahinter lagen die Hecken, das schirmende Gitter; hart an der Grenze zwischen Garten und Feld ragte ein mächtiger, vom Blitz gespaltener Baum in drei kahlen, blatt- und zweiglosen Stämmen mit weißgrauschimmerndem Holz auf, weit sichtbar über die ganze breite Fläche hin, die sich bis zu dem Graben und den Pappelreihen der höher gelegenen Landstraße ausdehnte.

Auf der steinernen halbrunden Bank inmitten dieses verschwiegenen Raumes, zu dem die Sonnenstrahlen in der späten Nachmittagsstunde sich nur einzeln stahlen, wie lang gezogene goldene Fäden auf grünem Grunde spielend, ließ sich gut träumen und mit sich allein sein — das Wohlgefühl einer süßen, ungestörten Einsamkeit, diese Hingabe an die leisesten Wallungen der Seele mochte auch die sonst so strenge und abgemessene Haltung Isoldens gelöst, ihrer Hand das Buch entzogen haben; sie lag halb zurückgeworfen, den Kopf auf den Arm gestützt, die langen Wimpern über die Augen gesenkt, wachend und träumend zugleich . . .

So verklangen ihr fast die Schritte, die jetzt den Laubgang heraufttönten, in das Säuseln und Rauschen der Blätter, bis endlich in Reisekleidern, ein wenig bestäubt, am Ausgang des Pfads ihr gerade gegenüber ein junger Mann erschien und sie, das Auge aufschlagend und ihn mit einem Blick erkennend, wild aufschreiend, ihm die Hand entgegenstrecken wollte und doch nicht konnte und wie vor einer wunderbaren Erscheinung erstarrt in ihrer Stellung blieb. Auch er kam erst nach geraumer Weile ihr einen Schritt näher, trotz seines Grußes Verlegenheit und Enttäuschung im Gesicht.

„Diese Störung, meine Gnädigste —“ und in seiner Stimme bebte der Unmuth über dies Zusammentreffen nach — aber nun hatte sie sich schon gefaßt und während sie mit der Hand nach ihrem Buche griff, dankte sie ihm mit leichter Verneigung, sodaß es ihm schien, als wolle sie ihm damit zugleich die Umkehr nicht anbefohlen, doch angedeutet haben. Das verletzte und reizte ihn. Wer war diese hochmüthige, wie er jetzt erkannte, nicht einmal hervorragend schöne Dame, die ihn hier, auf diesem Boden, wie einen Fremden behandelte?

„Sie werden mein Eindringen entschuldigen,“ sagte er darum, „wenn ich Ihnen gestehe, meine Gnädige, daß ich an diesem Platze Niemand oder, wenn Einen, nur Clemens Arnheim erwartete.“

Sie sah hoch auf, aber ihr Gesicht ward nur kälter und strenger — „Hier? Herr Clemens von Arnheim?“

„Ja, und da ich ihn hier nicht treffe, werde ich ihn im Schloß aufsuchen müssen. Noch einmal, Vergebung.“ Damit wandte er sich, allein sie war schon aufgestanden.

„Er ist nicht im Schloß.“

„Nicht im Schloß? Aber ist heute nicht der erste Tag des September?“

„Gewiß.“

„Und doch nicht hier? O Freundschaften, Jugendschwüre! Leicht wie Liebeseide trägt Euch die Welle des Daseins dahin?“

Ein zornig bitterer Zug flog über seine sonst offenen und sanften Züge, er zerknitterte seinen braunen Hut in den Händen und schien minutenlang in seinem Schmerz die Dame an seiner Seite vergessen zu haben. Sie betrachtete ihn mit Neugierde, voll Theilnahme, und als er zuletzt ausbrach: „Sie sehen, welch' kindische Komödie ich aufführe, weil ich an Jugendfreundschaften geglaubt,“ meinte sie sanft: „Nicht doch! Der erste September ist noch nicht zu Ende, und Herr von Arnheim kann noch in dieser Stunde eintreffen. Er verweilt seit einigen Wochen in der Hauptstadt, seine Geschäfte mögen ihn aufgehalten und er darüber die bestimmte Stunde versäumt haben. Ich bitte Sie wenigstens bis Mitternacht im Schloß zu verweilen und es einmal mit seiner Langenweile und Einsamkeit zu wagen, um so herrlicher strahlt dann nachher Ihre Treue.“ Und zum ersten Male, seit sie mit ihm sprach, spielte ein Lächeln um ihre Lippen.

Der Zauber, der sie jetzt umfloß, berührte auch ihn. „O wenn Sie wüßten, wie Jahre lang, fünf lange Jahre hindurch, diese Stätte hoch und heilig in meiner Erinnerung gestanden! Nie

habe ich ihrer und des heutigen Tages vergessen. Ich hoffte ihn, den Freund meiner Jugend, wiederzusehen und — warum sollt' ich es verschweigen? die Jugendgeliebte!"

„Hier?" fragte sie auffahrend, und die Adern ihrer Stirn schwollen. „Im Schloß?"

„Oben in dem Erkerzimmer, dessen Fenster nach dem Fluß und den Bergen hinausgehen, hatte dieser Verräther Clemens ein prächtiges Fest zu geben versprochen — und was ist nun aus all' den Herrlichkeiten geworden?"

„Schaum!" erwiderte sie mit einem fast höhnischen Lächeln, er aber scherzte in seinem elegischen Tone weiter: „Nicht einen Kranz hat er an die Pforte seines Schlosses gehängt, nicht einen armseligen Kranz von Eichenlaub und Waldblumen! Und sie wird kommen, wie ich gekommen bin, sie war vielleicht schon an dem verschlossenen Thor und mußte zurück!"

„Nein; keine Dame hat seit Wochen nach Herrn von Arnheim gefragt."

„Und nichts ist zu ihrer Aufnahme angeordnet?"

„Nichts." Dies sprach sie mit schneidender Kälte.

„Dann ist ein wichtiges Ereigniß geschehen — und ich fürchte, meine Gnädigste, ich gehöre nicht mehr auf diesen Boden."

„Da Sie mir so viel gestanden, mein Herr, darf ich Sie nicht von hinnen lassen. Einen Fremden hätte ich abweisen können, aber nicht einen Freund des Herrn von Arnheim, er würde es mir niemals verzeihen. Ich denke immer, er kommt noch, er und jene Dame, sie mögen sich beide schon in der Hauptstadt getroffen haben."

„Auch das wäre treulos! Fünf Jahre lang, so schwuren wir uns, gerade an der Stelle, wo die steinerne Bank nun steht, uns nicht zu sehen, nicht zu schreiben, nur an jedem ersten September uns eine Rose und einen Gruß gegenseitig zum Zeichen, daß wir noch lebten, zu schicken — und endlich nach fünf Jahren uns hier wiederzutreffen, anders vielleicht an Leib und Geist, aber mit demselben Herzen voll Liebe und Treue, wie am Tage, wo wir schieden."

Sie hatte ihr Gesicht von ihm gewandt, eine Thräne schimmerte in ihrem Auge. „Das hätte Clemens," fragte sie mit leiser, unterdrückter Stimme zurück, „das hätten Sie gethan und gehalten?"

„Bis heute — ja! Heute aber sind zwei treulos geworden, und der Bund ist zerrissen."

„Welche Schwärmerei!" Und doch glühte sie über und über und reichte ihm ihre Hand. Er zog sie flüchtig an seine Lippen. „Spotten Sie nur," meinte er gutmüthig. „Wir waren alle drei wilde, tolle, aber begeisterungsfreudige Menschen, und es war kindisch, aber doch schön, schön, wie ich seitdem nichts wieder erlebt! Nun will ich wenigstens, wie die alten Vehmboten, ein Zeichen zurücklassen, daß ich hier gewesen" — und er schnitt drei Spähne aus dem blitzgetroffenen Baum und zeigte auf die halbverwischten, aber doch noch sichtbaren, in einander verschlungenen Buchstaben C — A — B — „Clemens, Adele, Bruno," sagte er beinahe schmerzlich zu seiner Gefährtin, die nahe zu ihm getreten war und mit demselben schmerzlichen Ausdruck auf den Buchstaben weilte, die auf dem weißgrauen Holze sich in röthlich ausgeblaßten Zügen abhoben. „Sie sind mit Blut geschrieben," fuhr er fort, „und doch schon halb verschwunden. Wie lange werden sie noch dauern? Wie lange die Erinnerung an jene Stunde noch in uns mächtig sein? Auf dieser Flucht aller Dinge, was hielte beständig an seiner Stelle aus? Und wenn Alles vorüberfließt, was quälen wir uns nur mit Sorgen und Gedanken?"

„Was quälen wir uns nur?" hauchte es wie ein Echo in ihrer tiefsten Seele nach.

Wie er jetzt den Kopf nach der Seite hinneigte, konnte ihr Blick, ohne von ihm belauscht zu werden, jede Furche seiner Stirn, jede Wimper seines Auges bemerken. Ein schauerndes Entzücken rauschte über sie hin, durch alle ihre Adern . . so allein mit ihm zu sein, mit ihm zu reden, aus jedem seiner Worte den Hauch seines Geistes, die Gluth seines Herzens um sich wehen, von seiner Hand die ihrige berührt zu fühlen — war es ein Traum, der sie plötzlich für so viel Trauer und Entbehrungen überreich belohnte, war es holde, greifbare Wirklichkeit? Aber ach! er kannte sie nicht, er verstand nicht das Zucken und Zittern ihrer Glieder, das unruhige Rauschen ihres Gewandes, er wußte weder die rosigen Flammen ihrer Wangen noch ihre aus Seligkeit und Schmerz wunderbar gemischte Stimmung zu deuten. Ihm war sie fremd, viel fremder, als die Bäume und Gebüsche umher, und doch gab es, mußte es in seinen Erinnerungen eine Stelle geben, wo sie stand, wenn auch von Nebelschleiern verhüllt — eine Stelle, daran sie nur nicht zu rühren wagte. Während sie ihm so nahe stand, daß sein Athem die braunen Locken ihres Haars leicht auf ihrem weißen Nacken kräuselte, dachte er nur an Clemens, nur an Adele — und dennoch fühlte sie sich glücklich, erhoben; das Schicksal schien mit ihr zu sein und jenen Faden seiner Vergangenheit, den sie selbst gewebt und den sie noch in Händen hielt, zu einer glücklichen Zukunft fortspinnen zu wollen. Noch war ihr Blick auf ihn gerichtet, da wandte er sich und sagte: „Es ist immer kläglich, in der alten Asche nach einem verlorenen Funken zu wühlen."

„Nein, nein!" winkte sie. „Mir ist Alles neu und so licht wie ein Traum. Nie hat Herr von Arnheim ein halbes Wort von diesen Geschichten zu mir geredet."

„Vielleicht hat er über eine neue Liebe die alte vergessen."

„Mag sein," entgegnete sie wegwerfend. „Er wird denken, Staub zu Staub. Aber darf ich Sie nun einladen, in das Schloß zu kommen? Von jenem Erkerzimmer, das Sie so gut zu kennen scheinen, läßt sich die Landstraße überschauen, auf der Ihr Freund und Ihre Freundin kommen müssen, Herr Bruno —"

Sie stockte erröthend, weil sein Name sich unwillkürlich aus ihrem Herzen auf ihre Lippen gedrängt, er verstand sie anders — „Bruno Berghaupt," sagte er. Nun wurde ihr Antlitz noch flammender, als sie sich leicht verneigte und mit zitternder Stimme erwiderte: „Ich bin Isolde Schönfeld." Er hatte nur ihren Vornamen Isolde vernommen.

Neben einander gingen sie auf dem schmalen Pfade entlang; ihm fiel ihre edle, schlanke Gestalt auf, die vornehme und doch anmuthige Ruhe ihrer Haltung und ihres Wesens, dem jede Aufregung fremd zu sein schien. Sonst war sie trotz des Glanzes, den die Sonne über ihr Antlitz ausstrahlte, nicht eben schön; sie mochte dreiundzwanzig Jahre zählen, welche die erste rosige Jugendfrische von ihren Wangen gewischt, dafür aber einen Duft von Melancholie und Lieblichkeit über sie ausgestreut hatten, der für Bruno, wenigstens in seiner gegenwärtigen Stimmung, den verlornen Schimmer hinlänglich ersetzte.

Der Pfad mündete jetzt in eine breite Linden- und Kastanienallee, an deren Ausgang das Schloß mit seinen Fensterreihen sichtbar ward. In der Mitte des Laubgangs, an der steinernen Vase, die voll bunter Blumen und Kränze prangte, hielt sie erschöpft von dem hastigen Laufe inne, stützte den Arm auf einen der erhabenen Henkel des Gefäßes und schaute mit strahlendem Auge bald zu Bruno, bald über den Park hin — Alles war in den milden, röthlich goldenen Ton des Sonnenuntergangs gekleidet und strahlte in bezaubernder Frische und Schönheit.

„Wahrlich," sagte Bruno, „um diese Stätte könnte ich den liebsten Freund beneiden! Wie duftig, erquickend, wie zauberhaft still! Hier sich selbst leben und den Wandlungen der Natur! Aber so sind die Götter: denen schenken sie Ruhe und Glück, die am wenigsten ihren Werth verstehen und sich am liebsten auf der hohen Fluth des Lebens umhertreiben lassen. Clemens ist viel zu ehrgeizig für diese Stille — oder liebt er die Besitzung?"

„Er besucht sie nur selten," antwortete sie ausweichend. „Allein Sie kannten den Garten bei den Lebzeiten des alten Herrn von Arnheim," fuhr sie eifrig fort, „hat er nicht unter der neuen Herrschaft gewonnen?"

So kamen sie, von Blumen redend, von italienischen Villen und englischen Parks, ehe sie es glaubten, an die Stufen, die zu dem Schlosse hinaufführten. Als Bruno die Diener seine Begleiterin als „gnädiges Fräulein" begrüßen hörte, mit einem Blick bemerkte, daß man ihr wie der Herrin des Hauses entgegenkam und ihre Befehle empfing, ward er in seinem Entschluß schwankend. Oben, an der großen Glasthüre, welche eben ein Diener geschäftig öffnete, berührte er leise ihre Hand: „Ich bin Ihnen zum wärmsten Dank verpflichtet, Gnädigste, Sie ließen mich freundlich nicht den schönsten, aber den mir vieltheuersten Garten auf Erden noch einmal durchschreiten, mein Jugendparadies — ich danke Ihnen für diese Stunde auf immer! Damit ist indeß der Höflichkeit überreich Genüge geschehen, ich werde Clemens morgen in der Hauptstadt aufsuchen und —"

„Bis dahin unten im Wirthshaus bleiben?" lachte sie. „O, das entläuft Ihnen nicht. Bedenken Sie wohl, daß ich Ihnen nur bis Mitternacht das Schloß zum Asyl anbieten darf. Bis dahin müssen Sie mir gehorchen, Sie müssen!"

Ihr zuerst scherzender Ton hatte bei den letzten Worten sich in einen scharfen, befehlenden verwandelt; Bruno wollte erwidern, noch widerstreben, da begegneten sich ihre Blicke — ihre Augen, die ihm bisher immer wie verschleiert vorgekommen, brannten plötzlich dunkelglühend in sein Gesicht, gleich ihm entgegen lohenden Flammen . . . er betrat an ihrer Seite das Schloß, ging neben ihr die Treppe nach dem Erkerzimmer hinauf.

„Zwar nicht so herrlich, wie Sie es erwarteten, aber geschmückt ist es doch," sagte sie im Eintreten — „mit Blumen, mit Bildern!"

Eine eigenthümliche, nicht allzu behagliche Stimmung ergriff ihn, als er, von ihr auf einige Minuten allein gelassen, sich im Gemache umschaute.

Kein Zweifel — sie selbst bewohnte es, der Stickrahmen an jenem Fenster, die Nippsachen auf dem Schreibtisch, so viele zierliche, kostbare Nichtigkeiten, mit denen Frauen ihren Lieblingsplatz schmücken, die Vasen mit Blumen auf den Consolen — das Alles sprach dafür. Doch machte das Zimmer einen mehr ernsten, als heiteren Eindruck. „Es entspricht ihrem Gesicht," dachte er bei sich. Diese grünen, fast dunkeln Sammettapeten, einige Copien von Murillo an den Wänden, in der Nische vom Abendroth angehaucht die marmorne Statue einer Hebe . . . wer war sie denn eigentlich? Eine Verwandte von Clemens? Er wußte von keiner. Seine Gattin? Aber die Diener nannten sie Fräulein. Seine Geliebte? Es war ihm selbst unerklärlich, daß dieser Gedanke am längsten in ihm haftete, und trotz der Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung glaubte er allmählich ein Etwas in ihr zu entdecken, was seine Vermuthung bestätigte. Und in welcher Lage befand er sich nun selbst ihr gegenüber? Er betrachtete seine Reisekleider, den Staub auf seinem braunen Calabreserhut mit gezwungenem Lächeln in dem hohen Stehspiegel. „Es ist dir schon recht," schalt er in sich hinein, „daß du ihr zum Gespött dienst! Was mußtest du gleich alle deine Geheimnisse und Empfindungen ihr offenbaren, damit prunken? Dich im Augenblick hinreißen lassen und leichtsinnig einem holden Winke folgen? Clemens wird nicht kommen, sondern die Dame wird ihm morgen einen spöttisch-mitleidigen Brief über dich und deinen Besuch schreiben und es wird wieder heißen: Bruno der Thor! Jetzt wie vor Jahren, immer und überall, verschlossen oder offenherzig, Bruno der Narr!"

Er trat an das Fenster und scheinbar im Anschauen der Landschaft versunken, während ihn doch ausschließlich diese Gedanken beschäftigten, überhörte er, daß sie zurückgekehrt war. Wie dann ihr seidenes Kleid dicht hinter ihm über den Boden rauschte und er sich umwandte, stand sie ähnlich der Hebe vor ihm, nur noch züchtiger, und das Angesicht in rosige Gluth getaucht.

Mit den schwindenden Stunden flogen denn auch Unmuth und Mißvergnügen von der Stirn; in freundlich anregendem Gespräch tauschten sich Gedanken, Gesinnungen, Urtheile zwischen Beiden aus, und trotz manchen Widerspruchs der Ansichten klang doch eine reine Harmonie, eine sie verbindende seelische Sympathie hindurch. Es war Beiden, als hätten sich ihre Seelen schon längst gekannt, als wären ihre Empfindungen schon längst in dasselbe Meer ewigen Wohllautes dahingefluthet. Was sie je erfreut, ein Gedicht, ein Bild, hatte auch sein Herz bewegt, was ihn je betrübt, unsere Unfreiheit und das dunkle Geschick, dem wir entgegenreifen, war auch in ihr tragisch nachgeklungen. So wurden sie vertraut, innig befreundet — sie wußten selbst nicht, wie — und Bruno fand es nach so vielen fast unwillkürlichen Geständnissen nur natürlich, daß er ihr endlich auch die Begebenheit erzählte, die ihn in wunderlicher Laune des Schicksals zu ihr geführt. Sein Mund hatte so lange darüber geschwiegen, er sein Herz verschlossen gehalten, daß er es jetzt vor der Einzigen ausströmen mußte, die ihn zu begreifen und ihm nachzuempfinden vermochte.

„Vor sechs Jahren," sagte er, „hatte ich eben meine Universitätsstudien beendigt und wohnte in der Hauptstadt unweit des Palastes der Arnheim am Thor. Die Nachbarschaft und das Zusammentreffen in philosophischen Collegien machte mich mit Clemens bekannt; frei von allen Standesvorurtheilen schloß er sich an mich an, wir wurden Herzensfreunde. Seine Eltern waren, wie die meinigen, gestorben, wir standen beinahe allein in der Welt, Beide nicht allzureich mit Glücksgütern gesegnet, er aber wenigstens mit der Hoffnung auf die große Erbschaft seines Oheims, der das Haus in der Stadt, dies Schloß und ich weiß nicht welche Güter noch besaß."

„Das Alles hoffte Clemens zu erben?" fragte sie leichthin dazwischen.

„Freilich; ich denke, er war der einzige nähere Verwandte des alten Herrn und —"

„Gut, gut!" nickte sie.

„Wir waren Beide oft zusammen in diesem Schloß; der Graf war wunderlich, mürrisch, von Krankheiten geplagt, aber seine Liebhabereien für alte Bücher und seltene Mineralien entzückten mich, weil sie auch die meinigen waren; ich gehörte zu den aufrichtigsten Bewunderern seiner Sammlungen, mir zeigte er die kostbarsten Stücke, er bevorzugte mich sichtlich vor Clemens. Nicht wahr, da ist es ein gutes Zeichen unserer Freundschaft gewesen, daß sie nicht zerriß, sondern sich nur fester knüpfte? Sie kennen Clemens, er hat die vornehme Kälte seines Standes, etwas Ausschließliches, aber er verbirgt darunter ein leidenschaftliches Herz, eine großmüthige Hingebung. Damals drückte ihn seine abhängige Stellung von dem Oheim, die trübe Erinnerung an seinen Vater, der in wüster Verschwendung und Spielsucht sein Vermögen vergeudet, das Leben seiner Gattin gebrochen hatte — wie stolz und freudig muß er jetzt das Dasein betrachten, die Bahn des Ruhms, die sich seinem Ehrgeiz geöffnet! Denn Sie glauben wohl, daß wir unsere Ideale hatten, politische und sociale, daß wir die Welt und das Leben gern so schön und eben gestaltet hätten, wie diesen Garten . ."

„Und Sie meinen, daß Clemens Arnheim nach ihrer Verwirklichung trachten würde?"

„Gewiß, so weit sein Arm und seine Kräfte reichen. Als ich durch das Dorf kam und die freundlichen Häuser, die stattliche Kirche, die Menschen selber mit dem verglich, was ich vor wenigen Jahren hier in häßlicher Verkommenheit gesehen, dankte ich ihm im Stillen."

„Ihm!" hauchte sie und preßte die Hände auf ihre Brust, deren Wallen zu unterdrücken.

„Ja, ihm und unseren Idealen!"

Und da er schwieg, fuhr sie gleichsam für ihn fort. — „Es erschien aber ein lebendiges Ideal, jene geheimnißvolle Adele, welche die mit Blut geschriebene Rune an dem Baumstamme im Garten bezeichnet."

„Recht — und die Tragik, die auch schon eine alte ist, beginnt wie immer damit, daß beide Freunde sie liebten. War sie schön, war sie holdselig? Ich lese die Frage in Ihren Mienen. Mir war sie der höchsten Göttinnen eine. Es gab keinen Zauber, der in meinen Augen sie nicht schmückte, es gab nichts auf Erden, was ich ihr hätte vergleichen mögen — o, lachen Sie über mich, — ich finde auch jetzt noch nichts, was ihr Bild in meiner Seele verlöschen könnte."

Stürmisch zerknitterte Isolde ihr Taschentuch in der Hand, und ihr Gesicht, von dem Lampenschirme verdeckt, überzog sich mit fahler Blässe.

„Ja, was war sie? Eine Nymphe, eine Fee? Vor mir schwebte sie beständig auf dem strahlendsten Regenbogen zwischen Himmel und Erde, die Welt aber nannte sie eine große, vielgeliebte Sängerin. Sie sehen — ein Traum der Jugend! Ich liebte sie, ich kannte sie zuerst — und es war eine Treulosigkeit von Clemens, daß er, meine Leidenschaft kennend, dennoch um Adele warb. Das ist nun vergeben und vergessen, wann hätte je die stoische Tugend vor der Liebe Stand gehalten? Ein Zufall, der sonderbarste in meinem Leben, unterrichtete mich von Allem, von Clemens' Untreue, von Adelens Neigung zu ihm."

In diesem Augenblick erhob sich Isolde von dem Sopha und trat schnellen Schritts in die Fensternische. Erschreckt wollte auch Bruno aufstehen, aber sie bat: „Bleiben Sie nur, mir scheint die Luft schwül, hier ist es kühler, und mein Ohr hört Sie so gut, wie mein Herz." So blieb er denn in dem Lehnstuhl sitzen, hell von der Lampe beschienen, daß sie aus dem Schatten, in dem sie stand, jede Veränderung seiner Züge belauschen konnte.

„Wie gesagt, was nun geschah, klingt beinahe wie ein Märchen. Es war im Frühling, und die Fenster meiner Wohnung gingen nach einem der großen Gärten hinaus, die auf dieser Seite die Stadt umkränzten. Die Freundlichkeit des Gärtners gestattete mir, in den Abendstunden in den Alleen, durch den Weinrebengang umherzustreifen. Selten traf ich einen der andern Hausgenossen darin, ein und ein anderes Mal eine ältere Dame, die zurückgezogen im Vorderhause wohnte und die schönste Geisblattlaube des Gartens für sich in Beschlag genommen hatte. Wir grüßten uns im Vorübergehen, sprachen aber nie ein Wort mit einander, sie

mochte ihren eigenen Gedanken nachhängen, ich lebte nur in meiner Liebe und hatte für nichts Anderes Sinn und Theilnahme. Eines Abends fand ich heimkehrend auf dem Fensterbret einen kostbaren Blumenstrauß mit rother Seide festgebunden, sonst kein Zeichen — das Zimmer lag im Erdgeschoß und es war nicht allzuschwer, vom Garten aus das Fenster zu erreichen, zur Noth selbst hineinzusteigen. Das seltsame Geschenk beschäftigte mich, ich sann hinüber, herüber, von wem es kommen könne. Zuerst schrieb ich es Adelen zu; man sagt, alles Gute käme von den Göttern, zu mir kam es von ihr allein. Ich dichtete einige Verse für die unbekannte Geberin, legte sie am andern Tage, als ich ausging, auf die Stelle, wo ich die Blumen gefunden hatte — bei meiner Rückkehr waren sie verschwunden. So wiederholte sich dies Spiel noch oft; blieb ich zu Hause, auch noch so versteckt, bemerkte, sah und empfing ich nichts — dann gingen allein die Gärtnerburschen durch die Alleen, schritt meine alte Freundin im Strohhut, ihr englisches Buch in der Hand, an meinem Fenster wunderlich ernst vorbei. Einmal saß ich dort, über ein Buch gebückt, da flog mir eine wunderschöne weiße Rose an den Kopf. Aufschauen und aus dem offenen Fenster springen war bei mir eins — ich hörte auch ein helles, fröhliches Lachen, sah ein strahlendes Antlitz aus dem Grün auftauchen — aber die Fee entschwand doch schneller, als ich nahte. Umsonst durchsuchte ich alle Lauben, bog umsonst jedes Gebüsch auseinander, endlich, des Suchens und Forschens überdrüssig, ergab ich mich darein, der Laune eines Koboldes zum Spielball zu dienen.

„Clemens, der kalte, besonnene Clemens, behauptete lachend, mein überirdisches Wesen sei entweder ein Gärtnermädchen oder eine Nähterin, die irgendwo in einer Dachstube des weitläufigen Gebäudes wohne. Hätte ich nicht Adele geliebt, leicht möglich, daß mich dies Abenteuer mehr gereizt, daß ich sorgfältiger nach der Unbekannten geforscht hätte. Eines Abends lag statt der Blumen, einer Gabe, an die ich schon gewöhnt war, ein Brief auf dem Fenster, den die innigste und mächtigste Leidenschaft eingegeben zu haben schien, der mir aber zugleich einen Vorwurf und eine Schuld aus meiner Liebe zu Adelen machte und sie falsch und treulos schalt. Es gab eine Zeit, wo ich jedes Wort dieses Briefes auswendig wußte, wo es mit feurigen Buchstaben in meiner Seele eingeschrieben stand. Denn es war etwas Hinreißendes, Berauschendes, Dithyrambisches darin, das mich wie ein hochheiliges Lied anklang, und doch daneben so viel Stolz, Eifersucht und Herrschsucht eine so genaue Beobachtung meines täglichen Treibens, daß ich mir selber wie bezaubert, wie beständig von einem bösen Geiste belauscht vorkam und zornig fragte: wer ist denn diese Frau, die dich auf jedem Schritte verfolgt, als wärst du ihr entflohener Sclave? Bist du nicht mehr frei? Hofft die Thörin, daß du ihretwegen, die nicht mehr als ein Nebelbild für dich ist, Adele vergessen wirst? Hofft sie deine Liebe gewaltsam zu erobern und nicht als deine freie Gabe zu empfangen? Das war es — ich mag meine Neigung nicht wie die Siegesbeute einer Amazone dahingeschleppt sehen, keine Frau zu mir sagen hören: Du sollst mich lieben! .. Ich faßte mich, ich antwortete weder auf diesen leidenschaftlichen Erguß, noch brach ich mit Adelen. Und ich fand noch einen und einen dritten und letzten Brief. Wie beklagte ich diese Unselige, sie schrieb in Verzweiflung, sie klagte sich, mich, die Welt an — endlich auch Clemens! Sie sprach das verhängnißvolle Wort aus, daß er Adele liebe, wieder geliebt werde und ich der Getäuschte sei. Noch heute weiß ich nicht, welch' ein Beweggrund, welche dämonische Gewalt sie getrieben, sich so in mein Leben zu drängen, mit eiserner Hand meine Freundschaft und Liebe wie thönerne Götzen zu zerbrechen .. was hatte ich ihr gethan? was gegen sie verschuldet? In meiner Phantasie, denn gesehen hab' ich sie nie, trägt sie das Antlitz einer schönen aber todbringenden Furie."

Mit einem tiefen Seufzer senkte Isolde, als hätte sie ein Schwertstreich getroffen, das Haupt auf die Brust und faltete die Hände — er aber vor sich hinstarrend, sprach weiter: „Ja, todbringend! Denn nach dieser Aufklärung mußte ich mit Clemens brechen, ihn fordern, mich mit ihm schlagen .. an der blitzerschmetterten Buche, heute sind es fünf Jahre her. Wir schlugen uns lange, ingrimmig, schon blutete ich aus mehreren Wunden, da erschien sie, die Hexe, die ewig liebliche, betrügerische Adele. Sie hatte von unserm Streit erfahren, sie wollte uns versöhnen. Vor ihren Augen, ihren Worten senkten sich unsere Degen — dann folgte eine närrische Scene, eine bewunderungswürdige Tollheit der Jugend und der Begeisterung. Mit meinem Blute schrieben wir unsere Namen in den Baumstamm, gelobten uns mit Kuß und Handschlag Trennung im Augenblick, Wiedersehen nach fünf Jahren und eine ewige Freundschaft.

„So geschah es denn auch; da Clemens wegen der Kränklichkeit seines Oheims und seiner zukünftigen Stellung bei der Regierung das Land nicht verlassen konnte, reiste ich ab, mit kaum vernarbten Wunden des Leibes und der Seele; Adele war zwei Tage nach unserm Zusammentreffen nach Paris gegangen. Solche Geschichten treten wohl auf Augenblicke vor den Eindrücken der Gegenwart zurück, allein sie erlöschen nie, und Sie begreifen, daß ich ihnen nachsinnend bald mehr der Unbekannten, als der Freunde gedachte, vor Allem, seit ich in meinem Goethe einmal zufällig die weiße Rose gefunden, die sie mir in das Fenster geworfen .. es war das einzige Angedenken, das ich noch von ihr besaß. Da wünschte ich mir die Macht, sie zu mir herzubeschwören, damals wie jetzt!"

Er strich die Haare von seiner Stirn zurück und hielt die Hand eine Weile vor den Augen. Als er sie dann zurückzog, war Isolde aus der Fensternische an den Tisch herangetreten, und der Schimmer des eben aufgehenden Mondes, der voll in das Gemach hineinschien und um ihre Locken spielte, verklärte sie fast zauberhaft.

„Und wenn sie nun vor Ihnen stände," fragte sie mit sanftem rührendem Ton, „was würden Sie ihr sagen?"

„Ihr sagen? — Anschauen würde ich sie so lange, bis jeder Zug ihres Gesichts mein geworden, und zu ihr sprechen: warum rissest Du den Schleier entzwei, der mir die Welt verbarg? warum raubtest Du mir die fröhliche Jugend, die offene Hingabe? warum sollte ich meine theuersten Güter an Dich, Phantom, setzen? Sieh, Du hast mich einsam, traurig und verschlossen gemacht, ich habe nie wieder einen Menschen Freund genannt, nie wieder an Frauenliebe geglaubt. Du hast mir gesagt, daß Clemens wie Adele gelogen .. was konnte ich von den Andern erwarten? Wenn es Deine Absicht war, mein Herz von den Täuschungen des Glücks und der Freude abzuwenden und zu jenem ernsten und trüben Ton zu stimmen, der durch unser Leben und Sterben gleich mächtig klingt; so hast Du sie erreicht. Ob Du mich liebtest, ob Du mich haßtest — grausam ist Dein Haß, grausam Deine Liebe!"

„Grausam!" hauchte sie kaum vernehmlich vor sich hin.

Jetzt schlug die Uhr auf der Console mit raschen Schlägen die zwölfte Stunde. Bruno sprang auf: „Sie sehen, Gnädige, wie recht die Unbekannte mit ihrer Weltanschauung hatte. Alles ist Lüge, Schein und Verrath unter den Sternen — Clemens kommt nicht!"

„Und weil er treulos handelt, müssen wir Alle in gleicher Schuld stehen? Gibt es darum keine Aufopferung, keine Liebe mehr bis in Schmach und Tod?"

In dieser Aufregung war sie wunderschön; wie die streng geschlossene Knospe sich plötzlich im Gewitterregen öffnet, so schien ihre Gestalt, ihr Wesen in leidenschaftlicher Wallung sich zu entfalten und aufzublühen. Hingerissen ergriff Bruno ihre Hand, sie schrie leise auf und entzog sie ihm hastig. Es war ihm, als hätten seine Finger an einem der ihrigen einen goldenen schmalen Ring berührt, und schon hatte sie ihn abgestreift und aus dem Fenster geschleudert.

„O!" rief sie tiefaufathmend, mit wildzuckenden Lippen — „nun bin ich frei! nun bin ich frei!" Dann aber ließ ihre Erregung nach, sie senkte erröthend den Kopf vor Bruno. „Sie gehen?"

„Mein Gepäck ist unten im Dorfe — ich denke, morgen in der Frühe abzureisen."

„Morgen?" Sie erhob mit fragendem und durchbohrendem Blick das dunkle Auge. Er fühlte zusammenfahrend, daß er diesem Blicke nicht so entgehen könne. — „Gut, nicht morgen — an einem andern Tage," sagte er abgebrochen.

Sie lächelte triumphirend: „Ich bin Ihnen für Ihre Geschichte die meine schuldig. Sie bewiesen mir ein so edles Vertrauen, ich tausche Gleiches mit Gleichem, Auge um Auge, Seele um Seele!"

Was sie nun noch sprachen, waren nur noch Laute der Freude und des Entzückens, von denen allein ihr „Gute Nacht!" mit silbernem Ton in ihm fortklang, wie unsagbar süße Musik, als er wenige Minuten nachher die Straße von dem Schlosse in das Dorf hinabwandelte.

(Fortsetzung folgt.)



Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.

Recht inmitten der gesegneten Länder, über welche der deutsche Bund seinen gewichtigen Scepter erstreckt, liegt — einer Insel im Weltmeer gleich, um die sich stürmisch die Wogen brechen — eins von den wenigen ganz glücklichen Ländern, die nicht der Sage angehören. Und doch herrschen hier fast sagenhafte Verhältnisse: vor allen Dingen vollkommene Religionsfreiheit, denn die freisinnigsten und deshalb duldsamsten Geistlichen haben hier Aufnahme gefunden und stehen an der Spitze der Geistlichkeit; kein Concordat ist geschlossen oder hat nur den Schatten einer Möglichkeit; keine politischen Gefangenen schmachten in den für Verbrecher bestimmten Zellen; keine lästige Polizei chicanirt den Fremden, denn die Polizei ist hier wie sie sein sollte; kein militairischer Prunk reizt oder ärgert den Bürger; keine schweren Taxen drücken den Bauer — keine Conduitenlisten existiren; kein schwarzes Buch; kein heimliches Gerichtsverfahren. Dem Gewerbfleiß ist dabei jeder Spielraum gegeben; die Presse frei; die Kunst wird gehoben und gepflegt, und kurz und gut, es ist ein Land, so glücklich, wie wir es wohl in unseren schönsten Träumen für ganz Deutschland erstreben möchten.

Dem deutschen Leser brauche ich aber auch nicht erst zu sagen,

daß ich Coburg-Gotha meine, denn er hat nicht so viele Länder durchzurathen, um das rechte zu treffen. Ebenso weiß er, wem es die Coburger zu verdanken haben, daß sie das Alles von sich sagen können.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, wurde am 21. Juni 1818 auf der Rosenau bei Coburg geboren. Er ist der älteste von zwei Brüdern, und Albert, der jüngere, Gemahl der Königin von England. Seit 1842 mit Alexandrine, einer Prinzeß von Baden, vermählt, trat er 1844, nach dem Tod seines Vaters, die Regierung an, und begann sie gleich mit einem charakteristischen Zeichen seiner ganzen späteren Laufbahn. Er machte nämlich einer erbitterten Opposition der Stände dadurch ein plötzliches Ende, daß er diesen einfach sagte: „Ihr habt in den und den Fällen Recht und — sollt es behalten."

Das Jahr 1848 aber prüfte schon bald seine Kraft, und wacker und edel hat er sich darin gehalten: nachgebend, wo er das Volk berechtigt wußte, muthig und streng, wo er Uebergriffen entgegentrat, mild und verzeihend, als der Sturm vorübergerauscht war und einzelne Opfer aus der Masse, wie das gewöhnlich geschieht, übrig geblieben. Er auch ist der einzige Fürst, der aus jenen bewegten Tagen dauernden Ruhm davongetragen, denn er war glücklich genug, gerade damals ein selbstständiges Commando in Schleswig-Holstein zu haben, als die dänischen Kriegsschiffe (5. April 1849) keck und übermüthig den Hafen von Eckernförde forciren wollten. Doch jene Begebenheit ist zu bekannt, noch ein Wort darüber nöthig zu machen. Unter der gestrichenen Flagge Christian's VIII. steht jetzt dessen Gallionbild — den dänischen König in riesiger Größe vorstellend — in der Coburger Veste und schaut wehmüthig durch das Glasfenster in den Hof hinaus.

Und treu ist der Herzog von da an der schleswig-holsteinschen Sache geblieben, die dem wahren Deutschen noch einen Tropfen Wermuth in jeden Becher schüttet, den er trinkt; treu und edel hat er die vertriebenen und unglücklichen Opfer jener Zeit, so viele er deren unterbringen konnte, in sein Ländchen aufgenommen. Auch aus Hessen fanden Viele bei ihm Hülfe und Schutz. Leider konnte er nicht Alle aufnehmen, die von fremden und einheimischen Regierungen gemaßregelt wurden — er hätte sich sonst ein neues Königreich erobern müssen.

So warm aber, wie er als erster deutscher Fürst in Frankfurt a. M. gegen jedes den deutschen Brüdern in Schleswig-Holstein gethane Unrecht protestirte, so warm trat er später für jede echt deutsche Sache auf; so im orientalischen Krieg, wo eine neutrale Bewaffnung, so im italienischen, wo eine bewaffnete Neutralität beliebt wurde, und ich brauche wohl kaum noch hinzuzufügen, daß er in neuester Zeit wieder der einzige deutsche Fürst war, der sich den nationalen Bestrebungen unseres Volkes offen und freundlich zeigte, der ihre Berechtigung anerkannte, und in seinem Land dem von der Frankfurter Republik gemaßregelten Ausschuß Obdach verlieh.

Geistig sehr befähigt, mit einem lebendigen Interesse für alles Gute und Schöne, wo er es findet, vereinigt er eine Menge von Eigenschaften in sich, die ihm überall seine Existenz sichern würden, selbst wenn er kein Fürst wäre und mittellos in der Welt stände. Er ist als Regent, General und Politiker gleich tüchtig, und als Regent, General und Politiker arbeitet und strebt er für ein einiges, starkes Deutschland — eine der Hercules-Arbeiten.

Aber auch die Künste hat er deshalb nicht vernachlässigt, sondern sie gehegt und gepflegt. Seine musikalischen Arbeiten und Erfolge sind bekannt, der Literatur bewahrt er ein reges Interesse und selbst in der Oelmalerei hat er sich mit Glück versucht, diese Kunst aber, die ihre Jünger an die Leinwand fesselt, aufgeben müssen, weil er ihr nicht die dazu nöthige Zeit widmen konnte.

Die wirkliche Volkswirthschaft findet dabei an ihm ihren wackeren Vertreter und selbst in der Landwirthschaft besitzt er schätzenswerthe Kenntnisse, wie er denn auch bei dem letzten landwirthschaftlichen Verein in Coburg selber einen Originalvortrag über die Zucht der Pferde hielt.

Was die Persönlichkeit des Herzogs betrifft, so ist er von hoher, stattlicher Gestalt, mit edlen Zügen und offenen, geistreichen großen braunen Augen. Lebendig dabei in seinen Bewegungen wie in seinem Geist, unermüdlich thätig, nie unbeschäftigt, außerordentlich mäßig und einfach in seinem Leben ist er ein kecker Reiter, ein Waidmann durch und durch und mit einem Wort ein Fürst vom Wirbel bis zur Zehe. Das Volk liebt — der Adel haßt ihn — ich wüßte Nichts, was ich noch zu seinem Lobe hinzufügen könnte.

Die neueste Nordpolfahrt des Capitain M'Clintock.

(Schluß.)

Capitain M'Clintock segelte am 1. Juli 1857 von Aberdeen ab und erreichte ohne Unfall Uppernavick, die nördlichste der dänischen Niederlassungen auf Grönland. Er verschaffte sich dort fünfunddreißig Hunde, die er zum Ziehen der Schlitten bei Landreisen benutzen wollte, mit einem Eskimo-Führer. Am 6. August verließ er Uppernavick, um von der Melville-Bai nach dem Lancaster-Sunde hinüber zu steuern. Er kam bis zur Mitte der Davis-Straße, aber hier war das Treibeis, durch das er sich einen Weg bahnen mußte, in solchen Massen aufgehäuft, daß er sich nicht loszumachen vermochte. Sein Schiff fror mitten im Meere ein und wurde mit den Eisschollen während des ganzen Winters vom Winde hin- und hergetrieben.

Vor M'Clintock haben zwei andere Nordpolreisende, Sir James Roß und Kane, eine ähnliche ungemüthliche Reise mit dem Eise gemacht. Roß kam in einem Eisfelde, das einen Umfang von mindestens zwölf deutschen Meilen hatte, zum Festsitzen und wurde mit dieser Masse, als in der Mitte des Augustmonats (1849) Thauwetter eintrat, an der südlichen Küste des Lancaster-Sundes vorbei, in die Baffinsstraße und bis zur Pondsbai geführt. Das Eis zerschellte in demselben Augenblicke, als Roß vor einer Reihe hoher Eisberge den Tod erwartete, in unzählige Bruchstücke, und er war frei. Kane, der mit Capitain de Haven fuhr, wurde vor der Mündung des Wellington-Canals vom Eis eingeschlossen, und trieb in der Baffinsbai bis zum Vorgebirge Walsingham. Der Raum, den er unfreiwillig zurücklegte, betrug über zweihundert deutsche Meilen, und seine Gefangenschaft dauerte vom September 1850 bis zum Juni 1851. Die Gefahr erreichte oft eine solche Höhe, daß die Matrosen ihre Bündel und Schlitten bereit hielten, um sich auf's Eis retten zu können, falls das Schiff von den Eisbergen erdrückt werde. Man halte ihre Furcht nicht etwa für eine übertriebene. Im August 1853 gerieth Inglefield mit seinen beiden Schiffen Phönix und Breadalban bei der Riley-Spitze zwischen Eisberge. Der Phönix verlor bei dem Zusammenstoß mit den weißen Riesen Schraube und Steuerruder, dem Breadalban wurden beide Seiten eingestoßen, und er sank mit einer solchen Schnelligkeit, daß die Mannschaft sich nur eben noch retten konnte. Dann schlossen sich die Eisschollen wieder, und die Stelle, wo das schöne Schiff wenige Minuten früher versunken war, ließ sich nicht mehr erkennen.

M'Clintock machte die weiteste dieser Eisreisen. Er trieb von 75° 30' bis 63° 30' nördlicher Breite. Seine astronomischen Beobachtungen erlaubten ihm, den Weg genau zu bestimmen, den er machte, während er mit dem Eise hin- und hergeschoben wurde. Die Länge desselben betrug 1194 englisch-geographische oder 298½ deutsche Meilen. In Gefahr kam er weniger als seine beiden Vorgänger Roß und Kane. Bildeten sich auch mehrmals offene Stellen, die sich plötzlich mit einer Gewalt schlossen, welche ihre Ränder in Eistrümmer-Wälle von mehreren Fuß Höhe verwandelte, so fanden diese bedrohlichen Vorgänge doch immer in einer gewissen Entfernung vom Schiffe statt. Schlimm wurde seine Lage am 25. April 1858, dem Tage seiner Befreiung. Ein heftiger Südostwind rollte mächtige Wogen heran, unter deren Druck die Eismassen borsten und in gewaltigster Bewegung gegen einander schlugen. Zum Glück hielt der kleine Fox die furchtbaren Stöße wacker aus und gelangte glücklich in freies Wasser.

Während seiner langen Gefangenschaft — sie dauerte 251 Tage — hat M'Clintock Beobachtungen gemacht, die zur Entschei-

dung einer wissenschaftlichen Streitfrage einen Beitrag liefern. Man hat neuerdings die alte Seemannssage, daß der Nordpol weit und breit von einem Meer ohne alles Eis umgeben sei, durch Thatsachen begründen und durch Vermuthungen erklären wollen. Die großen offenen Wasserstellen, auf die Penny und Kane im höchsten von ihnen erreichten Norden gestoßen sind, und die allerdings sehr auffallende Wahrnehmung mehrerer arktischer Entdecker, daß bei Winden aus Nord und Nordost, die man sich als die kältesten denken sollte, umgekehrt eine sehr merkliche Verminderung der Kälte eintritt, wonach man schließen könnte, daß jene Luftströmungen über offenem Wasser sich erwärmen — das sind die Thatsachen, auf die man sich beruft. Man hat auch zu sehen geglaubt, daß hohe Eisberge, deren Fuß mithin tief im Wasser steht, gegen den Wind nach Norden ziehen, und hat deshalb das Vorhandensein einer unterseeischen Gegenströmung angenommen. Jene Strömung soll eine Fortsetzung des warmen Golfstroms sein, und weil die Winde aus Nord und Nordost mild sind, hätt man sie für die äußerste Spitze des Aequatorialstroms der Luft, die am Pol umbiege. Was M'Clintock an den Eisbergen wahrnahm, bestätigt jene Theorie nicht. Sie zogen nicht mit abweichender Bewegung gegen Norden, sondern trieben mit dem übrigen Eise in derselben, von den Winden abhängigen Richtung.

Sobald M'Clintock von den Eisfeldern frei geworden war, segelte er nach Grönland zurück. Die dänischen Behörden versahen ihn bereitwillig mit frischen Lebensmitteln, doch war es nur wenig, was sie ihm zu liefern vermochten. Am 18. Juni 1858 verließ er die Melville-Bai zum zweiten Male, am 27. Juli ließ er in der Pondsbai der gegenüberliegenden Küste die Anker fallen. Das Dorf Kaprawoktolik, das die Eskimo's am Norduser dieser Bucht erbaut haben, hat eine Lage höchst eigenthümlicher Art. Von hohen und steilen Felsen umgeben, kann es nicht einmal mittelst der Schlucht, an deren Mündung seine wenigen Hütten sich ausdehnen, mit dem Innern in Verbindung treten, da ein ungeheuerer Gletscher den Weg versperrt. So bleibt den Bewohnern nichts als das Meer, und dieses ist während des weitgrößten Theiles des Jahres mit Eisschranken verschlossen. Es liefert gleichwohl den Eskimo's ihren einzigen Lebensunterhalt, denn es beherbergt eine Menge von Walfischen, die mit dem letzten Stück Eis verschwinden. M'Clintock blieb sechs Tage lang bei den freundlichen Leuten und überzeugte sich, daß sie von Franklin nichts wußten. Seit zwanzig, dreißig Jahren hatte kein Schiffbrüchiger den kleinen Fleck Land betreten, auf dem ihre ganze Existenz zwischen Klippenmauern und einem Eismeer verfließt.

Das Eindringen in die Barrowstraße war keinen Schwierigkeiten unterworfen. M'Clintock segelte zunächst nach der Beechey-Insel, um auf dem Platze, wo Franklin seinen ersten Winter verlebt hatte, eine Gedenktafel aufzurichten, die ihm von Lady Franklin zu diesem Zweck übergeben worden war. Nachdem er diese Pflicht der Pietät erfüllt hatte, untersuchte er die Vorräthe und die Boote, die von früheren Schiffen auf der Beechey-Insel und im Leopolds-Hafen zurückgelassen worden sind, und fand sie im besten Zustand. Wie leicht konnte davon seine Rettung abhängen, wenn er sein Schiff verlassen mußte!

Die Land- und Küstenbildung der Gegenden, denen er nun zusteuerte, läßt sich auch ohne Karte leicht veranschaulichen. Im Süden der zusammenhängenden Wasserstraße von Osten gegen Westen, die von dem Lancaster-Sunde, der Barrow-Straße, dem Melville-Sunde und der Banks-Straße gebildet wird, laufen zwei nebeneinanderliegende Inseln, Nordsomerset im Osten, Prinz-Wales-Land im Westen, von Norden gegen Süden. Zwischen beiden findet der Schiffer einen Canal, Peels-Sund genannt, der durch die Bellot-Straße mit der Prinz-Regents-Einfahrt, welche die Ostküste von Nordsomerset begrenzt, in Verbindung gebracht wird. Im Süden der Bellotstraße beginnt das Festland mit einer weit vorspringenden Halbinsel, der man den Namen Boothia Felix gegeben hat. Im Süden des Prinz-Wales-Landes besteht noch ein größerer Raum aus einem Meer, in dem die Insel König-Wilhelms-Land liegt. Sie erstreckt sich bis in die Nähe von Boothia Felix und wird vom Festlande durch eine schmale, nach dem Entdecker Simpson benannte Meerenge getrennt. Das Festland springt auch hier mit einer, jedoch kleineren Halbinsel (Adelaide) vor. In den Einschnitt, der Adelaide und Boothia von einander trennt, mündet der Große Fischfluß oder Backs Ostfluß, unter welchem letzteren Namen er auf einigen Karten eingetragen ist.

Aus dieser hoffentlich anschaulichen Beschreibung ergibt sich, daß M'Clintock zwei Wege nach dem König-Wilhelms-Lande, wo die Vermißten ihren Todeskampf gekämpft haben, benutzen konnte. Er hatte die Wahl zwischen der Prinz-Regents-Einfahrt, aus der er durch die Bellotstraße gegen Westen zu gelangen vermochte, und zwischen dem Peels-Sunde. Er gab dem letztern den Vorzug, mußte jedoch nach etwa fünf deutschen Meilen vor einer festen Eisschranke umkehren. Er wendete sich jetzt nothgedrungen zur Prinz-Regents-Einfahrt und war so glücklich, bis zur Bellot-Straße vordringen zu können. Auch diese war frei, und schon glaubte M'Clintock in das jenseitige Meer ohne Anstand einlaufen zu können, als er sich am westlichen Ende der Bellot-Straße wieder vor einer Eismasse sah. Diese von zahlreichen Inselchen festgehaltene, nicht viel über eine halbe deutsche Meile breite Mauer widerstand der Gewalt der Herbststürme, welche das westliche Meer reinfegten. „Es war eine Tantalusqual, die jeder Beschreibung spottet,“ sagt M'Clintock in seinem Bericht, „daß wir Tag für Tag jenes offene Wasser, nach dem wir uns so sehr sehnten, vor Augen hatten, wie es nur eine Stunde westlich von uns die Felsen bespülte, und doch unsere gänzliche Ohnmacht fühlten, die trennende Schranke zu durchbrechen.“

So lange man noch Tageslicht hatte, ließ M'Clintock einen seiner Officiere, Lieutenant Hobson, Wanderungen auf Boothia Felix machen. Der Zweck, der dabei verfolgt wurde, an geeigneten Stellen Vorräthe niederzulegen, die später von den mit Schlitten abgehenden Mannschaften benutzt werden könnten, wurde unvollständig erreicht, da die überaus rauhe Oberfläche des Landes zu große Hindernisse entgegenstellte. Hobson gerieth in manche Gefahr, in die größte in dem Augenblicke, als eine Eismasse, auf der er sich befand, in Bewegung gerieth und in's Meer hinaussteuerte. Im November wurden diese Wanderungen eingestellt. Der Fox lag jetzt gut geschützt in einer Bucht der Bellot-Straße, neben der Granitfelsen bis zu einer Höhe von 1600 Fuß emporsteigen.

Bei den Schrecken eines arktischen Winterlagers wollen wir nicht verweilen. Fast drei Monate lang zeigt sich die Sonne nicht auf eine Minute über dem Horizont, und lassen auch der Mond, das Schneeblinken und die Nordlichter selten eine tiefe Dunkelheit eintreten, so hat doch das falbe Dämmerlicht, das in der Regel herrscht, etwas unnennbar Trauriges. Nach und nach nimmt die Kälte zu, bis das Thermometer auf 42 und 43° Reaumur unter Null fällt. Man schützt nun die innern Räume des Schiffs auf jede erdenkbare Weise und beschäftigt die Seeleute zu gleicher Zeit, so oft es gehen will, im Freien, damit sie der frischen Luft nicht ganz entbehren und in dem Grabesschweigen der langen, langen Nacht nicht in Trübsinn verfallen. Erscheint endlich die Sonne am Saume der Eiswüste auf Augenblicke wieder, so begrüßt man sie mit Jubel, und die Abnahme der Kälte bis zu einem Grade, der die Straßen unserer Städte menschenleer machen würde, ist für Jedermann eine froh empfundene Erleichterung.

Die Jagden, die M'Clintock während der elf Monate seines Aufenthaltes in der Straße veranstaltete, um dem Scorbut durch frisches Fleisch zu wehren, gaben eine sehr geringe Ausbeute: drei Rennthiere, zwei Bären, achtzehn Seehunde und einige Schneehühner und Wasservögel. Am 17. Februar 1859 wurden die Ausflüge mit Hundeschlitten wieder aufgenommen. M'Clintock, der Führer der einen Abtheilung — die zweite, resultatlose befehligte Capitain Young — blieb bei einer Kälte, die das Quecksilber zum Gefrieren brachte, fünfundzwanzig Tage vom Schiffe entfernt. Er traf mit Eskimo's zusammen, die ihm bereitwillig eine Schneehütte bauten und ihm Reliquien vom Erebus und Terror übergaben. Sie erzählten, daß vor verschiedenen Jahren ein Schiff an der Westküste des König-Wilhelms-Landes vom Eise zertrümmert wurde und sank. Die Weißen erreichten glücklich das Land und wanderten zu einem großen Flusse, wo alle starben. Andere Eskimo's wußten von einem zweiten Schiffe, das in derselben Zeit an die Küste trieb und von dem sie sich mit einer Menge Holz und Eisen versehen hatten. Vom October bis zum Juni wohnen diese ärmsten aller Erdenbewohner in Schneehütten auf dem Eise und leben dann blos von Seehunden, zu denen gelegentlich ein Bär kommt. Juli, August und September sind ihre glücklichen Monate, denn in dieser Zeit finden sie in und an den Flüssen des Festlandes Fische, Rennthiere und Geflügel.

Zwei Reisen, die M'Clintock und Hobson in den ersten Maitagen gleichzeitig ausführten, brachten die vollste und traurigste

Aufklärung. M'Clintock untersuchte die östliche, Hobson die nördliche Küste des König-Wilhelms-Landes. In einem Schneedorfe drängten sich die ganzen Einwohner, höchstens fünfunddreißig an Zahl, an den Ersteren heran und versahen ihn mit so vielen Artikeln von den Unglücksschiffen, als er fortzubringen im Stande war. Eine alte Frau machte mit gellender Stimme die Erzählerin, die übrigen Eskimo's fielen zuweilen verbessernd ein. Jene Frau sagte: „Man hat von hier einen Tagemarsch bis zum Meer (Peels-Sund), worauf man vier weitere Tage braucht, um zu einem Schiff zu gelangen, das dort liegt, wenig mehr über dem Eise sichtbar. Wir sind seit länger als einem Jahre nicht dort gewesen, aber viele der Unsrigen haben das Schiff besucht und fortgetragen, was sie konnten. Wenige Eskimo's haben die weißen Männer auf ihrem Wege zum großen Flusse gesehen und uns erzählt, sie seien einer nach dem andern hingesunken." Nach seiner Trennung von diesen Eskimo's ging M'Clintock in südlicher Richtung bis zu der Insel Montreal, welche die Verunglückten auf ihrem Wege zum Großen Fischflusse berührt haben mußten. Außer einigen europäischen Artikeln, die von den Eskimo's dorthin getragen worden sein konnten, fand sich auf dieser Insel nichts. Er setzte dann über die schmale Meerenge und folgte der südlichen Küste des König-Wilhelms-Landes. Etwa in der Mitte derselben, am Vorgebirge Herschel, lag ein Geripp in voller Länge auf dem Boden ausgestreckt. Als der Schnee entfernt wurde, fand sich ein Taschenbuch mit einem Matrosen-Zeugniß und einigen Briefen. Ein Cairn, d. h. einer der künstlich aufgeschichteten Steinhaufen, unter denen Nordpolfahrer Nachrichten zu verbergen pflegen, wurde weiterhin entdeckt, aber in einem Zustande, der keinen Zweifel daran ließ, daß die Eskimo's ihn umgewühlt und seinen Inhalt entführt hatten.

Noch wichtiger waren die Spuren, die Hobson auffand. Nachdem er das Vorgebirge Felix, die Nordspitze des König-Wilhelms-Landes, umgangen hatte, schlug er sein Lager am 6. Mai neben einem großen Cairn auf. Als dieser untersucht wurde, zeigte sich eine Büchse von Zinn und in ihr die erste authentische Nachricht von dem Schicksale Franklin's und seiner Mannschaft. Es waren zwei Berichte, welche die Unglücklichen von sich gaben. Der erste war vom 24. Mai 1847, und um diesen war der zweite vom 25. April 1848 herumgeschrieben. Welche völlige Umwandlung war zwischen jenem ersten und jenem letzten Tage vorgegangen! Der erste Bericht schloß mit den Worten: „Alles ist gesund!" der zweite mit der Anzeige, daß die Mannschaft, nachdem sie ihre Schiffe verlassen, im Begriff sei, eine Landreise anzutreten, von der ihre erfahrenen Mitglieder sich sagen mußten, daß sie mit dem Untergange Aller enden werde.

Aus beiden Berichten ergibt sich Folgendes: Im Sommer des Jahres 1845 gelangte Franklin im Wellington-Canal bis zum 77° nördlicher Breite und überwinterte dann auf der Beechey-Insel. Am 12. September 1846 froren seine Schiffe etwa drei deutsche Meilen nordwestlich vom König-Wilhelms-Lande ein und konnten sich nicht wieder losmachen. Am 11. Juni 1847, also nur achtzehn Tage nach jenem ersten Bericht im Cairn: „Alles ist gesund!" starb Sir John Franklin. Die Zeit, die von da bis zum 25. April 1848 verfloß, mag eine furchtbare gewesen sein. Wir erfahren weiter nichts über sie, als daß noch 8 Officiere und 15 Matrosen starben. Die Schiffe trieben mit dem Eise in der ganzen Zeit vom September 1846 bis zum April 1848, also in ziemlich zwanzig Monaten, nur drei deutsche Meilen weit gegen Süden. Daß sie verlassen werden mußten, weil das eine vom Eise zerdrückt wurde und das andere in derselben Gefahr schwebte, dürfen wir nach den Erzählungen der Eskimo's wohl annehmen.

Die Mannschaft, die das letzte Schiff unter den Capitainen Crozier und Fitzjames verließ, zählte noch 105 Köpfe. Das, was M'Clintock und Hobson elf Jahre später sahen, läßt den Todesgang der Unglücklichen in einzelnen grellen Zügen hervortreten. Am 22. April hatten sie das Land betreten, am 25. errichteten sie ihren Cairn, und schon diese drei Tage hatten sie so abgemattet, daß sie alles nur irgend Entbehrliche, Kleidungsstücke, Werkzeuge, Waffen, von sich geworfen hatten. Der fernste Punkt, den sie erreicht haben können, ist die Insel Montreal. Dort waren sie umgekehrt und bis zu einem Punkte einen Tagemarsch nordöstlich von dem westlichsten Punkte des König-Wilhelms-Landes gekommen. Dort stand ihr Schlitten-Boot, mit der Spitze nach der Gegend des Schiffes gerichtet. In demselben lagen zwei Gerippe, das eine unter einem Haufen von Kleidern. Am Rande des Boots lehnten zwei Flinten, noch geladen, mit aufgesetzten Zündhütchen, wie ihre sterbenden Eigenthümer sie vor zehn Jahren zurückgelassen hatten. Fleisch oder Schiffszwieback war in dem Boote nicht, wohl aber Chocolade, Thee und Tabak. In der Nähe lag ein Stamm Treibholz, daneben eine zerbrochene Säge. Wie ließe sich die schreckliche Bedeutung dieser Zeichen mißverstehen! Gewiß, Kälte, Hunger und Ermattung im Verein brachten den wackern Männern den Untergang, wahrscheinlich auch eine Krankheit, die außerhalb der höchsten Breiten ihren alten Namen der Pest des Meeres verloren hat — der Scorbut. M'Clintock hebt in dem Berichte, den er der geographischen Gesellschaft in London erstattet hat, mit Recht hervor, daß die Mannschaft drei Winter im Eise verlebte. M'Clure's Leute, die ebenso eingeschlossen waren, litten durchgehends am Scorbut, obgleich sie sich auf dem Banksland viel frisches Fleisch zu verschaffen vermochten. Franklin's Begleiter fanden auf der Küste, welche ihnen blos gelegentlich zugänglich war, kein Wild, und müssen weit stärker am Scorbut gelitten haben. Sogar die Eskimo's meiden den westlichen Theil des König-Wilhelms-Landes, weil es dort keine Thiere gibt.

Weitere Nachrichten, als die bisher mitgetheilten, hat M'Clintock nicht erhalten und auf dieses Wenige werden wir wohl für immer beschränkt bleiben. Seine ferneren Erlebnisse in den arktischen Gegenden theilt er mit der lakonischen Kürze eines Ehrenmannes mit, dem eine große Aufgabe gestellt worden ist, neben der seine Person zu unbedeutend erscheint, als daß es sich vieler Worte verlohnte. „Der Sommer war in unserm Hafen ein warmer," lautet seine schlichte Erzählung, „aber das Eis erlaubte uns erst am 9. August aufzubrechen, und da wir das Ziel unserer Reise erreicht hatten, so wendeten wir uns heimwärts. Am 21. September traf ich in London ein, nachdem ich in Portsmouth gelandet war, und am 23. schlossen sich die Thore des Docks von Blackwell hinter dem Fox."

Könnten vielleicht doch von den Männern, die 1845 mit Franklin ausliefen, einige unter den Eskimo's ihr Leben gefristet haben? M'Clintock antwortet darauf: „Nein, sie sind alle todt." Dieser, mit fester Stimme ausgesprochenen Entscheidung haben wir nichts hinzuzusetzen. Man spricht von neuen Aufsuchungsversuchen, aber wir würden es tief beklagen, wenn der Gedanke zur That würde. An den 129 Opfern vom Erebus und Terror ist es genug, mehr als genug. Es fehlt wahrlich nicht an Gebieten, aus denen der Entdecker schönere Lorbeeren als die des Kriegers sich holen kann. Da ist Afrika, wo es mehr als Leichen zu sammeln gibt, wo der Wissenschaft und Cultur eine reiche Ernte harrt. Auf dieses zukunftsvolle Gebiet soll die Thatkraft sich werfen, aber den Nordpol überlasse man seiner todten Natur, auf daß seine Herbststürme, wenn sie um die Eisblöcke heulen, nicht über die frischen Gräber wackerer Europäer streichen.

Der alte wandernde Spielmann.

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

In Nürnberg und den Nachbarstädten, wo Böhner überall mit rauschendem Beifall Concerte gab, geehrt und geliebt, zeigten sich doch in dieser Zeit die ersten Spuren von seiner Krankheit. (Seiner Bekanntschaft mit E. T. A. Hoffmann ist bereits gedacht.) Und in dieser Krankheit ist der Grund zu suchen, daß Böhner niemals eine feste, seinem Talent und seinen Kenntnissen entsprechende Stellung gefunden und sich den eignen Heerd zu gründen nicht vermocht hat.

Im Jahr 1815 unternahm Böhner eine zweite Kunstreise über Stuttgart, Karlsruhe, Straßburg, Kolmar, Basel, Aarau, Zürich bis Bern. Es wollte ihm aber nirgend glücken, woran die unruhigen Kriegszeiten die meiste Schuld haben mochten. Besser gelang es ihm im Heimathlande Thüringen, wo er in Hofconcerten mit großem Erfolg spielte, dann in Leipzig, wo er nicht nur stark besuchte Concerte gab, sondern bei den dortigen vornehmsten Musi-

kalienhandlungen mit dem Verkauf seiner Compositionen auch gute Geschäfte machte. Ein Jahr später sehen wir ihn auf einer neuen Kunstreise in Frankfurt a. M., Darmstadt, Mannheim und Heidelberg als vielbewunderten Virtuosen auf Orgel und Flügel in einträglichen Concerten auftreten, so daß er sich fast ein Jahr in den genannten Rheinstädten aufhielt, doch periodisch gestört von der unheimlichen Heimsuchung seines bösen Dämons. Ebenso in Kassel, wohin er 1817 ging, wo Guhr unterdessen (1813) Musikdirector des Hoftheaters geworden war. Im freundschaftlichen Umgange mit dem edlen Kunst- und Altersgenossen scheint Böhner's Geist wieder erstarkt zu sein; denn 1818 konnte er, mit guten Empfehlungen, namentlich von Frankfurt aus, versehen, nach Hamburg gehen, wo er sich über ein halbes Jahr aufhielt.

Sein Name war nun ein in ganz Europa von allen musikalischen Capacitäten gefeierter, und er wurde in der reichen Handelsstadt mit Auszeichnung aufgenommen. Besonders machten sich die Logen, an die er empfohlen war, um ihn verdient. Der brasilianische Minister und Gesandte, von Carno, nahm ihn gastfreundlich auf, und sein Concert auf der herrlichen Orgel der Katharinenkirche brachte ihm Geld und Beifall in Menge ein.

Schier noch glänzender war seine Aufnahme in Oldenburg, besonders am großherzoglichen Hofe, und die liebenswürdigen Prinzessinnen gaben ihm Thema's zum Phantasiren. Die Damen der höhern Gesellschaft schwärmten für ihn, namentlich ein Paar Französinnen, die ein Haus machten, wo er öfter spielte. Auch scheint hier die Liebe zuerst sein Herz gerührt zu haben, doch hat er darüber in seinen autobiographischen Notizen nur die kurze trockne Bemerkung gemacht: „Ein gebildetes Frauenzimmer, N. aus B., machte sich in Oldenburg besonders um meine Wenigkeit verdient.“ Mit den beiden Fürstenau, Vater und Sohn, die zu derselben Zeit in Oldenburg wohnten und bliesen, verlebte er schöne Tage.

Seine Weiterreise führte ihn über Emden und Leer an die Ufer der Nordsee, dann zurück und über Hamburg und Lübeck auf der Ostsee nach Kopenhagen, wo er im Mai 1819 eintraf. Durch Kuhlau, der ihn mit offnen Armen aufnahm, bei Hofe vorgestellt, wurde er bald von der musikalisch hochgebildeten Prinzessin und einer Hofdame sehr favoritisirt und spielte oft in ihren Apartements im Lustschlosse Friedrichsburg. Hier nun soll die von Wit v. Dörring erzählte extravagante Scene vorgefallen sein, die Böhner als Erfindung des nordischen Demagogen bezeichnet.

Böhner's viermonatlicher Aufenthalt in der dänischen Königsstadt ist der Silberblick seines Lebens. Als Löwe von der hohen Aristokratie gehätschelt, mit Geld reichlich versehen, in einem angenehmen Herzensverhältniß, eine prächtige Wohnung mit Flügel im großen Hotel de Lyon inne habend, mit fröhlichen Freunden Ausflüge in der Insel Seeland machend, bedurfte es nichts weiter, als das Glück so lange als möglich festzuhalten. Und auch dazu wurde ihm die Hand geboten, ja aufgedrungen. Er sollte in Kopenhagen bleiben, vor der Hand als Musiklehrer der vornehmen Welt, bis sich eine feste Anstellung für ihn fände. Alle einflußreichen Personen interessirten sich für ihn und wollten behülflich sein — das böse Gespenst, das sich in ihm festgesetzt, die Klarheit seines Geistes trübend, seine Gedanken verwirrend und ihn zu Excentricitäten treibend, verhinderte Alles, verdarb ihm seine ganze Lebenszukunft. Es riß ihn aus schönen Verhältnissen, trieb ihn fort von der Stätte seines Glücks. Er scheint gegen Ende des Sommers heftiger von der Krankheit befallen worden zu sein, als je. Wie der unglückliche Hölderin, mit dem Böhner überhaupt Aehnlichkeit hat, eilte er fort, von Dobberan, wo er die Bekanntschaft der Catalani machte, zu Fuß Tag und Nacht laufend, wie ein von Furien gejagter Orestes. Auf dem Wege nach Hamburg verirrte er sich Nachts im Walde und gerieth in einen Sumpf, wo er fast das Leben eingebüßt hätte. In gleicher Weise rannte er, ein armer unglücklicher Geisteskränker, über Hannover, Osterode und Sondershausen bis nach Gotha. Sein mit Kleidern, Manuscripten und andern werthvollen Effecten und Geld reich ausgestatteter Koffer ging ihm verloren. Er wollte ihn in Kopenhagen nach Hamburg zur Post gegeben haben; er sollte auch abgegangen sein — Böhner hat ihn nie wieder gesehen. Ein anderer ebenfalls (besonders durch die Manuscripte) werthvoller Koffer, den er in Nürnberg gelassen, ging ihm ebenfalls verloren aus gleichem Grunde. Auch sonstige schwere Verluste hat ihm seine Krankheit zugefügt, und er ist, weil er kein wachsames Auge auf sein Eigenthum haben konnte, um Alles gekommen, was er erworben, und um Vieles, was sein reicher Geist geschaffen.

In Gotha erregte seine Ankunft unter so traurigen Umständen Aufsehen. Der Herzog August nahm sich sogleich seiner wieder an, und brachte ihn in der angesehenen Familie eines Kunstgenossen unter. Doch man konnte nicht mit ihm fertig werden, und der Tod seines fürstlichen Gönners (22. Mai 1822) machte allen fernern Maßnahmen zu Böhner's Besten ein Ende. Schon vorher hatte ihn sein Geburtsort als Heimathstätte aufgenommen, und dort wohnt er nun seit fast vierzig Jahren, wenn man einen solchen Aufenthalt überhaupt wohnen nennen kann, in armseligen, beklagenswerthen Verhältnissen. Seit jener Zeit hat er seine Wanderungen im südlichen und westlichen Thüringen mit kleinem Musikalienhandel begonnen und setzt sie bis heute rüstig und wohlgemuth fort. Es ist ihm in dieser langen Zeit kümmerlich genug gegangen. Vor fünfundzwanzig Jahren schrieb er mir: „Ich muß ziemlich beschränkt und dürftig leben, Hunger und Kälte in elender Wohnung bei Armen ertragen und alle geistigen und körperlichen Genüsse entbehren.“

Es ist von den Leuten seiner Umgebung, welche mit den Mitteln und der Stellung die Pflicht hatten, für die sorgenfreie Existenz eines so bedeutenden Genius und eines so edlen und guten Menschen wie Böhner zu sorgen, nicht recht, daß sie ihn in solchem Elende haben schmachten lassen. Einen der reichbegabtesten Tonsetzer und Virtuosen ließ man, dürftig bekleidet, in Kälte und Regen im Lande herumlaufen, um sich durch den Verkauf einiger von ihm componirten Tänze vor dem Hungertode zu schützen. Und der Mann war geisteskrank. Es hat lange gedauert, eh' er von der Krankheit befreit wurde. Aber die stete Bewegung in der freien Luft, besonders des Gebirgs, wo er jedes Jahr Monate lang verweilt, die Unregelmäßigkeit und Frugalität seiner Lebensweise haben ihn von seinem Dämon befreit, und er ist jetzt als fast 73jähriger Greis gesund und kräftig. Ja, wenn irgend ein Mann befähigt ist, seinen hundertjährigen Geburtstag selbst zu feiern, so ist's Louis Böhner.

Zum Schluß dieser Skizze mögen ein paar Erlebnisse, die ich mit ihm hatte, den eigenthümlichen Charakter seiner Krankheit andeuten.

Im Sommer 1822 hielt ich mich einige Tage im Hause des Justizamtmanns Knauer in Ichtershausen (zwischen Erfurt und Arnstadt) auf. Eines Abends wurde der Hausvater hinausgerufen. Mit getrübter Miene kehrte er in's Zimmer zurück, und seine Worte: „Ach Gott, der arme Böhner ist draußen!“ zogen mich mit den Andern ebenfalls auf den Vorsaal. In bejammernswerther armseliger Kleidung, bot er in einem kleinen Henkelkorbe einige geschriebene Tänze zum Verkauf aus. Das Geld nahm er mit Hast, die Einladung, sich im Familienzimmer zu erfrischen, schlug er mit scheuem Wesen aus und entfernte sich eiligst.

Nach ohngefähr zehn Minuten vernahmen wir seltsame Klagetöne auf dem Vorsaal. Hinausgeeilt, sahen wir Böhner mit verzweiflungsvollen Gebehrden diese Töne ausstoßen. Er habe das Geld verloren, sein Feind habe ihn gejagt, er sei immer hinter ihm, der Schreckliche. Er meinte den Teufel, dessen von seiner irrenden Phantasie erzeugtes Phantom ihn zuweilen verfolgte und ängstigte. — Das Geld fand sich auf dem Treppenpfeiler, wohin er es gelegt und vergessen hatte. Sichtlich getröstet, ging er wieder. Das Phantom war verschwunden.

Ein russischer Hofherr, Graf Engelhardt, der mit der zweiten Gemahlin des Herzogs Ernst I. von Coburg-Gotha nach Gotha gekommen war und viel Geld ausgab, ließ seiner Tochter von Böhner musikalischen Unterricht geben und zahlte ihm für jede Stunde einen Ducaten baar aus. Sobald Böhner Geld hatte, wurde er übermüthig, wie er denn überhaupt nicht mit Geld umzugehen verstand. Mit jedem Ducaten Mehreinnahme schwoll ihm der Kamm stärker. Man erzählte allerlei drollige Geschichten seines wachsenden Uebermuths. So hatte er in dem ersten Gasthofe der Stadt, dem Mohren, eines Abends die ganze Reihe Zimmer der Bel-Etage, die nur gewichtige Fremde zu bewohnen pflegen, gemiethet und jedes Zimmer reich erleuchten lassen. Nun war er in der ganzen Zimmerflucht mit dem Ausdrucke stolzen Selbstbewußtseins spazieren gegangen, hatte gut gespeist und sich dann am Flügel niedergelassen, um zu phantasiren, und nur einen Wunsch hatte er gegen die zuhörende Dienerschaft laut werden lassen, daß eine gleichgestimmte musikalische Freundin mit ihm vierhändig seine Sonaten spielen möchte. Der Wunsch mußte freilich unerfüllt

bleiben. Er schlief prächtig, und als er am andern Morgen mit den russischen Ducaten seine Zeche berichtigt, ging er stolz wie ein Spanier davon.

In dieser Periode kam er einst zu mir, setzte sich mit Prätension, schaute sich im Zimmer um und sagte zu mir: „Es ist eine Schande für Ihre Verehrer, daß Sie so schlecht wohnen. Diese alten schmutzigen Tapeten ekeln mich an. Ich werde Ihnen das Zimmer neu tapeziren lassen und zwar mit den kostbarsten Tapeten, die aufzutreiben sind. Diesen Bettel reiß' ich nächstens selbst von den Wänden herab."

„Diese Erlaubniß geb' ich Ihnen gern," versetzte ich lachend; „nur sorgen Sie erst für die neue Wandbekleidung."

„Gut. Ich halte Sie beim Wort. Und daß ein Schriftsteller, wie Sie, keine Equipage halten kann, hat mich längst bekümmert. Ich denke, Sie werden ferner mit mir fahren."

„Haben Sie denn Equipage?"

„Noch nicht, aber ich werde sie mir nächstens anschaffen." —

Die Ducaten hielten sich keinen Tag in seiner Tasche; sie flogen wie Spatzen fort. Böhner hatte sich allerlei unnützen Kram angeschafft. Ich sah einen Siegelring mit einem geschnittenen Steine an seinem Finger, Busennadel rc. Aber ein sehr nothwendiges Requisit der Lebensordnung hatte er zu kaufen vergessen — Taschentücher. In Ermangelung dieses Artikels hatte er hinter dem Rücken der am Flügel spielenden jungen Gräfin eine banausische Naivetät begangen, die, von der feinen Dame im Spiegel vor ihr bemerkt, seine augenblickliche etwas stürmische Entlassung von Seiten des Grafen zur Folge hatte.

Nach einiger Zeit kam er wieder mit dem alten timiden Gesichtsausdruck zu mir.

„Wie steht's mit den neuen Tapeten, lieber Böhner?" rief ich ihm entgegen.

„Hol's der Henker! die alten müssen noch hängen bleiben."

„Und die Equipage?"

„Wir müssen Beide noch zu Fuße laufen." —

So kurz auch seine Glücks- und Glanzperiode war, so sehr sie von seiner Krankheit getrübt wurde, so ist dagegen sein späteres kümmerliches Leben nicht ohne Licht- und Freudentage gewesen. Er hat überall Freunde im schönen thüringischen Vaterlande, und alle musikalischen Künstler und Dilettanten verehren und behandeln ihn mit Pietät. Hie und da wird noch ein Concert oder eine musikalische Unterhaltung für ihn arrangirt. Und so wandert er von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ein milder freundlicher Greis, überall gekannt und gern gesehen, und der Lebensabend ist ihm wenigstens kein ganz unfreundlicher.

Aus dem Leben eines Orang-Outang.

Bei meiner letzten Anwesenheit in Samarang auf Java, im Jahre 1848, kaufte ich von einem holländischen Gutsbesitzer einen weiblichen Orang-Outang in der Absicht, ihn womöglich lebendig nach Deutschland zu bringen. Zwar wurde durch einen unglücklichen Zufall meine Absicht vereitelt, jedoch hatte ich Gelegenheit den Orang-Outang drei ein halb Monate lang beständig zu beobachten und glaube, daß die folgenden Data über die Lebensweise, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten dieses sogenannten Waldmenschen nicht ohne Interesse sind.

Als ich das Thier kaufte, war es drei bis vier Jahr alt, vollständig ausgewachsen und maß vom Scheitel bis zur Sohle 3 Fuß 5 Zoll. Es war auf Sumatra jung eingefangen, gänzlich gezähmt und lief frei auf der Besitzung seines Herrn umher. Der Körper war mit langen rothbraunen Haaren bedeckt, die jedoch nur spärlich standen; der Kopf war ganz kahl, und seine schmutzig schwarze Haut, sowie überhaupt die ganze Erscheinung des Thieres machte einen höchst widerlichen Eindruck. Namentlich fiel der Mangel an Proportion in den einzelnen Theilen des Körpers auf, die langen fleischlosen Arme und Beine, der kurze, dicke, fast verschwindende Hals, die außerordentlich dicken wulstigen Lippen, während die Nase nur durch zwei runde Oeffnungen angedeutet wurde. Das einzige Schöne waren die großen braunen Augen, deren Ausdruck etwas so Menschliches hatte, daß man mit der übrigen Mißgestalt fast ausgesöhnt wurde.

So lange sich unser Schiff noch in den javanischen Gewässern befand, wählte der Orang-Outang das Verdeck zu seinem beständigen Aufenthalte und suchte sich Nachts eine geschützte Stelle, wo er der Länge nach ausgestreckt schlief. Während des Tages war er außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleineren Affen, die sich an Bord befanden, und spazierte in dem Takelwerk umher. Ein besonderes Vergnügen schien er an Turnübungen und akrobatischen Kunststücken zu finden, die er mehrmals des Tages an den Tauen ausführte. So war es eine Lieblingsbewegung von ihm, zwei straff stehende und parallellaufende Taue mit den Füßen zu ergreifen, die Beine zu einer geraden Linie auszustrecken, mit über die Brust gekreuzten Armen längere Zeit in dieser Stellung zu verharren, dann plötzlich ein Salto Mortale zu machen, dabei die Taue mit den Händen zu ergreifen und den Körper herunterhängen zu lassen. Die Gewandtheit des Thieres und die bei diesen Bewegungen entwickelte Muskelkraft war staunenswürdig, und ich habe nie dergleichen gesehen. Um dem Leser einen Begriff von der letzteren zu geben, will ich nur Folgendes anführen. Ich hatte einige hundert Kokosnüsse mitgenommen, von denen der Orang-Outang täglich zwei erhielt, da sie in seiner Heimath seine Hauptnahrung ausmachen. Jeder, der eine reife und in ihrer Faserhülle befindliche Kokosnuß gesehen, wird Gelegenheit zu der Wahrnehmung gehabt haben, wie äußerst zähe jene zwei Zoll dicke Hülle ist und welche große Mühe es kostet, selbst mit einem Beile sie zu durchdringen. Der Orang-Outang setzte jedoch an dem spitzen Ende der Nuß, wo die Frucht, wie bei einigen Aepfeln, kleine Erhöhungen oder Buckel zeigt, die Zähne seines gewaltigen Gebisses in einen der letzteren, den rechten Hinterfuß gegen den anderen Buckel und riß auf diese Weise regelmäßig die so zähe Schale auseinander. Sodann bohrte er mit seinen spitzen Fingern eine der natürlichen Oeffnungen in der eigentlichen Nuß auf, trank die Milch aus, zerschlug darauf die Nuß an einem harten Gegenstande und fraß den Kern. — Sobald wir jedoch die Sundastraße verlassen hatten und etwas südwärts gingen, verlor das Thier mit der abnehmenden Wärme sein lebhaftes Temperament. Er turnte weder, noch spielte er mit den übrigen Affen, so oft dieselben ihn auch dazu animirten. Er kam nur noch selten auf das Verdeck und dann nie, ohne die wollene Decke seines Bettes hinter sich herzuschleppen und sich, sobald er still saß, vollständig in dieselbe einzuhüllen. Außerhalb der Wendekreise hielt er sich größtentheils in der Kajüte auf und auch dort konnte er stundenlang mit der Decke über den Kopf gezogen auf einem Flecke sitzen, ohne auch nur einmal den Kopf umzuwenden. Sein Bett bestand aus einer Seegrasmatratze, einem eben solchen Kopfkissen und einer wollenen Decke. Obwohl er auf dem Gute seines früheren Herrn stets nur in dem Winkel eines Schuppens übernachtet hatte, nahm er vom ersten Tage an das ihm offerirte Bett gern an und schien es sehr behaglich zu finden. Sein Zubettgehen war jedoch stets mit großen Umständlichkeiten verknüpft und nie schlief er ein, ohne zwei bis drei Mal wieder aufgestanden zu sein und Kopfkissen oder Matratze wiederholt geglättet zu haben. Dies that er stets mit dem Rücken der Hand und nicht selten klopfte er fünf Minuten lang auf die vermeintlich unebenen Stellen. Schien es ihm endlich recht, so streckte er sich auf den Rücken aus, zog die Decke um sich, sodaß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht, oder vielmehr zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. Ich sagte hier zwölf Stunden, weil er nur in seiner Heimath während der Nacht schlief. Sein Aufstehen und Niederlegen war dort so regelmäßig, wie eine Uhr. Punkt sechs Uhr, mit Sonnenaufgang erhob er sich und legte sich zu Bett, sobald der letzte Strahl der Sonne unter dem Horizonte verschwand, was bekanntlich in der Nähe des Aequators (Sumatra und Java liegen nur einige Grade von letzterm entfernt) um 6 Uhr Abends stattfindet. Als wir jedoch westwärts segelten und demgemäß immer mehr in Zeit abwichen, bemerkten wir, daß der Orang-Outang täglich früher zu Bett ging und, weil er zwölf Stunden schlief, auch ebensoviel früher aufstand. Anfänglich achteten wir nicht darauf, zuletzt wurde es jedoch zu auffällig, um länger unserer Aufmerksamkeit zu entgehen. Wenn diese Veränderung des Schlafengehens auch nicht genau mit der Zeitveränderung des Schiffes im Verhält-

niß stand, so war doch eine Regelmäßigkeit nicht zu verkennen, und auf dem Meridiane des Caps der guten Hoffnung ging das Thier bereits um zwei Uhr Nachmittags zu Bett, und stand um zwei Uhr Morgens auf. Bei dieser Zeit blieb es, so lange der Orang-Outang noch lebte, obwohl wir später noch zwei Stunden Zeit veränderten, und es war dies um so auffallender, als man sich keine rechte Erklärung davon zu geben vermochte. Hätte der Instinct des Thieres g e n a u die zwölf Stunden des Wachens und Schlafens innehalten können, so müßte der Orang-Outang am Cap der guten Hoffnung um zwölf Uhr Mittags zur Ruhe gegangen sein, da der Zeitunterschied zwischen Java und dem Cap sechs Stunden beträgt. Statt dessen ging er um zwei Uhr zu Bett und verblieb dabei, trotz dem wir noch weitere zwei Stunden Zeit vorrückten. Was waren also die Gründe dieser sonderbaren Erscheinung? Ich habe sie nicht entziffern können.

Außer den erwähnten Kokosnüssen waren gekochtes Salzfleisch, Mehl und Sago die Lieblingsspeisen des Orang-Outang. Wo er irgend des ersteren habhaft werden konnte, wandte er alle mögliche List an und während der Mahlzeiten mußte er in der Kajüte angekettet werden, um nicht plötzlich mit den langen Armen oder Beinen auf dem Tische zu erscheinen und mit einem eben so geschickten als kühnen Griffe die ganze Fleischportion zu stehlen. Wenn er sie einmal gefaßt hatte, war es unmöglich, sie ihm wieder fortzunehmen. Er ließ sich schlagen, aber die Beute gab er nicht wieder los und vertilgte mit Leichtigkeit drei bis vier Pfund Fleisch auf einmal. Um sich Mehl zu verschaffen, stattete er täglich einen Besuch in der Küche ab, wußte jedoch jedesmal eine augenblickliche Abwesenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, einige tüchtige Hände voll zu nehmen und sich letztere an seinem Schädel abzuwischen, so daß er stets gepudert zurückkam. Dieser Mehldiebstahl wurde ihm jedoch eines Tages unangenehm verleidet. Der Koch hatte kurz bevor der Orang-Outang in der Küche erschien, den großen Theekessel vom Feuer ab und auf den Fußboden gesetzt. Bobi, so wurde das Thier genannt, kam, nahm den Deckel von der Mehltonne, fand dieselbe aber zu seinem Aerger so leer, daß er kaum genug hatte, um sich den Kopf einzupudern. Wahrscheinlich aus Rache für diese Täuschung wollte er dem Koch einen Possen spielen, schaute vorsichtig umher, ob Niemand gegenwärtig sei, und drehte rückwärts, gegen den Kessel gekehrt, dessen Krahn auf. Er hatte jedoch nicht berechnet, daß der Ausläufer seines Rückens sich unter dem Krahn befand und wurde plötzlich durch das kochende Wasser daran erinnert. Mit einer Eilfertigkeit, wie ich sie früher und später nie an ihm wahrgenommen, stürzte Bobi jetzt aus der Küche nach dem Hinterdeck und in die Kajüte hinunter, vermied es jedoch fortan sorgfältig, der ersteren sich wieder zu nähern.

Zweimal wöchentlich stattete er den Matrosen in ihrem Logis seinen Besuch ab, nämlich Dienstags und Freitags, sobald acht Glas (12 U. Mittags) geschlagen wurde. An diesen Tagen aßen die Leute Sago mit Zucker und Zimmt, und er verfehlte nie, sich dabei zu Gast zu bitten. Sonst ging er selten freiwillig in das Logis, obwohl er bei den Matrosen sehr beliebt war und von einem derselben Stunden lang wie ein Kind umhergetragen wurde. Ebenso regelmäßig stellte er sich um zwei Uhr in der Kajüte ein, um an unserm Tische Theil zu nehmen, obwohl er jedesmal dabei festgekettet wurde. Beim Essen war er sehr manierlich und gegen die Gewohnheit der Affen reinlich. Ich gab ihm zur Suppe stets einen Löffel in die Hand, ohne ihn dahin bringen zu können, daß er denselben richtig benutzte. Er tauchte ihn einige Male verkehrt ein, leckte ihn ab, legte ihn aber bald bei Seite, um den Teller an den Mund zu setzen und die Suppe, ohne einen Tropfen zu verschütten, auszutrinken.

Spirituosen liebte er ungemein und er erhielt auch jeden Mittag sein Glas Wein, das er in einem Zuge austrank oder vielmehr zunächst in seine Unterlippe goß. Diese wulstige Fleischmasse konnte er durch Vorstrecken in einen drei Zoll langen und an der Basis eben so breiten Löffel verwandeln, der Raum genug hatte, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen, und nie trank er Wasser oder Wein, ohne dies eben so sonderbare, als komische Manöver auszuführen. Nachdem er das betreffende Glas sorgfältig berochen, construirte er den Lippenlöffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich hätte einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollen. Oefter währte dies Schlürfen zehn Minuten, und erst dann hielt er das Glas von Neuem hin, um sich eine zweite Portion auszubitten. Nie machte er ein Glas oder ein Gefäß von Porcellan entzwei, in dem ihm Trank und Speise gereicht wurde, sondern setzte es behutsam fort. Er unterschied sich dadurch vortheilhaft von den übrigen Affen, die alles Geschirr sofort zerschlugen.

Was man von dem Aufrechtgehen des Orang-Outang erzählt, scheint mir Fabel zu sein. Der meinige that es nie, sondern setzte die beiden Hände auf den Boden und schob mit den Beinen hindurch, gerade wie an den Füßen gelähmte Menschen sich mit Krücken fortbewegen. Nur ein einziges Mal habe ich gesehn, daß er sich an der Schiffswand aufrichtete und einige Schritte ging. Dabei hielt er sich jedoch, wie ein Kind, das gehen lernt, mit beiden Händen fest.

Er kletterte während der Reise sehr selten in der Takelage umher, und dann ungemein langsam und bedächtig. Gewöhnlich ging er nur nach oben, wenn ein kleiner Lampun, sein Liebling, wegen einer Unart gestraft werden sollte. In diesem Falle retirirte sich der kleine Delinquent regelmäßig unter den Bauch des Orang-Outang, klammerte sich dort fest, und Bobi spazierte mit seinem kleinen Schützlinge in die Takelage hinauf, bis die Gefahr verschwunden schien.

An Stimmlauten besaß Bobi nur zwei. Ein schwacher pfeifender Kehllaut, bei dem jedoch die Lippen geschlossen blieben, bezeichnete sowohl Freude wie Schmerz und war das einzige Kennzeichen seiner Gemüthsstimmung. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge blieb sich ewig gleich, und nie war daran zu merken, ob er heiter oder trübe gestimmt war. Wenn er sich sehr fürchtete, stieß er ein schreckliches Gebrüll aus, das an Ton und Stärke dem Angstgebrüll einer Kuh sehr ähnlich war. Diese Laute gab er während der Reise nur zwei Mal von sich, jedoch so anhaltend, daß ich ihn kaum zu beruhigen vermochte. Das eine Mal war eine nahe beim Schiffe vorbeiziehende Heerde Pottfische die Veranlassung dazu, die er von dem großen Boote aus erblickte. Das zweite Mal flößte ihm der Anblick verschiedener Wasserschlangen Entsetzen ein, die ich in Stopfflaschen von Java mitgebracht und eines Tages auf das Deck genommen, um den Spiritus zu wechseln. Wahrscheinlich sind Schlangen seine Todfeinde, und er mag auch wohl die schwarzen Rücken der Pottfische für solche oder für Krokodile angesehen haben.

Als wir uns nach Umschiffung des Caps der guten Hoffnung abermals den Tropen näherten, hielt er sich wieder mehr auf dem Deck auf; seine anfängliche Munterkeit kam aber nicht wieder, und auch nur an sehr heißen Tagen erschien er ohne Decke hinter sich. Er war jedoch stets gesund und litt nur bisweilen an Verstopfung, wenn er viel Salzfleisch genossen hatte. Schon befanden wir uns vor dem Eingange des englischen Canals und ich gab mich der Hoffnung hin, ihn lebendig nach Hamburg zu bringen, als ein unglücklicher Zufall seinem Leben ein Ende machte.

In der hintern Sitzbank der Kajüte waren die Wein- und andern Rumflaschen verstaut und am Tage vorher umgepackt. Der Kellner hatte dabei acht bis zehn volle Rumflaschen auf den Boden der Bank und etwa vierzig leere Bouteillen in Stroh darüber gelegt, ohne später die Bank, wie es sonst der Fall war, zu verschließen. Bobi hatte von seiner Lagerstätte aus dies Geschäft mit angesehen, schien jedoch mit seinem ewig unveränderlichen Gesicht keine Notiz davon zu nehmen und that, als ob ihn die Rumflaschen gar nichts angingen. Wie schon bemerkt, legte er sich um diese Zeit um zwei Uhr zu Bett und stand eben so früh auf. Ich hatte in der folgenden Nacht die Mitternachtswache und hörte gegen drei Uhr ein Geräusch in der Kajüte, als ob Jemand mit Flaschen klapperte. Als ich durch das einfallende Licht hinunterblickte, sah ich beim Schimmer der auf dem Tische brennenden Nachtlampe wirklich eine Gestalt bei der Spirituosenbank beschäftigt und eilte deshalb hinunter. Wie erstaunte ich aber, als ich meinen Orang-Outang mit einer Rumflasche vor dem Munde traf, die er, als ich sie ihm fortriß, fast gänzlich geleert hatte! Vor ihm lagen sämmtliche leere Flaschen behutsam in Stroh gewickelt; die endlich gefundene volle war auf sehr geschickte Weise von ihm entkorkt und er hatte seinem Verlangen nach Spirituosen völlig Genüge thun können.

Etwa zehn Minuten nach diesem Vorgange wurde das Thier plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische, machte die lächerlichsten Bewegungen und Capriolen und geberdete sich mit steigender Lebhaftigkeit wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahn-

sinniger Mensch, sodaß ich ihn nicht zu bändigen vermochte. Dieser Zustand hielt ungefähr eine Viertelstunde lang an; dann fiel er plötzlich zu Boden, es trat ihm Schaum vor den Mund und er lag steif und regungslos. Da ich glaubte, daß er im Sterben sei, legte ich ihn in sein Bett; jedoch kam er nach einigen Stunden wieder zu sich, aber nur um in ein heftiges Nervenfieber zu verfallen, an dem er nach 14 Tagen starb. Während dieser Zeit nahm er nichts mehr zu sich, als etwas Wein mit Wasser. Ich gab ihm nach den an Bord gebräuchlichen Vorschriften die betreffenden Arzneien für seine Krankheit, und er nahm sie auch willig ein. Ich hatte ihm einmal an den Puls gefühlt, und seitdem streckte er mir jedesmal, wenn ich an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß mir öfters die Thränen in die Augen traten. Seine Kräfte nahmen allmählich ab, bis er am vierzehnten Tage nach einem heftigen Fieberanfalle, während dessen er stark phantasirte, verschied.

Ich steckte die Leiche in Spiritus und schenkte sie bei meiner Ankunft in Hamburg dem dortigen Museum, wo Bobi jetzt von der kunstreichen Hand des Custos Siegl ausgestopft neben seinem eigenen Skelette steht. W—r.

Bilder vom Thüringer Walde.

Von B. Sigismund.

2. Die Köhler.

Ein angenehmer brenzlicher Duft zeigt den Weg zu der Schlagfläche, wo die blaugrauen Rauchsäulen der Meiler emporwirbeln. Ein wilder Pfad zwischen Fichtenstöcken, an denen Fingerhut blüht, und schön grünen Moospolstern führt an einem Quellchen vorbei, das über eine Fichtenrinde in ein Gefäß rinnt, zu einer Stelle, wo inmitten hochaufgebauter Haufen von Scheiten und Stöcken die Meiler ragen.



Thüringer Köhlerhütte.

Die Hütte der Köhler hat eine reizende Lage, mit der Aussicht in einen stillen Waldgrund und auf dunkelgrüne Höhen. Die Herberge der ständigen Köhler des Gebirges steht an Wetterfestigkeit und Bequemlichkeit hoch über den kleinen, zeltähnlichen Reisighütten („Kriechlöchern“) der „Kohlenbrenner“ des niedern Landes, die nur dann und wann an verschiedenen Orten einen kleinen Meiler bauen. Ihre fensterlosen Schrotwände sind aus gespaltenen Stämmen aufgeführt, das Dach ist mit Fichtenrinde dicht bedeckt, die thürlose Pforte, die zugleich das Fenster vertritt, ist schön gewölbt. Der auf drei Bewohner eingerichtete Innenraum ist etwa zwölf Fuß lang, zehn breit und sieben Fuß hoch. Längs der drei vollen Wände strecken sich breite Bänke, die jeden Sonnabend mit frischem Tannenreisig bedeckt werden. Zu Häupten jedes Lagers steht eine kleine verschlossene Lade, welche die Kartoffeln und die mit Mehl und Salz gefüllten Schachteln birgt und zugleich als Kopfkissen dient. Ueber diesen Bänken läuft das „Tresurchen“, ein Bretersims, auf dem die Koch- und Eßgeschirre zierlich aufgepflanzt sind. In der Mitte der Hütte brennt das nie ausgehende Heerdfeuerchen, das Nachts den Ofen und die Betten ersetzt.*

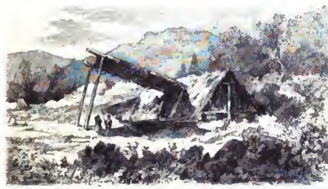
In einer solchen Hütte hauset der Meister, der die Verantwortlichkeit des Geschäftes auf sich hat, mit dem Gesellen und dem Jungen. Im Aeußeren unterscheiden sie sich nur durch das Alter. Ein schwarzer, breitrandiger Filzhut, schwarzbestaubte Kleider von

* Daß auch in den schlichtesten Bauten jedes Gebirg seinen eigenen Styl hat, zeigen die Abbildungen der Harzer und Voigtländer Köhlerhütten.

grober Leinwand und Holzpantoffeln bilden ihre ständige Tracht. Ihre schwarzen Gesichter, aus denen das Weiße der Augen grell vortritt, haben einen ernsten, fast düstern Ausdruck; ihre Gestalten sind meist untersetzt, aber kräftig. Wenn man ihnen von ihrem Berufsgenossen erzählt, der sich am Prinzenräuber zum Edelmann getrillt hat, so äußern sie trocken: „Wenn die Gelegenheit nur öfter käme, da sollte es bald mehr Edelleute als Köhler geben!" Wehe auch dem Kunz, der unter ihre Fäuste geriethe! Die Köhler sind als die stärksten Schubkärrner des Waldes berühmt, sie fahren eine Viertelklafter über Stock und Stein. In Folge der großen Anstrengung und der Unbilden des Wetters dauern sie selten so lange aus, wie die Holzhauer; kaum bleibt ein Köhler über das funfzigste Jahr hinaus, wo sich die Gicht einzustellen pflegt, ordentlich waldtüchtig.

Die Lebensweise der Köhler ist eine sehr schlichte. Ihr Trank besteht wochenlang aus Quellwasser und dünnem Kaffee, ihre Kost aus Schwarzbrod und Kartoffeln, oder aus Suppe und Brei aus Kartoffeln oder Mehl, die mit Waldgewächsen gewürzt werden. Ihre größten Leckerbissen, die das Fleisch vertreten, sind die „Beber", Toaste, die man aus mit Fett bestrichenen und gerösteten Brodstücken herstellt. Eine Pfeife Tabak ist Hauptlabsal; „lieber kein Brod," erklären sie einhellig.

Die Arbeit der Köhler ist weit einförmiger und mühseliger, als die der Holzhauer. Sie leben vom Mai bis zum September fast ununterbrochen im Walde; jeden Sonntag kann nur ein Bewohner der Hütte einmal in's Dorf hinabsteigen. Auch der Sonntag ist nur ein halber Feiertag, denn wenn man auch „zum lieben Sonntage" die schwersten Arbeiten aussetzt, so ist doch immer ein im Gange befindlicher Meiler abzuwarten, der keine Viertelstunde ohne Aufsicht und Nachhülfe bleiben darf. Während der Holzhauer die Nacht ruhig verschläft, muß wenigstens einer der Köhlergenossen wach bleiben, und auch die beiden Anderen müssen häufig ihr Reisiglager verlassen; daher „kennen sie nicht Nacht vom Tage", d. h. sie benutzen auch die freien Viertelstunden der hellen Zeit zu einem „Nuckerchen" (Schläfchen). Auch vom geselligen Verkehr mit andern Waldgenossen sind die Köhler weit mehr abgeschnitten, als die Holzhauer. Die nächste Köhlerhütte liegt oft eine halbe Stunde fern, und auf so lange Zeit kann man die Meiler nicht wohl verlassen; mit den Holzhauern, die sich meist etwas Besseres dünken, als ihre schwarzen Waldgesellen, ist kein rechter Verkehr möglich. Aber selbst unter sich haben die drei Hüttengenossen der Köhlerei keinen regen Verkehr, sie sind die schweigsamsten unter den schweigsamen Waldarbeitern. Dies rührt zum Theil von ihrer großen Weltfremdheit (sie erfahren zu wenig Neues, um sich Mittheilungen machen zu können), zum Theil aber auch von ihrer zunftähnlichen Verfassung, welche dem Gesellen oder gar dem Jungen den Muth nimmt, in Gegenwart des ernsten, von Amtssorgen befangenen Meisters einen Spaß zu machen oder einen Waldjauchzer loszulassen. Daher macht das Zusammenleben der schwarzen Waldleute einen etwas grämlichen, an eine Bärenfamilie erinnernden Eindruck, und man begreift den fremden Handlungsdiener, der sich im Walde verirrt hatte und lieber Hunger und Durst mit seinen Kaffee- und Zuckerproben stillte, als daß er sich den furchtbaren, im Rauch und Feuerscheine gespenstig aussehenden „Räubern" näherte. Aber die Köhler sind lange nicht so schlimm, wie sie aussehen. „Wenn nur das Herz schwarz ist", sagte ein Schulmeister zur Entschuldigung, als er bei einer Feierlichkeit in heller Weste erschienen war; von den



Voigtländische Köhlerhütte.



Harzer Köhlerhütte.

Köhlern darf man sagen: „wenngleich die Haut schwarz ist, das Herz ist gut". Ihr geistiger Gesichtskreis ist eng, aber ihre Gutmüthigkeit groß. Sie sind musterhaft gastfrei und, wenn man sie am rechten Zipfel zu fassen weiß, leidlich unterhaltsam. Auch leben sie nicht so unnachbarlich, wie es den Schein hat. Sie verfolgen mit Theilnahme die Geschicke des Kumpans, der die nächste Stätte hat, und sprechen ihre Freude oder ihr Mitleid aus, je nachdem die Beschaffenheit seiner Rauchsäule von gutem oder gestörtem Fortgange des Meilers Kunde gibt. Auch tauschen die Nachbarn, wenn auch nicht von Angesicht zu Angesicht, doch öfter ihre Gefühle aus, und zwar auf telegraphische Art, durch die „Hillebille", jedenfalls eins der einfachsten Tonwerkzeuge, die man selbst unter wilden Völkern findet. An einem reckähnlichen Gestelle neben der Hütte hängt ein zur Form einer Messerklinge zugeschärftes, ellenlanges und fußbreites, dünnes Bret aus Buchenholz an zwei Fäden; dieser Holzharmonika wissen die Köhler mit zwei hölzernen Hämmern marschähnlich klippende und klappende Rhythmen zu entlocken und dadurch ihre Gefühle auszudrücken. Ehe man sich zu Tische setzt, wird die Hillebille gerührt, und bald darauf wünscht die des Nachbars gesegnete Mahlzeit; geräth ein Meiler in hellen Brand, so ruft ein Lärmzeichen zu Hülfe.

Ein solcher Mißfall stößt zwar einem aufmerksamen Köhler selten zu, aber keiner ist bei stürmischem Wetter davor sicher, weshalb stets mit Wasser gefüllte Fässer zur Hand sein müssen. Die Köhlerei ist überhaupt kein so leichtes Geschäft, wie Manche wähnen; der Chemiker des Waldes hat zwar das unsauberste, aber das verantwortungsvollste und den ganzen Menschen am meisten in Anspruch nehmende Geschäft im Forste; schon die zünftige Verfassung deutet an, daß man, während beim Holzhauen Jeder gleich auf eigene Faust zugreift, hier eine gewisse Reife und lange Erfahrung nöthig hat, um als Meister auf eigenen Füßen zu stehen.

Zuerst gilt es, eine „Kohlstätte" auszuwählen. Sie muß bequem zur An- und Abfuhre liegen, muß eine Quelle in der Nähe haben und trocken und vor dem Winde geschützt sein. Auf dieser Stätte wird ein Kreis von etwa achtzehn Fuß Durchmesser zur Meilerstätte geebnet und in der Mitte, wo der „Quandelpfahl" eingerammt ist, etwas erhöht. Rings um diesen Pfahl wird das auf dem Schubkarren zusammengefahrene Holz mit Sorgfalt so aufgestellt, daß die einzelnen Stücke möglichst steil und dicht beisammen stehen und daß die massenhaftesten in's Innere kommen, wo die stärkste Hitze herrscht. In Thüringen baut man ausschließlich „slavische Meiler", deren stehende Holzstücken durch einen am Grunde freigelassenen Gang, die „Zündgasse", angebrannt werden. Besonders schwierig ist es, aus den unregelmäßigen Wurzelstöcken, die jetzt fast allein zum Verkohlen kommen, einen wohlgefügten Meiler zu errichten. Der kegelförmige Holzstoß wird mit einem „Rauhdach" aus Rasenschollen, Heide und Reisig bekleidet und, wenn es gilt, den Luftzutritt zu ermäßigen oder ganz abzusperren, mit einem Erddach aus Dammerde und Kohlengestübe („Lösche") mehr oder weniger dicht bemäntelt, welches durch eine besondere Holzschaufel glatt geschlagen wird.

Das Anzünden verrichtet stets der Meister, und zwar am Morgen, indem er eine lange Harzfackel durch die Zündgasse bis zum Quandel einschiebt. Die Aufgabe des Köhlers besteht nun darin, zuerst die im Holze vorhandenen Wassertheile auszutreiben und dann die Flamme vom Gipfel des Meilerkegels herabwärts

und nach außen zu lenken, so daß die auf der Erde liegenden Holztheile zuletzt in Gluth kommen.

Ist das Feuer am Quandel empor bis zur Haube gedrungen, und dabei der Gipfel des Meilers zu einem Krater eingesunken, so besteigt der Köhler auf einer eigenthümlichen, aus einem Baumstamme gehauenen Treppe seinen Vulcan, füllt dessen leeren Schlund mit Holzstücken und belegt ihn dicht mit Decke.

Bei dem „Auswärmen" (Abdampfen) des Meilers, wobei er gelbgrauen, wasserdampfreichen Rauch entwickelt und außen feucht wird („schwitzt"), tritt zuweilen ein Umstand ein, der den schwarzen, qualmenden Kegel einem Vulcane noch ähnlicher macht. Wenn nämlich der Wasserdampf nicht gehörig entweichen kann, so sprengt er die Decke und die Schichten des Holzes („er wirft"). Immer sinkt der thätige Meiler, weil das Holz durch Erhitzung schwindet, oben ein, und es muß deshalb von oben nachgefüllt werden.

Ist der Meiler glücklich „abgekühlt", so beginnt das „Treiben", bei welchem das Holz bei möglichster Beschränkung des Luftzutrittes unter der festgestampften Erddecke verglimmt. Hier gilt es nun, des Feuers furchtbare Macht, die von Natur immer zur Höhe strebt, niederwärts zu lenken. Dies geschieht durch Einstoßung von Luftlöchern („Räumern"), die man in gürtelförmigen Reihen anbringt. Dabei ist stete Aufsicht und Abwartung unumgänglich. Rauchen die Räumer schwarz, so brennt das Feuer zu matt und muß mehr Luft bekommen; rauchen sie hellgrau, dann erfolgt die Verbrennung zu rasch, und man muß die Decke verdichten oder einige Räumer schließen; sinkt der Meiler ungleichmäßig zusammen, so muß auf der höheren Seite mehr Zug gegeben werden. Beim Kohlen gilt als Hauptregel: was lange währt, wird gut. Steigt aus den Räumern blauer Rauch und erzeugt das Aufschlagen mit dem „Wahrhammer" (einem langgestielten hölzernen Schlägel) auf den über den Räumern liegenden Theil des Meilers einen hellen, knackenden Schall, so werden diese Zuglöcher verstopft und unterhalb derselben ein Kreis neuer gestochen. Ist der ganze Meiler in Gluth („gar") so bricht das Feuer an einzelnen Stellen seines Fußes durch.

Dann läßt man ihn, von der Luft abgesperrt, verkühlen und löscht ihn etwa nach vierundzwanzig Stunden. Die Gluth würde zwar allmählich von selbst ausgehn, aber dann würde das „Ausbringen" (der Ertrag) weniger gut sein. Man entblößt den Meiler von seinem Rauhdache, dessen Zwischenräume der Luft immer einigen Zutritt gewähren, und bedeckt ihn blos mit Erde und Gestübe, welche alle Klüfte und Ritzen luftdicht verstopfen. Nach einiger Zeit holt der Köhler mit Hülfe einer eisernen Spitzhaue (dem „Ziehhaken") eine Partie Kohlen nach der andern hervor und löscht sie durch Besprengung mit Wasser, wobei er natürlich nicht versäumen darf, die dadurch entstandene Pforte des Meilers wieder zu schließen. Die Zeit, die ein Meiler zur Gare erfordert, hängt von seiner Größe ab; sehr bedeutende Meiler erfordern drei Wochen, die kleinen, in Thüringen erbauten nur drei bis sechs Tage. Eine Köhlerei hat stets zwei bis drei Meiler im Gange, welche alle Stadien des Verkohlungs-Vorganges zeigen.

Das Einreißen eines gelungenen Meilers läßt auch die mürrischen schwarzen Gesichter heiterer erscheinen. Nach dem Ausbringen richtet sich ja der Verdienst. Wenn der Köhler aus vier Klaftern Holz eine Fuhre Kohlen herstellt, bekommt er 1 fl. 36 kr.; gelingt es ihm aber, aus $3^3/_4$ oder $3^1/_2$ Klaftern eine Fuhre Kohlen zu gewinnen, so erhält er 1 fl. 48 kr. oder gar 2 Gulden Lohn. Das Ausbringen hängt nur leider nicht allein vom Geschick und von der Sorgsamkeit ab, denn bei ungünstiger Witterung kann auch der beste Meister nicht die erwartete Kohlenmasse liefern. Die Herstellung einer guten Kohle ist aber nicht blos Geld-, sondern auch Ehrenpunkt. Der glückliche Meister hängt in seiner Hütte möglichst große Stücke fester, hellklingender Kohle mit demselben Ehrgefühl auf, mit dem der Besitzer einer chemischen Fabrik große Blutlaugensalz-Krystalle in einem Glaspalaste zur Schau stellt.

Die Kohlen werden in „Kohlenfäden", großen zweispännigen Wagen, deren Breterkasten 24 Tonnen zu 20 Cubikfuß fassen, abgeholt und bei der Eisenhütte vom „Kohlenmesser" in Empfang genommen. Dieser Beamte führt auch die Aufsicht über die Kohlenstätten und verhängt für die von ihm bemerkten Versehen die im Dienstbuche vorgeschriebenen Strafen. Ein Köhler z. B., bei dem er „blaugehende Räumer" findet, muß vier Kreuzer büßen. Die beste Aufsicht über die Meiler übt natürlich der Meister, dessen Lohn von deren Gelingen abhängt.

Die Köhler des Thüringer Waldes, die ihr Gewerbe nach urväterlicher Weise betreiben, werden in ihrem Geschicke mehr von der Alles umgestaltenden Zeit berührt, als die meisten übrigen Waldarbeiter. Die Zahl der Holzhauer hat sich, weil man alle Erträge der Forsten besser ausnutzt, in neuerer Zeit vermehrt, und ihr Lohn hat sich mit dem Steigen der Holzpreise etwas erhöht; die Zahl der Köhler dagegen vermindert sich jährlich, und ihr Lohn ist nicht gestiegen.

Manche Köhler sind dem Forst untreu geworden und in den Dienst der Fabriken getreten, wo sie Holz spalten oder Porcellan „quetschen" (d. h. Porcellanteig in Gypsformen zu Nippfiguren pressen). Gar manches zierliche Figürchen, das auf dem Spiegeltische eines Putzzimmers stolzirt, verdankt der rauhen Hand eines Köhlers sein Dasein, denn auch diejenigen Schwarzen, die ihrem Dienste treu bleiben, „quetschen", wenn sie nicht Schachteln oder Schindeln machen, im Winter Porcellan.

Aber diese Ausreißer sind nicht die Hauptursache der Verminderung des Köhlergewerbes. Die nächste Veranlassung liegt darin, daß die Forsten nicht mehr ausreichen, um alle hungrigen Oefen zu befriedigen. Manche Reviere, die sonst viel Kohlen brennen ließen, können, weil der Bedarf für Heizung der Zimmer kaum zu befriedigen ist, gar kein „Kohlholz" mehr ablassen; die holzreichsten Forsten sogar können nur die „Stocke" (die Wurzelhölzer), die wegen schwieriger Abfuhr keine andern Abnehmer finden, an die Köhler abgeben. Darum sind die Hochöfen und Hammerwerke des Thüringer Waldes, die weit lieber mit den ein besseres Stabeisen liefernden Holzkohlen feuern würden, genöthigt, zu den Steinkohlen zu greifen, und mancher Ofen, der durch seinen Funkenregen sonst ein Waldthal mit fliegenden Sternen überstreute, ist zum Stillstand gekommen, weil er die Mitwerbung der Coksöfen nicht aushalten konnte. Zum Glück kommen die Zwickauer Kohlen trotz des Frachtaufschlages nicht beträchtlich höher, als eine an Heizkraft gleichwerthige Masse Holzkohlen, und hoffentlich beseitigen neue Bahnen oder in der Nachbarschaft aufgethane Steinkohlengruben auch diesen Mißstand, denn sonst wäre es um manches noch bestehende Eisenwerk gethan.

Aber die Waldköhlerei geht bergabwärts, unaufhaltsam bergab. Die Porcellanöfen werden mehr und mehr „die Stocke" aufkaufen und dafür Preise zahlen, welche die Eisenwerke nicht geben können, und die Köhler werden immer weniger Holz zur Verarbeitung erhalten. Man kann die Köhler damit trösten wollen, daß neuerdings weit mehr Menschen beim Coksbrennen lohnendere Arbeit finden und daß auch sie bei anderen Geschäften wohl eine wenigstens ebenso gute Stellung finden werden; man mag ihnen erzählen, daß sich aus der rohen Waldköhlerei eine Kunstköhlerei entwickeln wird, welche auch die bisher nutzlos in die Luft gehenden Nebenerzeugnisse des Theers und Holzessigs verwerthet — immer werden sie ungläubig und mürrisch drein blicken und auf ihren Mienen den Gedanken abspiegeln: „Ach, wir letzten Mohikaner! So wenig lohnend, so beschwerlich und unsauber die Arbeit war, wie schön lebt es sich doch im Walde, in unserer traulichen Hütte! Alles, alles geht dahin; wie schade, wie jammerschade!"

Die Huberbäuerin.

Von H. Schmid.

(Fortsetzung.)

3.

Inzwischen war die schöne Bäuerin in der sogenannten „guten Stube" im ersten Stockwerk in unverkennbarer Aufregung eingetreten. Sie warf keinen Blick auf die für ein Bauernhaus ungewöhnlich feine und zierliche Einrichtung, an der sie sonst wohl ihre Freude hatte; vergeblich lockte aus den halbgeöffneten Kästen und Schränken die Fülle der schönsten Leinwand, zierlich in Stücken zusammengestellt — nachdem sie hastig die Thüre ins Schloß geworfen

sen und den Riegel vorgeschoben hatte, ging sie einigemal mit hastigen Schritten die Stube auf und nieder. Ihr Gesicht hatte einen von dem sonstigen Charakter ganz verschiedenen Ausdruck von Wildheit angenommen; es war, als ob sie eine Maske getragen und nun abgenommen hätte.

Nach einer Weile blieb sie vor dem Spiegel stehen, um ihrem Gesichte wieder den vorigen Ausdruck der Freundlichkeit zu geben. Dann blieb sie wie horchend stehen, und als sich weder in noch außer dem Hause ein Laut hören ließ, trat sie mit zufriedenem Nicken an einen hohen Wandschrank, wie sie in den Stuben wohlhabender Bauersleute als eine Art Prachtstück zu stehen pflegen.

Sie öffnete ihn, schob die Kleidungsstücke, womit er ganz ausgefüllt war, auseinander und drückte im Hintergrunde an eine in der Vertäfelung angebrachte Leiste. Im Moment wich diese dem Druck; eine enge, in einen völlig dunklen Raum führende Thür wurde sichtbar, schloß sich aber eben so schnell hinter dem Eintretenden.

Es war der junge Knecht, der zuvor unter der Thür gestanden.

Er war noch immer blaß und wie verwirrt und blieb mit gefalteten Händen, wie eine Bildsäule vor sich auf den Boden starrend vor der Bäuerin stehen, die ihn mit einem scharfen, in die Seele dringenden Blick betrachtete.

„Was willst Du?" fragte er endlich kleinlaut, „Du hast mir heraufgewinkt."

„Muß ich das nicht, Hans?" entgegnete freundlich die Bäuerin, indem sie, rasch in eine andere Rolle übergehend, den Widerstrebenden neben sich auf die Bank zog. „Muß ich das nicht, wenn ich Dich sehn will? Du bist mir ein trauriger Schatz! Sonst hast Du den Weg zu mir ohne Wink zu finden gewußt!"

Der Knecht saß regungslos neben dem Weibe und erwiderte keine der Liebkosungen, mit denen sie ihn überhäufte, ja er schien sie nicht einmal zu fühlen. Nur bei der Erinnerung an das Sonst in der Rede der Bäuerin zog ihm eine dunkle Gluth über Stirn und Wange, seine innere Beschämung oder Entrüstung anzündend.

Mit einem Male aber schien er zu sich selbst zu kommen. Wie erschreckt fuhr er empor, schlug die Hände wie krampfhaft vor die Augen und keuchte: „Laß mich los, Urschi — es ist Sünde, unverzeihliche Sünde! Du bist eines Andern, bist meines guten Herrn Weib, und ich . . ."

„Und Du?" fragte forschend die Bäuerin, mit Mühe ihre Aufregung verbergend.

„Ich bin ein elender, verworfener Mensch!" jammerte Jener düster vor sich hin. „Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne anscheint!"

„So sage nur," schmeichelte das Weib, „was Dich mit einem Male so verändert hat? Ich kenne Dich nicht mehr!"

„Das will ich Dir sagen. Wie vorhin der Assessor daher gefahren kam und vor dem Haus gehalten hat, da hab' ich erst in mich hineingelacht, daß er umsonst fragen und nichts finden wird. — Wie er aber mit Dir sprach und das alte Sprüchl sagte, daß nichts so fein gesponnen ist, es kommt doch an die Sonnen, da kam es mir vor, als hätte er mich dabei gerade und starr angesehn . . . mir verging das Sehen und Hören; ich mußte mich an der Thür halten, damit ich nicht umgefallen bin, aber in mir und um mich herum schrie es in Einem fort: Morgen kommen sie und holen Dich!"

„Einbildung! Du bist krank," erwiderte die Bäuerin, welche ernstlich besorgt zu werden anfing, obwohl ihr Beweggrund mit der Liebe am wenigsten gemein hatte. „Du mußt Dich niederlegen und Medicin nehmen, daß Dir die wilden Gedanken vergehen!"

„Die vergehen mir mein Lebtag nicht wieder," seufzte Jener, „dafür gibts keine Medicin! Aber ich will mir doch Ruhe verschaffen! Und ich weiß was ich thun muß! Ich will nichts mehr wissen von Dir, Du schöner Teufel, der mich verführt hat! Ich will hin und will Alles gestehen!"

Die Bäuerin erschrak. „Narr," rief sie, „was fällt Dir ein? Bedenkst Du auch, was Dir bevorsteht? Sie werden Dich für immer ins Zuchthaus sperren, wenn sie Dir nicht den Kopf vor die Füße legen."

Der Knecht antwortete nicht gleich; er vermochte es nicht, denn seine Brust arbeitete im heftigsten Kampfe. „Meinetwegen," sagte er dann dumpf, „mir gehört's nicht besser, und wenn's an die Sonnen gekommen ist, hab' ich doch nichts Anderes zu erwarten!"

„Du mußt im Ernst krank sein, Hans," sagte die Bäuerin ärgerlich! „Wie wär's nur möglich, daß irgend was aufkäm'! Keine menschliche Seel' denkt daran, den rothen Hannickel da zu suchen, wo er zu finden ist! Du weißt, daß selbst von den Cameraden kein Einziger ihn kennt, Du allein weißt Alles! Und Du wolltest hingehen und schwach werden und Alles verderben, was wir so schön ausstudirt haben? Noch eine ganz kurze Zeit, dann haben wir so viel beisammen als wir brauchen! Dann gehen wir mit einander fort, nach Ungarn hinunter oder gar über's Meer hinüber, wo uns kein Hahn nachkräht! Und das Alles wolltest Du selber zernichten?"

Der Bursche schwieg, aber die Natur schien die krampfhafte Anspannung, in der er sich befand, nicht länger ertragen zu können. Die Sehnen ließen nach, und mit einem tiefen, herzbrechenden Seufzer brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen.

Die Bäuerin bemerkte listiger Weise sogleich die eingetretene weichere Stimmung und bemühte sich sie möglichst zu benutzen. „Und an mich," fuhr sie mit schmeichelndem gerührtem Tone fort, „an mich denkst Du gar nicht? Willst Du Dich mir entreißen, die nicht leben kann ohne Dich? Willst Du mich in's Unglück stürzen zum Dank dafür, daß ich Dir mein Ehre, mein Vermögen, ja mein Leben selbst in die Hände gegeben habe? Du wirst nicht! Wenn Du wieder gescheidt, wenn Du der beherzte Bursch' wieder bist, als den ich Dich so oft gesehn hab' in der größten Gefahr, dann wirst Du über Dich selbst und über Deine Verzagtheit lachen und wirst Dich schämen, daß ein einfältiges Sprüchl Dich so zum Kind hat machen können . . . Du weißt . . ."

Das Weitere verlor sich in immer leiserem Flüstern. Der Knecht widerstand dem freundlichen Zudringen nicht länger; er wurde wärmer und vergaß bald unter den Liebkosungen des schönen Weibes seine Vorsätze und seinen Schrecken. Geraume Zeit hatten beide gekost, als sich ein leises Klirren vernehmen ließ und die Thürklinke begann sich hin und wieder zu bewegen. Dem Falkenblick der schönen Huberin entging das nicht; wortlos deutete sie dem Knecht darauf hin. Diesem mußte das Zeichen nicht unbekannt sein, denn gleichfalls ohne ein Wort zu erwidern, schlüpfte er in den Kasten, aus dem er gekommen war.

„Und wirst Du mir nun keine Narrheit mehr begehn?" flüsterte ihm die Bäuerin noch nach.

„Ich bin Dein und wenn's in die Hölle ginge," erwiderte Hans ebenso hastig — und er war verschwunden.

Mit der unbefangensten Miene zog die Bäuerin geräuschlos den Thürriegel zurück; dann trat sie vor einen der Schränke und gab sich, mit dem Rücken gegen den Eingang gewendet, den Anschein, als sei sie mit dem Ordnen der Wäsche beschäftigt. Dabei ließ sie aber einen vor ihr hängenden Spiegel keine Secunde aus den Augen, denn in ihm konnte sie Alles wahrnehmen, was hinter ihr vorging.

So bemerkte sie, daß die Thüre wie von Jemand, der horchen will, behutsam geöffnet ward und daß in der Spalte der Kopf ihres Mannes sichtbar wurde. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines wilden lauernden Zorns, wie er aber die Katzenaugen im Zimmer umher gleiten ließ, verlor sich derselbe und machte dem gewohnten dummen Lächeln Platz. Er zog sich wieder zurück und schloß die Thüre ebenso leise, sichtbar froh, nicht bemerkt worden zu sein.

„Steht es so?" murmelte die Bäuerin vor sich hin, als sie sich wieder allein wußte. „Wie gut, daß ich den heimlichen Zug an der Thür' hab' anbringen lassen, der es sogleich zeigt, wenn Jemand die Stiege betritt! — Er hat also Verdacht? . . . Und Hans . . .? Für diesmal hab' ich ihn noch von seinem Fieber curirt, aber wer steht mir dafür, ob es nicht wieder kommt? Und ob ich dann noch im Stand bin, Einhalt zu thun?"

Sie sann einen Augenblick nach, und der häßliche Zug um ihren Mund trat stärker hervor. „Nun," sagte sie dann nach einer Weile und wandte sich entschlossen der Thüre zu, „ich will schon vorsorgen, sie sollen sehen, daß die schöne Huberin sich zu helfen weiß!"

4.

Dem schönen Morgen war ein schöner Tag gefolgt, wolkenlos und tiefblau, aber niederdrückend schwül. Schon hatte in den Dörfern ringsum das Glockenzeichen die Beendigung des nachmittägigen Gottesdienstes angekündigt und noch regte sich kein kühler Lufthauch,

wie sie sonst die angenehmen Boten des Abends zu sein pflegen. Die Luft flimmerte und schimmerte im Sonnenglanz, und wer es vermochte, flüchtete aus der Helle und Schwüle an irgend ein Plätzchen, wo Schatten und Kühle frei aufzuathmen gestatteten.

Ein solches Plätzchen war ein an der Erdingerstraße gelegener Sommerbierkeller, der von einer heitern Anhöhe unter großen Linden und Kastanienbäumen die Gegend beherrschte und darum ein gewöhnlicher Zielpunkt für Sonntags-Spaziergänger aller Art war. Dahin strömte das Landvolk der nähern und fernern Umgebung, und auch die Bürger und Honoratioren des Städtchens ließen sich's nicht verdrießen, die anderthalb Stündchen auf der sonnigen Landstraße dahin zu marschiren. War man doch reichlich entschädigt durch einen Platz auf der offenen schattigen Terrasse, vor einem Kruge des trefflichsten erfrischenden Bieres, bei dessen Genuß sich die weite, nicht reizlose Landschaft doppelt behaglich übersehen ließ.

Heute war der Besuch besonders zahlreich, denn in den meisten der umliegenden Fluren war die Getreideernte beendigt, was jährlich mit einer besondern Lustbarkeit gefeiert wurde. Deshalb waren alle Plätze unter den breiten Kastanien und Linden von munterem Landvolk besetzt, und in der anstoßenden kühlen Fässerhalle ward trotz des rauhen Fußbodens zum Tanze hergerichtet. In einer Ecke waren ein paar Fässer zusammengestellt, von denen herab Baßgeige, Clarinette und Trompete, das unerläßliche Dreiblatt, die muthwilligsten Ländler ertönen ließen. Die Bursche und Mädchen ließen sich auch nicht lange vergebens locken, und bald dröhnte die Halle von dem Schleifen, Stampfen und Jauchzen der Tanzenden wieder.

Draußen vor der Halle waren ebenfalls einige Sitze neben der Einfahrt angebracht. Hier konnte man die ganze vorbeiziehende Straße nach beiden Seiten übersehen und Niemand konnte vorübergehen, ohne von den dort Sitzenden bemerkt zu werden.

Diese waren eine Schaar junger kräftiger Bauernbursche voll des trotzigen und etwas rohen Uebermuths, der die Landleute der dortigen Gegend kennzeichnet. Die halb bäurische, halb städtische Tracht verrieth die vielfache Berührung, in welche sie durch reichen Getreideverkehr mit Stadt und Städtlern gekommen; dennoch hatten sie noch etwas von der ursprünglichen ländlichen Einfachheit behalten, das sich in der Liebe zum Gesang und in dem steten, freilich etwas grobkernigen Witze kund gab. Die meisten trugen hohe, bis an's Knie reichende Stiefeln, in denen die weiten Lederbeinkleider steckten, dann den schwarzen Sammtspenser mit blanken Silberzwanzigern oder Halbgulden als Knöpfe, und den niedern breitkrempigen Hut, um welchen eine echt goldene Schnur sich mehrfach schlang und in stattlichen Quasten herunter hing.

Die lustige Schaar bestand aus einigen reichen Bauerssöhnen und vier bis fünf Knechten vom Huberhofe, lauter Gesichtern, die sich wohl darum wußten, daß sie auf einem der ersten Güter der Gegend dienten, und von Vielen wegen des großen Lohnes, der dort üblich war, beneidet wurden. Sie hatten die Taschen voll Geld und wußten es wohl zu zeigen, denn der Krug, aus dem Alle gemeinschaftlich tranken, ward so oft in der Runde geleert, daß die Kellnerin fast nicht von dem Tische weg kam und die übermüthig hingeworfenen Münzen nur so herumsprangen. Dazwischen riß der Gesang nicht einen Augenblick ab, der jedoch den Sängern mehr Vergnügen gewähren mochte, als den Hörern, denn die nicht sehr abwechselnden Melodieen wurden von Allen einstimmig und in widerlich hoher Tonlage abgeleiert.

Der Schweigsamste war Hans und ein ganz junges Bürschlein von kaum siebzehn Jahren, das erst vor wenigen Wochen auf dem Huberhofe in Dienst getreten war.

„Nun, was ist Dir über's Leberl gelaufen, Pauli?“ rief Einer während einer augenblicklichen Pause den jungen Menschen an. „Du schaust ja d'rein, als wenn Dir der Hund das Brod genommen hätt', und auch der Hans macht ein Gesicht, als wenn er nicht fünfe zählen könnt'!“

„Das kann ich Dir schon sagen,“ lachte ein Zweiter, „sie sind alle zwei verliebt und Jeder lamentirt um sein' Schatz, der Pauli, weil er ihn nicht kriegen kann, und der Hans, weil er ihn angebracht hat!“

„Du wirst viel wissen von unsere Schätz', Hies,“ sagte Hans kalt und ein bischen verächtlich. „Ich mein', Du bist noch nie botenweis' gegangen für mich!“

„Das braucht's nicht,“ rief der Andere wieder, „deßwegen hab' ich doch die Spatzen auf'm Dach pfeifen hören! Kennst Du etwa die Blumhuber-Resel gar nimmer, weil Du sie hast sitzenlassen? Oder reut's Dich, weil sie sich heut' Nacht so tapfer gehalten hat?“

„Was meinst Du damit?“ fragte Hans verwundert. „Ich weiß von nichts.“

„Stell Dich nicht so unschuldig,“ war die Antwort, „man redt ja schon überall davon. Sie ist Unterdirn auf dem Brandlgut, und ist heut Nacht die Einzige gewesen, der die Schelmen nicht Herr geworden sind. Sie hat mit dem rothen Hannickel gerauft, wie ein Mannsbild, und hat sich losgemacht und auf dem Dach das Freßglöckl geläut't. Der Hütbub hat sich unterm Holz verkrochen gehabt und hat Alles mit ang'schaut!“

Hans ward einen Augenblick roth, als ob ihm Blut in's Gesicht geschüttet worden; im nächsten aber war er wieder bleich, wie zuvor, und stand ganz ruhig auf. „Ich hab' davon gehört,“ sagte er, „aber nicht gewußt, daß das die Resel war . . . Mich wundert's aber nicht, sie war alleweil' eine kreuzbrave Person . . .“ Damit ging er dem Tanzboden zu und lehnte sich in einen Winkel, mehr um ungestört zu sein, als um den Tanzenden zuzuschauen.

Die Bursche draußen lachten ihm nach. „Es ist schon so, Hies,“ riefen sie, „Du hast schon den rechten Fleck bei ihm getroffen! Wollen sehn, ob Du beim Pauli auch so geschickt bist!“

„Ja, bei dem ist's schon schwerer,“ spöttelte Hies, „der fallt ganz vom Fleisch; das kommt aber blos daher, weil er mit dem Löffel den Weg in's Maul nimmer findet, so oft er beim Essen seine schöne Dienstbäuerin anschaut . . .“

Die Flammenröthe des jungen Menschen verrieth, daß der Spötter auch hier sehr wohl zu zielen verstanden hatte. Zornig sprang er auf, schlug herausfordernd mit der Faust auf den Tisch und rief: „Wer untersteht sich, der Huberin was nachzureden?“

Allgemeines Gelächter scholl ihm entgegen. „Wer redet davon?“ schrieen sie durcheinander. „Wir wissen schon, daß sie von Dir nichts will, aber das wissen wir auch, das Du verschossen bist in die schöne Huberin!“

Der Bursche faßte den zunächst Stehenden am Kragen, dieser griff ihm dagegen an die Kehle, und alle andern Bursche drängten sich im Nu in einen Knäuel um die Streitenden, bereit, für und gegen Partei zu nehmen. Das Haupt-Sonntagsvergnügen, die Rauferei, hätte sofort begonnen, wenn nicht die Bräuerin begütigend in's Mittel getreten wäre. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Schweizerische Schlagfertigkeit. Der Professor St......., welcher vergangenen Sommer im Auftrage der russischen Regierung Deutschland, und unter andern auch die Schweiz bereiste, erzählte mir einen Zug des eidgenössischen Präsidenten im Kanton Bern, den ich seines derben Humors halber hier wiedergebe: Eine schon seit längerer Zeit schwebende Agrarfrage war in einer längeren Sitzung endlich entschieden worden. Es gibt natürlich bei derartigen Sachen stets Zufriedene und Unzufriedene, und unter diesen Letzteren befand sich denn auch ein alter wegen seines steten Murrens über die Herren in der Stadt bekannter Bauer, der den Präsidenten, nachdem das Urtheil vorgelesen war, folgendermaßen haranguirte:

„Herr Präsident, Sie mögen zwar ein ganz kluger und gescheidter Mann sein und Ihr Geschäft aus dem Fundament verstehen, aber dessenungeachtet wissen Sie doch von solchen Sachen, die den Ackerbau angehen, verdammt wenig, und können da von einem gewöhnlichen Bauer, wie mir, viel lernen. Sie sitzen in der Stadt an Ihrem Arbeitstisch und wissen den Teufel was auf dem Lande vorgeht, also sollten Sie künftighin solche Sachen uns überlassen, die wir den ganzen Tag hinter dem Pfluge hergehen, und wir werden dann wohl das Richtige zu finden wissen.“

Alles war natürlich über diese derbe Keckheit, selbst im freien Schweizerlande, erstaunt, der Präsident jedoch erhob sich freundlich lächelnd und antwortete:

„Ja lieber Mann, da mögt Ihr wohl Recht haben, ich könnte von Ihm wohl noch viel lernen um immer das Rechte zu finden und zum Beweise dafür habe ich doch schon von Ihm so viel gelernt, daß, wenn ich eines Tages wegen eines großen Maules in Verlegenheit bin, ich doch wenigstens gewiß weiß, wo ich es zu suchen habe.“ Der Präsident hatte natürlich alle Lacher auf seiner Seite, und der alte Bauer ging fluchend und die Herren aus der Stadt zu allen Teufeln wünschend ab.

Wieder ein Fortschritt. Das Meininger Ministerium hat einen Erlaß der Humanität veröffentlicht, den wir dringend zur Nachahmung anempfehlen. „Das Begräbniß der Selbstmörder soll nicht mehr wie ehedem ein unehrliches, aber es soll auch kein prunkendes und Aufsehen erregendes sein. Es können die Selbstmörder auf dem Kirchhofe und in der Reihe beerdigt werden, und ist der Umgang des Geistlichen wünschenswerth. Da wo Seelenstörung und Unzurechnungsfähigkeit vorliegt, empfiehlt sich eine Grabrede, in anderen Fällen jedoch nur Mahnung und Gebet, bei welchem, eingedenk des Wortes: „Richtet nicht“, alle Härte und Lieblosigkeit zu vermeiden ist.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

№ 3. 1860

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Gedenkbuche der Gartenlaube.

„Dieweil ich den Glauben in's Herz nicht gießen kann, so kann, noch soll ich Niemand dazu dringen, noch zwingen: denn Gott thut das allein und macht, daß er im Herzen lebet. Und wird aus dem Zwinggebote allein eine Spiegelfechterei, ein äußerlich Wesen, ein Affenspiel und eine menschliche Satzung, daraus denn scheinende Heilige, Heuchler oder Gleißner kommen. Denn da ist kein Herz, kein Glaube, keine Liebe. Man muß der Leute Herz am ersten fahen. Welches dann geschieht, wenn ich Gottes Wort treibe, predige das Evangelium, verkündige den Leuten ihre Irrthümer. Wer da folgen wollte, der folgete, wer nicht wollte, der bliebe außen . . . . . . Summa Summarum, predigen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich Niemand, denn der Glaube will willig, ungenöthigt angezogen werden."

Dr. Martin Luther über Zwangsmaßregeln in Glaubenssachen.

Isolde.

Novelle von Karl Frenzel.

(Fortsetzung.)

2.

Wäre doch der Morgen nie gekommen, nie mit seinen Strahlen Zweifel, Unruhe und Irrung, oder wäre ich wenigstens, wünschte Bruno, in einer fernen, fremden Landschaft erwacht, so daß Alles, was gestern geschehen, ohne Folgen, nicht mehr für mich wäre, als ein lieblicher Traum!

Er hatte sich fest gelobt, den Tag in den nahen Gebirgsthälern zuzubringen und am Abend, wie er Isolden versprochen, in das Schloß zu kommen, um bis dahin allen Enthüllungen zu entgehen, die ihm etwa im Dorfe über das seltsame Mädchen gemacht werden könnten. Ihm schien es das Beste, sie in dem duftigen Nebel zu lassen und ihre liebliche und phantastische Erscheinung sich nicht selbst durch die gemeine Wirklichkeit zu zerstören.

Doch gleich die erste Frage seiner geschwätzigen Wirthin, als sie ihm den Morgenimbiß brachte, warf seine Pläne um: „Wie hat Ihnen unsere Schloßherrin, die Gräfin Schönfeld, gefallen? Nicht wahr, eine schöne und vornehme Dame!" Und nun ging die Erzählung wie ein Strom weiter, daß der alte Graf von Arnheim sich mit seinem Neffen im letzten Jahr seines Lebens erzürnt, die Tochter einer entfernten Verwandten zu sich genommen und zur Erbin des größeren Theils seiner Güter eingesetzt, während der junge Herr Clemens nur einen Pflichttheil und das Stammhaus in der fernen Provinz erhalten habe; seit drei Jahren walte nun Gräfin Schönfeld als gütige Herrin auf dem Schlosse, alle Verbesserungen seien ihr Werk, sie wäre klüger, thätiger und freundlicher als die Männer, und es sei unbegreiflich, daß sie sich vor einiger Zeit mit ihrem Vetter verlobt habe, der doch ein finsterer und zorniger Herr sei. Ein bitteres Lächeln spielte bei diesen Offenbarungen um Bruno's Mund. „Dahin mußte es also ausschlagen!" dachte er. „Was sich so schön zu gestalten schien, wird wir uns Alle zu einer häßlichen Irrung. Warum hielt nur ich allein mein Versprechen und kam aus meiner Einsamkeit herüber?" Dann fiel ihm wieder das räthselhafte Ausbleiben von Clemens auf, zu dem er unter diesen Verhältnissen gar keinen Grund sah; er gedachte, daß er nie einer Isolde Schönfeld, nie einer Aenderung seiner Lage erwähnt; er gedachte auch des Ringes, den sie von sich geworfen.

In solchen Gedanken verließ er, zwiespältigen Willens, bald zum Bleiben, bald zum Gehen entschlossen, das Haus und schritt den Bergen zu.

Bruno Berghaupt zählte etwas über dreißig Jahre, eine schlanke, kräftige Gestalt, im Gesicht einen halb spöttischen, halb melancholischen Zug. Nur zu sehr war seine Behauptung gerechtfertigt, daß ihm die Unbekannte die Freudigkeit seines Lebens geraubt. Auf der Schule, wie noch später auf der Universität, war er unter seinen Genossen der fröhlichste und keckste gewesen, die Fülle und der Wechsel der Welt überraschte und berauschte ihn, so viel Freude und Schimmer schienen nur Sinne genug zu fordern, sie zu genießen. Der rasche, unerwartete Tod seiner Eltern verdüsterte ihm freilich die Freudigkeit des Daseins, aber das Glück, als ob es besorge, sein Schooßkind zu hart verwundet zu haben, schenkte ihm zum Ersatz des Verlustes eine Jugendfreundschaft, eine Jugendliebe. Bruno's empfängliches Herz ging in diesen Gefühlen auf, und als sie sich schwach und wankelmüthig erwiesen, erfüllte ihn eine unbeschreibliche Verbitterung, ein Ueberdruß an Allem. Wie weit er auch den Schauplatz dieser Ereignisse floh, wie tief er sich auch in das Studium der Natur versenkte, die alte sorglose Freudigkeit kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Nur wenn er sein Gemüth vor der Außenwelt wohl verwahrt hielte und gegen sie die scharfen und stachligen Seiten seines Wesens hervorkehre, glaubte er sich fortan vor ihren Angriffen sicher. Zu tief hatte sie ihn verletzt, als daß er es noch einmal wagen sollte, sich, wie er sagte, ihren

Adlerkrallen, Verrath und Täuschung, auszusetzen. Alle, die durch Zufall oder Wahl mit ihm zusammenkamen, erkannten ebenso bereitwillig seinen großen Verstand, seine Gelehrsamkeit und geistige Kraft an, als sie an seinem Herzen zweifelten und seine Zurückgezogenheit, sein einsames und unstätes Wanderleben seinem Menschenhasse zuschrieben. Wenn in ihm noch ein Schatz wärmster Empfindung und edelster Gedanken lag, so war doch kein fremdes Auge durch den Schutt und Staub, den fünf Jahre darüber geschüttet, zu ihm gedrungen; er war noch unberührt, und es gab Stunden, wo Bruno sich so verlassen, traurig und unselig fühlte, nach einem Herzen verlangend, das seines verstünde, und doch keins findend, daß er gern all' diesen Reichthum für den Handdruck eines Freundes, den milden und doch beseligenden Blick einer Frau hingegeben hätte. Blickte er dann aber wieder im Leben umher, so schalt er diese Stunden der Rührung und der Weihe Thorheiten eines Schwärmers und schloß sich nur trotziger und bestimmter von Allem ab, was seine düstere Stimmung hätte unterbrechen können. Zwar wandte sich seine geistige Theilnahme so bewegt und regsam wie früher den Zuständen und Dingen zu, allein seine Anschauung von der Kläglichkeit des Einzelnen und der Zwecklosigkeit der Welt beraubte sie all' ihrer Frische. Während sein leibliches Auge noch eine Schöpfung der Kunst bewunderte, sah er im Geiste schon die Hand des Geschicks, die sie zertrümmerte; und noch mehr, diese verborgene Macht, welche Menschen und Dinge bald gegen einander treibt, bald freundlich nähert, steht über dem Begriff der Schuld, uns aber, die wir nur ihre Werkzeuge und durch unser Wesen ihr unterthan sind, zwingt sie die Vertretung und Rechtfertigung ihrer Thaten auf: wir werden schuldig, weil sie es so will, sie, die uns doch unsere Natur gegeben.

Wie so glücklich hatte Bruno diese Reise angetreten! Als er vor zwei Monaten England verließ, sang am letzten Abend, den er in London zubrachte, Adele in der Oper — in eine Logenecke gedrückt hörte er wieder diese klangvolle, melodienreiche Stimme, sah er diese entzückende Gestalt wieder, die einst sein jugendliches Herz mit Begeisterung erfüllt. Sie aufsuchen wollte er nicht, sondern das gegebene Versprechen bis zu Ende in allen Punkten halten, aber es beglückte ihn, daß ihr Bild wie eine schützende Gottheit ihn auf die Reise begleitet. Darum, um die selige Empfindung, die ihn jetzt durchströmte, ungeirrt von jeder störenden Zufälligkeit an der Brust des Freundes und der Geliebten auszujubeln, hatte er, in der Heimath angekommen, die Hauptstadt vermieden und war sogleich nach dem Schlosse geeilt . . .

Jetzt schritt er im tiefsten Unmuth durch die Felsgründe, die waldbedeckten Berge hinauf und hinab, sich selbst zum Räthsel geworden. Jeden Entschluß, den er gefaßt, bekämpfte im nächsten Augenblick eine andere Betrachtung. Das Gewebe, worin er sich verstrickt fand, verwirrte ihn; das Geheimnißvolle um Isolden, ihre Seltsamkeit reizte ihn ebenso, wie ihn Clemens' Untreue erbitterte. Statt zur Klarheit vorzudringen, tappte er in der Finsterniß weiter, in eine dunkle Zukunft hinein.

Seine Wanderung war lang, unstät und freudlos. Als er wieder das Wirthshaus des Dorfes erreichte, schlug die Uhr der Kirche die fünfte Stunde. Vor der Thür des Hauses stand ein Diener in der arnheimschen Livree — der Graf warte seit lange auf ihn, oben in seinem Zimmer, erfuhr Bruno von ihm. Eilig stieg er die Stiege hinauf, ohne den neugierigen und mißtrauischen Blick zu bemerken, den ihm der Diener nachsandte.

Graf Clemens Arnheim saß in dem altmodischen Lehnstuhl und blätterte ungeduldig in einem der Bücher, die Bruno auf dem Tische hatte liegen lassen.

„Bruno!“

„Clemens!“

Sie standen sich beide gegenüber, Jeder wußte mit einem Blick in das Antlitz des Andern, daß die alte Freundschaft darin wie im Herzen erloschen sei; darum zog Bruno die Hand, die er bei seinem Eintritt den Grafen schon entgegengestreckt hatte, hastig zurück . . ein unheimliches Schweigen herrschte im Gemach.

„Adele,“ sagte dann Clemens und reichte ihm ein Kästchen, „schickt Dir die Rose.“

„Durch Dich?“

„Sie wußte Deinen Aufenthalt nicht und vermuthete, daß Du in unserer Hauptstadt sein würdest.“

„Und Sie selbst kommt nicht?“

„Sie erfuhr durch eine Freundin meine Verlobung mit der Gräfin Schönfeld.“

„So!“ Und Bruno setzte das Kästchen langsam auf den Tisch nieder, legte die Bücher zusammen, um die Bitterkeit, die in ihm aufstieg, niederzukämpfen — „und Du hofftest, daß auch ich nicht kommen würde?“

„Offen heraus — ja; Du hattest so lange nicht geschrieben, Du warst wie verschollen —“

„Du hast Recht, ich hätte verschollen bleiben müssen. Doch ich bin da, ich habe Deine Verlobte gesehen —“

„Ich weiß es, ich komme vom Schlosse.“

Bruno wandte sich rasch ab und stieß das Fenster auf, dann erst bemerkte er, daß Clemens noch immer stand — „Setz' Dich doch! Ich meine, es kann heute noch einmal wie vor Jahren Alles zwischen uns klar werden — und ohne Blut!“

In Clemens' blassem, schönem Gesicht zuckte ein unheimliches Leuchten, er setzte sich wieder in den Sessel nieder; Bruno blieb, die Arme über einander geschlagen, vor ihm stehen.

„Ich sollte Dich eigentlich fragen,“ sagte er langsam, fast nachlässig, „wozu dieser Wortbruch? diese Heimlichkeit? Was hätte Deine Verlobte wider unsere Zusammenkunft einwenden können? War sie eifersüchtig auf Adele? Sie wird so gut wissen, wie Du und ich, daß die Liebe einer gefeierten Sängerin nicht fünf Jahre dauert und daß Adele alt geworden, eben wie Du und ich. Wir hätten alle Drei noch eine Stunde des fröhlichsten Wiedersehens genießen können und dann uns vielleicht auf immer getrennt, weil die Saiten unserer Seelen, die einst so harmonisch in einander klangen, nun verstaubt und verstimmt sind, aber wir hätten doch Wort gehalten, Clemens — und ein Mann, ein Wort! Ich könnte mich beklagen, daß Du mich eine leidlich kindische Rolle vor einer Dame spielen ließest, deren Achtung mir theuer sein muß; allein Du wirst erwidern: das ist meine Sache, mein Geheimniß! Gut, und darum will ich nur Antwort auf dies Eine, ehrliche, muthige Antwort: was hast Du gegen mich?“

So lange Bruno sprach, hielt der Graf seine Stirn in seine Hand gestützt, tief nachsinnend und nur zuweilen mit einem heftigeren Zusammenpressen der Lippen die Worte des Freundes begleitend. Jetzt schaute er spähend nach ihm hinüber, als wolle er sich versichern, wie weit seine Offenheit gehen dürfe, welch' feinster Faden in diesem verwirrten Gewebe dem Andern noch verborgen sei.

„Nichts,“ erwiderte er, „nichts habe ich wider Dich, Bruno, als eine unbestimmte, unklare und, wie ich fast bekennen muß, thörichte Eifersucht. Du sprachst gestern mit der Gräfin — lange und lebhaft, wie ich hörte — auch ich dränge mich nicht in Deine Geheimnisse und quäle mich um den Inhalt dieses Gespräches, aber Du wirst ihren eigenthümlichen, wunderlichen Charakter daraus erkannt haben und wirst meine Eifersucht darum entschuldigen, wenn auch nicht billigen.“

Eine Stimme in Bruno's Seele gab Clemens Recht, und mit einem Ton, der wider seinen Willen bebte, fragte er: „Liebst Du sie denn?“

„Lieben? Ich fürchte, Bruno, darüber verstehen wir uns gegenseitig nicht mehr. Allein auch Du siehst die Welt um uns her entgöttert und leer an Idealen, Du begreifst, daß meine Heirath mit der Gräfin eine Nothwendigkeit ist. Sie stammt aus einem vornehmen, mir verwandten, aber herabgekommenen Geschlecht und wäre vielleicht noch in ihrer Armuth und Verborgenheit, wenn sie der Oheim mir nicht vorgezogen und mit seinen Gütern beschenkt hätte. Jetzt bin ich der Arme, ist sie die reiche, vielbegehrte Dame. Das Stammschloß an der böhmischen Grenze, das mir der Oheim nicht entziehen konnte, ist verfallen, fast ohne Werth, ich will vorwärts in der Welt, ich brauche zu meinem Namen auch den Reichthum — es war natürlich, daß ich zunächst an Isolde dachte.“

„Bleibt nur das Eine noch zweifelhaft: liebt sie Dich?“

Darauf antwortete Clemens nicht sogleich, er schien wieder seine Worte erst im Geheimen abzuwägen, endlich sprang er vom Sessel auf und faßte Bruno's Hand: „Ob sie mich liebt? Sie ist ein Dämon, sage ich Dir, und ich glaube, kein menschliches Auge drang in die Tiefe ihres Innern, aber sei's darum, ich muß es mit ihr wagen.“

„Auch ohne ihre Liebe?“

Clemens nickte. „Ich besitze nichts mehr als die Hoffnung auf diese Heirath. Ein Jahr lang habe ich um sie geworben und ihre freie Zustimmung erhalten. Von jenem Verlobungstage in-

dessen an bemächtigte sich meiner eine klägliche und doch unbezwingliche Furcht, irgend ein Nichts könnte sich meinem Glücke entgegenstellen. Nicht ihr Reichthum allein, auch ihre Erscheinung übt eine magische Gewalt auf mich aus und läßt mich leidenschaftlich nach ihrem Besitz trachten. Da hast Du den Schlüssel zu meinem Benehmen, das Du Falschheit nennst — wenigstens zu Dir bin ich aufrichtig gewesen."

„Ich muß es glauben," entgegnete Bruno, einer bestimmten Erklärung ausweichend. „Sicher bist Du nicht mehr jener Clemens —"

„Der in Alcala von Dir Abschied nahm," parodirte der Graf mit leichtem Scherz und froh aufathmend, als sei diese so gefährliche und so lang gefürchtete Unterredung nun doch glücklich in das breite Meer der Alltäglichkeit gelenkt worden. „Nein, ich bin es, ach! nicht mehr! Allein bedenke, Freund, fünf Jahre, schwere sorgenvolle Jahre, im Ringen um eine Stellung, um ein stolzes, launenhaftes und unbegreifliches Weib verbracht! Darüber verliert sich den Schmelz und der Duft der Jugend. Sind wir doch Beide verwandelt, was willst Du schelten, daß ich selbstsüchtiger und berechnender geworden?"

„Ich schelte ja nicht; Phaethon muß steigen und stürzen, eben weil er Phaethon ist."

„Eine düstere Prophezeihung! Aber was ist's denn so Großes, sich immer wie Du im engsten Thal zu beschränken und gewaltsam die Flügel seines Willens zu brechen? Heißt leben nichts als dem Leben fortwährend entsagen? Doch ich hätte Dich darin und in allen Deinen Sonderlichkeiten besser kennen sollen," fuhr er fort, nun schon ganz ruhig und vertraulich geworden, „und Dich gestern nicht, wie ich that, in der Hauptstadt, sondern auf dem alten Kampfplatz erwarten. Den gestrigen Tag haben wir verloren, ich hoffe, Du schenkst mir dafür diesen Abend."

„Vergib, ich kann nicht, ich will morgen wieder abreisen."

„Und willst Niemand von den alten Freunden und Bekannten in der Stadt aufsuchen? Ich sprach noch vor wenigen Tagen Deinetwegen mit dem Minister. Eine Stelle in der philosophischen Facultät der Landesuniversität steht schon seit Jahren leer. Wer hätte mehr Anspruch darauf als Du? Jedermann rühmt Deine Kenntnisse, Deine gelehrten Werke. Willst Du das Glück so von Dir weisen und, wie Du gekommen, wieder verschwinden, spurlos beinahe?"

„Spurlos, Du triffst das richtige Wort für meine Absicht. Ich bin zum Wandern und zur Unabhängigkeit geboren; mein kleines Vermögen sichert meine Freiheit und reicht für meine Bedürfnisse für ein, zwei Jahre noch aus. Morgen, was ist denn morgen? Laß mich nur ziehen, es ist das Beste."

So gut er sich auch zu beherrschen wußte, ganz vermochte Clemens die freudige Aufregung nicht zu verbergen, in die ihn Bruno's Entschluß versetzte; sein Auge funkelte, seine Gestalt hob sich, das Unbehagliche und Heimliche, das bisher wie ein Schatten sein edles Gesicht bedeckt und entstellt hatte, verschwand vor dem strahlenden Glanze, der sich plötzlich darüber ausbreitete.

„Bei alledem, dieser Abend gehört mir und ich werde ihn keinem Andern mit gutem Willen lassen."

„Dieser Abend — und immer dieser Abend! Er ist nicht mehr mein; hat sie — hat die Gräfin Dir nicht gesagt —"

„Was denn?"

„Es ist kein Geheimniß; ich erzählte ihr gestern meine Geschichte, sie will mir heute die ihrige erzählen."

„Und Du?"

„Ich werde sie hören."

„Nimmermehr!"

Bei diesem Aufschrei des Grafen kam auch in Bruno ein wildes Leben. „Es ist also doch noch ein dunkles Etwas hinter all' Deinen Worten verborgen! Ich aber will länger weder Dein noch ihr Narr sein!"

„Du liebst sie!"

Stolz richtete sich Bruno vor ihm auf: „Du beurtheilst Alle nach Dir und denkst vielleicht in diesem Augenblick an Adele. Sei ruhig; ob ich sie liebe, ob nicht, was kümmert es Dich, wenn dies Geständniß in meiner Seele bleibt?"

Und ohne weiter an den entsetzten und erstarrten Clemens ein Wort zu richten, nahm er einen leichten schwarzen Mantel um und schritt zur Thür.

„Du gehst?" brach der Graf noch einmal aus.

„Ich muß."

„Gut," entgegnete Clemens beklommen, „Du schlägst meine Begleitung nicht aus."

Diese letzten Worte verklangen im Oeffnen der Thür. In den Gesichtern Beider brannte der Zorn, Clemens hatte die Hände geballt, als sie aus dem Hause traten. Heftig wies er den Diener zurück, der ihnen erst besorgt mit den Augen folgte und dann in steigender Angst um seinen Herrn in einiger Entfernung nachging.

Wie in Uebereinstimmung schlugen Beide nicht den großen Laubgang von Kastanien ein, der vom Dorfe bis zum Schlosse in breiter Anlage emporstieg, sondern wandten sich seitwärts nach einer waldumbuschten Schlucht, durch die ein verborgener und einsamer Pfad bis hart an das Gitter des Gartens führte. Es ging gegen den Abend und der Wind trieb geschäftig der untergehenden Sonne dunkle Regenwolken entgegen, die, von ihrem Glanze angehaucht, an den äußersten Rändern eine röthliche und goldbraune Färbung annahmen. In dem Tannendickicht der Schlucht glänzten nur die schlanken Baumkronen noch im rosigen Licht, an einzelnen Stämmen glitt es matt verglühend bis zu dem niedrigeren Gebüsch hinab, sonst aber herrschte die Dämmerung in dem lauschigen Grunde. Diese Heimlichkeit vermehrte noch das Rauschen eines durch die Schlucht strömenden Baches, der weiterhin aus der Felsenge hervortretend die Wiesen des Dorfes tränkte. An manchen Stellen verbargen ihn die Weidengebüsche des Ufers fast ganz den Blicken der Wanderer, an andern schlug seine rasche Welle stürmisch an das nackte, steinige Ufer. So schmal war der vielfach gewundene Steg, daß sie oft nur hinter einander auf ihm gehen konnten, Bruno voran, Clemens folgte, an den Bäumen entlang schreitend, wie ein Schatten.

Ueber die Mitte des Grundes hinaus waren sie so schweigend gewandert, jetzt führte der Weg einen Felsen steil hinan und senkte sich jäh und abschüssig auf der andern Seite zum Bache nieder, über den hier eine kleine Holzbrücke geschlagen war. Oben auf der Spitze der Höhe sah man die im Sonnenuntergang dunkelroth glühenden Fenster des Schlosses herüberschimmern — ihnen, die aus der Dämmerung emporklommen, war es wie eine märchenhafte Erscheinung.

„Ja," rief Bruno von dem Anblick überrascht, „Du hast Recht, dort scheint nur eine Zauberin wohnen zu können."

„Und Du, der mich noch eben Phaethon schalt, willst Dich dennoch von ihr verblenden und betrügen lassen?"

„Clemens, es ist gestern ein Tropfen auf mein Haupt gefallen, der mich zu verwirren, mein Blut zu vergiften anfängt. Fiel er aus der Schale des Zorns oder aus der des Glücks? Laß mich die Erkenntniß suchen, die bei ihr allein ist."

„Verstelle und überrede Dich selbst mit klugen Sprüchen — Du liebst sie. Bin ich doch demselben Zauber erlegen — und sie ist nicht einmal schön, nicht halb so schön wie Adele! Wie verwünsche ich jetzt meine Thorheit, Dir nicht Alles früher gestanden zu haben! Du hättest sie entweder nie oder nur als meine Gattin sehen sollen. Ich bitte Dich, Bruno, geh nicht hinüber. Was Du erfährst, es vermehrt Dein Glück nicht, es raubt Dir auf immer Deine Ruhe. Du wirst nicht glücklich werden können mit dem Vorwurf in Deiner Seele, daß Du mir dies Glück nahmst. Wenn nicht mehr die Göttin der Freundschaft selber, so wandelt doch noch ihr Schatten um uns, dem bringe dieses Opfer."

Er hatte warm und innig geredet, mit jenem leise verschleierten Ton, der vor Jahren Bruno's Herz in Rührung besänftigt und gewonnen, diesmal wuchs nur die schwere Falte auf dessen Stirn. „Opfern — immer opfern, dazu bin ich Dir gut! Du umspinnst mich mit Geheimnissen, und an jedem Faden, den ich entwirre, hängt, ich sag's offen, eine Falschheit, ein Verrath von Dir!"

„Verrath?" sagte stolz der Graf und ergriff Bruno hart an der Schulter. „Wahre Dich!"

„So sagt' ich. Das Alles würde den Argwohn auch des Arglosesten wecken, in mir erweckt es noch ein anderes, bitteres Gedächtniß, und es braucht keiner Unbekannten mehr —"

Sie standen dicht am Rande des Abhangs. Wie gelähmt sank die Hand des Grafen von Bruno's Schulter. Erdfahl geworden, starrten sich Beide an — einmal und noch einmal schlug Bruno wild an seine Stirn und rief im verzweifelnden Schmerz: „Sie ist's! Sie ist's, Isolde Schönfeld!"

„Zu Ende!" stahl es sich über Clemens' Lippen, aber er ermannte sich sogleich und stieß, seine ganze Kraft zusammennehmend, den Freund von der gefährlichen Höhe.

Das Gestrüpp und die Dornen, die am Felsen wucherten, hielten indessen mit ihren Zacken Bruno's Mantel fest, und so gelang es ihm zum Stehen zu kommen, gerade wo das Gestein jäh in die Tiefe abstürzte. Er warf den zerrissenen Mantel von der Schulter, schaute noch einmal zu dem oben stehenden, hinablauschenden Clemens empor, mit stolzem Blick, stolzer grüßender Handbewegung, und bahnte sich mühsam einen Weg zum Bache. Auf der Höhe war Clemens niedergesunken, das Gesicht mit den Händen bedeckend — es war ihm, als quelle Feuer und Blut aus seinen Augen, und doch weinte er nicht. Bis zu diesem Abgrund also hatte ihn eine unerbittliche Nothwendigkeit geführt, und wieder, wie vor fünf Jahren, war es nur ein Zufall gewesen, der ihm den Mord des Freundes erspart — einen Mord, den er doch schon im Gedanken begangen und den er nun ausführen mußte. So lag er im starren, stummen Schmerz; über ihm war das kleine, unscheinbare Saatkorn seiner ersten Schuld zu einem Riesenbaume aufgewachsen, dessen Gifthauch ihn tödtete.

Als er dann aus seiner Betäubung auffuhr und die Hand von seinem Gesicht nahm, sah er in der nun schon völlig hereingebrochenen Dunkelheit die Fenster des Schlosses freudig von Lichtern erglänzen, wie zum Spott und Hohn für ihn, der auf nackter Felsspitze verstoßen und allein mit den Gedanken Kains saß. Und je länger er so, den Arm auf einen Steinblock gestützt, hinüberschaute, desto härter wurde sein Herz; auch um ihn hauchte ein Geist des Verderbens seinen Athem, als er die Höhe hinab und durch die Schlucht zurückwandelte. Da, wo sie die Dorfstraße berührte, fand er in bangender Erwartung seinen Diener. Er hieß ihn die Pferde satteln, auf denen sie am Morgen von der Hauptstadt herübergeritten waren, und suchte selbst in der Reisetasche nach den Pistolen, die er zu sich gesteckt und die zuerst in dem treuen Diener die Ahnung erweckt, daß der harmlose „Spazierritt" einen andern Zweck habe, als einen Besuch bei der Gräfin. Sorgfältig prüfte Clemens jetzt noch einmal die Ladung, die Schlösser der Waffen, wog sie lange in den Händen und barg sie zuletzt in seiner Brusttasche. Mit verschränkten Armen blieb er an den Thürpfosten gelehnt auf der Schwelle des Wirthshauses. Ueber der Schlucht erhob sich im wilden Getümmel der jagenden Wolken der Mond.

Nun wurden die Pferde vorgeführt und stampften, von der Hand des Dieners gehalten, mit ungeduldigem Huf den Boden ...

Clemens seufzte. „Warte," sagte er dann kurz, „ich gehe noch nach dem Schlosse."

In sich gekehrter, härter, gebieterischer war er nie aufgetreten.

Ohne Gruß ging er an den Bauern vorüber, die mit ihren Frauen auf den Bänken vor den Häusern saßen und ihm den Nachtgruß wünschten ... er verschwand in den Schatten der Schlucht; das allgemeine Geflüster, das heimliche Schmähen und Grollen, das sich hinter ihm erhob, vernahm er nicht mehr — Er oder ich! das war sein einziger Gedanke.

3

Der letzte Sonnenstrahl verglühte eben an dem röthlichen Gestein des Schlosses, als Bruno durch den Garten stürmend die steinernen Stufen vor der Glasthür erreichte, auf denen Isolde so unruhig und aufgeregt wie er dahinschritt.

Sie erkannte ihn schon in einiger Entfernung, eine, zwei Stufen eilte sie ihm entgegen. Strahlend und verschämt zugleich, mit den Blumen im Haar, in ihrem weißen, luftigen Gewande sah sie aus wie eine Braut. Zu mächtig war die Bewegung und der Sturm der Gefühle in Beiden, um in Worte auszubrechen. Einer in den Anblick des Andern versunken, reichten sie sich schweigend die Hand. Erst oben in dem Erkerzimmer rief sie: „Bruno!" er: „Isolde!"

Aber dieser Ruf klang ihr düster, unheimlich, durchaus nicht wie aufjauchzende Liebe — und schon hatte er ihre Hände ergriffen und sagte erschüttert: „Warum mußt' ich Sie kennen lernen, Isolde? Sie haben mir den Freund für immer geraubt!"

„Sie zürnen mir, Sie hassen mich, und doch bin ich viel elender und unglücklicher als Sie. Ach, Sie wissen nun, daß ich grausam war — ach! Sie wissen nicht, was ich gelitten, was mich wie Entzücken und Vernichtung durchbebte, als ich Sie gestern wiedersah. Verachte, fliehe mich, aber hören mußt Du es doch, daß ich Dich liebe! Ich will es in Dein Ohr schreien, daß Du es nimmer vergessen kannst — ich liebe Dich! ich liebe Dich!"

Thränenüberströmt hatte sie ihr Haupt an seine Schulter gedrückt, dann riß sie sich los und eilte zu der marmornen Göttin des Gemaches, den Sockel wie schutzflehend mit ihren Armen umfangend.

„Isolde!" bat er.

„Laß nur," antwortete sie gefaßter, „es ist vorüber und Dein Mitleid tröstet mich nicht."

Eine Blume, die ihrem Haar entfallen war, nahm er vom Boden auf, sie entblätterte in seiner Hand. Dies und ihr Schweigen, die Erinnerung an Clemens' That, seine peinliche Lage gaben ihm endlich Muth und ernsten Willen, um jeden Preis diese Verwickelung zu lösen.

„Wie das Schicksal, Fräulein Isolde," sagte er darum, „auch weiter über uns bestimmen wird, seien wir wenigstens ehrlich zu einander, thun wir, so viel wir können, um nicht schuldlos, doch entsühnt und gerechtfertigt dem Unvermeidlichen entgegen zu gehen. Sie müssen erfahren, daß Sie Ihre Liebe einem Unwürdigen schenkten, daß ein Geständniß, das mich beglücken sollte, mich verdammt. Ich beging wider Sie eine unverzeihliche Treulosigkeit, die Ihnen zugleich offenbart, wie hassenswerth Sie mir einst erschienen: ich gab Ihre Briefe an Clemens, der wissen wollte, wer ihn bei mir verklagt."

„An Clemens?" rief sie, und nun hatte ihr Antlitz, die drohend erhobene Hand wirklich einen erschreckenden, furchtbaren Ausdruck.

„An Clemens; damit bin ich gerichtet."

Mühsam eine äußere Fassung erzwingend, obgleich sein Herz gebrochen war, wollte er sich aus dem Gemach stehlen, sie aber hielt ihn mit befehlendem Ton zurück: „Sie kennen nur die Hälfte Ihrer Schuld, daß Sie leichtsinnig fortwarfen, was mir das Theuerste war — möge Sie die ganze erdrücken."

Sie war wie verwandelt, Alles an ihr streng, herbe und schwer geworden, und da sie sein Erstaunen darüber bemerkte, sagte sie bitter: „Nun bin ich ja die Furie, die in Ihrer Erinnerung steht."

Und ohne eine Erwiderung zu erwarten, setzte sie sich, winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen, und eine Blume nach der andern aus ihrem Haar reißend und zerpflückend, erzählte sie:

„Wir wohnten in demselben Hause, wir haben uns oft auf den Treppen, in der Flur begegnet, allein Sie hatten keinen Blick für mich, nur einen förmlichen, scheuen Gruß. Verkannt und zurückgesetzt zu werden, war immer mein Loos. Die alte Dame mit dem Strohhut kennen Sie besser, es war meine Tante, die mich von dem Gut meiner Eltern mit sich in die Stadt genommen. Meine Eltern waren arm, trotz ihres vornehmen Namens, ich hatte Brüder, für die eher als für mich gesorgt werden mußte, ich war nicht schön und darum nicht der Liebling meiner Mutter. Was ich nun einmal bin, meine Anschauungen wie meine Leidenschaften, verdanke ich meinem Vater, der mich liebte, mich unterrichtete, dem ich Alles war. So überspannt im Kopf, mit wildwogendem, verlangendem Herzen, das um so mächtiger schlug, da es von Jugend auf nur an Entsagungen gewöhnt war, kam ich nach der Hauptstadt, sah ich Sie." Ihre Stimme wurde weicher und milder, als sie dann mit entzückendem Lächeln sagte: „Und ich liebte Sie! Ich beobachtete Sie täglich, stündlich von meinem Fenster, ich wußte, wann Sie gingen, wann Sie zurückkamen. Mir schien es damals so wunderschön, mit Ihnen die Dame Kobold zu spielen. Ach, als ich Ihre ersten Verse an mich las! Es war ein sonniger Tag, er verrann mir in Melodien."

(Schluß folgt.)

Karl von Holtei.

Eine Biographie Holtei's schreiben, heißt im eigentlichen Sinne Eulen nach Athen tragen, nachdem er selbst in seinen „Vierzig Jahren", die jetzt in einer neuen billigen Ausgabe bei Trewendt in Breslau erschienen sind, seinen Lebens- und Bildungsgang ausführlich geschildert und einen der interessantesten Beiträge zur Geschichte seiner Zeit, des Theaters und der Literatur geliefert hat. Dennoch dürfte ein kurzer Auszug aus den zwölf Bänden dieser werthvollen Memoiren den geschätzten Lesern der Gartenlaube willkommen sein.



Karl von Holtei.

Holtei wurde 1797 in Breslau geboren; er ist ein Sohn des liederreichen, gemüthlichen Schlesiens, das dem deutschen Vaterlande schon manchen bedeutenden Dichter von Opitz bis auf ihn selbst geschenkt hat.

Frühzeitig regte sich in dem begabten Knaben, der nach dem Tode seiner Eltern bei wohlhabenden Verwandten erzogen oder vielmehr verwahrlost wurde, die Lust an der Poesie, vor Allem aber eine unbezwingbare Leidenschaft für das Theater. Alle seine Ersparnisse wanderten in die Casse des Billeteurs; er war überglücklich, wenn er einem Schauspieler oder gar einer Künstlerin sich nähern durfte. Bald erwachte auch in ihm der Wunsch, ein darstellender Künstler zu werden, und wie sehr auch seine adligen Verwandten sich dagegen sträubten, setzte er endlich doch seinen Vorsatz mit seltener Beharrlichkeit durch, nachdem er zuvor einige Zeit Oekonom gewesen und sogar als freiwilliger Jäger für die Befreiung des Vaterlandes in's Feld gezogen war, ohne jedoch Blut zu vergießen. Auf dem Privattheater des kunstliebenden Grafen Herberstein in Grafenort debutirte der jugendliche Anfänger mit vielem Beifalle, worauf er als „Mortimer" die Breslauer Bühne betrat und vor einem größeren Publicum öffentlich erschien. Auch hier fehlte es ihm anfänglich nicht an Applaus, obgleich er ebensosehr mit den Vorurtheilen seiner Landsleute, als mit den Intriguen seiner Collegen zu kämpfen hatte. Sein Talent fand jedoch nicht die richtige Verwendung, indem er, ursprünglich für komische Charakterrollen begabt, in dem Fache eines zweiten Liebhabers auf die Dauer nicht ansprechen konnte. Ein zweiter Versuch in Dresden, wo er ein Gastspiel erlangte, fiel so unglücklich aus, daß er für einige Zeit seinen Illusionen entsagte und von der Bühne Abschied nahm. Er kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, wo er eine Anstellung als Theatersecretair erhielt, Prologe und einige kleine Stücke schrieb, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden, und ein entschiedenes dramatisches Talent verriethen. Hier verheirathete er sich mit der reizenden Louise Rogée, welche er in Grafenort kennen gelernt hatte; sie war der Liebling des Breslauer Publicums, eine vorzügliche Künstlerin voll Anmuth, Grazie und hinreißender Natürlichkeit. Ihr Talent und der Umgang mit dem originellen Theaterfreund und Schriftsteller Karl Schall, dem schlesischen Fallstaff, der in seinem dicken Körper eine Fülle von Geist, Witz und Kenntnissen beherbergte, waren von dem größten Einflusse auf Holtei's Entwickelung und ermunterten ihn zu neuen Arbeiten. Besonders verdankte er dem kritischen Schall eine tiefere Einsicht in das Wesen der dramatischen Dichtung und des Vortrags, indem der unförmliche Freund mit bezaubernder Wirkung die Meisterwerke Shakespeare's las und somit Holtei's Vorbild als Vorleser wurde.

Ein Streit über das Auftreten einer Seiltänzergesellschaft in Breslau, den der Dichter mit allzugroßer Leidenschaftlichkeit führte, verleidete ihm und seiner Gattin den bisherigen Aufenthalt. Beide siedelten nach Berlin über, wo Louise bald ein beliebtes Mitglied des Hoftheaters wurde, während Holtei durch seine „Wiener in Berlin" die Residenz entzückte. Der gemüthliche Ton des kleinen Liederspiels, die heiteren Melodien, welche er zuerst nach dem Norden geschickt verpflanzte, hatten einen ungemeinen Erfolg und machten seinen Namen populär; er schien und war auch in der That berufen vor Allen, dieses heitere Genre in Deutschland anzubauen.

Das Glück lächelte ihm, wie so oft im Leben, um ihn durch

nachfolgendes Mißgeschick desto tiefer zu beugen, ohne jedoch seine elastische Natur zu besiegen. Seine allgemein geachtete und geliebte Gattin starb nach einem kurzen Krankenlager mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter.

Nach ihrem Tode nahm Holtei bei dem neu eröffneten Königsstädter Theater, das von einer Gesellschaft wohlhabender und einflußreicher Geschäftsmänner gegründet wurde, die Stelle eines Theaterdichters an. Als solcher erwarb er sich zunächst das Verdienst, das Engagement der berühmten Sonntag durchgesetzt zu haben; zugleich bereicherte er das Repertoir der neuen Bühne mit einer Reihe größerer und kleinerer Lustspiele und Vaudeville's, von denen besonders „der alte Feldherr" und die vaterländische „Leonore" einen wohlverdienten Anklang fanden. Durch ganz Deutschland wurden seine Lieder gesungen, füllten seine Stücke die Cassen der Theaterdirectoren, während der Dichter selbst arm blieb und sich nur mit dem unfruchtbaren Lorbeer begnügen mußte. Unverdrossen arbeitete Holtei mit rastlosem Fleiße, indem er eine Sammlung lyrischer Gedichte und mehrere „Lieder in schlesischer Mundart" veröffentlichte, die zu dem Schönsten gehören, was die naive Volkspoesie in der neueren Zeit aufzuweisen hat. Auch führte er seinen längst gehegten Vorsatz durch, als öffentlicher Vorleser in Berlin aufzutreten. Vor einer zahlreichen und gewählten Versammlung trug er mit steigendem Erfolge einen Cyklus Shakespearescher Dramen vor, wobei er ein feines, tiefes Verständniß des großen Dichters bekundete und vorzugsweise in den komischen Partieen eine bedeutende Wirkung erzielte. Dieser Erfolg ermunterte ihn zu einem Ausfluge nach Weimar, wohin er eingeladen wurde, um ebenfalls eine Reihe von Vorlesungen zu halten. Holtei fand eine wahrhaft glänzende Aufnahme, besonders in dem Hause Goethe's, dessen unglücklicher Sohn sein warmer Freund wurde und auch bis zu seinem frühen Tode blieb.

Sein vielseitiges Talent und besonders seine liebenswürdige Persönlichkeit verschafften ihm auch in Berlin zahllose Gönner und Freunde, zu denen das Beer'sche Haus, die Dichter Chamisso, Wilibald Alexis, Uechtritz, Hitzig, das Künstlerpaar Wolf ꝛc. gehörten. Außerdem fehlte es ihm nicht an Zerstreuungen, die er in einem Kreise origineller, genialer Männer fand, die sich in einem damals renommirten Weinkeller versammelten und dem heitern Lebensgenuß nicht immer in der maßvollsten Weise huldigten, wie er selbst mit liebenswürdiger Offenheit in seinen Bekenntnissen gesteht.

Unterdeß hatte die Königsstädtische Bühne nach einer kurzen und glänzenden Blüthezeit die von ihr gehegten Erwartungen eines Volkstheaters nicht erfüllt; die reichen Geschäftsmänner zogen sich zurück und überließen die Leitung des Institutes einem Director, zu dem Holtei von Anfang an in eine schiefe Stellung gerieth. Er verließ deshalb mit seiner zweiten Gattin, der talentvollen Julie Holzbecher, Berlin, um in Darmstadt unter Küstner ein vortheilhaftes Engagement anzunehmen. In Folge der unterdeß eingetretenen Julirevolution löste sich jedoch die dortige Bühne wieder auf, so daß dem Künstlerpaar nichts übrig blieb, als nach Berlin wieder zurückzukehren und von Neuem an dem Königsstädtischen Theater, jetzt natürlich unter minder günstigen Bedingungen, Beschäftigung zu suchen. Hier brachte er sein „Trauerspiel in Berlin" mit großem Erfolge zur Aufführung, worin er in der Rolle eines Holzhauers, Namens „Nante", von dem talentvollen Beckmann vortrefflich dargestellt, das Urbild jener komischen Figur schuf, welche unzähligemal nachgeahmt eine ganze Nante-Literatur nach sich zog. Außerdem schrieb er den Operntext „Des Adlers Horst," componirt von Gläser, und ein Schauspiel „Der dumme Peter" für den berühmten Ludwig Devrient, die letzte neue Rolle, worin der geniale Künstler auftrat.

Trotz des Beifalls, der ihm zu Theil wurde, gefielen sich weder Holtei, noch seine Gattin in Berlin, wozu die ungünstigen Theaterverhältnisse wohl das Meiste beitrugen. Die alte angeborene Unruhe und Wanderlust ergriff ihn auf's Neue, der bisher unterdrückte Wunsch, die Bühne wieder zu betreten, tauchte plötzlich mit unwiderstehlicher Kraft in seiner Seele auf. Wieder griff er nach dem Wanderstab und zog über Olmütz nach Wien, nachdem er zum Zwecke dieser Kunstreise eine Reihe größerer Schauspiele und kleinerer Possen verfaßt hatte. Das enthusiastische Publicum der heiteren Kaiserstadt nahm das Künstlerpaar mit wahrhafter Begeisterung auf; Monate lang füllten das Drama „Lorbeerbaum und Bettelstab", die zierlichen Liederspiele „der schottische Mantel" und „die weiblichen Drillinge" das Theater bis auf den letzten Platz, so daß kein Billet mehr zu bekommen war. Nicht minder beifällig wurden das kleine Festspiel „die Wiener in Paris" und unstreitig sein bestes Schauspiel „Shakespeare in der Heimath" aufgenommen. Die österreichische Aristokratie empfing das Holtei'sche Ehepaar mit der ihr eigenen, liebenswürdigen Zuvorkommenheit; er selbst gab sich der Hoffnung hin, endlich einen angenehmen und seinen Wünschen entsprechenden Wirkungskreis gefunden zu haben. Aber das launische Glück kehrte ihm wieder einmal den Rücken; der Director des Josephstädter Theaters machte Bankerott, und Holtei sah sich gezwungen, das ihm liebgewordene, theuere Wien zu verlassen. Vorläufig fand er ein Asyl in dem alten Grafenort, auf dem Gute seines alten Gönners, des Grafen Herberstein; aber auch hier folgte ihm das Mißgeschick nach. Sein einziger Sohn aus erster Ehe, ein reizender, schöner Knabe von funfzehn Jahren, der nach langer Trennung den Vater besuchte, starb daselbst am Nervenfieber.

Der wandernde Schauspieler hatte so viel Zeit, ihn zu begraben und zu beweinen; er mußte ja neu eingegangene Gastspiele mit gebrochenem Herzen erfüllen, für sich und die Seinigen das tägliche Brod erwerben. Eine trostlose Zukunft lag vor ihm, da leuchtete ihm wieder ein freundlicher Hoffnungsstrahl. Ein Brief aus dem fernen Rußland forderte ihn auf, die Leitung des Rigaer Stadttheaters zu übernehmen; die Bedingungen waren so günstig und ehrenvoll, daß er nicht zögerte, anzunehmen. Er ließ es als Director weder an Fleiß, noch Umsicht fehlen, sodaß die von ihm gegründete Bühne gerechte Würdigung und Theilnahme fand. Aber der unerbittliche Tod entriß ihm seine edle Frau, welche mit weiblicher Hingebung Freud und Leid mit ihm getheilt; es litt ihn nicht länger an dem Ort, wo er sein Liebstes verloren. Gebeugt, aber nicht gebrochen, kehrte er nach der deutschen Heimath zurück, um Trost bei den alten Freunden zu suchen. Ueber Berlin eilte er nach dem theueren Grafenort, wo er in wohlthuender Einsamkeit seine „Grafenorter Briefe" schrieb, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters voll tüchtiger Winke und praktischer Erfahrungen.

Nachdem er seine in Riga zurückgelassene Tochter aus erster Ehe abgeholt und zu ihrer Großmutter nach Steiermark gebracht, nahm er, um in ihrer Nähe zu bleiben, die Stelle eines Gesellschafters bei seinem Gönner, dem Grafen Herberstein, auf dem Schlosse Eggenberg unweit Grätz in Steiermark an. Aber Holtei war nicht geschaffen, in einer solch' abhängigen Stellung auszudauern, der Graf war trotz seines edlen Charakters launenhaft und konnte keinen Widerspruch vertragen. Ungeachtet der Dankbarkeit von der einen und der großmüthigen Freundschaft von der andern Seite wurde das gegenseitige Verhältniß mit jedem Tage lästiger, sodaß Holtei es endlich freiwillig löste. Diesmal wandte er sich nach Wien, wo er von dem Director Karl zu einer Reihe von Gastrollen engagirt wurde. Er trat in dem von ihm verfaßten Schauspiele „Hans Jörge" auf und wurde von dem Publicum mit achtungsvollem Beifalle empfangen, ohne jedoch eine dauernde Stellung zu gewinnen. Einen weit größeren Erfolg erzielte er durch seine Vorlesungen; selbst der allgebietende Fürst Metternich öffnete ihm seinen Salon, wo Holtei mit dem größten Beifall unter Andern „Wallensteins Lager" sammt der für fromme Katholiken leicht Anstoß erregenden Kapuzinerpredigt las.

Nachdem er seine indeß herangewachsene Tochter mit einem Arzte in Grätz glücklich verheirathet, griff er wieder zu dem Wanderstabe, um als Vorleser die Welt zu durchziehen. In Breslau überraschte ihn sein alter Freund, der bekannte Baron v. Baerst, mit dem Vorschlage, die Leitung des dortigen Theaters als Dramaturg zu übernehmen. Nach manchem Bedenken siegte die alte Theaterlust; Holtei willigte darein, ohne jedoch auch hier die gewünschte Ruhe zu finden. Schon nach einem halben Jahre gab er seinen Posten auf, indem er einer Einladung nach Trachenberg in das gastfreie Haus des Fürsten Hatzfeld folgte, wo er unter angenehmen Verhältnissen an seinen Memoiren schrieb. Bald aber trieb ihn die Sehnsucht, den von seiner Tochter ihm indeß geborenen Enkel zu umarmen, wieder fort. Nach kurzem Aufenthalt bei den Seinigen zog der unstäte Wanderer, zu spät von dem Wunsche nach Erwerb beseelt, durch ganz Deutschland von Süd nach Nord, um als Vorleser ein kleines Capital auf die alten Tage und für seine Familie zu sammeln.

Ueberall, wo er erschien, in Dresden, Hannover, Berlin, Hamburg, Bremen ꝛc., fand er alte und neue Freunde, die ihm

sein Talent und seine Liebenswürdigkeit erwarb. An Beifall und an goldenem Gewinne fehlte es ihm nicht, aber der sorglose Künstler verstand es nicht, das Erworbene festzuhalten. Er theilte stets mit seinen Freunden großmüthig das Letzte, was er besaß.

Nach langer Wanderung ruhte er wieder einmal in Trachenberg, wo er stets mit offenen Armen bei den fürstlichen Freunden aufgenommen wurde, von seinen beschwerlichen Kreuz- und Querzügen aus. Dort überraschte ihn auch der Ausbruch der preußischen Märzrevolution und die mächtige Bewegung des Jahres 1848. Die nothwendigen Verirrungen der Zeit ließen den stets liberalen und freisinnigen Holtei als einen entschiedenen Gegner der Demokratie erscheinen und trugen ihm, wenn auch mit Unrecht, den Ruf eines „Heulers" ein, worüber er selbst am meisten gutmüthig lächelte.

Seitdem lebt Holtei abwechselnd in Wien oder in Grätz bei seiner Familie, vorzugsweise mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Aus dem reichen Schatze seiner theatralischen Erinnerungen und seines eigenen Wanderlebens schöpfte er seinen trefflichen Roman „die Vagabunden", welchem in rascher Folge „Christian Lammfell", „Ein Schneider", und mehrere größere und kleinere novellistische Werke folgten, in denen sich ein reiches Gemüthsleben, ein psychologisch scharfer Blick und ein bedeutend realistisches Talent verrathen. Wie früher als dramatischer Schriftsteller, hat er sich jetzt als Novellist in kurzer Zeit eine hervorragende Stellung und einen wohlverdienten Ruf erworben. Außerdem veröffentlichte er neue Sammlungen seiner Gedichte, „die Stimmen des Waldes", in denen sich ein gesunder Sinn für Natur und ein tiefes Gemüth bekundet; ferner vermehrte er beträchtlich seine „schlesischen Gedichte", welche in einer neuen Auflage ebenfalls bei Trewendt erschienen sind.

Als Dichter besitzt Holtei eine seltene Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, eine wahrhaft bewunderungswürdige Leichtigkeit im Schaffen, der nur die Tiefe und der Fleiß gebricht, um stets Vollendetes zu haben. Seine dramatischen Arbeiten behaupten sich noch heute auf dem Theater; sie haben die Directoren reich gemacht und den Verfasser arm gelassen, was nur in Deutschland möglich war und zum Theil noch ist. Holtei's Liederspiele sichern ihm eine Popularität, wie sie kein zweiter Dichter besitzt; sie werden vom Volke gesungen und sicher nie vergessen werden.

Nicht minder groß sind seine Verdienste um den deutschen Roman, dem er sich nur zu spät zugewendet hat. Seine „Vagabunden" sind in ihrer Art ein Meisterwerk voll ursprünglicher Frische und mit köstlichem Humor durchwebt.

Als Vorleser nimmt er nächst Tieck den ersten Rang ein; selbst in Paris fand sein großes Talent Anerkennung, und der berühmte Benjamin Constant stattete Holtei seinen Dank dafür ab, daß er ihm die historischen Dramen Shakespeare's aufgeschlossen und erst zugänglich gemacht habe.

Als Mensch zählt Holtei zu den liebenswürdigsten Persönlichkeiten; sein reiches Gemüth, seine nur zu oft getäuschte Gutmüthigkeit, selbst seine grenzenlose Sorglosigkeit verrathen ein treffliches, nur zu weiches und empfängliches Herz. Selbst seine Schwächen und Fehler, die er mit rührender Offenheit eingesteht, sind nur Flecken und Auswüchse einer edleren Natur, oder einer verfehlten Erziehung zuzuschreiben. Bezaubernd in der Unterhaltung erschließt er hier die ganze Fülle seines eigensten Wesens; man muß ihn lieben, wenn man ihn sieht und sprechen hört. Kein Schriftsteller in Deutschland zählt in allen Ständen so viele persönliche Freunde wie Holtei. Wo er anklopft und sein ehrliches, gutmüthiges Gesicht mit dem langen, graumelirten Barte zeigt, ist er willkommen bei Jung und Alt; denn wo er erscheint, ob als Mensch oder Schriftsteller, verbreitet er jene gemüthliche Heiterkeit, die trotz aller getäuschten Hoffnungen und traurigen Erfahrungen der Grundzug seiner Natur und der Zweck seines Lebens scheint. M. R.

Das Nervensystem.

Nerven, Nervenknoten (Ganglien), Rückenmark, Gehirn.

Wo man an einem Geschöpfe Zeichen von Empfindung, Willen und willkürlicher Bewegung, von Gedächtniß und Verstand wahrnimmt, da wird man stets auch im Körper dieses Geschöpfes Organe antreffen, mit deren Hülfe jene Lebensäußerungen, aber immer nur durch Anregungen von außen oder innen, hervorgerufen werden. Nach der größern oder geringern Menge, sowie nach dem vollkommnern oder unvollkommnern Baue dieser Organe gehen jene Aeußerungen in höherem oder niederem Grade vor sich; wo diese Organe ganz fehlen oder zur Arbeit untauglich geworden sind, da fehlen auch jene Aeußerungen. Es bilden nun diese Organe zusammen einen ziemlich complicirten Apparat, den man das Nervensystem nennt; er findet sich beim Menschen wie bei den Thieren und steht bei letzteren nur auf sehr verschiedener Stufe der Ausbildung, immer aber auf einer weit tieferen als bei dem Menschen. Doch ist dieses System auch bei den verschiedenen Menschenracen, Altern und Geschlechtern an Masse und Bau, und also auch in seiner Thätigkeit etwas verschieden. Man pflegt die Reihe von Vorgängen im lebenden Thier- und Menschenkörper, welche sämmtlich auf Thätigkeitsäußerungen des dem thierischen und menschlichen Organismus eigenthümlichen Nervensystems beruhen, „animalische Processe" zu nennen und zu ihnen die Empfindung und Bewegung, sowie die Sinnes- und geistigen Thätigkeiten zu rechnen. Außerdem macht aber auch noch das Nervensystem, welches in seiner Einrichtung einem zwischen vielen Orten ausgespannten Telegraphennetze zu vergleichen ist, dadurch den Thier- und Menschenkörper zu einem innig verbundenen organischen Ganzen, daß es das harmonische Ineinandergreifen der Leistungen aller einzelnen Theile bewirkt.

Trotz dieser mannichfaltigen, durch das Nervensystem veranlaßten Processe ist die Masse desselben (die Nervensubstanz oder Neurine) in ihrer Grundlage doch blos aus zwei, aber nur durch das Mikroskop sichtbaren Formelementen, nämlich aus „Fasern" und „Zellen" aufgebaut, welche allerdings ganz bestimmte physikalische und chemische Eigenschaften besitzen, die aber, soweit die Forschung reicht, im Wesentlichen für jede Faser und jede Zelle dieselben sind. Für sich allein können also jene Elemente nicht die Bedingungen der Mannichfaltigkeit in den animalischen Processen enthalten, wahrscheinlich aber in Folge der eigenthümlichen Verbindungen mit einander und mit andern Organen.

Die Nervenfasern, oder richtiger Nervenröhren, sind feine (gröbere und feinere, etwa den viertausendsten Theil eines Pariser Zolls im Durchmesser haltende), weiche, runde, elastische Fäden von verschiedener Dicke, die entweder markhaltige oder marklose sind. Die ersteren bestehen aus drei ganz verschiedenen Gebilden, nämlich aus einer äußerst zarten Hülle (Scheide), aus einer im Mittelpunkte gelegenen runden oder platten, weichen, aber elastischen Faser (der centralen oder Axenfaser) und aus einer zwischen Scheide und Axenfaser befindlichen zähflüssigen, ölartigen, fettreichen, weißen Schicht (Nervenmark oder Markscheide). Den marklosen Nervenröhren, welche in weit geringerer Menge als die markhaltigen im menschlichen Körper angetroffen werden, fehlt das zähe ölige Nervenmark. — Die Nervenzellen (Ganglienkugeln) sind größere oder kleinere bläschenartige Körperchen mit einem feinkörnigen, festweichen, oft gefärbten Inhalte und einem bläschenartigen Kern. Ihrer Form nach gibt es runde, spindelförmige und sternförmige Nervenzellen. Sie bestehen entweder für sich allein, oder hängen durch kurze Ausläufer und faserförmige Fortsätze unter sich zusammen, oder sie gehen direct in Nervenröhren über. Nur durch Vermittelung solcher Zellen treten Nervenröhren mit einander in Verbindung, niemals unmittelbar durch Verschmelzung. — Da wo Nervenröhren den Hauptbestandtheil der Nervensubstanz ausmachen, sieht dieselbe weiß aus, d. i. die weiße Nervenmasse, wo dagegen zahlreiche Nervenzellen bei einander liegen, bildet sich graue Nervensubstanz. An gewissen Stellen des Körpers ist nun die eine oder die andere dieser beiden Nervensubstanzen, oder auch beide mit einander vereinigt, in größerer Masse angehäuft. So findet sich ein großer rundlicher Klumpen von grauer und weißer Nervenmasse in der Schädelhöhle des Kopfes unter dem Namen „Gehirn" vor, während jene beiden Substanzen im Canale der Wirbelsäule das strangförmige „Rückenmark" aufbauen. Die Nervenröhren bilden dagegen, indem sich eine größere oder geringere Anzahl derselben an einander anlegt und

mit einer gemeinschaftlichen Hülle umgibt, weiße Fäden von verschiedener Dicke, welche „Nerven" genannt werden und sich baumförmig (in immer feiner werdende Fädchen sich verzweigend) oder netzartig in fast allen Theilen des Körpers verbreiten, jedoch in dem einen Theile in größerer Menge als in dem andern. Hier und da hängen den Nerven grauliche Knötchen von verschiedener Größe an, welche „Nervenknoten" oder „Ganglien" heißen. Man pflegt das Gehirn und das Rückenmark auch als „Centraltheile" oder „Mittelpunkte des Nervensystems" zu bezeichnen, während die mit jenen Centraltheilen zusammenhängenden Nerven das „peripherische Nervensystem" darstellen. Die Nervenröhren in den Nerven laufen ununterbrochen, ohne sich zu zertheilen oder mit andern Röhren zu vereinigen, vom Centraltheile, wo sie aus den Nervenzellen der grauen Masse hervorgehen, bis zu ihrer (peripherischen) Endigung in diesem oder jenem Organe fort. Diese Endigung ist aber eine freie, nachdem sich manche Röhren vorher noch in feine Aestchen zertheilt haben. — Die chemische Zusammensetzung der Nervensubstanz ist noch nicht ganz genau erforscht; zur Zeit weiß man nur, daß in derselben viel Eiweißsubstanz und phosphorhaltiges Fett vorhanden ist.

Wenn in irgend einem Gewebe der Stoffwechsel (die Ernährung) durch gutes nahrhaftes und sauerstoffreiches Blut, sowie durch den richtigen Wechsel zwischen Thätigsein und Ruhen ordentlich erhalten werden muß, so ist es im Nervengewebe, welches deshalb auch ziemlich viel Blutgefäße besitzt. Daß das Nervensystem bei so vielen Menschen krank und in widernatürlicher Weise thätig ist, hat seinen Grund stets entweder in einer falschen Ernährung oder in einem unnatürlichen Arbeiten desselben. — Thätig kann nun aber das richtig ernährte Nervensystem nicht auf eigene Hand, aus eigenem Antriebe, sondern nur dann sein, wenn es dazu angeregt wird. Solche Anregungen, die entweder von der Außenwelt oder aus dem Körper selbst stammen können, nennt man „Nervenreize" und die Fähigkeit des Nervensystems, auf diese Reize thätig sein zu können, „Nerven-Reizbarkeit, Erregbarkeit, Empfindlichkeit, Sensibilität."

Der erregbare (lebende, leistungsfähige) Nerv wird sich natürlich zu Zeiten in Unthätigkeit (Ruhe) befinden, während er durch einen Reiz erregt in thätigen Zustand tritt. Während dieses letztern Zustandes sollte nach früheren Ansichten die Bewegung eines „Nervenäthers, Nervenfluidums, Nervengeistes, Nervenagens" innerhalb der Nervenröhren stattfinden, während man sich nach den neuesten Entdeckungen (von Du Bois-Reymond) das Verhalten der Nerven beim Thätigsein auf ähnliche Weise denken kann, wie bei einem (Telegraphen-) Drahte, durch den ein elektrischer Strom geleitet wird und der, trotz der Wirkungen, die er vermittelt, doch keinerlei Bewegung wahrnehmen läßt. Und allerdings scheint auch alle Nerventhätigkeit auf elektrischen Vorgängen zu beruhen, die Elektricität das thätige Agens im Nervensysteme und das elektrische Verhalten des Nerven das bedingende Moment für seine Thätigkeit zu sein. Auch ist die Elektricität der kräftigste, wirksamste Reiz für die Nerven. Außerdem können die Nerven-Reizungen noch sein: psychische und sinnliche (durch den Willen und das Gemüth, durch Licht, Schall u. s. w.), mechanische (durch Stechen, Kneipen, Zerren u. s. f.), chemische (durch Aetzmittel, Alkohol) und thermische (durch Kälte und Hitze). — Was die Nerven-Reizbarkeit betrifft (d. h. die Fähigkeit des Nerven, durch irgend einen der Reize in den Erregungszustand überzugehen), so ist diese unter verschiedenen Verhältnissen von verschiedener Stärke; sie kann, in Folge äußerer und innerer Einwirkungen, auf längere oder kürzere Zeit, widernatürlich vermehrt oder vermindert, oder wohl auch vollständig aufgehoben (gelähmt) sein. Wohl stets ist dabei die Ernährung und somit der Bau (die physikalische und chemische Constitution) des Nervengewebes in irgend einer Weise gestört und deshalb bei Behandlung solcher Nervenleiden hauptsächlich nach Regulirung des Stoffwechsels im kranken Nervengewebe zu streben. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß in einem reizbaren Nervensystem derselbe Reiz eine weit stärkere Erregung hervorrufen muß, als sonst im gesunden oder gar im reizloseren Nervensystem.

Bei aller naturgemäßen Reizbarkeit und Reizung des Nervensystems würde dasselbe nun aber doch seine Thätigkeit nicht zur Erscheinung bringen können, wenn es nicht mit Apparaten (Organen) im Zusammenhange stände, in denen das gereizte reizbare Nervensystem bestimmte Erscheinungen hervorzurufen im Stande wäre. Diese Apparate sind an den äußeren (peripherischen) Enden der Nervenröhren angebracht, während die inneren (centralen) Enden derselben in den Nervenmittelpunkten mit den Nervenzellen in Verbindung stehen. Es sind jene Apparate entweder zusammenziehbare (Muskel- oder Fleisch-) Fasern, welche die Bewegungen veranlassen, oder eigenthümliche Vorbaue (Sinnes- und Empfindungsorgane), welche durch ganz bestimmte Reize (wie Licht- und Schallwellen u. s. w.) die Hervorrufung eines bestimmten Erregungszustandes in den Nervenfäden der Vorbaue zu vermitteln bestimmt sind. Wie bei einem elektrischen Telegraphendrahte lassen sich also auch an jeder Nervenfaser zwei Enden unterscheiden, das eine, von dem aus die Faser in den Zustand der Erregung versetzt wird, der in ihr sich fortpflanzt, und das andere, durch welches dieser Erregungszustand in dem mit diesem zweiten Ende zusammenhängenden Apparaten die verschiedenen Erscheinungen hervorruft. Diejenigen Nervenfasern, bei denen das innere (centrale) Ende zur Aufnahme der Erregung bestimmt ist und die Fortpflanzung derselben nach dem äußern (peripherischen) Ende hin stattfindet, nennt man „centrifugal leitende" oder auch, weil sie in Bewegungsapparaten endigen und Bewegung veranlassen, „motorische oder Bewegungsfasern". Wo dagegen die Reizung am äußeren (peripherischen) Ende der Faser stattfindet und die Leitung nach dem Nervencentrum hin geschieht, da heißt die Nervenfaser eine „centripetal leitende", wenn sie im Bewußtseinsorgane (Gehirn) endigt, eine „sensitive oder Empfindungsfaser". In den Centraltheilen des Nervensystems können die verschiedenen Fasern mit Hülfe der Nervenzellen ihren Erregungszustand auf einander übertragen, und daher kommt es, daß Reizung centripetal leitender Fasern durch die Uebertragung (Reflex) auf centrifugal leitende auch Bewegungen (sogenannte Reflexbewegungen), oft sogar sehr zweckmäßige, veranlassen können, ohne daß eine Empfindung dabei stattzufinden und der Wille die Bewegung veranlaßt zu haben braucht (wie z. B. das Wegziehen des Beines bei Kitzeln der Fußsohle selbst im Schlafe). Durch das Rückenmark und in den Nervenknoten (Ganglien) werden auf diese Weise (durch Reflex) eine Menge unwillkürlicher Bewegungen vermittelt.

Beim Menschen läßt sich das ganze Nervensystem seiner Thätigkeit nach in zwei große Abtheilungen trennen, die aber an vielen Stellen mit einander in Verbindung stehen und deshalb auf einander einwirken können. Die eine dieser Abtheilungen vermittelt die mit Bewußtsein und Willkür vor sich gehenden Erscheinungen, es ist dies das sogenannte „animale oder Hirnnervensystem". Die andere Abtheilung steht den unwillkürlichen und unbewußten, zur Ernährung des Körpers dienenden Thätigkeiten vor und begreift das „Rückenmarks- und Ganglien- oder vegetative Nervensystem" in sich. Jedes dieser beiden Nervensysteme läßt sich der Wichtigkeit seiner Functionen nach wieder in zwei Abtheilungen scheiden; nämlich das animale, dessen Mittelpunkt das Gehirn ist, in das „sensoriell-psychische" Nervensystem, von welchem die Sinnes- und Geistesthätigkeiten abhängen, und in das „sensitiv-motorische", welches der Empfindung und unwillkürlichen Bewegung vorsteht. Das vegetative Nervensystem läßt sich trennen: in das „spinale oder Rückenmarks-Nervensystem", durch welches die complicirteren unwillkürlichen Vegetationsprocesse (wie das Athmen, die Herzthätigkeit, Verdauung, Harnausscheidung) zu Stande kommen, und in das „sympathische, Ganglien- oder vasomotorische (röhrenbewegende) Nervensystem", welchem die Bewegung der engern Canäle (wie der Blut- und Lymphgefäße, der Ab- und Aussonderungscanälchen der Drüsen) übertragen ist. In allen diesen Abtheilungen findet wahrscheinlich eine centripetale, centrale und centrifugale Thätigkeit statt. Im Hirnnervensysteme besteht die centripetale Action in Zuleitung von Empfindungen der verschiedensten Art (hauptsächlich durch die Sinnesorgane); die centrale Action beruht dagegen theils in Verarbeitung der zugeleiteten Empfindungen zu Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen, Schlüssen (im Denken, Verstandbilden) und Willen, theils in Uebertragung der Reizung von den Hirn-Empfindungsnerven auf Bewegungsfasern; die centrifugale Action in Erregung willkürlicher, unter Umständen aber auch unwillkürlicher, bewußter und unbewußter Bewegungen. Im Rückenmarks- und Ganglien-Nervensystem werden dagegen in Folge der Zuleitung von Reizung zum Rückenmarke und den Ganglien (d. i. die centripetale Action) und durch Uebertragung derselben innerhalb dieser Centraltheile auf Bewegungsfasern (d. i. die centrale

Actien) nur unwillkürliche Bewegungen hervorgerufen (d. i. die centrifugale Action).

Welcher Art nun aber die Vorgänge sind, welche in den Nervenzellen der Nervencentra (zumal im Gehirne bei Entwickelung der sogen. geistigen Thätigkeiten) stattfinden, und worin der durch Reizung in den Nervenröhren erregte und fortgepflanzte Zustand besteht, das hat bis jetzt die Wissenschaft noch nicht entdecken können. Trotzdem sind aber doch die im Menschen herrschenden Nervengesetze zum großen Theile nicht unbekannt und können zu Gunsten des körperlichen wie geistigen Wohlseins verwendet werden. Denn die Mechanik des Nervensystems vollzieht sich ebenso regelrecht und gesetzlich, als die himmlische Mechanik des Sternenlaufs, nur daß dieselbe noch nicht ihren Newton oder Laplace gefunden hat, welcher ihrer verwickelten Gesetze Herr geworden wäre. — Daß aber die Wissenschaft, wenn vielleicht auch erst nach Jahrhunderten, das innere Getriebe der Nervenvorgänge immer begreiflicher und durchdringlicher machen wird, steht nach dem, was sie bis jetzt in diesem Punkte schon geleistet, wohl ziemlich fest. Und damit wird die Grenze, bei welcher das Wissen aufhört und das Glauben anfängt, immer weiter hinausgerückt werden. Bock.

Londoner Zustände.

Von Dr. v. Franck.

Das Gefängniß der Königin (Queen's Prison).

Ich müßte weit mehr Raum in Anspruch nehmen, als mir die „Gartenlaube" gestatten kann, wollte ich die wunderlichen Contraste, wie sie durch englische Zustände und englisches Leben geboten worden, zu einem runden und ausdrucksvollen Bilde gestalten. Nirgends aber zeigen sich diese Gegensätze schärfer, nirgends sind sie augenfälliger, unglaublicher, als in der englischen Rechtspflege und in Allem, was mit dieser zusammenhängt. Zwischen rostige und schimmelige, uralte, veraltete und doch nicht aufgehobene Gesetze werden funkelnagelneue eingepfercht, welche durch eine oder die andere in der letzten Session des Parlamentes glücklich durch beide Häuser gegangene Bill in's Leben gerufen worden sind. Diese modernen, aus dem fortschreitenden Geiste des Jahrhunderts geborenen Gesetze nehmen sich nun, auf das Prokrustes-Bett des alten Schlendrians gelegt, oft ganz sonderbar aus, und eben so schneiden auch die uralten Gesetze, diese Buchstabentyrannen, oft die possirlichsten Gesichter, wenn sie in die Hände der vom Geiste der Zeit angewehten Juries gelegt werden. Da kommen denn bisweilen die abnormsten und unglaublichsten Dinge zur Welt. So wurde z. B. erst kürzlich eine Eisenbahn-Compagnie sachfällig. Die Juries sprachen dem bei einer Eisenbahn-Collision beschädigten Kläger der Eisenbahngesellschaft gegenüber den Anspruch auf Entschädigung zu und verurtheilten demgemäß die besagte Compagnie zu einem Schadenersatze im Betrage von einem Farthing (dem vierten Theile eines Pfennigs).

Doch wir wollen Einzelheiten für jetzt bei Seite legen und uns heute nur mit dem großartigen Schuldgefängniß (Gefängniß der Königin, Queen's Prison, genannt) beschäftigen, dessen Eigenthümlichkeiten jedenfalls interessant sind, wenn auch dabei Mißbräuche in Masse mit unterlaufen. Möchte der Beseitigung derselben bald auch die des ganzen veralteten barbarischen Schuldgefängnißsystems, das eines constitutionellen Staates unwürdig ist, auf dem Fuße folgen.

Wir treten in das Gefängniß der Königin, nachdem wir in St. Georges Road (an der rechten Seite der Themse) eine haushohe, mit sogenannten spanischen Reitern gekrönte Mauer umgangen haben und durch den unheimlichen Eingang in eine Art Vorhalle gelangt sind. Bevor wir eingetreten sind, haben wir nicht versäumt die Warnungstafel zu lesen, welche uns mit Geldbuße oder Gefängnißstrafe bedroht, falls wir es uns etwa beikommen ließen, in unseren Rocktaschen Contrebande zu verbergen, d. h. wie immer Namen habende gebrannte geistige Wässer. Wir müssen also darauf gefaßt sein, daß wir vor dem Einlasse am Leibe durchsucht werden, — wir sehen indessen so respectabel aus, daß man uns ohne diese Formalität eintreten läßt. Ehe wir aber den Namen des Schuldgefangenen, welchen wir zu besuchen gedenken, an des Pförtners Comptoir angeben, wollen wir uns erst über die Bedeutung des Gefängnisses, das wir zu betreten im Begriffe stehen, einige Rechenschaft ablegen.

Das Gefängniß der Königin (Queen's Prison oder Queen's Bench Prison wie es auch genannt wird) ist nicht, wie Viele glauben, ein gewöhnliches Schuldgefängniß. Die beiden Hauptetablissements dieser Art befinden sich in Whitecroß-Street und in Horsemonger-Lane, und Niemand wird Schulden halber direct nach Queen's Prison verpflanzt. Das Gefängniß der Königin ist ein privilegirtes Gefängniß; wer dort zu wohnen wünscht, muß in der Lage sein, sich für beiläufig 3 Pfd. Sterl. ein sogenanntes Habeas Corpus zu verschaffen, welches ihm auf die Ehre Anspruch gibt, bei Ihrer Majestät zu Gaste eingesperrt zu sein. Sind nun gleich die Privilegien, deren man im vorigen Jahrhunderte und noch in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in Queen's Prison theilhaftig war, bedeutend geschmälert worden, so ist doch der Abstand zwischen der Bequemlichkeit, welche das Gefängniß der Königin bietet, und der traurigen Lage, in welcher sich die Bewohner gewöhnlicher Schuldgefängnisse befinden, so groß, daß wohl jeder Zahlungsunfähige nach den drei Pfund Sterling seufzt, welche ihm zum Besitze eines „Habeas Corpus" verhelfen könnten.

Nun ich die Pflicht erfüllt habe, meine Leser mit der Bedeutung des Hauses bekannt gemacht zu haben, in das ich sie einführe, darf ich wohl dem strengen Pförtner, der mich schon von seinem erhöhten Comptoir aus mit stereotyper Amtsmiene fragend angeblickt hat, den Gefangenen nennen, den ich zu besuchen gedenke, und — wenn mich nicht Discretion verhindern würde, diesen Namen allzulaut auszusprechen, so würden meine Begleiter nicht wenig staunen, den Namen eines der geistreichsten, gelesensten und beliebtesten englischen Schriftsteller zu vernehmen. Doch würden sie diesen interessanten Mann persönlich kennen, wie ich ihn kenne, so würden sie sich über seine Anwesenheit in Queen's Prison vielleicht weniger wundern. Der verehrte Freund, von welchem ich spreche, ist eben einer von jenen vortrefflichen Menschen, denen von allen geselligen Tugenden nur *eine* fehlt, — ich meine: — die Fähigkeit zu einer richtigen Berechnung und Vertheilung der pecuniär-strategischen Streitkräfte im großen Lebenskampfe. Obgleich die Einkünfte dieses Mannes groß genug wären, um in einem eigenen Gig an der Seite eines eleganten kleinen Bengels in Livree durch den Hyde-Park zu kutschiren, — so geräth er doch regelmäßig von Zeit zu Zeit in das Labyrinth gewisser pecuniärer Unregelmäßigkeiten, aus welchen er sich zwar jedesmal am Ariadnefaden seines bedeutenden Schriftstellertalentes in der ehrenhaftesten Weise wieder herausfindet, — welche ihn aber doch nun schon zum zweiten Male zu einem der unfreiwilligen Gäste der Königin in Queen's Prison gemacht haben. Wie das erste Mal, so wird er sich auch diesmal in wenigen Wochen wieder herausgeschrieben haben, — denn er hat unbegrenztes Terrain in Englands ersten Magazinen und Tageblättern, — aber für heute haben wir ihn einmal hier; und sein Name verschafft mir den Vortheil, meine Leser in das Innere dieses Gefängnisses einführen zu können.

Nachdem wir durch ein Eisengitter eingelassen worden sind, sehen wir uns urplötzlich in einem ungeheueren Hofraume, oder vielmehr auf dem Hauptplatze eines ganzen Stadttheiles. Auf einer Seite ist dieser Platz von einer riesigen Mauer, auf den anderen von Wohngebäuden umgeben. Die Nordseite dieses großen wunderbar belebten Platzes bilden die von den Schuldgefangenen bewohnten Häuser. Diese Wohngebäude stehen aber offen, sie besitzen keine Thore zum Schließen, und man gelangt, wie allenfalls in Casernen, vom Hofe unmittelbar und ungehemmt in die Stiegenräume. Ueber den thorlosen Hauseingängen sieht man die Nummern der Häuser mit weißen Ziffern auf dunklem Grunde in kleinen schwarzen elliptisch geformten Feldern. Haben wir erst eines dieser Häuser betreten, so wird es uns klar werden, warum man uns die Wohnung meines Freundes mit zwei Nummern bezeichnete, denn jede Thüre im Innern des Hauses hat wieder ihre Nummer, so daß die eine Nummer die des Hauses, die andere die des Zim-

mers bezeichnet. Vor Allem wollen wir die Gesellschaft mustern, welche diesen großen Platz belebt.

Hier findet man alle Stände vertreten, alle Schattirungen des großen socialen Farbendreieckes; doch scheinen alle diese Gefangenen für die Zeit ihres unfreiwilligen Aufenthaltes in diesem Städtchen von den Vorurtheilen der Standesverschiedenheit frei zu sein, die wenigen Gefangenen ausgenommen, die, gleich meinem verehrten Freunde, es vorziehen, in ihren Zimmern zu verbleiben, — schamhafte Gäste von Queen's Prison, welche keine neuen Bekanntschaften zu machen wünschen, und denen es etwas genant erscheinen würde, wenn sie dereinst in Regent-Street oder New-Bond-Street von irgend einem zweideutigen Elegant bei der Hand genommen und in cordialer Vertraulichkeit an die schönen Tage von Aranjuez erinnert würden. Diese Schamhaften geben sich der nöthigen Leibesbewegung im Hofraume erst Nachts hin; denn keinerlei verschlossene Pforte, keinerlei Eisengitter hindert sie, zu irgend einer Zeit des Tages oder der Nacht innerhalb der hohen Mauern, welche die ganze Colonie von der Außenwelt absondern, ihre volle Freiheit zu genießen. Die Personen aber, welche den Hofraum bei Tag beleben, gehören insgesammt den im Kampfe des Lebens mehr abgehärteten Streitern aller Classen an. Hier sehen wir zwei junge ehemalige Dandies Arm in Arm, die Cigarre im Munde, sorglos plaudernd auf- und abgehen. Sie tragen einst elegant gewesene, nun aber schon sehr abgeschabte Morgen-Negligees. Gold- oder silbergestickte Mützen von zweideutig gewordener Farbe sind nachlässig über das nicht allzu sorgfältig cultivirte Haar geworfen, während die einst so fashionablen Bärte bedeutende Spuren von Verwilderung an den Tag legen. Aber ihre Stiefeln sind blank und glänzend, ihre Cigarren sind echte Havannahs und haben fünf Pence pro Stück gekostet. Dort bewegt sich ein sehr beleibter Kornspeculant in Gesellschaft eines etwas zweideutigen Solicitors (ein Mittelding zwischen Advocat und Agent), der aber auch in Queen's Prison sein weißes Halstuch, seinen schwarzen Frack und seine goldene Brille beibehalten hat. Sie grüßen zwar freundlich rechts und links, aber sie ziehen es vor, unter sich zu sein, denn sie haben sich Manches zu sagen, das nicht Jedermann zu wissen braucht. Dort schmaucht ein wohlbeleibter alter Herr in geblümtem, seidenem Schlafrocke recht jovial und selbstgefällig sein Morgenpfeifchen; auf seiner linken Hand sitzt ein Papagei, der an Farbenpracht mit dem besagten Schlafrocke wetteifert. Man sieht es diesem Manne an, daß er eines der beliebtesten Mitglieder in irgend einem Club alter Lebemänner in der City ist. Wenn ihn aber seine Schildkrötensupp- und Sherry-Freunde nicht bald aus dem Spinnennetze befreien, in das er gerathen ist, so wird er, fürchte ich, vergessen werden (obgleich er ohne Zweifel, mit allen seinen Clubgenossen an einer wohlbesetzten Tafel sitzend, in der Stereoscopic Company, Cheapside, photographirt worden ist), — denn Niemand besitzt ein kürzeres Gedächtniß als ein englischer Tischfreund.

Wer aber ist diese wohlbeleibte, rothgefärbte Frau, welche manche der Gefangenen so freundlich, manche derselben so zweideutig und wieder manche gar nicht grüßt? Wer ist die schmutzig gekleidete, hagere Frau, die ihr folgt? Wir erfahren dies zwar erst später von meinem gefangenen literarischen Freunde, — aber meine Leser sollen es schon jetzt wissen. Die Dicke ist die wohlthätige Fee der Colonie. Sie ist es, welche für fünf Schillinge per Woche die nackten, weißübertünchten Wände der fast leeren Gefangenenzimmer in ganz gemächlich und gemüthlich bewohnbare Sitz- und Schlafzimmer umwandelt; sie ist es, die, wenn man noch einen und einen halben Schilling hinzufügt, eine mit glänzenden Metallknöpfen beschlagene grüne zweite Thüre im Innern des Gemaches improvisirt, so wie auch die Fenster mit Draperien und Vorhängen versieht. Ihre hagere Begleiterin ist einer der dienstbaren Geister der Colonie, sie ist ein fast ätherisches Wesen, das für drei oder vier Schillinge in der Woche alle häuslichen Dienste zu leisten bereit ist, die da heißen: Essen herbeiholen, Stube reinigen, Feuer anschüren, Geschirre spülen &c. An diese zwei unentbehrlichen Personen reiht sich noch eine dritte: ein alter, ärmlich gekleideter Mann, der kurze Hosen mit Kamaschen trägt und sich erbietet, für einen Schilling in der Woche täglich die Stiefeln in zwei glänzende Spiegel zu verwandeln. Dieser Mann bewohnt das Gefängniß der Königin schon seit einer Reihe von Jahren, und zwar blos weil er sich standhaft weigert, dreißig Pfund Sterling zu bezahlen, während er, wie man behauptet, zehnmal so viel im Vermögen hat. Je nun, der Platz gefällt ihm, sein Geschäft geht gut, — das Gefängniß der Königin kann ihn nicht los werden.

Dort an der hohen, düsteren Mauer, die allein an ein Gefängniß erinnert, sind große runde Scheiben und Kreise angemalt, wie für ein Preisschießen, und unter denselben sieht man fortlaufende Nummern. Es erinnert dies an die Stückchen Zucker, die man dem gefangenen Vogel an seinen Bauer zu stecken pflegt. Dreißig bis vierzig lustige Zeisige jedes Alters und Standes erlustiren sich dort gleich Schulknaben an dem in England so beliebten Racket-(Volant-)Spiel, denn dieses Vergnügen gehört hier zu den erlaubten Zeittödtungsmitteln, während Karten- oder Würfelspiel auf das Strengste verpönt sind. Aus dem bisher Gesagten ersehen meine Leser wohl, daß das Gefängniß der Königin nichts weniger als ein schauerlicher Kerker ist und daß sich mit leichtem Sinne begabte Gefangene gar wohl damit befreunden mögen. Dessen ungeachtet aber soll das Hauptgespräch aller dieser bunt durcheinander gewürfelten Menschen sich größtentheils um das Thema ihrer bald bevorstehenden Befreiung drehen. Durch Wochen, durch Monate, durch Jahre erzählen sich diese Leute täglich einander, daß sie nächste Woche ganz gewiß freikommen werden, und gar Mancher stirbt in Queen's Prison, der schon seit fünf oder wohl gar zehn Jahren ganz sicher in der nächsten Woche freikommen sollte.

Die gegenwärtigen Statuten gestatten jedem einzelnen Schuldgefangenen täglich eine Maß (Pot) Bieres (gleichviel wie stark) oder eine Pinte Weines. Die Controle wird mittelst eines großen Buches geführt, in welches bei jedesmaliger Verabfolgung des geistigen Getränkes der Name des Empfängers eingetragen werden muß. Branntwein ist strengstens verboten. Trotzdem aber kann ein Gefangener auch jetzt sehr wohl eine Abendgesellschaft geben, worin unzählige Maße oder Pinten vertilgt werden, und der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt einfach darin, daß die Namen der armen Teufel, die keine geistigen Getränke zu bestreiten vermögen, statt derer der bemittelten Consumenten einregistrirt werden. Wenn Hamilton Esqu. oder wohl gar Sir Derbywater Freunde bei sich sieht, so figuriren an diesem Tage all die armen Brown's und Smyth's und Robinson's als comfortable Weintrinker im großen Buche. Was nun vollends den Branntwein betrifft, so ist dieser ebenfalls sehr leicht zu bekommen, nur zum fünffachen Preise, als Contrebande. Man ist eben im Innern von Queen's Prison immer noch in England, wo der Reiche alle Freiheiten genießt, während der Arme im Interesse der Moral und der Staatskirche streng gehalten wird. Und sind in Queen's Prison nicht eigentlich diese Armen die allein Bedauerungswürdigen, sind sie nicht die Ehrlichsten unter den Schuldgefangenen?

Kommen wir aber zur Hauptsache: Ist es nicht beklagenswerth, daß in einem Lande, dem durch Volksvertretung scheinbar jeder Weg zur Reform offen steht, die Rechtspflege noch in den Kinderschuhen einherwandelt? Ich will von den englischen Militärgerichten mit ihrer neungeschwänzten Katze und mit ihrer Brandmarkung der Deserteure für jetzt schweigen, ich will ein Criminalverfahren unbesprochen lassen, das Leute an den Galgen hängt, die in Preußen oder Oesterreich zu fünf- bis zehnjähriger Kerkerstrafe verurtheilt würden, — ich will die Handhabung der Civilrechtspflege, die für den Unbemittelten gar nicht vorhanden ist, bei Seite liegen lassen; — denn diese Schilderung soll die Grenzen von Queen's Prison nicht allzuweit überschreiten, — — aber eine Frage sei mir gegönnt: Ist es nicht auffallend, daß in dem freien constitutionellen England es noch heutzutage möglich ist, einen Menschen wegen einiger Pfund, die er schuldet, durch zwanzig, — dreißig Jahre, — ja lebenslänglich eingekerkert zu sehen, — und nicht etwa in Queen's Prison, das ich eben geschildert, sondern in wirklichen Kerkern, wie in Whitecroß-Street oder in Horsemonger-Lane?

Es sei mir gestattet, heute nur zwei der letzten Zeit angehörige Fälle kurz anzudeuten, die das Faule in dem englischen Schuldgefängniß-Systeme deutlich an den Tag legen. Was ich hier mittheile, ist buchstäblich wahr.

Vor einigen Jahren wurden zwei durch Schönheit und Bildung ausgezeichnete junge Mädchen von guter Familie, die verwaist waren und eben die Erbinnen eines nicht unbeträchtlichen Vermögens geworden waren, durch ein Gerichtsverfahren, von welchem sie nichts verstanden, nach dem Gefängnisse der Königin verpflanzt. Von diesem Detentionsorte aus suchten sie sich Rechtsvertreter zu

verschaffen, allein ihre Verlassenheit, ihre Unerfahrenheit ließ sie fort und fort in die Hände solcher Rechtsanwälte gerathen, wie sie in London nur allzuhäufig zu finden sind, — deren Hauptsorge nur darin besteht, gehörige Kostenberechnungen zu fabriciren und die ihnen anvertraute Angelegenheit in ihrer Ruhe nicht zu stören. Die Herren der Kanzlei, deren Pflicht es eigentlich wäre, solchen Uebelständen gründlich abzuhelfen, machten nach dem alten Schlendrian nur jeden Monat einmal ihren Besuch in Queen's Prison, begnügten sich damit, die beiden Damen freundlichst nach ihrem Befinden zu befragen, und sich dann erst im nächsten Monate wieder an sie zu erinnern. In dieser Weise schwanden Jahre dahin, die einst so blühenden und reizenden Mädchen welkten dahin, ihre Freunde vergaßen sie, ihre Angehörigen starben, sie wurden alte Jungfrauen. Da brachte die Vorsehung kürzlich ihre Angelegenheit zur Kenntniß eines Parlamentsmitgliedes, der ein Jugendfreund ihres verstorbenen Vaters gewesen war. Dieser edle Mann hat nicht sobald die Lage erfahren, in welcher sich die beiden jungen Damen befinden, als er auch sogleich zu ihrer Hülfe herbeieilt und sich ihrer Angelegenheit thätig annimmt. Seine Kenntniß der Gesetze macht es ihm möglich, die Spinngewebe der Rechts-Chicanen, in welchen diese beiden unschuldigen Opfer gefangen sind, zu beseitigen, und ehe zwei Monate vergehen, hat er sie nicht nur aus Queen's Prison befreit, sondern sie auch in den Besitz ihres Vermögens gesetzt. *

* Der Name dieses braven Mannes ist Hadfield, er ist Parlamentsmitglied für Sheffield.

Der zweite Fall, den ich in Kürze andeuten will, ist noch viel empörender: Vor vierundvierzig Jahren lebte ein junger Handwerker mit seiner Schwester in einem Dorfe Südenglands. Das Mädchen wurde durch einen reichen Fleischer verführt, und dieser, die Rache des damals rüstigen und energischen jungen Mannes fürchtend, ließ ihn auf eine gefälschte Schuldverschreibung hin in das Gefängniß von Winchester werfen. Der Gefangene war arm, machtlos, und es war nur ein Weg offen, um ihm zu seiner Freiheit zu verhelfen: er mußte sich zur Schuld bekennen, sich für insolvent erklären und „durch den Court gehen" — wie sie im englischen Gerichtsjargon sagen. Allein er weigerte sich standhaft, dies zu thun, weil er in der That nichts schuldete und er nicht einen Meineid begehen wollte. Jahre schwanden hin, — seine Verfolger starben, — aber er blieb ein Gefangener. Die Formalität, die ihn befreien konnte, war im Widerstreite mit der Wahrheit und seinem Gewissen. Da die Gefängniß-Autoritäten seiner müde waren, quälten sie ihn auf alle Weise, hielten ihn einmal durch vier Jahre in strenger, einsamer Haft, — setzten ihn auf Diät — doch Alles vergeblich, — er wurde ein elender Krüppel, — aber nichts konnte ihn vermögen, seinen Namen bestätigend zu einer Schuld zu schreiben, die er niemals contrahirt hatte. Zuletzt verschaffte er sich ein Habeas Corpus, und so ist er nun in Queen's Prison, wo er wahrscheinlich bis zum Ende seiner Tage verbleiben wird.

Ich überlasse es meinen Lesern, über die Zweckmäßigkeit eines solchen Systems selbst zu urtheilen, und führe sie durch dasselbe Eisengitter, das uns einließ, nun wieder in's Freie.

Sennenleben in den Schweizeralpen.

Von H. A. Berlepsch.

Hirtenstand ist der Urstand der Schweiz, älter als die Urstände des Grütli-Bundes am Vierwaldstätter-See. Die Beschaffenheit des Bodens und seine klimatisch bedingten Erzeugnisse wiesen die ersten Bewohner des Landes auf Viehzucht hin, und die Beschäftigung, die den Aeltervätern im Gebirge Jahrhunderte hindurch Nahrung und Wohlstand, Segen und Freiheit gewährte, pflanzte sich als überkommenes Erbtheil von Generation auf Generation fort, — ein Element im Blute des Alpensohnes. Darum ist auch Alpenwirthschaft der ökonomische Schwerpunkt der Gebirgsschweiz, das Grund- und Stock-Capital, aus dem der Bauer seine beste Rente zieht, auf das er das Budget seiner Haushaltung, die Erweiterung seines Besitzes, die Hebung seiner materiellen Interessen basirt.

Da, wo der Flachländler auf persönlich eigenem Grund und Boden im Schweiße des Angesichtes seine Futterkräuter bauen, ernten, aufspeichern und in die Krippe streuen muß, um für's ganze Jahr seinen Viehstand zu versorgen, — treibt der Alpensohn heiter und unbesorgt fünf schöne Monate lang seine Heerden zu einer fetten Mahlzeit, deren Tafel, von der schaffenden Natur ohne die Cultur der Menschenhand reichlich gedeckt, nicht ihm oder seinem Nachbar allein gehört, sondern die meist großes Gemeingut seines Heimathsdorfes ist. Darum kann der unscheinbare Mann im leinenen „Futterhemd" Heerden halten, die manchem Rittergute eine Zierde sein könnten, — darum ist die Zeit seiner reichen Milch- und Jungvieh-Ernte droben „innert der Flüehne" die freundliche verheißende Perspective, die er den langen trüben Winter hindurch nicht aus dem Auge verliert, — darum sind ihm die Alpen nicht nur die natürlichen Bollwerke seiner Unabhängigkeit und Freiheit, sondern sie sind ihm auch eine Quelle seiner Wohlfahrt und Zufriedenheit. Der Tag der Alpfahrt ist das Auferstehungsfest im Wirthschaftskalender des Sennen, — der Sommeraufenthalt der Heerde und ihrer Hirten auf den „Staffeln", gewissermaßen die Ferienzeit für eine Luftbadecur. Dieses moderne Nomadenleben eines civilisirten Volkes, seine Genüsse und Anschauungen, seine Entbehrungen und Gefahren dort droben in der Nachbarschaft des andauernden Firnschnees, mußten schon oft den wunderbaren Gedanken-Excursionen poetisch verirrter Schwärmer zum Thema für höchst unwahre Schilderungen dienen. Nachfolgende Zeilen wollen versuchen, ein treues Bild des Alpenlebens mit all seiner wirklichen und natürlichen Romantik zu geben, ohne darüber die nüchterne Kehrseite zu vergessen, — freilich oft auf die Gefahr hin, liebliche Träume der Ueberschwänglichkeits-Phantasie zu zerstören.

Alpen im weiteren, geographischen Sinne heißt, wie bekannt, das ganze höchste Gebirgsgebäude Europa's, das Italien im Norden halbmondförmig umschließt; — im engeren und localen Sinne aber versteht der Schweizer, der Tyroler, der baierische und österreichische Gebirgsbewohner darunter jene von viertausend Fuß über dem Meeresspiegel bis zur Schneeregion liegenden, mit kräftigen, milchreichen Alpenpflanzen überwachsenen Weideplätze, auf welche er in der guten Jahreszeit sein Vieh zur „Sömmerung" treibt. —

Nicht jeder Bergbewohner „fährt selbst auf Alp"; die Größe seiner Heerde entscheidet darüber. Wer vierundzwanzig Kühe und mehr besitzt, heißt ein „Sennten-Bauer", weil diese Anzahl, besonders wenn ein Zuchtstier dabei ist, ein „Sennthum" genannt wird. Wer weniger besitzt, hat nach dem Ausdruck des Appenzellers blos ein „Schüppeli-Bech". Solch größere Besitzer oder Senntenbauern haben entweder eigene Alpen, oder sie nehmen ein Alp in Lehenzins, oder sie benutzen (und dies ist am meisten und fast allgemein der Fall) die Gemeinde-Alpen und treiben selbst in die Berge. Die kleineren Bauern, die blos wenig Kühe halten, gehen wohl persönlich in die Voralpen; aber wenn das Vieh während des Juli und August hinauf in die höheren Weiden getrieben wird, übergeben eine Anzahl von Nachbarn ihr Vieh einem Senn, mit dem sie dann seiner Zeit Abrechnung halten. Um nun die Auseinandersetzung bezüglich des Käse- und Butter-Ertrages der Interessenten festzustellen, gehen sämmtliche Betheiligte zweimal während der Dauer der Alpzeit an bestimmten Tagen hinauf „goh messe". Das heißt: in Gegenwart sämmtlicher Nachbarn wird eine jede Kuh gemolken, ihre Milch gemessen und nach diesem Maßstabe der Bruchtheil des Einzelnen am gemeinschaftlichen Gewinn festgestellt. Der mit der Bewirthschaftung beauftragte Senn besorgt nun während der ganzen Dauer mit seinen Gehülfen alle Tagesgeschäfte und empfängt dafür außer freier Kost einen Lohn an baarem Geld oder in Naturalien. Um jedoch die Alpen im Stande zu erhalten und bei der größten Freiheit auf den Bergen dennoch eine allgemeine Ordnung zu handhaben, der Jeder sich unterwerfen muß, wählen alle Alpenbesitzer oder Berechtigten einen „Alpmeister". Er ist der primus inter pares, ein Stück Gebirgspolizei, der „die Alp in Ehren halten, schützen und schirmen soll, als wie sein eigen Gut, — der Weg und Steg machen und Acht haben soll, daß Niemand im „Birg heue" bis nach St. Jacobs Tag, der die Alpengenossen anhalte, jährlich einen Tag die Alp zu säubern und zu steinen" und Aehnliches mehr. Also schreibt das „Alpbüchli" vor, eine naive und ohne spitzfindige Redaction von den Bauern selbst in der „Alpgemeinde" gegebene Gesetzsamm-

lung, die alljährlich einmal verlesen und entweder bestätiget oder je nach Bedürfniß erweitert und abgeändert wird.

Kommt nun der langersehnte Tag der Alpfahrt, der je nach dem Jahrgang und den klimatischen Eigenthümlichkeiten jeder Thalschaft in die Mitte oder gegen das Ende des Mai fällt,

> Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
> Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
> Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai!"

wie der Hirt in Schiller's Wilhelm Tell singt, dann schmücken sich die Sennen und Alle, welche mit in die Berge ziehen, festlich. Die Schwester heftet dem Bruder, „'s Mäiteli" ihrem „Buob" Blumen-

guren ausgeschnittenen und farbig ausgenähten ledernen Riemen, sind oberhalb am Henkel breit und bauchig, oft fast einen Fuß im Durchmesser weit, laufen nach unten schmaler zusammen und verursachen einen weithin hörbaren, trommelähnlich allarmirenden, heillosen und doch nicht unharmonischen Lärm. Man legt diese Schellen den Kühen nur für die Dauer an, während welcher der Zug durch die Dörfer geht, um Pracht damit zu treiben und alles Volk herbeizulocken. Ist dieser Zweck erreicht, dann wird das schwere Spectakel-Instrument den Kühen wieder von dem Hals genommen, weil erfahrungsgemäß das lange Tragen derselben den Lungen der Thiere schadet.

Das ist dann ein völliger Aufstand in solch einem Alpendorfe, wenn der Zug durchkommt; Alt und Jung eilt herbei, um des



Sennhütte auf der Schweizer Alp.

sträuße mit Flittergold verbrämt und Kränze von jungem Laub oder Buchsbaum auf den Hut, bunte Bänder flattern und winken, und das blendend weiße, hoch über die muskulösen Arme hinaufgewickelte Linnenhemd gibt einen guten Farbeneffect mit der scharlachrothen Tuchweste und den brennendgelben ledernen Kniehosen. So ist's Brauch bei den fröhlichen Appenzellern und im Toggenburg, ähnlich auch bei den heiteren Bewohnern des Entlebuchs und überall, wo das auch in die stillen Gebirgsthäler eindringende Nivellirungs- und Verflachungsbestreben unserer Tage nicht jede Spur urwüchsiger Selbstständigkeit in des Volkes Thun und Denken, Kleidung und Sitte verwischt hat. Die Kühe sind gestriegelt und wie „g'schlecket", daß sie im goldigen Sonnenschein glänzen und kein Wassertropfen auf dem glatten Haare haften würde. Mit übermüthigem Jauchzen und „Zauren", die einen wahrhaft unverwüstlichen Humor bekunden, eröffnet der „Zusenn", das weiß gescheuerte „Melcheimerli" an der Schulter, den Zug. Ihm folgen die schönsten und größten Kühe mit den fußhohen, messingblechenen Glocken, „Trychlen" im Volksmunde genannt. Diese hängen an breiten schwarzen, mit Fi-

„Jöcka—n—Ueli's" (Jakob Ulrichs) oder „Franz—Antoni—Lismer—Seppelis" schöne „Chüena" (Kühe) die Revüe passiren zu lassen und mit Kennermiene deren Bau und „G'schlachtheit" zu prüfen. Denn der Bergbauer hat seine Kuh-Aesthetik, die mit den feinsten Nüancirungen ungemein „heikel" und wählerisch in Farbe, Stellung der Füße, Hörnern und hundert anderen Eigenschaften distinguirt. Blökend und springend, gleich als ob sie es wisse, daß es hinaufgehe zu den gewürzigen, nahrhaften Alpweiden, folgt nun, in lange Reihe aufgelöst, die ganze Heerde, — unter ihnen brummend und trotzig der Großherr des Stall-Serails, der „Muni", heute Gegenstand des öffentlichen Spottes, ein gefeierter Pantoffelheld; denn der Volkswitz bindet altherkömmlich diesem „Senntenpfaar" (d. h. Zuchtstier) den Melkstuhl, mit Blumen geschmückt, zwischen seine Stirngabel. Neben dem Zuge, ebenfalls nach Möglichkeit im Staat, geht der „Gaumer" und der „Handbub", den Zusenn mit Jauchzen und Jodeln secundirend. Den Schluß bildet das Saumroß mit den Käserei-Geräthschaften und der Heerden-Besitzer, mit triumphirender Miene und unverkennbarem Selbstbewußtsein.

So geht's hinauf, heidi! juhu! immer höher hinauf,

> In die Berge hinein, in das liebe Land,
> In der Berge dunkelschattige Wand!
> In die Berge hinein, in die schwarze Schlucht,
> Wo der Waldbach tosет in wilder Flucht!
> Hinauf zu der Matten warm duftigem Grün,
> Wo die rothen Alpenrosen blühn!

so ruft Carl Morell, der fröhliche Alpensänger, begeistert aus.

Das ist die freundliche Seite eines Alpfahrt-Bildes. Es gibt aber auch Heerden-Expeditionen, namentlich im Hochgebirge, bei denen es nicht nur mühseliger Momente in Hülle und Fülle gibt, sondern bei denen das Leben der Heerde wie der Hirten auf's Spiel gesetzt werden muß. Dies ist vornehmlich dann der Fall, wenn große Firnfelder oder schrundige, durch zahlreiche Querspalten zerrissene Gletscher zu überschreiten sind, um zu den in stiller, verborgener Einöde der Eiswüsten gelegenen Alpweiden zu gelangen. Da ist's denn in der Regel der Fall, daß, ausschließlich zu diesem Zweck, am Tage vor der Auf- und Abfahrt des Viehes mit Hülfe der Aexte und durch improvisirte Breterbrücken ein grober Weg erstellt wird. Durch Instinct geleitet, sträubt sich dann die Heerde, das fremde, unheimliche Element, den glatten glasigen Eisboden, zu betreten, und mit Stricken muß in der Regel die Widerspenstigkeit überwunden werden. Dies ist z. B. am Mauvais pas auf dem Mer de glace in Chamouny-Thal der Fall. — Oder es kommt vor, daß die Sennen, um einen näheren Weg zu nehmen, über jäh absinkende Schneefelder hinab müssen. Dann werden abenteuerliche Rutschpartieen ausgeführt; zwei Alpenknechte packen je eine Kuh am Schwanz und bei den Hörnern und suchen so das Thier zum Gleiten zu bringen, worauf sie dann pfeilschnell mit Locomotiven-Geschwindigkeit über den Abhang hinabjagen. Ja, es gibt sogar Alpen, zu denen das Vieh vor noch nicht gar langer Zeit an Seilen über verticale Felsenwände hinabgelassen wurde.

Schmucklos, einfach, wie ein Wurf aus freier Hand, traulich und einladend, wie ein herziger Gruß des Willkommens auf den Matten, liegt das schützende Dach der stillen A l p e n h ü t t e da. Der ganze Bau ist meist aus Holz zusammengefügt, ganz Blockhausconstruction, von der vieljährigen Wirkung der Sonnenstrahlen tief kastanienbraun gebrannt; nur der mannshohe Unterbau ist grobes Steingefüge, oft Mauerwerk wie aus vorculturlichen Zeiten. Ueber dem einstöckigen und kunstlosen Erdgeschoß, das seiner naiven ungesuchten Natürlichkeit halber ganz mit der in ihrer Einfachheit majestätischen und erhabenen Gebirgswelt harmonirt, ruht das flache silbergrau glänzende Schindeldach; es ist mit schweren Steinen belastet, damit der wilde Föhn, des Aelplers „ältester Landsmann", wenn er aus Süden einherbraust und, über die Felsenklippen hernieder stürzend, sich in die Bergmulden einbohrt, die Friedenshütte unangetastet lasse. — Dies also ist des Sennen und seiner Gehülfen Asyl während der Sommermonate. In den Alpen, wo gute Ordnung herrscht und für das Vieh sorgliche Einrichtungen getroffen sind, liegen nahe bei der Sennhütte Ställe oder Gaden, wo die Heerde während des heißen Mittags und der frostigen Nächte oder beim Unwetter gesichert steht. Nicht überall hat die praktische Vernunft diese Nothwendigkeit erkannt und ihr entsprochen; es gibt noch außerordentlich viele Alpen, auf denen das Vieh in Wind und Wetter, bei Hitze und Kälte im Freien verbleiben muß; — die angestammte Lässigkeit der Thalleute thürmt unüberwindbare Hindernisse gegen jeden rationellen Fortschritt auf. Da, wo es thunlich, wird die Sennhütte an einen Felsenklotz gebaut oder sogar zum Theil unter denselben hineingeschoben, um im Fond einen recht kühlen Platz für den Milchkeller zu gewinnen. Rinnt nun gar eisigkaltes, von den Schneemagazinen abgeschmolzenes Wasser in der Nähe, so leitet es der Aelpler gern durch diesen Raum, um die gesäuerte Luft abzuleiten und dagegen frische, dem Wasser entströmende Lufttheilchen seinem Milchgemache zuzuführen. Das Innere einer jeden Sennhütte ist eine nüchterne, prosaische Demonstration gegen allen Daphnis- und Chloe-Schwindel, eine kräftig corrigirende Strahldouche auf jedes durch sublime arkadische Schäfer-Phantasieen erhitzte Gehirn. Reinlichkeit und Accuratesse sind allenthalben nichts weniger als hervorragende Attribute viehzüchtender Völker, und der Schweizer Aelpler bestrebt sich durchaus nicht, hierin als Ausnahme zu erscheinen, wie der Vers im Appenzeller Rugäüßler (einem landeseigenthümlichen Hirtenliede in holprigen Reimen, aber mit einer um so angenehmeren, weicheren Weise, die zwischen den Worten aus dem Gaumen bisweilen üppig spielt) lachenden Mundes mit den Worten bekennt:

> „Mi Schätzli isch e Hösserli,*
> ond het e bochsigs Löffeli,**
> e bochsigs Löffeli ohn' en Stil;
> ond schmotzig Senna gets gad vil."***

Denn da droben auf der Alp ist der leuchtende, farbenheitere Festtagsanzug, der das Auge bei der Auffahrt so anregend ergötzte, verschwunden; eine weite, derbleinene Hose, die in allen Schattirungen der Kuhstallbronze spielt und ein ditto Futterhemd (d. h. blousenähnliche Jacke ohne Schlitz auf der Brust) bilden mit den Holzschuhen und dem enganliegenden Lederkäppchen die ganze Bekleidung. Dieser entspricht nun auch völlig das Innere der Sennhütte. Die Entree führt sogleich in die centralisirten Gemächer; da ist nach altgermanischer Sitte Wohnzimmer und Küche, Speisesaal und Boudoir zu einem Gesammt-Appartement vereiniget, und man kann im buchstäblichsten Sinne des Wortes am „gastlichen Heerde" weilen. Letzterer und das über ihm aufgehängte große kupferne „Milchkessi" nehmen den meisten Raum ein und bekunden dadurch ihre hohe Bedeutsamkeit. Hier ist die Stelle, wo der chemische Scheidungsproceß vorgenommen wird, der die erste consistente Grundlage zu den delicaten „Schweizerkäsen" legt. Es ist aber kein Heerd, wie man ihn allenfalls drunten im Flachlande beim behäbigen Bauer oder in der noch altmodisch eingerichteten Küche des Kleinstädtler-Bürgers antrifft, — o bewahre! solche Weitläufigkeiten würden dem Sennen als Luxus gelten. Ein schwarzes verkohltes Loch im Winkel mit Steinen eingefaßt, ohne Kamin oder irgendwelche schlotähnliche Einrichtung, daneben ein senkrechtstehender, oben und unten eingezapfter und deshalb drehbarer Baum mit langem eisernen Arm (der s. g. Turner), an den der Milchkessel gehangen wird, — dies ist die ganze culinarische Einrichtung. Der Rauch mag sehen, wo er einen Ausweg findet, — es steht ihm frei, durch Ritzen und Spalten unterm Dach oder zur Thür hinauszuspazieren; darum ist auch das Innere jeder Sennhütte ziemlich angeraucht. Die feine, dünne, weniger von Stoff-Atomen gesättigte Alpenluft consumirt aber die aus dem Holze sich entwickelnden Dämpfe so auffallend rasch, daß letztere nicht einmal die Respirationsorgane wesentlich belästigen. Schaut man sich nach den weiteren Comforts um, so bestehen dieselben höchstens in einem Klapptisch, der in Angeln an der Wand befestiget ist und der Raumersparniß halber nach dem Gebrauch an die Wand zurückgelegt wird, — ferner vielleicht in einer Bank oder, was dieselben Dienste leistet, dem Hackklotz — und schließlich in der mittelst einer mit Wildheu gestopften Matratze, vulgo Laubsack, ausgerüsteten Schlafstätte, der ungestörten Heimath einer Legion von alpinen Springinsfelden. Alles Uebrige, was drinnen noch liegt und steht, ist Handgeräthe des Sennen zur Darstellung der Milchproducte.

In jeder einigermaßen großen Alpwirthschaft der östlichen Schweiz (also Graubündens, Glarus, des St. Galler Oberlandes) und im Wallis hausen gewöhnlich drei Aelpler und ein Knabe. Weiber sind in der Schweiz nie auf den Alpen (wie dies im Tyrol und baierschen Oberland, — die „Almerin" — der Fall ist); nur in einigen Walliser Seitenthälern kommt es vor, daß die Frauen da droben wirthschaften. Major domus ist der Senn; entweder selbst Heerdenbesitzer oder Beauftragter einer Nachbarschaft, führt er das Regiment, besorgt die Käserei sammt deren Magazine und führt das Rechnungswesen. Sein Beistand und Handlanger ist der „Sennbub, Handbub, Schorrbueb", im Wallis der „Pato" genannt; er hat die Gefäße zu reinigen und jede Beihülfe zu leisten, deren der Senn bedarf, ist aber nicht jederzeit blos ein Knabe von 14 oder 15 Jahren, sondern es gibt Buben, die 30 und mehr Jahre alt sind. Die Vermittelungsperson zwischen Berg und Thal, der Käsemercurius und Heimathstelegraph ist der „Zusenn", welcher alle Alpenproducte hinab und Holz sammt Victualien herauf zu schaffen hat; der Walliser Patois nennt ihn bezeichnend „Lamieiy (l'ami)". Der eigentliche Hirt endlich ist der „Chüener, Gaumer oder Rinderer", im Wallis „Vigly" (vigilantia, die Wachsamkeit); seine ausschließliche Obliegenheit ist's, das „Senntem" auszutreiben und immer zusammen zu halten. An sicheren Orten, wo kein Vieh stürzen und kein Raubthier der Heerde schaden kann, liegt er bei gutem Wetter halbe Tage lang am Boden, schaut in die herrliche Landschaft hinaus, jodelt nach Herzenslust in die Thäler hinab und ist selig im träumerischen Nichtsthun. Gilt's aber das Vieh an

* Hochfahrendes Wesen.
** Buchsbaumener Löffel.
*** Gibts grad viel.

steiler Alp zu hüten, dann muß er am schwindelnden Abgrunde gehen, zu äußerst, wohin das weidende Thier sich nicht getraut, — und auf Schritt und Tritt geht der Tod dicht neben ihm. Beim Sturm und Hochgewitter, im strömenden Regen und zu jeder Tageszeit muß er seinen lebensgefährlichen Beruf erfüllen, und nicht selten kommt's, daß er tagelang in durchnäßten Kleidern verbleiben muß. Dies ist die Kehrseite des so reizend geschilderten Hirtenlebens. Aber auch der Senn bekommt sein Theil davon, wenn's wochenlang regnet, Nebel wie böse Geister des Gebirges sich grau und unheimlich um die Hütte lagern, das nasse Holz nicht brennen will und Wind und eisiger Luftzug durch die Hütte fegen, daß die Glieder erstarren, — oder wenn's gar im Juli schneit und dicke Flocken wirft, fußhoch, daß das Vieh kein Hälmlein Futter findet, vor Hunger brüllt und tagelang keine Milch gibt. Da begegnet's schon, daß der Senn weit, weit in's Thal hinab zurückkehren muß mit seiner Heerde, oder daß er mit unsäglicher Mühe Heu von der Heimath in die Berge herauftragen und dem sparsam geernteten Winterfutter Abbruch thun muß.

(Schluß folgt.)

Die Huberbäuerin.

Von H. Schmid.

(Fortsetzung.)

Die Frau Wörglin war eine kleine, unmäßig dicke Gestalt, nicht eben gemacht, um zu imponiren, aber sie galt in der ganzen Gegend als eine so gescheidte und leutselige Frau, daß man überall gern ihre Vermittlung suchte und ihren Rath holte. So war sie bei den jüngern Bauernburschen nicht ohne Einfluß, und hatte schon manchen drohenden Sturm zu beschwichtigen gewußt.

„Gebt mir Ruh', Ihr Buben," rief sie, „wenn wir gut Freund bleiben sollen! Wer mir Spectakel anfängt, ist zum letzten Male auf dem Wörglkeller gewesen, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Und laßt mir auch das nichtsnutzige Gered' unterwegs. Es schickt sich nicht, daß man von einer braven und ordentlichen Frau so was sagt, und wenn sie zehnmal nichts davon wissen soll; die Leut' sind gar schlimm, und es bleibt gar zu gern etwas hängen. Und eine brave Frau ist die Huberbäuerin, das muß ihr der ärgste Feind nachsagen, ordentlich und ehrbar und haushälterisch und ein wahres Muster von einer richtigen Bäuerin."

Die Bursche stimmten ein und setzten sich beruhigt wieder zum Trinken und Singen nieder. Sie hätten's ja nicht bös' gemeint, sagten sie, und beim Bier gehe ja wohl ein Wörtel drein.

„Ja, ja, meinetwegen," rief die Frau, indem sie sich gegen den Tanzplatz wendete, „aber ich sag' immer: Unrecht Gut thut kein Gut, ein unrecht Wort find't bösen Ort; das könnt Ihr Euch auch merken, es wird Euer Schaden nicht sein."

Damit ging sie; Paul, der sich nicht mehr gesetzt hatte, neben ihr.

„Wie ist's, Frau Wörglin," sagte er halblaut, nachdem sie ein paar Schritte gegangen waren, „könnt Ihr kein Wildpret brauchen? Ich hab' wieder einen wunderschönen Rehbock gefunden."

„Du bist mir der saubere Finder," sagte die Frau, ebenfalls mit gedämpfter Stimme und stillstehend. „Kannst halt das Wildern nicht lassen, und ich sollte Dich auch nicht unterstützen drin ... aber was will ich machen! Die Herren im Casino wollen immer was Besonderes essen für ihre paar Groschen, und wenn ich das Wildpret vom Förster kaufen wollte, dürft' ich nur gleich die Küch' zusperren! Was soll er denn kosten, der Bock? Drei Gulden will ich Dir geben!"

„Aber, Frau Wörglin," erwiderte der Bursche schüchtern, „die Wilddecke allein ist mehr werth ..."

„Warum nicht gar!" eiferte die Wirthin. „Ich soll Dir wohl jedes einzelne Haar im Pelz bezahlen! Einen Spitz von meinem rothen Wein geb' ich noch drauf, der Dir so schmeckt ..."

Der Bursche kraute hinter den Ohren. „Die vier Gulden, Frau Wörglin," sagte er, „Ihr sagt ja immer: Unrecht Gut thut nicht gut!"

„Ja, das sag' ich," rief die Wirthin, „und bleibe auch dabei! Merk' Dir's nur auch! Also, wenn Du willst, kannst Du den Bock heut' Abend hinten in den Schuppen an den gewohnten Ort legen und Dir dann Dein Geld holen!"

„Meinetwegen," sagte der Bursche, „ich muß halt in den sauren Apfel beißen. Paßt also auf, nach Gebetläuten komm' ich!"

Beide trennten sich, als die Bursche gerade ein Freudengeschrei erhoben und auf die Straße hinabliefen, wo sie sich so in der Reihe aufstellten, daß dieselbe ganz abgesperrt war.

„Grüß' Dich Gott, Blumhuber-Rosel," riefen sie; „das ist schön, daß Du kommst! Du darfst nicht vorbei, ohne daß Du uns Bescheid gethan hast; Du bist die richtigste Dirn' im ganzen Erdinger Gericht! Wie Du den rothen Hannickel heim geschickt hast, das thut Dir so leicht Keiner nach!"

Das bleiche Mädel gerieth in Verwirrung und sah so schüchtern aus, daß ihr Niemand die Kraft und die Kühnheit zugetraut haben würde, die sie bewiesen hatte.

„Nein, laßt's mich gehn, Ihr g'schupften Buben," sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Ich hab' mich eben um meine Haut gewehrt, und das ist Alles. Laßt's mich aus, ich muß noch zu meiner Gothen nach Altenerding 'nüber, und wenn Ihr mich versäumt, komm' ich vor Nachts nicht wieder heim."

Alles Sträuben und Weigern war vergebens; um nur loszukommen, mußte Rosel einwilligen, einen Augenblick in den Keller einzutreten und den Begrüßenden durch Nippen an den dargebotenen Krügen Bescheid zu thun. Auch viele von den übrigen Gästen wurden aufmerksam, kamen herzu und umringten neugierig und fragend das Mädchen, das inzwischen Muth gefaßt hatte und das Erlebte mit einfachen kurzen Worten erzählte.

Zu dem Kreise der Zuhörer hatte sich auch Hans eingefunden und stand unbeachtet von Allen Rosel gegenüber, doch so hinter den Leuten verdeckt, daß sie ihn nicht wahrnehmen konnte. Das Blut schoß ihm bei ihrem Anblick in's Gesicht, sein Herz schlug hörbar und vor den Augen zog es ihm feucht vorüber, wie wenn man in den Regen hinausschaut. Als die Erzählerin ihren schlichten Bericht schloß und die Zuhörer unter einander verwundert plauderten, benutzte sie die Gelegenheit, sich der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen, und schlüpfte gegen den dunklen Eingang der Fässerhalle zu, in welcher Musik und Tanz eben eine Pause machten.

Hans hatte ihre Absicht bemerkt, er folgte ihr, ohne selbst klar zu wissen, was er that, und an einer halbdunklen, augenblicklich menschenleeren Stelle trat er ihr unerwartet entgegen.

Sie stieß einen leisen Laut schmerzlicher Ueberraschung aus und machte eine halbe Bewegung nach dem Herzen, während es wie Wiederschein einer fernen Beleuchtung röthlich über ihre Züge flog — dann standen sich Beide eine Secunde lang lautlos und ohne Regung gegenüber.

„Grüß' Dich Gott, Rosel," brachte Hans endlich hervor.

„Grüß' Dich Gott, Hans," erwiderte sie ruhig und fuhr, da er nichts weiter hinzusetzte, fort: „Willst Du mir was?"

„Ja," sagte Hans, ohne die Augen aufzuschlagen. „Es leidet mir's nicht länger mehr ... ich muß Dir's sagen, daß ich's einseh', wie schlecht ich an Dir gehandelt hab' ... daß es mich reut, so viel ich Haar' auf dem Kopf habe .. und daß ich Dich um Verzeihung bitten will ..."

„Ich trag' Dir nichts nach," sagte Rosel nicht ohne Bewegung, „meinetwegen brauchst Du Dich nicht zu kränken — ich wünsch' Dir alles Gute."

„Ja, Du bist alleweil die gute Stund' selber gewesen," seufzte Hans aus tiefster Brust, „aber ich ... ich! O Rosel, Rosel, ich wollt', ich wär' nie auf den Huberhof 'kommen!"

„Der Ort macht's nicht aus, Hans. Der Huberhof ist das rechtschaffenste Haus weit und breit — es wird uns schon so aufgesetzt gewesen sein, daß wir auseinander haben kommen müssen."

„Nein, nein, es hat nicht sein müssen," rief Hans wieder, „ich allein bin dran schuld, daß es so geworden ist ... aber ich wollt' ja gern Alles thun, wenn's wieder werden könnt', wie damals!"

„Ja, wenn man das könnt'," erwiderte Rosel und verbarg die Thräne nicht, die sie sich aus dem Auge wischte. „Aber die Lieb' ist nicht wie ein Gemüspflanzl, das allemal wieder anwurzelt, wenn man's versetzt . . . wenn die einmal ausg'rissen ist, dann gehn die Wurzeln ein und verdorren für alle Zeit . . ."

„Und ist das Pflanzl ganz ausg'rissen in Dein' Herz'? Und kann's net wieder Wurzeln treiben?"

Rosel weinte, aber sie schüttelte heftig und bestimmt den Kopf.

Hans gerieth in immer heftigere Aufregung. „Rosel," rief er und seine Stimme zitterte fieberhaft, „sag' nicht, daß es so ist! Sag's nicht, und wenn's Dir selber nit so um's Herz wär'! Lug' mich lieber an — es ist der einzige Strohhalm, an den ich mich noch halt' . . . . . Rosel, ich geh' zu Grund' an Leib' und Seel', wenn Du Dich nicht um mich erbarmst . . . ."

„Sprich nit so," entgegnete sie weinend, „so arg wird Dich der liebe Gott nicht verlassen! Ich merk' freilich wohl, daß bei Dir nit Alles ist, wie's sein soll, aber wie soll ich Dir helfen können? . . ."

Sie wollte noch mehr hinzufügen, aber die Musik regte sich, die Tanzlustigen näherten sich wieder und scheuchten das Paar auseinander. Rosel drückte sich seitwärts in die Ecke, Hans verschwand nach der andern Seite. Beides aber konnte nicht so schnell geschehen, daß es nicht von dem zuerst eintretenden Tänzer-Paare bemerkt worden wäre.

Dieses Paar war ein ungewöhnliches und sehr ansehnliches, denn die Tänzerin war niemand anders als die schöne Huberin, der Tänzer aber der große kahlköpfige Gerichtsdiener. Die Bäuerin war eben ganz stattlich angefahren gekommen, und der galante Mann, seit Kurzem Wittwer, hatte ihr sogleich beim Aussteigen die Ehre angethan, sich ihre Hand auf einen Ländler zu erbitten. War es ihr auch nicht sehr angenehm, so mußte sie es doch als eine Auszeichnung ansehen, denn der Herr Kriegelsteiner war, was man gewöhnlich einen gemachten Mann nennt, reich, und als die rechte Hand des Landrichters von nicht geringem Ansehen. Er war in der Seele vergnügt, daß er der Erste war, der mit der schönen Frau zum Tanze ging; stolz schritt er mit ihr am Arme dahin, mit der andern Hand den Schnurrbart drehend oder über den kahlen Kopf streichend, als wenn es ihm dort zu heiß würde. Er sprach eifrig mit ihr und ließ dazwischen jenen grunzenden Ton hören, der ihm statt des Lachens diente. Nicht so gut gelaunt war die Bäuerin; sie war wortkarg und als sie vollends das gestörte Pärchen bemerkt hatte, ließ sie sich jedes Wort abnöthigen und klemmte unmuthig die Unterlippe zwischen die Zähne.

Als sie einen Ring umgetanzt hatten und wieder in der Reihe anstanden, begann sie gleichwohl selbst das Gespräch. „Ich muß immer lachen," sagte sie, „wenn ich daran denk', wie vorhin die Zwei auseinander gefahren sind. Die haben wir in der besten Unterhaltung gestört!"

Herr Kriegelsteiner grunzte. „Ich weiß doch nicht," sagte er dann, „ob die Zwei sich gerade gut mit einander unterhalten haben. Kanntet Ihr sie denn nicht? Der Bursche war ja Euer Oberknecht Hans . . . ."

„So?" sagte die Bäuerin mit erkünstelter Gleichgültigkeit. „Ich habe so genau gar nicht hingeschaut . . . Und wer war denn das Mädel? Hab' ich doch nie davon gehört, daß der Hans eine Bekanntschaft hat . . ."

„Er hat auch keine mehr," erwiderte der Gerichtsdiener. „Das Mädel war die Blumhuber-Rosel, die beim Brandl als Unterdirn' dient. Ihr kennt sie wohl, die Leut' reden jetzt viel von ihr, denn sie hat ja heut' Nacht beim Einbruch auf dem Brandlgut mit dem rothen Hannickel gerauft und hat ihn versprengt . . ."

Die Bäuerin bemeisterte nur mit Mühe die zornig wilde Bewegung, die in ihr aufloderte. „Die Blumhuber-Rosel?" fragte sie dann mit kaum merklich bebender Stimme. „Ich hab' sie früher gekannt, aber sie hat sich stark verändert. Wenn ich gewußt hätt', was sie für eine merkwürdige Person ist, hätt' ich sie schon besser angeschaut."

„Die war's," entgegnete der Gerichtsdiener, „sie hat den Hans zum Schatz gehabt, aber seit ein paar Jahren ist's aus damit. Sie sind seitdem an einander vorbeigegangen, als wenn sie sich gar nicht kennten, und werden heut' wohl noch eine übrig gebliebene Heimlichkeit von dazumal auszumachen gehabt haben."

Die schöne Bäuerin biß sich fast die Lippe wund. „Wie Ihr nur das Alles so wißt!" sagte sie mit gezwungenem Lachen.

„O," entgegnete er selbstzufrieden, indem er wieder zum Tanze mit ihr antrat, „ein Gerichtsdiener muß Alles wissen! Man weiß nie, ob man es nicht einmal brauchen kann!"

Der Tanz ging bald zu Ende, und Herr Kriegelsteiner führte seine Partnerin mit der Miene eines siegreichen Feldherrn an den Platz, wo sie von ihrem Manne erwartet wurde, der in der kurzen Zeit schon so viel und so schnell getrunken hatte, daß seine ausdruckslosen Augen noch starrer und glanzloser geworden waren. Der galante Tänzer benutzte den Weg, um noch einige Schmeicheleien und halbverdeckte Liebeserklärungen anzubringen, die ihm längst auf der Zunge gebrannt hatten.

„Ihr solltet mir das nicht anthun," sagte die Bäuerin, deren steigender Unmuth nach einem Auswege suchte. „Solches Gered' ist eine Beleidigung für eine ordentliche, ehrbare Frau!"

„Ach, warum seid Ihr eine Frau!" jammerte der Gerichtsdiener. „Warum seid Ihr nicht auch frei und ungebunden, wie ich! Ich ließe nicht nach, bis wir ein Paar wären!"

„Mein Mann," sagte die Bäuerin in rückhaltslos spitzem Tone, „mein Mann ist ein guter Lapp, dem ich ein recht langes Leben wünsche. Und wenn ich auch Wittib wär, thät's doch mit uns Zwei nichts werden, mein' ich. Ihr taugt nicht zu einem Bauern, und in's Amthaus zu den Schergen und Spitzbuben ging' ich nicht — dazu steht der Huberin die Nase zu hoch!"

Damit wendete sie sich ab und ließ den Verblüfften stehen, der dann hastig davon eilte, wilde Flüche vor sich hinmurmelnd.

„Huber," sagte die Bäuerin zu ihrem Manne, „mir ist nicht recht wohlauf, ich will heim."

Der halbtrunkene Bauer richtete sich ungeschlacht auf und wollte eine rauhe Ablehnung vorbringen. Wie er aber den Mund öffnete, begegnete sein Blick dem fest auf ihn gerichteten seines Weibes, und er verstummte. Wie gebannt von diesen unheimlich funkelnden Augen stund er vollends auf und wankte dem Wägelchen zu, das auf der Straße von einem Knechte mit den Pferden gehalten wurde. Er war willenlos, wie man von den kleinen Thierchen erzählt, welche eine große Schlange so lange mit den giftigen Augen anstiert, bis sie sich ihr selbst in den aufgesperrten Rachen stürzen. Die Umstehenden merkten es wohl, stießen einander auch mit den Ellbogen an und brummten, „die Huberin habe ihren Mann gut gezogen und führe ein strenges Commando —" man gab ihr aber nicht Unrecht, denn bei dem Halbsimpel und Bruder Saufaus mochte das wohl nothwendig sein.

Die Bäuerin dagegen schritt mit freundlichem Grüßen an den Leuten vorüber und trat eben an den Wagen, als auch Rosel die Einfahrt herabkam, um ihre unterbrochene Wanderung fortzusetzen. Sie sah nicht links noch rechts und wollte unbeachtet vorüberschlüpfen, aber die Bäuerin rief sie schon auf dem Wagen sitzend an.

„Wie, Rosel!" sagte sie, „ist das auch recht, daß man an den alten Bekannten so vorbeigeht, als wenn man sie sein Lebtag nicht gesehen hätt'?"

Rosel blieb stehen. „Ich hab' nicht geglaubt, Huberbäuerin, daß Du noch an die Zeit denkst, wo wir nebeneinander Dienstboten g'wesen sind. Aber es freut mich, daß Du nicht hoffärtig bist, und so sag' ich Dir von Herzen: grüß' Gott!"

Sie reichte die Hand hin, in welche die Bäuerin hastig einschlug und sie derb schüttelte. „Warum sollt' ich hoffärtig sein!" lachte sie, „aber Du kannst leicht stolz werden, weil Du so ein Heldenstück aufgeführt hast mit dem rothen Hannickel. Du mußt mich einmal heimsuchen und mußt mir das Alles auf's Haar erzählen, was er gethan und geredt hat und wie er ausschaut! Möchtest wohl nicht in Dienst zu mir? So resolute kräftige Leut' kann ich brauchen!"

„Ich hab' keine Klag beim Brandl," sagte Rosel, „die alten Leut sind an mich gewöhnt, ich möcht's ihnen nit anthun, daß ich wegging'!"

„Dann mußt Du mich so einmal besuchen und in Heimgarten zu mir kommen; ich mein' wir hätten allerhand zu plaudern mit einander," erwiderte die Bäuerin, indem sie das Mädel mit einem eigenthümlich lauernden Blicke maß. „Du siehst nicht darnach aus, man sollt's nicht meinen, daß Du so stark bist . . ."

„Es ist auch nicht so fürchterlich mit der Stärk'," lachte Rosel, „aber die Noth gibt halt Kräften. Ich will schon sehen, wann ich einmal frei hab', daß ich Dich heimsuchen kann."

Während des Gesprächs waren die muthigen Pferde immer unruhiger geworden, daß der Bauer sie kaum zu bändigen vermocht

hatte. Jetzt waren sie nicht mehr zu halten, sie rannten fort und die Unterredung war abgeschnitten. Die schöne Huberin wandte sich noch einmal im Wagen um und rief Resel mit angestrengter Stimme, um über das Wagengerassel hinaus verstanden zu werden, einen Gruß zu. „B'hüt Dich Gott," schrie sie, „wir treffen schon noch einmal zusammen!"

Fort rollte der Wagen, Resel aber that einen lauten Schrei und mußte sich an der Stiegenwand halten, um nicht umzusinken. In den letzten Worten hatte sie die Stimme des Räuberhauptmanns wieder gehört, die ihr noch von der Nacht her im Ohre klang. „Der rothe Hannickel!" flüsterte sie, indem es ihr schwarz vor den Augen ward. Ebenso schnell aber war die Anwandlung der Schwäche wieder überwunden, als die Leute herbei eilten und sie mit frischem Wasser bestreichen wollten.

„Laßt mich nur," sagte sie abwehrend, „es ist schon wieder vorbei!"

Damit ging sie eilig weiter, aber in der Richtung nach ihrer Heimath zu, bestürmt von den widerstreitenden Empfindungen, Erinnerungen und Gedanken, welche die letzten Stunden und Augenblicke in ihr wachgerufen.

5.

Der Abend auf dem Huberhof war außerordentlich still. Der Bauer hatte sich kurz nach der Heimkehr auf's Bett gelegt und war aus dem Zustande thierischer Trunkenheit in einen gleichen Schlaf versunken, woraus ihn nichts aufzurütteln vermochte. Die Knechte waren mit schweren Köpfen nach Hause gekommen, hatten die Arbeit in Stall und Scheune beschickt und dann auch ihr Lager gesucht, denn am andern Morgen mit Sonnenaufgang begann das Tagwerk wieder, das ausgeruhte Kräfte verlangte und hellgeschlafene Augen. In der Stube, wo sonst alle Hausgenossen zum Abendessen zusammenkamen, fanden sich außer den Mägden nur Paul und Hans ein, während die Bäuerin in Besorgung ihrer Geschäfte abwechselnd ab und zuging. Die Unterhaltung war lahm, denn die beiden Bursche nahmen keinen Theil daran und überließen es den Mägden, die Lustbarkeiten des verlebten Feiertags zu zergliedern. Paul setzte sich gleich Anfangs auf die breite, um den Ofen laufende Bank und stellte sich, als ob er schlafen wollte, im Grunde aber that er es nur, weil er die Bäuerin ohne Auffallenheit im Auge behalten und jede ihrer Bewegungen verfolgen konnte.

Hans aß nur wenig; sobald das laute gemeinschaftliche Tischgebet vorüber, griff er nach dem in der Nische stehenden Oellämpchen, um es anzuzünden. „Wenn Du nichts mehr schaffst, Bäuerin," sagte er, „so geh' ich auch. Gute Nacht."

„Warte noch, Hans," erwiderte die Bäuerin, „es fällt mir eben ein, daß morgen in die Mühl' gefahren werden muß. Da wird's wohl nothwendig sein, daß Du noch das Viertelstündchen hinüber laufst und bei dem Haselmüller ansagst."

Hans zögerte einen Augenblick wie unentschlossen; ehe er antworten konnte, trat Paul vor und sagte: „Den Gang kann ich auch machen, Bäuerin, wenn's Dir gleich ist."

„Ich hab' nichts dawider," erwiderte diese. „Richte dem Müller einen schönen Gruß aus und richte mir wieder aus, was er gesagt hat. Ich werd' heut' doch noch lang nicht zum Schlafen kommen."

Paul ging, die Mägde folgten, indem sie gute Nacht wünschten, sich bei der Thür aus dem dort angebrachten Kesselchen mit Weihwasser besprengten und bekreuzten. Hans machte sich auf einen Augenwink der Bäuerin noch mit seinem Lämpchen zu schaffen, bis sie Alle aus der Stube waren.

„Was willst Du noch von mir?" fragte er.

„Ich hab' den Pauli nur in die Mühl' geschickt, um ihn wegzubringen," antwortete das Weib. „Ich hab' mit Dir noch zu reden, weil ich wissen muß, wie ich daran bin mit Dir! Hab heute recht schöne und auferbauliche Sachen von Dir gesehen und gehört. Hast ja recht herzbrechenden Abschied genommen von Deinem alten Schatz, der Blumhuber-Resel? Oder hast wohl auf's Neue angebandelt mit ihr? Ihr seid ja recht rührend neben einander gestanden alle zwei, und ist nichts ab'gangen, als der Maler, der Euch ab'zeichnet hätt' ...."

Hans sah finster vor sich hin. „Spöttle nur," sagte er dann, „Du hast ganz recht! Warum bin ich so ein Narr g'wesen und hab' geglaubt, ich könnt' noch einmal umkehr'n und wieder der Mensch werden, der ich einmal g'wesen bin!"

„Es ist nur gut," sagte die Bäuerin, „daß ich Dich nicht in's Brandlgut hinein mitgenommen hab'; sondern draußen aufpassen ließ ... wenn Dir das liebe Schatzl drinn begegnet wär', wärst Du ihr am End' um den Hals gefallen und hätt'st uns Alle verrathen!"

„Sag' mir nichts mehr davon!" rief Hans wild. „Es ist vorbei, für ewige Zeiten vorbei, und ich gehör' wieder ganz Dein und dem Teufel!"

„Höflich bist Du grad' nicht," lachte das Weib, „aber mir ist's recht, daß Du Dich besonnen hast. Ich hab' Dir's ja vorher gesagt, daß es so gehn wird. Es soll Dein Schaden nicht sein, und ich will Dir was Wichtig's sagen dafür."

„Ich kann mir's schon einbilden ..." murmelte der Knecht finster.

„Vielleicht auch nicht," entgegnete sie. „Hör' nur."

Das Gespräch war bisher schon nur halblaut geführt worden, jetzt sank die Stimme der Bäuerin zum leisesten Flüstern herab.

„Wir sind jetzt bald am Ziel," sagte sie, „bald haben wir so viel, daß wir den rothen Hannickel nicht mehr brauchen. Ich hab' drum unser Geld alles schon zusammengethan und an einen sichern Ort gebracht. Nur einen einzigen Brocken gibt es noch zu holen, den fettesten von allen. Ich habe die ganze Gelegenheit ausgekundschaftet, denn der Bauer, dem wir einen Besuch machen wollen, hat mich selber im ganzen Haus herumgeführt und hat mir seine versteckten Schubladen voll Kronenthaler gezeigt. Am Mittwoch geht's los. Du weißt den alten Marterstock im Schwarzbühel. Da gehst Du heute noch hin und steckst den Zettel da hinter das Armenseelenbildl, das daran genagelt ist. Es ist die Bestellung für Mittwoch Nachts. Wir kommen bei dem Wetterkreuz auf der Sandriß zusammen, sobald es im Dorf drunten elf g'schlagen hat. Hast Du mich verstanden und willst gehn?"

„Ich gehe," sagte Hans, den Zettel nehmend, „aber versprichst Du mir auch, daß es das letzte Mal ist, daß ich einen solchen Gang machen muß?"

„Ist's Dir denn gar so zuwider?" fragte sie höhnisch. „Siehst Du, Hans, ich hätt' ein Mannsbild werden sollen! Mir ist ganz anders, mir ist's leid, wenn ich dran denk', daß das Alles aufhören soll! Huberbäuerin kann jede dumme Gans sein, aber die Unterhaltung, und die Abwechslung und die Spannung, die beständige Gefahr und doch die Gewißheit, daß man mir nicht ankann, und daß ich die ganze Welt an der Nas' herumführen kann, das ist mehr werth, als der Huberhof! Das wird mir hart abgehn — aber," setzte sie mit einem zweideutigen Seitenblick hinzu — „ich versprech' Dir's, daß das der letzte Gang ist, den Du machst."

„Dann will ich mich auch gleich auf den Weg machen," sagte Hans. „Bis zum Marterstöckl im Schwarzbühel ist eine Glockenstund' ..."

„Ja — und der Weg geht nicht weit vom Brandlgut vorbei — wie leicht, daß Du da aufg'halten werden könntest!"

„So gib mir Wegzehrung mit, daß ich nicht in Versuchung komm'," flüsterte Hans und wollte sie an sich ziehn. Sie wehrte ihn aber mit einer Art Schauer von sich ab. „Jetzt nicht," sagte sie, „wir sind hier nicht allein, aber morgen sollst Du's einbringen, oder wenn Du wiederkommst."

Er ging, und bald verhallte sein Tritt in der ungewöhnlich dunkel hereingebrochenen Nacht.

(Fortsetzung folgt).

Kleiner Briefkasten.

Auf die vielen Anfragen nach genaueren Mittheilungen über das „Neu-Deutschland unter dem Aequator" (Gartenlaube 1859, Nr. 52) können wir nur bitten, an das „Intelligenz- und Anfrage-Bureau für Deutsche in London" zu schreiben, das sehr gern genaue Auskunft geben wird. Die genaue Adresse desselben lautet: E. Juch & Comp.

London.

48, Cliftonstreet, Finsbury-Square.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 4. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine Mahnung an die Deutschen.

Es ist kein gutes Zeichen, daß wir Deutschen uns so oft das Beispiel anderer Völker vorhalten lassen, wenn es gilt, Hebel anzusetzen an eine große Sache. Das alte Lied von Zerrissenheit und Spaltung, die endlose Nibelungenklage unseres Volks, scheint uns aber in den meisten Fällen so wohl zu gefallen, daß wir es bei dem wehmüthigen Gefühl bewenden lassen, welches seine Töne hervorrufen; der Deutsche träumt unter'm Schild so lang, bis ihm der Feind den zerklopft, dann erinnert er sich, daß er ein Schwert an der Seite trägt. Aber ein Wunder ist geschehen in der neuesten Zeit, auf das die ganze Welt staunend die Augen gerichtet; Deutschland hat den Traum auf Minuten aus dem Haupte geschüttelt und ist einig, seit langen Jahren wieder zum ersten Mal einig, auferstanden, um seiner großen Männer Einen zu feiern, wie sich's gebührt dem Stolz und der Dankbarkeit eines Volks. Hoffentlich ist die gehobene Stimmung des Festes noch nicht ganz verrauscht; sie sei benutzt zu einem lauten

Aufruf an alle Deutsche,

welchen die Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt. Möge er Wiederhall finden, so weit die deutsche Zunge klingt!

Blickt nach England! Wenn dort ein Mann dem Dienste der Wissenschaft, der Erforschung des Unbekannten sein Leben weiht, so darf er dies muthig und fröhlich thun, denn er weiß, hinter ihm steht eine ganze Nation, die jeden seiner Schritte zählt. Der heldenmüthige Franklin ist, nachdem er vor Jahren mit seinen Gefährten in den Eiswüsten des Nordpols verschwunden, mit zäher Beharrlichkeit so lange gesucht worden, bis man endlich die ersten Spuren seines Looses entdeckte; aber damit begnügt sich die britische Mannhaftigkeit nicht; sie sagt: Es ist zwar nicht wahrscheinlich, aber möglich, daß noch Mitglieder jener Expedition hülflos unter den Eskimo's umherirren; dieser Gedanke legt uns die Verpflichtung auf, das Mögliche zu versuchen! Und eine neue Expedition nach den arktischen Meeren wird ausgerüstet; ganz England wird jubeln, die ungeheuren Summen reich erstattet wähnen, wenn sie auch nur den ärmsten, letzten Matrosen des Erebus zurückbringt.

Was England in dieser Hinsicht kann, das können auch wir Deutsche, wenn wir wollen, d. h. einig sind. Einer der besten Söhne unseres Vaterlandes,

Eduard Vogel,

der kühne Afrikareisende, ist in dem fast unbekannten Lande Wadai verunglückt, ohne daß es bisher gelungen wäre, über sein Schicksal sichere Nachricht zu erhalten. Wichtige Schätze der Wissenschaft sind mit ihm verloren gegangen. Die englische Regierung, in deren Auftrag er reiste, hat bis jetzt nur auf dem Wege des Notenwechsels mit dem Consul in Tripolis etwas in dieser Sache gethan; ein begeisterter Deutscher, von Neimans, starb plötzlich in Kairo, gerade als er im Begriff stand, den verschollenen Landsmann aufzusuchen, ein zweiter, der junge Roscher, ist auf eigene Faust und nur auf geringe Hülfsmittel angewiesen einem würdigen Impuls zu gleichem Zweck gefolgt, und dringt gegenwärtig in's Innere des Welttheils der Räthsel ein. Wenn nicht ein unglaubliches Glück ihn begünstigt, so wird er unverrichteter Dinge zurückkehren! Denn dort im Lande der Schwarzen, wie bei uns Weißen und Weisen, vermag Geld und Gut Alles: der nur erhält Schutz, welcher Geschenke bringt; der nur gewinnt Ansehen, der sich mit dem Schein des Reichthums, der Macht zu umgeben versteht.

Wollten alle wackeren Männer und Frauen Deutschlands nur ein kleines Scherflein einer guten Sache widmen, so würde ohne Zweifel das hinreichende Capital zusammenkommen zur Ausrüstung einer Expedition in das Innere Afrika's, welche die schöne Aufgabe hätte, dem trauernden Vater Eduard Vogel's, seiner vom Gram um ihn gebeugten Mutter, seinen Geschwistern und Tausenden im weiten Vaterland das Herz zu erleichtern, sichere Kunde zu bringen. Sie würde ferner darnach zu streben haben, seiner Aufzeichnungen, welche auch im schlimmsten Fall gewiß aufbewahrt worden sind, habhaft zu werden und genaue Notizen über seine Erlebnisse zu sammeln; sie würde zugleich dem kühnen Albrecht Roscher entgegenziehen und ihm den Gruß und Dank der Heimath bringen. Was sie selbstständig erforschen würde, wäre neuer Gewinn für die Wissenschaft.

Man sage nicht: Es ist Englands Sache, das ihn geschickt, dem Verlorenen nachzuforschen! Nein, es ist die Sache eines jeden gebildeten Menschen, in einer solchen Angelegenheit zu thun, was er kann, und doppelt diejenige des Vaterlandes, Söhne, auf die es stolz sein kann, nicht achtlos in der Fremde untergehen zu lassen. Zeigen wir dem stolzen England, daß auch bei uns der Brudersinn, der Gemeingeist, die Nationalehre zu finden sind, die man uns so häufig schon abzustreiten gewagt hat! Ein Verein möge sich bilden, der über ganz Deutschland sich rasch verzweigt, Männer mögen an seine Spitze treten, welche dem Volke werth sind. Fürsten und Staaten werden sich einer solchen Unternehmung gewiß nicht entziehen, und an den geeigneten Persönlichkeiten für die Ausführung selbst wird es am wenigsten fehlen, denn wo noch in der Welt ein unbekannter Raum auf der Karte verzeichnet war, da sind es immer die deutschen Pioniere zuerst gewesen, welche ihn muthig durchforscht'n.

Möge dieser Aufruf ein Echo finden in allen deutschen Herzen! Aber bald — denn Jahre sind schon in banger Ungewißheit vergangen. Möge, wenn vielleicht im Laufe weniger Monden aus dem Norden gen Süden vom Blitz getragen die Kunde fliegt: Franklin's Gefährten sind gefunden! — lebend oder todt — vom Süden nach Norden die Gegen-Botschaft erklingen: Eduard Vogel ist gefunden! — lebend — oder todt.

Isolde.

Novelle von Karl Frenzel.

(Schluß.)

Nach einer Pause fuhr Isolde fort: „Meine Tante lebte eingezogen, klösterlich, voll jenes vornehmen Selbstgefühls, das ihr den andern Umgang, als den mit ihren Standesgenossen, untersagte; so blieb ich auf meine Leidenschaft beschränkt, in Herzenseinsamkeit und abenteuerlichen Plänen. Und Alles würde vielleicht zerflossen sein, wie Märchenträume eben zerfließen, wenn ich nicht zufällig während eines Besuches in diesem Schlosse Clemens bei dem Oheim getroffen, nicht zufällig der alte Herr Ihren Namen genannt hätte. Nun rühmte die Tante Ihre Höflichkeit und Zurückhaltung, der Graf Ihre Kenntnisse, Clemens Ihre Freundschaft — das

Zimmer hallte von Ihrem Lobe wieder, und da saß ich hochklopfenden Herzens, mit glühenden Wangen, in unsagbarer Seligkeit, den Preis meines Geliebten mit begierigem Ohre einfangend. Meine Unruhe mußte mich Clemens verrathen haben, er führte mich durch den Garten, er sprach nur von Ihnen, aber er sagte mir auch, daß Sie Adele liebten. Und heute wie damals zerreißt dieser Gedanke mein Herz, ja meine Neigung ist grausam und ausschließlich. Nur müssen Sie Mitleid mit mir haben; wie bin ich dafür bestraft worden, mit eigener Verzweiflung, mit Ihrer Verachtung! An jenem ersten September, wo Sie sich mit Clemens schlugen, lag ich in Fieberphantasien, von den Aerzten aufgegeben, auch ich hatte Ihnen mit dem Blute meines Herzens das Unselige geschrieben.

„Meine Jugendkraft rettete mich, ich genas und erfuhr nun, daß Sie seit Wochen die Stadt verlassen hätten; wohin Sie gegangen, wußte Niemand. Nichts hoffen, nichts begehren, hatte mir der Vater so oft gesagt, das allein macht unser Glück aus. Ich war jetzt in dem Falle, die Wahrheit dieser Lehre an mir selbst zu prüfen: weder vom Leben, noch von dem Geschick erwartete ich fortan ein Zeichen der Gunst. Und gerade damals strömte eine Fülle des Segens auf mich nieder. Der alte Graf Arnheim hatte Gefallen an mir gefunden, er rief mich in's Schloß, ich wurde die Stütze und Trösterin seines Alters. Willig gehorchte ich seinen Wünschen und schmiegte mich in all seine Launen. Sein Verhältniß zu Clemens ward täglich unsicherer und unleidlicher; während er mit warmer Vorliebe von Ihnen redete, gedachte er seines Neffen mit Abneigung und Haß. Sie haben mir gestern Clemens in einer Glorie gezeigt, die ich nie um ihn gesehen, es ist etwas Heimliches, kalt Berechnendes in ihm, Verstellung und Verstand zugleich, das ihn auf immer von der offenen, aufrichtigen und aufbrausenden Natur seines Oheims trennen mußte. Familienzwistigkeiten mochten hinzukommen, es war im Voraus ersichtlich, daß ihm die große Erbschaft nicht zufallen würde — im Gegentheil, nach dem Tode des Grafen war ich, die arme, bis dahin kaum beachtete Isolde Schönfeld, die Herrin großer Güter, eine der reichsten Frauen des Landes geworden. Wenn nicht schon früher, so haßte mich Clemens von diesem Augenblicke an, es war die nothwendige Folge unserer veränderten Stellung.

„Sie sind wahr zu mir gewesen, Bruno, Sie können das Gleiche von mir verlangen, ich fürchte auch nicht, daß Sie mich darum geringer schätzen. Ich war zwanzig Jahre alt, die unabhängige Herrin meines Vermögens, Vater und Mutter mir gestorben, außer meiner alten Tante und meinen Brüdern, die in fernen Garnisonen standen, ich für mich allein auf der Welt. Die Gesellschaft hatte mich so lange mißhandelt, zurückgesetzt, daß ich ihr nun meinerseits diese Verachtung zurückzuzahlen beschloß. Wären Sie mir damals plötzlich erschienen, wie Ihr Bild allnächtlich durch meine Träume irrte — o, wie viel besser wäre Alles geworden! So rissen mich die Leidenschaften des Stolzes und des Trotzes auf abschüssiger Bahn dahin, ich selbst kam mir vor, wie eine Fürstin, die auf goldenem Wagen durch die Reihen eines jubelnden Volkes fährt. Mein war, was mein Wille begehrte — Sie ausgenommen, Bruno, und dieser Stachel schärfte mein unruhiges Verlangen nach ewig neuem Genuß und berauschender Betäubung. Diese Jahre — ich will sie nicht feige vor Ihnen bereuen und beklagen; der verdiente nicht die Frucht der Hesperiden zu kosten, der sie nachher giftig und verderblich schilt. Eine volle Rose blühte das Leben vor mir auf, sonnendurchleuchtet, duftberauschend .. Ach! es war nicht jener zarte, farbige Schmelz der Jugend, es waren nicht die Thautropfen mehr in den Kelchen der Blumen, die ich Ihnen pflückte — und doch, es war eine namenlos herrliche, im Aetherglanz schimmernde Welt!"

Alle Blüthen aus ihren Locken hatte sie zerpflückt, und die bunten Blätter lagen hingestreut auf den Falten ihres weißen Gewandes, nun zog sie es fester an sich und schüttelte die Blätter weithin über den Fußboden, wie herabrieselnde Regentropfen. Und wie sie niederfielen, verlor auch ihr Antlitz den jubelnden, bacchantischen Ausdruck, den es bei ihren letzten Worten angenommen, und wurde wieder ernst und still.

„Nun steh' ich blüthenlos vor Ihnen, bis auf das heilige, unentweihte Veilchen in meinem Herzen, die erste Liebe. Aber Sie erfuhren es ja auch im Lauf des Lebens — was gilt denn ein Herz? Unter den geringen Waaren ist es die geringste, und gerade das edelste findet keinen Käufer. Das glauben Sie mir wohl, daß ich das meinige Niemand schenken konnte, Niemand, als dem, der es verschmäht hatte. Unter so Vielen, die um mich warben, gehörte Clemens zu den Unermüdlichsten; die Erbschaft, die er verloren, gedachte er so am leichtesten wiederzugewinnen".

„Nein, nein!" unterbrach sie Bruno, „er liebt Sie wahrhaftig."

„Dann ist seine Seele voll unergründlicher Tücke. O, vertheidigen Sie ihn nicht; die Briefe, die Sie ihm gegeben, lösen mir jedes Räthsel, auch das seiner Liebe. Ich erschrak oft über seine lauschenden, forschenden Blicke, über die Kenntniß, die er von den verborgensten Seiten meines Wesens hatte; Sie gaben ihm den Schlüssel dazu. Dennoch merkte er bald, daß ich ihm nie meine Hand reichen würde, daß ich Andere ihm vorzöge, und er beschloß, mich zu verderben. Wie ich mein Leben auch gestaltete, er hatte kein Recht, mir einen Vorwurf daraus zu machen, aber erst heimlich, dann lauter verfolgte mich Gerücht auf Gerücht. Die vornehme Gesellschaft haßte mich, weil ich ihr trotzte und mich hochmüthig außerhalb ihrer Formen gestellt. Nur rächen sich diese verachteten Formen und zwingen uns zuletzt doch, mit gebrochener Kraft, wieder unter ihr eisernes Joch. Es hieß, man wolle mir einen Spiegel der Tugend vorhalten, in dem ich erschreckend mein häßliches Bild erblicken würde. Tugend — wer riefe nicht ihren Namen an? Schade, daß Jeder eine andere Göttin darunter versteht! Dem, was die Welt so nannte, mochte ich oft zuwidergehandelt haben, ich mußte nun meine Strafe leiden. Wahrheit und Lüge mischte sich wunderlich in den Beschuldigungen zusammen, die mich trafen und die alle ihren Ursprung zuletzt in Clemens' Aeußerungen über mich fanden. Was ich Ihnen in der Ueberschwänglichkeit der Leidenschaft geschrieben, ich glaub' es jetzt nur zu gewiß, diente ihm vor Andern meine Verworfenheit zu beweisen; die heiligsten Ergießungen meines Herzens nannte die Menge Frevel. Ja, Bruno, das Mädchen, das Sie liebte, hieß eine verworfene Frau. — Ich bin nicht dazu geschaffen, mich zu vertheidigen, ich hielt den Sturm eine Weile muthig aus, zuletzt kränkte, verletzte mich Alles, ich verließ die Stadt und lebe nun schon seit einem Jahre abgeschieden auf diesem Landgute. In der Einsamkeit erwachten die alten Erinnerungen wieder, das Angedenken an Sie — es war ein stiller Hafen, in den der Schiffer nach gewaltigem Unwetter flüchtet. Wieder hatte die Lehre des Vaters, die Philosophie der Entsagung gesiegt. Freilich waren Sie mir verloren, kaum ein und ein anderes Mal hatte das Gerücht Ihren Namen zu mir getragen. Lebten Sie noch? Aber so sind wir, ich hoffte dennoch auf ein Wunder des Schicksals zu meinen Gunsten, daß wir uns noch einmal begegnen würden.

„Im Winter dieses Jahres starb meine Tante. Bei ihrem Begräbniß erschien Clemens nach langer Abwesenheit wieder in meinem Hause. Er sah bleich, krank aus und war von inneren und äußeren Schmerzen geplagt. Wenn er mit mir sprach, schlug er das Auge nicht auf, sein ganzes Wesen drückte Zerknirschung aus. Habe ich ihn doch mit Unrecht beschuldigt? fragte ich mich unwillkürlich. Er bat mich um eine Unterredung, ich bewilligte sie ihm. Von allen Vorwürfen, die ihm mein Herz im Stillen gemacht, nahm er selbst nicht einen zurück, er erkannte sich als schuldig, als unwerth meiner Huld und Freundschaft an, aber er liebe mich, so oder so hätte er mich gewinnen wollen. Ich saß wie betäubt vor ihm; war Alles, was er sagte, Blendwerk und Spiel, konnte die Leidenschaft zu solcher Verirrung führen? Nichts in seinem Benehmen, seinem Ton zeigte von Verstellung, von überlegter List — dennoch überzeugte er mich nicht; zu tiefe Wurzeln hatte die Abneigung gegen ihn in meiner Brust geschlagen, er mich zu tief beleidigt, als daß seine augenblickliche Reue mich versöhnt hätte. Indeß, er war jetzt der einzige Verwandte, der in meiner Nähe weilte, sein offenes Geständniß raubte mir den Vorwand, ihm noch ferner mein Haus und meine Gegenwart zu versagen. Er kam öfters zu mir heraus, immer gleich zurückhaltend, ergeben, nie herrisch und hochmüthig, wie er mir sonst entgegengetreten; er fühle wohl, sagte er mir, daß er nur ein geduldeter Besuch im Schlosse wäre und keine größere Gunst verlangen könne; ich dagegen versicherte ihm, wenn er bei dieser Gesinnung bliebe, würde er mir stets willkommen sein. So selten indeß seine Besuche auch waren, so kurz sie dauerten, fielen sie doch auf; eine Frau, mit deren Ruf man einmal leichtsinnig gespielt hat, ist allen Verleumdungen ausgesetzt. Hatte Clemens darauf einen neuen Plan gebaut, mich zu gewinnen? Als ich darüber mit ihm redete, entfärbte er sich. „Sie werden meinen Versicherungen nicht glauben, Cousine, daß ich an alledem unschuldig bin, und doch schwöre ich es Ihnen zu. Uebrigens gibt es zwei

einfache Mittel, Sie aus dieser Verlegenheit zu befreien: eins, daß Sie mir Ihre Hand reichen, erwartet die Welt, aber Sie werden sich hüten, es anzuwenden; das andere kann ich noch heute erfüllen, ich reise und sterbe fern von Ihnen."

„Ich zuckte mit der Schulter — „Sterben!"

„Sie zweifeln auch daran?" Und er neigte ein wenig den Kopf. „Ich muß es ertragen; ist Ihnen ja meine Liebe selber nur eine Speculation auf Ihren Reichthum . . in einem Monat werden Sie anders von mir denken, damit adien, schöne Cousine!"

„Wie er mir darauf mit einem unaussprechlich rührenden Blick die Hand reichte, ergriff mich selbst ein heftiges Zittern.

„Sie sind ein Thor, Clemens," sagte ich, mich zu einem Scherz zwingend, „dies wird nicht unser letztes Lebewohl vor Ihrer großen Reise sein, ich sehe Sie noch, ehe Sie zu den Schatten hinabsteigen."

„Er lächelte nur und ging. Mein Herz ward schwer, wie von dem Gewicht einer unermeßlichen Schuld. Du jagst ihn in den Tod! klang es beständig um mich her. Sobald ich nicht mehr den Ton seiner Stimme vernahm, milderte sich meine Abneigung gegen ihn, erschien er mir nur als ein Unglücklicher, als ein Mann, der mich liebte und dem ich viel, beinahe Alles geraubt. Was man fürchtet, daran stirbt man, ist ein altes Wort. Mir erging es ähnlich mit Clemens. Eine schreckenvolle Unruhe peinigte mich den ganzen nächsten Tag, die wildesten Phantasien stürmten durch meinen Kopf, tausend Schattenbilder verfolgten mich . . ich dachte an Sie, an ihn, ich hatte Sie Beide in's Verderben gestürzt. Spät Abends, ich hatte eben meinem Mädchen gerufen, mich zu entkleiden, fuhr ein Reisewagen vor das Schloß — Clemens ließ sich anmelden. Ich war wahnsinnig, daß ich ihn nicht zurückwies.

„So kam er zu mir; ich hatte mich fröstelnd in einen großen rothen Shawl gehüllt und lag zum erstenmal im Leben furchtsam wie ein Kind in die Ecke des Sopha's gedrückt. „Also doch, Clemens," sagte ich zu ihm, „Sie wollen fort?"

„Ich muß, Cousine, wenn ich hier stürbe und es hieße, die Verzweiflung hätte mich getödtet, würden Sie mich noch im Tode hassen."

„Dies schien mir die Komödie doch zu weit gespielt, ich raffte mich auf: „Die Welt ist weit, ich hindere Sie nicht, sich den schönsten Ort zum Sterben auszuwählen, nur möchte ich dafür eine schlechte Rathgeberin sein."

„Lassen Sie nur," sagte er ruhig, „die Sorge ist mein. Ich bin auch nicht deshalb gekommen, ich will Sie bitten, mir einen Liebesdienst zu erweisen, im Fall sich meine Reise verlängern sollte. Es ist möglich, daß mein Freund Bruno Berghaupt" — ein Schrei entfuhr mir, ich hing an seinen Lippen — „vor mir heimkehrt, ich möchte nicht, daß die Briefe, die er mir geschrieben, in fremde Hände fielen; er selbst, wenn er noch lebt, wird sie aus keiner andern lieber empfangen, als aus der Ihrigen."

„Damit legte er ein versiegeltes Packet in meine ausgestreckte, zitternde Hand. „Wenn er noch lebt?" fragte ich tonlos, ganz gebrochen.

„Ich vernahm so lange nichts von ihm; vielleicht sind Sie glücklicher, Cousine."

„Ich — und Herr Bruno —"

„Ja, Sie und er! Soll ich denn den Schleier von Ihrem Herzen reißen und Ihnen sagen, daß Sie ihn geliebt haben und noch lieben, daß nur er mich von Ihnen drängt?"

„Ich sank auf die Kniee nieder, ich verbarg meinen Kopf in den Falten des Tuches, dieses Wort durchbohrte mich wie ein Dolch. „Er weiß es, er weiß es!" schluchzte ich. Meines Lebens Geheimniß auf der Zunge meines Feindes — und nun mußte er auch wissen, daß ich mich umsonst in Liebesqualen verzehrt, daß ich verschmäht worden!

„Er wollte mich aufrichten, ich wehrte ihn trotzig ab.

„Leben Sie denn wohl, Cousine; das Theuerste, was ich besitze, mag Sie mir versöhnen — sein Bild!"

„Ich hörte, wie er ein Medaillon auf den Tisch niederlegte, einer Rasenden gleich sprang ich auf. — „Sein Bild!" und mit zorniger Hand warf ich es vom Tisch und zertrat es auf den Boden stampfend. Ohnmächtig wäre ich niedergestürzt, hätte er mich nicht in seinen Armen gehalten — und nun rief das Geräusch, der Sturz einer Blumenvase, die ich niederriß, meine Frauen herbei — sie fanden mich an seiner Brust. Während sie um mich beschäftigt waren, wollte er gehen, ich faßte krampfhaft seinen Arm, meine Lippen bebten so vor Zorn wie im Schmerz: „Sie werden nicht reisen, Clemens, ich bin Ihre Verlobte!"

„Er starrte mich an, als hätte eine Irrsinnige zu ihm gesprochen . . das war mein Verlobungsfest.

„Am andern Morgen freilich, als meine Besinnung mir wiedergekehrt, ahnte ich schon, daß Clemens ein heimtückisches Spiel mit mir getrieben, aber ich haßte Sie, der mich verschmäht, ich war in seiner Gewalt und mußte den Becher des Schmerzes bis zur Neige leeren. Da sind Sie gekommen, und Ihr Anblick —"

Sie vollendete nicht — ein tiefes Schweigen, und doch so beredt, so wonnereich, so voll Hoffnungen und süßer Gedanken, die von Auge zu Auge irrten, umgab sie.

„Und ich will Sie schützen, Fräulein Isolde," sagte endlich sich ermannend Bruno. „Mein Vergehen hat ja Alles verschuldet."

„Ich brauche schon keines Schutzes mehr," entgegnete sie stolz, „ich bin frei. Diese Beichte war ich Ihnen schuldig, nun ist's vorbei!"

„Vorüber — und —" Ihre Kälte reizte ihn.

„Keine Amazone soll Ihre Liebe als Siegesbeute davontragen, keine," sagte sie mit dem schneidenden Ton, der ihn schon einmal verletzt.

Dies entschied ihn; noch einige kühle Aeußerungen hinüber und herüber, er brach auf. Sie hatte ihn nicht gebeten, wiederzukommen, nicht einmal eine Frage nach seinem ferneren Verweilen gethan. Erst als er die Thüre öffnen wollte, überwältigte sie die Leidenschaft, sie breitete die Arme nach ihm aus: „Bruno! Bruno!" Nun umschloß er sie einen flüchtigen Augenblick, sein Kuß loderte wie eine Flamme auf ihren Lippen — dann war er hinausgeeilt.

Ein feiner, naßkalter Regen hüllte die Landschaft in seine nebligen, grauen Schleier und schlug ihm in das glühende Antlitz, gegen die brennende Stirn, ohne sie zu kühlen. Mit dem Sturm, der sich erhoben hatte und die Zweige der Bäume schüttelte, hätte er davonfliehen mögen, aber mit jedem Schritte kam er nur vorwärts, dem Hause näher, in dem er Clemens noch anzutreffen fürchtete. Nicht mit jenem Leichtsinn und der zornigen Erregbarkeit der Jugend konnte er wieder wie vor Jahren ihn zum blutigen und diesmal entscheidenden Kampfe fordern — und doch, gab es denn einen andern Ausweg ihres Streites? Was auch geschehen, etwas, war es die alte Freundschaft, war es das Bewußtsein, daß er selbst zuerst den Stein in Bewegung gesetzt, der sie jetzt zu zerschmettern drohte, sprach in ihm für Clemens und entschuldigte ihn. Er allein hatte mit seinen Reden, mit ihren Briefen die Leidenschaft des Freundes für Isolde entflammt . .

Ruhe suchend und nicht findend, irrte er im Baumgang auf und ab. Verstört, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, die Hände geballt, trat er endlich in die Gaststube — sie war gedrängt voll Menschen, Alles in wildester Bewegung . .

Ihm wich Jeder aus, ihm machte man den Weg zum Tische frei. Düsterbrennende Lampen warfen einen fahlen Schein darüber hin; in seinen eigenen schwarzen Mantel gehüllt, lag dort blutend, staubbedeckt die Leiche des Grafen —

Ein entsetzlicher Schrei! . . „Clemens! Mein armer Clemens!" So laut weinend stürzte Bruno über den Leblosen hin.

4.

Zwei Monate waren vergangen. Bruno Berghaupt saß des Mordes angeklagt im Gefängniß.

An jenem verhängnißvollen Abend hatte man im Dorfe zwischen acht und neun Uhr deutlich einen Pistolenschuß aus der Schlucht gehört, und der Diener des Grafen war sogleich mit mehreren Bauern hinabgeeilt. Die Ahnung eines traurigen Ereignisses, die ihn den Tag über geängstigt, hatte sich erfüllt. Am Fuße der Höhe, auf der er zum letzten Mal mit Bruno geredet, fanden sie ihn mit zerschmettertem Haupt, er schien lautlos, im Augenblick gestorben zu sein. Die eine Pistole mußte er in der Hand gehalten und abgefeuert haben, sie lag oben auf der Anhöhe im Gestrüpp, die andere steckte noch in der Brusttasche seines Rocks.

Wie war er gestorben?

Niemand vermochte darauf eine bestimmte Antwort zu geben, aber Bruno's Mantel, der zerrissen in den Dornen hing, die Tritte, die sich vom Abhang noch deutlich eine Strecke am Ufer des Baches fortzogen und sich zuletzt auf dem steinigen Boden verloren, lenkten den Verdacht der dunklen That auf ihn. Allen im Dorfe, dem Diener zumeist, war sein Wesen fremdartig, zweideutig vorgekommen, Alle hatten die zornigen Blicke gesehen, mit denen er und der Graf sich maßen, als sie durch das Dorf gingen. Der Graf kehrte allein

wieder, um seine Pistolen zu holen, es schien sich also um einen Zweikampf in der Schlucht zu handeln. Was darauf zwischen den beiden Männern vorgefallen, wußte nur Gott und der Schuldige — es zu finden war Sache der irdischen Gerechtigkeit.

Noch in derselben Nacht wurde Bruno nach der Hauptstadt geführt, erfuhr Isolde, daß er den Grafen Arnheim, vielleicht im Ringkampf, vom Felsen gestürzt habe.

Anfangs schien der Instructionsrichter im Innersten von Bruno's Unschuld überzeugt; allein wie es keinen rechten Beweis für seine Schuld, so gab es auch keinen, der unwiderleglich seine Unschuld darthat. Denn Bruno verschwieg, so oft er auch über die Ereignisse des Abends befragt wurde, hartnäckig seine Anwesenheit im Schlosse — es war eben die Stunde, in der Clemens gestorben. Er blieb bei seiner ersten Aussage, daß er sich in der achten Stunde auf der Höhe von dem Grafen, freilich, wie er zugestehen müsse, nach einem heftigen Wortwechsel getrennt und ihn dann erst in der Nacht zum eigenen Entsetzen als Leiche wiedergesehen hätte, seinen Mantel habe er im Niedersteigen verloren und des Verlustes nicht weiter geachtet. Was er in der Zwischenzeit begonnen, darüber verweigerte er jede Auskunft, der Gräfin erwähnte er niemals. Er war in dem Bewußtsein seiner Unschuld so sicher, daß er, auch ohne sein Geheimniß zu verrathen, an seine Freisprechung glaubte. Sein Zartgefühl und sein Edelmuth sträubte sich dagegen, Isolde in dieser traurigen und ihr zwiefach schmerzlichen Verwickelung — wo der Todte ihr Bräutigam und der Angeklagte ihr Geliebter war — als Zeugin aufzurufen, ja nur überhaupt ihren Namen damit in Verbindung zu bringen. Noch mehr würde er in diesem Vorsatz bestärkt worden sein, wenn er gehört hätte, wie in der Gesellschaft diese Geschichte besprochen und gedeutet wurde.

Allein er irrte sich in dem stolzen und muthigen Charakter Isoldens.

Im ersten Schrecken, als das Gerücht des Geschehenen in entstellten Zügen zu ihr drang, hatte sie nicht an der Möglichkeit einer leidenschaftlichen That Bruno's gezweifelt — nicht ein Mord des Grafen, aber wohl ein Kampf beider Männer konnte stattgefunden haben, in dem Clemens unterlegen war. Später nahm dann Alles seine wahren Formen an: — während Bruno bei ihr weilte, verunglückte der Graf auf dem unsicheren, durch den Regen noch schlüpfriger gewordenen Pfad. Die Frage freilich, was er um diese späte Abendstunde in der einsamen Schlucht gewollt, wohin er eilte, gegen wen seine Waffen bestimmt waren, bedeckte nun auf ewig der Deckel des Sarges in der Todtengruft des Schlosses. Diese letzten Dinge hatten Clemens' Gedanken an seinem letzten Tage beschäftigt. In der Frühe, gerade als er zu Pferd steigen wollte, hatte er noch hastig auf ein Blättchen, das man jetzt Isolden brachte, geschrieben: „Wenn ich sterben sollte, vieltheure Cousine, lassen Sie mich in Ihrer Schloßkapelle neben dem Oheim bestatten — das ist meine letzte Bitte und zugleich eine große Bitte um Vergebung für Alles, was ich, von dem Drang des Irdischen verwirrt und hingerissen, Sie leiden ließ!"

Der Entschluß Isoldens konnte nicht zweifelhaft sein. Bruno's Schweigen befremdete sie nicht, sie hatte nichts Anderes von ihm erwartet, es lag ihr nun selbst ob, seine Unschuld zu vertheidigen. Doch war es kein freudiges Gefühl, das Bruno mächtig erschütterte und seine ruhige Haltung brach, als er am Gerichtstage die Gräfin Schönfeld als Zeugin aufrufen hörte. Tief schwarz gekleidet, das Auge am Boden, näherte sie sich der Schranke. Erst allmählich erhob sie es und richtete es unverwandt auf den Vorsitzenden des Gerichts, ihn sah sie mit keinem Blicke an; dann ward auch ihre Stimme, die bei den ersten Fragen leise und kaum den Richtern vernehmlich geantwortet, fester und bestimmter. Sie erzählte, daß ein Zufall sie mit Bruno am ersten September zusammengeführt, daß sie ihn für den nächsten Abend um seinen Besuch im Schlosse gebeten habe; er sei nach sieben Uhr gekommen und habe bis über die neunte Stunde hinaus mit ihr geredet und sie erst verlassen, als nach den einstimmigen Aussagen der Bauern die Leiche ihres Verlobten schon von dem Orte seines Unglücks in das Dorf zurückgebracht worden sei. So viel sie von den Verhältnissen beider Männer wisse, wäre die Freundschaft, die sie einst verbunden, trotz manchen Zwiespalts in ihnen zu mächtig gewesen, um solche Thaten ihnen zu gestatten, deren man jetzt Bruno beschuldige. Mit zitternder Bewegung, aber doch voll hohen und ruhigen Ernstes legte sie für ihre Aussage den Eid ab — den dichten Schleier ihres Hutes über das Gesicht gezogen verließ sie den Saal. Auf der Schwelle hörte sie den Vorsitzenden an den Angeklagten die Worte richten, ob er die Aussage der Zeugin bestreite, hörte noch Bruno mit zerknirschtem Ton antworten: „Nein!"

Eine Stunde darauf war Bruno Berghaupt einstimmig von der Anklage freigesprochen und entlassen. War er glücklich?

Ach! viel zu schwer und drückend fand er das Opfer, das sie ihm gebracht. Wie man auch ihre Erklärung betrachten, wie günstig man sie auslegen mochte, sie hatte ihm ihren Ruf geopfert. Nun bist Du ihr doch auf ewig verpflichtet und kannst nicht los von ihr, sagte er sich. Was willst Du ihr zum Ersatz bieten? Was besitzest Du denn? Nichts! Fortan wird sogar Deine Liebe unter dem Zwange der Pflicht und der Dankbarkeit stehen.

Die Stadt hatte sie schon verlassen; sollte er sie im Schlosse aufsuchen? So sehr sich sein Herz auch dagegen sträubte, er durfte nicht ohne Dank und Abschied von hinnen gehen. Es war der bitterste Gang seines Lebens. Obgleich er wünschte, daß sie in der ruhigen Gemüthsstimmung wäre, nach der er noch vergeblich rang, überraschte ihn doch ihr Empfang: diese Ruhe, dies Gefaßtsein erschien ihm fast wie Kühle und Kälte. Er stammelte einige Worte des Dankes, er beklagte das traurige Ende des Freundes, suchte noch einmal nach Ausdrücken, ihr seine Empfindungen der Verehrung und Freundschaft für sie zu schildern — zuletzt stockte er ganz. Seine tiefe Bewegung klang auch in ihr nach, und der Ernst ihrer Stirn verklärte sich wieder zu jener lieblichen, sinnigen Schwermuth, die ihn am ersten Abend ihres Zusammentreffens so wunderbar gerührt.

„Ach! Herr Bruno," sagte sie, „ich lese in Ihrer Seele. Da steht wohl viel Schönes und Gutes für mich, aber daneben auch das Bild der Furie, und nie wird es sich von seinem Platz verdrängen lassen. Sie werden immer sagen: sie liebte mich, aber diese Liebe entriß mir den theuersten Freund und wollte mich demüthigen. Ja, in diesem Augenblick sogar fühlt sich Ihr Stolz gekränkt, Sie ertragen es unwillig, daß ich Sie dennoch erobert habe! Vergeben Sie mir, Bruno, daß ich Sie wider Ihren Willen befreite — und so befreite; ich löse Sie nun auch von mir."

„Das werden Sie nicht, Fräulein Isolde; die seelische Verbindung zwischen uns besteht, wie weit wir auch sonst von einander getrennt sein mögen. Es ist ein eitler Hochmuth, aber ich behaupte es doch, Sie werden mich nicht ganz vergessen — und ich —"

„Und Sie, Herr Bruno?"

„Und ich? Wie fragen Sie so grausam und wissen doch, was widerstreitend in Lust und Qual mein Herz zerreißt — ich liebe Sie, Isolde!"

„Bruno!"

„Jetzt, wo Sie mich frei geben und mich aus dem Bann Ihres Willens lassen, empfinde ich erst meine ganze Gebundenheit. O, verschmähen Sie den nicht, der sich erst so spät Ihrem Zauber fügt; er wagt kaum einen Anspruch auf Ihre Gunst zu erheben, er hat sie zu schmählich verscherzt. Das ist ein schweres Geständniß, weil es meinen Stolz bricht und besiegt zu Ihren Füßen wirft, weil es den Schatten des Freundes wider mich heraufbeschwört und doch nicht mit einem Liebeskuß, sondern nur mit dem Schmerz der Entsagung und des Abschieds schließen wird."

Bisher hatte sie unbeweglich, fast wie eine Statue vor ihm gestanden. „Uns trennen?" rief sie jetzt aus, flammende Gluth im Antlitz, und erhob ihre Arme gen Himmel. „Da, wo Du mich liebst? Nur Eins scheidet uns fortan noch — der Tod!"

Weinend, schluchzend lag sie an seiner Brust.

Was sie ihm so fremd und unheimlich gemacht hatte, ihr Trotz, ihre Eigensucht, schien in dem feuchten und zärtlichen Glanz ihrer Augen versunken zu sein, die ihn mit bezwingender und doch sanfter Gewalt anschauten. Schimmerte doch eine Thräne an seinen Wimpern, um den Freund, um die Vergangenheit! — ihre Hand wischte sie fort. Ist denn das Glück auf Erden je ohne Schmerzen zu erkaufen? Hinausfahrend auf das offene Meer nach den Inseln der Seligen, sind wir zufrieden, nach den Stürmen in der engsten Bucht Sicherheit zu finden.

Anders urtheilte die Welt; als die Gräfin Schönfeld nach einem Jahre von längerer Reise als Bruno's Gattin heimkehrte, hieß es überall: „Was konnte sie Anderes thun?"



In dem nahe bei Gotha gelegenen Dörfchen Siebeleben pflegte sich bei schönem Wetter eine Gesellschaft von Künstlern zu versammeln, um unter den schattigen Bäumen des Parkes die Aussicht auf den Thüringerwald zu genießen und die Stunden durch heitere und ernste Gespräche zu kürzen. An ihrer Spitze stand der würdige Veteran und Mitdirector des Gothaer Hoftheaters, Herr Konrad Eckhof, der Vater des deutschen Schauspiels, der durch sein Genie und sein unablässiges Bemühn, wie durch strenge Sittlichkeit die versunkene Bühne zu einer nie geahnten Höhe gehoben und eine neue Aera für das deutsche Theater herbeigeführt hatte. Um den alten Meister schaarten sich seine strebsamen Jünger, der gewissenhafte Iffland, der geniale, schwermüthige Beil, der liebenswürdige Beck und noch manche frische Kraft, den Worten eines solchen Lehrers lauschend. Sein Lob war ihr höchster Triumph; doch selbst sein Tadel verletzte nicht, weil er wie ein Vater nur das Beste seiner Kinder wollte, wie er die ihm treu ergebene Schaar zu nennen pflegte. —

Alle Anwesenden waren von derselben Liebe zur Kunst beseelt; sie bildete den Mittelpunkt ihrer Unterhaltung. Hier wurden bei einem Glase Bier oder, wenn es hoch kam, bei einer dampfenden Punschbowle die Leistungen der einzelnen Mitglieder einer gründlichen und stets gerechten Kritik unterworfen, die Schönheiten der Dichtung hervorgehoben und über die Auffassung der verschiedenen Charaktere hin und her gestritten. Der alte Eckhof sorgte dafür, daß die Debatte nie zu heftig wurde, und dämpfte durch die Würde und Erfahrung des Alters die Hitze und den Ungestüm der feurigen Jugend.

Es war eine schöne Zeit für sämmtliche Betheiligte, unvergeßliche Abende voll Erhebung und Begeisterung.

So saßen die Freunde wieder eines Tages versammelt, auf ihren Gesichtern lagerte ein feierlicher Ernst. Der würdige Meister hielt in seinen Händen einen frischen Lorbeerkranz, womit er nach einstimmigem Beschlusse das Haupt des bescheidenen Beck für sein ausgezeichnetes Spiel bei der gestrigen Aufführung der „Emilia Galotti“ zu krönen gedachte.

„Nimm,“ sagte der greise Eckhof, „den wohlverdienten Kranz, den Dir Deine Kunstgenossen zuerkennen. Hätte Dich mein unsterblicher Freund, der große Lessing, in der Rolle des „Prinzen“ gesehen, so würde er Dich wie wir bewundert haben. Leider fehlt mir seine Wundergabe, meine Gedanken in Worte zu kleiden, meinen Empfindungen den richtigen Ausdruck zu verleihen. Darum mußt Du Dich mit diesem Zeichen unserer Anerkennung begnügen. Ich schmücke damit Deine jugendliche Stirn und rufe laut: Es lebe unser Beck!“

„Es lebe unser Beck!“ wiederholte mit neidloser Begeisterung der Künstlerchor.

Als aber Eckhof dem überraschten Jüngling den Kranz auf das Haupt setzen wollte, wehrte dieser mit Entschiedenheit, ja mit Heftigkeit die ihm zugedachte Ehre ab.

„Fort mit dem Kranze!“ rief er entsetzt. „Ich kann ihn nicht sehen!“

Seine Wangen waren bleich, seine Stimme zitterte, so daß Eckhof und die Freunde ihn erschrecken anstarrten.

„Was fehlt Dir?“ fragte nach einer Pause der würdige Meister. „Warum verschmähst Du den Lorbeer, welchen Dir Deine Collegen durch mich überreichen? Dies Uebermaß von Bescheidenheit ist, wie mir scheint, hier nicht angebracht. Du beleidigst uns, indem Du unsere wohlgemeinte Anerkennung zurückweisest.“

Von Neuem näherte sich Eckhof mit dem Kranze, und wieder stieß der junge Schauspieler mit allen Zeichen der höchsten Aufregung die verehrte Hand des Veteranen zurück.

„Ich kann nicht anders," stammelte er bebend. „Verzeiht mir, aber den Anblick des Lorbeerkranzes ertrag' ich nicht. Er regt alle Leiden und Schmerzen auf, die in meiner Seele schlummern!"

Beck war auf die nahe stehende Bank hingesunken und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, um seine hervorströmenden Thränen zu verbergen.

„Wir wollen Dir gewiß nicht weh' thun," beschwichtigte Eckhof, indem er sanft zusprechend seine Hand auf die Schultern des Weinenden legte. „Wie es scheint, hat der wohlgemeinte Kranz alte Erinnerungen in Deiner Brust geweckt."

„So ist es," entgegnete der Jüngling, nachdem er mühsam sich wieder gefaßt hatte. „Ich bin Euch eine Erklärung meines seltsamen Benehmens schuldig. Ihr müßt mich für einen eingebildeten Thoren halten."

„Das nicht, aber ich ahne einen tiefen Kummer. Hat doch jeder Mensch einen geheimnißvollen, wunden Fleck in seinem Herzen, den selbst die Hand des Freundes nicht berühren darf. Wir wollen Dein Geheimniß ehren und uns nicht in Dein Vertrauen drängen."

„Nicht doch! Ich darf ohne Erröthen Euch erzählen, warum der Anblick des Lorbeer's mich mit Entsetzen erfüllt hat. Ich habe die Erinnerung der Vergangenheit nicht zu scheuen, so traurig sie auch für mich ist. Wollt Ihr die Geschichte von dem „ersten Kranz des Künstlers" hören?"

„Gewiß!" entgegnete Eckhof. „Wenn Dich die Erzählung nicht von Neuem aufregt."

Die Anwesenden lagerten sich im Kreise voll Erwartung, während Beck mit noch bewegter Stimme die nach seiner Meinung ihnen schuldige Aufklärung gab.

„Ich bin," begann er, „wie Ihr Alle wißt, von armen, aber redlichen Eltern geboren, die selber darbten, um mir eine angemessene Erziehung zu geben. Besonders hätte es der Vater gern gesehen, wenn ich studirt hätte und Geistlicher geworden wäre. Mich aber zog es mit unwiderstehlicher Gewalt zu der bunten Welt des Theaters. Mehr oder minder kennt Ihr Alle, meine Freunde, jene Kämpfe mit dem Vorurtheil, die jeder angehende Schauspieler zu bestehen hat. Gilt doch noch immer unser Stand selbst in den Augen der Gebildeten gewissermaßen für minder ehrenvoll, als jeder andere, obgleich die Schriften eines Lessing, der Schutz des hochherzigen Dalberg und das Beispiel unseres Eckhof in dieser Beziehung Wunder gewirkt haben.

„So lange mein Vater lebte, durfte ich nicht daran denken, meiner Neigung zu folgen; erst nach seinem Tode trat ich mit meinem Wunsch hervor. Wie groß die Liebe meiner armen Mutter gewesen, könnt ihr daran abmessen, daß sie mir keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzte, obgleich auch sie meine Wahl nicht billigte und im Stillen darüber seufzte. Sie unterstützte mich nach ihren Kräften und trennte sich nicht von mir.

„Es ging uns Beiden im Anfange herzlich schlecht, meine Gage betrug nicht mehr als drei Gulden wöchentlich, und auch diese wurden nicht immer regelmäßig gezahlt. Dennoch litt ich keine Noth; denn sie arbeitete bis in die späte Mitternacht, nähte und stickte für fremde Leute, sodaß ihre ohnehin schwachen Augen fast zu erblinden drohten.

„Aus Liebe für mich legte sie sich die größten Entbehrungen auf; wir bewohnten ein kleines Dachstübchen, das sie so reinlich hielt, daß es wie ein zierliches Schmuckkästchen aussah. Das einfache, von ihrer Hand bereitete Mahl schmeckte mir besser als die theuersten Leckerbissen, und immer wußte sie es so einzurichten, daß ich ein Leibgericht fand. So viel Zärtlichkeit und Aufopferung spornte mich zum höchsten Fleiße an; ich hatte nur den einen Wunsch, ein großer Künstler zu werden und einst ihre Liebe zu vergelten. Ich betete sie wie eine Heilige an, und kein anderes Weib auf Erden schien mir werth, meiner Mutter die Schuhriemen aufzulösen.

„Ich machte in der That mächtige Fortschritte, mit jeder neuen Rolle gewann ich mehr und mehr die Gunst des Publicums und die Anerkennung der Gebildeten. Wie freute ich mich auf den ersten Lorbeerkranz, nicht aus Eitelkeit und Stolz, sondern um ihn meiner Mutter zu Füßen zu legen!

„Bisher hatte ich sie nie dazu bringen können, das Theater zu besuchen. Ich weiß nicht, ob sie aus religiösem Vorurtheil, oder vielleicht aus Scheu vor der allzugroßen Aufregung sich fortwährend weigerte, mich auf der Bühne zu sehen. Vergebens suchte ich sie dazu zu überreden, sie wies meine Bitte sanft aber entschieden zurück, sodaß ich nicht weiter in sie drang, obgleich es mich schmerzte, daß sie nie Zeugin des Beifalls war, der mir jetzt öfter zu Theil wurde.

„Da wurde zum ersten Male Lessing's „Emilia Galotti" gegeben, worin ich die Rolle des „Prinzen" spielen sollte. Ihr wißt, welches Aufsehen dieses Meisterwerk des unsterblichen Dichters machte; ein ähnliches Drama hatte die deutsche Bühne noch nicht aufzuweisen; es war der erste Lichtstrahl nach einer langen, finstern Nacht.

„Ich war von der feinen und doch so gediegenen Charakterzeichnung, von der geistreichen, edlen Sprache, von der dramatischen Gewalt der Dichtung so begeistert, daß ich meine ganze Kraft anstrengte, um meine Aufgabe würdig zu lösen. Ich vertiefte mich in meine Rolle und dachte bei Tag und Nacht nur daran, das Höchste in ihr zu leisten.

„Diesmal," sagte ich zu meiner Mutter mit jener inneren Gewißheit, die uns zuweilen überkommt, „diesmal bringe ich Dir einen Kranz nach Hause. Ich fühle, daß ich den Prinzen mit großem Beifalle spielen werde. Wie schade, daß Du mich nicht sehen, meinen Triumph nicht theilen willst!"

„Sie sah mich verwundert, aber mit liebevollen Blicken an und schien mit sich selbst zu kämpfen, aber zuletzt schüttelte sie, wie gewöhnlich, lächelnd mit dem Kopfe; worauf ich nicht weiter in sie drang. Am Abend der Vorstellung packte sie, wie sie stets zu thun pflegte, mir die nöthigen Garderobestücke zusammen und reichte mir dann die Hand zum Abschiede.

„Viel Glück!" rief sie mir nach und lächelte dabei so eigen, daß ich unwillkürlich stutzig wurde. Ein wunderbarer Zug von Schalkhaftigkeit überflog das alte, treue Gesicht und erinnerte mich an meine Kinderzeit, wenn die Mutter am heiligen Abend sich im Voraus über die mir bevorstehende Ueberraschung freute. Da sie aber kein Wort hinzusetzte, so ging ich ruhig in's Theater, wo ich bald nur noch an meine Rolle dachte. Ich zog mich an und schminkte mich in meiner Garderobe, auf das Zeichen zum Beginn der Vorstellung wartend.

„Kurz vor dem Aufziehen des Vorhanges entstand in dem Hause eine große Unruhe, die mich auf einen Augenblick aus meinen Gedanken und Träumen riß. Ich fragte nach der Ursache, und ein College erzählte mir, daß sich ein Unglück im Treppenhause des Gebäudes ereignet habe. Nach seinem Bericht war eine alte, halb blinde Frau, die wahrscheinlich zum ersten Male in ihrem Leben das Theater sah, beim Suchen nach ihrem Platze in der Dunkelheit über die Brüstung der Gallerie herabgestürzt und auf das Pflaster des Vorsaals gefallen. Man hatte sie nach Hause geschafft und schien an ihrem Aufkommen zu zweifeln.

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich plötzlich ein Schauer befiel und ich unwillkürlich an meine Mutter denken mußte. Gern wäre ich nach Hause geeilt, aber ich hatte keine Zeit mehr, da im nächsten Augenblick schon die Vorstellung ihren Anfang nahm. Mühsam bekämpfte ich die aufsteigende Besorgniß und bald wurde ich wieder Herr meiner unerklärlichen Aufregung. Muß doch der Schauspieler nur zu oft seine Gefühle unterdrücken und mit schwerem, oft gebrochenem Herzen ruhig und selbst heiter erscheinen. Was kümmert sich die Menge um unsere Schmerzen, um die Angst des Mannes, dem ein sterbendes Weib zu Hause auf dem Lager liegt, um den Jammer der Mutter, welche ihren Liebling so eben begraben hat!

„Wieder mit meiner Rolle beschäftigt, auf mein Stichwort lauschend hatte ich die alte, verunglückte Frau vergessen. Als ich auf die Bühne trat, der Glanz der Lampen mir entgegenstrahlte, zu meinen Füßen die Zuschauer sah, von deren Urtheil mein Loos mehr oder minder abhing, erfaßte mich jener wahnsinnige Rausch, den Ihr Alle ja am besten kennt. Die übrige Welt verschwand vor meinen Augen, ich war nur noch Schauspieler, nur noch der „Prinz" in Lessing's „Emilia Galotti", mit dem darzustellenden Charakter so innig verschmelzen, daß ich mir selbst ein Fremder geworden war. So spielte ich meine Rolle, und ich darf wohl sagen, daß ich sie nie später ähnlich gespielt habe, woran vielleicht meine innere Aufregung schuld war. Von Scene zu Scene stei-

gerte sich der Beifall, die Zuschauer jubelten, und als der Vorhang fiel, dröhnte das Haus von ihrem begeisterten Applaus. Ich wurde gerufen und mit Blumen und Kränzen überschüttet. Ein Lorbeer, von schöner Hand geworfen, fiel zu meinen Füßen, ich hob ihn auf, um ihn meiner Mutter zu bringen. Erst jetzt dachte ich wieder an sie und bedauerte, daß sie nicht Zeugin meines ersten, großen Triumphes gewesen.

„Eine unnennbare Sehnsucht nach ihr hatte mich ergriffen; ich gönnte mir nicht so viel Zeit, um meine Kleider abzulegen. In der Garderobe des Prinzen, nur mit meinem Mantel bedeckt, stürzte ich aus dem Theater auf die Straße hinaus. Eine unerklärliche Eile beflügelte meine Schritte, bald stand ich vor der kleinen Thür, die ich mit klopfendem Herzen öffnete. Den Kranz hielt ich in meinen Händen, um sie damit zu überraschen.

„Sie lag auf ihrem Bette und schien zu schlafen. Ich wunderte mich nicht wenig, da sie sonst immer wach zu bleiben und mich zu erwarten pflegte, bis ich aus dem Theater zurückkam, um mit mir zu plaudern. Um sie nicht zu stören, schlich ich auf den Zehen an ihr Bett, auf das ich leise meinen Lorbeer legte. Ich konnte mich jedoch nicht enthalten, einen Kuß auf ihre Hand zu drücken; sie fühlte sich eisig und erstorben an. Ich erschrak, ein furchtbarer Gedanke durchzuckte mich plötzlich. Wenn sie jene verunglückte Frau wäre?

„Ich wollte mir Gewißheit verschaffen; an allen Gliedern bebend, griff ich nach der Nachtlampe, welche auf dem Tische stand, und leuchtete ihr in das treue Angesicht; es war mit Blut bedeckt und leichenblaß.

„Mutter!“ rief ich schluchzend vor innerer Angst.

„Sie antwortete nicht, Alles still!

„Mutter!“ wiederholte ich lauter, aber sie blieb stumm.

„Mein Rufen weckte sie nicht mehr; sie war — todt.

„Ich legte „den ersten Kranz des Künstlers“ auf den Sarg meiner Mutter. Seitdem weckt der Lorbeer nur trübe Erinnerungen; ich habe ihn zu theuer mit dem Liebsten erkauft, was ich auf Erden besessen habe.“

„Das ist des Künstlers Loos,“ sagte Eckhof tief ergriffen und reichte Beck die Hand, mit der andern eine Thräne leise trocknend.

Ernst und still traten die Freunde im milden Glanz des Mondlichts ihren Rückweg nach Gotha an. M. R.

Russische Reiseskizzen.

Die Petersburger Droschke.

Von A. Stahlberg.

Das Reisen nach Petersburg wird Mode werden, sobald eine directe Eisenbahnverbindung dahin das Langweilige einer Landreise erleichtert. Dann werden meine Landsleute in Deutschland die Freuden und Leiden der schönen Hauptstadt kennen lernen, vor Allem aber — da man in Petersburg immer fährt — die Freuden einer Droschkenfahrt.

Wer an das trauliche Halbdunkel einer viersitzigen Berliner Droschke mit ihren roth- und weißgestreiften Kattunüberzügen, dem Anscheine nach einen feinen Tuchüberzug verbergend, gewöhnt ist, dies ehrwürdige Gefährt, welches selbst dem tarifwidrigen Gewichte eines Berliner Bäckermeisters und seiner nicht minder gewichtigen Ehehälfte nicht weicht, ja sogar ohne besondern Kraftaufwand die Schwere der ganzen Familie eines hinterpommerschen Pachters bei ihrem Alles bewundernden Umzuge durch die Residenz aushält, der wird freilich erst vorher noch einmal gründlich überlegen, ehe er seine irdische Hülle einer Petersburger Droschke anvertraut.

Dieselbe Species. Beide sind geschaffen, um dem Menschen den Wandel hienieden zu erleichtern. Beide werden von einem, in der Regel nur noch gemäß einer alten Gewohnheit nothdürftig zusammenhaltenden, und mit dem classischen Namen „Droschkengaul“ belegten Vierfüßler, mehr oder weniger mühsam, je nach dem Gewichte ihres Inhaltes, fortbewegt. Beide werden durch einen Kutscher dirigirt, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, seinen Herrn so viel wie möglich, trotz Droschkenmarken und der über jeder Fahrkarte in großen Lettern gedruckten ominösen Worte: „Kein Fuhrgeld hat der Fahrgast zu zahlen rc.“ zu betrügen. Beide haben eine gewisse Nummer und können auf einem Bureau belangt werden. Und doch, welche Verschiedenheit!

Ich sage, Jeder, der noch etwas darauf gibt, seine Gliedmaßen so unversehrt wie möglich zu erhalten, wird es reiflich überlegen, ehe er dieselben einem Petersburger Droschkenkutscher zur Beförderung übergibt.

Auf vier Rädern, ungefähr so groß, daß sie einem nur einigermaßen abgewachsenen Schulknaben als Brummkreisel dienen könnten, hängt zwischen vier stark gebogenen C Federn ein ungefähr drei Fuß langes und zehn Zoll breites Bret, mit einem Polster versehen, welches in Anbetracht der verschiedenen Klumpen, die sich durch das Zusammenballen des zum Ausstopfen verwandten Heues gebildet haben, den Eindruck macht, als setze man sich auf einen mit faustgroßen Kartoffeln gefüllten Sack. Rechts und links ein Kothbret, welches indessen nur genügt, um den hochaufspritzenden Koth nicht ganz bis an die Halsbinde kommen zu lassen. Wo kommt da der Platz her? wird ein Jeder fragen, und wahrlich, es bedarf der ganzen Schärfe einer mathematischen Eintheilung, um dies zu Wege zu bringen.

Vor allen Dingen sitzt der Kutscher, oder er hängt vielmehr auf einem Theile dieses Bretes; seine Beine, in ein Paar ungeheuren Juchtenstiefeln steckend, welche die Bekanntschaft einer Bürste auf das Entschiedenste abzulehnen scheinen, baumeln vorne, ungefähr sechs Zoll über der Erde frei in der Luft herum, nur dann eine bestimmte Direction annehmend, wenn er seinem kleinen mageren Gaule als Aufmunterung einen ziemlich derben Tritt unter den Schwanz versetzt; denn das russische Pferd wird nicht, wie der moralisch so tief gesunkene Berliner Droschkenklepper, mit der Peitsche dirigirt; ein freundschaftliches Wort genügt ihm, und der Fußtritt ist eben nur die Quintessenz dieser Freundschaft. Es ist ungefähr damit so, wie wenn der hinterpommersche Hans, nach dem Sprüchworte: „Spaß muß sein“, seine Trine mit der Heugabel titzelt.

Also der Kutscher sitzt. Jetzt kommt der Fahrgast.

Er setzt den einen Fuß auf den untern Theil des Kothflügels, der bei dem Mangel an Raum zu gleicher Zeit die Dienste eines Trittes versehen muß, doch so wie er den andern Fuß nach sich zieht, neigt sich das ganze Gefährt sammt Kutscher und Zubehör auf die Seite, und er muß sich nun, um das so gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, schleunigst mit einem kühnen Sprunge in die Mitte des Bretes zu bringen suchen. — Gelingt ihm dies, so ist er für den Augenblick geborgen, verfehlt er aber nur um einen Zoll breit die Mitte, so hat er das Vergnügen, mit der Nase auf der andern Seite in den Koth zu fahren, und muß, falls er dennoch bei seinem Vorsatze, sich auf diese Art befördern zu lassen, beharrt, einen neuen Anlauf nehmen, mit der Aussicht nicht besser als das erste Mal zu reussiren.

Doch ich setze den günstigsten Fall voraus, d. h. man sitzt endlich, alle Equilibristik aus seinen Knabenjahren zusammenraffend, und man hat das Glück allein zu sein, ohne einen guten Freund, denn man muß nicht etwa denken, daß dieses Gefährt für einen Menschen allein erbaut worden ist. Zwei, ohne den Rosselenker, haben nach russischer Berechnung bequem darauf Platz; nun, und wenn's drei sind, so ist der edle Fuhrmann bescheiden genug, sich nur mit einigen Quadratzoll Platz zu begnügen. Man sieht also, daß eine Person wie auf einem Throne sitzen muß. — Dies ist aber nur die Einleitung der uns erwartenden Qualen.

Der Bestimmungsort wird genannt, der Kutscher nickt freundlich dem Fahrgaste zu (hierin dem Berliner Droschkenkutscher, der seinen Gast stets mit einer mürrischen Miene empfängt, als wolle er sagen: „Na, Du hätt'st mich auch in Ruhe lassen können!“ durchaus unähnlich), hat ein freundliches Wort, von einem kräftigen Fußtritte begleitet, für sein edles Roß, und fort geht's mit rasender Schnelligkeit durch die grundlosen Straßen über Berge von Steinen, die man hier Pflaster nennt, durch Löcher und Pfützen, über

Brücken und Dämme, daß das ganze Fuhrwerk in dem hochaufspritzenden Kothe wie in einer großen gewaltigen Wolke verschwindet, bis man denn endlich nach einer Viertelstunde, während der man alle nur erdenklichen Anstrengungen gemacht hat, um durch Veränderung des Schwerpunktes nur einigermaßen das Gleichgewicht des ganzen Gefährtes aufrecht zu erhalten, an allen Gliedern verrenkt und zerbrochen, an dem gewünschten Ziele ankommt. — Man springt mit einem verzweifelten Satze von diesem Marterkasten, der nicht übel Lust zu haben scheint, durch diese brüske Bewegung vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht, einem auf der Ferse nachzustürzen, bezahlt den holdselig lächelnden Kutscher und schwört



Petersburger Droschke.

einen furchtbaren Eid, sich nicht wieder auf eine ähnliche Höllenfahrt einzulassen, was nicht verhindert, daß man, die Unmöglichkeit zu Fuße nach Hause zu kommen einsehend, nach einer halben Stunde einer ähnlichen Procedur unterworfen wird.

Laternen hat natürlich ein solches Fuhrwerk nicht; wo sollte auch der Platz herkommen? Der Fuhrmann müßte sie denn nach Art der Bergknappen auf seinem Hute tragen, wie er ja schon genöthigt ist, die Nummer, da man dieselbe doch füglich nicht auf die Räder oder das Sitzbret malen kann, vermittelst eines großen Blechschildes auf seinem Rücken zu befestigen. Um das Blechschild zu ersparen, lassen sich Einige dieselbe auf den Schafpelz malen. — Dies die Petersburger Droschke. Wäre ich Hauptagent einer Lebensversicherungs-Gesellschaft, so würde ich dem Paragraphen des „gewaltsamen Todes" den hinzufügen, daß die Police, fände Inhaber derselben den Tod auf einer „Petersburger Droschke", nicht bezahlt würde.

Ich bin fest überzeugt, wäre der Acheron kein Fluß, sondern eine Straße gewesen, so würde sich Meister Charon anstatt seines gebrechlichen Nachens eines ähnlichen Gefährtes bedient haben, um die Schatten in die Unterwelt zu befördern, und wer weiß, wie Viele alsdann bei dem einstigen Appell fehlen würden!

Die gefährliche Nonne.

Von F. Z.

Wenn es etwa funfzig Jahre früher wäre, die Zeit, wo die Kramer, Spieß und Genossen die Lesewelt mit ihren schaurigen Räuber-, Ritter- und Geisterromanen entzückten, wie könnte ich mir dann gratuliren, obigen Titel erfunden und den nachfolgenden Zeilen vorgesetzt zu haben! Die Zahl Derer, welche nach diesem Blatte gegriffen, um mit gierigem Leseverlangen den erhofften „Roman" so bald und so schnell als möglich in sich aufzunehmen, wäre Legion gewesen! Ebenso gewiß ist es aber auch, daß die große Mehrzahl diesen Bogen enttäuscht, wo nicht verächtlich, wieder bei Seite geschoben hätte, sobald sie erst den wahren Inhalt, der allerdings nichts weniger als romanhaft ist, erkannte. Heutzutage kann das nur umgekehrt sein. Mancher Leser der Gartenlaube wird die Ueberschrift mit heimlichem Bedauern betrachten. Kommt er aber zum Kerne, so wird er sich gewiß freuen und der ihm mehr oder weniger neuen Schilderung das Interesse abgewinnen, welches sie in Anspruch nehmen darf, vorausgesetzt, daß der Erzähler nicht a la Mephisto „den Geist herausgetrieben hat", wie er es doch nicht hofft und nicht glaubt.

Unsere „gefährliche Nonne" hat noch verschiedene andere Namen. Der in der wissenschaftlichen Welt gebräuchlichste rührt von dem Altvater Linné her, und lautet Phalaena Bombyx Monacha. Mit diesem wollen wir uns begnügen, da er einem Jeden, der sich mit Naturwissenschaften beschäftigte, bekannt sein dürfte. Der Entomologe weiß, daß die Nonne ein Insect ist., welches zu den Schmetterlingen gehört, die Linné zu den Nachtfaltern und den Spinnern rechnet. Der Name Nonne oder Monacha rührt jedenfalls von der eigenthümlichen, weiß und schwarzen Zeichnung der Flügeldecken des Schmetterlings her. Wir nannten das Insect die verderbliche Nonne, weil dasselbe noch ganz neuerdings in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren dem Staate und Privatpersonen einen Schaden zugefügt hat, der nicht nach Hunderttausenden, — der nach Millionen zu berechnen ist!

Ehe wir hierauf zurückkommen, geben wir untenstehend eine genauere Beschreibung des Uebelthäters in seinen verschiedenen Zuständen.*

Dieser Raupe nun, oder vielmehr Milliarden dieser kleinen Raupen ist es gelungen, Verheerungen zu bewirken, wie solche durch andere Naturgewalten in so kurzer Zeit kaum erreicht, geschweige denn übertroffen worden sind. Denn selbst Wasser und Feuer werden in ihrer Macht aufgehalten durch Hindernisse, welche die Raupe mit Leichtigkeit überwindet.

Wenn die Gattung der Raupen, mit welcher wir uns hier beschäftigen, auch polyphag ist, das heißt, wenn sie auch keinen einzigen unserer Wald- und Gartenbäume verschont und in der Noth selbst mit Haidekraut und Gras vorlieb nimmt, so sind die Nonnen doch in gewisser Beziehung Feinschmecker, welche das Gute vom weniger Guten, das Zarte von dem Harten, das Saftige von dem Trocknen sehr wohl zu unterscheiden wissen. Dies gilt nicht allein von der Wahl der Holzarten, indem sie den Buchen den Vorzug geben vor den Birken und Eichen, diese indessen noch lieber annehmen, als Obstbäume, sämmtliche Laubhölzer aber so lange nicht berühren, als sie noch Nadelhölzer vorfinden, und unter letzteren wieder ganz besonders die Fichte (Rothtanne, pinus picea) vor Kiefer und Weißtanne auszeichnen; sie zeigen sich auch beim Fraße selbst an dem einmal ausgesuchten Baume ganz außerordentlich wählerisch und übermüthig. Und dabei machen sie die feinsten Unterschiede! Von dem Buchenblatte nimmt die Nonne am meisten. Sie beginnt an der Basis des Blattstieles ihren Fraß, geht an der Mittelrippe in die Höhe und löst die zarteren Theile des Blattes aus. Die Mittelrippe selbst zernagt sie erst dann, wenn die Nahrung knapp wird. Von Eichen- und besonders von Birkenblättern frißt sie nur äußerst wenig, versäumt aber nicht, den Blattstiel durchzubeißen, daß das Blatt zur Erde fällt und der Baum bald mit winterlichem Aussehen dasteht. Bei der Kiefer beginnt sie ihren Fraß an den zweijährigen Nadeln und geht erst, wenn der Hunger sie treibt, zu den einjährigen und ganz jungen über. Völlig unverantwortlich aber verfährt sie mit der Fichte. Wie schon gesagt, geben ihr die Nadeln dieses Baumes die liebste Nahrung. Und dennoch nimmt sie von diesen, ihrem Leckerbissen, nur den allergeringsten Theil zu sich. Fast unmittelbar über der Scheide, aus welcher die Nadeln hervorkommen, nagt sie dieselben durch und frißt dann nur den Stumpf derselben, welcher ihr besonders zusagen muß. Dadurch ist es aber auch stets um das Leben der befressenen Fichte geschehen, und der seiner Nadeln auch nur zum größeren Theile beraubte Baum wird eine sichere Beute des Todes, während sich die Laubhölzer immer, die Kiefer, sobald sie nicht zu arg mitgenommen ist, meist immer wieder erholt.

Einige wenige Exemplare dieser Raupe finden sich wohl zu jeder Zeit überall dort, wo es größere Waldungen im Zusammenhange gibt. Zum Glück ist aber ein solches Ueberhandnehmen derselben, wie es in den Jahren 1853—1856 in den Wäldern Litthauens stattfand, eine Seltenheit. Vor 30 Jahren wurden die ausgedehnten Kiefernbestände der Neuvorpommerschen Ostseeküste (Reg.-Bezirk Stralsund) von dieser Plage heimgesucht. Da aber, wie angedeutet, der Fraß in Kiefern nicht so gefahrbringend ist, als in Fichten, und da dort die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht wurden, um den Verheerungen entgegenzutreten, gelang es, den größten Theil jener Bestände zu retten. Noch einmal trat dies Insect im Jahre 1838 in derselben Gegend auf, und zwar unter den merkwürdigsten Umständen.

Am 15. August des gedachten Jahres fährt der Tagelöhner Wieck auf einem Binnenwasser der Halbinsel Darß, hart an der Ostseeküste, welches eine beträchtliche Breite hat, mit mehreren anderen Leuten auf den Fischfang. Plötzlich zieht, von der Ostsee herkommend, bei ganz klarem und ruhigem Wetter, eine weiße Wolke auf, welche mit großer Schnelligkeit näher kommt und fast die Sonne verdunkelt. Bald erkennen die Leute, daß die vermeintliche Wolke nichts Anderes ist, als unglaubliche Mengen von weißen Schmetterlingen, welche wie die Schneeflocken herniederfallen und das Boot, sowie das Wasser ringsum bedecken. Die Fischer konnten sich der zudringlichen Gäste kaum erwehren; sie krochen ihnen in die Taschen und unter die Schürzen. Ganz bestürzt über dies seltsame Ereigniß, melden sie den Vorfall dem königlichen Oberförster auf dem Darß, und dieser entdeckt zu seinem unnennbaren Schrecken am folgenden Tage die sämmtlichen Kiefernbestände der Umgegend so dicht mit Nonnenschmetterlingen besetzt, daß er vier Ortschaften zu ihrer Vernichtung aufbieten mußte. Obwohl aber viele Scheffel derselben eingebracht wurden, konnten im nächsten Winter noch dreihundert Pfund Nonneneier gesammelt werden, und dennoch fand im Sommer darauf ein merklicher Fraß statt, der die Kiefernbestände lichtete.

In der Provinz Litthauen hatte die Nonne seit Menschengedenken nicht gewüthet, oder wenigstens nicht einen Ruin der Wälder herbeigeführt. Andere Calamitäten freilich, wie furchtbare Stürme und ein anderes Insect, „der Borkenkäfer", von welchem weiter unten noch die Rede sein wird, haben die Nadelholzbestände in diesem Theile Preußens mehrfach heimgesucht, jedoch nicht in gleicher Ausdehnung und nicht mit ähnlichen nachhaltigen Wirkungen.

Im Sommer des Jahres 1852 zeigten sich in den enormen ostpreußischen Waldungen die ersten Spuren der Nonnenschmetterlinge. Dieselben wurden aber so vereinzelt gesehen, daß sich die Forstverwaltung noch nicht veranlaßt sehen konnte, Vernichtungsmaßregeln zu beginnen, wenn das Vorhandensein des Insectes auch keineswegs ihrer Aufmerksamkeit entging. In den südwestlichen Theilen der Provinz, an der russisch-polnischen Grenze, erschienen die Raupen am häufigsten und fraßen daselbst schon, als in den nördlich und östlich gelegenen Waldcomplexen fast noch keine Spur derselben zu entdecken war. Man vermuthete damals gleich, wie es sich auch jetzt bestätigt hat, daß die Brutstätte des Insectes in den ungeheuren polnischen Waldungen gewesen war, und daß es der dortigen schlechten Forstverwaltung und ungenügenden Aufsicht zu danken sei, wenn die Vermehrung desselben in so fabelhafter Weise stattfinden konnte, daß spätere, auch noch so bedeutende Anstrengungen der Menschen zu ihrer Vertilgung erfolglos blieben. Denn auch dieser gewaltigen Naturerscheinung ist der Mensch gewachsen und kennt die Mittel zu ihrer Unschädlichmachung. Er muß nur an der Quelle anfangen und sich dem Strome nicht entgegensetzen wollen, wenn dieser ein Niagarafall geworden ist! — Dem Ueberflug der Schmetterlinge nach Litthauen ist es zuzuschreiben, daß im Jahre 1853 die ganze Provinz bis zur Ostsee hinauf mit der

* Jedes Insect hat drei Zustände zurückzulegen, ehe es, nach der letzten Metamorphose, seine vollkommenste Form als Fliege (Schmetterling, Mücke, Käfer, Fliege, Biene rc.) erhält. In dieser Form erst ist es im Stande, seine Art fortzupflanzen, und es verschwindet, sobald diesem Gesetze der Natur Genüge geleistet worden ist. Während es nun fast bei allen übrigen Geschöpfen eine durchgehende Erscheinung ist, daß das männliche Geschlecht dem weiblichen an Größe, Kraft und Schönheit überlegen ist (man will ja selbst den Menschen, auch im Schönheitspunkte, nicht ausnehmen), findet bei den Insecten in den allermeisten Fällen das Umgekehrte statt. So auch bei der Nonne.

Der weibliche Schmetterling hat oft bis zwei und ein halb Zoll Flügelspannung, das Männchen ist gut einen halben Zoll kleiner. Ersterer hat einen schönen, rosenrothen Hinterleib, welcher Schmuck dem Letzteren fehlt oder wenigstens nicht glänzend ist. Auch ist bei dem Männchen die Zeichnung der Flügeldecken nicht so schön, als beim Weibchen. Der einzige Vorzug des Männchens sind seine schönen buschigen, doppelt gekämmten Fühler, welche dem Weibchen abgehen. Schon von weitem, und selbst wenn sie hoch am Stamme sitzen, sind die beiden Geschlechter kenntlich, da noch das Merkmal hinzukommt, daß das Weibchen seine großen Flügel im Sitzen über einander schlägt, während diese bei dem Männchen sich nicht völlig decken, und noch einen Theil der Unterflügel sehen lassen.

Der verhältnißmäßig dicke Leib des Weibchens endigt mit einem langen Dorne, der sogenannten Legeröhre. Vermittelst dieser schiebt es Ende Juli oder Anfang August seine Eier tief in die Risse und Ritzen der Rinde von Baumstämmen, woselbst diese, ohne merkliche Veränderung, bis zum nächsten Frühjahre bleiben. Sehr bald nach dem Proceß der Eierablage stirbt das Weibchen, dessen Leib ganz zusammenschrumpfte, und das Männchen verschwindet zu gleicher Zeit.

Sobald Ende April oder Anfang Mai die Frühjahrssonne warm auf die Rinde der Bäume scheint, beginnt es auf derselben lebendig zu werden. Die Schalen der Eier öffnen sich, und eine Menge ganz kleiner schwarzer Räupchen kommt hervor und kriecht nesterweise zusammen. Zwei bis drei Tage verharren die Räupchen, welche an der freien Luft sehr zunehmen, auf demselben Fleck und steigen dann hinauf auf den Baum, um in den Blättern oder Nadeln desselben ihre Nahrung zu suchen. Mit einer fabelhaften Gierigkeit stürzen sie sich auf den Fraß und merkwürdiger Weise sind sie so verschwenderisch, daß sie nur den kleinsten Theil des Blattes oder der Nadel wirklich fressen, bei weitem das Meiste nur abbeißen und herniederwerfen. In wenig mehr als zwei Monaten sind sie ausgewachsen, etwa ein und einen halben Zoll lang, von blaugrauer Farbe, mit langen Haarbüscheln, und haben, als ganz charakteristisches Unterscheidungszeichen, einen auffallend sammetschwarzen Fleck zwischen dem zweiten und dritten Leiberringe. Ende Juni oder Anfang Juli steigen sie vom Baume hernieder, um sich zwischen losen Fäden in den Ritzen der Rinde zu verpuppen. Der Zustand als Puppe ist der kürzeste, denn schon nach drei Wochen zerbricht die Hülle, um den Falter an das Tageslicht zu lassen.

Dies ist der gewöhnliche und regelmäßige Gang, von dem nur ausnahmsweise geringe Abweichungen stattfinden.

Nonne in schon erschreckender Menge besetzt war. Jetzt wurde der allgemeine Vertilgungskrieg angeordnet, und noch wäre es, nach dem Urtheil aller Sachverständigen, möglich gewesen, des Insectes Herr zu werden und wenigstens der gänzlichen Vernichtung der Wälder vorzubeugen, wenn sich dasselbe nicht durch immer neue enorme Zuzüge aus Polen rekrutirt hätte. So aber wurde man schon im folgenden Jahre inne, daß Alles vergeblich, daß es „zu spät" sei.

Man hat den verschiedenen Insecten gegenüber verschiedene Mittel der Vertilgung, welche aus ihrer Lebensweise und Oekonomie abgeleitet sind. Diese sind in allen vier Zuständen anzuwenden. Am wenigsten anräthlich, weil von ungewissem und unvollkommenem Erfolge, ist — wenn wir bei der Nonne stehen bleiben — das Einsammeln der Schmetterlinge. Dieselben sitzen meist so hoch am Stamme, daß man ihrer nur mit Mühe habhaft werden kann, sie sind unruhig und beweglich, und es werden mit den Weibchen eine gleiche Anzahl unschädliche Männchen eingefangen. Die Zeit der Einsammlung ist sehr kurz zugemessen, weil nach der Ablegung der Eier, also nach acht, höchstens vierzehn Tagen von der Erscheinung des Schmetterlings an, das Sammeln der nun doch dem Tode verfallenen Falter zwecklos ist, und weil daher die aufgewendeten Kosten noch nie durch Erfolge gerechtfertigt worden sind. Hiervon und von der Absuchung der meist schwer aufzufindenden Puppen sah man daher in Litthauen völlig ab und wendete sich mit desto größerer Energie der Sammlung der Eier und der Vernichtung der Räupchen zu.

Die Eier sind, wie oben gesagt, vermittelst ihrer Legeröhre in die Rindenschuppen geschoben und dort festgeklebt. Man findet sie daselbst gewöhnlich in Nestern von 20—80 Stück beisammen liegen, und das Auge gewöhnt sich bald an ihre Auffindung. Da solche Nester aber auch vielfach in einer dem Menschen nicht erreichbaren Höhe liegen, muß jeder Sammler mit einer Leiter versehen sein.

Als das Geschäft erst einmal im Gange war und die Arbeiter sich überzeugten, daß sie zu einem guten Verdienst kämen, waren in den einzelnen befallenen Revieren bald Hunderte von Arbeitern, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Einsammeln der Nonneneier beschäftigt. Die Bezahlung erfolgte lothweise, der Preis wurde selbstredend nach dem Vorhandensein von Eiern abgemessen und im Laufe der Monate und Jahre immer geringer, bis zuletzt im Jahre 1855 das Loth mit vier und drei Pfennigen bezahlt wurde! Das Loth Nonneneier enthält erfahrungsmäßig mindestens 20,000 Stück. Wenn man nun bedenkt, daß mehr als 10,000 Pfund Eier eingesammelt worden sind, ja daß in einem einzigen, nicht einmal übergroßen Forstreviere fast 3000 Pfund in noch nicht ganz drei Jahren zusammengebracht sind, und daß trotz alledem die Nadelholz-Wälder ihrem fast vollständigen Untergange nicht entrissen werden konnten, so wird man einen ungefähren Begriff von der Menge der vorhandenen Raupen erhalten.

Die Productionskraft dieser, sowie überhaupt der meisten Insecten ist aber auch eine staunenswerthe, und eine Berechnung derselben verliert sich alsbald in Zahlen, welche nur auszusprechen, selbst für einen Dahse seine Schwierigkeit haben würde!

Ein Schmetterling legt durchschnittlich funfzig Eier. Daraus entstehen im nächsten Jahre funfzig fressende Raupen, da die Witterung, sei es auch der allerhärteste Frost, keinen nachtheiligen Einfluß auf die Entwickelung des Insectes ausübt. Aus diesen funfzig Raupen entstehen funfzig Schmetterlinge, von welchen erfahrungsmäßig die Hälfte Weibchen sind. Im darauffolgenden Jahre kann man also mit Sicherheit $25 \times 50 = 1250$ Raupen erwarten und im Herbste hiervon 625 weibliche Schmetterlinge, und schon im dritten Jahre 31,250 gierig fressende Raupen, welche ihr Dasein sämmtlich nur einer, erst vor zwei Jahren erzeugten Stammmutter verdanken. Viele hundert Raupen fressen nun an einem einzigen Baume, viele tausend Bäume gehören dazu, um einen großen Wald zu bilden — doch wohin führt uns das? Wir müssen es der Phantasie des Lesers überlassen, sich das Weitere selbst auszumalen!

Man begnügte sich in den Wäldern Litthauens aber nicht allein mit der Sammlung der Eier, man setzte die Vernichtungsmaßregeln auch gegen die Raupen fort, welche, wie oben bemerkt, noch einige Tage nach ihrem Ausschlüpfen aus den Eiern auf demselben Flecke beisammensitzen und sich an der Luft stärken. Arbeiter, mit kleinen Stampfen versehen, mußten die Bestände durchwandern und Baum für Baum nach diesen Nestern — mit dem technischen Ausdrucke „Spiegel" genannt — absuchen, um sie zu zermalmen. Unzählige Raupen sind durch dies Verfahren noch vernichtet worden, und doch mußte man sich im Jahre 1855 gestehen, daß menschliche Kräfte unzureichend seien; daß eine weitere Aufwendung von Geldmitteln nicht zu verantworden wäre, und daß man es jetzt der Natur allein überlassen müßte, dem von ihr hervorgerufenen Unheil auch wieder Einhalt zu gebieten.

Im Sommer des Jahres 1856 erreichte die Menge der vorhandenen Raupen ihren Höhepunkt. Sie ging nun in der That in das Unglaubliche. Näherte man sich einem Bestande, in welchem die Raupen hausten, so vernahm man schon in einiger Entfernung ein Knistern und Knastern, als ob ein leiser Wind durch die Wipfel führe, oder als ob ein Feuer nicht weit davon eben im Aufflackern begriffen wäre. Es waren nur Raupen, welche dies Geräusch hervorbrachten, theils durch das Zerbeißen und Zernagen der Nadeln, theils durch das Hinabwerfen dieser und durch ihren herniederfallenden Koth. Die Bäume waren schon fast völlig kahl gefressen, und an jedem Aste, an jedem Zweige hingen die Raupen klumpenweise. Der Erdboden war mit denselben wie besäet, so daß man kaum einen Grashalm dazwischen gewahren konnte. Kleinere trockene Gräben waren bis zum Rande angefüllt mit dem jetzt ziemlich matten und kraftlosen Insect, und darüber hinweg krochen andere Milliarden, um nach neuer Nahrung zu suchen. Die Wege waren so hoch mit Raupen bedeckt, daß ein Wagen tiefe Geleise in denselben zurückließ, welche freilich alsbald durch die nachrückenden Schaaren der Raupen wieder ausgefüllt wurden. Es war ein trauriger, entsetzlicher, ekelhafter Anblick! Das Wild hatte sich in die Brüche und die dichtesten Schonungen zurückgezogen, und selbst das Weidevieh konnte und mochte die spärlichen, übrig gebliebenen Gräser nicht fressen. Endlich aber war der ferneren Verbreitung der Raupen ein Ziel gesetzt. Der ungeheueren Mehrzahl nach schon krank, starben sie, ohne zuvor in den Zustand der Puppe überzugehen, indem sie einen widerwärtigen Verwesungsgeruch zurückließen. In der Luft aber lebte und webte es von Schaaren kleiner beflügelter Insecten, Fliegen und Mücken von den allerverschiedensten Formen und Gestalten, welche recht in ihrem Lebens-Element zu sein schienen.

Diese kleinen, meist der Ordnung der Zweiflügler angehörigen Insecten bilden das von der Natur selbst dargebotene Gegengewicht: sie — und sehr wahrscheinlich noch andere, uns nicht bekannte Ursachen — bewirken das auffallend schnelle Verschwinden der Raupen. Als Strafe für ihre Gier und das verübte Unheil, müssen sie einen qualvollen Tod sterben. Ihre Leiber sind die Brutstätten dieser Mücken und Fliegen und Schlupfwespen geworden, welche sich bis zur Vollwüchsigkeit in der Raupe selbst ernähren und dann den halbverzehrten, meist noch lebenden Körper verlassen, um andere, noch gesunde Raupen zu suchen, und auf oder in diese wieder ihre Eier zu einer neuen Generation abzulegen. Ihre Vermehrung hält mit jener der Raupen gleichen Schritt, und die Zahl ihrer Arten ist sehr bedeutend.* Es sind übrigens nicht allein die Raupen, welche diese lästigen Gäste beherbergen müssen, manche Species stechen die Puppen an und verhindern dieselben, sich zum Falter auszubilden, und wieder andere suchen die Eier auf, welche sie zerstören.

Außer diesen Ichneumonen und Schlupfwespen sind auf der Erde eine Menge von Raubkäfern, Ameisen und anderem Gewürm thätig, sich auf die Raupen zu werfen und sie zu vernichten. In der Luft aber schwirrt es von allerhand Vögeln, als besonders Krähen, Staaren, Spechten aller Art und vielen kleinen Sorten, welche in den Raupen wüthen und sich an dieser Speise fett mästen.

Alles dies wirkt zusammen, um in dem dritten Jahre des Hauptfraßes der Verwüstung ein Ziel zu setzen. Auch in den litthauischen Wäldern waren im Herbst des Jahres 1856 die Raupen verschwunden und nur sehr wenige Schmetterlinge zur Entfaltung gekommen, von welchen wiederum nur sehr vereinzelt Eier gelegt wurden.

Wie aber sahen die Wälder aus, nachdem die Raupen drei volle Jahre mit ihrer fabelhaften Gier und Verschwendung darin gehaust! Der Freund der Natur jammerte bei ihrem Anblicke. Und

* Ratzeburg, unser berühmter Entomologe, hat bis gegen tausend Species von Ichneumonen herausgefunden. Es entstehen jedoch begründete Zweifel, ob in der That so viele existiren und ob sich nicht dieser ausgezeichnete Gelehrte mitunter durch Spielarten täuschen ließ, welche er für besondere Species hielt.

welch' ein ungeheurer, nach Millionen zu berechnender Schade war dem Staate und Privatwaldbesitzern zugefügt! In den Staatswäldern Litthauens sind, nach niedriger Schätzung, allein über zehn Millionen Klafter Holz trocken geworden, von denen, ungeachtet übermäßiger Anstrengungen, bis heute (Herbst 1859) kaum drei Viertheile aufgearbeitet und trotz der niedrigsten Preise verkauft und für die Bedürfnisse nutzbar gemacht worden sind! Und das Meiste von dem, was jetzt noch auf dem Stamme steht, wird leider auch nie zum Verbrauche kommen können, nicht einmal als Brennholz, weil es schon verdorben, gesteckt und angefault, und deshalb auch nicht einmal für die Fällungskosten zu verwerthen ist.

Wer die prachtvollen litthauischen und masurischen Wälder vor einigen Jahren gesehen hat, der erkennt sie schwerlich wieder in ihrem jetzigen Zustande. Und doch ist der Anblick derselben an den meisten Orten für das Auge kein so widerwärtiger und ekelhafter, als man glauben sollte. Eigentliche Blößen und kahl gefressene Stellen kommen nur selten vor. In den allermeisten Fällen standen die Fichten nicht rein, sondern in der Vermischung mit allen möglichen Laubhölzern, besonders Eichen, Hainbuchen und Birken. Nachdem nun die todten Fichten herausgehauen sind, bilden die am Leben gebliebenen Laubhölzer immer noch einen, wenn auch nicht dichten, doch in den meisten Fällen noch geschlossenen Bestand. Unter denselben treibt eine wahrhaft üppige Vegetation empor, welche der sehr gute Boden, dessen Fruchtbarkeit durch die Raupendüngung für den Augenblick noch bedeutend erhöht ist, gleichsam als Ersatz für das Unglück bietet. Die ungeheure Masse von jungen, kräftigen Holzpflanzen, welche den Boden bedecken, bietet wenigstens die Garantie, daß ein eigentlicher Brennholzmangel nicht zu befürchten ist, wenn auch die Bauhölzer in den nächsten Jahrzehnten seltener und theurer werden dürften.

Die Frage, was mit den ungeheuren Holzmassen angefangen ist, wer sie gekauft, wozu sie benutzt sind, können wir hier nur oberflächlich beantworten. Es hat einmal die ganze Umgegend, von dem großen Gutsbesitzer herab bis zum kleinsten Häusler, die Gelegenheit, billiges Bauholz zu kaufen, benutzt und ihre Wohnungen neu- und umgebaut. Dann aber haben industrielle Unternehmer Werkstätten im Walde errichtet und mit Hunderten von Menschen die Bäume verarbeitet, zu Balken, Bretern und besonders Eisenbahnschwellen. Letztere sind besonders für die Königsberg-Eidtkuhner Bahn und für russische Eisenbahnen verwendet worden; es sind aber solche auch nach Memel gegangen und von dort zu Wasser versendet, selbst bis nach Calcutta hin. Mit dem Brennholzabsatze ist man noch beschäftigt, und dies ist freilich ein sehr schwieriger Punkt, ja wie man jetzt leider die Ueberzeugung hat, ist es auch unmöglich, die ganzen Bestände zu verwerthen, da die Fäulniß überhand nimmt. Die Preise haben sich im Durchschnitt für den Cubikfuß Nutzholz auf etwa 1 Sgr., für die Klafter Brennholz auf 20 Sgr. bis 1 Thaler gestellt, von welcher Summe man noch circa 10 Sgr. Haumungskosten in Abzug bringen muß. Gilt doch auf den Holzhöfen in Königsberg und Memel die Klafter Raupenfraßholz nur circa 3 Thaler. Das sind augenblicklich gute Zeiten für die frierenden Städter, denen es allerdings um so härter ankommen wird, in nicht allzuferner Zeit eine mindestens drei Mal so große Summe für dasselbe Quantum zu zahlen.

Als die Nonne endlich ausgewüthet hatte, athmete Alles hoch auf und betrachtete mit doppelter Liebe die wenigen übrig gebliebenen haubaren und nutzbaren Fichtenbestände. Kundige waren allerdings auch da noch besorgt und wollten prophezeien, daß das Verderben auch die jetzt verschonten Stämme ereilen würde, wenn auch nicht mehr durch die Raupen. Sie haben leider Recht gehabt. In manchen Reviertheilen und ganzen Revieren ist zur Zeit keine über 30 Jahre alte grüne Fichte zu finden, da die von der Raupe verschonten der Borkenkäfer vernichtet hat.

Dieser Borkenkäfer findet sich überall da ein, wo die Nadelhölzer durch den Sturm entwurzelt, durch Raupenfraß getödtet oder durch sonstige Calamitäten krank geworden sind. Der frische Harzgeruch zieht ihn an, und er vernichtet erbarmungslos, was seine Vorläufer noch übrig gelassen. Anfänglich nur das kranke Holz annehmend, geht er, wenn solches mangelt, zum gesunden über, bohrt sich zwischen Rinde und Holz ein, legt dort seine Eier ab, und die unglaublichsten Mengen dieser kaum zwei Linien langen Käferchen, welche in jedem Jahre eine doppelte Generation haben, machen es möglich, in wenig Monaten die ganze Rinde vom Baume abzulösen, was dessen unfehlbares Absterben verursacht.

So weit die Wissenschaft auch vorgeschritten ist, so gelehrt die Menschen auch sind, und so viele Mittel auch vorgeschlagen und angewendet wurden, solchen Unglücksfällen vorzubeugen oder dieselben, wenn sie trotzdem hereinbrechen, in ihrem Laufe wenigstens aufzuhalten, — derartigen ungeheuren Naturereignissen gegenüber muß auch der Stolzeste seine Ohnmacht bekennen und zugeben, daß die Natur mächtiger ist, als er. Ihre Kräfte können wir wohl uns dienstbar machen und sie benutzen, aber nur so lange sie selbst es für gut hält. Es scheint, als ob sie dem Menschen von Zeit zu Zeit in das Gedächtniß zurückrufen wolle, daß es ihr eigener freier Wille ist, wenn sie sich ihm dienstbar unterwirft, daß sie aber, weit entfernt davon, seine Sclavin zu sein, jeden Augenblick die angelegten Fesseln abwerfen und sich ihm in ihrer ganzen furchtbaren, majestätischen Kraft zeigen kann.

Sennenleben in den Schweizeralpen.

Von H. A. Berlepsch.

(Schluß.)

Des Aelplers Tagesordnung ist höchst einförmig, Sonn- und Wochentags die gleiche; kein Glockenklang läutet die Sabbathruhe ein, kein schmuckes Kleid bezeichnet den Feiertag, kein „gueti chüeli Wi, e—n gueti Fründ dabý" netzt am Wirthstisch den durstigen Gaumen zum „Kärteln". Wie die Sonne die höchsten Schneegipfel der Eisberge röthet, während die Thäler drunten noch tief im Morgenblau dämmernd dampfen, erhebt sich der Senn von seinem harten Heulager und melkt, während der Handbub Feuer anzündet. Die gewonnene Milch wird sogleich gekäset, wo nämlich fette oder feiste Käse gemacht werden, wie in den Kantonen Bern, Schwyz, Uri, Freiburg ꝛc. Ist dann die im großen Kessel erhitzte Milch geschieden in „Käsbulderen" und Schotte oder Molken, sind mit letzterer die Geräthschaften wieder gesäubert und das Vieh hinausgelassen, dann wird „z'Morget gessen". Fernere Bereitung der Käse, oder da wo „Anken und Buureschmalz" (Butter) dargestellt werden, wie in den Appenzeller und St. Galler Alpen, überhaupt häusliche Arbeiten, füllen den Tag reichlich aus. Ist's Abend geworden, dann lockt der Hirt oder der Senn mit dem „Ruggüßler" oder „Kuhreihen" die Thiere zur Hütte, entleert die strotzenden Euter von der gelblich-fetten, ganz rahm-ähnlichen Milch, und Käsen, Essen und Reinigen der Geräthschaften erfolgt wie am Morgen. Währenddem, bei einbrechender Nacht, tritt der Senn in den katholischen Kantonen hinaus vor seine Hütte und singt mit lauter Stimme durch einen großen hölzernen Milchtrichter (die Volle genannt) in der Choralmelodie der Präfation ein Gebet, meist das Evangelium Johannis und den engelischen Gruß ab. Die anderen Hirten im Gebirge und die im Freien übernachtenden Wildheuer oder Wurzelgräber, die es hören, knieen fromm nieder und beten ein Vaternoster und Avemaria dabei. Dieser späte Ruf ersetzt in den stillen, einsamen Alpen die Abendglocke, welche in den Thälern zum Dankgebet für die Segnungen des verlebten Tages einladet, und dient zugleich den von der Nacht überraschten, vielleicht verirrten Wanderern als gastfreundliche Einladung. Ist Alles nun beendet, dann geht's zur Ruhe auf's Wildheu unter die „Schnetzli-Decke", und ein kräftiger, tiefer Schlaf stärkt die ermatteten Glieder.

Kein Senn, welcher einen Abendsegen spricht, vergißt das „liebe Veh" mit einzuschließen; denn dem Gebirgsbewohner ist sein Vieh Alles, der höchste Inbegriff seiner irdischen Sorgen. Ihm widmet er oft mehr Pflege und Aufmerksamkeit, als sich selbst oder seiner Familie. Ein Appenzeller Senn, der gefragt wurde, wie viel Vieh er besitze, erwiderte: „Zwanzig Chüene, Gott b'hüet's!" — „„Und wie viel Kinder habt Ihr?"" — „Ach! vier dere Ohfläth (Unflath), Herr!" — war die Antwort.

Der Kuhreihen, dieser weltberühmt gewordene Hirtengesang,

der einst in Frankreich bei Todesstrafe verboten wurde, weil bei seinen Klängen die Soldaten der Schweizerregimenter, vom unendlichsten Heimweh befallen, massenweise desertirten und den Bergen zueilten, — der wirkliche echte „Chüereiha“ scheint nur in den Berner und Appenzeller Alpen bestanden zu haben; vollständig hört man ihn jetzt wenig mehr. Er ist, wie schon gesagt, das Eintreibelied, welches der Kuhhirt unter der Stallthüre singt und durch diese dem Vieh bekannten Töne dasselbe herbeilockt. Um sie folgsamer zu machen, gibt er ihnen aus dem „Läcktäschli“ ein wenig Salz. Der Text zum Appenzeller Kuhreihen lautet: „Wänd—d—er iha, Loba? (Kühe) Alsama mit Nama, die alta, die junga, alsama Loba, Loba, Lo — — — ba. Chönd (Kommet) alesama, alsama, Loba, Loba. Wenn—i—em Bech ha pfeffa (habe gepfiffen), ha pfeffa, ha pfeffa, so chönd alsama zuha schlicha, — schlicha, wol zuha, da zuha. Trib iha alsama, wol zuha, bas zuha. Höpsch fönds ond



Sennbub. Senn im Festkleid bei der Auffahrt. Gaumer oder Kuhhirt.

frei, holdsälig dazue. Loba, Lo — — ba. Wääs wohl, wenn — er's Singa verged: wenn e Wiega i — der Stoba stod, wenn de Ma (Mann) mit Füsta dre schlod (Fäusten drein schlägt) ond der Loft (Wind) zue ala Löchera inablest. Loba, Loba, Lo — — ba! Trib iha, alsama, die Hinled, die Stinked, die B'bletzet, die G'schegget, die G'flecket, die B'blässet; die Schwanzert, Tanzert, Gtinzeri, Blinzeri, d'Lehneri, d'Fehneri, d'Schmalzeri, d'Hasleri, s'Halböhrli, s'Möhrli, die erst' Gähl ond die Alt, der Großbuch ond die Ruch; d'Langbeneri, d'Haglehneri, — trib iha, wol zuha, da zuha. Lo — — ba. Sit daß i g'wibet ha (seit ich geheirathet habe), ha — n — i ke Brod meh g'ha, sit daß i g'wibet ha, ha — n — i ke Glöck me g'ha, — Lo — — ba. — Wenn's assa wohl god (wenn's also wohl geht) ond niena still stod (und nirgends still steht), so iß jo g'rotha, Loba, Lo — — ba! 's iß kena Lüta bas, as üsera Chüeha; si trinkid os — em Bach, ond mögid trücha“ (es geht keinen Leuten besser als unseren Kühen, sie trinken aus dem Bach und werden dabei fetter). — So wenig poetisch das Ganze ist, ebenso wenig läßt sich die darin waltende Gemüthlichkeit leugnen, wenn der Hirt die Kühe fragt, ob sie herein wollen. —

Der Eindruck, den solche Küher-Gesänge auf das Alpenvieh machen, ist unauslöschlich. Denn wenn Thiere von Alpenzucht aus dem Geburtslande entfernt werden und von ungefähr diesen Gesang hören, so scheinen alle Bilder ihres ehemaligen Zustandes plötzlich in ihrem Gehirn lebendig zu werden und eine Art Heimweh hervorzurufen. Sie werfen alsdann den Schwanz in die Höhe, schlagen mit den Füßen nach allen Seiten aus, fangen an zu laufen, durchbrechen die Zäune und gebehrden sich rasend und wild. Ueberhaupt äußert das Alpenvieh zu Anfang des Sommers ein eigentliches Heimweh nach den Alpweiden und sucht aus wirklich innerem Naturtriebe das Hochgebirge. Was Corrodi in seinen unvergleichlich schönen „Alpenbriefen aus dem Appenzell“ (Alpina, Scheitlin und Zellikofer in St. Gallen) sagt, ist vollkommnen wahr: „Die Alpenkühe haben Intelligenz. Wenn Du bergan gehst über die Weiden, und die schönen Thiere erheben den Kopf so klug und fragend nach Dir, dann meinst Du, Du müssest ihnen den Paß vorzeigen! — Das sind keine Kühe, wie sie im Land unten vor alle möglichen Fuhrwerke gespannt und abgekarrt werden, daß man an den Beckenknochen den Hut aufhängen könnte, — das sind Honoratioren, bewußtvoll, sich fühlend, nicht Vieh mehr, sondern Thier. Da ist Race, Schnitt, Charakter. Glaubst Du, ein Thalkühlein würde Empfindung zeigen, wenn sie die große Glocke getragen und man sie ihr wieder abnähme? Nein. Geh' aber und frag', wie die Leitkuh traurig wird und nicht mehr fressen mag, wenn sie ihrer Glocke beraubt wird — sieh', wie stolz sie vorgeht — da ist Intelligenz“ u. s. w. — Die Leitkuh oder „Heerkuh“ ist jene, von welcher Kuoni der Hirt in Schiller's Wilhelm Tell sagt:

„Wie schön der Kuh das Band zum Halse steht!
„Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt,
„Und nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.“ —

Es ist die schönste Kuh einer Sennerei; weil sie die Heerde auf der Weide stets anführt, hat sie eine Glocke am Halse, die Weidschelle genannt. Trifft es nun, daß zu einer Heerde durch Kauf eine Kuh kommt, die in ihrem früheren Engagement die Ehre hatte, Glockenkuh zu sein, und soll diese sich nun der Leitung einer anderen Heerkuh unterordnen, dann entsteht nicht selten zwischen Beiden ein Kampf auf Tod und Leben, — und zwar derart, daß die in Ruhestand versetzte Leitkuh ihre neue Vorgesetzte muthig und entschieden angreift. Darum nennt die Sennensprache eine solche die „Ringeri“. — Nicht minder muß man es zu verhüten suchen, daß die Zuchtstiere zweier Heerden einander begegnen, sonst entbrennt auch hier ein Kampf, der jedesmal mit Verlust endet. So z. B. in der Gemeinde Tamins (Graubündner Rheinthal), wo die Almend in zwei Theile getrennt ist und die dort weidenden Heerden äußerst selten einander ansichtig werden. Im Sommer 1856 trafen sich dieselben jedoch. Bei jeder Heerde war ein kräftiger Muni. Sobald die beiden gehörnten Souveraine einander ansichtig wurden, gingen sie unter wildem Gebrüll aufeinander los. Der Zweikampf begann, während beide Heerden lautlos zusahen, und endete damit, daß der eine Stier den anderen in einen tiefen Abgrund hinabstürzte. Aber vor der Wucht seines Anlaufes konnte auch der Sieger sich nicht halten und stürzte dem Besiegten nach. Beide lagen zerschmettert in der Tiefe. Die herbeigeeilten Hirten wagten nicht dazwischen zu treten.

So wie die Alpenkühe, durch deren Schaaren der Alpen-Tourist gar häufig wandern muß, durch freudige Sprünge und liebkosende Zudringlichkeiten gegen ihnen bekannte oder unbekannte Menschen Gefühle der vertraulichsten Zuthunlichkeit unverkennbar ausdrücken, so zeigen sie außerordentlichen Widerwillen gegen Hunde. Sobald eine Alpenkuh einen fremden Hund erblickt (denn manche Sennen nehmen selbst starke Hunde mit auf Alp, z. B. im Kanton Unterwalden), stellt sie sich zur Gegenwehr, indem sie ihre Hörner als Angriffswaffe gebraucht, auf ihn zuläuft und ihn oft große Strecken verfolgt. Nicht selten kommt der Herr des Hundes dabei in Gefahr, wenn letzterer Schutz bei ihm sucht; die Kuh aber, weder Ansehen noch Stand der Person kennend, fährt fort, auf ihren Feind einzustürmen. Ist der Hund groß und hartnäckig, so vereinigen sich nicht selten mehrere Kühe, schließen einen Kreis um ihn und würden ihn unfehlbar tödten, wenn er nicht in der Flucht sein Heil suchte. Darum ist's auch in den meisten Alpen streng verboten, Hunde mit hinauf zu bringen.

Wie eine gute Hausfrau stolz auf ihre glitzernde und blanke Küche, auf ihre gefüllten Linnenschränke und gute Ordnung im Hauswesen ist, so weiß sich der Aelpler etwas auf seine Käse. Der unglückliche Senn, welchem sie mißrathen, bleibt lange Gegenstand des Dorfgespöttes, und es gibt noch heutigen Tages Nachkommen von solchen, die den Uebernamen ihres Vaters oder gar des „Aehni“ (Großvaters) tragen müssen. Die Anerkennung, ein guter „Chäser“ zu sein, ist sogar (horribile dictu) von Einfluß bei Liebesverhältnissen. 'S Maiteli vermag's nicht zu ertragen, wenn ihr Bub nicht für einen perfecten Sennen gilt, und manche „Brögglerin“ (d. h. Stolze) hat darum ihren Kiltgänger und Liebhaber schon verabschiedet, ungeachtet er wacker Batzen besaß. Es ist aber auch ganz erklärlich, wenn man in's Auge faßt, welch' bedeutender Handelsartikel der Käse für die Schweiz ist. Jährlich werden für mehr als acht Millionen Franken Schweizerkäse in's Ausland versandt, und der Gewinn von Milchproducten überhaupt, einschließlich des ungeheueren Consums in der Schweiz selbst, wird auf nahe an 100 Millionen Franken geschätzt. Die beliebtesten und gesuchtesten Sorten sind der großlöcherige, saftig-fette Emmenthaler und der noch etwas schärfere Greyerzer (fromage de Gruyère); beide Sorten werden in Laiben bis 120 Pfund Schwere gefertiget und jetzt in beinahe allen käseproducirenden Kantonen nachgeahmt. Fernere sehr geschätzte Käsesorten sind der Brienzer aus dem Berner Oberlande, dessen sich alle Sommerreisende gern erinnern, die am Gießbach oder in dem traulich gelegenen weißen Kreuz in Tracht übernachteten, dann der delicate weiche fette Urserenkäs, den man auf einer Gotthardsreise, besonders in Andermatt, vorgesetzt bekommt, der Strohkäse aus dem Val Lavizzara im Kanton Tessin, deshalb so genannt, weil er seiner Weichheit halber mit Stroh umwickelt versendet wird — der Tavetscher &c.

Wir kehren nochmals zum Aelpler zurück. Das geschäftige Einerlei, welches den Sennen in seiner sommerlichen Einsamkeit umfängt, wird in den größeren Alpen derjenigen Kantone, in denen ein frisches, lebensfröhliches Völklein wohnt, dennoch ein oder einige Mal unterbrochen; gewöhnlich gibt's dann aber auch drastische Illustrationen zu dem alten Sprüchwort: „Keine Kirche, außer es steht ein Wirthshaus daneben.“ So auch hier an und auf den Alpenfesten. Wie es drunten im Thal jährlich einen Erinnerungstag gibt, an welchem des Ortes Kirche eingeweiht wurde, wie jedes Dorf in ganz Deutschland seine „Kirmse“ feiert, so gibt's auch eine „Aelpler-Kilbe“. Das fromme Bedürfniß oder der hierarchische Glaubenseifer haben nämlich hier und da, tief drinnen im Gebirge, oft in abgelegener Felsenwildniß, Kapellchen erbaut, meist schmucklos und einfach, wie des Aelplers Hütte, in welchem allsommerlich ein Mal Gottesdienst gehalten wird. So ist's in der Sennhütten-Colonie St. Martin im Kalfeuserthale, so auf der größten und schönsten Alp der Schweiz, dem Urnerboden am Klausenpaß, so im romantisch gelegenen Wildkirchli unter der Ebenalp in den Appenzeller Bergen, und an andern Orten. Da wallfahrtet denn das Volk zu hellen Haufen, namentlich die Weiber und Mädchen der droben wirthschaftenden Sennen, im bunten „Sonntigshäs“ (Sonntagskleid) hinauf, das Alpenröslein auf dem Hut. Der Geistliche, meist ein Kapuziner, hält Predigt und Messe, gibt der Alp oder auch dem Vieh seine Benediction, und damit ist dem Seelenheil für diesen Tag Genüge geleistet. Nun treten die irdischen und profanen Interessen in den Vordergrund, und da entwickelt sich denn in der Regel ein Volksfest, so kernig und urwüchsig, wie man es eben nur bei einem Volke erwarten darf, das in seinem Anschauen, Auffassen und Denken, in seinen Zuständen, Sitten und Gebräuchen innig verwachsen ist mit der erhabenen Gebirgswelt, welche es umgibt. Das ist ganz anders als da drunten im geradlinigen Flachland bei den zahmen, civilen, abgeschliffenen, vercultivirten Menschen, — etwa so ein Verhältniß wie ein Dürer'scher Holzschnitt gegenüber einem englischen Maschinen-Stahlstich. Hei! ist das ein reiches, farbiges, lebensheiteres Bild, solch' eine „Alpstoberta“, solch' ein Schwingfest und Steinstoßen! wie prägt sich da Selbstständigkeit, Kraft und Freiheit aus, wie schleudert da der Uebermuth seine leuchtendsten Funken empor, wie wirbelt und ringt und jauchzt und johlt da Alles durcheinander und scheint unergründlich und unverwüstlich in seinem Humor zu sein! Freilich fehlt's nicht an Späßen, die, mit der Schrotsäge des Volkswitzes zugeschnitten, ebenso derb erwidert werden, als sie gegeben wurden; aber nie überschreiten sie jene Grenzlinie, jenseits welcher das Verwerfliche, Gemeine liegt. — Nach Inhalt, Form und Zweck weichen diese Aelplerfeste in den verschiedenen Alpengegenden wesentlich von einander ab.

Eine Appenzeller Alpstubete ist vorherrschend ein Sang- und Tanz-Vergnügen und entspricht ganz dem neckisch-jovialen Wesen dieses Volkes. Auf grüner ebener Matte ist irgend ein Emporium etablirt, auf dem ein Geiger steht; damit die sengenden Sonnenstrahlen ihn bei seiner ohnehin schweißtreibenden Kunst nicht allzusehr erhitzen, hat er an langer Stange einen großen rothbaumwollenen Familien-Regenschirm aufgespannt, in dessen Schatten er rastlos arbeitet. Ihn accompagnirt ein sitzender Hackbretspieler, der mit beiden Füßen obligate Pedalbegleitung trampelt, um des fehlenden Basses Grundgewalt zur Festhaltung der Tactes zu ersetzen. Um dieses improvisirte Orchester, dessen hüpfende und zuckende Melodieen-Wellen weithin hörbar erklingen, wogt und wirbelt die sinnenberauschte Tänzerschaar; jede kurze Pause wird ausgefüllt durch das fleißig credenzte Glas mit feurigem Oberländer oder gutem alten Rheinthaler Wein. Währenddem vergnügt sich eine andere Schaar rüstiger muskulöser Burschen mit „Steinstoßen“, oder die vom Tanze rastenden Mädchen singen ihre wunderbar schönen dreistimmigen Lieder, die erst durch die wiederklingende Resonanz der umliegenden Felsenwände jenen eigenthümlichen Schmelz erhalten, auf den sie so ganz berechnet zu sein scheinen. — Ganz anders erlustiget sich der Unterwaldner, der Emmenthaler, Entlebucher und Berner Oberländer Bergsohn; ihm sind gymnastische Spiele, die Probe körperlicher Stärke und Gewandtheit im Ringen und Schwingen das höchste Ideal alpiner geselliger Freuden. Es gibt Schwingtage in den verschiedenen Gauen, die so fest stehen wie irgend ein Heiligentag im Kalender, vererbt aus altersgrauen Zeiten. Aber es werden auch außerordentliche „Schwinget“ ausgeschrieben; solche Nachricht eilt dann, gleich einem Hochwachtfeuer, von einem Ende des Landes zum anderen. Die geübten Schwinger laben sich dann einige Wochen vorher an kräftiger, nahrhafter Kost, leben gemächlicher und bereiten sich auf den

Ehrentag vor. Ist nun der Tag erschienen, an welchem sie corporativ für ihrer Thalschaft Ansehen auftreten, z. B. die Entlebucher gegen die Emmenthaler, dann versammeln sich Alle an einem bezeichneten Ort, in einem Wirthshause, und trinken einander brüderlich in guten Treuen, sonder Haß und Erbitterung zu. Die spartanische Lustbarkeit beginnt mit fröhlichem Zuge zum Kampfplatz unter Anführung einer laut schmetternden Musikbande. Jeder mit seinem Gegner, Arm in Arm, folgt, und Volksmassen begleiten und schließen den Zug. Auf dem Platze angelangt, schließt sich ein weiter Kreis der Zuschauer. Eine gleiche Anzahl Kämpfer von beiden Theilen wird ausgewählt, je nach Uebereinkunft. Die Schwächeren von beiden Seiten machen den Anfang, und der Ordnung nach schließen die Stärkeren sich an. Der Anerkannteste der Schwinger ist immer oberster Befehlshaber und in verwickelten Fällen unparteiischer Rathgeber. Oft wird auch ein neutrales Kampfgericht durch Stimmenmehrheit erwählt. Jetzt tritt das erste Paar in des Cirkels Mitte, barfuß, die Hosen bis über die Hälfte der Schenkel aufgerollt, das Hemd am Halse geöffnet, ebenso die Hemdärmel weit zurückgeschürzt, den Haarwuchs des Kopfes mit einem Taschentuch umwunden. Ein Handschlag bekräftigt öffentlich, daß es einem Ringen in Freundschaft, nach alten Regeln, gelten solle. Nun fassen sie einander, und der Kampf beginnt. Die höchste Spannung, wer siegen werde, spricht sich auf dem Antlitz aller Zuschauer aus. Lange schwankt der Entscheid; endlich liegt der Eine überwunden am Boden, und lauter Beifallsruf belohnt den Gewinnenden. So folgen die übrigen Paare bis zum letzten. Die Seite, auf welcher die Wenigsten gefallen sind, namentlich wenn auch der letzte Sieger auf dieser Seite triumphirte, ist Herrin des Platzes und ihr Lob das Tagesgespräch viele Wochen hindurch. Ein freundschaftlicher Trunk schwemmt allen Unmuth hinweg, und nach friedlichem Abschied wandern die wackeren Kämpen wieder ihren Alphütten zu, um am Andenken zu zehren.

Noch eine andere Belustigung in den Berner Alpen ist das „Posternächteln". Dies geschieht, wenn der Senn mit dem Vieh einen anderen „Staffel" bezieht, oder wenn die Hirten die Alpen verlassen. Schon lange vorher sammeln sie Holz, das sie oft stundenweit vorn an den Rand eines hohen Felsen tragen, der das ganze Thal beherrscht; daselbst richten sie einen mächtigen Scheiterhaufen auf, zünden denselben bei anbrechender Nacht an und lassen endlich die glühenden Klötze von der Höhe hinabrollen, den Thalbewohnern ein köstliches Schauspiel zu bereiten.

So ist in wenig Zügen des Aelplers Freud' und Leid. Herbstelet es dann endlich, d. h. stellen sich die Nachtfröste des Herbstes ein und zieht der Wald sein buntscheckiges Kleid allgemach an, dann zieht der Senn „ab Alp". Die Poesie des Hirtenlebens ist für einmal wieder dahin, und im Andenken zehrt er in der tief eingeschneiten Winterhütte des Thales an den genossenen Freuden im Hoffen auf die Wiederkehr des Frühlings.

Die Huberbäuerin.

Von Herrm. Schmid.

(Fortsetzung.)

Nach dem Weggange des Knechtes Hans setzte sich die Bäuerin an den Tisch und nahm eine Näharbeit vor, von Zeit zu Zeit horchend, ob Paul noch nicht zurückkomme.

Als er endlich in die Stube trat, nahm sie seine Nachricht über die Bestellung in der Mühle ganz gleichgültig auf und beugte sich tief über ihre Arbeit. Manchmal, als ob sie sich einen Augenblick vergessen hätte, seufzte sie tief auf oder fuhr gar mit der Hand über die Augen, wie wenn sie eine Thräne abwischen wollte.

Keine dieser Bewegungen ging Paul, der wieder den Sitz auf der Ofenbank eingenommen hatte, verloren. Jede wirkte wie ein elektrischer Schlag auf ihn und mehrte die verderbliche Gluth, die in ihm loderte, denn die Scherze seiner Dienstgenossen hatten nur zu sehr die Wahrheit gesagt. Paul liebte seine schöne Dienstfrau mit allem Feuer einer ersten Neigung und war bemüht, ihr eine Art von bäuerischer Ritterlichkeit zu erweisen, die dieser nicht entging, wenn sie es auch nicht zu erkennen gab. Durch diese verstellte Duldung erhitzte sich Pauls Eifer immer mehr, und er lechzte nach einer Gelegenheit, seine Liebe durch eine recht entscheidende offene That zu zeigen.

Nach einer kurzen Pause, die Paul die Brust zusammenschnürte, versuchte er schüchtern, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Du bist heut' nicht guten Humors, Bäuerin," sagte er.

„Ich hab's auch nicht Ursach'," erwiderte sie, anscheinend kurz, innerlich aber über die Anrede erfreut.

„Was ist's dann, was Dir auf dem Herzen liegt?" fragte Paul muthiger wieder. „Darf man's wissen?"

„Wozu? Du hilfst mir doch nicht."

Das Gesicht Pauls überlief es glühend heiß; der Athem wurde ihm zu kurz, daß er nur halblaut zu murmeln vermochte. „Wenn's Einer kann, Bäuerin, so kann ich's."

Er wollte mehr sagen, aber die Bäuerin, ihre beendigte Arbeit zusammennehmend, war aufgestanden und unterbrach ihn.

„Ein guter Freund könnt' helfen — aber wo soll ich den hernehmen?"

Das war zu viel für Paul; unfähig zu reden sprang er auf und stellte sich vor die Bäuerin, als wolle er ihr durch den Augenschein den Freund zeigen, den sie suche.

„Du?" sagte sie wie staunend, indem sie ihn mit einem weichen, halb zärtlichen Blick ansah, der ihm durch alle Nerven zuckte. „Ich weiß, Du bist ein guter Bursch', der was auf mich hält ... aber würdest Du Alles thun, was ich von Dir verlange?"

„Alles!"

„Verstehst Du mich auch wohl — Alles? ... Wenn ich nun einen Feind hätte, der mich so furchtbar beleidigt hätt', daß ich zu Grund' geh'n muß, wenn ich mich an ihm nicht rächen kann ..."

„Sag' wer es ist, Bäuerin," rief Paul außer sich, „und ich steh' Dir gut dafür, daß er Dich nicht mehr beleidigt!"

„Wie, Du wolltest? ... Aber wenn der Mensch ein gewandter, starker Bursch' wär ... Du bist noch gar so jung!"

„Sorg' nicht — ich hab' nicht umsonst schon manchem Hirsch oder Bock eins auf's Blatt hinauf gesetzt."

„Das wär' freilich das Beste und Sicherste! Aber," fuhr sie scheinbar einlenkend fort, indem sie etwas näher trat, „so gefährlich soll's nicht herunter geh'n — ich hab' Dich nur probiren wollen. Wenn Du also Alles thun willst, was ich Dir sage ..."

Paul machte eine heftige Gebehrde der Ungeduld.

„Nun ja, ich glaube Dir schon," sagte sie, „ich hab' es doch schon lang' merken müssen, daß Du mich gern hast, und wenn Eins nicht wäre, und wenn ich wüßte, daß Du schweigen kannst, wer weiß was vielleicht geschäh' —"

„Das Eine," rief Paul, „sage mir das Eine!"

„Ich will's versuchen. Thu', als ob Du zu Bette gingst; komm' in einer halben Stunde wieder, aber leise, daß Dich Niemand hört ... und dann — .. Du kannst immer Deine Büchse herrichten. Du mußt heut' Nacht noch einen Gang machen für mich — da kann's in keinem Fall schaden, wenn Du sie zur Hand hast."

Sie stocherte dabei an der Kerze herum, die sie, zum Gehen bereit, in der Hand hielt, und es war wohl mehr als Zufall, daß sie darüber erlosch. Im Augenblick fühlte sie sich von kräftigen Armen umschlungen, ein sengender Kuß brannte auf ihren Wangen, und mit einem halblauten „Ich komme" war Paul verschwunden.

6.

Etwa eine gute Stunde später stand Paul mit der Flinte bewaffnet im Walde auf einer buschigen Anhöhe, von der man eine schmale Waldblöße überblickte. Er stand an einer hohen Tanne und spähte mit glühendem Gesichte vor sich hin, das die kalte Nachtluft nicht abzukühlen vermochte. Alle seine Sinne waren im gewaltigsten Aufruhr; wie im Fieber schlugen seine Pulse, und die Gedanken und Bilder rannen ihm unklar und nebelhaft zusammen.

Die Nacht hatte inzwischen begonnen sich zu lichten, denn der Mond sollte bald aufgehen und sandte bereits über die Tannenwipfel seine bleiche Dämmerung voraus. Desto schwärzer hoben

sich die finsteren Bäume selbst von dem Nachthimmel ab, wie eine gespenstige Versammlung, die rings aufgestellt war, das Kommende zu belauschen. Hier und da rauschte und knickte es in dem todtenstillen Wald, dann fuhr Paul nach dem Gewehre, ließ es aber immer wieder sinken, denn es war entweder ein spätes Wild, das durch die Zweige brach, oder eine Eule, die sich kreischend von ihrem Sitze erhob. Endlich aber wurde ein bestimmtes Geräusch hörbar, sich immer gleich wiederholend und immer näher kommend; es waren die Tritte eines Menschen.

„Er ist's," murmelte Paul, spannte leise den Hahn und lauerte dann, den Kolben an's Gesicht gedrückt, auf die jetzt vom vollen Mondlicht beschienene Waldblöße hin.

Aus den Bäumen trat allmählich die dunkle Gestalt eines Mannes hervor, und kam den Waldpfad heran, aber nicht wie Jemand, der Eile hat, sondern bedächtig und zögernd, als wäre das Herz nicht bei dem Wege, den die Beine gingen.

Es war Hans.

Schon zuckte Paul's Finger an dem verhängnißvollen Drücker — da erklang aus weiter Ferne, halb verweht, aber doch deutlich hörbar, das feine Glöckchen herüber, das im Dorfner Klester die Mitternacht anläutete. Es war, als ob mitten im einsamen Walde eine Menschenstimme wach geworden wäre und zu den Beiden sprach, die sich so nahe gegenüber standen.

Hans stand eine Secunde still, nahm den Hut ab und bekreuzte sich — Paul aber ward es dunkel vor den Augen, der Gewehrlauf senkte sich unwillkürlich und Hans ging seines Weges, nicht ahnend wie nahe ihm der Tod gewesen.

In wahnsinniger Aufregung stürzte Paul durch das Gehölze fort, pfadlos dem Huberhofe zu.

Jetzt trat Hans aus dem Walde hervor, und vor ihm lag die ganze Gegend im hellen Mondlicht da. In der Tiefe, zwischen den Hügelreihen hin ruhte der Nebel wie ein weißes breites Gewässer auf dem Moorgrunde, die Hügelreihen zu beiden Seiten aber ragten in voller Klarheit daraus hervor, und jedes Fenster der Höfe und Häuser auf ihnen war zu erkennen.

Unwillkürlich wendete Hans seine Augen nach dem Brandlhofe zu, der so ruhig da lag, als wäre es nur ein Traum gewesen, was seinen sichern Frieden erst vor so kurzer Zeit und so furchtbar unterbrochen hatte. Lange blickte er hinüber, die Gedanken flogen mit den Blicken zu Rosel, und es kam ihm vor, als wäre eines der Fenster noch beleuchtet. Das mußte Rosel's Fenster sein — sie war also so spät noch wach; sie weinte und trauerte — vielleicht seinetwegen, denn das hatte sie nicht zu verstecken vermocht, daß auch sie ergriffen gewesen war bei dem letzten Gespräch. Wenn er hinüber eilen würde — es war ja nur eine kurze Strecke, und zu dem unglückseligen Bildstock im Schwarzbühel kam er immer noch früh genug! Vielleicht konnte er sie sehen und noch einmal mit seinen Betheuerungen bestürmen, vielleicht ....

Ehe er sich den Entschluß selbst klar gemacht hatte, waren auch die Füße den Augen und Gedanken gefolgt; er schritt die Anhöhe hinan und stand bald unter der großen Linde vor dem Brandlgute, gegenüber den Fenstern, wo sich nach der gewohnten Einrichtung die Schlafkammern der Dienstboten und also auch Rosel's befinden mußten.

Rosel hatte ihr Nachtgebet schon geraume Zeit beendet, das Gebetbuch der Mutter geschlossen und den Wachsstock ausgelöscht — aber die Ruhe und der Schlaf wollten nicht kommen. Was sollte sie thun? Sie mußte sich selbst auslachen, wenn sie dachte, daß sie einen Augenblick hatte glauben können, die schöne Huberin, eine kreuzbrave Person, ein Weibsbild, sei der gefürchtete Räuberhauptmann! Welch' ein Unheil könnte sie anrichten, wenn sie einen solchen Gedanken laut werden ließe! Und doch, wenn sie sich den Ton zurückrief, womit ihr die Bäuerin dieselben Worte zugerufen, wie der Räuber, dann fühlte sie es bestimmt, daß sie sich nicht täuschte! War es denn nicht doch möglich, daß die Bäuerin und der rothe Hannickel eine und dieselbe Person waren? Und sollte sie nun ihren Verdacht verschweigen und dadurch vielleicht schuld sein an weitern Unglücks- und Frevelthaten? Warum hatte Hans es so schmerzlich bitter bereut, daß er auf den Huberhof gekommen war? Es war offenbar, daß er etwas Schweres auf dem Gewissen hatte — vielleicht wußte er um die Schandthaten der Bäuerin, war vielleicht selbst einer von den Räubern ... sie konnte damit nicht in's Reine kommen.

„Ich will einmal darüber schlafen," sagte sie zuletzt, „und morgen, wenn's Tag ist, hinübergehen zum Herrn Pfarrer. Das ist ein gescheidter, freundlicher alter Herr, der wird wohl einen Rath für mich haben."

Sie trat noch einen Augenblick an das geöffnete Fensterchen und sah beruhigtern Gemüthes in die taghelle schweigende Mondnacht hinaus. Da kam ihr wieder Hans in den Sinn. „Es ist recht schade," sagte sie still hin, „daß wir nicht haben ausreden können! Wer weiß, was er mir gesagt hätt', denn weh ist ihm um's Herz gewesen — bitter weh — das hab' ich wohl gesehen — und ganz vergessen hat er die Rosel auch noch nicht ... Aber vielleicht hat er sich auch nur so gestellt! Er ist ein gewandter, leichtsinniger Bursch', und ich bin ein dummes Ding, daß ich noch an ihn denk'! Die schönen Worte sind bei den Mannsleuten wohlfeil, und wenn's ihm so Ernst wär', wüßt' er mich wohl zu finden ..."

Rosel brach in diesem Selbstgespräch plötzlich ab und mußte mit Gewalt an sich halten, um nicht aufzuschreien. Regte sich nicht dort etwas unter der großen Linde? Kam nicht ein Bursch' aus dem Schatten des Baumes halb heraus in den Mondschein? Also hatte sie sich doch nicht getäuscht; er kam wirklich, ihr sein bedrängtes Herz auszuschütten — es war Hans.

Bald verschwand auch der letzte Zweifel, denn sie hörte ganz deutlich, wie er leise ihren Namen rief. Sie schwieg, aber sie schloß das Fenster nicht; das war nach dortiger Sitte das Zeichen, daß sie den Besuch des Burschen, der zu ihr „zum Fensterl'n" gekommen war, nicht zurückwies.

Hans wußte das auch wohl zu deuten, denn schon im nächsten Augenblicke war er an dem Holzvorrathe, der unter dem Fenster aufgeschichtet lag, emporgeklettert. Er stand ihr nun so nahe, daß er mit ausgestrecktem Arme bis zum Fenster empor reichen und Rosel's Hand fassen konnte, wenn sie ihm selbe durch das Gitterkreuz entgegen gereicht haben würde.

„Was willst Du noch bei mir?" fragte Rosel nach einer kurzen Pause beiderseitiger Befangenheit.

„Du weißt es, Rosel," erwiderte Hans leidenschaftlich. „Ich hab' Dir's heute schon gesagt, aber Du bist mir die Antwort darauf schuldig geblieben."

„Ich hab' Dir Alles gesagt, was ich sagen kann!"

„Also ist's aus mit uns für ewige Zeiten? Du stoß'st mich ganz von Dir? Du willst es haben, daß ich zu Grund' geh' für Zeit und Ewigkeit?"

„Red' nicht so lästerlich! Wie soll ich das wollen! Du liebe Mutter von Oetting, ich wünsch' ja nur, daß es Dir recht gut geh'n soll!"

„Dann mußt Du mich auch anhören, Rosel ... mußt mir wieder gut sein ... o mein blutiger Heiland, wenn Du Alles wüßtest ..."

Rosel schrak zusammen, eine Secunde lang hatte sie vermocht, alle ihre Sorgen und Befürchtungen zu vergessen. Sie schlug die Hände zusammen und rief schmerzlich ... „Hans, Hans, ich fürcht' alleweil — ich weiß schon mehr als gut ist! Deine Bäuerin ..."

„Hast Du's errathen, Rosel?" rief Hans mit zitternder Stimme. Und als Rosel nicht gleich antwortete, frug er dringender: „Rosel, Du weißt's, aber sag', wie ist das möglich gewesen?"

„Ich hab' sie heut' wieder erkannt an der Stimm' ... Es ist also wirklich wahr, sie ist der rothe Hannickel? Und Du, Hans ... Du weißt davon? Du bist vielleicht selbst einer von ihren Raubgenossen?"

Hans vermochte nicht zu sprechen, aber sein Schweigen war nicht minder verständlich. „O du liebe Mutter von Oetting," wimmerte das Mädchen, ein Thränenstrom brach aus ihren Augen und benetzte die Eisenstangen des Gitters, an das sie die heißen Wangen drückte.

„Du glaubst es nicht, was sie für ein Weib ist," sagte endlich Hans, „sie hat mich verblend't und verführt ... sie ist kein Mensch, wie ein anderer — sie ist der leibhaftige Teufel! Aber jetzt, wo Du Alles weißt, jetzt sag' mir, hilf mir, rathe mir, was ich thun soll, wie ich mich los machen kann, wenn's nicht schon zu spät ist! ..."

Rosel lag mit dem Gesicht auf ihren thränenübergossenen Armen und brauchte geraume Zeit, ehe sie sich fassen konnte. „Zum Umkehren und Besserwerden ist's nie zu spät!" sagte sie endlich. „Aber was sollst Du thun? Der Weg überallhin ist ein gar bitterer! Ist's denn möglich — Du, der liebe gute Hans, der keinem Kind was zu Leid' hätt' thun können, Du bist so ein schrecklicher Mensch geworden? Ist's denn möglich, daß Dich der liebe Gott so arg hat verlassen können? ..."

Sie weinte von Neuem, so schmerzlich, daß es Hans in die tiefste Seele schnitt, und doch that ihm diese Theilnahme unendlich wohl. Sie weinte ja um ihn, den Verstoßenen, den Verbrecher, der sich selbst schon verloren gegeben hatte! Er war ihr also nicht ganz gleichgültig, sie liebte ihn noch — das wehte ihn an, wie die erste Hoffnung der Verzeihung; die Thränen fielen auf sein Gemüth gleich den Tropfen eines warmen Frühlings-Regens und schmolzen vollends die Eisrinde, die sich um sein Herz gebildet hatte.

Endlich ermannte sich Rosel. „Mit dem Flennen ist da nichts genutzt," sagte sie, „da muß angepackt werden. Ich will Dich nit verstoßen, armer Hans, aber Du mußt mir versprechen, daß Du thust, was ich von Dir verlang'."

Sie streckte die Hand aus dem Fenster; Hans ergriff sie begierig und drückte sie zum Zeichen seines Gelöbnisses.

„Dann gehst Du morgen in aller Früh' nach Erding, meldest Dich beim Herrn Landrichter und erzählst und gestehst ihm Alles haarklein . . .

Hans fuhr zurück. „Zum Landrichter? Aber denkst Du auch . . . er wird mich festhalten, in's Loch stecken, wird . . ."

„Das wird er freilich thun," entgegnete Rosel traurig, „aber es muß sein. Du mußt Dein Recht leiden von der weltlichen Obrigkeit, wenn Du im Himmel wieder angenommen werden willst als der verlorne Sohn . . ."

„Aber Rosel könnt' ich denn nicht . . ."

„Davon geh'n, meinst Du? Und das schlechte Gewissen herumtragen in der weiten Welt? Und schuld sein, daß hier noch mehr Unheil geschieht? Und einmal hinfahren als ein verstockter und versiechter Sünder? — Nein, Hans, es muß sein, wie ich sag' . . ."

„Dann bin ich doch ein verlorner Mensch," jammerte Hans. „Wer weiß, welche Straf' sie mir zusprechen . . ."

„Das weiß ich auch nicht, aber das Gericht und der König wird's Dir gewiß anrechnen, wenn Du von freien Stücken kommst und Ursach' bist, daß dem Unheil ein End' gemacht wird . . ."

„Und wenn sie's auch thun, ich muß doch in's Zuchthaus, wer weiß auf wie lang', und wenn ich ja wieder heraus komm', was ist's dann mit mir? Dann deuten die Kinder mit den Fingern auf mich, Niemand will von dem Zuchthäusler, von dem Sträfling was wissen, und Alle weichen vor mir aus, wie vor dem bösen Feind!"

„Alle, Hans?" sagte Rosel innig. „Nein, Alle nicht! Und wenn Dich Jedes verstoßt, ich werd's nicht thun. Ich will morgen den sauren Gang zum Gericht mit Dir machen; aber ich will mich Deiner auch nicht schämen, wenn Du in der Straf' bist. Ich komm' zu Dir, so oft es sein darf, und tröst' Dich, damit Du nicht verzweifelst und so recht bereu'st, was Du verbrochen hast. Und wenn sie Dich wieder frei lassen, dann wird die Rosel am Zuchthausthor steh'n und sich Deiner wieder nit schämen, sondern bei Dir bleiben und mit Dir aushalten, was kommt . . ."

„Rosel . . . o Du leibhaftiger Engel," schluchzte Hans erschüttert. „Rosel . . . das wolltest Du thun?"

„Ich versprech' Dir's, Hans, so g'wiß, als ich einmal mit mein' guten Mutterl im Himmel z'sammen kommen will! Im Land, wo Dich Alles kennt, können wir dann freilich nicht bleiben . . . aber dann geh'n wir miteinander fort. Es wird schon ein Plätzl geben in der weiten Welt, wo wir uns verbergen und ehrlich unser Bissel Brod verdienen können . . . . Willst Du?"

„Ich will," sagte Hans . . . „aber was mach' ich nun mit dem Zettel da? Den soll ich unter das Armenseelbildl stecken am Marterstöckl im Schwarzbühel . . es ist die Bestellung für die Andern zu einem neuen Einbruch . . ."

„Herr Gott im hohen Himmel," rief Rosel . . . „den Zettel gib mir, Du aber, versprich mir's, Du gehst ruhig heim, redst mit keinem Menschen ein Wort, und morgen um sieben Uhr wart' ich auf Dich, wo die Sempt aus dem Moos herauskommt — dann gehen wir miteinander — Du weißt wohin!"

„So muß ich halt fort von Dir," sagte Hans, „ich kann Dir gar nit sagen, mir wird's auf einmal so schwer um's Herz . . . ich wollt' ich könnt' da bleiben — mir geht's vor, ich seh' Dich nit wieder!"

„Nimm Dich zusamm', Hans," erwiderte Rosel, gleich ihm erweicht, „mach's herzhaft durch, was sein muß. Der liebe Gott sieht Dein Herz, er wird's ja machen, daß Alles recht wird."

Zögernd nur entschloß sich Hans zu gehen. Als er den Holzstoß herabgeklettert war, rief er noch ein wehmüthiges „B'hüt Dich Gott, Rosel," hinauf — dann verschwand er langsam, noch oft zurücksehend und winkend, in dem angrenzenden Gehölz.

Nach einigen Secunden schlüpfte auch Rosel geräuschlos aus dem Haus. Sie war in leichter Nachtkleidung, hatte nur ein großes Tuch über den Kopf geworfen und eilte in entgegengesetzter Richtung dem Walde zu.

. . . Inzwischen war Paul längst am Huberhofe angekommen. Er wollte in seine Kammer, aber sein böser Engel, die schöne Huberin, hatte am Fenster seine Zurückkunft belauscht. Leise rief sie ihn heran, als sie aber erfuhr, daß die ihm aufgetragene That nicht geschehen war, gerieth sie außer sich. Sie schlüpfte aus der Kammer und ließ den halb wahnsinnigen Burschen in die verlassene Stube des Erdgeschosses ein. Unter den leidenschaftlichsten Klagen zog sie den Verwirrten an sich und verschwendete alle Liebkosungen, alle Künste der Ueberredung, bis er das Versprechen erneute und noch einmal forteilte, den dem Tode Geweihten auf dem Rückwege zu morden.

Die schöne Huberin stand lange am Fenster, unbekümmert um den frischen Morgenwind, der ihr frostig um Stirn und Nacken blies. — Schon leuchtete im Osten ein grauer Streifen auf — da hallte vom düstern Walde das Echo eines schwachen Schusses herüber.

Kaltblütig schloß sie nun das Fenster, indem sie vor sich hinmurmelte: „Gott geb' Dir die ewige Ruhe, Hans — Du wirst mich nicht verrathen — aber ich hab' Dir doch Wort gehalten, daß das der letzte Gang war, den Du gemacht hast!"

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Karl Vogt hat soeben unter dem Titel: „Mein Proceß gegen die Allgemeine Zeitung" ein Buch veröffentlicht, das unbedingt großes Aufsehen erregen wird. Was Vogt über viele Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung erzählt, ist so scandalöser Natur, daß, wenn die mitgetheilten Thatsachen wahr sind — und Vogt verspricht, die Beweise beizubringen —, die Augsburger Allgemeine mit ihren oft gerühmten hohen Verbindungen in einem mehr als zweifelhaften Lichte erscheint. Es kommt da viel schmutzige Wäsche zum Vorschein. Im Uebrigen scheint aus den abgedruckten Documenten hervorzugehen, daß Vogt die ihm vorgeworfene Gewinnung publicistischer Federn für seine Revolutionszwecke nicht mit französischen, sondern mit ungarischen Geldern zu bewerkstelligen suchte, wie er denn auch ganz offen gesteht, daß „wer Oesterreich schade, die freiheitliche und einheitliche Entwickelung Deutschlands fördere —". Dem Buche hat er als Motto sehr malitiös die Aeußerung des Herrn v. Cotta vorgesetzt: „Fünfundzwanzigtausend Gulden gäbe ich darum, wäre die Geschichte nicht passirt!" — Ein Redacteur der Allgemeinen, Herr Orges, hat bereits gegen einige Behauptungen Vogt's protestirt.

Der deutsche National-Verein hat vor einigen Tagen sein erstes „Flugblatt" in die Welt gesandt. Nach einem Hinweis auf die durch die Ereignisse des vorigen Jahres herbeigeführte Vereinigung der liberalen (constitutionellen und demokratischen) Parteien, fordert er wiederholt zu einer gesetzlichen Agitation auf, deren vorläufiges Ziel, ehe an den Ausbau der innern Zustände gedacht werden könne, eine deutsche Centralgewalt mit einer Volksvertretung an der Seite sein müsse. Als unerläßliche Vorbedingung dazu verlangt er, daß der Deutsche seine unselige Scheu vor der „Mißliebigkeit" ablege und seine Ueberzeugung ohne Furcht vor Maßregelungen aller Art dadurch bethätige, daß er streng in den Grenzen des Gesetzes jeder etwaigen Uebertretung desselben entschieden entgegentrete. Als hauptsächliches Mittel zur Förderung der Vereinszwecke wird die Betheiligung des Volkes bei den Wahlen zu den Ständeversammlungen, Benutzung der Tagespresse etc. bezeichnet.

Auflösung des Räthsels in Nr. 52 vorigen Jahrg.: **„Wechsel"**. 1. Wechsel der Zustände. 2. Wechsel der Stoffe. 3. Werthpapier. 4. Der „Wechsel" in Maschinen, Uhren etc. 5. Wechsel des Wilds. 6. Der Köln'sche Wechsel, ein Pflug, am Niederrhein verbreitet. 7. Der Wechsel des Studenten, sein halbjähriges Einkommen. 8. Der Wechsel, Ruhepunkt in den Minen, wo die Karren umgetauscht werden. 9. Der Wechsel der Postpferde (heißt schlichtweg Wechsel). 10. Fruchtwechsel. 11. Wechselbalg. 12. Notenwechsel. 13. Wechselfieber. 14. Geldwechsel. 15. Wechselfall. 16. Ringwechsel. 17. Wechselgesang. 18. Briefwechsel. 19. Wechselreiter. 20. Gedankenwechsel. 21. Wechselreim. 22. Wechselschuld. 23. Krankheitswechsel. 24. Wechselgetenk. 25. Kleiderwechsel. 26. Garnisonwechsel. 27. Wechselzahn. 28. Mondwechsel. 29. Windwechsel. 30. Wechselplatz. 31. Bahnwechsel.

„Und ob Alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!" Schiller.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 5. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Huberbäuerin.

Von Herrm. Schmid.

(Schluß.)

7.

Hastig wie ein verscheuchter Vogel strich Paul querfeldein durch Thau und Gras. Es war die erste Stunde des erwachten Morgens; sein Bote, ein frischer Luftzug, rauschte durch die Haselbüsche am Wege und schüttelte brausend die Tannenwipfel des Waldes, in dem das Blut des Ermordeten noch warm zum Himmel rauchte. Der Morgen wurde immer glorienhafter, aber Paul sah nichts von aller Schönheit der wieder auflebenden Natur; seine Seele war außer dem mechanisch forteilenden Körper von Entsetzen geschüttelt, erschreckt von dem rauhen Schrei eines auffflatternden Raben, gescheucht von dem Rauschen der Zweige, das ihm klang wie das letzte Röcheln aus der Brust seines Opfers.

Auch jetzt erwartete ihn die Huberbäuerin. Sie hatte sich nach dem Schusse ganz befriedigt noch zur Ruhe gelegt, allein nur der kräftige Körper sank in Schlaf, die Seele blieb stürmisch bewegt und warf wilde blutige Bilder wirr und entsetzlich durcheinander. Stöhnend und schreckhaft sprang sie empor, denn es war ihr vorgekommen, als stehe Hans vor ihr, blutend, verwundet, aber nicht todt und hätte drohend die Hand gegen sie erhoben. Fieberisch strich sie die losgegangenen Flechten des reichen schwarzen Haares von der Stirn zurück und fühlte sich zum ersten Male in ihrem Leben von den Zwangschrauben der Angst gefaßt. — Wenn Paul ihn gefehlt oder nur verwundet hatte, dann war sie verloren, dann hatte sie von seiner Rache Alles zu fürchten!

Schon begann es im Hause sich zu regen, da sah sie Paul über das Feld heraufkommen. Rasch eilte sie ihm entgegen, nur nothdürftig gekleidet, damit er Niemand vor ihr begegne, damit Niemand irgend einen Argwohn schöpfe. Mehr todt als lebend wankte der Bursche heran — nicht mehr das Bild voller blühender Jugend, wie noch gestern, nein, eine von wenigen Stunden verwüstete und gezeichnete Jammergestalt.

„Nun,“ rief sie ihm mit rohem Scherz entgegen, der auch darauf berechnet war, ein allenfalls verborgenes Lauscher-Ohr zu täuschen, „nun, ist's jetzt die Zeit, heimzugehn? Dir sieht man ja die Freinacht auf zehn Schritt' an ... ist der Tanz endlich einmal aus?“

„Es ist Alles aus,“ sagte der Bursche, und die Bäuerin athmete hoch auf, als wenn ihr eine Centnerlast von der Brust genommen wäre. „Du bist ja ganz verwirrt,“ sagte sie dann leiser, indem sie mit ihm in's Haus trat. „Nimm Dich zusammen, es ist jetzt einmal nicht anders, also laß Dir nichts anmerken! Bis morgen ist's überstanden, und Du denkst nimmer dran. Aber jetzt leg' Dich nieder und schlaf. Du kannst den ganzen Tag liegen bleiben, daß Du Dich ganz erholst. Später kommst Du dann zu mir, wie gestern, und erzählst mir erst genau, wie Alles gegangen ist ... oder reut's Dich etwa schon, was Du mir versprochen hast? Hast schon vergessen, was ich gethan hab' für Dich ...“

„Ich will mich niederlegen,“ erwiderte Paul, „vielleicht vergeht mir dann der Zustand! Mir ist, als wenn mir das Blut den Kopf zersprengen wollt'! Ich komm' dann ...“

„Halt,“ rief ihm die Bäuerin nach, als er gehen wollte, „noch Eins! Du hast ihn doch ...?“ fragte sie mit einer ausdrucksvollen Handbewegung, die das Einscharren des Leichnams bedeutete.

„Nicht?“ schrie sie entsetzt, als Paul stumm verneinte. „Du hast den Todten liegen lassen? So wird er gefunden, und wir sind miteinander verloren!“

„Ich hab' ihn in's Gebüsch hineingezogen, wo das Steingeröll ist,“ erwiderte düster der Mörder, „da findet ihn so leicht Niemand!“

„Die Jäger mit ihren Spürhunden kommen überall hin, die finden ihn, eh' der Tag vergeht! Nein, das ist nichts, Du mußt nochmals hinaus und mußt ihn verscharren, so tief es geht!“

„Das kann ich nicht!“ rief Paul mit einer abwehrenden Geberde des Entsetzens und bebend vor tiefem innerlichen Schauder ... „ich geh' nicht wieder hin!“

„Und warum nicht?“

„Ich kann nicht,“ wiederholte Jener, „er ist auf den Schuß zusammengestürzt wie ein Stück Holz und hat keinen Laut mehr von sich gegeben — nur ein paarmal gestreckt hat er sich und mit der Hand in die Luft gegriffen. Wie er sich dann nicht mehr rührte, bin ich hinzugeschlichen und hab' ihn hereingezogen vom Gangsteig weg in's Gebüsch und hab' das Blut am Platz zugedeckt mit Erde und Blättern. Dann hab' ich ein tiefes Loch gegraben ... aber ich hab' ihn nicht hineinlegen können, denn wie ich wieder hinzuging, da war's schon so dämmrig hell geworden, daß man wohl was unterscheiden konnte ... Da ist er dagelegen mit weit offenen Augen ... und die haben so fest hingeschaut auf mich ... es kam mir vor, als wenn er anfangen wollt' zu reden und sich wieder zu rühren ... Da — da hab' ich Alles hingeworfen und bin davongelaufen ... und dahin, nein, um Alles in der Welt geh' ich nicht wieder!“

Die Bäuerin sah ihn kopfschüttelnd an, und ein höhnisches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Ihr seid mir saubere Leut', Ihr Mannsbilder,“ sagte sie, „auf Euch kann man sich verlassen! Aber geh' nur, ich seh' wohl, daß Du nit kannst ... leg' Dich nieder und schau', ob Du bis auf die Nacht Deine fünf Sinn'

wieder z'samm' klauben kannst. Ich muß halt auf was Andres denken, denn so liegen bleiben darf er um keinen Preis . . ."

Paul entfloh der Scheune zu und vergrub sich in den hintersten Winkel des Heulagers, wohl vor den Leuten, aber seine qualvollen Sorgen wühlten sich mit ihm hinein.

Die Bäuerin trat nach kurzem Besinnen in's Schlafzimmer, wo ihr Mann noch tief schlafend im Bette lag. Eine Weile betrachtete sie ihn mit demselben Ausdrucke des Hohns, wie er so ungeschlacht und plump dalag, eine geistlose Masse Fleisch. „Auch ein schönes Muster von einem Mannsbild," murmelte sie, „aber sie sind im Grund Alle gleich, und ich weiß nit, ob mir nicht zuletzt der Simpel noch der Liebere ist — der folgt mir doch wie ein Hund!" Sie faßte den Arm des Schlafenden und rüttelte ihn so kräftig, daß er erschrocken auffuhr und sie mit verschlafenen Augen verblüfft anglotzte. „Steh' auf, Huber," sagte sie, „und hör' mir zu — es ist was ganz Besonderes passirt."

Der Blöde richtete sich halb empor und sah sie erwartend an.

„Antworte mir erst," begann die Bäuerin wieder, „weißt Du noch, wie ich in Dein Haus gekommen bin?"

„Wie sollt' ich das nicht mehr wissen?" grinste er, „für so dumm mußt Du mich doch nicht halten! Ich weiß es noch gar wohl, wie Du auf den Hof gekommen bist, als eine arme Magd und Dein Päckl unterm Arm."

„Und wie Du mir nachgegangen bist auf Schritt und Tritt, und nicht geruht hast, bis ich Ja g'sagt hab'? Und was Du mir damals versprochen hast, daß ich's gethan, weißt Du das auch noch?"

Der Bauer schwieg, denn er wußte nicht, wo die Bäuerin hinaus wollte mit ihrer Frage.

„Du hast mir versprochen," fuhr sie fort, „daß ich Herr sein soll im Haus, daß Du mir nix Einreden willst, daß Du blindes Vertrauen zu mir haben und mich nicht mit Eifersucht plagen willst, und wenn Du auch meinst, Du hätt'st Ursach' dazu! Und wie hast Du Dein Wort gehalten? — Meinst Du, ich hab's nit gemerkt, wie Du mich überall scheel angeschaut hast wegen dem Oberknecht, dem Hans, daß die andern Dienstboten die Köpf' zusammenstecken und einander mit dem Ellbogen anstoßen? Ich hab' Dich wohl geseh'n, wie Du mir gestern früh nachgeschlichen bist in die obere Stub'n und hast spionirt wie ein Spitzbub'!"

Der Bauer war verlegen, sich ertappt zu wissen, und sah dumm lächelnd vor sich hin.

„Ich bin die Person nicht," fuhr die Bäuerin fort, „die so mit sich umgehen laßt. Ich kann mir aber schon einbilden, wer Dir das in den Kopf gesetzt hat — es wird's wohl der Hans selber gewesen sein! Wer weiß, wo er gered't und geprahlt hat, weil ich ihn vielleicht einmal freundlich ang'schaut hab' . . . . Drum hab' ich g'sorgt, daß er Dir und mir nimmer im Weg umgeht!"

„Hast ihn fortgeschickt?" fragte tückisch der Bauer.

„Dummheiten! Warum nit gar! Daß er mich ausschreit und in's Gered' bringt bei den Leuten? Nein, ich hab' ihm 's Maul g'stopft, daß er's gewiß nit wieder aufmacht."

„Versteh'st mich nit?" fuhr sie fort, da der Bauer sie fragend anstierte. „Ich hab' ihn durchthun lassen — draußen im alten Steinbruch im Schwarzbühelholz liegt er erschossen!"

Der Blöde hörte zu, wie Jemand, der wohl etwas vernimmt, aber es nicht begreift; aber allmählich schien ihm das Verständniß aufzudämmern, seine starren Augen funkelten und eine wilde unheimliche Freude zog über sein Gesicht, das dadurch dem eines Thieres noch ähnlicher wurde. „Ist das wahr?" rief er lachend, „der Hans ist hin?"

„Hin," entgegnete kaltblütig die Bäuerin, „das hab' ich Dir zu lieb gethan, damit Du siehst, daß ich ein braves Weib bin und daß Du mir nit wieder so Unrecht thust! Aber jetzt ist's an Dir — jetzt zeig', daß Du ein solches Weib verdienst. Geh' hinaus in den Steinbruch — wenn Du nicht willst, daß Dein treues Weib Deinetwegen in Ketten und Banden kommt, so scharr' ihn ein, daß ihn Niemand find't, und dann komm' wieder und sag' mir's!"

Der Bauer bedurfte keiner weitern Ueberredung oder Aufforderung — mit wildem Sprunge war er aus dem Bett, warf sich unordentlich und hastig in die Kleider und eilte fort mit der Hast eines beutegierigen Raubthieres, das Fraß wittert. „Sei vorsichtig," mahnte die Bäuerin, „geh' beiseit', daß Dir Niemand begegnet, und wenn Dir doch wer in den Weg kommt, so sag', Du gehst in unsern Schlag hinaus und willst einen Wassergraben aufwerfen."

Er hörte kaum die Mahnung, die übrigens auch unnöthig war, denn instinctmäßig wählte er einen Umweg durch's Moor, wo ihm nicht leicht jemand entgegen kam und von wo er nur einen Büchsenschuß weit in den Wald hatte. Er sprang mehr als er ging, indem er manchmal wilde unverständliche Worte vor sich hinbrummte, manchmal die über der Schulter liegende Grabschaufel wie eine Keule über'm Kopfe schwang. Bald war er im Wald und hatte gleich einem Spürhunde schnell die Blutstelle aufgefunden. Mit wildem Hohngelächter sprang er auf die Leiche zu, als er sie erblickte, und riß sie aus dem Gesträuche heraus; dann setzte er sich gegenüber auf einen Baumstumpf, stützte das Gesicht in die beiden Hände und sah eine Zeit lang mit wilder Freude in die starren Augen und die verzerrten Züge des Todten.

Dann sprang er auf und zerrte den Leichnam in die von Paul schon bereitete Grube, und schaufelte und grub wie wüthend mit aller Kraft, daß sie in wenigen Minuten eingefüllt und der arme Hans ein paar Klafter tief verscharrt war. Boshaft stampfte er dann noch auf der lockern Erde herum und holte kriechend aus dem Gebüsche allerlei Moos, abgefallenes Laub und Gestrüpp herbei, um der Stelle das Ansehen des gewöhnlichen Waldbodens wieder zu geben. Mit dem Ausdrucke wohlgefälliger Verschlagenheit überblickte er dann sein Werk und eilte nach Hause.

Als die schöne Huberin ihn kommen sah, athmete sie hoch auf, denn jetzt wußte sie sich sicher. Sie lachte laut auf in übermüthigem Trotze und veränderte keine Miene, als einer der Knechte mit der Botschaft heran kam, daß der Oberknecht Hans nirgends im ganzen Hause zu finden sei und der jüngste Knecht Paul wie betrunken im Heu liege. „Das muß wahr sein," rief sie im verstellten Zorn, „gut versehen bin ich mit meinen Leuten! Der Eine kommt die ganze Nacht nicht heim, und der Andere ist am hellen Tag noch nicht nüchtern — aber ich will nicht die Huberbäuerin sein, wenn ich nicht Ordnung hinein bring' in die Bursche!"

Während das auf dem Huberhofe geschah, saß die traurige Rosel schon lange auf einem Straßenrain an der Brücke, wo die Sempt aus dem Moose hervorkommt. Längst hatte es auf den Kirchthürmen des nahen Städtchens sieben Uhr geschlagen; Viertelstunde um Viertelstunde schlich dahin, ohne daß Hans erschien, um mit ihr den verabredeten Gang zum Gerichte zu machen. Rosel wollte sich fast die rothgeweinten Augen ausschauen nach ihm, aber er war nirgends zu erblicken. Jetzt schlug es auf der Hauptkirche schon acht Uhr; der tiefe, ernste Glockenton schwebte so recht feierlich durch die stille Gegend hin und drang mahnend an des Mädchens Ohr und Herz.

„In Gottes Namen," sagte sie endlich aufstehend, „er kommt nicht! Ich kann's nicht glauben, daß er sein heiliges Versprechen nicht halten sollt', also kann er wohl nicht kommen, und sie haben ihm gar ein Leids angethan! . . . Wie's aber auch ist, ich muß hinein, muß Alles sagen, was ich weiß, mag es ihm und mir dann gehn, wie's will!"

Plötzlich blieb sie horchend stehen, und glühende Röthe stieg ihr in's Gesicht. „Das wird er sein," sagte sie, „ich höre gehn" . . . Er war es aber nicht; ein wildfremder Mensch schritt achtlos an ihr vorüber. „O mein liebs guts Mutterl," seufzte sie in das Taschentuch hinein, „steh' Du mir bei auf dem schweren Gang" — dann schritt sie ruhiger dahin, dem Gerichtsgebäude zu.

8.

Der Abend des zweiten Tages war gewitterhaft zu Ende gegangen und hatte einer undurchdringlich finsteren Nacht Platz gemacht. Die ganze Gegend lag todesstill, Ruhe war in und über allen Häusern und Hütten, denn nichts von dem Vorgefallenen hatte verlautet. Nur in der Richtung gegen eine am Waldsaume befindliche, halb übergraste Sandgrube, an deren Rand ein verwittertes Wetterkreuz emporragte, war es in geheimnißvoller Weise lebendig. Dunkle bewaffnete Männer schlüpften in den Wald hinein, und zwischen den Bäumen blitzte es hier und da wie ein Gewehrlauf oder eine Bajonnetspitze. Allmählich jedoch ward es auch hier ruhig, und bald war nichts hörbar als das Rauschen der Bäume, die sich den Stößen des Gewitterwindes beugten.

Schon ging es nahe auf eilf Uhr, als hier und da eine verdächtige Gestalt vorsichtig über die Felder heranstrich und ihren Weg zu dem finster ausblickenden Wetterkreuz richtete. Stillschweigend sammelten sie sich dort, und schon war eine ansehnliche Schaar

beisammen, als vom Kirchthurme aus der Tiefe herauf die elfte Stunde schlug. Da kam Leben in die unheimliche Gesellschaft, und bald bewegte sie sich wie ein dunkler Knäuel gegen den Hügelabhang vorwärts.

Da blitzten plötzlich ringsum verborgen gehaltene Fackeln und Lichter empor, und von allen Seiten scholl den Räubern ein drohendes Halt entgegen. „Teufel, wir sind verrathen!" schrie der Anführer mit der schwarzen Maske und dem bekannten rothen Bart. „Schlagt Euch durch, Buben! Haut die Schergenknechte zusammen!" Instinctmäßig folgten die Männer und drangen auf ihre Gegner mit den Beilen, womit sie bewaffnet waren, ein, auch einzelne ziellose Flintenschüsse krachten, aber die militairisch geleiteten Angreifer hatten sich so schnell im Kreise geordnet und zusammengezogen, daß ihnen von allen Seiten eine undurchdringliche Reihe von Bajonneten entgegenstarrte. Heulend warfen einige der Männer die Waffen weg, fielen in die Kniee und schrien in verzweifelnder Entmuthigung um Gnade, andre drangen auf die Soldaten ein und suchten einen blutigen Ausweg zu erzwingen, aber die Uebermacht war zu groß, und schwer verwundet mußten sie bald von dem vergeblichen Versuche ablassen. Zu den Letztern gehörte der Anführer der Bande, der sich mit solcher Wuth auf die Feinde stürzte, als könne er es nicht ertragen, ihnen lebendig in die Hände zu fallen, und suche den Tod. Diese aber, ihres Fanges sicher, schonten ihn sichtbar und trachteten, ihn lebend und unversehrt der Gerechtigkeit zu überliefern. Endlich gelang es ihnen auch, ihn unter wuthschäumenden Flüchen und Lästerungen nieder zu ringen und zu binden.

Der Ueberfall war vollständig gelungen, acht Räuber mit dem rothen Hannickel lagen geknebelt am Boden, von den Gerichtsdienern mit gezogenen Säbeln bewacht, während die Soldaten die Gewehre zusammenlehnten und die Ankunft der Wagen zum Transport der Gefangenen abwarteten.

Der Assessor, welcher mit dem Hauptmanne das Ganze geleitet hatte, begann indeß seine richterliche Thätigkeit, indem er in einer nahe gelegenen Streuhütte den Vorfall zu Protokoll nahm und die Persönlichkeit der einzelnen Räuber feststellen ließ. Die meisten waren Bauernbursche aus den anliegenden Gerichtsbezirken, vielfach nicht zum Besten bekannt, einzelne auch von tadellosem Ruf. Zuletzt ward auch dem Anführer der rothe Bart und die Maske abgenommen, und wenn noch ein Zweifel möglich gewesen, ob darunter wirklich die schöne Huberin verborgen sein könne, so war er jetzt gelöst.

Todesbleich stand sie da, aber aufrecht und keck wie immer, und ihre funkelnden Augen machten mit dem Ausdrucke des wildesten Hasses die Runde unter den Umstehenden. Auch Rosel war darunter, denn da das Gericht nothwendig ihre Anzeige prüfen mußte, hatte man sich ihrer Person versichert und sie zu dem nächtlichen Streifzug mitgenommen.

„Also Dir hab' ich's zu verdanken!" knirschte die Huberin, als sie das Mädchen erblickte, „jetzt begreif' ich Alles — aber es geschieht mir ganz recht, warum hab' ich mich auf den Weiberlapp von einem Burschen verlassen!"

„Das brave Mädchen," sagte der Beamte mit gebieterischer Würde, „hat seine traurige Schuldigkeit gewissenhaft gethan, und Ihr seht, daß ich doch Recht hatte, als ich vor ein paar Tagen Euch zurief, es sei nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen."

Trotzig schwieg das Weib und ließ sich abführen, als die Wagen angekommen waren, sie mit ihren Genossen in's Gefängniß zu bringen.

Als der Zug das nächste Dorf erreicht hatte, strömte ihm, obwohl noch kaum der Morgen graute, Alt und Jung daraus entgegen; als die Wagen geholt werden waren, hatte sich das Gerücht verbreitet, der rothe Hannickel und seine ganze Bande sei gefangen, die schöne Huberin sei der Räuberhauptmann gewesen, und so gerieth wie bei einem plötzlich entstandenen Brande das Dorf und bald die ganze Umgegend in Allarm. Wüthend drängte sich das Landvolk in dichten Schaaren um die Wagen, Drohungen und Verwünschungen erschallten von allen Seiten, und hätte nicht die Escorte von Soldaten sie umgeben, so wäre sicher wenigstens die schöne Huberin das Opfer der allgemeinen Erbitterung geworden. Sie aber blickte kalt und lachend auf die tobende Menge hin, und der in jeder Ortschaft sich steigernde und wiederholende Empfang schien ihrem wilden Stolze zu schmeicheln.

Allmählich und bei anbrechendem Morgen kam man dem Huberhofe näher, und es mochten wohl Empfindungen eigener Art sein, welche die Gefangene ergriffen, als das schöne Besitzthum so stattlich und friedlich herniedersah; sie schien einen Augenblick erschüttert, aber auch nur einen Augenblick, dann wandte sie sich ab — ihr scharfes Auge hatte schnell auch dort die bunten Farben von Uniformen und das Blitzen von Gewehren bemerkt.

Während der Streifzug zur Aufhebung der Bande abgegangen war, hatte gleichzeitig eine Abtheilung den Huberhof umstellt und verlangte Einlaß. Das ganze Haus wurde durchsucht, aber nichts Auffallendes gefunden, als die verborgen in den Heuboden eingebaute Kammer, welche durch den Wandkasten in die obere Stube führte. Wahrscheinlich wurde sie in der Regel als Versteck der Waffen, Masken und der Beute benutzt, doch wurde nicht das Kleinste vorgefunden, was den Verdacht bestätigen konnte, das Nest war vollständig ausgeräumt. Dagegen ergab die Durchsuchung etwas, was man nicht vermuthet hatte, denn die sinnlose Gewissensangst Pauls und der Schrecken des Bauers, als sie die Gerichtspersonen erblickten, führten zur Entdeckung des an Hans verübten Mordes. Der hier thätige Beamte säumte nicht, ihre Bekenntnisse festzuhalten und in ihrer Begleitung die Ausgrabung der Leiche vorzunehmen.

Vom Walde mit den beiden Gefangenen zurückkehrend, begegnete der Zug der großen militairischen Escorte mit der Huberin und den übrigen Räubern. Paul lag halb bewußtlos auf dem Wagen, der Bauer stierte stumm auf seine kettenbelasteten Hände — die Bäuerin richtete nicht einen Blick auf sie. Sie sah, daß Alles entdeckt war, und dachte nur darauf, wie es möglich sein könnte, der Untersuchung und Strafe zu entgehen. Ohne ein Zeichen innerer Erregung, fest und kalt sah sie auf die Volksmenge, die sich in dem Städtchen vor dem Gefängnisse Kopf an Kopf drängte — sie schien es gar nicht zu bemerken, als ihr am Eingange desselben der große Gerichtsdiener mit grimmig aufgedrehtem Schnurrbarte entgegentrat und ihr höhnisch zurief: „Ei, ei, steht der Frau Huberin jetzt die Nase nicht mehr zu hoch, daß sie in's Amthaus kommt zu den Schergen und Spitzbuben?"

Tags darauf wurde Hans auf dem nächsten Dorfkirchhofe begraben, unter ungeheurem Zulauf und, zu Rosels größtem Trost, mit kirchlichen Ehren. Alle ihre Angaben bei Gericht hatten sich so vollkommen als wahr erwiesen, daß man ihr auch Glauben schenkte, daß Hans die Absicht gehabt habe, sich dem Gericht zu stellen, und daß er also als ein Bereuender hinüber gegangen war.

Rosel hatte vom ersten Augenblicke an gefürchtet, daß es Hans durch die Bäuerin unmöglich gemacht worden war, zu kommen; die Bestätigung hatte sie daher zwar tief erschüttert, aber nicht gebrochen. Es lag sogar etwas Beruhigendes in dem Gedanken, daß ihn der Tod mitten in guten Vorsätzen ereilt hatte und daß er aller irdischen Schande und Strafe entzogen sei. Sie hatte sich ausgeweint und folgte ihm thränenlos zum Grabe, und kniete noch lange betend an demselben, als alle Begleiter den Kirchhof verlassen hatten. Dann ging sie gefaßt hinweg nach dem Brandlgute, packte ihre Sachen zusammen und nahm Abschied von den alten Leuten, denen sie so lieb geworden war. Sie wollte nicht in der Gegend bleiben, wo alle Augen auf sie gerichtet waren und wo Alles ihr so bittere Erinnerungen hervorrief. Standhaft und mit einer Art Entrüstung hatte sie auch jede Belohnung ausgeschlagen, die ihr dafür geboten worden war, daß sie die Entdeckung und Gefangennehmung der Räuber veranlaßt und möglich gemacht hatte. Ohne ihren rasch ausgeführten Entschluß, den Bestellungszettel selbst an das Marterstöckl zu heften, wäre Beides, oder doch die Ueberführung viel schwieriger, wo nicht unmöglich gewesen.

„Haltet mich nicht auf und red't mir nicht zu," sagte sie, indem sie sich anschickte, zu gehen, „es ist besser so. Ich geh' hinein in's Gebirg', wo mich Niemand kennt, und wenn Ihr mir eine Freundschaft thun wollt, so gebt manchmal dem Grab von mein' guten Mutterl ein Weihwasser, bet't ein Vaterunser davor und auch vor dem andern Grab . . . Ihr wißt schon, was ich mein'!"

— Innerhalb der Mauern des Gefängnisses begann nun das damals noch in tiefes Geheimniß gehüllte Werk der Untersuchung, draußen war die Bewegung in einigen Monaten verhallt, man erfreute sich der wiedergekehrten Ruhe und Sicherheit und erzählte sich bald das Geschehene mit allerlei Ausschmückungen, wie der Aberglaube und der romantische Sinn des Volkes sie erzeugte und liebte. Es gab Viele, die es sich nicht nehmen ließen, daß die schöne Hu-

berin Alles, was sie gethan, nicht mit natürlichen Dingen zuwege gebracht habe und daß sie nothwendig eine Hexe sein müsse.

Jahre vergingen, eh' nach dem damaligen Verfahren die Acten geschlossen waren und eh' der endgültige Spruch erfolgte. Das Benehmen der Bäuerin hatte die Sache auch verzögert, denn trotz der Geständnisse Pauls, des Bauers und einiger Genossen leugnete sie die gegen sie erhobenen Anschuldigungen und hatte mit vieler List ein Märchen ersonnen, an dem sie hartnäckig festhielt. Darnach bestand ihre ganze Schuld darin, daß sie Hans geliebt und aus Liebe zu ihm dessen räuberische Unternehmungen geduldet und nicht angezeigt habe. Er war der Räuberhauptmann, und nur das letzte Mal, als er zur bestimmten Zeit nicht nach Hause gekommen, hatte sie der Versuchung nicht widerstehen können, aus Neugierde seine Vermummung anzuziehen und an den ihr benannten Sammelplatz zu gehen, wo sie ganz unschuldig mit gefangen wurde. Sie beklagte unter bitteren Thränen, daß er nicht mehr am Leben sei, denn er würde gewiß die Wahrheit sagen und sie nicht in dem Unglück stecken lassen. Seine Ermordung war ohne ihr Wissen von Paul aus eigenem Antriebe aus Eifersucht geschehen.

So abenteuerlich die Erfindung klang, fand sie doch Jemand, der ihr nach und nach Glauben schenkte, das war Herr Kriegelsteiner, der schnurrbärtige Gerichtsdiener. Durch die mehrere Jahre andauernde Haft kam er mit ihr täglich und so oft in Berührung, daß der schwache Mann dem Eindrucke ihrer Schönheit in die Länge nicht widerstand. Sie wußte auch gegen ihn die leidende Unschuld mit großer Schlauheit zu spielen und den Unmuth, womit er sie empfangen hatte, zu entkräften. Bald hatte sie ihn ganz in ihr Netz gezogen und befand sich in's Geheim durchaus nicht als Gefangene, sondern genoß alle möglichen Erleichterungen und Annehmlichkeiten.

Das Eintreffen des Endurtheils änderte die Sache. Paul wurde zum Tode, die Huberin nebst den meisten ihrer Genossen auf Lebensdauer in die Ketten verurtheilt. Die Todesstrafe konnte nach den bestehenden Gesetzen nicht gegen sie erkannt werden, weil ihr Bekenntniß fehlte. Der Bauer kam mit geringer Freiheitsstrafe davon; man hatte seine volle Zurechnungsfähigkeit bezweifelt.

Der Tag der Vollstreckung kam heran. Paul, von der Folter seines Gewissens und der langen Haft zu einem Skelett herabgesiecht, erlitt reuig und ergeben die Strafe, die sein Leben wohl nur um wenige schmerzliche Wochen verkürzte.

Tags darauf sollte die schöne Huberin in's Zuchthaus abgeliefert, vorher aber eine Stunde auf dem Pranger öffentlich ausgestellt werden. Eine unabsehbare Volksmenge wogte und drängte auf dem Platze, wo der Schandpfahl errichtet war, und der Assessor, dem manches graue Haar gewachsen über der Riesenarbeit, die zu bewältigen war, erschien im Gefängnisse, die Verbrecherin zum letzten Acte abzuholen und damit seine Thätigkeit zu beschließen.

Aber die Ankunft derselben verzögerte sich von Minute zu Minute . . . dagegen erscholl aus den obern Gängen des Gefängniß-Gebäudes, wo die Keuche der Huberin war, verworrenes Geschrei und Durcheinanderlaufen. Besorgt eilte der Beamte hinauf und stand mit den verblüfften Gerichtsdienern vor der — leeren Zelle. Die Huberin war verschwunden, auf die räthselhafteste Weise, denn weder Thür und Schloß, noch Fenster und Gitter waren verletzt und geradezu unbegreiflich, wie sie zu entkommen vermocht hatte. Wer allein vielleicht Aufschluß geben konnte, schwieg weislich und wenn ihn auch mancher bedenkliche Blick traf, fehlte es doch an Anhaltspunkten, ihn geradezu zu beschuldigen.

Die Bäuerin ward nie mehr gesehen und nie eine Spur mehr von ihr angetroffen. Nur an der hintern Ecke des Huberhofes fand man eine frisch aufgebrochene, früher Niemand bekannte Nische in der Mauer. Wahrscheinlich hatte sie dort ihre Beute verborgen gehabt und auf der Flucht geholt.

Als sich das lärmende und schreiende Volk verlief, war wenigstens um die Hälfte mehr zu dem Glauben bekehrt, daß die schöne Huberin eine Hexe gewesen.

. . . Nach einigen Jahrzehnten hatte die stille Sehnsucht und Schwermuth ihres Gemüths auch Resel in die Gegend zurückgeführt, wo ihr alle Freuden und Leiden des Lebens begraben lagen. Die dankbare Gemeinde gab ihr ein Stübchen zur Wohnung, wo sie, ein vergessenes altes Mütterchen, von ihrer Ersparniß und leichter Handarbeit lebte.

Ihre Hauptbeschäftigung aber war das Gebet, und jeden Tag kniete sie auf dem Dorfkirchhofe vor zwei Gräbern, die nicht einmal mehr mit Kreuzen bezeichnet waren. Ob der Sommer die unscheinbaren Hügel neu übergraßt oder der Winter eine Schneedecke darüber geworfen hatte; ob die Sonne sich freundlich in dem blanken Kreuze des Kirchthurms spiegelte, oder Sturm und Regen durch die Grabkreuze fuhr — sie fehlte nicht zur gewohnten Zeit und betete eine Stunde lang.

Auch der Erzähler, auf einer Fußwanderung vom Unwetter überfallen und genöthigt unter dem vorspringenden Kirchen-Portale Schutz zu suchen, hat sie noch knieen gesehen. Als das Gewitter rasch vorübergegangen, suchte er ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, und der guten Alten, um deren Kummer und Gebet wohl schon lange Niemand mehr gefragt haben mochte, schien die Theilnahme wohlzuthun. Sie erzählte, was ihr begegnet war, einfach und schmucklos, wie es hier wieder gegeben ist. Als der Erzähler das Jahr darauf gerade zu der Stunde wieder vorüber fuhr, in der die Beterin sonst am Grabe zu knieen pflegte, war der Platz leer, und sie war wohl auch in der unscheinbaren Ecke hingelegt worden neben die, welche sie geliebt und für die sie gebetet hatte im Leben.

Bilder vom Nil.

Von Dr. A. E. Brehm.

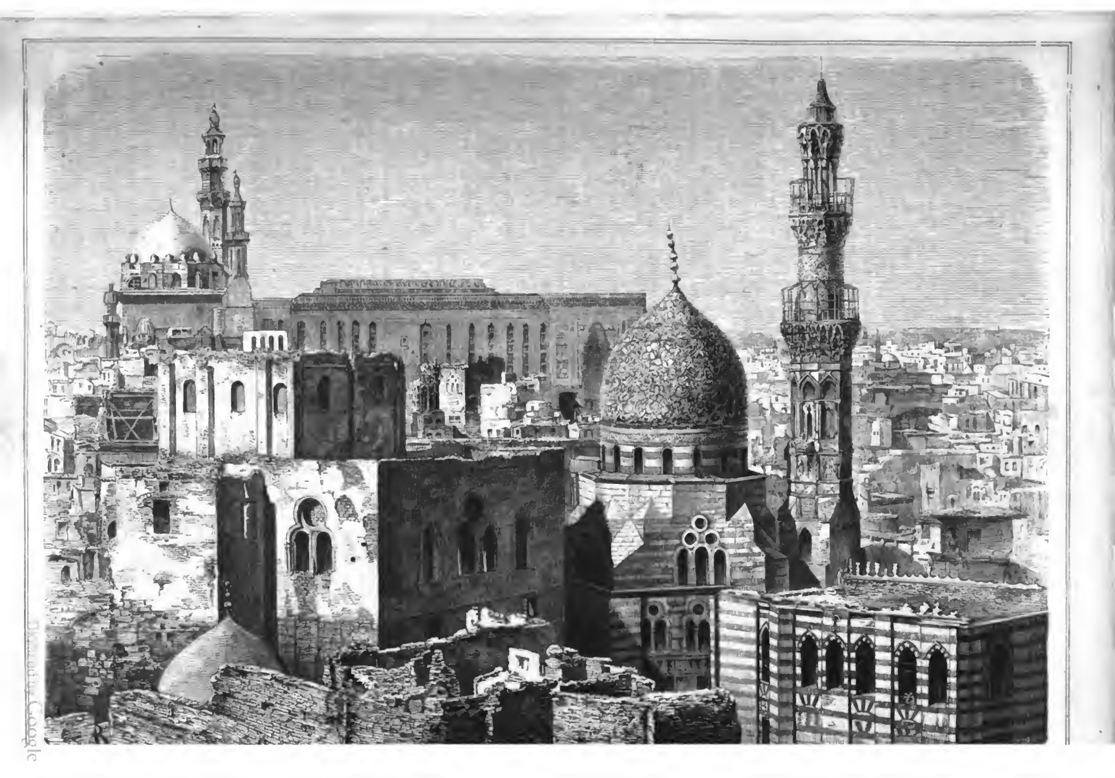
I. Ein Blick in und auf Kairo.

Es gibt einen Ort in Egypten, welcher heute noch alle Wunder dieses Wunderlandes in sich vereinigt und von Hundert und andern Hunderten der Abendländer aufgesucht wird, um innerhalb seiner Mauern Märchen und Traumbilder mit leiblichen Augen schauen zu können: dieser Ort ist Kairo. Keine einzige Stadt von allen, welche ich kenne, hat ihren alten Ruhm, ihre alte Dichtung, ich möchte sagen ihr märchenhaftes Sein in gleicher Weise bewahrt, als Khahira, „die Siegende", Maherubset „die von Allah Beschützte". Sie ist heute noch eine siegende Stadt und hat wohl Recht, siegesstolz zu sein; denn sie besiegt jeden, auch den trockensten Menschen, mit ihrem unendlichen Reiz, mit ihrem Leben, ihrem Sagenklang und Märchenduft. Kairo wird Jedem gerecht, bietet Jedem eine Gabe; darum läßt es auch bei Jedem eine Erinnerung in der Seele zurück, welche nach kurzer Frist den Geist fast allein zu beschäftigen weiß und mahnt und mahnt, doch noch einmal von dem Nektarbecher zu schlürfen, dessen Duft noch im Nachwirken berauscht.

„Man kann von Khahira ohne Uebertreibung sagen, daß es wenige andere Orte in der Welt mit so viel Zauber und Sinnbestrickung geben kann. Für den Abendländer hat das Leben in ihren Mauern einen niemals endenden Reiz. Nirgends in der Fremde kann er sich so wohl, nirgends sich so von allen beengenden Verhältnissen befreit fühlen, als hier.

Khahira wirkt durch ihre Umgebungen, wie durch ihre Bauart, durch Natur und Kunst zugleich, durch ihr Klima, ihre Luft, ihre gefällige, natürliche Lebensart, ihren tausendfältigen Wechsel, ihr Volk und dessen Sprache, und endlich durch ihre Erinnerungen von der Sündfluth an bis zu dem laufenden Jahr, durch die magnetische Anziehung, welche von all' den Wunderstätten, von den Pyramiden, von Heliopolis, den Chalifengräbern und der Stadt der Todten, der sie überthürmenden und beherrschenden Veste, dem Nil und seinen immergrünen Gärten, auf die Seele ausströmt."

Kairo kann die Heimath vergessen lassen; denn es webt fort und fort seine Banden und Fesseln um Den, welcher in ihm verweilt; und darin besteht eben der Zauber, daß er es nicht einmal weiß, wie fest er in ihnen liegt. Es geht die Rede: „Unter Palmen wandelt Keiner ungestraft!" — sie mag wohl



auf Kairo bezogen werden; denn Keiner von Allen, welche in Kairo waren, vermag es, eine unaussprechliche Sehnsucht zu beschwichtigen, welche ihn immer und immer wieder nach jenen Palmen zieht. Mag ihm auch früher die traute, frische Heimath im rosigen Lichte erschienen sein: wenn er in ihr Kairo's und seiner Palmen gedenkt, will ihm die Sonne der Heimath kalt, und sie selbst farblos dünken. Deshalb weiß ich es auch nicht, ob ich Jemand rathen darf, den Wanderstab zu nehmen, um nach Kairo zu ziehen: ich weiß es ja aus Erfahrung, daß er zu den goldenen Bildern der Erinnerung jene Sehnsucht gleichsam als Strafe mit sich bringt, eine kurze Zeit unter Palmen gewandelt zu haben.

Kairo ist nicht wie andere Städte, welche man mit flüchtigen Worten beschreiben kann; denn Kairo kann überhaupt nicht beschrieben werden; es muß sich selbst beschreiben Demjenigen, welcher Wochen, Monate, Jahre lang in ihm lebt und immer sich bestrebt, mehr und mehr mit ihm Eins zu werden. Dem Fremden bleibt Kairo ewig fremd, eben weil es eine Stadt der Wunder ist; erst dem Eingewohnten wird es verständlicher, — vollkommen vertraut aber nie. Denn jeder neue Tag in seinen Mauern bringt neue Wunder mit sich: der Tag von gestern ist nicht der von heute. Ich darf mich freuen, viele Monate in der Maheruhset gelebt zu haben, nicht aber rühmen, sie zu kennen. Dazu gehört ein in Kairo Geborenwerden, mit ihm Verwachsensein, und ein arabischer Geist, welcher jeden märchenhaften Eindruck zum vollen Märchen mit allem seinem Glanz und Schimmer weiterspinnt. Deshalb füllt der aus Kairo stammende Märchenerzähler die farbenprächtigen Gebilde seiner Einbildungskraft so oft mit schlichten Beschreibungen Kairos aus; er weiß es oder fühlt es unbewußt, daß seine Vaterstadt an und für sich selbst *eine Wundersage auf Erden* ist. Wenn nun ich versuche, Einiges über Kairo mitzutheilen, so kann das offenbar nichts nur halbwegs Vollständiges sein. Das, was ich mit Worten auszudrücken bestrebt sein werde, sind verschiedene, bunt an einander gereihte Bilder, wie sie gerade in meiner Erinnerung aufdämmern; ihnen fehlt aller Glanz, alle Farbenfrische der Wirklichkeit: — wer auch könnte diese ihnen wieder geben! Ich kann nur kurze, flüchtige Blicke auf *Etwas* thun lassen, an welchem das Auge immer und immer haften möchte.

Kairo liegt zwischen dem Nil und der Wüste, von seinen drei ziemlich weit von ihm entfernten Vorstädten, *Bulakh*, *Altkairo* und *Djizeh*, umgeben, der Stelle, auf welcher das alte *Memphis* lag, gegenüber. Der Barmherzigkeit eines Kriegers verdankt es seinen Ursprung. *Amru*, Emir und Feldherr des Chalifen *Omahr*, hatte sein Zelt in der Gegend des heutigen *Altkairo* oder *Fostat* aufgeschlagen, und konnte es bei seinem Aufbruche nicht wegnehmen lassen, weil eine *Turteltaube* ihr Nest in ihm angelegt und gerade noch nackte Junge hatte. Das Zelt blieb also stehen und wurde von den Zurückbleibenden seines Heeres in Besitz genommen; andere Zelte und Hütten entstanden neben ihm, und allgemach bildete sich eine Stadt an jener Stelle. Sie wurde von der erst dreihundert Jahre später gegründeten *Massr el khahira* bald überflügelt, und diese bei fernerem Wachsthum nach und nach mit allen ihren schmückenden Namen belegt. Der Araber nennt sie mit Stolz *die siegreiche, von Gott beschirmte, begnadete und geliebte Hauptstadt, die Mutter der Welt*; ihre Söhne jauchzen auf, wenn sie dort ihrer gedenken, und jubeln, wenn ihnen das Geschick verstatten will, zu ihren Thoren zurückzukehren.

Vom Nile aus sieht man nicht viel von der gewaltigen, mehr als eine halbe Quadratmeile bedeckenden, hundertfach überthürmten Stadt; nur die höchst gelegene Moschee auf der Festung zeigt dem Auge ihre himmelanstrebenden, säulenartigen Minarets und die von ihnen umstandenen Kuppeln, deren äußere Hülle ein von dem arabischen Geiste gepflückter und von der arabischen Hand gebundener Blüthenstrauß und deren Inneres ein Abbild des Himmels ist, mit goldener Schrift und erhabenen Zeichen, welche letzteren dem Gläubigen Lehre geben, wie *sein* freudenreicher Himmel zu erschließen sei. Diese im Licht des Südens gleichsam aufjauchzenden Bauwerke sind für den Ankommenden Merksteine und Wahrzeichen der Pracht, welche sich ihm offenbaren will, wenn er das innere Stadtthor durchschritten haben wird.

Kairo bietet einen Blumenstrauß in Stein aus der Ferne und einen zweiten Willkommensgruß aus Blumenmunde beim Eintritte. Denn der erste Platz, zu dem man gelangt, ist ein prächtiger Garten voll Duft und Farbe, die *Esbekie*. Er ist ein wunderherrlicher Spaziergang der Söhne und Töchter der Begnadigten, lieblich bei Tage, lieblicher noch bei Nacht. Der Ankömmling durcheilt ihn gewöhnlich mit stürmischer Hast, weil die Luft, die er einathmet, ihm die Dichtung in der Seele erleben läßt, und er es kaum erwarten kann, sich in das Reich der tausend märchenhaften Geheimnisse und geheimnißvollen Märchen zu stürzen; auch ich werde jetzt dasselbe thun, verspreche aber gewiß zu ihm zurückzukehren: denn ich gedenke eben einer jener auf der Esbekie verlebten Vollmondsnächte, deren Schimmer mir nicht erblichen ist, sondern fast noch strahlenderen Glanz gewonnen hat, einer jener Nächte, in welcher die wunderbare Zauberei der alten Märchenstadt gleichsam handgreiflich vor Augen tritt und die ganze Seele umstrickt.

Jedoch bedarf Kairo der Nacht gar nicht zu solcher Umstrickung; es zieht seinen Zauberkreis auch bei Tage um Herz und Sinn. Man muß nur einen Ritt zu Esel durch seinen *Muhski* und verschiedene Basare nach dem befestigten Schlosse des Vicekönigs machen, um davon die innigste Ueberzeugung zu gewinnen. Mir ist der erste Austritt in Kairo noch lebhaft gegenwärtig. Ich war in einer andern Welt, ich kam mir vor, wie Einer, der von dem betäubenden *Haschisch* genossen und nun im trunkenen Traume wirre, bunte, fremde Bilder sieht; ich wußte nicht, ob ich meiner Sinne noch mächtig war. Erst viel später gelang es mir, die einzelnen Bilder zu sondern, zu prüfen und in der Seele nachzuzeichnen. Solch ein Gewimmel, wie ich hier sah, solch ein Gesumme, wie es in meine Ohren tönte, solch ein Gewoge, wie es mich umfloß, war mir auch nicht einmal im Traume vorgekommen. Licht, Sonne, Wärme, Himmel, Menschen und Thiere, Minarets und Kuppeln, Moschee und Haus, Palmenhäupter, welche dazwischen Grüße herabnicken, wunderbare Bogenthore mit köstlichem Spitzengewebe in Stein und Gyps, im frischen Schatten stehende Brunnen mit malerischen Gruppen Derer, welche sie umlagern, unnachahmlich geschnitzte Erkergitter, welche weit mehr verrathen, als sie zeigen wollen, und hunderterlei andere Dinge noch, für welche ich gar keine Namen habe, geben die Farben und Striche zu dem Wunderbilde, welches sich vor mir entrollte.

„Khahira ist die bunteste, keckste Mosaik und Musterkarte aller Völker, Lebensarten und Zeiten, ein riesenhaftes Museum, von allen möglichen und unmöglichen Gestalten, Formen, Bruchstücken und Vollgemälden der Bildung, der Sitte, der Künste, der Wissenschaften, des Glaubens, der Gläubigkeit und Ungläubigkeit, des Paradieses und der Wüste. Drei Erdtheile berühren sich hier mit ihren Stirnen und senden ihre Bewohner, ihre Reisenden, Gelehrten, Künstler, Abenteurer, Kaufleute, Vergnügten und Mißvergnügten hierher zu einem großartigen, wunderbaren Stelldichein."

Ein ewig neu sich bildender und verschlingender Knäuel von seltsamen, bunten Gestalten füllt alle Straßen, welche selbst wiederum wahren Mißbrauch treiben mit Licht und Schatten, Helle und Dunkel, Stein und Holz, Fülle und Reichthum, Einfachheit und Armuth, gewesener, gegenwärtiger und werdender Pracht. Paläste wechseln mit Hütten, Neubauten mit in Schutt zerfallenen Häusern, einfache Lehmwände mit Mauern und Thoren, an denen eine überschwängliche Bildungsfähigkeit des Geistes alle ihre Erzeugnisse, Bildungen, Schöpfungen verschwendet zu haben scheint; die freien Plätze sind von düsteren Waarenhallen und lichtvollen Moscheen eingerahmt, deren Kuppeln wie wunderbare Kronen der Wunderstadt, deren schlanke, drei vielfach gegürtete Thürme wie ungeheuere Leuchter erscheinen, von denen neues Licht zu dem schon vorhandenen, hundertfach verschiedenen ausströmen kann, und zu Zeiten auch wirklich ausströmt. Einige Straßen sind breit und gerade, andere eng und krumm. Von den breiten sind mehrere oben mit Matten, Tüchern oder Bretern überdeckt, und diese Decke läßt nur hier und da blendende Lichtstrahlen herabfallen, welche jedoch selten bis auf den Boden gelangen. Dort herrscht ein heimliches Halbdunkel, zu welchem die oben einfallenden Lichter eine wunderliche Malerei in unbeschreiblichen Farbentönen liefern. In den engeren Straßen und Gäßchen ist jene Bedeckung unnöthig. Die Häuser springen hier mit jedem Stockwerke weiter vor und treten schon in der Mitte ihrer Höhe so nah zusammen, daß man von dem Erker des einen aus mit der Hand nach dem Erker des gegenüberstehenden langen kann. Unten ist die Straße eben so breit, daß ein beladenes Kameel durchgehen kann, oben blaut nur ein schmaler Streifen Himmel herein. Im Mittelpunkte der Stadt gewinnen die Gäßchen noch ein ganz anderes Ansehen durch die Kaufläden, welche sich hier ununterbrochen an einander reihen.

Und weiter und weiter führt uns der schaukelnde Trab unseres Reitthieres: Moscheen und Brunnen, Basare und Kaufhallen, Kaufhäuser und Bäder, wunderbare Erkergitter und unbeschreibbare Bogenthore erscheinen und verschwinden uns. Die Vertreter von allerlei Volk ziehen an uns vorüber, wie Traumgestalten. Helle wechselt mit Dunkel, Schatten mit sonnigem Licht. Es ist unmöglich, Alles zu betrachten, alle Schönheiten herauszufinden, alle Wunder zu entdecken; denn die Fülle von Dem, was das Auge fesselt, ist gar zu groß. Da öffnet sich endlich der Blick; die Straße hat uns auf den Platz el Rumelie geführt, welcher von malerischen, zum Theil halbzerfallenen Prachtgebäuden umgeben und stets von nicht minder anziehenden Menschengruppen belagert ist. Von hier aus führt eine breite, festgestampfte Straße in Bogen zu dem Thore der Veste hinan.

Innerhalb der Mauern dieser Veste „durchirrt der Fremdling mit beängstigtem Herzen und zögerndem Fuße Ruinen und Neubauten, Schutthaufen und Prachtpaläste; hier sieht er Felsenbrunnen, die bis zum Nilspiegel herabreichen, und Minarets, welche sich in den Wolken zu verlieren scheinen und wie ungeheuere Leuchter um das Heiligthum der Kuppel gestellt sind"; hier glaubt er den Klagelaut umgebrachter Frauen und das Wuthröcheln meuchlings gemordeter Männer und selbst in den Tönen des Seht noch geisterhafte Klänge zu hören.

Aber nicht die Veste soll unsere Seele gefangen nehmen und fesseln, in die Ferne soll sie schweifen auf golden und silbern schimmernden Wegen. Treten wir auf einen der Strebepfeiler über die Festungsmauer hinaus, und schauen wir auf das sich unten ausbreitende Gemälde, bis die Seele trunken geworden ist und Gedichte uns im Herzen keimen, zu denen wir nur weder die Worte noch die Reimesblüthen finden können.

Gerade unter uns, vor uns und neben uns breitet sich die Stadt mit ihren vierhundert Moscheen und wohl sechshundert schlanken, zwei- oder mehrfach gegürteten Thürmen, eine wirre, gestaltenreiche Häusermasse, lebendig, tausendfarbig im Lichte der Nachmittagssonne erscheinend, von ihren Vorstädten umlagert, wie eine gütige Mutter von lieblichen Kindern. Ein grüner Saum von Palmenkronen schließt sie ein; hier und da tritt auch ein frischer Palmenhain in das wirre Häusermeer selbst herein. Dann folgt ein weites, in der Fülle des wasserreichen Südens schwelgendes Land, auf welchem das Grün alle nur denkbaren Schattirungen zu einem Wunderteppich zusammengewebt hat, von welchem sich Häuser und Mauern, wüste Plätze und silberne Wasseradern wie eingestickte Bilder abtrennen. „Im Südwesten nun führt die Wasserleitung des Nils Fluthen in das Land; und majestätisch treibt der geheimnißvolle, zur Gottheit erhobene Strom seine Wogen der Insel Rodah entgegen, welche wie ein grünes Bollwerk und Wehr oder wie eine schwimmende Opfergabe von Blumen und Früchten der alten Khahira entgegenduftet. Dem paradiesischen Eilande schließen sich die Pflanzungen Ibrahim-Pascha's in Festat an: aber in dem ungeheuren Prachtbilde erscheinen diese grünen Massen nur wie ein Smaragd auf dem flüssigen Silber des segenspendenden Stromes, welcher, gleichsam einem unbekannten Nichts entquollen, sich wiederum in's Nichts zurückwandeln muß. Aber an seinen vorübereilenden, sich ewig bildenden und ewig verschwindenden Wogen stehen als Gegensatz im fortwährenden Strom der Zeiten, die in's Meer der Ewigkeit münden, die in vollem Sonnenlichte marmorweiß schimmernden Pyramiden massenfest wie der Felsen, auf dem sie fußen." Und hinter ihnen dehnt sich nun wieder ohne Ende die Wüste, vor deren verderbendem Flugsande sie das in aller Farbenpracht glühende Mittelbild schützen sollen und schützen.

Da steht man fest im Anschauen und vergißt des Ortes und der Zeit. Stunde auf Stunde entrollt; die Sonne neigt sich zum Schlafengehen. Seltner werden ihre Strahlen, purpurner färbt sich ihr Duft. Neuer Glanz, neue Farben treten zu den alten. Die Stadt kleidet sich in ein wunderbares Festgewand, die Palmen trennen sich schärfer von dem goldenen Grunde. Wie Abendroth leuchtet der Strom, ein Abglanz des Paradieses legt sich auf Fruchtfeld und Wüste. Funkelnde Lichter werden wach, tiefdunkle Schatten heben sie nur um so schärfer hervor. Allgemach senkt sich der Abend auf die Tiefe. Häuser und Kuppeln und Thürme verschleiern sich langsam und leise. Schon berührt der untere Rand der Sonnenscheibe den Wüstensand. Nur die Zinnen des Gebirges und die höchsten Spitzen der Minarets funkeln und glänzen noch im vollen Sonnenlichte; die vergoldeten Halbmonde auf den Thürmen schimmern wie ihr Urbild am Himmel. Tiefer senkt sich die Sonne, mehr und mehr verschwimmt die Ferne. Jetzt ist sie verschwunden, und in demselben Augenblicke ertönt von oben herab der Gesang des Mueddihn. Wie eine Stimme aus der Höhe erklingen die Worte, welche zum Gebet mahnen — auch in dem Herzen des Hörers klingen sie wieder. Mag er beten, in welcher Sprache und in welcher Weise er will, mögen ihm Worte zu Gebeten werden, oder mag ihm das Erschauete wie ein großes goldenes Buch erscheinen, in welchem er Gebete liest, ohne es zu wissen: die Stimmung seiner Seele ist die, welche ein Gebet hervorruft. Und wenn dann der Gesang des Mahners schon lange verklungen, wenn unten der Schimmer der Dämmerung, der Glanz dem Nebel wich, wenn der Strom seine Dünste entsendet, wie Rauch, wenn die Palmen mit dem Hauche der Nacht zu flüstern beginnen, und die Menschenkinder da unten stiller werden und ihren Häusern zuwandeln: da klingt und wogt es noch immer im Herzen wie Musik — und Klang und Farbe verschmelzen in Einem, daß man sie nimmer zu trennen weiß, so groß ist der Einhall. Aber wie in den bewahrenden Porphyr der altegyptischen Tempel der Meisel Bilder eingrub für alle Zeiten und alle Völker, so hat sich die zaubervolle Wunderstadt fest eingegraben im Herzen, und noch nach Jahren klingt dem Beschauer der Name wie eine tonreiche Weise, erscheint ihm das wunderbare Bild klar und fest, wie die Pyramiden, die Sinnbilder des Gedankens: Auch schon hienieden kann und darf es Unwandelbares geben!!

Die fliegenden Drachen der Vorwelt.

Von Prof. Dr. C. Giebel.

Alles, was der Urwelt angehört, muß wunderbar sein, mag es nun durch die Ungeheuerlichkeit seiner Größe und Masse oder durch die Seltsamkeit und Absonderlichkeit seiner Gestalt zum Wunder gestempelt sein. Wir nehmen das ohne Weiteres an, warum? — Weil die Urwelt räumlich und zeitlich unsern sinnlichen Augen entrückt, im tiefsten Dunkel des fernsten Alterthums gelegen ist, wohin nur die Phantasie, nicht der Blick reicht. Die Phantasie malt uns jene längst untergegangenen Wundergestalten mit den lebhaftesten Farben, wir sehen sie fast leibhaftig vor uns, die scheußlichen Drachengestalten des Uroceanes, der Urwälder und der Urlüfte, und können uns eines gewissen Grauens nicht erwehren, bei dem Gedanken, daß solche gräßlichen Ungeheuer einst den friedlichen Erdboden bevölkert haben sollen. In der That, was die glühendste Phantasie Ungeheuerliches, Grauen und Schauder Erregendes für die thierische Gestalt ersinnen konnte, das bürdete sie gerade den Drachen der Vorwelt auf. Aber nunmehr sind die Zeiten vorüber, in welchen die Phantasie allein die Wunder der Urwelt vorführt; die ruhige und sichere Methode der paläontologischen (urweltkundlichen) Forschung hat bereits all' jene Wunder verscheucht und auf das Ueberzeugendste dargethan, daß die Pflanzen und Thiere, welche in den fernsten Schöpfungsperioden den Erdboden belebten, nach demselben Organisationsplane geschaffen waren, wie die heutigen, daß die vorweltlichen Thiere in keiner Weise und nach keiner Seite hin wunderbarer gestaltet waren, als die gegenwärtig lebenden. Zwar sind uns von den allermeisten Geschöpfen der Urwelt nur einzelne, mehr oder minder vollständige Körpertheile aufbewahrt und die ganze Gestalt, sowie Lebensweise und Naturell sind unserer unmittelbaren Beobachtung entzogen, allein die Thiere sind ja nach den strengsten, nach unabänderlichen und ewigen Gesetzen organisirt, und in ihrem Plane herrscht eine Einheit und Harmonie, welche uns befähigt, aus einem einzigen Körpertheile, aus einem Knochen, einem Zahne, einer Schuppe, einem Muschelstück, das ganze Thier und auch wie es lebte und waltete, zu ermitteln.

Die Paläontologie (Urweltkunde) hat die Aufgabe, aus den verein-

zelten und mannichfach umgeänderten Ueberresten der vorweltlichen Pflanzen und Thiere nach den Gesetzen, welche die gegenwärtige Schöpfung beherrschen, das eigenthümliche, reiche und vielgestaltige Leben früherer Schöpfungsperioden, in denen der Mensch noch nicht existirte, bis in alle Einzelnheiten zu erforschen, und sie hat bereits an die Stelle der phantastischen Wundergestalten die wirklichen, wahrhaftigen setzen können. Wir staunen und erschrecken nicht mehr über die Absonderlichkeit der urweltlichen Geschöpfe, wir bewundern vielmehr jetzt die Einfachheit und Unabänderlichkeit der Naturgesetze von dem ersten Augenblicke ihres Waltens an bis auf diesen Tag. Ich wähle, um den eben angedeuteten Unterschied zwischen den Phantasiegemälden und den wirklich erforschten Thiergestalten der Vorzeit an einem bestimmten Beispiele nachzuweisen, die fliegenden Drachen, die Pterodaktylen oder Flugsaurier, denn sie sollten ja wunderbar scheußliche Gestalten sein, der Schrecken von Allem, was lebte und webte, fliegende Ungeheuer, weder Vogel, noch Säugethier, noch Eidechse, sondern wahrhaftige Wundergestalten! Man dachte dabei an die Drachen in der Mythologie, die als teuflische Wesen auch in die christliche Kirche sich eingeschlichen haben, aber eben nur Phantasiegebilde sind und, so verschiedentlich sie auch bildlich und plastisch dargestellt worden, stets wahre Monstra, allen Gesetzen der natürlichen Organisation Hohn sprechende Gestalten sind.

Ich muß gleich von vornherein einem weitverbreiteten Vorurtheil entgegentreten, dem nämlich, daß die wirklich existirenden Drachen große, ungeheuerliche Thiere sein sollen, sie sind im Gegentheil sehr kleine und ganz harmlose Eidechsen. Diese lebenden Drachen bewohnen die ostindischen Inseln in einigen Arten und erreichen mit ihrem langen dünnen Schwanze kaum einen Fuß Länge, meist aber sind sie viel kleiner und von Charakter und Naturell die friedfertigsten, scheuesten, sanftesten Eidechsen, welche langsam auf den Aesten der Bäume umherkriechen und Insecten fangen, andern Thieren niemals etwas zu Leide thun und dem Menschen, der sich mit ihnen abgeben will, auch nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen. Sie können ebenso wenig wie irgend eine andere Echse, denn keine einzige hat in ihrem Naturell und Betragen etwas Grausiges und Schreckhaftes, das Vorbild des rein phantastischen Drachen gewesen sein. Auch die fliegenden Drachen der Urwelt waren solch' ganz kleine Thiere, ein bis höchstens zwei Fuß lang; schon als fliegende Thiere konnten sie ja keine Riesen sein, da alle Bewohner der Lüfte überhaupt kleiner, leichter und zierlicher gebaut sind, als die am Boden lebenden Thiere; die eigentlichen Riesen im Thierreiche, wie die Walfische, Pottfische, Haifische, sind Wasserbewohner. Man glaube ja nicht, daß überhaupt irgend ein Thier der Urwelt größer gewesen ist, als die eben erwähnten Riesen des heutigen Oceanes; man glaube auch nicht, daß etwa einzelne Vertreter noch lebender Thiergestalten in frühern Schöpfungsperioden riesig waren im Verhältniß zu ihren heutigen Nachkommen; das Mammuth war wirklich nicht größer als unser Elephant, Urbär, Urtiger, Urhyäne &c. keineswegs riesiger als die heutigen Bären, Tiger, Hyänen &c. Wir kennen von den meisten dieser früher als Riesen der Vorwelt bewunderten Thiere vollständige Knochengerüste, an welchen die Messung mit dem Zollstabe die Schätzung des ungeübten Augenmaßes berichtigt hat. Die Thiere und Pflanzen waren überhaupt, das hat die paläontologische Forschung auf das Ueberzeugendste dargethan, zu keiner Zeit größer und riesiger, als sie es gegenwärtig sind, und alle Schilderungen von urweltlichen Riesengestalten sind bloße Faseleien, keine auf Beobachtungen und verläßlichen Untersuchungen beruhenden Wahrheiten.

Nun, wenn die fliegenden Drachen der Urwelt nicht durch ihre Größe Schrecken erregen können, so setzen sie wohl durch ihre absonderliche Gestalt und ihren räthselhaften Bau in Verwunderung? Auf den ersten Blick allerdings, und daß sie fliegende Eidechsen sind, erhöht noch das Schreckhafte des ersten Eindruckes. Sehen wir sie uns darauf näher an: der fünfte, bei allen Thieren und auch bei dem Menschen kleinste Finger ist hier der größte, ja er ist so lang wie der ganze Körper, also förmlich monströs vergrößert. Er spannte und bewegte ohne Zweifel eine große Hautfalte, welche an den Seiten des Körpers sich herabzog und vielleicht noch an den Hinterbeinen befestigt war. So das wichtigste Bewegungsorgan, verlieh der Flugfinger diesen Thieren auch den Namen Pterodaktylus. Ist nun aber diese riesenhafte Vergrößerung des kleinen Fingers wirklich etwas so beispiellos Absonderliches, daß es uns mit Verwunderung und gar mit Schrecken erfüllen kann?

Vergleichen wir zunächst unsere zierliche lebende Flugechse und ihr Flugorgan. Auch sie hat auf jeder Seite des Leibes eine große Hautfalte, einen Schirm, der von Knochenfäden gespannt wird, und bei der anatomischen Untersuchung ergeben sich diese Knochen als die letzten sogenannten falschen Rippen. Die Rippen haben doch eigentlich den Zweck, die Lungen im Brustkasten zu schützen und die zur Athembewegung dienenden Muskeln aufzunehmen, sie gehören also zum Respirationsorgan, und doch reißt die Natur dem Drachen einen Theil derselben, und zwar den unbedeutendsten, die kürzesten und falschen Rippen, förmlich aus dem Leibe heraus, vergrößert sie und verwendet sie als Bewegungsorgan. Das ist doch wahrlich noch verkehrter und wunderlicher, als wenn die Hausfrau in Ermangelung eines Durchschlags gleich das Sitzbret eines Rohrstuhls statt dessen gebraucht. Aber die Natur macht sich aus solchen Gewaltthaten nichts. Reißt sie doch den Schildkröten sogar sämmtliche Rippen aus dem Leibe, um sie zur Verstärkung des knöchernen Panzers zu verwenden; dadurch werden dieselben natürlich unbeweglich und somit auch die Thoraxmuskeln zur Athembewegung überflüssig, die Schildkröten sind deshalb genöthigt die zum Athmen bedürftige Luft schluckweise zu trinken. Noch eine Gewaltthat ganz anderer Art mußte sich der Elephant gefallen lassen. Die Nase ist bekanntlich Geruchsorgan, allein der Kopf des Elephanten ist doch zu groß und schwer, um auf einem langen beweglichen Halse sitzen zu können, der Leib zu massig, als daß die Beine zu andern Verrichtungen als blos zur beweglichen Stütze dienen könnten; was thut die Natur, um dem Koloß das Ergreifen und Auswählen der Nahrung und die Vertheidigung zu erleichtern? sie verlängert seine Nase in einen ungeheuer langen, überaus beweglichen, muskelstarken und sehr fein tastenden Rüssel. Das Geruchsorgan des Elephanten ist zugleich Tast- und Greifapparat und Waffe geworden. Ich könnte noch viele derartige Beispiele aus der heutigen Thierwelt aufführen, die nach menschlichen Ansichten wahrhaftige Wunder sind, in der Natur aber, die dem Grundsatze huldigt, daß der Zweck das Mittel heiligt, die Bedeutung der Wunder verlieren.

Kann uns nun nach solchen wundersamen Einrichtungen bei lebenden Thieren der Flugfinger der vorweltlichen Pterodaktylen noch in Staunen versetzen? Gewiß nicht, der Finger ist ja an sich schon Bewegungsorgan und übernimmt hier nur eine andere und zwar eine mehr untergeordnete Bewegungsweise, als die übrigen Finger. Wir finden ein fast ähnliches Verhältniß bei dem Pinguin, der seine Flügel nicht wie andere Vögel zum Fluge, sondern nur als Ruder beim Schwimmen gebrauchen kann, also auch keine Schwungfedern daran hat.

Eigenthümlich ist allerdings der Flugfinger ausschließlich den vorweltlichen Flugechsen, ebenso sehr wie dem lebenden Drachen die von den falschen Rippen gespannte Flughaut; andere Bewohner der Lüfte fliegen und flattern mit anderen Organen. So haben die Käfer, Fliegen, Schmetterlinge, kurz die Insecten überhaupt, ein oder zwei Flügelpaare, welche den Beinen gegenüber an der Rückseite der Brustringe eingelenkt sind, und wenn auch nur bloße Hautausbreitungen, sind dieselben doch in Anlage und Ausführung durchaus eigenthümliche Organe, welche andere Thiere schon vermöge der Anlage ihres Körpers gar nicht besitzen können. Eine Eidechse mit Flügeln, wie der Drache dargestellt wird, oder eine menschliche Gestalt mit Flügeln am Rücken, wie in den Abbildungen von Engeln, sind vom zoologischen Standpunkte aus betrachtet wirkliche Wundergestalten, denn nicht einmal Andeutungen dafür sind in der Natur aufzufinden. Alle Thiere mit innerem Knochengerüst, alle Wirbelthiere können höchstens nur zwei Paar Gliedmaßen zur Bewegung haben; wollen sie also fliegen, so müssen sie das eine Paar, und zwar das vordere, in Flügel verwandeln. So vergrößert unter den Fischen der fliegende Hecht zu diesem Behufe seine Brustflossen und schwingt sich damit hoch über das Wasser empor. Der Vogelflügel gleicht in der Anlage ganz den Beinen, und besonders den vorderen, der Säugethiere, d. h. er besteht im Knochengerüst aus Schulterblatt und Schlüsselbeinen, aus Oberarm, Unterarm und Handtheil mit Finger, zweien oder dreien. An diesen Knochen sind die großen Schwungfedern befestigt, welche, wie die Haare, bloße hornige Hautgebilde, also äußerlich angefesselt sind und den Fächer des Flügels bilden. Der eingliedrige Daumen hat bei vielen Vögeln noch einen wirklichen, unter den Federn versteckten Nagel und beweist damit auch äußerlich, daß er an einer Hand sitzt. Es ist also der Vogelflügel nur in der Ausführung, nicht in der Anlage seiner Theile von den Vorderbeinen der Am-

phibien und Säugethiere verschieden. Unter letzteren fliegen die Fledermäuse wiederum mit anderen Flügeln als die Vögel. Sie verlängern nämlich ihre Arm- und Fingerknochen ungemein und spannen zwischen den Fingern eine große Flughaut aus, welche am Arme entlang, an den Seiten des Leibes fort bis an die Hinterbeine reicht und oft auch zwischen den Hinterbeinen und dem Schwanze noch ausgespannt ist. Hier wird also die Flatterhaut von allen Fingern, mit Ausnahme des Daumens, gespannt, bei den vorweltlichen Pterodaktylen nur vom vergrößerten fünften Finger. Der Unterschied zwischen diesen beiden Flugorganen ist also nur ein relativer, kein absoluter, und das hat seinen Grund darin, daß bei den Fledermäusen der Flug die hauptsächliche und vorherrschende Bewegungsweise ist, bei den Pterodaktylen, wie wir bald sehen werden, die flatternde Bewegung der kletternden ganz untergeordnet war. Unter den Säugethieren finden wir noch andere Flug- oder vielmehr bloße Flatterorgane bei dem fliegenden Maki, dem Flugbeutler und den fliegenden Eichhörnchen. Bei all diesen ist eigentlich nur ein Fallschirm vorhanden, der sie befähigt, von höheren Aesten auf entfernte niedere sich herabzulassen. Er besteht aus einer behaarten Hautfalte zu jeder Seite des Leibes, von den Armen bis zu den Beinen reichend.

Der Flugfinger der vorweltlichen Pterodaktylen erscheint nach solchen vergleichenden Betrachtungen weder als etwas Wunderbares, noch beispiellos Absonderliches, da die lebenden Thiere noch größere Absonderlichkeiten aufzuweisen haben. In ihrer ganzen übrigen Organisation nun sind die Pterodaktylen echte Eidechsen, abweichend von den lebenden nur insoweit, als der Bau der eigenthümlich flatternden und kletternden Lebensweise sich anbequemen mußte. Wir dürfen von vornherein vermuthen, daß diese Abweichung in einer Annäherung an die Vögel bestehen wird. Die Vögel bedürfen zum Flügelschlage sehr großer Brustmuskeln, deren Anheftung ein sehr breites Brustbein voraussetzt; dem annähernd ähnlich ist denn auch bei den Pterodaktylen das Brustbein beträchtlich breiter und kürzer, als bei allen andern Echsen, lebenden und vorweltlichen, breiter als bei allen Säugethieren. Luftthiere haben im Verhältniß zu Land- und Wasserbewohnern immer eine lebhaftere, mehr energische Respiration, bei den Vögeln ist daher der ganze Rumpf fast nur Brustkasten, der Bauch tritt ganz zurück, ebenso bei den vorweltlichen Flugechsen, welche dreizehn bis sechzehn Rippenpaare und dahinter nur zwei bis drei rippenlose Lendenwirbel besitzen. Der Schädel der Pterodaktylen erscheint in seinen allgemeinen Umrissen so vogelähnlich, daß man anfangs die Thiere deshalb Ornithocephalus, Vogelkopf, nannte, allein die Vergleichung der einzelnen Schädelknochen, die Anwesenheit dreier Stirnbeine, die Umgrenzung der Nasen- und Augenhöhlen, die Knochen der Gaumen- und Schläfengegend machen die Echsenverwandtschaft ganz unzweifelhaft und entfernen die Flugsaurier weit von den Vögeln. Sind doch auch die Kiefer mit starken scharfspitzigen Zähnen bewaffnet, die kein einziger Vogel aufzuweisen hat. Allerdings hat man bei einem Flugsaurier an der Kieferspitze noch Andeutungen dahin gefunden, daß vielleicht das bezahnte Maul vorn in einen hornigen Schnabel ausging, also Vogelschnabel und Krokodilrachen hier vereint gewesen könnten. Ich sage absichtlich Krokodilrachen und nicht Eidechsenrachen, denn die Pterodaktylen haben in Alveolen (Zahnfächer) eingekeilte Zähne, wie die Krokodile, und nicht auf- oder angewachsene, wie die Eidechsen. Der große Schädel und die starken Zähne setzen eine sehr kräftige Muskulatur am Kopfe voraus und daß solche vorhanden war, beweisen die starken Leisten und Kämme an der hintern Schädelgegend und nicht minder die ungeheuer kräftigen Halswirbel. Durch letztere weichen die Pterodaktylen wieder von allen lebenden Eidechsen und Vögeln ebenso auffallend ab, wie durch ihren Flugfinger.

Der Kopf der Flugsaurier hat so ziemlich die Größe des Rumpfes, der Hals die Länge des Rumpfes und zugleich sind seine Wirbel auffallend viel größer und dicker, als die in der Brustwirbelsäule, welche schnell kleiner werden bis in die Beckengegend, wo, wiederum abweichend von allen lebenden Eidechsen und Amphibien überhaupt, dagegen vogel- und säugethierähnlich, ein aus sechs Wirbeln bestehendes Kreuzbein sich findet. Hinter diesem läuft die Wirbelsäule meist in einen kurzen feinen Schwanz aus. Welche Bewegungsweise nun kann ein Thier gehabt haben, dessen Kopf und Hals kolossaler und schwerer als der ganze übrige Leib war? Die ersten Beobachter der Pterodaktylen dachten bei der Betrachtung des übermäßig langen Fingers an schwimmende Bewegung, allein hätte dieser Finger zum Rudern gedient: so wären seine Knochen nicht drehrund walzig, sondern, wie bei rudernden Säugethieren, Vögeln und Amphibien, flachgedrückt, und es müßten starke Leisten an den Armknochen vorhanden sein, an welche sich die zu seiner Bewegung erforderlichen großen Muskeln ansetzten. Der Finger spannte vielmehr, ähnlich wie die vier Finger bei den Fledermäusen, eine große Flughaut, aber weder so anhaltend, noch so gewandt, geschickt und leicht, wie jene, konnten die Flugsaurier fliegen. Beim Fluge hält das Thier den Körper in vorgeneigter bis wagerechter Stellung; das war den Pterodaktylen unmöglich, da der Schwerpunkt ihres Körpers vor die Mitte auf Hals und Kopf fällt. Sie hätten stets mit dem Kopfe unten, den Schwanz oben fliegen müssen, und dann war die Muskulatur des Flugfingers immer noch zu schwach, um durch Flügelschlag den Körper zu heben. Die eigenthümliche Form der Krallen an den ganz normal gebildeten vier vordern Fingern und an den Hinterzehen, die ganz flach gedrückt, stark gekrümmt und spitzig sind, stimmt genau überein mit der Krallenform des kletternden Maki und anderer ausgezeichneter Kletterer. Die Hauptbewegung der Pterodaktylen konnte wegen dieser Krallenform nur Klettern sein, und auf dem Gipfel eines Baumes angekommen, ließen sie sich durch Ausspannen ihrer Flatterhaut wie mittelst eines Fallschirmes auf die untern Aeste oder auf den Boden nieder. Der ganze Knochenbau der Pterodaktylen spricht entschieden dagegen, daß diese Thiere wie die Fledermäuse anhaltend in der Luft umherschwirrten, er spricht ebenso entschieden auch dagegen, daß sie, wie man ganz neuerdings noch zu beweisen suchte, aufrecht am Boden umherspazierten. Sie fingen kletternd und von höhern Aesten sich herabstürzend Insecten, nicht anders als die noch gegenwärtig lebenden Drachen, waren aber, nach ihrem starken Gebiß und kräftigen Knochenbau in der vordern Leibeshälfte zu schließen, viel gefräßiger, als diese, und bedurften daher auch eines größeren Fallschirmes.

Man hat bereits eine ziemliche Anzahl von Arten der Flugsaurier unterscheiden können, aber keine einzige derselben war häufig, ihre Ueberreste gehören in den Sammlungen noch immer zu den seltensten und kostbarsten Versteinerungen, so sehr aufmerksam man auch in den Steinbrüchen, wo sie vorkommen, auf sie achtet. Die Unterschiede, welche sie im Bau unter einander bieten, sind sehr erheblich. So trennt man eine Art von den übrigen ab, weil ihr Flugfinger nur zweigliedrig statt viergliedrig ist; einige andere Arten haben einen über körperlangen, sehr steifen, unbeweglichen Schwanz und kurzen Hals, und nur diese scheinen eine hornige Schnabelspitze, womit sie vielleicht Insectenbaue aufwühlten, besessen zu haben; die übrigen endlich sondern sich in solche mit vier- und in solche mit fünfzehigen Füßen und unterscheiden sich weiter noch nach der Anzahl und Form der Zähne und andern Eigenthümlichkeiten.

Die Schöpfungsperiode, während welcher die Flugsaurier lebten, war die jurassische. Ihre Ueberreste lagern spärlich im Lias Englands, Würtembergs und bei Banz in Baiern, dann im braunen Jura bei Stonesfield und am zahlreichsten bei Solenhofen in den weltberühmten Steinbrüchen des lithographischen Kalkes, die jüngsten endlich noch in der Kreideformation Englands. So sind die Pterodaktylen also Zeitgenossen der kolossalen, plumpen Riesensaurier oder Landsaurier und der ungleich seltsameren Meeresdrachen oder der Ichthyosauren und Plesiosauren. Diese drei gänzlich untergegangenen Saurierfamilien vertraten während der Jura- und Kreideperiode die erst in der folgenden tertiären Schöpfungsperiode erscheinenden Säugethiere und Vögel, denen sie sich in Lebensweise und Knochenbau mehr näherten, als irgend ein gegenwärtig lebendes Amphibium, ohne daß sie deshalb aber in ihren wesentlichsten und allgemeinsten Merkmalen von dem Amphibien-Typus abwichen.

Duell im Dunkeln.

Amerikanisches Charakterbild.

Der echte Amerikaner — ich meine nicht den Yankee, das friedliche „blaubauchige" Kind des Nordens, sondern den echteren, den Republikaner des Südens der Union, und zwar den gemeinen oder Americanus vulgaris — ist oft geschildert worden, am feurigsten

und individuellsten von dem deutsch-amerikanischen Sealsfield; aber ich habe sie doch besser kennen gelernt, ohne jemals in den vereinigten Republiken gewesen zu sein.

Mir liegt nämlich das wahre Muster des echten südlichen Americanus vulgaris auf dem Halse und besucht mich öfter, als mir lieb ist. Meine Frau haßt ihn und flieht, sobald er erscheint, denn er spuckt natürlich auf den Teppich, wobei es ihm den göttlichsten Spaß zu machen scheint, immer neben den expreß für ihn angeschafften und hingeschobenen Speinapf zu zielen. Ich will seine andern liebenswürdigen Eigenschaften nicht besingen, auch nicht seinen „Zahnstocher" von Stahl, dreischneidig und 14½ Zoll lang, ebensowenig verrathen, weshalb der braunschwartige Sohn des Südens in London wohnt und bleibt, da man hier „Mord" nennen würde, was in jenen glücklichen Gegenden der weißen Aristokratie und schwarzer Sclaverei als jugendlich-ritterliche Extravaganz in den Zeitungen gepriesen wird. Er wollte sich hier in London an die amerikanische Gesandtschaft attachiren und gibt sich auch die Miene, als hätte er sehr wichtige diplomatische Functionen, aber er hat sich blos an mich attachirt, seitdem ich ihn einmal einlud, um mir Einzelnheiten aus seinem und seines Onkels Heldenleben zu notiren und wo möglich schriftstellerisch zu verwerthen.

Leider hab ich aus ihm selbst noch nichts machen können, aber sein Onkel, Onkel Chunk, ist ein Artikel, wie ich hoffe.

Alles Unglaubliche und Unmenschliche, worüber wir immer den Kopf schütteln, hat Onkel Chunk gethan; „Onkel Chunk that es, er that," ruft er mit grimmigem Blick, „und ich vermuthe, er verstand's!" (zweimal neben den Spucknapf.)

Freund Blibb (so heißt mein Americanus vulgaris) spricht natürlich das Englische immer amerikanisch, d. h. unnachahmlich, unsäglich durch die Nase, aber für die Schilderung der Heldenthaten des Onkel Chunk hat er immer außerdem eine hohe Fistel mit gelegentlichen Baßtönen und furchtbaren Positionen und Gesticulationen. Daß er nie auf einem Stuhle sitzt, wie andere Menschen, versteht sich von selbst. Die Verrenkungen sind zahllos. Nur wenn er in's höchste Feuer und die höchste Fistel über Onkel Chunk's Heldenthaten geräth, setzt er sich in der Regel verkehrt auf den Stuhl, nimmt die Lehne in beide Arme und legt einen oder beide Füße (auch wenn draußen Thauwetter ist) auf den Tisch und wischt die Hacken auf der Decke ab. Ueber die Hälfte von meinen hiesigen Freunden und Bekannten sind in Amerika gewesen. So wie Freund Blibb einen solchen bei mir erwischt, fängt er nasal und fistulirend an: „Also auch drüben gewesen, Fremder? Da nehme ich natürlich an, daß Sie meinen Onkel Chunk gesehen haben."

Mancher, vorher nicht gewarnt, antwortet ganz ehrlich, daß er nicht die Ehre gehabt habe.

„Aber von ihm gehört, von seinem letzten Duell?"

Personen, so angeredet, haben zuweilen die Kühnheit, zu gestehen, daß sie von Onkel Chunk nicht einmal sprechen gehört.

„Nu denn, Fremder, so vermuth' ich, daß Sie Ihre Ohren ziemlich fest verstopft gehalten. Sie wollen in Amerika gewesen sein?"

Eines Abends, kurz nach Neujahr, hatt' ich ihn wieder bei mir. Ein Freund, der über Land bis Californien gekommen war, findet sich bald darauf ein und wird von mir zu rechter Zeit gewarnt, die Bekanntschaft mit Onkel Chunk nicht zu leugnen. Dieser behauptet also auf die bald genäselte Frage ganz bestimmt, daß er den berühmten Oberst und Onkel Chunk nicht nur gesehen, sondern auch eine lange Unterhaltung mit ihm gehabt habe.

„Wann war das ungefähr?" frug Blibb ungläubig.

„I nun, ich denke, es war erst vorigen Sommer auf meiner Reise von Tennessee nach —"

„So haben Sie gar nichts gesehen, Fremder, gar nichts gesprochen," fistulirt Blibb mit großer Entrüstung. „Mein Onkel wurde schon vor zwei Jahren in dem berühmtesten aller Duelle ausgewischt! Ausgewischt in der berühmtesten aller Höhlen. Sie haben doch von dieser Höhle gehört?"

„Nu, das versteht sich. Bin ich doch selber darin gewesen, in den tiefsten Theilen —"

„Halt, Fremder; Onkels Höhle war drei Treppen hoch, und tief gar nicht."

Kurz, er fiel mit allen Versuchen, gegen Freund Blibb verbindlich zu sein, durch und rettete sich blos durch eine ungeheuere Wißbegier, die Heldenthaten dieses weltberühmten Onkels zu erfahren.

Seine Geschichte ist echt amerikanisch, die Laufbahn eines südnordamerikanisch-aristokratischen Taugenichtses von Sclavenbesitzers-Sohn und deshalb sehr lehrreich und bezeichnend für die ganze amerikanische Politik, die vom Süden beherrscht, wenigstens demoralisirt und „majorisirt" wird.

In der poetischen Weise der Blibb'schen Schilderung kann ich diese Geschichte nicht wiedergeben, aber in der Sache hoff' ich sehr genau und gewissenhaft zu sein.

Onkel Chunk also war ein talentvoller, nichtsnutziger Sclavenbesitzers-Sohn und deshalb natürlich Officier geworden. Aber mit seiner Unbändigkeit, Renommisterei und Raufboldigkeit konnt' es Niemand aushalten, so daß er bald mit dem Titel „Colonel" (Oberst) „ehrenvoll" entlassen ward und privatim als famoser „Ripper" und „Whipper" („Bauchaufschlitzer" und „Peitscher", d. h. Duellant und Krakehlsucher), gelegentlich auch als Speculant und Wettvirtuose „sein Leben machte". So hatte er Geld und Ruhm erworben. Sein größter Stolz war, binnen zwölf Jahren sieben freie Republikaner- und unzählige Negerköpfe „ausgewischt", d. h. Erstere im Duell erlegt, Letztere zerschlagen oder erschossen zu haben.

Das meiste Geld verdankte er fünf „betrügerischen", d. h. mit „smartness" und „sprightness" (Pfiffigkeit und Scharfsinn) durchgefochtenen Bankerotten im Schweine-, Eisen- und Meubelhandel. Endlich verachtete er ganz, sich vom allmächtigen Dollar beherrschen zu lassen, und machte ausschließlich in Whig-Politik mit Bowie-Messern und Sechsschuß-Revolvers. Er hatte gehofft, sich damit in den Congreß und später gar auf den Präsidentenstuhl hinauf zu schießen, aber die südlichen Republiken und Sclavenstaaten sind zu reich an Helden ähnlichen Ehrgeizes, die Onkel Chunk nicht alle beseitigen konnte, so daß er als berühmter Privat-Whipper lebte und das heldenmüthigste Ende fand.

Durch eine Klemme in Massachusetts ward er 1856 bewogen, sich davon zu machen und den Hauptschauplatz seiner früheren Heldenthaten wieder aufzusuchen, Tennessee. In einem Duell mit Septimus Whet im Staate Massachusetts schoß sein Gegner fehl, indem er zugleich ausglitschte. Colonel Chunk benutzte diese Gelegenheit, schreitet dicht an seinen sclavenfreundlichen Gegner heran und schießt ihn sicher und fest, kaltblütig wie ein alter Römer, durch die Schläfe. Freunde des Gefallenen erklärten dies für Mord und machten Anstalt, ihn zu „lynchen", da die „Gerechtigkeit" nicht einschritt. Letztere rieth ihm nur, zu verreisen. So kam er zunächst nach Tennessee. Hier ward sein Ruhm überschwenglich durch eine einzige That. Nachdem er mit seinem Gegner die üblichen Kugeln gewechselt und Beide noch lebten, faßt er seinen Feind bei der Gurgel und dreht ihm das Halstuch so fest, daß dieser ganz zu athmen vergaß und so den Tod eines Gehangenen starb. Die Presse erklärte dies in ihrer Parteilosigkeit nicht für unbedingt nobel, setzte aber hinzu, daß Colonel Chunk blos eine peinliche Pflicht erfüllen zu müssen geglaubt habe, um das Land von einem Sclavenaufwiegler zu befreien. Onkel Chunk war der erste „Whipper" in Tennessee, worüber sich die Duell-Helden von Illinois mit der Zeit so ärgerten, daß sie beschlossen, ihn von Antonius Rix, ihrem Ersten, abthun zu lassen. Antonius Rix macht sich also eines Tages mit einem Dutzend Freunden auf den Weg nach Tennessee, um Onkel Chunk zu demüthigen und den größten Peitscher zu peitschen.

Das erste Zusammentreffen der beiden Helden war kurz und entscheidend. Der schon mittelalterliche Chunk blickt verachtungsvoll auf seinen jugendlichen Concurrenten, aber zugleich mit einem gewissen Interesse, das Jeder erregt, der nur noch vierundzwanzig Stunden zu leben hat, während der junge Illinoiser den alten Oberst als die reichste Beute betrachtet, der nur deshalb so viel Ruhm auf sich gehäuft, um ihm plötzlich Alles erblich zu hinterlassen. Der größte Peitscher brauchte ja eben nur gepeitscht zu werden. Freilich war Onkel Chunk zugleich kein Spaß, da er sich notorisch nie genau an die Ehrengesetze des Duells hielt und es bekannt war, daß er im Nothfalle einen Gegner erwürgte oder in den Rücken schoß. Aber die Wetten, die auf ihn (Rix) gemacht worden waren, und die Vorsichtsmaßregeln, die man brauchte, um dem Oberst keine besondern Vortheile zu lassen, beseitigten jede Furcht und Bedenklichkeit.

Die Sache war kurz eingeleitet. Rix stellt sich dicht vor Chunk hin und sieht ihn an, als wär er 'ne Wand. Chunk fragt, ob er „gepeitscht" sein wolle. Hierauf dreht sich Rix um und schickt als der Beleidigte eine Forderung, die Chunk mit vieler Zuvorkommenheit annimmt.

Der Beleidigte hat die Wahl der Waffen und des Duell-Modus, der durch ein Comité von Freunden auf folgende Weise festgestellt ward, um dem Onkel Chunk jeden Vortheil, den er durch Praxis im Erwürgen 2c. sich erworben hatte, zu nehmen. Das Duell sollte mit den üblichen Waffen stattfinden, Sechsschuß-Revolvers und Bowie-Messern, aber ganz im Dunkeln und ganz ohne Kleider.

Diese Bedingungen machten ungeheueres Aufsehen in der ganzen Umgegend. Duell zwischen den beiden größten „Peitschern" in absoluter Finsterniß und Nacktheit! Die ganze kleine Stadt, in welcher Onkel Chunk residirte und wo das Duell executirt werden sollte, füllte sich mit Fremden und Wettenden.

Zur bestimmten Stunde, Nachts um 11 Uhr (um absolute Dunkelheit zu sichern), drängten sich Fremde und Freunde in das Gasthaus, auf dessen Boden in einem absolut bretervernagelten Raume die beiden Helden über einander entscheiden sollten. Plätze dicht an den Bretern und an den Eingängen in die „Höhle" stiegen um hundert Procent, als die beiden Gegner von verschiedenen Seiten eingelassen und absolut verschlossen wurden.

Hier ließ mein Freund, dem die Geschichte speciell zum Besten gegeben ward, einen unmelodischen Pfeifton hören, der sich leicht übersetzen und verstehen ließ.

„Ach, Sie calculiren, daß es nun 'n Bischen in's Aschgraue zu gehn anfängt?" fragt Blibb triumphirend und vollkommen vorbereitet.

Wir nicken Beide. Blibb holt eine Zeitung, den „Tennessee Argus" aus der Tasche: „Ich vermuthe, Ihr werdet das glauben. Da hier steht's, Alles haarklein. Lesen Sie just weiter von der Stelle hier. So weit bin ich gekommen."

Wir lasen die Geschichte im Tennessee-Argus zu Ende. Ich übersetze die Stelle möglichst wörtlich:

„Wie ein urweltlicher Bürger des Urwaldes, der mit nobler Verachtung alle verweichlichenden Künste und Hüllen der Civilisation von sich weist, tritt der patriotische Sohn Tennessee's — „das ist mein Onkel Chunk," schaltete hier Blibb ein — in die Nacht des Kampfraumes mit der Miene eines Mannes, der sicher ist, seinen Feind zu Splittern aufzulösen. Mit nicht geringerer nobler Kühnheit riß sich der jüngere Held, frisch von den grünen Hügeln Illinois', aus den Armen seiner theilnehmenden Freunde, um die Schwelle in die verhängnißvolle Höhle der Nacht zu überschreiten, den Tempel des Sieges oder die Vorhalle des Todes. Beide sollten fünfunddreißig Minuten eingeschlossen bleiben. Die ersten fünf Minuten sollten ohne Kampf oder Schuß hingehen, just zur Orientirung. Ein Schlag von außen sollte als Zeichen dienen, daß fünf Minuten verflossen seien.

„Niemals werden wir vergessen, mit welchen Gefühlen wir, Notizbuch in der Hand, in der Passage dicht am Breterverschlage der Kampfhöhle mit klopfendem Herzen während der fünf Minuten standen. Die Standplätze um mich wurden zuletzt à 20 Dollars abgegeben. Der Ertrag sollte gleichmäßig an den Wirth des Gasthauses und den Ueberlebenden vertheilt werden. Kurz vor Ablauf der fünf Minuten schrie Epaminondas Tilt neben mir, Busenfreund des jungen Helden von Illinois, daß hier der Verschlag blos ein Bret dick sei und jede Kugel durchdringen könne. So mußte die Passage geräumt werden, aber der Wirth, der den Schlag nicht eher geben wollte, bis es wieder voll wäre, ließ Andere à 20 Dollars herauf und machte so doppelten Profit (was im amerikanischen Englisch noch viel pfiffiger klingt: „realised twice over", realisirte doppelt über). Endlich ward das Zeichen gegeben. Absolute Stille, nur daß wir zuweilen ein Gleiten an der Wand vernahmen, ein Gleiten und Schleichen der Helden innerhalb der absoluten Nacht. Die Wetten, anfangs Zwei oder Drei zu Eins auf den Oberst, fielen, als man zu bemerken glaubte, daß der junge Illinoiser ungemein pfiffig und sorglich war. Rix hatte ungemein viel Freunde, die, wie die Sache verlief, in der That einen guten Haufen Dollars gemacht haben müssen. Jetzt hörten wir einen Revolver zweimal knacken und den Oberst lachen. Sofort stiegen die Wetten auf Zehn zu Eins mit tüchtig viel Acceptanten. Kurz darauf ein einziger Schuß, worauf Rix jubelnd ausruft, daß man getrost aufmachen könne, da Chunk richtig „ausgewischt" sei. Aber wir warteten die fünfunddreißig Minuten pflichtschuldigst aus. Wie wir öffnen und hineinleuchten, sitzt Rix mit übergeschlagenen Armen auf dem Boden und ruft nach seinen Kleidern. Oberst Chunk lag total „ausgewischt".

„Während der ersten Vorbereitungsminuten — den aufregendsten außerhalb — hatte sich Rix geradezu an das andere Ende der Höhle geschlichen, um in möglichst größter Ferne vom Oberst ihn kommen zu hören. Er war aber nicht wenig erstaunt, nach einigen Minuten aus dem Athem des Oberst zu schließen, daß dieser just denselben Kniff befolgt hatte und dicht neben ihm war."

Hiermit schloß plötzlich der Bericht.

„Wie kommt es aber, daß uns nicht gesagt wird, wie eigentlich Ihr großer Onkel zu seinem Schicksale kam?" fragte mein Freund den stolzen Neffen des großen Onkels.

„O, das steht erst in der zweiten Ausgabe des Tennessee-Argus, die erst erschien, als Rix mit seinen Freunden und Dollars über der Grenze war. Rix hatte 'nen Busenfreund, Epaminondas Tilt, der so fest neben dem Berichterstatter aushielt, weil er da etwas zu thun hatte (für ein Drittel des Antheils, wie ich später erfuhr). Er hielt einen Faden, der durch die Breterwand in den Kamin der Höhle lief und an einen Stein gebunden war. Ein Weilchen nach den fünf Minuten zuckte Tilt an dem Faden, so daß der Stein im Kamin etwas rutschte, was Onkel Chunk für eine Bewegung seines Gegners hielt. So regt er sich nun selbst, um loszudrücken, verräth dadurch seine Position und wird „ausgewischt". Ein verdammt pfiffiger Einfall! Rix ward deshalb abgöttisch verehrt und blieb seitdem unangefochten auf seiner Höhe. Hätt's Onkel Chunk überlebt, ich wette, Keiner hätte den Rix mehr bewundert, als Onkel Chunk. Onkel Chunk war 'n Mann, wie ihn sämmtliche vereinigte Republiken — die bald am längsten vereinigt gewesen sein werden — nicht wieder zu Stande bringen, nie!!"

Eine Feldgärtner-Colonie.

Der Gedanke, das Uebel der Welt im Keime zu vernichten durch Erziehung und Arbeit, gehört Pestalozzi an, aber zu dessen tüchtiger Ausführung fehlte dem großen Menschenfreund praktischer Sinn und Geschick. Diese besaß in reichem Maße sein Freund und Mitstreiter Fellenberg; seine Armenschule, deren Zöglinge neben dem Unterricht den Landbau betrieben, ward zum sicheren Fundament des materiellen Gedeihens in dem großen Erziehungsstaate Hofwyl und insbesondere unter und durch Wehrli's Leitung zum Muster für alle nachentstandenen Anstalten dieser Art. Die große Frage, ob Feldgärtner-Colonien, d. h. Anstalten, welche vermittelst gärtnermäßigen Landbaus ihren Zöglingen sowohl Mittel zur Erziehung, als auch zum theilweisen Unterhalt liefern sollen, möglich oder rathsam seien, bewegte lange die pädagogische Welt. Fellenberg machte den Versuch in der Praxis; er kaufte ein heruntergekommenes bäuerliches Anwesen zu Maykirch, einige Stunden von Hofwyl, und setzte dahin einen Lehrer mit elf erwachsenen Knaben seiner Armenschule. Das Experiment gelang vollständig, die kleine Colonie erhielt sich selbst und wurde nach einigen Jahren als verbessertes Gütchen zu höherem Preise wieder veräußert. Auch andere Beispiele haben die oft bezweifelte Möglichkeit der Sache erwiesen. Allein dennoch stehen der allgemeineren Einführung solcher Feldgärtner-Colonien zwei große Hindernisse entgegen. Das erste ist das Finden des richtigen Mannes, der an ihre Spitze gehört, und dies ist keine Kleinigkeit. Er muß Vater und Mutter, Lehrer und Freund, Vorarbeiter und Spielgenosse seiner Zöglinge sein; sie werden für ihn die ganze Welt, und das Gelingen ihrer Erziehung muß ihm Alles ersetzen, was das Leben sonst zu bieten vermag. Nicht allein gründliche Kenntniß der Elementarwissenschaften, sondern auch der Landwirthschaft, des Gartenbaus, des Hauswesens muß er besitzen; neben eisern consequentem Charakter die Liebe einer Mutter, die Geduld eines Weisen und den Scharfblick eines Menschenkenners. Wo diese Eigenschaften dem Hausvater fehlen, da wird und muß eine derartige Anstalt zu Grunde gehen. Aber wie selten sind sie in einem Menschen vereinigt, und wie noch seltener wird ein solcher jenen mühevollen und mindestens vor der Welt nicht dankbaren

Beruf ergreifen wollen! Ein zweiter Uebelstand ist, daß bei der Selbsterhaltung einer Kindercolonie die Arbeit die Hauptsache sein muß, die Lehre nur eine Nebensache sein kann. Während der Sommermonate wird sich die letztere zum größten Theil auf die gesprächsweisen Anleitungen während der Beschäftigung zu beschränken haben, und selbst im Winter wird nur geringe Zeit für den Unterricht übrig bleiben, wenn die Wirthschaft im gedeihlichen Zustand erhalten werden soll. Hierbei ist namentlich noch zu bedenken, daß Halberwachsene weder mit körperlicher noch mit geistiger Anstrengung überbürdet werden dürfen, sonst ist ein sieches Leben die unausbleibliche Folge. In gerechter Würdigung dieser beiden Haupteinwendungen hat daher die Humanität der neueren Zeit bei der Gründung von Bildungs- und Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder von der Selbsterhaltung abgesehen, hingegen die Beschäftigung in Feld und Garten als eine Quelle der Gesundheit, als ein wichtiges Förderungsmittel des Anschauungsunterrichts und als einen immerhin werthvollen Beitrag zur Kostenverringerung weislich beibehalten.

Eine der berühmtesten derartigen Anstalten ist diejenige von Mettray, eine Meile von Tours in Frankreich entfernt. Sie wurde im Jahre 1840 von dem Gerichtsrath Demetz mit Aufopferung seines ganzen beträchtlichen Vermögens und Beihülfe einer Subscription gegründet. Der Graf von Bretignères schenkte ein Gut dazu. Gegenwärtig umfaßt diese Anstalt, deren palastähnliche Gebäude von einem begrünten Hügel herab sich in der Loire spiegeln, Raum für siebenhundert Knaben mit ihren Hausvätern und Lehrern. Vorzugsweise werden verwahrloste, gerichtlicher Bestrafung übergebene Kinder aufgenommen und bis zum zwanzigsten Lebensjahre in der Anstalt behalten. Die Ergebnisse sind vortrefflich; es ist z. B. noch kein Fall vorgekommen, daß von den Zöglingen einer entflohen wäre, so leicht ihm dies sein würde. Das Gut, welches sie bewirthschaften, umfaßt 200 Hectaren oder 800 Morgen; alle Bedürfnisse der Anstalt werden darauf erzeugt, und wenn auch immerhin ein Zuschuß nothwendig ist, so hat sich dieser mit der wachsenden Zahl der Zöglinge von Jahr zu Jahr bedeutend verringert. Die Nachwirkung der Erziehung ist eine zufriedenstellende; im Durchschnitt kommen auf 140 Entlassene nur 18 Rückfällige nach den sorgfältig geführten Listen. Mettray ist eine glückliche Verschmelzung der schweizerischen Landbau-Colonien mit den englischen Besserungsschulen, deren Name Ragged Schools, Lumpenschulen, das Schlechteste an ihnen ist.

Diese Anstalt besuchte im Jahre 1847 ein wackerer Holländer, Herr Suringar aus Amsterdam. Ergriffen von dem, was er dort sah und hörte, beschloß er, wennschon ein Greis, die Gründung einer ähnlichen Schule zur Aufgabe seines übrigen Lebens zu machen. Er war der Mann dazu. Der Verfasser, welcher das Glück gehabt hat, ihn persönlich kennen zu lernen, gedenkt mit Ehrfurcht und Liebe noch immer des unvergeßlichen Eindrucks, den die jugendfrische Gestalt, das blitzende Auge, die hohe von weißem Haar umwallte Stirne und die gewaltige Macht der Rede dieses merkwürdigen Mannes auf ihn gemacht hat; er erinnerte ihn auf das Lebhafteste an Fellenberg, seinen gleichstrebenden Vorgänger. In sein Vaterland zurückgekehrt, besprach sich Suringar, welchem die nothwendigen Mittel nicht zu Gebote standen, mit Freunden; seine begeisterte Darstellung fand fruchtbaren Boden: ein reicher Handelsherr, Schüller in Amsterdam, bot ihm sein Landgut Ketzenberg oder dessen Taxwerth mit 16,000 Gulden zu dem edlen Zwecke an. Das steigerte den Muth des braven Mannes, er reiste in seinem ganzen Vaterlande umher; in Städten und Dörfern predigte er seine neue frohe Botschaft; er achtete weder Mühe noch Erniedrigung und sammelte, wie jener fromme Mönch, der, als er einen Schlag für seine Bitte erhielt, demüthig sprach: „Das war für mich, nun gebt mir auch für meine Armen." Der Erfolg krönte sein Werk. Die königliche Familie betheiligte sich königlich, 460 Subscribenten zeichneten von 50 bis 500 Gulden, 1200 jährliche Gaben von 5 Gulden, 200 Handwerker, arme Leute, versprachen täglich zwei Centimen für das schöne Ziel zurückzulegen ꝛc. Unter Mitwirkung des Grafen Schimmelpenninck van der Oije wurde das Gut Ryffelt bei Zütphen angekauft und schon am 21. Juni 1850 der Grundstein der Anstalt unter würdigen Feierlichkeiten gelegt. Am 18. Januar 1852 ward dieselbe eröffnet mit 21 theils von den Gemeinden gesandten, theils zusammengelesenen verwahrlosten Knaben; zum Director war J. W. Schlimmer, früher Vorstand des Besserungshauses in Rotterdam, ernannt worden, und eine bessere Wahl hätte man nicht treffen können.



Niederländisch Mettray.

Auf freundliche Einladung Suringar's hin besuchte ich in seiner Begleitung im Herbst 1855 die Colonie, welcher er dankbar den Namen „Niederländisch Mettray" gegeben hat. Sie liegt mitten im wasserreichen Flachland, und ihre netten, von jedem Prunk frei gebliebenen zahlreichen Gebäude, die Ordnung und Reinlichkeit, welche überall in der Umgebung herrschten, das offene, vertrauensvolle Entgegenkommen der Zöglinge nahmen schon von vornherein den Besucher ein. Um den Mittelpunkt des Schulgebäudes, welches zugleich den Betsaal, die Directorwohnung, das Lesezimmer ꝛc. enthält, reihen sich die sechs Familienwohnungen, in

welchen die Knaben untergebracht sind. Es ist nämlich ein Hauptmoment der dortigen Erziehungsmethode, daß die Kinder nicht alle zusammen leben, sondern in Abtheilungen, je nach Alter, vielleicht auch Charakter gesondert, verschiedene Familien bilden, die unter der speciellen Obhut eines mit ihnen zusammenwohnenden und lebenden Familienvaters stehen. Die Zahl der Familienglieder war damals sechszehn und soll die Zwanzig nicht übersteigen, wodurch die Aufsicht und die ganze Erziehung wesentlich erleichtert und begünstigt wird. Jede Familie trägt den Namen eines Wohlthäters, dem sie das Haus verdankt, worin sie wohnt; eine einfache Inschrift an jedem derselben nennt die folgenden Geber: 1. König Wilhelm II., 2. Prinz Moritz, 3. Prinz Alexander, 4. Prinz Friedrich, 5. J. C. Walkart in Amsterdam und Gattin (zum Andenken ihrer fünfundzwanzigjährigen Ehe am 25. Mai 1852), 6. J. H. van Boelens (Bürgermeister von Leeuwarden) und Gattin (mit dem Gedenkstein: filio unico filiabusque parentes). — Das Innere dieser Wohnungen ist äußerst einfach, aber genügend und in wahrhaft holländischer Sauberkeit gehalten. Sie umfassen ein Zimmer für den Hausvater, ein Arbeitszimmer, eine Küche, den gemeinschaftlichen Schlafsaal und ein Waschzimmer, alle sehr praktisch und bequem eingerichtet, aber ohne das unbedingt Nothwendige zu überschreiten. Das Tagewerk beginnt im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr, es wird geschlossen Abends um 8 und um 9 Uhr: im Durchschnitt finden täglich 4 Unterrichtsstunden statt, die sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Vaterlandskunde, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften in Bezug auf den Landbau und namentlich Religion erstrecken. An Werktagen sind die Kinder in grobes Wollenzeug gekleidet, wie die gelderländischen Bauern, und tragen Holzschuhe, für die Sonntage erhalten sie eine bessere Kleidung. Zu ihrem Frühstück trinken sie im Sommer Wasser, im Winter Kaffee; ihre Hauptnahrung besteht aus selbstgebauten Gemüsen, Kartoffeln, Brod, Grütze, Reis, Milch rc.; nur zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonntags, erhalten sie Fleisch. Nach der Durchschnittsberechnung stellen sich die Kosten einer Mahlzeit auf 14 Centimen per Kopf.

Das Zeichen zum Beginn der Arbeit, zur Heimkehr aus Feld und Garten wird mittelst eines Hornes gegeben, welches dem Aeltesten der Familie anvertraut ist. Eine halbe Stunde täglich wird dem Turnen oder dem Exerciren mit Gewehr gewidmet, um die Körper der Knaben geschmeidig und für späteren Dienst des Vaterlands geschickt zu machen. Neben dem Landbau beschäftigen sich die Zöglinge mit Gärtnerei, Baumpflege, Zimmerei und Tischlerei. Einige von ihnen helfen schon an den Neubauten; alle kleineren Holzbarbeiten, Tische, Bänke, Werkzeuge, Hühnerställe, Bilderrahmen rc. werden von ihnen selbst gefertigt, da der Grundsatz festgehalten wird, so wenig fremde Hände als nur möglich in der Wirthschaft zu verwenden. Ebenso haben sie die Küche, die Bäckerei, die Ausbesserung der Kleidungsstücke, der Schuhe rc. alles selber zu besorgen. Sind sie einmal daran gewöhnt, sich auf ihre geschickte Hand zu verlassen, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß sie nach der Entlassung aus Mettray den richtigen Weg durch's Leben finden. Abwechselnd verrichtet einer der Zöglinge das Amt des Schließers der Gebäude und des Thorwächters; bei dem großen Zufluß von Besuchern werden sie dadurch auch an Höflichkeit und an den Umgang mit fremden Menschen gewöhnt. Der Familienvater übergibt jede Woche einem seiner Kinder das Amt der Säuberung und Reinhaltung der Wohnung.

Alle Morgen versammeln sich bei dem Director der Aufseher der Landarbeiten, der Buchhalter und die Familienväter; er bestimmt dann das Tagewerk, notirt dasselbe und verkündet es darauf den Zöglingen bei dem Zusammenruf. Die Oberaufsicht und die ganze Verantwortlichkeit hinsichtlich der Handarbeit und der Unterweisung ruht auf dem Director. Seine Hauptaufgabe ist, beide Thätigkeiten gleichmäßig so zu vereinen, daß nicht eine auf Kosten der anderen bevorzugt wird. Bei diesen Kindern ist es, mit Hinblick auf ihre wahrscheinliche spätere Lebensstellung, nicht darum zu thun, den Kopf mit vielem Wissen anzufüllen, aber ein leerer Kopf bringt auch der Arbeit keinen Segen. Blos eine harmonische Vereinigung der körperlichen Anstrengung mit der geistigen verheißt den Zöglingen eine glückliche Zukunft. Nehmen Felder und Garten alle Kräfte der Colonie in Anspruch, wie z. B. in der Saat oder Ernte, so bindet man sich natürlich nicht an die vorgeschriebenen täglichen vier Arbeitsstunden; bei hartem Winterfrost oder anhaltendem Regen wird das Versäumte wieder nachgeholt.

Im Winter beschäftigen sich die jungen Colonisten mit der Anfertigung oder Ausbesserung der Geräthe, mit Weben, Flechten rc.

Die Leitung der landwirthschaftlichen Arbeiten und die Erklärung derselben ist Herrn Brants, einem tüchtigen Agronomen, anvertraut. So lange die Kinder noch gar keine Kenntniß darin haben, werden sie zur Ebnung des Bodens, zur Reinigung der Wege und Pfade, der Wassergräben, der Bäume rc. verwendet, und lernen dadurch spielend die schwierigeren Arbeiten. Außerdem ist jedem Knaben ein Gärtchen zugetheilt, das er in den Erholungsstunden bebaut, wie er Lust hat und es versteht. Den naturwissenschaftlich-landwirthschaftlichen Unterricht ertheilt Herr van Konijenburg möglichst vereinfacht und der Fassungsgabe der Kinder angemessen. Die Zöglinge schreiben sich das Wesentlichste davon auf und vergleichen es später mit den Erfahrungen in der Praxis.

Diese Lebensweise hat einen unverkennbar guten Einfluß auf das Wohlbefinden der Kinder; alle sehen merkwürdig gesund und kräftig aus, sind immer sauber und betragen sich sehr anständig; jene bäuerische Verlegenheit Fremden gegenüber, die man so häufig bei der Dorfjugend findet, noch weniger aber das kecke ungebundene Wesen der Producte gewöhnlicher Erziehungsanstalten werden hier keineswegs bemerkt. Alle hängen, wie es scheint, mit großer Liebe an ihren Familienvätern und namentlich an dem trefflichen Suringar, dessen Erscheinung jedes Mal das Signal zur allgemeinsten herzlichsten Freude ist. „Kann ich mir einen besseren Lohn auf dieser Erde wünschen?" frug er, als er mit einer Thräne im Auge sich den stürmischen Liebkosungen der durch ihn zu Menschen werdenden Kinder entzog.

Niederländisch Mettray ist eine noch zu junge Anstalt, um schon Erfolge ihres Wirkens in der späteren Lebensperiode der Zöglinge aufweisen zu können; daß dieselben aber sicherlich die besten sein und sogar diejenigen verwandter Anstalten übertreffen werden, scheint unzweifelhaft. Schon um eines Umstandes willen: in Niederländisch Mettray finden keine körperlichen Strafen und kein Gefängniß mit Einzelnhaft statt, wie im französischen Mettray und im Rauhen Haus bei Hamburg; ein ernstes Wort, höchstens der Ausschluß von einer gemeinschaftlichen Freude bewirkt dort mehr, als alle Zwangsmaßregeln. Das ist gerade die Aufgabe solcher Anstalten, größeren Fehlern vorzubeugen, sie unmöglich zu machen durch Erziehung. Wo dies nichts hilft, da ist auch die härteste Strafe vergeblich und macht das Uebel nur ärger.

Was ich, der ich selber früher Lehrer an ähnlichen Anstalten gewesen bin, an der Mehrzahl derselben auszusetzen habe, ist, um es gerade herauszusagen, ihre allzuweit getriebene Frömmigkeit. Erschrick nicht, lieber Leser, ich bin kein Gottloser, aber ich halte es für Zeitvergeudung, für lächerlich und sogar für unwürdig, den lieben Gott unaufhörlich im Munde zu führen und ihn wegen jeder Lappalie zu beschreien. Das allzuviele Demüthigen und auf den Knieen Umherrutschen ist ungesund und bildet meistens Heuchler. Der Zwang, den man sich auferlegt, um jeden Unterrichtsgegenstand in ein Capitel aus der Religionslehre umzuwandeln, die unaufhörliche Vermengung des Heiligen mit dem Profanen kann unmöglich gute Folgen haben. Es genüge diese kurze Andeutung, obgleich sich über den Gegenstand noch gar Vieles und Ernstes reden ließe.

Das Werk des wackeren Suringar, des populärsten und geliebtesten Mannes in seinem ganzen Land, schreitet, wie die neuesten Berichte melden, immer freudiger voran, und die Zahl der Familien der Colonie vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Sein Mettray ist eine Perle der schönen Niederlande, eines Reichs, von dessen Bestrebungen und inneren Bewegungen man gar zu selten etwas im Ausland erfährt. Wer aber einmal den reizenden Park des Geldernlandes durchwandert, der versäume nicht, Niederländisch Mettray zu besuchen und sich dort einen wahrhaft frohen Tag, erhebende Gedanken und gute Vorsätze zu holen.

M.

Aus dem Kirchenstaate.

Von Moritz Hartmann.

Nr. 1.

Der Eintritt in den Kirchenstaat. — Bologna. — Die Müßiggänger von Bologna. — Leben der Aristokratie. — Zustand der Romagna. — Eine kleine Geschichte.

Die schmale Panara bildet die Grenze zwischen Modena und der Romagna. Man passirt die kleine Brücke und die großen Zollgebäude, an denen man sonst allerlei Paßplackereien ausgesetzt war, und es ist wunderbar, wie rasch man es fühlt, daß man sich in einem anderen Staate befindet. Boden, Klima, Volk sind dies- und jenseits der Panara dieselben; beide Staaten wurden despotisch regiert — aber der Despotismus hatte verschiedene Formen, und schon das reichte hin, beide äußerlich wie innerlich so sehr zu unterscheiden. Die Straße wird gleich an der Brücke etwas schlechter, und die vielen Ausbesserungen, welche die neue Regierung jetzt vornehmen läßt, tragen für den Moment zum bequemen Weiterkommen nicht viel bei. Die vielen einzeln zerstreuten Häuser und Ortschaften wissen nichts von Fensterscheiben; das Glaserhandwerk scheint hier ganz unbekannt. Die großen leeren Fensterlöcher, die schwarz auf die Straße sehen oder mit Bretern geschlossen sind, lassen jedes Haus öde und verlassen erscheinen. Die Tracht der Einwohner nimmt jenen pittoresk-zerrissenen Charakter an, den die Maler so sehr lieben, der aber zur Erwärmung in kalten Wintertagen, wie sie bereits eingetreten sind, wenig beitragen mag. Die Scheibenlosigkeit der Fenster und diese allgemeine Armuth erinnerte mich lebhaft an das Innere der Türkei; so hatte mich auch schon die kleine Festung Urbano, auf deren Wällen noch vor Kurzem österreichische Schildwachen auf- und abgingen, auf's Lebhafteste an türkische Festungen erinnert. Ach, wie elend sah sie aus, als ich an ihr vorbeikam! Große Stücke der Mauer waren in die Gräben gefallen und ragten aus den Pfützen derselben wie Klippen hervor. Das Ganze schien sich demnächst in einen chaotischen Erdhaufen verwandeln zu wollen.

Von all diesem Erdenjammer wendete man sich gern dem himmlischen Schauspiele zu, das die Sonne auf den Spitzen und in den Thälern der Apenninen mit Feuersäulen, Wolken, Schatten, vergoldeten Bäumen, Fata-Morganaschlössern, luftigen Rosenbüschen und phantasmagorischen Arabesken und Fabelthieren aufführte. Sie schien es vergessen zu haben, daß sie den Tag hindurch mit verfrühten winterlichen Strahlen geleuchtet, oder wollte es im Augenblicke des Scheidens gut machen. Die Apenninen, so verklärt, rückten uns immer näher, und plötzlich lagen die Hügel mit Madonna di San-Luca und San Michele di Bosco, mit den unendlichen Arkaden, die auf den Hügel führen, und mit der ganzen zaubervollen Decoration von **Bologna** vor uns.

Die Stadt der Pepoli's, Bentivoglio's, Lambertazzi's, die Stadt Giovanni's, Caraccio's, Guido's, Guercino's, Domenichino's, war bei meiner Ankunft noch die Stadt Garibaldi's. Aber man merkte nicht viel davon. Das eigentliche Lager der italienischen Liga befand sich in Rimini; die Bataillone, die noch in Bologna standen, verloren sich in den unendlichen Straßen der großen Stadt und in den Arkaden, welche keinen Ueberblick gewähren und die Mitte der Straße immer etwas öde erscheinen lassen. Ein Wallensteinsches Lager, oder daß Bologna in dem Momente ein Pilsen war, erkannte der tiefer Eingeweihte nur an den Ottavio's und Questenbergen, die daselbst ihr Wesen trieben. Bologna sah wie in den gewöhnlichsten Zeiten aus. Die Arkaden mit ihren Dämmerungen, die an beiden Seiten fast aller Straßen Bologna's hinlaufen, vereiteln alles Auffallende, das sich im Straßenleben zutragen mag. In ihnen kann sich eine große Volksmenge aufgeregt und wild dahinwälzen, ohne daß man von einem nahen Standpunkte aus in der Mitte der Straße oder an einem Fenster etwas davon bemerkt. Bei schlechtem Wetter wird selbst der Markt leer, und Käufer und Verkäufer verschwinden in den Wölbungen.

Wie sonst saßen die Müßiggänger Bologna's in den Kaffeehäusern und bei den Friseuren, denn Bologna ist nicht nur die Stadt der Caracci's, sie ist heute vor Allem die Stadt der Müßiggänger und der Friseure. An der Stelle des Wortes **Libertas**, das groß und breit und seit Jahrhunderten wie ein Hohn im Wappen der Stadt prangt, sollte das Wort **Otium** stehen und zwar sine dignitate. Es ist die zahlreiche Aristokratie Bologna's und das päpstliche Regiment, welche das Heer von Müßiggängern schufen und den Müßiggang zur normalen Beschäftigung der Bologneser Jugend machten. Die Aristokratie mit so großen Namen wie Pepoli, Bentivoglio rc., die ihre Stammbäume bis in die ältesten Zeiten der Longobarden zurückführt, die in den frühesten Kämpfen der Welfen und Ghibellinen, der Geremei und Lambertazzi eine Rolle spielt, konnte sich nach dem Falle Bologna's und dem Verfalle Italiens nicht entschließen, von ihrem Piedestale herabzusteigen. Ihre Söhne hatten diese Stadt oft unumschränkt beherrscht, wie sollten sie jetzt ruhige Bürger und nützliche Menschen werden? Die Paläste, obwohl sie verfallen und zum Theile öde stehen, die unzähligen Thürme, von denen aus sie einander bekriegten und die über die Stadt drohen, wie aufgehobene Arme, obwohl sie heute Ruinen gleichen, erinnerten sie allzulange an die entschwundene Größe. Im Kriegsdienste des Papstes mit dem Schlüssel auf der Uniform war nicht viel Ruhm und Ehre zu holen, so blieben sie daheim und lebten von einem Tage zum andern von den Resten der Besitzthümer ihrer Ahnen und von schalen Erinnerungen. Die Besitzthümer verfielen, die Renten verschwanden, aber der Müßiggang blieb, und mancher Träger großen Namens lebt so fort von dem Miethzins, den ihm ein noch halb und halb bewohnbarer Theil seines großen Palastes abwirft, oder von der Villa, deren prächtiger Garten in einen Gemüsegarten oder in Ackerland verwandelt und verpachtet wurde. Hätte die päpstliche Regierung irgend welche Bildung oder Unterricht aufkommen lassen, hätten Gesetze und Zustände nicht die hiesige Jugend vom Rest der Welt abgeschnitten: in mancher jungen Seele wäre wohl mit der Erinnerung an alte Zeiten und mit den Pflichten, die diese auferlegt, ein neues Streben erwacht; so aber erstarben alle Keime in Herz und Geist, und was aufwuchs, war Müßiggang.

Dem Adel wie dem strebsamen Bürgerlichen waren auch alle Staatsämter verschlossen, da diese nur mit geweihten Häuptern, nur vom Clerus besetzt wurden, und so lagen, dem Staate gegenüber, bürgerlicher und adliger Geist gleich einem Brachfelde da, und die Unfruchtbarkeit solchen Lebens war durch das Dasein und Beispiel der Canonicate und zahllosen Klöster sanctionirt und vom Staate gern gesehen. Der Bürgerliche hätte sich in moderner Zeit wohl aufgerafft, wie in andern Ländern, wenn unter pontificalen Zuständen an ein modernes Regen, an Handel und Industrie zu denken gewesen wäre. Das Land, das ein Garten Gottes und von einem bis acht Fuß dicken fruchtbaren Humus bedeckt ist, bringt gerade so viel hervor, als der Bewohner braucht, um zu leben; denn warum sollte er sich um mehr bemühen, da er mit dem Producte nichts anzufangen weiß, da es ihm an Märkten und Verbindungswegen fehlt und da das rohe Material zu Hause nicht verarbeitet wird? Die Hauptproducte des Landes, welche allein es bereichern könnten, sind Flachs und Seide, und siehe da, es besteht in der Romagna nicht eine einzige Spinnerei, geschweige eine Weberei! Die Ausfuhr dieser Producte und einigen Weines bringt einen gewissen Geldverkehr hervor, der in Bologna mehrere reiche Banquierhäuser geschaffen. Aber die Sache ist so einfach, die Beschäftigung ist so gering, daß der Banquiersohn und Commis mit einer und zwei Stunden Arbeit des Tages hinlänglich auskommt, und da er hier, wie überall, gern den Patrizier nachahmt, vermehrt er das große Contingent der Müßiggänger, und so entsteht das faule Heer, als dessen Eigenthum wir die alte Stadt bezeichnet haben.

Das Leben eines solchen noblen Lazzarone ist sehr einfach und einförmig, ob er nun große oder kleine Renten habe. Er erhebt sich gegen zehn Uhr aus dem Bette, wäscht sich wenig oder gar nicht, wirft einige Fetzen um und geht in der nachlässigsten Toilette von der Welt zum Friseur. Er hat sich beim Friseur nicht zu geniren; dieser ist sein Freund, sein Vertrauter; die Boutique ist seine Heimath, und die er dort findet, sehen so aus wie er und sind wie er. Der Friseur ist der Angel- und Mittelpunkt des Faulenzerlebens. Er hat gestern Abend so und so viel Damen frisirt, mit so und so vielen Kammerkatzen geplaudert; er hat heute Morgen schon so viele Köpfe unter seiner Hand gehabt und er weiß Alles, was in Bologna und Umgegend, vielleicht was in Rom und Paris vorgeht und vorgehen wird, und er hat die Gabe, sich lebhaft und verständlich mitzutheilen. Seine Zunge ist in fortwährender Be-

wegung und ruht nur aus, wenn ein Neuangekommener seinen Schatz von Neuigkeiten bereichern kann. Während er die dunkle Mähne des einen Löwen mit Kamm und Eisen bearbeitet, sitzen die andern mit ausgestreckten Beinen, die Cigarre im Munde, auf Sophas und Stühlen und warten ruhig ab, bis die Reihe an sie kommt. Theaterklatsch, Liebesgeschichten, Raub- und Mordthaten und dergleichen Dinge füllen ganze Stunden aus und sind so anziehend, daß der Löwe, selbst frisirt, noch die Boutique nicht verläßt, sondern seinen Kaffee aus dem nahen Kaffeehause herüberkommen läßt, um ihn in der wahlverwandten Gesellschaft langsam hinabzuschlürfen. Einige schöne Tagesstunden werden auf diese Weise glücklich todtgeschlagen. Dann erhebt man sich und, bedeckt vom stolzen römischen Mantel, der manche Aermlichkeit verhüllt, macht man in Gruppen einen Spaziergang durch die eleganten Arkaden bei S. Petronio, bleibt vor den Auslegekasten stehen und blickt den vorübergehenden Schönen unter den Hut.

Gegen drei Uhr kehrt man auf seine Stube zurück, die selten ein fremder Fuß betritt und die darum mit einer Matratze, einem dreibeinigen Stuhl und dergleichen Einrichtung hinlänglich möblirt ist. Vor einem blinden oder zerbrochenen Spiegel wird der Hemdkragen umgebunden, der ein reines Hemd heuchelt, wird die Toilette überhaupt in diesem Geist und Systeme fortgesetzt und vollendet. Als ziemlich stattliche Figur tritt man wieder in die Straße, um in dem oder jenem Palazzo einen Besuch zu machen, eine Dame über ihr gestriges Aussehen im Theater zu becomplimentiren, Schmeicheleien zu sagen und die Neuigkeiten anzubringen, die man beim Friseur an bester Quelle geschöpft hat. Dann geht es zu Tische, dann wieder in's Kaffeehaus, dann in's Theater. Da gibt es große Löwenhöhlen, d. i. große Logen, die aus drei und vier vereinigten Logen bestehen, deren Zwischenwände gefallen und die mit glänzenden Tapeten ausgelegt und auffallend hell erleuchtet sind. Die Löwen associiren sich und pachten diese Logen für die ganze Staggione um einen Spottpreis. Herrlich beleuchtet, geben sie da ihre Schönheit zum Besten, ziehen die Aufmerksamkeit durch lautes Plaudern auf sich, entscheiden das Geschick der Sängerinnen und zertheilen sich in den Zwischenacten in die andern Logen, um den Hof zu machen.

Die Bedürfnisse eines solchen Löwen können selbst bei kleiner Rente befriedigt werden, da das Leben in Bologna für den Einheimischen sehr billig ist. Nur die äußere, sichtbare Toilette verursacht einige Kosten; auf die unsichtbare wird wenig verwendet, sowohl was die Näherei, als was die Wäscherei betrifft. Der Müßiggänger ißt und trinkt wenig, wie jeder Italiener, und erschrickt nicht vor der kleinsten, schmutzigsten Trattoria, wo er zu zwei Paoli seinen Leib ernährt. So ist es Jedem leicht gemacht, in den Orden zu treten, und so erklärt sich auch die große Anzahl seiner Ordensbrüder.

Im vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, hatte das Müßiggängerthum Bologna's etwas Romantisches und Classisches zugleich. Der Patrizier, wie einst der römische, hatte seine Clientel, die aus ärmeren Patriziern und Plebejern bestand. Er war ihr Haupt und Schützer, und sie hingen ihm treu an. Von ihnen umgeben und gefolgt zeigte er sich unter den Arkaden, durchzog er das Land, machte er sich der Polizei, in politischen Dingen manchmal selbst der Regierung, und immer den Vätern, Ehemännern und seinen Feinden und Nebenbuhlern furchtbar. Nur wenige Patrizier brauchten sich zu verabreden, um einen großen Tumult, eine Demonstration, selbst einen Aufruhr hervorzubringen; sie versammelten ihre Clienten und zogen auf den Markt. Viele dumme und manche kecke und romantische Streiche wurden da aufgeführt. Im Jahre 1848 hat sich die Erinnerung an jene Zeiten geltend gemacht, und unternehmende Revolutionäre warben solche Clientelen mit Hülfe ihrer Beredsamkeit. Heute ist von dieser aus altpatrizischer, guelfischer, vielleicht römischer Zeit stammenden Institution wenig oder nichts mehr zu merken; der junge Mann aus dem Volke ist ernster und strebsamer geworden, und der elegante Müßiggänger steht allein da, ohne Classicität und Romantik, langweilig, platt, nichtssagend, wie in allen andern Ländern der Welt, selbst jener Philosophie baar, die den neapolitanischen Lazzarone auszeichnet.

Man fühlt sich von Ekel erfüllt, wenn man in einer Zeit, wie die jetzige, diese gesunden, kräftigen Gestalten nach wie vor beim Friseur und im Theater sieht, während sie in Rimini unter Waffen stehen sollten. Es ist das eine der schönen Erbschaften der klerikalen Herrschaft, die darauf ausging, die Fäulniß jeder jungen Kraft zu beschleunigen, und der neuen Regierung ist es schwer, hier zu helfen, da ihr kein Gesetz zur Seite steht, das sie zur Benutzung dieser brachliegenden Kräfte anwenden könnte. In Modena und Parma hat sie die Conscription bereits eingeführt; in der Romagna soll es jetzt geschehen, aber zur Zeit ist das eine pure Unmöglichkeit, da kein Geburtsregister, kein état civil, überhaupt keine Einrichtung besteht, die der Behörde einen Blick in Bevölkerungs-, Alters- und Vermögensverhältnisse erlaubte; auch in dieser Beziehung hatte die Regierung des Papstes die größte Aehnlichkeit mit der Regierung des Großtürken. Doch muß dieser Relation Bologneser Müßiggängerthums zur Steuer der Wahrheit beigefügt werden, daß sich ein bedeutender Theil der bisherigen Faulenzer freiwillig aufgerafft, daß ihn der Patriotismus erhoben und daß der Bewegung aus seinen Reihen manche Kraft zu Gute gekommen. In den Bureaux wie in der Armee der Liga findet sich heute mancher junge Mann arbeitend und begeistert, der noch vor wenigen Monaten mit Seinesgleichen zu verfaulen drohte. Das ist einer der Anfänge des Freiheitssegens.

Von Bologna als der Stadt der Müßiggänger sprechend, könnte ich jetzt noch Manches von den zahllosen Mönchen, Nonnen, Klöstern und Canonikern erzählen, aber das sind bekannte Leiden. Auch macht sich dieser Theil der Bevölkerung im jetzigen Augenblick weniger geltend. Die Bettelmönche, mit ihren großen weißen, über die Schulter geworfenen Bettelsäcken, gehen zwar noch von Haus zu Haus; aber die anderen, besonders die politischen, wie z. B. die Jesuiten, halten sich stille, wenn auch wahrscheinlich nicht unthätig, in ihren Klausen und Hallen und Sälen. Die Dominikaner haben dieser Tage einen tiefen Seelenschmerz erlitten, indem der Dictator Farini durch ein Decret die Inquisition aufhob, jenes Institut, mit dessen Ruhm vorzugsweise der historische Glanz dieses Ordens zusammenhing. Liest man dieses und die vielen anderen Aufhebungsdecrete, die alltäglich die Straßenecken bedecken, so glaubt man von alten Zeiten zu lesen oder im 15. Jahrhundert zu leben, und ist erstaunt, wie Vieles die neue Zeit noch zu thun und zu vernichten hat. Wenn die jetzige Bewegung glückt und Italien zu einiger Freiheit gelangt, werden nur böswillige Verleumder den Muth haben, auf die schlimmten Zustände aufmerksam zu machen, die sich selbst unter der Freiheit noch lange, lange Zeit erhalten werden, denn es ist unmöglich, in kurzer Zeit das Unkraut auszujäten, das eine der unglücklichsten Regierungen der Welt nicht nur aufwuchern ließ, sondern systematisch pflegte und aussäte. Man lese nur diese Decrete des Dictators, der sehr gut weiß, daß man mit Decreten nicht an einem Tage abschafft, was durch Jahrhunderte verderbt ist, der aber auf die innere Verfassung aufmerksam und die Nothwendigkeit einer radicalen Reform durch Bloßstellung der Schäden klar machen will; man lese das Circulaire des Marchese Pepoli und die angehängten officiellen Documente, um sich einen Begriff von der Justiz zu machen, die bisher im Kirchenstaate geherrscht und welche die türkische beschämt; man lese endlich im Monitore di Bologna die Correspondenz der Cardinäle und Legaten, um sich zu überzeugen, wie bewußt dieses System der Gewaltsamkeit, der Verfolgung, der summarischen Justiz, der Verdummung ꝛc. aufrecht erhalten worden, ja, wie es den Regierenden noch nicht genügt und wie sie sich als tiefe Psychologen über fernere und gründlichere Ausbildung dieses Systems berathen. Wie eigenthümlich klingen diesen Thatsachen gegenüber die Klagen Roms über die Undankbarkeit der Völker! Die Undankbarkeit! Wir wollen hier nur eine kleine Geschichte erzählen.

Im Jahre 1857 kam Pius IX., dessen persönliche Herzensgüte man auch hier rühmend anerkennt, nach Bologna. Eine Deputation der Stadt erlangte endlich Gehör und sie bat Se. Heiligkeit, doch einige kleine Reformen einzuführen, Reformen, welche er doch selbst in seinem Motu-proprio aus Portici versprochen hatte. Nachdem die Deputation sich in Bitten und Vorstellungen erschöpft, antwortete ihnen der heilige Vater, er sehe wohl, wie sehr sie vom bösen Geist verblendet seien, und er wolle Gott, seinen Sohn und die heilige Jungfrau um Erleuchtung der Verblendeten bitten. Doch hat Pius IX. Bologna nicht verlassen, ohne drei Gnaden über die Bevölkerung der Legation auszugießen: er verordnete, daß aus seiner Casse eine gewisse Summe zum Ausbaue der Façade von S. Petronio, der großartigen Kirche Bologna's, beigesteuert werde, daß der Flecken Crevacuore den besser klingenden Namen Buonocuore, der Flecken Malalbergo den ebenfalls gemüthlicheren Namen Buonalbergo erhalte.

Die ausgesetzte Summe Geldes ist bis auf den heutigen Tag nicht angekommen, und wäre sie gekommen, der Papst hätte sich die Dankbarkeit der Bevölkerung schwerlich damit erworben.

Jedermann sah ein, daß ein Klerus, der in dem kleinen Kirchenstaate liegende Güter im Werthe von fünfhundert Millionen besitzt, dem außerdem vom Staate jährlich ein Budget zugewiesen wird und der sich noch dazu der größten Einkünfte an freiwilligen Gaben, Erbschaften, Sammlungen, Gebühren &c. erfreut, eines solchen Zuschusses zum Ausbau einer Kirche nicht bedarf. Was die beiden umgetauften Gemeinden betrifft, so betrachteten sie die Gnade als einen Hohn auf die Gnade und beeilten sich, den Dictator um Rückgabe der schlechtklingenden alten Namen zu bitten.

Noch eigenthümlicher als jene Klagen über Undankbarkeit klingt die römische Versicherung: „das Volk will mich!“ dem Briefe des Cardinal Massimo, Gouverneurs der Provinz Ravenna, gegenüber, in welchem dieser behauptet, daß „die Greise, die Frauen und die Kinder ausgenommen, der ganze Rest der Bevölkerung vom achtzehnten Jahre aufwärts, der Regierung auf's Aeußerste feindselig gesinnt sei — ausgenommen etwa noch einige sehr wenige furchtlose Legitimisten“. An andern Stellen wird versichert, daß, nach verläßlichen polizeilichen Berichten, nicht dreißig Personen in der Provinz dem römischen Regimente günstig seien — daß Alles, vom Patrizier angefangen bis zum niedrigsten Knechte, gegen die Regierung conspirire &c. Der Cardinal versichert auch, daß ein nicht kleiner Theil selbst des Klerus unzufrieden sei. Noch schrecklichere Zeugnisse von der Beliebtheit des römischen Regimentes finden sich in dem nicht minder authentischen Auszuge eines politischen Processes, der bereits aus dem Jahre 1840 datirt. Da wird es zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß, wenn man die ganze geheime, der römischen Regierung feindliche Gesellschaft arretiren wollte, man den größten Theil der ganzen Bevölkerung verhaften müßte &c. Und „das Volk will mich!“ — In Parma, in Modena liest man auf allen Häusern die Inschrift: „Es lebe Victor Emanuel, unser legitimer König!“, in Bologna liest man auf den Zetteln, die ebenfalls an allen Häusern, und an manchen Häusern unter jedem Fenster angeklebt sind: „Wir wollen Victor Emanuel zum König! Noi vogliamo Vittorio Emanuelle per nostro Re!“ Ist dieses „wir wollen“ nicht vielleicht eine absichtliche Antwort auf das „Will“ Roms?

Blätter und Blüthen.

Die nordamerikanische Barbierstube. Wie in tausend anderen Dingen, so prägt sich auch in den nordamerikanischen Barbierstuben jene Verschiedenheit aus, die äußerst charakteristisch zwischen dem dortigen Wesen und unserer hierländischen deutschen Weise besteht.

„Zeit ist Geld“ gilt in den Vereinigten Staaten als der alle Verhältnisse des dortigen Lebens und Strebens bestimmende, ja durchdringende oberste Grundsatz; und so geschah es denn auch, daß unser, in mehr als einer Beziehung noch wenig entwickeltes und dabei überaus schleppendes deutsches Barbierwesen auf jenem Boden nicht Wurzel zu schlagen vermochte, wo die freie Concurrenz das Spiel der Kräfte weckt, beschleunigt und veredelt, wo der herkömmliche Schlendrian, die Faulheit und die Trägheit sich nicht hinter sogenannten „Gerechtigkeiten“ verstecken können.

In den nordamerikanischen Städten, und vollends ganz und gar nicht auf dem Lande, klopft also kein rechtschaffener Barbier an die Zimmerthür, steckt das werthe Haupt hindurch und fragt bescheidentlich an: „Ob der Herr barbirt zu werden wünsche?“ Keinem fällt es ein, den Fuß über seine Schwelle zu setzen, um, wenn kaum der Hahn gekräht, oder noch in später Abendstunde, bei Sonnenschein oder in Sturm und Wetter einer nach allen Richtungen hin zerstreuten Kundschaft keuchend nachzujagen. Der nordamerikanische Barbier läßt sich suchen. Wer rasirt sein will, hat sich männiglich in die Barbierstube zu verfügen.* Dafür aber wird man hier wahrhaft salonmäßig empfangen und äußerst prompt, höchst sauber und gentil bedient.

Eigentliche Nichtsthuer, Staatshämorrhoidarier und Individuen ähnlicher Gattung gibt es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika kaum. Alle Welt arbeitet und schafft, und man schafft und arbeitet viel: der Unbemittelte, um bemittelt, der Reiche, um reicher zu werden. Die Arbeit, der Verdienst ist die Ehre des Mannes. Darum nimmt man die Zeit so zusammen. Jede Minute hat ihren Werth und ihren Preis. Darum auch genügt man dem Bedürfniß, rasirt zu werden, meist nur im Vorbeigehen, ohne sich dabei an eine bestimmte Stunde zu binden. Die Barbierstuben sind ohne Unterlaß besucht. Dem oft so überaus lästigen Warten auf den Barbier setzt sich kein nordamerikanischer Freibürger aus. Für den Barbier andererseits erwächst daraus der Vortheil, daß er in seinem Local binnen zwei Stunden soviel und mehr Kunden zu bedienen vermag, als ihm sonst den ganzen Tag über möglich sein würde, wenn er dieselben in ihren Behausungen aufzusuchen genöthigt wäre.

Was nun die Operation des Rasirens selbst betrifft, so geschieht dieselbe mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, die der übergroßen Mehrzahl unserer deutschen Barbiere als wahrhaft mustergültig zur unbedingten Nachahmung zu empfehlen sein dürfte. Zuvörderst ist man nicht der Gefahr ausgesetzt, wie dies in den deutschen Barbierstuben so häufig zu geschehen pflegt, mit einer vielfach begriffenen, unsaubern Serviette, die vielleicht schon mehrtägige Dienste geleistet hat, umhangen zu werden; dem barbierenden Künstler liegt vielmehr stets eine Schicht reiner weißer Leinentücher zur Hand, die er je nach Personen und Umständen fortwährend wechselt. Beim Rasiren ist der sogenannte „Langstrich“ die eingebürgerte Methode, die man mit leichter, aber sicherer Hand zu practiciren versteht. Alles unzeitige Absetzen und Spielen mit dem Messer ist verpönt. Und wohl gar einem Lehrlingen zum Opfer elementarer Studien anheimzufallen, wird einem Gentleman nie und nimmer zugemuthet werden. Um dem allgemeinen Schaumnapf und dem allgemeinen Pinsel aus dem Wege zu gehen, pflegen die regelmäßigen Kunden ihre bestimmten, häufig numerirten oder mit Namen bezeichneten, höchst zierlichen Schaumtöpfchen aus Porcellan nebst Seife und Pinsel zu haben, die in einem eleganten Regal in bester Ordnung aufgestellt stehen. Ist der Bart abgenommen, so wird das ganze Gesicht mit einem weichen, in köllnischem Wasser getränkten Schwamme übergangen und sodann abgetrocknet. Hierauf überpudert man dasselbe noch mit einem weißen Pulver, das der Haut eine höchst angenehme Weichheit verleiht. Nun geht es an die Frisur des Kopfhaares, die mit dem Rasirproceß stets verbunden wird, und binnen wenigen Secunden ist auch diese mit einer bewunderswerthen Fertigkeit vollbracht. Während dem ist auch der Ueberrock, dessen man sich zu größerer Bequemlichkeit zu entledigen pflegt, sauber ausgebürstet werden, und der betreffende dienstbare Geist, meist ein Negerknabe, wartet damit und mit dem Hut, dem ein Gleiches widerfuhr, geschäftig auf.

Für diese ganze Mühwaltung werden als fester Preis zehn Cents bezahlt, was nach unserm Geld vier Neugroschen beträgt. Dies könnte viel scheinen, ist aber insofern wenig, als die Preisverhältnisse in Nordamerika ungleich höhere sind, namentlich jegliche Arbeitsleistung mindestens viermal theurer als in Deutschland ist.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Worte über die Localitäten selbst zu sagen, worin die Barbiere in allen Städten der nordamerikanischen Union von nur einiger Bedeutung ihre Geschäfte zu betreiben pflegen. Jeder eintretende Fremde wird über die außerordentliche Sauberkeit und Eleganz erstaunen, die er hier antrifft. Da gewahrt man weder schmutzige Servietten, noch zersessene Stühle; da spürt man nichts von jenem widerlichen Seifengeruch, der in den meisten deutschen Barbierstuben die Geruchsnerven der Besucher so sehr belästigt. Auch erblickt man unter den dienstthuenden Personen keine so abgetriebenen invaliden Gestalten, wie sie unter den deutschen Barbiergehülfen heimisch sind. Die Geschäftslocale der nordamerikanischen Barbiere sind Salons im eigentlichsten Sinne des Worts, so fein und elegant wie etwa unsere feinsten und elegantesten Cafe's. Alles darin ist Leben; dem unaufhörlichen Kommen und Gehen entspricht ein ununterbrochenes, allseitiges und behendes Bedienen. Wie natürlich, ist ein solcher Salon, dergleichen sich in allen größeren Straßen mindestens einer befindet, mit dem ausgesuchtesten Schmuck-, Spiegel- und Möbelwerk ausgestattet. An den Wänden ziehen sich schwellende Divans und Sophas hin; der Fußboden ist meistentheils mit Marmorplatten belegt. Auf eleganten Seiten- oder Nischen-Tischen liegen wohl ein bis zwei Dutzend verschiedene neueste Zeitungen aus, die zum Lesen einladen und auch viel gelesen werden, wenn der Andrang der Gäste etwa zu groß und ein später Gekommener auf seinen Vorgänger zu warten genöthigt wird. Dies ist namentlich am Sonnabend des Abends und Sonntags früh der Fall, wo diese Barbieranstalten förmliche Lesezimmer zu sein scheinen. Inmitten des Salons nun stehen reihenartig die eigentlichen Geschäftsmöbel: elegant gepolsterte Barbierstühle, deren häufig zwölf und mehr vorhanden sind, und hinter denselben stehen die immerdar munteren und gesprächigen, des Dienstes stets gewärtigen Gehülfen. Diese Barbierstühle sind von einer eigenthümlichen, von unseren deutschen Lehnstühlen weit abweichenden Construction. Zuvörderst haben sie ungleich höhere Beine, sodann eine nach hinten stark geneigte Rückenlehne, die wiederum mit einer besonderen Kopfstütze versehen ist, worauf man während des Rasirens den Kopf legt und die je nach Belieben höher oder niedriger gestellt werden kann. Ein ebenfalls gepolsterter Schemel, dessen Höhe genau jener des Barbiersessels entspricht, dient den Füßen, die wegen der hohen Stuhlbeine den Fußboden nicht berühren können, zum bequemen Ausstrecken. Daß aber ein solcher Sitz dem Zweck weit mehr entsprechend ist, als die antiquirten Gefäße, wie sie in vielen deutschen Barbierstuben eingenistet sind, wird der Bemerkung kaum bedürfen.

Schließlich geschehe für die mit den amerikanischen Zuständen minder vertrauten Leser noch eines Punktes Erwähnung. Dieselben werden es vielleicht gar nicht begreifen können, wie man bei einem so einfachen Geschäft, behufs einer an sich unangenehmen und lästigen Sache, wie doch das Bartabnehmen ist, mit einem so ausgesuchten Aufwand, mit so viel Prunk und Raffinement zu Werke gehen mag. Dies erklärt sich aus einem tiefern Grunde. Wegen ihrer ganz allgemeinen Benutzung, die zu allen Zeiten und für alle Classen der Männerwelt eine Nothwendigkeit ist, sind die Barbiersalons in den Städten der Vereinigten Staaten als eine Art öffentlicher Anstalten angesehen. Nun liebt es der Nordamerikaner, ja es ist ihm charakteristisch, Alles, was zur Oeffentlichkeit in irgend einer nähern oder fernern Beziehung steht, durch Aeußerlichkeiten, die sich oft bis zur Großartigkeit erheben, auszuzeichnen und sichtbarlich in den Vordergrund zu drängen. Dies nun ist die Ursache, wodurch auch die nordamerikanischen Barbierstuben allmählich jenen großartigen Anstrich gewannen, der ihnen gegenwärtig wirklich eigenthümlich ist. Auch der Barbier, als Chef eines Barbiersalons, ist eine Art von public man, und seine Werkstätten sind häufig auch Sprechsäle, wie für die niedere, so auch für die hohe Politik des Landes, insoweit nämlich das Getriebe der Parteien dabei in Frage kommt.

G. P.

* In Krankheits- oder bei Todesfällen kommt es wohl vor, daß Barbiere zu Dienstleistungen außerhalb veranlaßt sind, dergleichen Dienste müssen indessen außerordentlich hoch honorirt werden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 6. Die Gartenlaube. 1860.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Guntershausen.

Von Claire von Glümer.

> Ich weiß nicht und ich frag' nicht,
> Ob man Dich schuldig heißt;
> Weiß nur, daß ich Dich liebe,
> Wer Du auch immer sei'st.
>
> (Thomas Moore)

I.

Im Schloßhofe zu Guntershausen waren eben die Diener und Kammerjungfern beschäftigt, einen Reisewagen zu bepacken, als Graf Lothar, der Schloßherr, von einer kleinen Geschäftsreise zurückkehrte. Verwundert sah er auf das geschäftige Treiben, sprang vom Pferde und ging dem alten Castellan entgegen, der das Sammtkäppchen abziehend mit betrübter Miene auf ihn zukam.

„Nun, Joseph, was hat das zu bedeuten?“ fragte der Graf, indem er auf den Wagen zeigte.

„Frau Generalin haben befohlen, Alles zur Abreise in Bereitschaft zu setzen,“ erwiderte der Alte in einem Tone, als ob er die größte Trauerbotschaft zu verkündigen hätte. „Die gnädige Frau wollen noch heute nach Eichberg zurückkehren und haben nur auf den Herrn Grafen gewartet.“

Lothar runzelte die Stirn.

„Was ist denn vorgefallen?“ fiel er dem Diener in's Wort, aber ehe dieser antworten konnte, fügte er mit abwehrender Handbewegung hinzu: „Laß es gut sein, ich werde mit der gnädigen Tante sprechen.“ Mit diesen Worten eilte er die Freitreppe hinauf und verschwand im Innern des Schlosses, während Joseph seufzend und kopfschüttelnd zur Beaufsichtigung des Reisewagens zurückging, wobei er vor sich hinmurmelte: „Nun ist's wieder die alte Geschichte — nun ist's wieder aus und vorbei mit unsrer guten Zeit.“

Aehnlich waren Lothar's Gedanken, während er die Treppe hinaufstieg und sich den Zimmern der Tante näherte. „Ich lasse sie nicht fort; sie muß meinen Bitten nachgeben,“ sagte er zu sich selbst, aber als er ihre Thür erreichte und sie mit der Kammerjungfer sprechen hörte, schien er plötzlich seinen Entschluß zu ändern. Er ging schnell vorüber, dem Ende des Ganges zu, wo er die Thür der Bibliothek geöffnet sah.

Geräuschlos trat er ein und blieb einen Augenblick tief athmend stehen, als er Eva, die Tochter der Generalin, in der Fensternische am Ende des Saales erblickte. Sie stand von ihm abgewendet und hatte die Stirn an die Scheiben gedrückt. Ihre hohe, anmuthige Gestalt, ihr zierlicher Kopf mit den reichen, braunen Flechten waren vom Purpur der Abendsonne übergossen, während die Tiefe des Saales schon im Dunkel lag.

Endlich hörte sie seinen Schritt, richtete sich auf und wandte den Kopf. Ihre Augen standen voll Thränen, ihr sanftes Gesicht war ungewöhnlich blaß und wurde noch blasser, als sie Lothar's verstörte Miene bemerkte.

„Was ist Dir?“ fragte sie, indem sie hastig auf ihn zutrat.

„Ihr wollt fort!“ rief er und faßte ihre beiden Hände. „Eva, ist das möglich?“

„Wir müssen,“ flüsterte sie.

„Warum?“ fiel er ihr hastig in's Wort. „Was wollt Ihr zwischen den Schutthaufen und geschwärzten Mauern? Habt Ihr nicht versprochen, hier zu bleiben, bis Eichberg vollständig restaurirt ist? Haben wir nicht für den ganzen Winter unsere Pläne gemacht, unsere Einrichtungen getroffen?“

„So höre doch nur,“ fuhr sie bittend fort, als er sie wieder zum Sprechen kommen ließ. „Unser Inspector, der Einzige, auf den wir uns verlassen konnten, hat das Bein gebrochen; nun muß Mama die Arbeiten selbst überwachen — wir müssen uns in Eichberg einrichten, so gut es geht.“

„Und ich?“ fragte Lothar in bitterm Tone, ließ Eva's Hände los, trat an das Fenster und sah in den Park hinunter. Der Wind peitschte den Teich vor dem Schlosse in kurzen Wellen gegen die Ufer und jagte dichte Massen rothgelber Blätter über Wege und Rasenflächen. Lenau's Herbstklage fiel ihm ein: „Treulich bringt ein jedes Jahr welkes Laub und welkes Hoffen;“ und er sagte sich selbst, daß es kindisch wäre, gegen dies Gesetz des Lebens zu murren. Der böse, finstre Zug, den Eva seit Monaten nicht mehr gesehen hatte, zuckte wieder um seinen Mund; die schwarzen Augenbrauen zogen sich zusammen und die Augen starrten halb trotzig, halb verzweiflungsvoll darunter hervor. — Er war wieder der „schwermüthige Guntershausen“, der alle Menschen vermeidend, von Allen gemieden, jahrelang in tiefster Einsamkeit gelebt hatte.

Dieser Anblick that Eva weh. Sie trat an seine Seite, legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Mach Dir und uns den Abschied nicht so schwer. So oft Du uns sehen willst, kannst Du ja in zwei Stunden drüben in Eichberg sein.“ Aber als er vorwurfsvoll fragte, ob sie glaube, daß er dadurch für das verlorene Zusammenleben entschädigt werden könnte, war sie fast nicht mehr im Stande ihre Bewegung zu beherrschen. In ihrer Verwirrung

wollte sie zu einem scherzhaften Tone Zuflucht nehmen und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Wir sollen doch nicht glauben, daß wir Dir unentbehrlich sind? Erinnere Dich, wie lange Du in unserer Nähe gelebt hast, ohne Dich im Geringsten um uns zu kümmern."

„Aber was war das für ein Leben!" fiel ihr Lothar in's Wort. „Immer allein; von den düstersten Gedanken gefoltert; von traurigen, widerwärtigen, entsetzlichen Erinnerungen umgeben!"

Er schauderte und sah vor sich nieder. Als er den Kopf erhob, war sein Gesicht von jener tödtlichen Blässe bedeckt, die Eva in der ersten Zeit ihres Zusammenseins so oft erschreckt hatte, und seine Augen glühten in unheimlichem Feuer.

„Sieh, Eva," fuhr er fort, indem er ihre Hand zwischen seinen kalten Händen preßte, „so lange Guntershausen mein Eigenthum ist — und das sind nun bald neun Jahre — habe ich nicht eine glückliche Stunde gehabt, nicht eine, bis Du herkamst. Du hast meinem Herzen Frieden, meinem düstern Hause Sonnenschein gegeben, und Du wolltest mich verlassen? Nein, Eva, das kannst Du nicht!" fuhr er in ganz verändertem Tone fort, indem er sie an sich preßte. „Du mußt bei mir bleiben, Du mußt! Mein Weib, mein Trost, mein Glück, willst Du das sein, willst Du?"

Sie zitterte so sehr, daß er sie mit beiden Armen stützen mußte, aber als sie nach einer Weile den Kopf erhob, leuchtete so viel Liebe und Glück aus ihren thränenvollen Augen, daß er nicht zweifeln konnte, wie gern sie wollte. Und doch sah er nicht glücklich aus, als er sie wieder an sich drückte und lange stumm in seinen Armen hielt. Plötzlich ließ er sie los und trat einen Schritt zurück. „Es darf ja doch nicht sein," sagte er hastig und leise. „Es wäre ein unverzeihliches Unrecht, und Du würdest elend, wie ich es bin." Mit diesen Worten wollte er hinaus eilen, aber Eva vertrat ihm den Weg.

„Unrecht ist's, wenn Du Dich immer wieder dem Trübsinne hingibst," sagte sie und sah ihm mit dem festen, klaren Blick in die Augen, der ihn immer zur Besinnung brachte. „Meinst Du," fuhr sie scherzend fort, obwohl ihre Stimme in verhaltnem Weinen bebte, „meinst Du denn, Du könntest mich so nach Belieben fassen und lassen? Oder denkst Du, meine Liebe wäre nur von heute, und ich könnte sie ohne Todespein aus meinem Herzen reißen?"

Aber diesmal wichen die bösen Geister nicht wie sonst. Lothar sah mit traurigem Kopfschütteln zu ihr nieder.

„Du kannst mich nicht lieben," sagte er. „Ich bin's nicht werth!" Dabei wandte er sich, als ob er hinausstürzen wollte, blieb aber wieder stehen, schrie laut auf: „Eva, ich kann nicht ohne Dich leben!" warf sich auf die Steinbank in der Fensternische und schlug mit verzweiflungsvoller Gebehrde die Hände vor's Gesicht.

Eva setzte sich neben ihn und strich sanft über sein dunkles, lockiges Haar, in das sich hier und da schon ein Silberstreifen mischte.

„Wie Du Dich unnütz selber quälst!" begann sie nach einer Pause mit mühsam erkämpfter Ruhe. „Ich bin Dir zum Leben unentbehrlich, Du bist es mir — so müssen wir mit einander gute und böse Stunden tragen, wie es eben kommt. Aber willst Du rechnen und wägen, wer dem Andern verschuldet ist — lieber, lieber Freund, erinnere Dich, daß ich ohne Deine muthige Hülfe nicht mehr am Leben wäre."

Lothar fühlte, wie sie bei diesen Worten zusammenschauderte. „Sprich nicht davon; denke nicht daran," bat er, indem er sie umfaßte. Aber sie fühlte, daß jetzt nicht Zeit war, der eignen Schwäche nachzugeben.

„Laß mich immer davon sprechen," erwiderte sie, indem sie sich an ihn lehnte. „Ich bin ja in Sicherheit, da ist's eine Art grausigen Entzückens, sich an die überstandene Gefahr zu erinnern. Sonderbar ist's aber," fuhr sie nach einer Pause fort, „wie Alles in der Erinnerung wieder lebendig werden kann. Indem ich jetzt lebhaft daran denke, fühle ich wieder das haarsträubende Entsetzen, womit mich der Feuerruf erfüllte. Ich hatte gerade im ersten Schlafe gelegen und war so verstört, daß ich gar nicht wußte, was ich that. Das Erste, worauf ich mich besinnen kann, ist, daß ich, die Mutter nach mir ziehend, in's Freie stürzte. Die Flammen schlugen schon aus den Fenstern des Erdgeschosses und der ersten Etage und züngelten am Weinspalier hinauf, das sie prasselnd verzehrten. Plötzlich schrie die Mutter laut auf: „meine Cassette! wer holt mir die Cassette?" Die Diener standen mit blassen, verstörten Mienen und keiner regte sich. Es wußte auch Niemand als Mama und ich, wo die kostbare Schatulle verwahrt war, die außer einer Menge Werthpapiere meines Vaters Testament enthielt und den Brautschmuck der Mutter, Kleinodien, an denen ihr ganzes Herz hängt. Das Alles schoß mir mit Blitzesschnelle durch den Kopf. War's möglich den Schatz zu retten, so war ich die Einzige, die es konnte. Ohne zu bedenken, was ich wagte, lief ich in's Haus zurück. In der allgemeinen Verwirrung schien Niemand auf mein Beginnen zu achten. Ich fand meinen Weg trotz Feuer und Rauch, erreichte das Cabinet der Mutter, riß den Secretair auf, nahm das Kofferchen aus seinem Versteck und eilte damit zurück. Aber als ich die Treppe erreichte, stand sie in vollen Flammen, und als ich mich durch den großen Saal in den Seitenflügel flüchten wollte, stürzte ein Theil seiner Decke fast unmittelbar vor meinen Füßen nieder. Minutenlang war's als ob ich in Gluth und Qualm ersticken sollte — endlich raffte ich mich auf. Wäre ich nur an eins der vordern Fenster getreten, daß man mich von unten gesehen hätte, mir zu Hülfe gekommen wäre — aber Angst und Schrecken hatten mir den Kopf verwirrt. Ich stürzte die Treppe hinauf in's obere Geschoß — auch hier brach die Flamme schon an verschiedenen Stellen hervor, und dicke Rauchwolken füllten Gänge und Zimmer. Ich eilte ein Fenster zu erreichen, riß es auf und lehnte mich hinaus, so weit ich konnte — aber Niemand achtete auf mich; Alles war in der größten Verwirrung; die Leute schrieen, das Vieh brüllte und blökte; ein paar Pferde, die sich losgerissen hatten, sprengten mit flatternden Mähnen hin und her. Dazu das Prasseln, Zischen und Heulen der Flammen, das Krachen stürzender Balken, das Rasseln der Spritzen — aber aus allem Getöse hörte ich jetzt die Stimme meiner Mutter, die in Todesangst meinen Namen rief. „Hier, hier!" schrie ich hinunter. Jetzt sah Alles empor, und ein Wehgeschrei antwortete auf meinen Ruf. Gleich darauf sah ich die Mutter ohnmächtig forttragen. Die Männer liefen rathlos umher, die Frauen fielen auf die Kniee und verhüllten das Gesicht — ich gab mich verloren! Aber in demselben Augenblicke kam ein Reiter in den Hof gesprengt. Ich hatte ihn seit vielen Jahren nicht gesehen, und er war seitdem ein ganz Andrer geworden, aber ich erkannte ihn gleich und wußte, daß er mich retten würde, wenn überhaupt noch Rettung möglich war."

„Es war ein entsetzlicher Augenblick," fiel ihr Lothar in's Wort, „Dich da oben zu sehen, von Flammen umlodert, zu wissen, daß das Gebäude in den nächsten Minuten zusammenstürzen mußte. — Und dann strecktest Du die Arme aus und riefst meinen Namen, so gellend, so herzzerreißend — mein Haar sträubt sich noch bei dem bloßen Gedanken daran."

„Und nun sah ich, wie Du Alles anordnetest," fuhr Eva fort. „Leitern wurden in großer Eile herbeigeschleppt, zusammengebunden, aufgerichtet — nun fanden sich auch Mehrere, die mir zu Hülfe kommen wollten, aber Du stießest Alle zurück und kamst selbst herauf — wie ist's nur möglich, solche Angst zu ertragen? Von allen Seiten züngelten die Flammen zu Dir herauf, jetzt faßten sie Deine Kleider — Du wolltest rascher empor eilen, die Leiter schwankte — Herr des Himmels, wenn sie brach, wenn Du stürztest! — Mir vergingen die Sinne. — Als ich wieder zu mir selber kam, lag ich auf feuchtem Rasen — mir gegenüber dampften die Trümmer meines Vaterhauses. Ich hörte, daß das Dach eingestürzt war, nachdem Du mich kaum in Sicherheit gebracht hattest. Die Mutter kniete, das Verlorene beweinend, neben mir — aber so lieb mir die Heimath gewesen war, ich konnte nicht um ihre Zerstörung trauern. Durch sie war ja erkauft, was ich so lange vergebens ersehnt hatte und worauf ich kaum noch zu hoffen wagte: Du warst wieder bei uns — es war wieder der alte, liebe, trauliche Ton. Und dann hieß es, wir würden mit Dir gehen. Wie habe ich damals Gott gedankt, und wie glücklich war ich, als ich mehr und mehr erkannte, daß ich Dir lieb war! Aber Du zweifelst! —" Ihre Stimme versagte, sie wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen. Lothar beugte sich über sie.

„Versteh' ich Dich recht?" fragte er in athemloser Erwartung. „Ist's nicht Mitleid, nicht Dankbarkeit allein, was Dich in meine Arme führt?"

Sie schüttelte den Kopf. „Jahrelange Sehnsucht!" flüsterte sie, indem sie das Gesicht an seiner Brust verbarg.

Er hielt sie lange an sich gedrückt. Endlich hob er ihren Kopf in die Höhe und küßte ihr die Thränen von den Augen. Aus seinen Zügen war jede Spur von Trübsinn gewichen und seine Stimme war fest und klar, wie in alter, guter Zeit, als er sagte: „Wohlan, Eva, so wollen wir's wagen, in Gottes Namen!"

„In Gottes Namen!" wiederholte sie.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet.

„Gnädiges Fräulein, sind Sie hier?“ fragte das Kammermädchen. „Die gnädige Frau wünscht Sie zu sprechen.“

„Ich komme,“ antwortete Eva, nahm Lothars Arm und ging mit ihm zur Mutter hinüber.

II.

Die Generalin von Hersenbrook war eine kleine, zierliche, blonde Frau, die mit sanften blauen Augen in's Leben sah, im sanftesten Tone sprach und sich immer so auszudrücken pflegte, als wiederholte sie nur die Urtheile Anderer oder wäre doch jeden Augenblick bereit, sich selbst und ihre Meinungen besserer Einsicht unterzuordnen. Aber unter dieser weichen, schmiegsamen Außenseite verbarg sich viel Eigensinn, viel Herrschsucht und eine große Widerstandskraft. Während Frau von Hersenbrook dem Anschein nach jedem äußern Einflusse nachgab, verlor sie das, was sie erreichen wollte, keinen Moment aus den Augen, und während sie auf tausend Umwegen ihrem Ziele zusteuerte, wußte sie mit bewunderswürdiger Feinheit jeden Zusammenstoß mit fremden Interessen zu vermeiden. „Ich will nicht,“ sagte sie niemals, und wenn sie — was sehr häufig vorkam — die Wünsche und Erwartungen Anderer nicht erfüllte, war sie selbst so unglücklich über das „Nichtkönnen,“ daß der Zurückgewiesene sich noch Vorwürfe darüber machen mußte, der guten Hersenbrook diesen Schmerz bereitet zu haben.

Mit ihrer Tochter sympathisirte die Generalin nicht. Eva hatte des Vaters geraden Sinn, seine Wahrhaftigkeit und Güte geerbt, war aber viel scharfsichtiger als er und wenigstens eben so fest wie die Mutter. Wer zum ersten Male in ihr stilles Gesicht, in ihre klaren, hellbraunen Augen sah, hielt sie vielleicht für kalt oder gar für hochmüthig, aber sie war nur stolz und etwas scheu, bis sie Wärme und Verständniß gefunden hatte. Wo sie es fand, schloß sie sich innig und enthusiastisch an. Sie war überhaupt so entschieden in ihren Neigungen und Abneigungen, so unbeugsam in dem, was sie für Recht erkannte, und trotz aller Feinheit der Form so unfähig, sich zu verstellen, daß die Generalin ihren Intimsten seufzend vertraute: „Ich fürchte, sie hat etwas Unweibliches in ihrem Charakter.“

Diese Besorgniß wuchs, als Eva nicht allein für jede Schwärmerei unempfindlich blieb, die sie erweckte, sondern auch Partien ausschlug, nach denen Hunderte von Müttern für ihre Töchter seufzten. Ehrerbietig, wie immer, hatte sie bei solchen Gelegenheiten die Klagen und Vorstellungen der Generalin angehört, aber nichts war im Stande gewesen, sie umzustimmen. In ihrer ruhigen, festen Weise hatte sie immer und immer wieder erklärt, sie wäre zufrieden in ihren Verhältnissen und könnte sich zu einer Ehe ohne Liebe nicht entschließen.

Nun war freilich die Liebe gekommen, aber nicht zur Freude der Generalin. Die Guntershausen waren ein stolzes, trotziges, wildes Geschlecht, das fast immer mit seinen Standesgenossen in Feindschaft lebte und sich sogar bei mehr als einer Gelegenheit gegen den Landesherrn aufgelehnt hatte. Darum standen sie ganz isolirt, hatten gar keinen Einfluß bei Hofe und hatten seit Menschengedenken in einer Art freiwilliger Verbannung auf ihren Gütern gelebt. Lothar, der letzte Repräsentant des alten Namens, hatte die einsiedlerischen Neigungen seiner Vorfahren im höchsten Maße geerbt. Die Menschenscheu war bei ihm fast zur Krankheit geworden, und so mußte Eva durch eine Verbindung mit ihm für die Gesellschaft ganz verloren gehen — das größte Unglück, das sich Frau von Hersenbrook denken konnte.

Darum dachte sie, seit sie den Herzenszustand der Tochter erkannt hatte, unablässig darüber nach, wie sie Lothar und Eva trennen könnte, ohne ihre Absicht zu verrathen. Daß sie im offenen Kampfe unterliegen würde, sah sie voraus, aber wenn sie vorsichtig zu Werke ging, war's vielleicht möglich, das unheilvolle Band zu lösen. In dieser Hoffnung hatte sie schnell den Vorwand ergriffen, den ihr der Unfall des Inspectors bot, um die Rückkehr nach Eichberg zu beschleunigen. Dort hatte das tägliche Zusammensein mit Lothar ein Ende; Eva wurde durch neue Arbeiten und Interessen in Anspruch genommen; alte Gewohnheiten behaupteten ihre Rechte; der alte Kreis versammelte sich wieder um die Generalin, und gewiß hielt sich Guntershausen von diesem Leben und Treiben fern, das ihm eben so unbehaglich als thöricht erscheinen mußte.

Das Alles sagte sich Frau von Hersenbrook, während sie, auf die Rückkehr des Grafen wartend, im Zimmer auf- und abging. Dazwischen umgaukelten sie die Bilder langentbehrter Freuden und sie athmete erleichtert auf bei dem Gedanken, daß sie bald diesem düstern Hause, dieser einförmigen Lebensweise und den unerträglich ernsthaften, melancholischen Unterhaltungen ihres Wirthes entronnen sein würde, um in die heiteren Regionen der Diners, Soupers und Whistpartien zurückzukehren. Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und der Graf trat ein.

„Endlich, lieber Lothar!“ rief ihm die Generalin entgegen. „Ich stehe wie auf Kohlen.“ — Aber nun hörte sie das Rauschen eines seidenen Kleides, Eva trat mit dem Verlobten in den Kreis des Lichtes, und ihr glühendes Gesicht, ihre strahlenden Augen verriethen der Mutter, was geschehen war, noch ehe Lothar seine Bitten und Wünsche ausgesprochen hatte. So war denn Alles zu spät! Die Generalin war im höchsten Grade bestürzt und kaum im Stande, ihre Fassung zu behaupten. Als sie die Tochter mit den Worten: „der Himmel möge Alles zum Besten wenden!“ in die Arme schloß, lag mehr Sorge, als Hoffnung in ihrem Blicke, und trotz aller Bitten des Grafen bestand sie darauf, nach Eichberg zu fahren. Sie wollte Zeit gewinnen, ehe sie ein Versprechen gab; vielleicht fand sich noch ein Ausweg.

„Daß wir länger hier blieben, würde sich nun gar nicht schicken,“ sagte sie in ihrer ängstlichen Weise. „In Eichberg werden wir erwartet, der Wagen ist angespannt, es wäre also nur eine kurze Verzögerung des Abschiedes. Laßt uns fahren, Kinder; es ist für uns Alle gut, wenn wir in Ruhe über das Geschehene nachdenken. Also mach' Dich fertig, Eva, und komm.“

Damit hatte sie auch Lothars Begleitung zurückgewiesen. Während Eva in's Vorzimmer ging, um ihren Mantel zu holen, sagte der Graf:

„Du bist unzufrieden, Tante; Du hast etwas gegen mich.“

Sie schlug die sanften, blauen Augen zu ihm auf. „Wie mißtrauisch Du nun wieder bist!“ klagte sie; „was soll ich gegen Dich haben, bester Lothar?“

„Hast Du unsere Verlobung etwa mit Freuden begrüßt?“ fiel er ihr in's Wort. „Hast Du uns die erbetene Einwilligung gegeben?“

„Kann ich's denn?“ fuhr sie in demselben klagenden Tone fort. „Du weißt doch, daß wir in allen Dingen Tante Ernestine um Rath fragen müssen. Oder hast Du etwa schon mit ihr gesprochen?“ fügte sie hinzu, indem sie ihn forschend ansah. „Ist sie mit Deiner Wahl zufrieden?“

Lothar schüttelte den Kopf. Er wurde sehr bleich, und die Generalin erschrak vor dem Ausdrucke seiner Mienen, als er ihre Frage verneinte.

„Mit meiner Wahl,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „ist sie jedenfalls zufrieden, aber ich weiß nicht . . .“ Er verstummte und wendete sich ab.

In diesem Augenblicke kam Eva wieder. Ihr liebevoller Blick schien Lothar zu beruhigen, seine Hoffnungen zu beleben.

„Wann darf ich kommen?“ fragte er, indem er die Hand seiner Braut an die Lippen drückte.

„Morgen,“ erwiderte sie. „Nicht wahr, Mama, morgen Abend? Dann sind wir gewiß schon ganz in Ordnung.“

Aber die Generalin hörte die Frage nicht oder wollte sie nicht hören.

„Laßt uns gehen!“ sagte sie, zog den Shawl zusammen, nahm des Grafen Arm und ließ sich an den Wagen hinunter führen. Da standen die Diener mit Lichtern, der alte Joseph kam, um seinen unterthänigsten Abschiedsgruß zu sagen, die Mägde liefen geschäftig hin und her. Lothar fand kaum Zeit, seiner Eva ein flehendes „Bleib' fest!“ zuzuflüstern, und sie konnte ihm nur die Hand drücken und ihm in die Augen sehen, die schon wieder so starr und düster blickten — dann zogen die Pferde an, und der Wagen rollte zum Schloßthore hinaus, weiter und weiter in den grauen Abendnebel hinein.

Eine Weile saßen Mutter und Tochter schweigend neben einander. Aber Eva war das Herz zum Ueberströmen voll, sie mußte sich aussprechen, rückte der Generalin näher, suchte ihre Hand zu fassen und fragte:

„Was denkst Du, Mutterchen? Du bist so still.“

Frau von Hersenbrook seufzte tief.

„Ich bin bekümmert,“ antwortete sie, „und mache mir Vorwürfe.“

„Vorwürfe!“ wiederholte Eva, „ich verstehe Dich nicht. Liebe, beste Mutter, freue Dich doch, daß ich so glücklich bin.“ Mit diesen Worten brach sie in Thränen aus.

„Aber, Eva, ich kenne Dich gar nicht mehr!“ klagte die Generalin. „Sei doch ruhig, Kind. Wie kann ich glauben, daß Du glücklich bist, wenn Du so alles Gleichgewicht verlierst? — Ueberhaupt, liebe Eva, kann ich in Deiner Verbindung mit Lothar kein Glück erkennen,“ fuhr sie nach einer Pause fort, während Eva die Augen trocknete und sich Mühe gab, ihre Bewegung zu beherrschen. „Es ist freilich, was man eine glänzende Partie zu nennen pflegt, und ich höre schon, wie man mir von mehr als einer Seite den Vorwurf machen wird, daß ich das Glück meines Kindes für Rang und Reichthum verkauft habe.“

„Liebe Mutter, was liegt an solchem Gerede?“ fragte Eva in vorwurfsvollem Tone. „Du weißt doch, daß ich nur meinem Herzen gefolgt bin.“

„Das Herz täuscht sich,“ fiel die Generalin ein, „und besonders unter diesen Verhältnissen. Das ist kein Vorwurf für Dich! Ich kann mich ganz in Deine Lage denken und finde es so natürlich, daß Du Dich — vielleicht Dir selber unbewußt — zum Opfer bringst. Lothar hat Dich aus den Flammen gerettet; er hat uns, bis wir Eichberg wieder bewohnen können, sein Haus zum Aufenthalt angeboten; wir sind täglich, stündlich mit ihm zusammen; Du hast tausend Gelegenheiten, seinen Geist und Charakter schätzen zu lernen, während Du zugleich immer deutlicher siehst, wie furchtbar er durch seine Schwermuth leidet. Mitleid und Dankbarkeit nehmen Dich mehr und mehr gefangen, und so ist die Selbsttäuschung fertig geworden, denn lieben, Eva, lieben kannst Du diesen düstern, leidenschaftlichen Menschen nicht. Dir, liebes Kind, will ich, wie schon gesagt, durchaus keinen Vorwurf machen, aber ich mußte das Gefährliche Eures Zusammenlebens bedenken; daß ich's nicht gethan habe, werde ich mir nie verzeihen!“

„O, darum mache Dir keine Sorge,“ bat Eva, und nach einer Pause fügte sie leise hinzu: „Weißt Du wirklich nicht — hast Du nie geahnt, daß ich Lothar schon lange, lange liebe?“

„Eva!“ rief die Generalin in einem Tone, der verrieth, daß auch sie in Gefahr kommen konnte, das Gleichgewicht zu verlieren. „Eva, wie ist das möglich? Du hast ihn so selten gesehen!“

„Aber desto mehr an ihn gedacht und von ihm geträumt,“ antwortete Eva und drückte einen Kuß auf die Hand der Mutter. „Erinnerst Du Dich nicht,“ fuhr sie fort, „daß schon vor vielen Jahren — Lothars Eltern waren eben gestorben, und er war mit seinen Geschwistern nach Guntershausen zum Onkel Hans gekommen — erinnerst Du Dich nicht, daß schon damals die Rede davon war, Lothar und ich sollten ein Paar werden?“

„Scherze, wie man sie mit Kindern zu machen pflegt!“ warf die Generalin ein. Eva schüttelte den Kopf.

„Tante Ernestine scherzte nie,“ gab sie zur Antwort, „und Tante Ernestine war's, die zuerst davon sprach. Ich werde den Augenblick nie vergessen. Wir saßen bei Tische, Onkel Hans erzählte in seiner traurigen Weise von der Seuche, die seinen Bruder und seine Schwägerin an einem Tage hingerafft hatte, und sprach dann von der Zukunft der verwaisten Kinder. Werner wäre Erbherr von Guntershausen, hieß es, und Lothar müßte in den Staatsdienst treten. Und nun sah die Tante zu uns herüber; ich fühlte den Blick der grauen Augen, und noch heute tönt es mir in die Ohren, wie sie mit ihrer scharfen Stimme sagte: „der Werner mag dann Isidore heirathen, und Eure Eva ist eine passende Partie für Lothar.“ Sieh Mütterchen, das ist ein Orakel gewesen.“

Frau von Hersenbrook seufzte tief. „Wie ist's denn möglich, daß sich meine verständige Eva in solche Phantastereien verirrt?“ klagte sie. „Bedenke doch, Kind, daß nachher Alles ganz anders gekommen ist. Ich bin überzeugt, daß in den siebenzehn oder achtzehn Jahren, die seitdem verflossen sind, Lothar so wenig wie Du an dies sogenannte Orakel gedacht hat.“

„Ob er es gethan hat, weiß ich freilich nicht,“ erwiderte Eva, „aber ich um so mehr.“

„Rede Dir nur das nicht ein,“ fiel ihr die Generalin mit mühsam unterdrückter Ungeduld in's Wort. „Wir sind damals kaum acht Wochen in Guntershausen gewesen, dann wurde Dein Vater an die Grenze commandirt, Du hast Lothar in zehn, zwölf Jahren nicht mehr gesehen, und als ihr dann länger zusammen waret, ist's ein ganz kühles Verhältniß geblieben.“

„Bitte, liebe Mutter,“ rief Eva eifrig; „kaum sechs Jahr später war's, als wir uns wiedersahen. Onkel Hans war plötzlich gestorben; der Vater ging nach Guntershausen, um Tante Ernestine behülflich zu sein, und nahm mich mit. Es war im tiefsten Winter. Lothars Schwestern waren gleich nach dem Tode des Onkels in eine Pension gebracht, er und Werner waren längst auf dem Gymnasium; Papa und Tante waren den ganzen Tag in Geschäfte vertieft, an Spazierengehen konnte ich bei den anhaltenden Schneestürmen nicht denken, so saß ich Tage lang allein in der Bibliothek und durchstöberte die verstaubten Regale.“

(Fortsetzung folgt.)

Heldentod Florian Geyer's und der schwarzen Schaar. *

Eine alte Volksweissagung, die seit längeren Jahren in Deutschland umlief, hieß: Wer im 1523sten Jahre nicht stirbt, im 1524sten nicht im Wasser verdirbt und 1525 nicht wird erschlagen, der mag wohl von Wundern sagen. — Und diese Weissagung erfüllte sich. Allenthalb durch ganz Deutschland schlug im Frühjahr 1525 die Flamme der Empörung in die Höhe, und die tausendfach gedrückten Bauern griffen zu ihrer alten Wehr und Waffe, um „Adel und Pfaffen abzuthun“ und „die göttliche Gerechtigkeit zu handhaben“, d. h. „die Urrechte des Menschen und Christen, wie sie das neue Testament feststellt, mit Gewalt einzuführen und die Welt nach den Anforderungen und Einrichtungen des Christenthums zu verändern.“ In einzelnen Haufen, die oft vier- bis sechstausend Mann und noch mehr zählten, traten sie unter selbstgewählten Hauptleuten zusammen und begannen fast gleichzeitig, wahrscheinlich auf allgemeine Verabredung, den Kampf. Je nach ihren Standquartieren oder nach der Hauptmasse, welche die Haufen bildeten, führten sie ihre Namen; so der oberallgäuische Haufen, welcher alle Bauernschaften des obern Allgäus umfaßte, der Seehaufen am Bodensee, der unterallgäuer im untern Allgäu, der Baltringer Haufen im Ried bei Baltringen, der Gaildorfer Haufen, nach Gaildorf, der kleinen Residenz der Schenken von Limpurg benannt, der helle (ganze, vereinigte) Haufen Odenwalds und Neckarthals, der Altdorfer, Fuldaische, Orenbacher Haufen u. a. m. Der letztgenannte war, zweitausend Mann stark, Ende März 1525 aus dem Lager von Reichardsrode seitwärts nach dem Taubergrund gezogen, hatte sich hier mit den Odenwäldern vereinigt, verschiedene andere Haufen an sich gezogen, und führte fortan den Namen des „evangelischen Heeres“. —

„Als diese Orenbacher Bauernhaufen nach dem Schüpfer Grunde, einem Thale des Odenwaldes, zogen“ — so berichtet Zimmermann, dem wir jetzt wörtlich folgen — „fanden sie unterwegs einen tüchtigen Anführer. Sie kamen nicht weit von der starken Burg Giebelstadt vorüber, die dem edlen Geschlechte der Geyer von Geyersberg gehörte. Einer dieses Geschlechts legte, wie einst Graf Rudolph von Werdenberg unter den Appenzellern, den Rittermantel ab

* So gewaltig der Eindruck war, welchen Wilhelm Zimmermann's Geschichte des großen Bauernkriegs bei ihrem ersten Erscheinen zu Anfang der vierziger Jahre in weiten Kreisen hinterließ, so tief und noch viel weiter greifend scheint die Wirkung zu sein, welche die neueste Umarbeitung dieses Werkes hervorrief. Sie zeichnet sich durch eine genaue, sorgfältig gesichtete Zusammenstellung der Thatsachen, durch ein reiches historisches Material und besonders durch eine künstlerische, lebendig spannende Anordnung und Darstellung so sehr aus, daß dieses Geschichtswerk in der ganzen bändereichen historischen Literatur Deutschlands fast ohne Gleichen dasteht. — In dem großen historischen Rahmen dieses Werkes finden wir eine Menge einzelner lebensvoller Bilder. Die geschichtlichen Personen treten mit einer dramatischen Gegenständlichkeit auf. Ihre Charakteristiken sind mit Meisterhand entworfen, wie denn überhaupt das Buch trotz seiner objectiven geschichtlichen Haltung spannender und unterhaltender als ein Roman zu lesen ist.

Gern führt auch die Gartenlaube ihren Lesern ein paar Scenen aus diesem Geschichtswerke vor. Wir greifen sie aus dem Zusammenhang heraus, in welchem Alles in diesem Buche innigst verflochten steht, Eins das Andere beleuchtend und erklärend. Aber auch außer dem Zusammenhange werden diese Scenen die Eigenthümlichkeit dieses Geschichtschreibers und seines Buches, aus welchem wir meist wörtlich mittheilen, vor Augen stellen.

Wir wählen zunächst aus dem zweiten Bande den Heldentod Florian Geyer's und seiner schwarzen Schaar.



Florian Geyer.

und trat zu den Bauern, freiwillig, als ihr Bruder. Es war Florian Geyer, der schönste Held des ganzen Kampfes.

„Sein Schicksal hat nur wenige Züge von ihm in die Geschichte übergehen lassen; aber diese wenigen reichen zu, seine Gestalt zu beleuchten. Es war viel von dem Geiste des edlen Ulrich Hutten in ihm, die neue Zeit hatte ihn ergriffen mit ihren religiösen und politischen Trieben, er gehörte nicht mehr seinem Stand, er gehörte dem Volke, der Freiheit an. Was er vorher war und trieb, liegt im Dunkeln. Daß er in Kriegsdiensten seine Jugend verlebt hatte, erfahren wir daraus, daß er einer von denen war, welche Götz von Berlichingen in den Diensten des schwäbischen Bundes zu Möckmühl gefangen nahmen. War Florian eine Zeit lang vielleicht Hauptmann von Landsknechtsfähnlein? Sein Haufen unterscheidet sich wesentlich von den andern durch kriegerische Haltung und Uebung; man sieht, es ist eine Kriegsschaar, dieser „schwarze Haufe" unter Florian, wie er sich selbst nannte, und Herr Florian war auch stolz auf seine schwarze Schaar und sprach von den Odenwäldern als zusammengelaufenem Gesindel. Daß er bei der Sickingen'schen Unternehmung war, und unter den geächteten fränkischen Rittern, ist fast gewiß. — —"

Der Graf von Helfenstein, Obervogt auf dem alten Welfenschlosse Weinsberg, hatte bekanntlich von Stuttgart und den Räthen des schwäbischen Bundes Auftrag und Mannschaften erhalten, dem Eindringen der Odenwälder Bauern sich entgegen zu stellen. Kaum auf Weinsberg wieder angekommen, schrieb er aber an die Regierung zurück, daß er mit seinen wenigen Leuten dem mit etwa sechstausend Mann eindringenden Bauernhaufen aus dem Odenwald und Hohenlohischen in die Länge nicht werde widerstehen können. — —

„Schon als Graf von Helfenstein" — fährt nun Zimmermann fort — „mit seinen anderen Rittern von Stuttgart nach Weinsberg hinabritt, hatten sie alle Bauern, die ihnen unterwegs begegneten, aufgegriffen und erwürgt. Bei seiner Ankunft im Weinsbergerthale fand der Graf, daß bereits, mit Ausnahme von Eberstadt, alle Dörfer des Amtes dem hellen Haufen zugefallen waren. Als die Bauern von Lichtenstern auf Neckarsulm zogen, am Charfreitag, 14. April (1525), forderten sie Weinsberg und die Ritter darin auf, in ihre christliche Brüderschaft zu treten. Während der Graf mit den Bauern unterhandelte, um Zeit zu gewinnen, bis die erwartete Hülfe von Stuttgart käme, unterließ er es dennoch nicht, mit seinen Reitern „den ganzen Tag über ob den Bauern zu halten, und ihnen Abbruch zu thun, so viel ihm immer möglich war." Er that sich aus Weinsberg, fiel hinten in den Haufen in den Nachtrab, erstach und beschädigte ihnen Viele, wodurch der Haufen der versammelten Bauernschaft erzürnt und bewegt wurde.

„Zugleich kam Botschaft von der Donau, wie der Truchseß (Georg von Waldburg, oberster Hauptmann des schwäbischen Bundes) senge und brenne und gegen die gefangenen Bauern blutig verfahre, von der Hinrichtung des Bauernhauptmanns, Meister Jakob Wehe's, zu Leipheim, von dem Blutbad, das er die Donau hinauf unter ihren Brüdern angerichtet habe, von dem übermüthigen Blutdurst, den er überall gegen die Bauern zeige. Nicht abschreckend, sondern zur Wuth reizend wirkte die Sage von den siebentausend bei Wurzach Ermordeten, welche die Herren mit absichtlicher Uebertreibung ausstreuten, als abschreckende Siegesbotschaft. Die Hauptleute der Bauern betrachteten ihre Sache als einen gerechten Krieg des Volkes gegen die Herren, sie wollten auf dem Kriegsfuß behandelt sein, nach Kriegsrecht und Art. Weder der Truchseß, noch der Graf von Helfenstein, der während der Unterhandlungen ihre Brüder niederstach, achteten das Kriegsrecht gegen sie, die Bauern. Es schien nöthig, die Herren dazu zu zwingen, zu zwingen durch Repressalien, die zugleich eine Blutrache für den frommen Wehe, für die hingerichteten Hauptleute ihrer Brüder zu Leipheim und Langenau, für die Hingeschlachteten zu Wurzach, für die so eben auf dem Zug durch's Weinsbergerthal während des Unterhandelns Erstochenen wären.

„Es war Verhängniß, daß Graf Ludwig von Helfenstein und Dietrich von Weiler, der Obervogt von Bottwar, der mit ihm in Weinsberg befehligte, diese Blutrache selbst auf sich herbeiziehen sollten."

Wir übergehen hier die Unterhandlungen zwischen den Führern der Bauernschaft und dem Obervogt und dem Bürgermeister von Weinsberg, welche letztere nur verächtliche Antworten ertheilten. Das Nähere hierüber lese man in Zimmermann's Werke selbst nach, und nur das Eine mag hier noch bemerkt werden, daß auf Dietrich von Weiler's Befehl auf die Abgesandten der Bauern, die vor dem Thorhause von Weinsberg wegen einer Unterhandlung erschienen waren, gefeuert und einer derselben schwer verwundet wurde.

„Die Bauern" — fährt Zimmermann fort — „standen während dieser Verhandlung in drei Haufen ruhig, aber in Schlachtordnung. Voran Florian Geyer mit der schwarzen Schaar; hinter ihm ein zweiter Haufen; die große Zahl der Bauern hielt noch gegen Erlenbach und Biswangen hin. Die Schüsse von der Mauer und dem Thorhause, welche einen der Gesandten blutig niederwarfen, waren das Signal; Florian Geyer mit dem schwarzen Haufen bewegte sich vor die Burg; der Haufen hinter ihm eilte vor die Stadt hinab, und der ganze große Haufen, der noch gegen Erlenbach und Biswangen hin stand, eilte im Sturmschritt heran.

„Auf der Ebene von Erlenbach schon hatte ein „schwarzes Weib" den Segen über das Bauernheer gesprochen.

„Als eine ganz eigenthümliche Gestalt im Bauernheere ragte die Böckingerin hervor, die man unter dem Namen der „schwarzen Hofmännin" in der ganzen Gegend kannte. Der Volkskrieg dieser Zeit hatte auch seine Heldinnen; und klebt ihr auch Blut und Grausen an, und scheint sie der Menschlichkeit fast wie der Weiblichkeit entwachsen, den Ruhm der Heldin hat selbst die Parteileidenschaft durch treue Aufbewahrung der Akten der schwarzen Böckingerin eher gerettet, als geraubt.

„Der Glaube ihrer Zeit und ihrer Umgebungen schrieb ihr geheime Kräfte zu: Zauberkünste, Segens- und Bannsprüche, einen Wahrsagergeist. Sie war des Bauernführers Jakob Rohrbach's Freundin, Rathgeberin, Helferin, sein Sporn und sein mahnender Geist; oft stärkte sie ihn, wenn er wankend werden wollte: „er solle seines Vornehmens nicht nachlassen, Gott wolle es!"

„Den Adel haßte sie furchtbar. Was diesen Haß, diesen Durst nach Rache in der Brust dieser gewaltigen, leidenschaftlichen Bäuerin veranlaßte, ist unbekannt; sie ruhte nicht, bis sie das Landvolk unter den Waffen sah. Auch die Städter haßte sie, und besonders die stolzen Städterinnen von Heilbronn. Man hörte sie sagen, sie wolle noch den gnädigen Frauen die Kleider vom Leibe abschneiden, daß sie gehen wie die berupften Gänse. Sie trug es schwer, daß die Heilbronner den schönen Wasen zwischen Böckingen und der Stadt sich zugeeignet hatten, der lange gemeinschaftlich gewesen war. Sie klagte laut, „die von Heilbronn haben ihr und einer armen Gemeinde zu Böckingen das Ihrige gewaltsam genommen; das müssen und wollen sie jetzt denselben wieder abnehmen."

Die Eroberung von Weinsberg ist bekannt. Wenn wir die Einnahme durch die Bauernhaufen und die von ihnen daselbst verübten Blutthaten bei unsern Lesern voraussetzen müssen, wenn wir unser Auge mit Abscheu von den schrecklichen Scenen abwenden, welche die von bitterem Grimm erfüllten Bauern nach errungenem Siege aufführten, zu dem zunächst Florian Geyer mit seinem schwarzen Haufen durch Eroberung des Schlosses das Meiste beigetragen, wenn wir der Ermordung des Grafen von Helfenstein, der mit dreizehn seiner adligen Genossen von den Bauern durch die Spieße gejagt wurde, nicht ausführlicher gedenken und unsere Leser abermals auf Zimmermann's treffliches Werk hinsichtlich der Einzelheiten verweisen: so geschieht es nur, weil diese Episode zunächst nur dem Wirken Florian Geyer's im großen Bauernkriege gilt.

„Nach Eroberung der Stadt" — erzählt Zimmermann weiter — „verbrachte der Haufen mit Plündern, mit Trinken und Essen die Vormittagsstunden, und dabei ging das alte Welfenschloß in Flammen auf. Die Obersten aber saßen zusammen und hielten Kriegsrath. Darin stellte Florian Geyer den Grundsatz auf, man solle alle festen Häuser ausbrennen, und ein Edelmann nicht mehr denn eine Thüre haben, wie ein Bauer. Die Andern hatten kurz zuvor den Satz angenommen, daß alle Klöster abgethan werden, die Mönche backen und reuten müssen, wie die Bauern. Jetzt wollen sie zuerst auf Heilbronn ziehen und die Stadt in ihre Verbrüderung bringen, damit der Haufe vom Neckarthal von dieser Seite gesichert wäre; dann wollten sie durch das Mainzische auf Würzburg losgehen und, sei dieses gewonnen, alle Domherren, Pfaffen und den geistlichen Fürsten hinausjagen. Florian Geyer sah darin der Sache noch kein Genüge. Er glaubte, wenn das Volk frei werden sollte, müsse der Adel wie die Pfaffen den Bauern gleich gemacht werden, daß nur ein Stand würde auf deutschem Boden, der Stand der Gemeinfreien. Er erkannte es als eine Halbheit, nur die geistlichen Herren beseitigen zu wollen. Zwei Bäume waren es in seinen Augen, vor denen die junge Pflanze der Volksfreiheit nicht aufkommen konnte; er wollte beide zugleich umgehauen wissen, und nicht blos umgehauen, sondern entwurzelt, daß keiner ein Schoß mehr triebe. Darum drang er auf Zerstörung aller Herrensitze, der weltlichen wie der geistlichen. Florian Geyer war einer von den Wenigen, die im Bauernheere wußten, was sie wollten; und als er den Rittermantel ablegte und sein Schwert in die Schale des Volkes warf, wußte er, daß es ein Trauerspiel sein müsse, worin er jetzt mitzuspielen sich entschlossen hatte; aber er wollte nicht nur einen Act, sondern das ganze Trauerspiel, den Sturz nicht nur einer Seite der Herrschaft, sondern des ganzen Herrenthums. Nur für die Freiheit des Ganzen war er, das Glied eines freien Standes, von diesem, der Ritter von der Ritterschaft, abgefallen. — —

„Nach der Blutthat von Weinsberg wird Florian Geyer's Name nicht mehr im Bauernrathe genannt, und er trennt sich mit seiner schwarzen Schaar von dem hellen Haufen, an dessen Spitze einer der Schreckensmänner im Bauernheere, Jäcklein Rohrbach, stand.

„Florian Geyer hatte bisher, er hatte zuletzt bei der Erstürmung des Weinsberger Schlosses seine Tüchtigkeit bewährt, er war die eigentliche militairische Intelligenz im Haufen; in seiner schwarzen Schaar verlor der helle Haufen seine besten Kriegsleute, in Florian Geyer selbst nicht blos das einzige kriegsverständige Haupt, sondern den tüchtigsten, treuesten und redlichsten Führer, wie sie nie mehr einen bekommen konnten. Mit seinem Abgang war der Riß eröffnet, der sich von nun an zwischen den Unternehmungen des hellen Haufens und des großen fränkischen Heeres zum unberechenbaren Nachtheile der Volkssache zeigt."

Wir finden unsern Helden mit seiner schwarzen Schaar nach einem Zuge an die Tauber am Abend des 6. Mai zu Heidingsfeld, hart am Mainufer, im Angesicht des Frauenbergs, wieder, wohin am nächsten Tage in allerlei bunten Farben die zahlreichen Fähnlein des „hellen lichten Haufens vom Odenwald und Neckarthal“ unter Götz von Berlichingen und Georg Metzler zogen, um an der von Florian Geyer warm empfohlenen Eroberung des vor Würzburg gelegenen Frauenbergs Theil zu nehmen. Wir übergehen die Belagerung dieses wichtigen Punktes und wenden unsere Blicke auf den letzten Act der großen Tragödie, in welcher Florian Geyer und seine schwarze Schaar den Heldentod fanden.

„Wie mögen“ — spricht Zimmermann in seinem classischen Werke über den großen Bauernkrieg — „die Bauern vom Odenwald und Neckarthal auf dem Wartberg bei Königshofen, das Heer des schwäbischen Bundes und die nahe Schlacht vor Augen, wie mögen die in den bedrohten Städten und Flecken umgeschaut haben nach der erwarteten, nach der verheißenen, nach der eilends herbeigerufenen Hülfe, nach den Fähnlein von Würzburg, nach Florian Geyer und seiner schwarzen Schaar! Aber dieser edle Geist, durch Tugend und Wort und militairische Kenntniß überlegen, hatte bei dem Bauernrath in Würzburg genirt, und sie hatten ihn ausgeschickt auf diplomatische Reisen und ihm das Schwert aus der Hand gewunden.“

Florian Geyer war auf einer Gesandtschaft an Markgraf Casimir von Ansbach-Bayreuth, um die Unterhandlung zur Verbrüderung zu beendigen und den Frieden zwischen ihm und seiner Bauernschaft im Aischgrund wieder herzustellen; am Samstag vor Pfingsten, den 3. Juni, kam Florian Abends zu Rotenburg an der Tauber an, wo er auf das Geleit des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth warten wollte. Da riß ihn die Botschaft von der Nähe des Truchseß mit dem Heere des schwäbischen Bundes wieder auf's Pferd. Er ritt die ganze Nacht hindurch und war vor Tagesanbruch des vierten Juni im Lager zu Heidingsfeld bei Würzburg.

Sowohl er, als die von Schweinfurt zurückreitenden Landtagsabgeordneten der Bauern sahen unterwegs mit Schrecken Abends den Himmel geröthet von einem Feuermeer gegen Schwaben zu: es waren die von dem Fürstenheer angezündeten Dörfer um Königshofen. Aber sie wußten noch nichts von der dasigen Schlacht und ihrer Brüder Untergang.

Je näher das Fürstenheer rückte, desto mehr verfiel Alles in Würzburg, sowohl unter der Bürgerschaft in der Stadt, als in dem großen vereinigten Bauernheer, das nun schon in die vierte Woche den Frauenberg belagerte.

Viele Bürger in der Stadt waren ganz kleinmüthig, so sehr sie bisher vorn dran gewesen waren. Andere, die bisher lautlos gewesen, gackerten und schnatterten jetzt: „Hab' ich nicht vor dieser Zeit gesagt, man solle das Ende beachten? Wollte Gott, daß sich fromme, redliche Leute unser annähmen, daß wir zu Frieden kämen; wir sind sonst Alle verdorben, ermordet, verbrannt, vertilgt, Weib und Kind.“ Die Stiftsgeistlichen, deren viele in Würzburg zurückgeblieben waren, und welche die Spione und Verräther für die Belagerten auf dem Schloß gemacht hatten, schüchterten jetzt heimlich die Menge ein, machten sie mißtrauisch gegen die Obersten, beredeten die Einzelnen im Stillen, auf Unterwerfung unter den Bischof und den schwäbischen Bund zu dringen.

Die Mehrheit in der Stadt und draußen im Lager war so zaghaft und ungewiß, daß Viele meinten, der Zug gegen den schwäbischen Bund, ihren Brüdern am Neckar zu Hülfe, sei nicht zu wagen. Doch zogen die Hauptleute zu Anfang der Nacht vom 2. zum 3. Juni mit dem Heer aus. Zu Heidingsfeld sahen sie den Bauernhans aus Mergentheim athemlos daher reiten; er kam flüchtig von Königshofen und erzählte den Hauptleuten allein die Niederlage, so daß ihnen graute und sie schnell das Heer nach Würzburg zurückführten. Die zu Randesacker warfen die Ersten, die von Königshofen ankamen, in Fesseln und schickten sie als Lügner, als Ausreißer in's Hauptquartier. Aber ihr Zeugniß stimmte mit dem des Bauernhans nur zu sehr überein. Da stahl sich dieser und jener davon, der bisher vorn daran gewesen war, und Bürgermeister und Rath zu Würzburg schrieben heimlich ein unterwürfiges Schreiben an den Truchseß. Nachmittags am 3. Juni ritt Einer ein, der sagte aus, es sei nichts, daß ihre Brüder vernichtet seien, sie lagern beisammen und harren auf Zuzug und Hülfe der Würzburger; und zu gleicher Zeit zog Gregor von Bernheim, der ebenso kriegskundige als tapfere Hauptmann, mit seinem Fähnlein vom Aischgrunde ein, die erzählten, wie der Markgraf vor ihnen geflohen sei. Das elektrisirte wieder etwas. Um 9 Uhr Abends zogen die beordneten Fähnlein wieder aus, Bruder Ambrosius gab ihnen den Segen, wie sie vor ihm vorüberzogen, und feuerte sie an, für Gottes Wort tapfer zu streiten. Zu Heidingsfeld ruhten sie die Nacht, aber in dieser Nacht entwichen wieder viele der Hauptleute und derer, die in Aemtern waren. Es war die höchste, es war die äußerste Zeit, daß der kühnste Heerführer der Franken, daß Florian Geyer mit dem grauenden Morgen daher jagte, und ehe die Sonne des Pfingstfestes heraufstieg, stiegen Gregor's entschlossene Männer, eine Zahl Fähnlein des Heeres, darunter die der Würzburger und der Kitzinger Bürgerschaft unter Jakob Köhl und die Trümmer der schwarzen Schaar unter Florian Geyer, den Wald über Heidingsfeld hinauf, die Straße nach Röttingen zu. Dieser vereinigte Heerhaufe zählte jedoch nicht viel über 4000 Mann. Die andern Fähnlein waren vor dem Frauenberg zurückgeblieben. Sie hatten viel leichtes Feldgeschütz bei sich.“

(Schluß folgt.)

Das Haus der Büßerinnen.

Von Gustav Rasch.

Es war ein heller, heiterer Wintertag, ein Tag voll Sonnenschein, blauen Himmels und milder Luft, wie ihn der Januar Norddeutschland selten zum Geschenk macht. Ich fuhr, wie ich es häufig thue, mit einem mir befreundeten Arzte in den Straßen Berlins umher, und ließ mir von ihm Freude und Weh in der praktischen Ausübung seiner Wissenschaft erzählen.

„Haben Sie denn schon einmal,“ fragte er mich, indem eine Krankheitsgeschichte voll Jammer und Elend ihn unwillkürlich auf den Gegenstand führte, „von dem Magdalenenstift gehört?“

„Gehört wohl,“ erwiderte ich, „aber wenn ich nicht irre, ist auch dieser neue Versuch der Humanitätsprincipien unseres Jahrhunderts eingegangen, er hat keine Erfolge gehabt. In Deutschland gibt es, außer dem hiesigen, nur noch ein solches Asyl, es heißt Bethesda und liegt bei Boppard am Rhein.“

„Nein, eingegangen ist es nicht, doch weiß ich auch nichts Näheres darüber. Johann, nach Magdalenenstift!“

Der Kutscher trieb die starken, braunen Mecklenburger an, der Wagen rollte im starken Tempo durch die Straßen und bald befanden wir uns am Unterbaum, passirten dort zu Fuß die starke Eisdecke der Spree und standen am andern Ufer. Vor uns dehnte sich das freie Feld aus, rechts erhoben sich in der Ferne die Zinnen und Thürme des pennsylvanischen Gefängnisses, links, mitten auf dem Felde, sahen wir einen von Bretern und Pfählen gebildeten Zaun, der, hier und da von Buschwerk umgeben und verborgen, einen ziemlich großen Raum in Quadratform umschloß. Es blieb uns nichts anderes übrig, als unseren Weg nach dem Zaun zu nehmen, um uns dann weiter zu orientiren. Wir waren richtig am Ziel unserer Wanderung angekommen. Eine kleine Metallplatte, im Sommer ganz im Gebüsch verborgen, trug die Aufschrift: „Eingang zum Magdalenenstift“, eine Klingelschnur hing daneben. Wir standen vor dem Hause der Büßerinnen.

Ich zog die Klingel. Ein lang verhallender Ton antwortete, und bald öffnete sich die schmale, unscheinbare Holzthüre, und in derselben erschien ein junges Mädchen mit blühendem, hübschem Gesicht, in einem einfachen Kattunkleide und weißem Brusttuche, und fragte, was wir wünschten.

„Wir wünschen die Frau Oberin zu sprechen, melden Sie uns an, mein Kind,“ erwiderte der Geheimerath und nannte seinen Namen. „Ist die Frau Oberin zu Hause?“

„Die Frau Oberin geht niemals aus,“ sagte das Mädchen und ging voraus. Wir standen im Innern der Umzäunung und hatten, bis sie zurückkam, Zeit genug, uns umzusehen. Vor uns

lag ein, wie es schien, wohlgepflegter Küchengarten, der sich nach allen Seiten hin bis an die Grenzen des etwa acht Fuß hohen Zaunes ausdehnte und eine Reihe theils einstöckiger, theils zweistöckiger Gebäude umgab. Das Ganze machte den Eindruck eines einfachen Landhauses mit einigen Wirthschaftsgebäuden. Eine friedliche Stille lag über dem ganzen Raume ausgebreitet, durch nichts als durch das Brüllen einer Kuh unterbrochen; Alles machte den Eindruck von großer Ordnung, Wirthschaftlichkeit und Sauberkeit. „Wenn der hohe Zaun nicht wäre," sagte ich zu meinem Begleiter, „glaubte ich mich in das Landhaus eines meiner Freunde versetzt, den ich einmal in der Nähe von London besuchte. Ich lernte ihn auf einer meiner italienischen Reisen in Venedig kennen."

Ich hatte kaum ausgesprochen, so trat eine große Frauengestalt aus dem Hause. Sie war noch jung, noch nicht über die Mitte der Dreißig hinaus, ihre Gesichtszüge verriethen viel Intelligenz und Gutmüthigkeit, ihre schönen braunen Augen hatten einen seelischen Ausdruck. Ich mußte sie schon einmal irgendwo gesehen haben, in anderen Verhältnissen, in anderer Umgebung, vor zehn, fünfzehn Jahren, vergebens rieth ich hin und her, ich konnte den Platz für diese Gestalt in meinen Erinnerungen nicht wieder finden. Meine Gedanken irrten hin und her, immer blieben sie an der Schwelle eines glänzend erleuchteten Ballsaales stehen. Aber es war nicht möglich! Die Frau war ganz in Schwarz gekleidet, ein schmaler, weißer Streif umschloß ihren Hals, ihr Kopf war mit einer weißen, kleinen, enganliegenden Haube bedeckt. „Ich bin die Oberin dieses Hauses," redete sie uns an, „die Herren wünschten mich zu sprechen?"

Der Geheimerath stellte sich und mich der Dame vor, und sprach ihr unsern Wunsch aus, das Stift und seine Bewohnerinnen zu sehen.

„Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, den Wunsch der Herren zu erfüllen," erwiderte die Frau, „wollen Sie erst in meine Wohnung kommen, damit ich Ihnen einige nähere Aufschlüsse gebe!"

Wir stiegen eine Treppe hinauf. Die eine Thür des Treppenflurs führte in die Wohnung der Oberin. Es waren zwei einfache Zimmer, ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. An das Schlafzimmer stieß ein zweites Schlafzimmer. Es standen drei einfach, aber sehr reinlich bezogene Betten darin. „Hier schlafen drei junge Mädchen aus diesem Hause," sagte die Oberin, „die ich ganz in meiner Nähe habe, da sie erst seit Kurzem hier verweilen und den Weg zur Besserung erst kürzlich betreten haben." Das Wohnzimmer war sehr einfach eingerichtet, ohne jeden Luxus; aber doch sah man an der Ordnung, Zierlichkeit und an einem gewissen Comfort, der sogar in dieser Einfachheit wieder zu erkennen war, daß hier eine Dame von Stande wohnte, welche ehemals in der Welt in ganz anderen Verhältnissen gelebt hatte. Ich dachte wiederholentlich an den Ballsaal, ohne sie doch darin in einer bestimmten Gestalt wieder erkennen zu können. An der Wand hing ein gekreuzigter Christus, gegenüber über dem Sopha ein Kupferstich, ein Bild der Magdalena als Büßerin, nach der das Haus seinen Namen führte. „Wollen die Herren nicht Platz nehmen?" sagte die Oberin und setzte sich mit dem Anstande einer Dame von Welt auf das Sopha. Der Geheimerath und ich ließen uns auf zwei am Tische stehende Rohrsessel nieder. „Ich werde Ihnen nun Einiges von diesem Hause und den hier befindlichen Mädchen erzählen," fuhr die Oberin fort.

„Das Haus ist von Ihrer Majestät der Königin gegründet worden, und steht auch noch heute unter ihrer besonderen Protection, sowie unter Protection der Frau Prinzessin von Preußen. Die meisten Mittel erhält die Anstalt aus Staatsfonds, welche der König dazu anweist. Die Beiträge, welche uns aus der Stadt zufließen, sind leider nicht von Bedeutung. Der Erwerb des Hauses für Wäsche und Handarbeiten, welche uns aus der Stadt zugeschickt und hier besorgt werden, beträgt durchschnittlich jährlich wenig über dreihundert Thaler. Für einige von den Mädchen, welche im Hause sind, werden von Freunden, Verwandten oder wohlthätigen Herzen Kostgelder bezahlt. Das Kostgeld beträgt sechzig Thaler jährlich. Jedoch übersteigt die Summe der Kostgelder auch kaum dreihundert Thaler alle Jahre. Der Ertrag der mit dem Hause verbundenen Feld- und Viehwirthschaft wird zur Ernährung der Mädchen verwandt und liefert zur Unterhaltung des Hauses bedeutende Beiträge. Unsere Einnahmen betragen an 4000 Thaler, unsere Ausgaben einige hundert Thaler weniger. Die Zahl der hier befindlichen Mädchen beträgt durchschnittlich 33—36, und die Unterhaltungskosten für jedes Mädchen schlagen wir jährlich zu 83 Thaler an. Sie sehen, meine Herren," schloß die Oberin lächelnd ihren kurzen Finanzbericht, „unsere Einnahmen übersteigen immer noch unsere Ausgaben, und der Fond, den wir haben, hat sich von fünfhundert schon auf anderthalbtausend Thaler erhöht. Leider erlauben uns unsere nicht bedeutenden Mittel nicht, soviel Plätze einzurichten, wie wir wohl einrichten möchten. Die Zahl der unglücklichen Mädchen, welche hier Aufnahme erbitten, oder für welche Andere dieselbe suchen, ist so groß, daß mindestens drei bis vier neue Asyle eingerichtet werden müßten."

„Wie ist denn nun die Einrichtung dieses Hauses, Frau Oberin?" fragte der Geheimerath. „Sie können doch unmöglich dieser großen Einrichtung allein vorstehen?"

„Nein, das wäre nicht möglich," erwiderte die Oberin des Magdalenenstiftes. „Ich werde in meinem Wirken von einem hier angestellten Prediger und vier Mithelferinnen unterstützt. Das Erbarmen mit einzelnen Unglücklichen, die uns nahe traten, und das Verlangen, dieselben zu retten, hat unser Magdalenenstift hervorgerufen, und auf dem Grunde dieses Erbarmens hat es sich weiter ausgebreitet. Es bietet gefallenen und sittlich verderbten Mädchen, die den Weg des Lasters verlassen wollen, eine Zuflucht. Die Mädchen werden hier fleißig zur Religion, zur Arbeit und Ordnung angehalten, so daß sie nach etwa ein bis zwei Jahren als brauchbare Dienstboten entlassen werden können. Wie ich Ihnen schon mittheilte, ist ein Prediger an der Stiftung angestellt, der außer dem sonntäglichen Gottesdienste im Betsaal des Hauses alle Tage Morgen- und Abendandacht hält. Ich selbst leite die ganze Oekonomie, die Beschäftigung und Erziehung der Mädchen und die Krankenpflege. Die Fürsorge für die Gesundheit hat ein hiesiger Arzt freiwillig übernommen. Die Mädchen werden durch die sechs Mithelferinnen, von denen Eine die Wirthschaft und eine Andere die Küche besorgt, fortwährend beaufsichtigt und zur Arbeit angewiesen. Die Arbeiten bestehen in Nähen, Waschen, Stricken, in Haus-, Garten- und Feldarbeiten. Um die Mädchen auch durch schwerere Arbeiten zu kräftigen, ist nämlich außer dem geräumigen Garten noch ein Stück Landes in der Nähe des Hauses gemiethet, welches unter Anleitung des Gärtners der Anstalt von ihnen bearbeitet wird. Dadurch wird zugleich der Bedarf an Gemüse und Kartoffeln, sowie die Erhaltung des kleinen Viehstandes der Anstalt bedeutend billiger erlangt. Da die meisten Mädchen bei ihrem Eintritt körperlich, wie geistig verkommen sind und nichts ordentlich verstehen, ist der baare Ertrag der Arbeiten verhältnißmäßig ziemlich unbedeutend. Das Meiste wird noch durch Nähen erworben, worin Manche eine ziemliche Geschicklichkeit erlangen. Für geistige Förderung und Unterhaltung ist eine kleine Bibliothek guter christlicher Volksschriften vorhanden, woraus die Aufseherinnen bisweilen bei der Arbeit vorlesen und womit sich die Mädchen an Sonntagen und Festtagen, an welchen sie sich auch im Schreiben üben, beschäftigen. Auch wird der Gesang fleißig getrieben und in zwei Stunden wöchentlich darin besonderer Unterricht ertheilt. Im Sommer wird um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr aufgestanden, alsdann wird ein Spruch aus der heiligen Schrift vorgelesen und die aufgegebenen Schriftstellen oder Liederverse gelernt; darnach werden häusliche Arbeiten besorgt, und im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr gefrühstückt; eine Viertelstunde nachher versammeln sich Alle zur gemeinsamen Morgenandacht. Nach der Andacht beginnt der Unterricht, und nach diesem die Arbeit, die bis zwölf Uhr dauert. Alsdann findet das Mittagessen statt, worauf um ein Uhr wiederum die Arbeit beginnt, die um vier Uhr durch den Kaffee eine Viertelstunde unterbrochen wird, dann bis zum Abendessen um acht Uhr fortdauert und nach diesem noch bis neun Uhr fortgesetzt wird, worauf um halb zehn Uhr mit einer Abendandacht geschlossen wird. Nicht wahr, Herr Geheimerath, nun haben Sie auch ein Bild von unserer Hausordnung?"

„Ich habe neulich von einer anderen Hausordnung gelesen, Frau Oberin, auch in einem Zufluchts- und Besserungshause — es ist in Berlin am Alexanderplatz; aller Schmutz der Menschenseelen und der Armuth wird dort aufeinander geworfen, wie ein großer Kehrichthaufen, um für einige Zeit von der Straße zu verschwinden und dann in anderer Weise wieder zu erscheinen. Diese Anstalt könnte sich Ihre Hausordnung als Muster nehmen."

„Alle, die in der Anstalt aufgenommen werden," fuhr die Oberin fort, „müssen sich derselben Ordnung unterwerfen und die

vorgeschriebene einfache Kleidung tragen. Auf Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit wird sorgfältig gehalten, und jeder Ungehorsam, sowie jede Lüge ernstlich gerügt und unter Umständen angemessen bestraft. Als das einzige rechte Mittel, von Sünden frei zu werden, sehen wir aber immer die wahre Herzensbekehrung an, und obwohl eine strenge Zucht für solche Personen, die nie an Zucht und Ordnung gewöhnt wurden, durchaus nothwendig ist, suchen wir doch bei aller Strenge überall die Liebe hervortreten zu lassen und uns vor gesetzlichem Methodismus zu hüten."

„Sie haben von strengen Strafen gesprochen, Frau Oberin," unterbrach ich ihre Rede, „worin bestehen denn diese? Wenden Sie hier auch Schläge an, wie in allen Zuchthäusern und Besserungsanstalten? Gehen Sie auch von der Idee aus, daß das Menschenherz ohne Stockschläge keiner Besserung fähig ist?"

„O nein," gab die Frau mit lächelnder Miene zur Antwort; „hier waltet die Liebe in ihrer Barmherzigkeit, und nicht der Stock. Geschlagen wird hier nie. Wir haben oben im Hause eine Bodenstube — Sie sollen sie sehen, mancher Proletarier wohnt mit Frau und Kindern sein Lebelang in einer solchen Stube, — das ist unser Gefängniß, und die Gefängnißstrafe besteht darin, daß ein Mädchen, bei der alle Ermahnung und alle Liebe nichts hilft, dort oben einige Tage allein wohnt und allein schläft. Ich selbst bringe ihr dann Morgens, Mittags und Abends das Essen und nehme sie dann zu mir in das kleine Zimmer neben meinem Schlafzimmer, das Sie so eben gesehen haben."

„Wann werden denn die Mädchen entlassen, und bleiben Sie mit ihnen auch nach ihrer Entlassung in einer Verbindung, um sie weiter zu beaufsichtigen und auf sie zu wirken?"

„Allerdings. Die Mädchen werden gewöhnlich nach zwei Jahren entlassen. Sie müssen sich aber nicht denken, daß sie gezwungen sind, zwei Jahre hier zu bleiben. O nein, gehen kann Jede, wenn sie will. Sie kommen freiwillig und gehen freiwillig. Das Haus der Büßerinnen ist keine Gefangenenanstalt. Auch beweisen fast Alle, die als gebessert entlassen sind, noch fortwährend Anhänglichkeit und Liebe zur Anstalt. Wir verschaffen ihnen dann durch unsere Verbindungen einen Dienst, bei Bekannten in der Stadt, aber am liebsten auf dem Lande, bei Predigern und Gutsbesitzern. Sie werden aber nur in solche Häuser gegeben, wo wir sie sorgfältig beobachtet und unter dem Einflusse einer strengen Moralität wissen. Sie erhalten ihre Kleidung und ihre ganze Ausstattung für den Dienst von der Anstalt, und da ihr Lohn an dieselbe ausgezahlt und ihnen bewahrt wird, verdienen sie auch ihre Ausrüstung bald ab, und haben nach Ablauf der Zeit noch etwas erspart. Wir haben ein Mädchen hier im Stift gehabt, die sich hernach in ihrem Dienst über zweihundert Thaler erspart hat. Jetzt ist sie gut und glücklich verheirathet. Auch sind sie verpflichtet, wenn sie in unserer Nähe bleiben, wenigstens alle vierzehn Tage zum Gottesdienst in die Anstalt zu kommen. Zur Abendmahlsfeier kommen sie aus der Ferne halbjährlich. Wenn sie aber während der ersten Jahre erkranken, oder sich etwas zu Schulden kommen lassen, werden sie vorläufig wieder in die Anstalt zurückgenommen. Hier, lesen Sie die Bedingungen für die Herrschaften, welche Mädchen aus dem Magdalenenstift in Dienst nehmen."

Mit diesen Worten überreichte die Frau Oberin mir ein gedrucktes Blatt, und ich las:

„Die Herrschaften verpflichten sich, die Mädchen vor sittlichen Gefahren möglichst zu behüten. Zu dem Ende ist den Mädchen alle Theilnahme an öffentlichen Vergnügungen und jeder andere Verkehr, als der mit der Anstalt selbst oder ein von derselben erlaubter, zu untersagen.

„Die Herrschaften zahlen den Lohn und etwaige Geldgeschenke der Mädchen vierteljährlich an die Anstalt. Die Mädchen dürfen durchaus kein Geld in Händen haben, und müssen auch das als Geschenk empfangene der Herrschaft übergeben. Ebensowenig dürfen sie ohne Wissen der Herrschaft Briefe absenden oder annehmen.

„Die in Berlin und der Umgebung wohnenden Herrschaften schicken die Mädchen mindestens alle vierzehn Tage zu dem Vormittagsgottesdienst, und wenigstens zweimal im Jahre zur Beichte und zum heiligen Abendmahl, wenn irgend möglich, für einen ganzen Tag, in die Anstalt; außerdem einmal in jedem Monat Sonntags Nachmittags und Abends und zweimal im Jahre an Festtagen der Anstalt. Die entfernter wohnenden Herrschaften lassen die Mädchen möglichst oft, mindestens jeden zweiten Sonntag, zur Kirche gehen, und geben ihnen zweimal im Jahre, um das heilige Abendmahl in der Anstalt zu feiern, zwei freie Tage.

„Wegen der Kündigung und Entlassung der Mädchen haben die Herrschaften sich nur an die Anstalt zu wenden. Wenn die Entlassung vor Ablauf der Wiederzugsfrist nothwendig ist, müssen die Mädchen der Anstalt überliefert werden. Bei Abwesenheit der Herrschaften oder in Krankheitsfällen können dieselben der Anstalt gegen eine billige Vergütigung übergeben werden."

„Welche Resultate haben denn Ihre Bemühungen?" fragte ich und gab der Oberin des Büßerinnenhauses das Blatt zurück. „Sind sie Ihren Wünschen entsprechend?"

„Meinen Wünschen entsprechend? Nein. Aber befriedigt würde ich sein, wenn ich jährlich nur ein einziges dieser elenden und verkommenen Geschöpfe retten könnte. Nach den Erfahrungen, welche ich hier gemacht habe, würden unsere Anstrengungen bei einem Drittel der Mädchen Früchte tragen, wenn Alle zwei Jahre hier blieben. Leider ist dies nicht der Fall, und so kann ich auch als Durchschnittszahl nicht ein Drittel annehmen. Wir erhalten hier die verwahrlostesten und elendesten Geschöpfe von der Welt, körperlich gänzlich ruinirt, moralisch auf's Tiefste gesunken. In ihrer Seele toben alle schlechten Leidenschaften. Nur eine Eigenschaft haben sie nicht, die Demuth und den Gehorsam. Eitel, neidisch, zänkisch, unbändig, roh bis zum höchsten Grade, sind sie zuerst allen Ermahnungen und Bitten abhold. Ihre Seele muß erst durch die Liebe und durch die Religion gezähmt werden, bis wir bei ihr Eingang finden. Der Standpunkt der geistigen Bildung der Mädchen ist meistens gleich Null. Wir müssen alle Keime erst pflanzen und wecken, um darauf irgend eine Besserung zu gründen. Es werden uns oft Mädchen von dreizehn bis funfzehn Jahren gebracht, die von ihren Eltern und Vormündern schon gänzlich aufgegeben sind. Das Krankenhaus und das Gefängniß schickt uns die verworfensten Geschöpfe, welche jede Stufe der geistigen und körperlichen Schande hinabgestiegen sind, und doch tragen unsere Bemühungen gerade bei ihnen oft die besten Früchte. In der That hat mancher dieser Unglücklichen niemals Jemand sich in rechter Liebe angenommen. Viele von ihnen sind von rohen und verkommenen Eltern, häufig von Stief- und Pflegeeltern, — manche haben wenigstens einen Vater niemals gekannt — von Kindheit an verderben und ohne Erziehung, ohne alle Anweisung zur Arbeit und Ordnung im Elende aufgewachsen und schon früh zu der Sünde angeleitet worden. Soll es mir da nicht eine große Freude machen, wenn ich ein solches unseliges Geschöpf einem reinen und sittlichen Leben wieder zuführe, wenn ich ihre tiefgesunkene Seele aus dem Sumpf dieses Lebens errette? O, ich erlebe oft große Freude mit diesen Mädchen. Noch gestern erhielt ich einen Brief von Einer, welche jetzt schon mehrere Jahre von hier entlassen und bei einer befreundeten Gutsbesitzerfamilie im Dienst ist. Wie habe ich mich über diesen Brief gefreut! Sie war ein schönes, reizendes Geschöpf, tief gesunken, unbändig, voll schlechter Leidenschaften, und doch ist sie so brav, so vortrefflich geworden. Zu meinem großen Schmerze muß ich Ihnen freilich gestehen, daß oft alle Bitten und Bemühungen vergeblich sind. Niemand ist hier unfreiwillig. Jedes Mädchen kann gehen, sobald sie will. Die Thüre, durch welche Sie in unser stilles Haus getreten sind, steht Jeder offen. Ist sie gegen alle Vorstellungen des Predigers taub, setzt sie allen meinen Ermahnungen und Bitten Widerstand entgegen, so halten wir sie keine Stunde mehr fest. Nur die christliche Liebe soll die Mädchen mit diesem Hause verbinden, niemals der Zwang."

So sprach die Oberin des Hauses der Büßerinnen und erhob sich. Die innere Erregung, mit der sie von den Freuden und Leiden ihres Hauses sprach, hatte ihr blasses Gesicht leicht geröthet. „Wollen Sie jetzt unser Haus und die Mädchen sehen, meine Herren?" sagte sie, und bejahend standen wir auf. Von dem Treppenflur führte eine andere Thüre in ein Arbeitszimmer der Mädchen. Es war freundlich, warm und hell. Die Aussicht ging auf den Garten und das Feld. Um einen Tisch saßen sechs junge Mädchen, alle, wie es schien in dem Anfang der zwanziger Jahre, alle gesund, frisch und heiter aussehend, mehrere von sehr hübschen Gesichtszügen. Als wir eintraten, standen sie alle auf. Zerschnittene Kleiderstoffe lagen auf dem Tische, vor dem Tische saß eine junge Dame, in die Tracht der Helferinnen des Hauses gekleidet; sie trug ein schwarzes, wollenes Kleid und eine weiße Schürze mit Brustlatz. Sie hatte ein Buch in der Hand, aus dem sie den Mädchen vorgelesen hatte. „Es gehen nächstens zwei von meinen

Zöglingen fort," sagte die Oberin, „und ziehen in einen Dienst; da besorgen wir nun die Ausstattung und nähen ihnen die Kleider, welche sie mitnehmen, und während der Arbeit liest Fräulein von ** vor." Dann sprach mein ärztlicher Freund mit einigen von den Mädchen, sich nach ihrem Gesundheitszustand erkundigend. Ich machte vor kurzem einen Besuch in dem Hause des Elends am Alexanderplatz, welches in der Acten- und Geschäftssprache der preußischen Büreaukratie sehr uneigentlich „das Arbeitshaus" heißt. Als ich durch die Säle ging, in denen die liederlichen Mädchen detinirt werden, lachten sie mich an, kicherten mit einander und machten sich gegenseitig freche Bemerkungen. Die Mädchen, welche hier im Hause der Büßerinnen die Kleider ihrer scheidenden Genossinnen nähten, standen bei ihrem Eintritt wahrscheinlich auf einer weit tieferen Stufe der Verdorbenheit und Gesunkenheit. Und sie hatten die Schamlosigkeit und Frechheit auf ihren Gesichtern und in ihrem Wesen alle abgelegt. Niemand, der sie nicht kannte, wäre im Stande gewesen, die Geschichte ihrer Vergangenheit in ihren Zügen zu lesen. Es waren die Gesichter der reuigen Magdalena, nach der das Haus seinen Namen führt. Nichts, keine Bemerkung, keine Bewegung, erinnerte an ihre schreckliche Vergangenheit, Alle hatten das Aussehen fleißiger, sittsamer Arbeiterinnen. „Sind Sie zufrieden mit Ihren Zöglingen?" fragte die Oberin Fräulein von **. „Ich habe nicht Ursache zu irgend einer Klage," erwiderte die Vorsteherin.

Dann gingen wir durch die Schlafzimmer, welche an das Arbeitszimmer stießen. Ueberall die größte Einfachheit, Ordnung und Reinlichkeit. Einige Mädchen gingen an uns vorüber, welche mit häuslichen Geschäften beauftragt waren. In ihrem Wesen war derselbe Ausdruck unverkennbar, wie bei den Mädchen in dem Arbeitszimmer, welche wir soeben gesehen hatten. Ueberall hätte man glauben sollen, man befinde sich in einer Pensions- oder Erziehungsanstalt für arme Mädchen. Es wurde dort unter Aufsicht und Mitwirkung einer Helferin die Wäsche gewaschen, welche der Anstalt aus der Stadt zur Besorgung zugeschickt wird. Welch ein Unterschied zwischen diesem Waschhause und dem Waschkeller des Arbeitshauses, dessen ich schon mehrmals erwähnt habe! Dort hatte ich die gemeinsten Schimpfreden und die frechsten Scherze gehört, welche mein Ohr jemals vernommen hat. Hier herrschte ein freundliches, ruhiges Wesen, ein gesittetes Benehmen; jede war mit ihrer Arbeit beschäftigt. Und doch waren es dieselben verwahrlosten Geschöpfe, welche ich in dem schrecklichen Waschkeller gesehen hatte. Die Milde und Erziehung, welche in den Räumen dieses Hauses herrschte, hatte ihre Herzen umgewandelt und veredelt. Eine Uhr schlug halb Eins. „Es wird gleich gegessen," sagte die Oberin; „wenn Sie wollen, können Sie bei unserem Mittagsessen gegenwärtig sein. Aber vorher, da Sie darnach gefragt haben, will ich Ihnen doch unser sogenanntes Gefängniß zeigen; Sie könnten sonst von hier scheiden und den Gedanken mitnehmen, daß wir unsere Erziehung mit strengen Strafen machten." Wir stiegen dann wieder die Treppe hinauf und kamen auf den Boden des Hauses. An der einen Seite desselben war eine kleine Bodenkammer abgetheilt. Es war ein kleines Stübchen mit der Aussicht in's Freie. In demselben standen ein Tisch, ein Paar Stühle und ein sehr einfach bezogenes Bett. „Sehen Sie, dies ist unser sogenanntes Gefängniß, wenn Sie es so ansehen wollen," sagte die Oberin. Das Gefängniß sah aus wie die Stube eines armen Mannes, aber reinlich und hell.

Unten im Hause hatte das Mittagsessen bereits begonnen. Als wir den großen und freundlichen Saal betraten, fanden wir alle Mädchen an zwei weiß gedeckten, langen Tischen sitzend. Oben an dem Tische saßen die Vorsteherinnen des Hauses. Die Speisen bestanden aus Brühkartoffeln und Rindfleisch. Jedes Mädchen hatte einige Schnitte gutgebackenes Brod neben ihrem Teller liegen. Es schien Allen vortrefflich zu schmecken. Jede war nur mit ihrem Mittagessen und im leisen Gespräch mit ihrer Nachbarin beschäftigt. Keine Einzige richtete ihre Aufmerksamkeit auf uns, als wir in den Saal traten und mit der Oberin langsam zwischen den Tischen durchgingen. Wenn ein Blick uns traf, so dauerte er nur eine Secunde. Wer in diesen Eßsaal trat, hätte, ohne es zu wissen, nie errathen, in welcher Gesellschaft er sich befand. Wir verabschiedeten uns von der Oberin und den Vorsteherinnen, und Erstere begleitete uns durch den Garten bis zu der kleinen Thüre, an der wir vor kurzem mit so großer Neugierde die Klingel gezogen hatten. Ich konnte nicht umhin, bevor wir den Garten verließen, der Oberin des Hauses meine Bewunderung auszudrücken über das, was ich gesehen und gehört hatte, und insbesondere meine Bewunderung über ihre eigene Aufopferung und Seelengröße, ihr Leben mit der Erfüllung einer so schwierigen Aufgabe hinzubringen, wie die war, welche sie hier übernommen hatte. „Darf ich wohl fragen," sagte ich, „wen ich die Ehre gehabt habe, heute kennen zu lernen, und jetzt meine ganze Bewunderung auszusprechen?"

Sie lächelte und sagte: „Ach, Sie wollen meinen Namen wissen, den ich einst in der Welt, jenseits der Mauern dieses stillen Hauses führte? Ich heiße von **."

Verwundert sah ich sie an. Ich erkannte sie sofort wieder. „War Ihr Herr Vater nicht der Präsident von **, gnädige Frau?" sagte ich.

„Ja wohl, mein seliger Vater war der Präsident von **. Kannten Sie ihn?"

„Ich hatte die Ehre, Ihren Herrn Vater zu kennen," erwiderte ich, nahm den Hut ab und verbeugte mich tief zum Abschiede. Fräulein von ** erkannte mich nicht mehr. Ich hatte sie oft früher in den glänzenden Gesellschaften der Residenz gesehen.

Die Thüre schloß sich hinter uns, und hinter uns lag das Haus der Büßerinnen, der stille Zufluchtsort für die elendesten und beklagenswerthesten Geschöpfe, welche auf Gottes schöner Erde leben. Wir gingen wieder zu dem Ufer des Flusses, und überschritten vorsichtig zum zweiten Male die ächzende Eisdecke. Drüben hielt unser Wagen. Dem Kutscher und den Pferden mochte die Zeit lang genug geworden sein. — — „Wissen Sie, Doctor," sagte ich zu meinem ärztlichen Freunde, als wir im gestreckten Trabe nach der Stadt zurückfuhren, „ich habe heute wieder einen großen Menschen gesehen. Wie Sie wissen, durchstreifte ich im vorigen Jahre die östlichen Alpen und Ober- und Mittelitalien. Ich hörte in den Alpen von Geistlichen sprechen, welche an den Grenzen der Welt des Erstarrtseins wohnen, welche mitten in Eis und Schnee ein ganzes langes Leben der Seelsorge armer Bauern widmen. Ich dachte an die Säulenheiligen des Mittelalters, an jene unsterblichen Mönche und Einsiedler, welche in den ersten Zeiten des Christenthums ihr Leben für jene großen culturhistorischen Zwecke opferten. Ich stieg die Querthäler der Alpen hinauf bis zu den äußersten Grenzen der Vegetation, wo der erstarrende Tod nach den letzten Gräsern seine kalten Arme ausstreckt. Und was fand ich? Stupide Priester, welche ohne irgend eine hohe Idee ihrer großen Pflicht ihr Amt verwalteten, weil sie an dieser einsamen Stelle ihr kärgliches Brod aßen. Nur einmal fand ich in Italien einen Geistlichen, welcher, von dem Gedanken seines hohen Berufes begeistert, eine halbe Stunde von einer prächtigen, mit allem Luxus und allem Sinnenreiz geschmückten Stadt entfernt, einen schwierigen und mühevollen Beruf mit der ganzen Aufopferung eines begeisterten Menschen verwaltete. Es war der Pater Arzt in einem Irrenhause auf der kleinen Insel San Servolo in der Nähe von Venedig. Er gehörte zu dem Orden der Barmherzigen Brüder, und er hatte sich den Wahlspruch: „Fate bene fratelli" zu seinem Lebensprincip gewählt. Heute habe ich in der Oberin jenes stillen Hauses, welches wir soeben besucht haben, sein Ebenbild gefunden."

Orthopädische Mittheilungen.

Von Dr. Paul Niemeyer.

(Zweiter Artikel.)

Es ist ein erfreulicher Fortschritt des Zeitgeistes, die Kenntniß der Krankheiten wenigstens in ihren äußersten Umrissen zu popularisiren, und die Gartenlaube hat diesen Fortschritt nicht am wenigsten gefördert. Möchte doch endlich auch in das noch so dunkle Gebiet der **Orthopädie** der Blitzstrahl der Aufklärung leuchten! dann würde manche Familie vor langjähriger Kümmerniß

bewahrt, manchem jugendlichen Gemüthe eine Reihe ungedeihlicher Jahre der körperlichen Folter und der geistigen Langeweile erspart, manche Summe Geldes zweckmäßiger verwendet werden; aber leider schwebt auch die gebildete Welt noch in einem Irrsale von Curansichten, welche sammt und sonders dazu angethan sind, ein gefürchtetes Leiden nicht nur nicht zu heilen, sondern sogar zu verschlimmern. In Nr. 26 der Gartenlaube von 1858 gaben wir bereits eine mehr systematische Darstellung der hohen Schulter (Skoliose) und legten besonderes Gewicht auf die Ansichten von der Entstehungsweise derselben; da dieser Punkt für die Behandlung fast allein maßgebend ist, so kommen wir hier sogleich wieder darauf zurück. Da heißt es noch immer, wenn an einem Kinde die rechte Schulter hervortritt: das liegt an dem übermäßigen Gebrauche des rechten Armes, wodurch das Rückgrat nach rechts herübergezogen wird; der rechte Arm darf gar nicht mehr in Thätigkeit gesetzt werden; das Kind muß fortan alles in der linken Hand tragen, mit der linken Hand schreiben, essen u. s. w. Welche Qual, zu der das arme Kind verdammt wird! welche Qual für die gewissenhafte Mutter, welche auf die strenge Ausführung dieses Gebotes zu halten hat! und dabei begünstigt dieselbe geradezu den Fortschritt der Rückgratverkrümmung!

Man gebe nur einmal dem skoliotischen Patienten ein mäßiges Gewicht, z. B. die gefüllte Schulmappe, abwechselnd in jeder Hand zu halten und überzeuge sich nun durch Besichtigung des bloßen Rückens, daß bei sothaner „Uebung" des linken Arms die Krümmung nach rechts sogar bedeutender wird, während sie bei gleicher Belastung des rechten Armes weit geringer erscheint. Jene vielverbreitete Heilmaxime ist also so falsch, daß das Gegentheil derselben, die gefürchtete Mehrübung des rechten Armes, noch heilsam dagegen erscheint. Noch viele weitere Verkehrtheiten entspringen aus dieser Schultertheorie, namentlich die verschiedenen gymnastischen Uebungen, wie das so gebräuchliche Hängen an einem schwebenden Recke; die methodisirte Gymnastik hat überdies ein langes Recept von Arm- und Schulterübungen, welche die Skoliose heilen sollen — vergebens! die Schultern haben direct mit der seitlichen Rückgratverkrümmung gar nichts zu thun, und jede Cur, welche diesen Weg einschlägt, ist schon allein deshalb verwerflich, weil mit ihr die Zeit verthan wird, innerhalb deren etwas Positives, die Krümmung wirklich Beseitigendes geschehen könnte. Dieser Umstand macht aber auch die meisten an und für sich ganz wohlgemeinten und unschuldigen Maßregeln so verwerflich. Wer es erlebt hat, daß eine ganz geringe Rückgratabweichung binnen wenigen Monaten trotz hausärztlicher Fürsorge zu einer mächtigen Sförmigen Krümmung ausartet, der wird nicht mehr sprechen: „hilft es nichts, so schadet's nichts," sondern er wird mit uns sagen: „hilft es nichts, so schadet es doppelt!"

Mit jener Phrase beruhigen sich aber viele Eltern, wenn sie, einer beiläufigen hausärztlichen Verordnung folgend, zu jenen Einreibungen greifen, welche kaum mehr als eine oberflächliche Reizung der Haut bewirken, während die Krümmung dabei ihren ungestörten Fortgang nimmt. Alle acht Tage besieht der Hausarzt den Rücken und findet ihn stets „entschieden gebessert", während gegentheils der Familie und den besuchenden Verwandten die schiefe Haltung immer mehr auffällt. So erschreckt, beschließt man endlich, noch eine ärztliche — gewöhnlich eine chirurgische — Autorität zu Rathe zu ziehen, und durch diese gelangt man dann in den Besitz einer Maschine; diese ist entweder ein Stützapparat für den Tag, oder ein nächtlicher Streckapparat, oder beides zugleich — und kostet sehr viel Geld; möchte sie nur auch recht viel helfen! Anfangs zwar hat der Apparat etwas sehr Bestechendes, indem er die Schultern mehr heraushebt und die einseitige Haltung des Oberleibes der Außenwelt verbirgt; aber sollte sich der menschliche Leib, dieser lebendige Organismus, wirklich ganz den Beschränkungen einer vielleicht auf todte Mechanismen anwendbaren Vorrichtung fügen? Man befühle nur einmal den bloßen Rückgrat selbst, nachdem ihm die Maschine — es sei, welche es wolle — angelegt worden; ist die Krümmung darin um ein Haar geringer? — Wenn sich der Schiefe nicht eigenwillig hält, die Maschine allein macht ihn nicht gerade, und ihr ganzer Nutzen besteht etwa darin, daß sie durch ihren Federdruck den Schiefen an die gerade Haltung erinnert und ihm hierbei eine geringe mechanische Nachhülfe gewährt. Insofern wird sie bei verständigen Schiefen zur Unterstützung der Cur einigen Vortheil bringen, aber mit der Maschinenbehandlung einzig und allein wird keine Radicalcur erzielt.

Die Radicalcur der Skoliose entspringt aus ganz anderen Gesichtspunkten, als sie den so eben besprochenen Curmethoden zu Grunde liegen. Die hohe Schulter ist eben kein körperliches, sondern ein moralisches Uebel, wie wir in dem vorigen Artikel ausgeführt haben; sie wird erst secundär zu einem körperlichen Gebrechen, aber die herkömmliche Behandlung nimmt immer gleich dieses in Angriff und läßt die Ursache unberücksichtigt; sie glaubt einen Baum auszurotten, indem sie die Wurzeln stecken läßt; sie kennt den alten Satz: sublata causa tollitur effectus nicht. Darum sehen wir im Contrast mit den immer mehr sich ausbreitenden orthopädischen und gymnastischen Anstalten die Buckligen an Zahl eher zu- als abnehmen; in großen Städten sehen wir täglich, ja stündlich, Menschenkinder an uns vorübergehen, welche, mit gesunden Anlagen geboren, durch bloße Versäumniß zu Krüppeln geworden sind. Jedem nachdenkenden Beobachter muß es auffallen, daß die Skoliose in ihrer Verbreitung nicht die Norm der körperlichen Krankheiten befolgt, daß ihre Statistik mit den Culturzuständen der Menschheit zusammenfällt. Unsere naturwüchsigen Vorfahren kannten die Krankheit nicht und die Naturvölker der Gegenwart sind ebenfalls davon verschont; erst mit der „Civilisation" ist sie in's Land gekommen; sie existirt nur in den Städten, und auf dem Lande höchstens bei den städtisch erzogenen Kindern des „Grundbesitzes". Zu ihrer gänzlichen Verhütung muß der gesammte Erziehungsplan, sowohl der öffentliche, als der private, mitwirken, oder aber der Arzt muß den Zögling beständig im Auge behalten, und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Existenz orthopädischer Institute wohl motivirt. Auf dieses Capitel zurückzukommen, behalten wir uns für ein anderes Mal vor.

Die Schlummerstätte der Gräfin Rossi (Henriette Sontag).

Von Louise Ernesti.

Bereits im Jahre 1855, als ich in den Zeitungen las, daß die Leiche der in Mexiko am 17. Juni 1854 verstorbenen Gräfin Rossi, gebornen Henriette Sontag, nach Europa geschafft und in dem Kloster Marienthal beigesetzt worden sei, wo ihre einzige Schwester als Nonne lebt, hegte ich den Wunsch, diesen stillen Ruheplatz der berühmten, einst so gefeierten Sängerin kennen zu lernen. Zu jener Zeit dem Kloster Marienthal, das zwei Meilen von Görlitz liegt, zu fern, brachte erst der Herbst 1859, als ich auf einem nur wenige Stunden von Görlitz entfernten Gute zum Besuch war, die Erfüllung meines damaligen Wunsches.

In Begleitung einer ebenso muntern, wie geistvollen Reisegefährtin trat ich in der Frühe eines klaren Octobermorgens die Fahrt nach Marienthal an. Daß diese Reisegefährtin eine Verwandte meines alten Lieblings, des Feldmarschall „Vorwärts" war, wußte ich; doch daß das Blücher'sche Blut so vorherrschend in ihren Adern sei, wie ich fand, hatte ich nicht gefürchtet. Wie ihr kühner Verwandter in der Schlacht mit Todesverachtung vorwärts eilte, so Fräulein Thekla auf dieser Reise! — — ich hatte gehofft, in Görlitz jene berühmte Wallfahrtsstätte früherer Zeiten, die von dem Bürgermeister Georg Emmerich im Jahre 1480 nach einem genauen Grundrisse des heiligen Grabes zu Jerusalem angelegte Nachbildung besuchen zu können; doch — ich sah dieses Görlitzer heilige Grab ebenso wenig wie die andere in der Stadt berühmte Ruhestätte des durch seine theosophisch-theologischen Schriften bekannt gewordenen Jakob Böhme. Die Parole des Tages lautete bei meiner Reisegefährtin nur auf „Marienthal", und dahin eilten wir ohne Rast vorwärts, vorbei an der so wundersam geformten hohen Landskrone bei Görlitz, auf deren höchster Spitze noch der letzte Wartthurm von der einst so stolzen Burg der Herrn von Uechtritz emporragt; — vorbei an jenem aristokratischen Fräuleinstift „Radmeritz", dessen schönes Portal und stattliche Fronte ich nur durch die Gruppen der alten mächtigen Linden

schimmern sah, die das schöne schloßähnliche Gebäude umgeben. Von Raduneritz, dem Grenzorte Preußens und Sachsens, fuhren wir über Ostritz nach Marienthal. Der Weg ist hübsch und anmuthig, die Gegend überaus freundlich, doch wenig belebt. Je tiefer man in das von Bergen eng umschlossene, reizende Neißethal eindringt, in dem das Cistercienserkloster St. Marienthal liegt, desto stiller und einsamer wird es rings umher. Wir sahen auf der ganzen letzten Strecke nach Ostritz weder einen Menschen, noch ein anderes lebendes Wesen; wir vernahmen kein anderes Geräusch, als das Rollen unseres eigenen Wagens. Vergeblich lauschte ich dem Tone eines Vogels; vergeblich wünschte ich, um wenigstens etwas Leben und Bewegung zu haben, daß ein Windstoß die dunklen, düstern, tannenbewaldeten Berge durchrauschen oder das goldige Laub von den schlanken Birken schütteln möchte, deren weiße Stämme hier und da zu Seiten des Weges auf dem grünen Rasen aufstiegen. Es sang und pfiff aber kein Vogel, es rauschte und regte sich nirgends ein Blatt. Am weiten Horizont zog keine Wolke; sondern licht, rein und klar wölbte sich der blaue Aether über dem einsamen, todtenstillen Thale. Die Natur stand im passendsten Einklang mit der friedlichen Lage des Klosters, dessen Mauern wir erst sahen, als wir an der Thür der Klosterschenke ausstiegen, welche fast dicht an die Klosterpforte stößt.

Marienthal — Mariae vallis — eins der wenigen noch übrig gebliebenen Denkmale mittelalterlicher Frömmigkeit, liegt, genau bezeichnet, im königlich sächsischen Markgrafenthume Oberlausitz, am linken Flußufer der Neiße, die das Kloster im Süden und Osten umfließt. Von drei Seiten wird es dicht und enge von Bergen umschlossen, und malerischer und hübscher, aber zugleich abgeschiedener und einsamer kann so leicht kein Kloster liegen. Es macht einen friedlichen, tief poetischen, jedoch grenzenlos melancholischen Eindruck.

Gestiftet wurde das Kloster im Jahre 1234 durch die Königin Kunigunde von Böhmen, Tochter des römisch-deutschen Königs Philipp von Schwaben. Sie war dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach durch ihren Vater verlobt worden, zum Lohn und Dank für viele wichtige Dienste, die Jener ihm geleistet; doch als sich König Philipp eine vortheilhaftere Verbindung eröffnete, brach er sein gegebenes Wort und vermählte 1206 seine Tochter dem Böhmenfürsten Wenceslaus, Sohn des Königs Przimislaus Ottokar.

Der verschmähte Pfalzgraf rächte sich an dem wortbrüchigen Könige. Zwei Jahre später ermordete er ihn in Bamberg, und seine Tochter Kunigunde hielt sich der Sitte jener Zeit gemäß verpflichtet, dieser blutigen That ein Sühnopfer zu bringen. Sie errichtete das Kloster Marienthal. Die übrigen Schicksale desselben darf ich wohl, als nicht zur Sache gehörig, hier übergehen.

Der Klosterhof ist von Mauern umschlossen, mit großen Rasenplätzen bedeckt, auf welchen einzelne Kugelakazien und wenige kleinere Gebüsche stehen. Ein Brunnen mit hoher Säule, die oben eine vergoldete Gestalt trägt, befindet sich in der Mitte des Hofes. Das leise Plätschern eines in das Bassin fallenden Wasserstrahls und das Klappern eines Mühlrades überbieten sich an eintönigem Geräusch. Außer einigen zerlumpten Bettlern zeigte sich kein lebendes Wesen auf dem großen freien Platze. Hell und glänzend beschien die Sonne Rasen und Bäume; ihre lichten Strahlen tanzten glitzernd auf dem sanft bewegten Wasserspiegel des Bassins und umleuchteten zum Theil freundlich die hellgrauen Mauern des Klosters und die weißgetünchten Wände der Gebäude.



Kloster Marienthal.

Die stattlichsten Gebäude des Klosters bestehen in dem eigentlichen Kloster mit zwei Flügeln, der Wohnung der Aebtissin, der schönen Kirche mit Thurm, der Wohnung des Propstes und den großen weitläufigen Wirthschaftsgebäuden, die sich im länglichen Halbrund um das Kloster herumziehen. Die Kapelle im linken Flügel des Klosters, Kreuzkapelle genannt, enthält die Gruft, in der Henriette Sontag beigesetzt ist.

Machen die Baulichkeiten des Klosters schon vom Hofe aus gesehen einen großartigen Eindruck, so wird derselbe noch um ein Bedeutendes erhöht, wenn man von dem dicht an der Klostermauer aufsteigenden Stations- oder Calvarienberg auf Marienthal herabblickt. Von da aus gesehen, zeigt sich das Kloster in seiner ganzen weiten Ausdehnung; dort werden all die Gebäude sichtbar,

welche die Häuser auf dem von mir entworfenen Bilde zum Theil verdecken. Vom Calvarienberge aus zeigen sich auch die Marienthal umschließenden Berge in ihrer ganzen Schönheit. Man hat da nicht allein eine volle Ansicht des im tiefsten Thale unendlich poetisch liegenden Klosters, sondern man sieht hinaus über die dunkle romantische Bergschlucht mit der sie durchströmenden Reiße, weit hinab in die flache Ebene, hin zu der im blauen Aether verschwimmenden Ferne.

Marienthal vervollständigt auf diesem mit den herrlichsten Bäumen bepflanzten Calvarienberge den Eindruck, den man auf der Fahrt dahin empfängt. Es bietet ein Bild des tiefsten heiligsten Friedens, einer Ruhe und Abgeschlossenheit, wie man sie vielleicht an wenig Orten der Erde in erhöhterem Maße finden kann — aber zugleich ein Bild so tiefer, so grenzenloser Melancholie, wie ich es noch in meinem Leben nicht durch die Natur empfangen habe. — Es liegt dort in Allem die namenloseste Trauer, die unaussprechlichste Wehmuth, und das auf der Rheininsel so einsam liegende, von Fels und Berg umschlossene, von Wellen rings umrauschte Kloster Nonnenwerth, es scheint mir gegen Marienthal ein Sitz heiterer Freude, lachender Lust zu sein!

An dieser stillen, von der Welt abgeschiedenen Stätte begraben zu sein, ist der Wunsch der Gräfin Rossi gewesen — und er ist erfüllt!

Sie ruht in der Gruft der Kreuzkapelle, die klein und etwas düster ist. Das Hauptlicht dringt durch die außerordentlich schön gearbeitete Eingangsthüre von Gußeisen ein, die sich zur linken Seite der Kapelle zeigt. Die an der rechten Wand der Kapelle befindliche Thüre, wie auch die Fenster, sind dem Lichte und der Luft unzugänglich. Im Innern der Kapelle befindet sich an dieser rechten Seite ein Altar. Ueber ihm erhebt sich ein mächtiges, von großer goldener Sonne umgebenes Kreuz. Zu beiden Seiten tiefe Nischen mit lebensgroßen Statuen. Die Eine, in Nonnentracht, schaut mit selig verklärtem Antlitz zum Himmel auf, die Andere, in weltlichem Gewande, ringt mit Gebehrden der Trauer und Verzweiflung die Hände. Beide Statuen geben auf vortreffliche Weise ihren innern Seelenzustand zu erkennen, und es ist, als erzählten sie dem Beschauer in gedrängter Kürze ihre friedlichen und stürmischen Lebensschicksale.

Dem Altar gegenüber ist der Eingang in die Kapelle vom Kloster aus. Er führt in die Sakristei, und dort sah es wüst und schauerlich aus. Ueber der Sakristei ist eine vergitterte Loge, die wiederum mit den obern Räumen des Klosters in Verbindung steht. Von dieser Loge aus hat die Nonne Juliane, einstmalige Nina Sontag, die Beisetzung ihrer Schwester in die Gruft mit ansehen dürfen. Die Beisetzung hat am 1. Mai 1855 stattgefunden, nachdem es endlich den Freunden des Grafen Rossi in Mexiko gelungen, den Sarg mit der Leiche einer an der Cholera Verstorbenen an Bord eines Schiffes zu schmuggeln.

Welche Schwierigkeiten es gemacht, des Grafen Rossi Wunsch zu erfüllen, die irdischen Ueberreste seiner Frau in deutscher Erde begraben zu sehen, — das mag man wohl ermessen, wenn man bedenkt, wie abergläubisch alle Schiffer sind, wie sie nie eine Leiche an Bord haben mögen, die, wie sie fürchten, Verderben auf sie herabzieht. Nun noch gar die Leiche einer an der Cholera Gestorbenen, vor welcher Krankheit man jenseits des Meeres eine noch größere Furcht empfindet, als in Europa! Die Schwierigkeiten wurden endlich überwunden. Im stillen Kloster fand Henriette Sontag die letzte Ruhestatt, und im Beisein der ihr theuersten Personen auf Erden verschwand der Sarg, der ihre sterbliche Hülle barg, in dem Dunkel des Propstgewölbes von Marienthal.

Der Sarg von Henriette Sontag, welcher den Bleisarg umschließt, in den sie nach ihrem Ableben in Mexiko gebettet worden, — ist außerordentlich schön. Auf dem Deckel liegt zu Häupten ein Kreuz mit der Gestalt des Erlösers, tiefer unten über einer Tafel mit Inschrift ein goldener Lorbeerkranz.

Die Inschrift lautet:

Hier ruhet in Gott
Henriette Sontag.
Vermählte Gräfin Rossi.
geboren zu Coblenz, den 3. Januar 1806.
gestorben zu Mexiko, den 17. Juni 1854.
R. I. P.

Dir war das reinste Erdenglück beschieden,
Kunst, Anmuth, Liebe wanden Dir den Kranz.
Nun ruhest Du in Gottes heil'gem Frieden
Umstrahlet von des Paradieses Glanz.
Für Deine Lieben hast Du Dich dem Tod geweiht.
Des Lebens Kron' ist Dein, Dein ew'ge Seligkeit.

Zu Füßen des Sarges ist am Deckel in erhabener Arbeit das gräflich Rossi'sche Wappen angebracht und unter demselben, etwas tiefer, eine goldene, von Lorbeerzweigen umgebene Lyra. Der Sarg selbst trägt außer den christlichen und auf den Tod bezüglichen Emblemen noch einige auf der Künstlerin Ruhm, dann eine Inschrift, welche auf das liebenswürdige, engelhafte Wesen, das in ihm ruht, wohl nicht leicht besser hätte gewählt werden können. Sie lautet:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär' ich ein tönend Erz. Die Liebe hört nimmer auf."

Den goldenen Lorbeerkranz, den der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz auf das Grab von Henriette Sontag gesandt, haben die Worte begleitet:

Der besten Gattin und Mutter.
Der treuesten Freundin.
Der schönsten und liebenswürdigsten Frau.
Der größten Sängerin.

Mit einem seltsamen Gefühle schaut man auf diese einsame Ruhestätte jener von Tausenden so hoch gefeierten Künstlerin, die von frühester Jugend auf das bewegteste Leben geführt, Städte und Länder durchzogen und zuletzt jenseits des Meeres im fernen, fremden Lande starb, nachdem noch einmal die wundersamen Laute ihrer Stimme in zwei Welten erklungen waren, sie noch einmal im Tempel des Ruhmes sich unverwelkliche Lorbeeren gepflückt hatte.

Ein günstiges Geschick hat sie immer begleitet, ein seltenes Geschick ist ihr dadurch im Leben und Tode zu Theil geworden, daß sie stets ein geliebtes, theures Wesen zur Seite hatte. In ihrer frühesten Jugend war das sie schützende und leitende Wesen ihre Mutter, dann wandelte sie weiter an der Hand der Liebe und Treue, starb selbst im Arm des Gatten und im Tode ruht sie nun unter dem sie bewachenden Auge der einzigen Schwester, die vermöge ihres Gelübdes nie die stille Friedensstatt des Marienthaler Klosters verläßt.

Eine poetischere, friedlichere Grabstätte, in Bezug zur Lage des Ortes, kann man schwerlich finden. Des Klosters Lage läßt nichts zu wünschen übrig, — der Begräbnißplatz von Henriette Sontag — nach meinem Gefühle — Vieles! Ich kann nicht sagen, daß mir die Gruft in der Kreuzkapelle einen angenehmen oder wohlthuenden Eindruck gemacht hätte. Der Ort hat etwas zu Düsteres — nichts feierlich Erhebendes. Vielleicht muß man, um dieses Gefühl dort zu empfinden, Katholikin sein oder eine Vorliebe für Beisetzung in Grabgewölben haben. Ich bin nicht Katholikin, und eine Todtengruft ist mir etwas Entsetzliches! — Auf mich machte also die hölzerne, mit Eisengriffen versehene Doppelthüre am Fußboden der Kreuzkapelle einen unangenehmen Eindruck. Das verlassene, verödete Aussehen der Kapelle, die bestäubten Betstühle, die verblichenen Altardecken, die welken Blumen, vor Allem die Luft, der Mangel an Licht erhöhten diesen Eindruck.

Wie schön ist dagegen ein grüner Rasenhügel unter Gottes freiem Himmel, den die frische Luft umweht, die Sonne bescheint und auf den Mond und Sterne herableuchten!

Während ich, die Grabstätte von Henriette Sontag zeichnend, auf dem Klosterhofe saß, Sonnenschein Berge, Bäume, Rasen und Häuser umleuchtete, und ich die reine Herbstluft einathmete: da erschien mir die düstere Todtengruft doppelt schauerlich, doppelt unangenehm. — Immer mußte ich denken, warum man Henriette Sontag, die so froh und heiter gewesen, die so leicht und glücklich durch's dunkle Leben gegangen, nicht ein Grab unter Gottes freiem Himmel gegeben! — Ihre Erscheinung soll licht und sonnig, wie der junge Tag gewesen sein, — ihre Stimme den schmelzend weichen Klang der Nachtigall mit dem klaren reinen Jubellaut der Lerche auf wunderbar schöne Weise vereinigt haben! — Warum begrub man sie also wohl nicht, wo der erste Lichtstrahl des Tages ihr Grab küssen konnte, wo Nachtigall und Lerche, denen sie Klang und Ton abgelauscht hatte, über ihrem Grabe ihr Lied erschallen lassen konnten? — — —

Meine Fragen müssen verstummen, wenn ich daran denke, daß

die eigenen Verwandten diese Ruhestatt ausgewählt haben, und meine Trauer, das lebensfrohe Wesen in dem düstern Gewölbe zu wissen, verwandelt sich in Wehmuth, wenn ich daran denke, daß die strengen Ordensregeln die Nonnen fest an's Kloster binden und ihnen nie einen alleinigen Spaziergang in Gottes freier Natur erlauben. Allein in die Loge der Kreuzkapelle darf aber wohl eine Nonne gehn, und somit kann Nina Sontag ungestört das Grab der Schwester besuchen. Für sie wird sich gewiß die düstere Stätte des Todes mit dem sonnighellen Lichte der Erinnerung umgeben und aus dem tiefen Schatten des Gewölbes eine so freundliche Gestalt aufsteigen, daß sie über diese die finstere Schattenseite der Umgebung vergißt.

Welche Vorliebe Henriette Sontag selbst für das Marienthaler Kloster gehabt, beweisen am besten ihre Besuche, die sie dort zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens gemacht. So oft sie konnte, entriß sie sich dem Trouble der großen Welt, dem stets vielfach an sie Anspruch machenden Leben, um in dieses stille, einsame Thal zu eilen. Freudig verließ sie Ehre, Glanz, Ruhm, das in der Welt ihr Theil war, gern brachte sie Glück, Freude, irdische Seligkeit zum Opfer, das sie im häuslichen Kreise aufgab, um einige Zeit im Kloster zu verleben. Dort harrte ihrer nie eine laut jubelnde Menge, dort erwartete sie kein Lorbeerkranz, keine Huldigung! Da fand sie von all den Herzen, die warm für sie schlugen, nur eins, das ihrer einzigen Schwester! — Was muß das Herz ihr gewesen sein, daß sie es zu Zeiten für Alles hingab! — Sie, die so Vieles besaß, die Alles hatte, was das Leben reich, schön und werthvoll macht, sie vermißte dennoch unter all den Gaben, mit denen das Glück sie überschüttet, jenes eine Herz, das sich Gott geweiht und dem Himmel ergeben. Darum eilte denn die in der Welt so hoch geachtete Dame, die von ihrem Gatten und ihren Kindern geliebte Frau, die von Allen gefeierte Künstlerin fort aus der lichten glänzenden Sphäre ihres Lebens, hin in die engen Mauern eines abgeschiedenen Klosters.

Dort war sie weder die Frau des Gesandten, noch die berühmte Künstlerin, sondern einzig und allein Schwester, Schwester der Nonne! In stiller Zelle sang sie mit dieser geliebten Schwester die Lieder, die sie einst als fröhliche harmlose Kinder im Hause der Eltern gesungen; dort sangen sie zusammen die Duette, die sie einst vereint auf der Bühne gesungen, und dort besprachen sie auch die Ereignisse ihres Lebens, den Gang ihrer Laufbahn, die Wendungen ihres Geschickes, — ihre Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft.

Verschieden sind die Geschicke der Menschen, verschieden waren es die der Schwestern Sontag, wie auch stets ihre Neigungen und Ansichten verschieden gewesen sind. — Henriette Sontag hing mit ganzer Seele an Leben, Welt und Bühne, froh und freudig erfüllte sie die Pflichten ihres Berufes, ihre Laufbahn war eine helle, rosige, und Kränze des Ruhms wurden ihr gewunden, wo ihre Stimme erklang, die Herzen flogen ihr entgegen, wo ihre liebliche Erscheinung sich zeigte. Aus der Bahn des Ruhmes zog sie im Zenith ihres Glanzes sich zurück, wählte den Pfad der Liebe, und das Glück blieb auch dort ihr Begleiter! — Nina Sontag sehnte sich dagegen immer fort aus dem Leben der Bühne und dem Geräusche der Welt. Ihr Ziel war ein ernstes, — für sie entfaltete die Welt umsonst ihre heitern Reize, und ihr Herz fand erst Befriedigung, als der Nonnenschleier ihre Gestalt umhüllte und ihre Seele die göttliche Weihe empfangen hatte.

Wohl den Menschen, die ihr Ziel auf Erden erreichen und mit der Wendung ihres Geschickes zufrieden sind! — Beide Schwestern Sontag waren zufrieden. Liefen auch in ihrer frühesten Jugend ihre Wünsche nach entgegengesetzten Richtungen, — in der Liebe zu einander begegneten sich ihre Herzen immer; — mochten auch in spätern Jahren ihre Wünsche und Hoffnungen ein verschiedenes Ziel haben, sie einigten sich in dem einen Wunsche, in der einen Hoffnung, eine vereinte Ruhestätte in Marienthal zu haben.

Für die Erfüllung dieses Wunsches wirkte Gräfin Rossi durch ihre Liebenswürdigkeit. Sie entzückte und bezauberte die Nonnen im Kloster ebenso, wie sie es in der Welt mit allen Menschen gethan. Sie sang sich in die frommen Herzen, wie in die weltlichen. Nicht allein standen die Nonnen lauschend in den Gängen des Klosters, wenn die zauberisch schönen Stimmen der Schwestern in der kleinen Zelle erklangen, sondern sie hörten sie auch in dem großen Saale singen, wo die Aebtissin musikalische Abende arrangirt hatte und Gräfin Rossi bereitwillig sang, was man zu hören verlangte.

Zu jener Zeit ahnte Gräfin Rossi wohl nicht, daß sie noch einmal wieder aus dem stillen Kreise des häuslichen Lebens heraus und in die Oeffentlichkeit treten würde. Im Jahre 1849 geschah, was sie und Niemand geahnt und geglaubt hatte! — Ihren Kindern zur Liebe brachte sie das Opfer, um sich und ihrem Mann ein sorgenfreies Alter zu verschaffen, betrat sie von Neuem die Bühne, die ihr ein Vermögen in Aussicht stellte, das sie verloren.

Vor ihrer Reise nach Amerika 1852 war Gräfin Rossi zum letzten Male in Marienthal. Da hörten die Nonnen auch das letzte Mal den schönen Gesang der beiden Schwestern. Am Schlusse des Duetts aus der Norma sagte die Gräfin zu der Nonne, die so wunderbar schön gesungen hatte, daß nicht allein die Schwester, sondern Alle bezaubert waren: „Wenn Du mir doch Deine wundervolle Stimme geben könntest, Nina!“ Die von der Nonne gegebene Antwort lautete: „Wie gern thäte ich es, da Du etwas aus ihr machen könntest, was mir nie gelungen ist!“

Der Grund, daß Nina Sontag mit ihrer schönen Stimme keinen der Erfolge erzielt hat, wie ihre Schwester, soll ihre nicht zu besiegende Befangenheit und Aengstlichkeit gewesen sein — ihre Unlust zum Bühnenleben! — Jetzt, wo sie ihre Stimme nur zur Ehre Gottes, zum Lobe des Höchsten erhebt, ist jede Spur von Scheu und Angst von ihr gewichen. Der wahrhaft himmlische Klang ihrer Stimme entzückt jetzt noch oft die Hörer. Athemlos lauschend soll stets beim Gesange der Nonnen in der Kirche die Menge dasitzen, und Viele glauben, wenn sie die Töne von Schwester Julianens Stimme vernehmen, daß ein Engel auf dem Chore singe und sein Lied mit dem der frommen Nonnen vereine.

Auch ohne die Stimme der Schwester mit in die Ferne zu nehmen, errang sich Gräfin Rossi, als sie nach beinahe zwanzigjähriger Pause abermals die Bühne betreten, Triumphe, wie sie sie in gleicher Weise als Henriette Sontag gefeiert hatte.

Mit dem Vorsatze, jedem ihrer vier Kinder ein Vermögen von 100,000 Thalern, und für sich und ihren Gemahl die Summe einer halben Million zu ersingen, soll sie zum zweiten Male öffentlich aufgetreten sein. Die unerhörten Anerbietungen der Londoner Direction der italienischen Oper haben diesen Entschluß in ihr erregt.

Nachdem sie 1849 in London, später in Paris, dann außer in Wien und Berlin in allen Hauptstädten Deutschlands mit dem größten Erfolge gesungen, schiffte sie sich, um die sich gestellte Aufgabe zu lösen, am 25. August 1852 in Begleitung ihres Gatten nach Amerika ein. Die Aufnahme, welche sie dort fand, ließ den glühenden Enthusiasmus der Europäer noch hinter sich zurück. — Man empfing sie bei ihrer Landung in New York wie eine Fürstin, und jede mögliche Huldigung wurde der talentvollen deutschen Künstlerin von den Amerikanern zu Theil.

Sie trat außer in New-York in Philadelphia, Boston und mehreren andern bedeutenden Städten Amerika's auf. Im April 1854 kam sie nach Mexiko, wo sie den Beschluß ihrer theatralischen Laufbahn machen wollte. Im Sommer beabsichtigte sie zu ihren Kindern zurückzukehren, die sie in Europa zurückgelassen hatte. Der Tod setzte dort im fernen Lande ihren Plänen, Wünschen und Erwartungen ein Ziel. Während ihrer Anwesenheit in Mexiko gestaltete sich die Cholera, die seit 1850 dort von Zeit zu Zeit epidemisch wüthete, furchtbarer, als sie seit lange gewesen. Sie forderte viele Opfer und ergriff am 11. Juni auch die Gräfin Rossi, die Tags zuvor noch blühend und gesund gewesen und in der Probe zur Lucretia Borgia gesungen hatte. Schon am 17. starb sie in den Armen ihres verzweifelnden Gatten.

Am Tage nach dem Tode der Gräfin Rossi erschienen in Mexiko sämmtliche Zeitungen mit einem Trauerrande, und der „Heraldo“ brachte eine Vignette, die einen weinenden Engel darstellte, der ein Grabkreuz mit einem Lorbeerkranze schmückte. Die Todesanzeige war in spanischer Sprache abgefaßt, und zugleich versuchten einige Worte den Schmerz zu schildern, den man allgemein über den Verlust der berühmten Künstlerin empfand.

Von der Art und Weise, wie Gräfin Rossi im fernen Lande verehrt und betrauert worden ist, gibt folgender Artikel aus einer mexikanischen Zeitung Zeugniß:

„Mit Thränen im Auge und Trauer im Herzen schreiben wir unsern zweiten und letzten Bericht über die von zwei Welten bewunderte Künstlerin, die wie ein glänzendes Meteor am europäischen Himmel aufging, dort Jahre lang als Stern erster Größe leuch-

tete und noch in vollem Glanz sich gegen Abend wendend, am tropischen Himmel Amerika's entschwand. Henriette Sontag, Gräfin Rossi, die unvergeßliche große Künstlerin, die anspruchslose liebenswürdige Frau, die, wo sie sich nur zeigte, Alles durch den Zauber der Kunst und ihrer Persönlichkeit beherrschte, schläft den tiefen Schlaf des Todes. Mexiko, der letzte Schauplatz ihrer Triumphe, ward ihr Grab. Uns fehlen die Worte, die Bestürzung, den Schmerz und die tiefe Trauer zu schildern, welche die ganze Bevölkerung ohne Ausnahme an den Tag gelegt; in allen Familien fließen Thränen, als ob jede eine ihr theure Verwandte verloren. Wo zwei Welten trauern, scheint uns jeder Trost unmöglich, kleinlich, ja verletzend. Wie eine Heilige haben wir die würdigste aller Priesterinnen der Kunst verehrt, so wollen wir auch ihr Andenken wahren und ehren wie das einer Heiligen."

Die deutsche Liedertafel in Mexiko übernahm die Anordnung des Begräbnisses. Den Zug eröffnete der mit vier Pferden bespannte Trauerwagen. Ihm folgte der Musikverein der Franzosen, dann die Mitglieder der deutschen Liedertafel, welche den mit Blumen geschmückten Sarg trugen. Der vom Sarge ausgehende Trauerflor wurde von vier Künstlern der Oper gehalten. Im unabsehbaren Zuge folgten die übrigen Leidtragenden, das ganze Opernpersonal, sämmtliche Mitglieder des deutschen Clubs, viele angesehene Fremde und die Mexikaner. Mehrere hundert Equipagen beschlossen den Zug, wie er so zahlreich noch nie in Mexiko vertreten gewesen, noch nimmer so feierlich gesehen worden. In der Kirche San Fernando ist der Sarg von der anwesenden Geistlichkeit und dem Opernorchester empfangen worden. Nach dem abgehaltenen Todtenamt stimmte die deutsche Liedertafel das Lied „O Sanctissima" an, und unter diesen Klängen wurde die Leiche in der Kapelle beigesetzt, wo sie so lange bleiben sollte, bis sich ein Schiff fand, das den Transport nach Europa übernehmen wollte.

Einen seltsamen Contrast zu diesem prachtvollen Leichenbegängniß in Amerika bildet die auf deutschem Boden im Marienthaler Kloster veranstaltete kleine Feierlichkeit bei der Beisetzung Gräfin Rossi's.

An einem klaren, sonnenhellen Maimorgen wurde der mit Kreuz und Lorbeerkranz geschmückte Sarg über den stillen einsamen Klosterhof in die Kapelle getragen und in die dunkle Gruft niedergelassen! — — Anstatt jener Tausende von Fremden, anstatt alles Luxus und Glanzes, anstatt der ganzen mexikanischen Geistlichkeit in der prachtvollen Kirche zu San Fernando, eine kleine düstere Kapelle eines abgelegenen Klosters, am verwitterten Altare ein das Todtenamt verrichtender Geistlicher, in den dunklen Betstühlen aber eine Mutter, der Gatte, die Kinder und Brüder der Verstorbenen, und über dieser kleinen Welt von unnennbarem Weh und unsagbarem Schmerze, hinter den vergitterten Fenstern einer Loge in der Höhe der Kapelle, die einzige Schwester im Nonnenschleier! —

Welches Begräbniß ergreifender gewesen, wo die Trauer erschütternder — ich glaube nicht nöthig zu haben, es anzudeuten.

Die Sängerin, die Künstlerin wurde in Mexiko, — die Frau, Tochter, Mutter, Schwester in Marienthal begraben! — Ob sie nun auch in dunkler Gruft eines entlegenen Klosters den ewigen Schlaf des Todes schläft, — gestorben ist sie darum nicht, denn Henriette Sontag lebt in all den Herzen, die sie gekannt haben, und als leuchtender Stern wird ihr Name für ewig am Horizonte der Kunst strahlen.

Blätter und Blüthen.

Ein „echter Bürger". In das kleine Stückchen Weimarische Erde, wo im Tode vereint der große Karl August, Schiller und Goethe ruhen, dicht neben seinem fürstlichen Herrn und Freunde, ist vor Kurzem ein Mann eingesenkt worden, der es wohl verdient, daß wir einen Kranz auf sein enges Bett legen. War er auch nur ein einfacher Mann, dessen Verdienste kein Geschichtsbuch einst aufzählen wird, — die „Gartenlaube" richtet ja nicht nach Orden, die eine Brust bedecken, sondern nach den Thaten, die von dem Menschen und seinem Herzen Zeugniß geben.

Als wir vor einigen Monaten das Schillerfest feierten und mit Sorgsamkeit alle Personen und Schriftstücke aufsuchten, die uns ein Bild jener großen Zeit des kleinen Weimars geben konnten, fanden sich nur Wenige noch, die aus eigner Anschauung von dem geistigen Glanze jener Epoche erzählen konnten. Der „alte Hoffmann", wie man in Weimar allgemein den Besitzer der Hofbuchhandlung nannte, war einer der Letzten, die jene Glanzperiode fast von Anfang an bis zu Ende mit durchlebt und in ihr thätig mitgewirkt hatten. Bereits 1802 an der Spitze seines Geschäfts, das er nur auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs Karl August und dessen Mutter, der bekannten Herzogin Amalia, übernahm, war er mit allen Heroen der damaligen Zeit: Schiller, Goethe, Wieland, Schopenhauer, Kanzler Müller, Bertuch, Einsiedel, St. Schütze etc., theils befreundet, theils in täglicher geschäftlicher Verbindung. Sein Fürst, der große Karl August, beehrte ihn mit einem so unbedingten Vertrauen, daß er ausdrücklich den Befehl erließ: „den Hoffmann unangemeldet in sein Arbeitscabinet eintreten zu lassen," eine Erlaubniß, von der dieser fünfundzwanzig Jahre bis zum Tode des Großherzogs Gebrauch machte, und zwar, wie er mit Stolz hinzusetzte: „nicht in Frack und Schuhen, sondern im langen Rock und Stiefeln" — In den Jahren 1806 bis 1812 benutzte der deutschgesinnte Fürst, der fortwährend gegen Napoleon conspirirte, den gewissenhaften Mann oft zur Besorgung der geheimsten, aber auch gefährlichsten Correspondenzen und Aufträge, deren Entdeckung demselben unbedingt das Schicksal seines Collegen Palm bereitet haben würde. Wir kennen einige Episoden aus jener Zeit, die ein so herzerquickendes und seltenes Bild eines schönen Verhältnisses zwischen Fürst und Unterthan abgeben, daß uns nur Rücksichten der Pietät veranlassen können, sie nicht zu veröffentlichen. Die Liebe zu diesem großen Fürsten war lange nach dessen Tode in dem zweiundachtzigjährigen Greise noch so lebendig, daß er keine größere Freude kannte, als von dem „alten Herrn" zu erzählen, mit dem er so viele schöne Stunden verlebt hatte. Und diese Liebe trug sich auch in der Folge auf den genialen Sohn des alten Herrn über, den noch jetzt lebenden Herzog Bernhard von Weimar, mit dem er in späteren Jahren oft bis tief in die Nacht zusammen auf den Holzstühlen seines Geschäfts saß und von alten vergangenen Zeiten plauderte, die für Beide eine reiche Quelle schöner Erinnerungen boten. Karl August belohnte seine Anhänglichkeit mit dem Rathstitel und der goldenen Verdienst-Medaille.

Was er als Buchhändler leistete, gehört nicht hierher, obwohl seine Firma lange Zeit zu den hervorragendsten des deutschen Buchhandels gehörte. Die „Reise des Herzogs Bernhard von Weimar nach Amerika", Kotzebue's literarisches Wochenblatt (jetzt Blätter für literarische Unterhaltung), Kotzebue's Reisen um die Welt, Herder's Briefe über das Studium der Theologie, mehrere Predigten desselben Verfassers, des bekannten Rationalisten Röhr Schriften und noch viele andere verdienstliche Werke gingen aus seinem Verlage hervor. In den zwanziger Jahren hatte er in Verbindung mit den Gebrüdern Hahn in Hannover den Ankauf der Goethe'schen Gesammtwerke für 100,000 Thaler contrahirt, welches Abkommen indeß durch die Machinationen eines bekannten Weimarischen Herrn wieder vereitelt wurde. Interessant ist, daß sein Geschäft bereits seit 1725, mithin jetzt 135 Jahre in den Händen der Hoffmann'schen Familie ist, die dasselbe stets in demselben Locale, dem Hause des Malers Lucas Kranach, dessen Arbeitsstübchen jetzt noch zu sehen ist, betrieben hat. Bereits 1852 feierte der „alte Hoffmann" sein fünfzigjähriges Jubiläum als Chef seiner Handlung.

Wir haben es indeß hier weniger mit dem Buchhändler, sondern mehr mit dem Menschen und Bürger zu thun. Der alte Hoffmann war einer jener Männer, die in dem Munde des Volkes sehr bezeichnend als „echte Bürger" leben und gelobt werden. Witzig, derb und stets schlagfertig, wenn es galt, seine Meinung zu vertheidigen oder im Rathe der Gemeinde sein Votum abzugeben, verbarg er unter der Maske des Humors und des Scherzes ein so warmes Herz für die Leiden seiner Mitmenschen, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo es Noth that, mit Rath und That beizuspringen. Ein rastloser Helfer der Bedrängten, ein treuer Freund der Armen, wie und wo er sie fand, gab er oft mehr, als seine Mittel erlaubten, und Schreiber dieser Zeilen kennt manchen Bauer, dessen abgebrannte Ställe und Scheuer mit der Unterstützung dieses Ehrenmannes aufgebaut sind. Als im Jahre 1810 eine Pulverexplosion einen großen Theil von Eisenach zerstörte, war es der alte Hoffmann, der, mit der Büchse in der Hand, allein an 6000 Thaler für die Beschädigten sammelte und ihnen außerdem noch Kleider, Brod und Betten sandte. Das war damals, wo es keine Zeitungen gab, oder das einzige dort existirende Blättchen doch nur in 120—150 Exemplaren gelesen ward, nicht so leicht, als jetzt, wo durch einen warm geschriebenen Aufruf einer vielgelesenen Zeitung mit Leichtigkeit und ohne persönliche Bemühungen Tausende gesammelt werden. Die „grüne Büchse" des alten Hoffmann, wenn sie bei Gelegenheit einer Wasser- oder Feuersnoth in der Stadt umherging, oder in der Buchhandlung ausgestellt war, war bekannt im ganzen Lande, und von allen Seiten flossen ihr reichliche Gaben zu. So gelang es dem einzelnen Manne, in dem Jahre 1814 bedeutende Summen für die Familien der Kämpfer des Vaterlandes zu sammeln; er war es, der zuerst in Weimar einen „Weihnachtsbaum für arme Kinder" anzündete, und an ihn wendeten sich die Gemeinden, die von Feuer oder Wasser heimgesucht waren und ihrer Noth kein Ende wußten. So oft auch seine Hülfe in Anspruch genommen wurde, er ward nicht müde und ließ nicht nach im Betteln für die Armen und Bedrängten und legte schließlich selbst aus eigenen Mitteln bei, so viel oder so wenig er eben entbehren konnte, wenn die Sammlung zur Deckung der vielen Ansprüche nicht ausreichen wollte. Wie viele Thränen verschämter Armen er getrocknet, wissen nur die, welche ihm ganz nahe standen.

Als vor einigen Wochen der 82jährige Greis in den Armen seines einzigen geliebten Sohnes starb, waren es die Thränen der Armen, die seinen Sarg benetzten, und ein Leidtragender hatte sehr Recht, als er weinend sagte:

„Er war einer von den Bravsten der Braven und hinterläßt keinen Feind! Wir haben ihn nie in der Kirche gesehen, aber er war ein Mensch in der schönsten und edelsten Bedeutung des Wortes!"

Trappen-Jagd in Klein-Asien. In der kleinasiatischen Türkei, wo so viele kleine Staaten und einst blühende Culturvölker begraben übereinander liegen, gibt's wenigstens noch ein üppiges Naturleben. Gräser und Blumen, Gesträuch und Wald, nicht abgeweidet, kaum betreten während eines ganzen Jahres, sprießen im Frühlinge immer wieder mächtig und üppig aus der von Wind, Wetter und Winter niedergedrückten Schicht des vorigen Jahres hervor. Es fehlt oft Tage lang an Menschen, desto lauter und bunter freut sich das ungestörte Gethier des Waldes und Feldes seiner Freiheit und seiner Fittige. Das Wild mit Flügeln ist ersten Ranges. Die Trappe (große und kleine Art) bildet in den großen Ebenen das herrschende Geschlecht. Hinter wild verwachsenen Teichen und Flüssen schlagen wilde Gänse und Enten, Kreuzschnäbel, rothhalsige Speckenten, kleine, listige Kriechenten, Wald- und Feldschnepfen, Kibitze und unzählige andere Sumpf- und Wasservögel oft den tollsten Lärm großer Städte in der menschenleersten Einsamkeit. Auf dem Felde machen Hasen ihre „Mätzchen" im Mondschein, bewundert von Hamstern, Wieseln und anderm friedlichen Wild ihrer Art, die nicht solche Kunststücke machen können, wie Herr Lampe, der Hase, in seiner ungestörten Mondscheinlust.

Die wenigen Türken, die zwischen den kleinasiatischen Städten das Land bewohnen, aber nicht bebauen, schießen sich, was sie von diesem Wild brauchen, aber auch nicht mehr. Es wird ihnen sauer mit ihren krummen Beinen und den alten schlechten Flinten mit Feuerstein, die hier von verschiedenen europäischen Soldaten ihr Ende finden. Nur Wenige haben doppelläufige, deutsche oder französische Percussions-Jagdflinten.

Nur wenn Engländer oder sonstige Europäer zum Jagen kommen, wird der Türke manchmal zu ungewöhnlicher Anstrengung und Waidmannslust aufgeregt und ist dann wenigstens in der Theorie oft sehr nützlich. Das wilde Geflügel ist ungeheuer pfiffig und vorsichtig, und es gibt keine größere und feinere Kunst, als die pfiffigste und schönste aller feinen Bratensorten, die Trappe, zu belauschen und ihr auf Schußweite nahe zu kommen.

Die große Trappe bevölkert im Sommer ungeheure wilde Steppen Rußlands und zieht im Winter südwärts bis zu den Gestaden der Dardanellen. Der Sicherheit wegen lassen sie sich — stets in geordneten Stämmen und geschlossenen Gesellschaften, wie es scheint — mitten in größeren Ebenen nieder, und halten nach allen Seiten Wache, um sich bei Annäherung der geringsten Gefahr sofort auf die Flügel zu machen. Trappen von sechzehn bis zwanzig Pfund sind nichts Seltenes und eine Delicatesse. Deshalb hat man längst Mittel und Künste ausgefunden und scheut keine Strapazen, sie doch zu überlisten und sich den Braten herunter zu holen.

Der Engländer Sagah schildert eine solche Trappen-Jagd vom vorigen Winter. Der Tag war hell und kalt, mit einem leichten Nordostwinde, Grund und Boden hart und mit Schneewellen geweißt. Ich, ein Freund und Hafiz Bey, ein junger Türke, brachen gut vorbereitet auf. Mein Gewehr war ausgezeichnet, Hafiz hatte ein altes Feuergewehr, das nach meiner Meinung ihm selbst gefährlicher war, als den Trappen. Kaum zwei Meilen von dem Hause unseres Consuls fangen die großen Ebenen von Krisba an, auf denen König Xerxes sein berühmtes Heer (auf das er sich verließ) paradiren ließ, ehe er auf der Schiffbrücke nach Griechenland übersetzte, um sich dort sehr schlagen zu lassen. Wir gingen bis zu einer leichten Anhöhe in die Ebene hinein und beschatteten unsere Augen, um ringsherum in die weiße Weite hinein zu spähen. Der junge Türke machte die erste Entdeckung: „Dort seh' ich sie," rief er. „Eine ganze Gesellschaft. Ich glaube, sie merken uns. Nieder, nieder! Geschwind!" Und wir warfen uns nieder und krochen auf Schnee und Eis zu den nächsten Sträuchen und Büschen. Unser Bursche saß zu Pferde und blieb sitzen, ohne daß die Trappen, etwa anderthalb englische Meilen von uns ausfliegend, Furcht vor ihm zeigten. Sie geniren sich nicht so leicht vor Thieren, sagte er. Auch vor ganzen Schaaren Menschen, die im Felde arbeiten, fliehen sie nicht. Nur den einzelnen, vorsichtig und mit mörderischen Gedanken ausschauenden Jäger scheinen sie überall sofort auf große Entfernung zu erkennen und seine Absicht zu wittern.

Nichts interessanter, als so eine Trappengesellschaft auf dem Boden zu beobachten, wie ich's jetzt konnte. Den Wachen vertrauend, die sie auf zwei entgegengesetzten Seiten aufstellen, laufen und weiden die andern ganz sorglos umher, bis plötzlich, offenbar auf ein uns unbemerkbares Zeichen der Wache, alle zugleich zu laufen und zu fressen aufhören, ihre Köpfe, wie auf Commando eines Unterofficiers, emporstrecken und alle in derselben Richtung halten. Dies ist der Moment ihrer Flucht. Aber sie steigen nicht mit einem Male empor, sondern nach einer unbeweglichen Stille von höchstens zwei Secunden zu je Zweien oder Dreien, und dies mit keiner Ueberstürzung.

Wie überlegen zeigen sie sich dem Menschen! Großen Gefahren gegenüber auf Schiffen und bei einem Feuer, z. B. im Theater, werden Tausende intelligenter Menschen wie wahnsinnig und zerquetschen und erdrücken sich, oder hindern wenigstens jeden mit Geistesgegenwart und Umsicht versuchten wirklichen Rettungsplan. Die Trappenheerde war uns näher gestiegen und hatte sich etwa 500 Yards vor uns niedergelassen. Hier beobachtete ich sie, hinter Gestrüpp verborgen. Zugleich führten wir unsern Angriffsplan aus. Wir krochen auf dem Bauche nach verschiedenen Seiten ab, versteckt durch eine kleine Erhebung, die zwischen uns und den Trappen lag, um sie zu umzingeln. Der Bursche ritt in einem großen Halbcirkel um sie herum, um sie von der entgegengesetzten Seite her nach uns hin aufzuscheuchen. Er ritt mitten in sie hinein. Dies war die Spitze unserer Waidmannslust und Aufregung. Mein linker Flügel (ich war in der Mitte) feuerte seine beiden Schüsse zuerst ab. Dies brachte den Schwarm in andere Richtung, zu meiner höchsten Freude nach mir her. Ich lag mit pochendem Herzen, bis ich den ersten Vogel just über mir sah. Jetzt sprang ich auf, zielte kaltblütig nach dem größten und dann nach einem zweiten. Mit schwerem Schlage, von welchem der Schnee aufstob, klatschten zwei Trappen nieder, ganz todt. Nur ein Jäger versteht meinen Stolz und meine Freude. Beide ganz todt. Nur zwei Schüsse und jeder von vollkommenster Wirkung. Kein Gezappel, kein Todeskampf. Auch mein Freund brachte eine Frucht seiner Arbeit, aber nur eine, der junge Türke kam nur mit einer geschwollenen Backe, aber mit leeren Händen.

Wir wiederholten unsere Manoeuvres den ganzen Tag, aber ohne weiteren Erfolg, nur daß wir einige Trappen verwundeten. Es ist nicht leicht, sie t o d t zu treffen. Ihr Gefieder ist ungeheuer dick und kugelfest, so daß schwache und fern gehende Ladungen oft ganz wirkungslos abprallen. Auch an späteren Tagen wiederholten wir unsere List und Kunst, oft gegen 4—5 Gesellschaften von 100 bis 300, und im Durchschnitte mit erfreulicher Ernte; aber das Kriechen und Liegen im Schnee ist auf die Dauer kein Spaß und ganz und gar unthunlich, wenn die Sonne während des Tages etwas erweichend gegen Schnee und Boden wirkt.

Deshalb gingen wir bald auf eine weniger waidmännische, listigere Methode über. Wir stopften mehrere der geschossenen Trappen kunstgerecht aus und stellten sie in bequemer Schußweite von bedeckten Gruben auf, in welchen wir lauerten und lauschten, bis bald diese, bald jene lebendige Gesellschaft herankam, offenbar neugierig, was diese einzelnen, ruhigen Collegen mit ihrer steifen, vereinsamten Position und Geberde bedeuten sollten. Ich hatte diese leichte und sehr erfolgreiche Methode schon in den Umgegenden von Samsun und Trebisond kennen gelernt. Beide Arten von Trappen, die große und die kleine, werden auf diese Weise angelockt und geschossen. Letztere sind von der Größe eines Huhns und weit feiner im Geschmack und Aroma, als erstere, aber beide gehören zu dem Besten, was geflügeltes Wild für Tisch und Gaumen zu liefern vermag. Wie mehrere der geflügelten Schaaren Kleinasiens, besonders Kriech-Enten, Kreuzschnäbel rc., während des Winters in „geheimnißvollen englischen Lockteichen" überlistet und abgethan werden, das haben wir in einem früheren Jahrgange zum Besten gegeben.

Ein Lebenslauf. Am 9. Jan. starb in Wien der letzte directe Sprößling des freiherrlichen Stammes v. d. T r e n k, preußischer Linie, die Nichte des unglücklichen Abenteurers, der im Beginne der großen französischen Revolution unter der Guillotine sein Leben verlor, und somit auch eine Verwandte des österreichischen Pandurenführers, der auf dem Spielberg starb — Frau Edle v. Kuschieke, geborene Freiin v. d. Trenk, im 87. Lebensjahre und in solch' tiefer Armuth, daß ihr Leichnam von der protestantischen Gemeinde A. C., deren Pfründnerin die Verstorbene auch gewesen, gratis zur Erde bestattet werden mußte. Ihre Lebensgeschichte ist eines der ergreifendsten Beispiele von den Wandlungen menschlichen Geschickes, von der Vergänglichkeit stolzester Geschlechter.

Karoline Freiin v. d. Trenk war in der Lausitz geboren, vermählte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem preußischen Schiffscapitain v. Kuschieke, der aber im Jahre 1807 von den Franzosen zu Stettin wegen patriotischer Widersetzlichkeit verhaftet und von ihnen an einen Ort geschafft wurde, wo er gänzlich verscholl, ohne daß seine Gattin je wieder etwas von ihm gehört hätte. Sie zog sich nach Breslau zurück, begab sich später nach Prag und ließ sich endlich 1809 in Wien nieder, wo sie sich durch Spitzenverfertigung auf maschinenmäßigem Wege ihren Unterhalt zu erwerben suchte. Im Jahre 1830 verlor sie durch die Ueberschwemmung den größten Theil ihrer Habe und das ganze Repositorium ihrer Familienpapiere. Sie versank bald darauf in Noth und mußte ihre Existenz auf Gnadengaben stützen. Im Jahre 1848, wo diese Quelle plötzlich versiechte, sah man die 75jährige Freiin v. d. Trenk mit dem Schubkarren auf den öffentlichen Arbeitsplätzen tagwerken, um sich, gleich den Aermsten der Armen, einige Groschen für den Unterhalt ihres Lebens zu erwerben. Einige Jahre später gerieth sie ganz in die Kategorie der Unterstützungsbedürftigsten der Residenz. Die protestantische Gemeinde gewährte ihr eine Pfründe von jährlich zwölf Gulden. Die Pfarre der Leopoldstadt bemühte sich, die alte Frau in den Genuß wohlthätiger Stiftungen zu versetzen, und erwirkte ihr den Mitgenuß der Aspremont'schen Stiftung mit 6½ Kr. WW., der Mareut'schen mit 15½ Kr. östr. W. und — der Trenk'schen mit 4½ Kr. östr. W. täglicher Alimente, so daß sie monatlich gegen 10 Gulden aus Wohlthätigkeitsanstalten und nebenbei auch noch von Zeit zu Zeit Gnadengaben der Kaiserin-Mutter und anderer Mitglieder des kaiserl. Hofes erhielt — bis sie endlich nach sechswöchentlicher Krankheit an Altersschwäche in den Armen ihrer Pflegetochter mit dem tiefen Seufzer verschied: „Wir haben keinen Kreuzer im Hause, was wirst Du machen, wenn ich nun sterben sollte?"

Merkwürdig ist, daß sofort nach dem Tode dieser Frau ein historischer Roman: „Friedrich von der Trenk" angekündigt wird, dessen Herausgeber nach bis jetzt unbekannten Quellen gearbeitet haben und über viele Momente des T r e n k'schen Lebens Aufschluß geben will, über die Trenk aus Rücksichten gegen lebende Personen in seinen Memoiren zu schweigen genöthigt war. Wahrscheinlich ist damit die Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich des Großen gemeint, die bekanntlich ihrer Liebe zu Trenk das größte Opfer brachte, dessen ein Weib fähig ist: d a s i h r e r S c h ö n h e i t. Sie zerstörte dieselbe freiwillig, als sie noch in schönster Blüthe stand, um sich dadurch einem verhaßten Ehebündnisse zu entziehen.

Brave Familie. Als der König Friedrich Wilhelm III. sich mit der jetzt noch lebenden Fürstin von Liegnitz geb. Gräfin von Harrach verheirathete, reiste kurz zuvor der Graf Harrach durch H., einem kleinen Städtchen in der Provinz Sachsen. Der dortige Wirth zur Sonne hatte kaum erfahren, daß der Einkehrende der Graf Harrach sei, als er sich demselben näherte und ihn vertraulich auf die Schulter klopfte: „Herr Graf," sagte er unter höflichen Verbeugungen, „ich gratulire bestens, Sie können sehr froh sein, Ihre liebe Tochter macht eine gute Partie, sie kommt in eine sehr brave Familie."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander W[illegible] in Leipzig.

№ 7. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Guntershausen.

Von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages," fuhr Eva fort, „als ich wieder damit beschäftigt war, wurde die Thür heftig aufgerissen. Tante Ernestine trat ein, an ihrer Seite ein junger Mann mit glühendem Gesicht und auffallend stolzer Haltung. Es war Lothar, ich erkannte ihn auf den ersten Blick und war einen Moment vor Ueberraschung so gelähmt, daß ich nicht im Stande war, mich bemerklich zu machen. „Ich versichere Dich, Tante, daß ich nicht studire!" rief Lothar im Hereintreten; „ich muß und will Soldat sein!" Dabei blitzten seine Augen, wie ich's nie bei einem andern Menschen gesehen habe. „Das wird sich finden, mein Junge," sagte die Tante in ihrem strengsten Tone und hätte vielleicht noch mehr gesagt, wäre ich nicht in diesem Augenblicke hinter den Bücherschränken hervorgetreten. Erst sah mich die Tante mit bösen Augen an, aber dann wurde ihre Miene freundlicher. „Gut, daß Du da bist, kleine Eva," sagte sie. „Ich übergebe Dir diesen Trotzkopf, sieh zu, daß Du ihn zur Raison bringst, ich habe jetzt nicht Zeit dazu." Mit diesen Worten wandte sie uns den Rücken und rauschte zur Thür hinaus.

„Auch Lothar hatte mir den Rücken gekehrt. Er stampfte mit dem Fuße, recht wie ein trotziges Kind, schüttelte die geballte Hand über seinem Kopfe und murmelte vor sich hin: „Und wenn sie mich einer Legion von Teufeln übergäbe, den Willen thu' ich ihr doch nicht!" — „Oho, seh' ich denn aus wie der Teufel?" rief ich empört. Lothar drehte sich um, starrte mich einen Augenblick an, brach dann in ein helles Lachen aus und erwiderte, indem er meine beiden Hände faßte: „Nein, kleine Eva, wahrhaftig nicht. — Aber Du solltest wissen, wie sie mich peinigt," fuhr er ernsthaft fort, und nun erzählte er mir ausführlich von seinen Kümmernissen. Statt ihn zur Raison zu bringen, wie Tante Ernestine befohlen hatte, schloß ich ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm, d. h. ich versprach zu thun, was ich könnte, um den Papa, der ja auch mit Leib und Seele Soldat war, für Lothars Pläne zu gewinnen — und so waren wir von Stund an die besten Freunde. Ich war damals fünfzehn Jahr alt, Lothar achtzehn. Du erinnerst Dich gewiß noch an die Zeit — erst gab's heftige Kämpfe mit der Tante, aber Lothar blieb fest, Papa stand ihm bei, und so kam er bald darauf als Fähndrich in Vaters Regiment. Nicht wahr, Du erinnerst Dich jetzt?"

„O, nur zu deutlich," erwiderte Frau von Hersenbrook. „Ich wollte, liebe Eva, daß Deine Erinnerungen so klar wären, wie die meinigen; vielleicht stürztest Du Dich dann nicht so in Dein Unglück hinein. Je länger ich über Alles nachdenke," fuhr sie nach einer Pause fort, „je unbegreiflicher ist's mir, wie Du zu diesem Mann Vertrauen haben kannst. Was ihm versagt ist, will er besitzen; hat er's erreicht, so wirft er's weg. Erst will er Soldat sein — es ist sein Beruf, er will eher das Leben verlieren, als ihm entsagen; die ganze Familie kommt in Aufruhr, zum ersten Male im Leben gibt Tante Ernestine nach — und wenige Jahre später nimmt Lothar den Abschied. Als Du ihm bestimmt warst — ich nehme an, daß Tante Ernestine im Ernste gesprochen hätte — kümmerte er sich nicht um Dich. Seines Bruders Braut ist die Erwählte. Das Geschick ist ihm günstig. Die schöne Isidore wird sein Weib — und nun ist er der kälteste, gleichgültigste Ehemann. Wochen lang sollen die Beiden kein Wort mit einander gesprochen haben. Lothar ist am Spieltische oder auf der Jagd, während Isidore Gesellschaften und Bälle besucht. Aber nun stirbt Isidore, und plötzlich ist die alte Leidenschaft wieder da. Lothar lebt nur in der Erinnerung an sie; er kann die Räume, in denen sie gelebt hat, nicht mehr verlassen. Alle geselligen Beziehungen werden abgebrochen; einst der leidenschaftlichste Jäger, nimmt er jetzt kein Gewehr in die Hand. Nach dem Tode Deines Vaters ziehen wir wieder in seine Nähe, aber Graf Guntershausen, der in frühern Jahren täglich bei uns aus- und einging, kommt nicht über unsere Schwelle. Endlich führt uns der Zufall mit ihm zusammen — und weil ich Unselige so unvorsichtig bin, ihm zu sagen, daß ich seine Lebensweise ebenso unbehaglich als thöricht finde, faßt ihn das Verlangen, mein einziges Kind in diese düstere Umgebung hinein zu ziehen. Du wirst zugeben müssen, liebe Eva, daß ich berechtigt bin, Deiner Zukunft an der Seite dieses Mannes mit Entsetzen entgegen zu sehen."

Frau von Hersenbrook hatte mit steigender Bitterkeit gesprochen. Die Erkenntniß, daß sie bis zu dieser Stunde dem Seelenleben ihres Kindes fremd geblieben war, that ihr weh — aber sie wollte noch immer nicht daran glauben, wollte sich einreden, daß Eva in einem Wahn befangen wäre, der ihr Vergangenheit wie Gegenwart in falschem Lichte zeigte, und daß es noch Mittel und Wege geben müßte, die Bethörte zum Bewußtsein zu bringen. Darum wollte sie jetzt keine Einwendungen hören, und als Eva den Versuch machen wollte, sie zu beruhigen, fiel sie ihr hastig in die Rede.

„Laß es gut sein!" sagte sie. „Wir wollen heute nicht weiter davon sprechen, wir sind Beide zu aufgeregt und verwirrt, um Alles gehörig zu erwägen." Mit diesen Worten hüllte sie sich fester in ihren Shawl und lehnte sich seufzend in die Kissen.

Auch Eva seufzte. Es war ihr bang und schwer zu Muthe. Wenn sie sich auch sagen durfte, daß die Mutter in ihrer Sorge übertrieben hatte, so mußte sie doch auch zugeben, daß viel Wahres in ihrer Schilderung der Verhältnisse lag. Die Schmerzen und Zweifel vieler Jahre, die in den letzten Wochen vor Lothars unverkennbaren Liebesbeweisen gewichen waren, kehrten wieder und erschütterten die Zuversicht, die Eva noch vor Kurzem erfüllte. Aber sie wollte dieser Schwäche nicht nachgeben. Sie hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß sie Lothar wieder so unentbehrlich war, wie in alter lieber Zeit, vielleicht noch unentbehrlicher — wie durfte sie da zögern und zagen? Ob sie ihrer Aufgabe gewachsen war, — ob sie daran zu Grunde ging, das lag in Gottes Hand.

Wieder ermuthigt, richtete sie sich auf und lehnte sich aus dem Wagenfenster, um die brennende Stirn in der Nachtluft zu kühlen.

Der Mond war aufgegangen und hatte die Nebel besiegt. Wiesen und Felder schimmerten in seinem sanften Lichte, und in der Ferne, über dem Walde, zeichneten sich die Umrisse des alten Guntershausen gegen den blaugrauen Nachthimmel ab.

Wie viel hatte Eva in jenen Mauern erlebt — Heiteres und Trübes, Alles mit Lothar, oder doch um seinetwillen! Gleich beim ersten Zusammentreffen mit den verwaisten Kindern hatte er ihr am Besten gefallen. Werner, der Aelteste, war schon damals, als fünfzehnjähriger Knabe, still und ernst, saß den ganzen Tag über seinen Büchern und kam Eva, trotz seiner immer gleichen Freundlichkeit und Gefälligkeit, viel unnahbarer vor, als der um drei Jahr jüngere Lothar, obwohl dieser Eva so gut wie seine Schwestern bald mit äußerster Geringschätzung behandelte, bald mit Spott und Neckerei verfolgte. Wie oft hatte sich die sanfte Margaretha über seine Tyrannei beklagt! wie oft hatte die wilde Anna, die ihm sehr ähnlich war, mit blitzenden Augen erklärt: sie ließe sich den Uebermuth nicht länger gefallen! Die kleine Hedwig sogar, die noch auf dem Arme getragen wurde, hatte manche Thräne um den neckischen Bruder vergossen — nur Eva hatte sich immer geduldig mit einer Art von Märtyrerlust seinen Launen gefügt.

„Sein Gesicht gefällt mir so gut!" hatte sie in kindischer Naivetät geantwortet, als Anna sie fragte, warum sie sich so viel von Lothar gefallen ließe, — und jeden Märchenprinzen, jeden Helden, von Siegfried bis Roland und von Karl dem Großen bis zum alten Blücher, die heiligen Erzväter sogar und die Weisen Griechenlands konnte sie sich nicht mehr anders denken, als mit Lothars schönen Zügen, seinen glänzenden Augen, seinem freimüthigen stolzen Wesen.

Das Verhältniß war ein ganz anderes geworden, als er sie sechs Jahre später zur Bundesgenossin gegen Tante Ernestine erkor. Das fünfzehnjährige Mädchen stand dem achtzehnjährigen Jüngling gleich — in geselliger Gewandtheit war sie ihm sogar überlegen. Er fühlte sich wie beschützt und gehalten, wenn er an ihrer Seite Gesellschaftszimmer oder Ballsaal betrat. Und wie theilte sie seine Interessen, wie wußte sie ihn zu trösten, als er die ersten Verweise im Dienst erhielt, über einen offenen Knopf, der geschlossen sein sollte, über einen nachlässigen Gruß oder ein unziemliches Wort dem Lieutenant gegenüber; und wie verstand sie es, ihn zu ermuthigen, als er schon nach den ersten Dienstjahren verzweifeln wollte, daß es „gar nichts Gescheidtes zu thun gab"! So lebten sie sich mehr und mehr in einander ein. Tante Ernestinens Worte schienen wirklich ein Orakel gewesen zu sein.

Aber sie wurden getrennt. Die Aerzte schickten den General nach Nizza, Frau und Tochter begleiteten ihn. Der Aufenthalt verlängerte sich von Monat zu Monat, endlich von Jahr zu Jahr. Zu Ende des dritten Sommers wurde Hersenbrock in fremder Erde bestattet; Eva kehrte mit der Mutter in die Heimath zurück und fand — was sie natürlich schon aus Briefen wußte — Lothar als Isidorens Gatten.

Als Eva die Nachricht bekommen hatte, lag ihr Vater auf dem Todtenbette. Der eine Schmerz half ihr den andern tragen und verbergen. Die Generalin ahnte nichts von dem Kampfe im Herzen der Tochter, und als sie in die Heimath zurückkamen, war Eva so weit gefaßt, daß sie dem Verlorenen, aber noch immer Geliebten äußerlich ruhig entgegen treten konnte. Aber sie sah ihn selten und niemals allein. Er schien ihr auszuweichen, und sie that nichts, seine Scheu zu besiegen, denn sie war zu stolz, ihm zu zeigen, wie sie litt, und nicht stolz genug, um ihrer Kraft unter allen Verhältnissen sicher zu sein.

Sie war sehr arm und sehr einsam geworden, aber sie verzweifelte nicht und ging nicht an ihrem Schmerz zu Grunde. War auch die beste Lebensfreude dahin, so gab es doch für sie, wie für Jeden, der den rechten Willen hat, mancherlei zu thun, was ihre Tage ausfüllte und nach und nach ihr auch wieder eine Art von Befriedigung brachte. Glücklich war sie nicht, aber es war still und klar in ihr — sie glaubte auf immer überwunden zu haben.

Aber Isidorens Tod machte dem Frieden ihrer Seele ein Ende. Alle Hoffnungen, alle Wünsche, die sie auf ewig versunken glaubte, tauchten wieder auf, und mit ihnen die Qual der Erwartung. Sie hörte von Lothars Verzweiflung — wer konnte ihn besser trösten, als sie? Daß sie mehr für ihn zu sein begehrte, als Schwester oder Freundin, gestand sie sich selber nicht. Erst als mit der Erwartung die Sehnsucht wuchs, kam ihr zum Bewußtsein, daß es die alte, unsterbliche Jugendliebe war, die ihr Herz durchglühte.

Jahr auf Jahr verging, Lothar kam nicht. Er verkehrte überhaupt mit Niemand, als mit seinen Gutsangehörigen, die ihn lieb hatten, trotz seines finstern Wesens, denn er war in aller Noth ihr Berather und Helfer.

Eva's Leben ging inzwischen im gewohnten Gleise fort. Jeden Winter verlebte sie in der Hauptstadt und jeden Sommer kam sie — zur Verzweiflung der Mutter — als Fräulein von Hersenbrook nach Eichberg zurück. Sie hatte resignirt, d. h. sie wünschte noch immer, aber sie hoffte nicht mehr — und nun war's so plötzlich erfüllt, wonach sie sich so lange gesehnt hatte. Aber war es zum Heil — ob für sie selbst, danach fragte sie nicht — war es zum Heil für Lothar? War sie noch frisch und freudig genug, um, wie er es ausdrückte, seinem düstern Hause Sonnenschein zu geben? Und war's Unglück oder Wankelmuth, was ihn bisher, wie die Generalin richtig geschildert hatte, von einem Extrem zum andern trieb? — Würde er sich je in irgend einem Verhältnisse bescheiden lernen, an irgend einem Wesen in treuer Liebe halten?

Diese Fragen drängten sich ihr immer und immer wieder auf, und sie war zu keiner Lösung gekommen, als der Wagen vor dem Verwalterhause von Eichberg hielt, das vorläufig zu ihrem Aufenthalte eingerichtet war.

III.

Während Eva nach durchwachter Nacht im Morgenschlummer von ihren Sorgen ausruhte, ging ein Bote im Auftrage der Generalin nach dem zwei Stunden entfernten adeligen Fräulein-Stifte Fischbach, um Ihro Hochwürden Gnaden, der Frau Aebtissin Ernestine von Guntershausen einen Brief zu bringen, und es war noch nicht Mittag, als die fetten Mecklenburger der hochwürdigen Frau bereits die Auffahrt von Eichberg hinan keuchten.

Eva trat eben an's Fenster; es war ja möglich, daß Lothar schon am Vormittag kam! aber statt des Ersehnten erblickte sie die alte blaue Stiftskutsche und erkannte die blau-weiße Livree der Tante Ernestine. Eva ahnte, daß es nicht Zufall war, der die Aebtissin herführte, und obwohl sie sich der Hoffnung hingab, eine Bundesgenossin an ihr zu finden, scheute sie sich, in diesem Augenblicke, in dieser sehnsüchtig weichen Stimmung mit ihr zusammenzutreffen. Sie nahm ihren Hut und flüchtete durch Hof und Garten in's Feld hinaus. Der Weg, den sie einschlug, zieht sich anfangs zwischen Wiesen im Thale hin, steigt dann jäh an der Bergwand empor, führt in den Wald hinein und endlich zu einer Rasenbank, die, von Buchen beschattet, von niedrigem Buschwerk umschlossen, nur nach einer Seite Aussicht gewährt, eine Aussicht über Baumwipfel und bewaldete Kuppen, zwischen denen sich in der Ferne eine schlanke Thurmspitze erhebt — die Spitze des Schloßthurmes von Guntershausen.

Wie oft hatte Eva auf diesem Plätzchen gesessen, in schwermüthige, hoffnungslose Träume versunken! Sie träumte auch heute, als sie so da saß, den Kopf an den Stamm der Buche gelehnt, die Hände im Schooß gefaltet, den Blick nach Guntershausen gewendet, aber sie hatte trotz aller Sorge um Lothar mehr süße, als bittere Gedanken, mehr lichte als trübe Phantasien, und ein innig glückliches Lächeln verklärte ihre sanften Züge. Plötzlich schreckte sie auf. Es rauschte etwas durch die Büsche. Jetzt wurden die Zweige ihr zur Seite auseinander gerissen, ein glühendes Gesicht sah daraus hervor, eine bekannte Stimme rief ihren Namen und im nächsten Augenblicke warf sich ein junges Mädchen mit Ungestüm an ihre Brust.

„Hedwig!" rief Eva überrascht, „liebe Hedwig, wie bist Du

hergekommen?“ Mit diesen Worten zog sie die Athemlose an ihre Seite und strich ihr die langen verwirrten Locken aus der Stirn.

„Mit Tante Ernestine bin ich gekommen,“ antwortete das junge Mädchen. „Seit vorgestern bin ich bei ihr. Heute Nachmittag wollte ich Euch in Guntershausen besuchen, da kam der Brief von Deiner Mutter, und ich erfahre, daß Du . . . daß Lothar . . .“

„Daß wir verlobt sind,“ ergänzte Eva.

Hedwig fiel ihr mit einem Ausdrucke des Schreckens in's Wort: „Sag' das nicht, um Gotteswillen nicht!“ rief sie mit aufgehobenen Händen.

„Auch Du willst gegen uns sein?“ fragte Eva halb erstaunt, halb unwillig. Hedwig ließ sie wieder nicht ausreden.

„Ich gegen Euch?“ rief sie in Thränen ausbrechend. „O, Eva, wie kannst Du das sagen! Ich will nur nicht — es ist nur nicht möglich! . . .“ und wieder umschlang sie Eva's Hals und preßte laut schluchzend den Kopf an ihre Brust.

Eva hielt sie eine Weile an sich gedrückt, hob dann den Kopf der Weinenden in die Höhe und fragte: „Hat Dich Tante Ernestine zu mir geschickt?“

„Gewiß nicht,“ betheuerte das junge Mädchen. „Tante Ernestine scheint mit Allem zufrieden zu sein.“

„Zufrieden!“ rief Eva erfreut.

„Mir schien es so,“ fuhr Hedwig fort. „Als sie den Brief Deiner Mutter las, hat sie freilich oft den Kopf geschüttelt, aber als sie ihn auf den Tisch legte und mir mittheilte, was geschehen war, blickte sie so herausfordernd umher, wie sie zu thun pflegt, wenn sie sagen will: „nun soll mir Einer kommen, der dagegen ist.“ Und dann ließ sie anspannen: sie müßte Deine Mutter zur Raison bringen, sagte sie — und ich bin mitgefahren und da ich Dich im Hause nicht fand, bin ich Dir nachgelaufen, um Dir zu sagen . . . um Dich zu bitten . . O, Eva, liebe Eva, wenn Du mir nur glauben wolltest.“

„Was soll ich denn glauben?“ fragte Eva, und nach einer Pause fügte sie lächelnd hinzu: „Ich bin Dir wohl nicht jung und schön genug für Deinen Bruder?“

Hedwig schüttelte den Kopf. „Laß die Scherze,“ bat sie trübe. „Mir ist's nicht zum Lachen. Daß Du mir die Liebste und Schönste bist, weißt Du ja, und so bist Du's natürlich auch für Lothar. Aber je lieber er Dich hat, um so weniger darf er Dich so unglücklich machen.“

Eva's Geduld war zu Ende. „Erkläre Dich deutlicher,“ sagte sie streng, „oder peinige mich nicht länger.“

Hedwig rang die Hände. „Erklären!“ rief sie, „erklären! O, Gott das kann ich nicht.“ Dann sah sie eine Weile vor sich nieder, fuhr plötzlich empor und faßte Eva's Hände, ganz in derselben Weise, wie es Lothar zu thun pflegte, wenn er sehr erregt war. „Eva,“ begann sie dann mit stockendem Athem, „hast Du denn nie gehört, daß ein Fluch auf Guntershausen liegt? Von zwei Eheleuten, die diesen Namen führen und dies Haus besitzen, wird immer der eine gewaltsam um's Leben kommen.“

„Aber Hedwig, wie kannst Du Dich und mich um ein Märchen quälen!“ rief Eva vorwurfsvoll.

„Es ist kein Märchen,“ betheuerte Hedwig. „Der Großvater ist durch einen Sturz vom Pferde um's Leben gekommen. — Seine Mutter, sie soll ganz so gewesen sein, wie Tante Ernestine, hat ein Knecht erschlagen, der durch ihre Härte zur Verzweiflung getrieben war. Von einem Guntershausen weiß man, daß er im Zweikampfe gegen den eigenen Bruder gefallen ist; von einem Andern, daß er auf Befehl des Königs vergiftet wurde — und die Gräfin Hildegunde, die noch heutigen Tags im Schlosse spuken soll, hat, um sich für die Untreue ihres Gatten zu rächen, erst die eigenen Kinder und dann sich selber getödtet. So geht es fort, von Geschlecht zu Geschlecht, bis in die fernsten Zeiten.“

„Zeiten voll Sagen und Aberglauben,“ warf Eva ein. „Ich glaube nicht an solchen Fluch.“

„Aber er ist noch immer wirksam; Du kannst ihn nicht leugnen,“ fuhr Hedwig fort. „Onkel Hans soll am Schlagflusse gestorben sein — der alte Joseph, der Alles weiß, hat mir gestanden, daß er sich in einem Anfalle von Schwermuth ertränkt hat — und frag' ihn mal auf's Gewissen, wie Isidore gestorben ist, er weiß es so gut wie ich.“

„Isidore? — Lothar's Frau?“ wiederholte Eva, die sich eines leisen Schauders nicht erwehren konnte. „Isidore, Kind, ist am Nervenfieber gestorben.“

Hedwig lachte. Es war ein häßliches, unheimliches Lachen, das die schönen Züge des jungen Mädchens verzerrte. „So sagt man,“ erwiderte sie; „und so glauben's die Leute, aber ich kann es Dir besser sagen. Sie ist erschossen — dort drüben in Guntershausen, in ihren eignen Zimmern. — Sieh mich nicht so zweifelnd an,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Ich bin bei vollem Verstande und sage Dir nur was ich gesehen habe. Ja, Eva, diese Hand hat auf der Wunde der armen, jungen Frau gelegen, und ich habe Alles mit eigenen Augen gesehen.“

Eva war tief erschüttert. „Weißt Du auch,“ fragte sie nach einer Pause, „weißt Du auch, wer der Mörder war?“

„Lothar!“ erwiderte Hedwig kaum hörbar, mit bebenden Lippen.

„Lothar!“ wiederholte Eva, indem sie die Sprechende voll Entsetzen anstarrte. „Lothar!“ sagte sie noch einmal und nach langer Pause fügte sie schaudernd hinzu: „Ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben!“ Aber dann kam die Erinnerung an Lothars Schwermuth, an manches räthselhafte Wort, das sie in seinen bösen Stunden von ihm gehört und nicht verstanden hatte, an tausend scheinbar geringfügige Dinge, die jetzt, in diesem Lichte gesehen, eine schreckliche Bedeutung gewannen. „Kannst Du mir erzählen, was Du gesehen hast?“ fragte sie endlich.

„Ich will's versuchen,“ antwortete Hedwig. „Sieh, Eva,“ fuhr sie nach kurzem Besinnen fort; „ich habe nie mit einem Menschen davon gesprochen, habe gethan, was ich konnte, um es zu vergessen, es hat auch Zeiten gegeben, wo ich nicht daran dachte, aber so oft ich Guntershausen wiedersehe, steht mir der schreckliche Moment mit aller Lebendigkeit wieder vor den Augen, und zu denken, daß Du auf immer dort leben sollst —! Aber ich wollte Dir erzählen, was damals geschah,“ unterbrach sie sich selbst, gleichsam als Antwort auf Eva's ungeduldige Geberde.

„Du weißt,“ fuhr sie fort, „daß Tante Ernestine, sobald Onkel Hans gestorben war, oder vielmehr, sobald sie Ordnung in die Geschäfte gebracht hatte, von Guntershausen nach Fischbach übersiedelte, wo sie bald darauf zur Aebtissin gewählt wurde. Meine Schwestern und mich ließ sie in der Pension, aber bald mußte die Eine, bald die Andere von uns monatelang bei ihr in Fischbach sein. Meine Schwestern fürchteten sich sehr vor diesen sogenannten Erholungsreisen, aber ich wurde ziemlich gut mit der Tante fertig, d. h. ich war ein ungezogenes Ding, das sich aus Befehlen und Verweisen wenig machte und immer nur that, was ihm gefiel.

„Nun muß ich Dir noch sagen, daß im Sommer vor fünf Jahren in Fischbach und der Umgegend das Nervenfieber grassirte, sodaß alle Damen flüchteten und auch wir nicht dort bleiben konnten — ich war nämlich zu jener Zeit bei der Tante. So kam's, daß wir auf einige Wochen nach Guntershausen gingen. Aber wir wohnten nicht im Schlosse. Der alte Joseph behauptete, Onkel Hans wäre der Tante erschienen und deshalb möchte sie nicht dort sein — vielleicht war's aber auch nur der Grund, den sie selber angab, nämlich daß sie weder genirt sein, noch geniren wollte, der sie dazu brachte, in das neue Gartenhaus unten im Park zu ziehen. Jedenfalls war's da bequemer, sonniger, freundlicher, als im Schlosse — nur für meinen Flügel fand sich kein Platz, und so wurde ich täglich in's Schloß hinaufgeschickt, um mich zu üben. Mir war das ganz recht und ich blieb oft stundenlang aus, aber nicht um langweilige Etüden zu spielen — ich saß statt dessen in der Bibliothek und verschlang allerhand verbotene Lectüre.

„Eines Nachmittags saß ich wieder einmal auf meiner Bücherleiter — herunterzusteigen nahm ich mir gar nicht die Mühe — und las den Siegwart. Tante Ernestine hatte gerade dies Buch auf's Strengste verboten und so war's natürlich, daß ich es mit Wonne genoß.

„Plötzlich höre ich Schritte auf dem Gange — so viel ich wußte, war doch nur Joseph zu Haus, denn Isidore sowohl, wie alle Domestiken waren zum Erntefest nach Berndorf hinunter gegangen, und Lothar war schon seit Wochen abwesend. Aber die Schritte nähern sich, und kaum habe ich Zeit gehabt, mich in eins der obern leeren Regale zu verstecken und die Vorhänge zusammen zu ziehen, als zu meiner großen Ueberraschung Isidore hereintritt. Sie sah erhitzt und ärgerlich aus, warf Hut und Sonnenschirm auf den nächsten Stuhl, trat an den großen Tisch, der in der Mitte des Saales steht, schloß auf, zog mit großer Anstrengung den schweren Schubkasten heraus, öffnete ein geheimes Fach, das dahinter angebracht war, und nahm ein Etui heraus, das wie ein Schmuckkästchen aussah. Dann brachte sie Alles in großer Hast wieder in Ordnung; wahrscheinlich hatte sie so gut wie ich gehört, daß sich abermals Jemand dem Saale näherte. Gleich darauf erschien der alte Joseph in der Thür. Auch er sah verstört und verlegen aus.

„Gnädige Gräfin —" fing er an. „Schon gut!" fiel sie ihm in's Wort; „führe ihn nebenan in's blaue Zimmer und sorge, daß wir nicht gestört werden." Dann blieb sie einen Augenblick stehen — es sah aus, als ob sie sich besinnen müßte oder Muth fassen wollte — und ging endlich langsam, wie mit Widerstreben, in's blaue Zimmer hinüber.

„Sie hatte die Saalthüre offen gelassen, und so hörte ich bald, daß sehr laut und heftig gesprochen wurde. Ich konnte unterscheiden, daß es die Stimme eines Mannes war, die ihr antwortete, aber verstehen konnte ich nichts. Ich fing an mich zu fürchten und dachte darüber nach, ob ich's wagen könnte, an der blauen Stube vorbei zu schlüpfen — da höre ich, daß Isidore laut, wie im Zorne aufschreit, gleich darauf wird heftig die Klingel gezogen, in demselben Momente fällt aber auch ein Schuß . . . und nun halt' ich mich nicht länger; ich will hinunterspringen, gleite aus, falle mit dem Kopfe an eine scharfe Kante; es braust mir vor den Ohren, meine Sinne vergehen — und so habe ich, wer weiß wie lange, in tiefer Ohnmacht gelegen.

„Als ich wieder zu mir selber kam, lag ich noch an derselben Stelle. Ich raffte mich auf und suchte es mir klar zu machen, wie viel in den Erinnerungen, die jetzt auf mich einstürmten, Wahrheit wäre, oder Traum. Eben war ich im Begriff über die Schwelle zu treten, da sah ich, daß Joseph den Gang herauf kam. Zu gleicher Zeit wurde die Thür der blauen Stube geöffnet, mein Bruder trat heraus. Trotz der Dämmerung, die im Gange herrschte, sah ich deutlich, wie blaß und verzerrt sein Antlitz war, und mit einem Tone, den ich nie, nie vergesse, rief er dem Alten zu: „Es ist keine Hoffnung, sie ist todt."

„Darauf gingen sie beide in's Zimmer zurück, und ich wankte hinaus. Wie ich das Schloß verlassen habe, wie ich durch den Garten gekommen bin — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich vergebens darüber nachsann, wie ich mein Ausbleiben und meinen Zustand erklären sollte. Ich ängstigte mich vergebens; noch ehe ich heimkam, war Joseph gekommen und hatte Tante Ernestine geholt. Sie kam erst am nächsten Morgen wieder. Isidore, hieß es, hätte das Nervenfieber und außer dem Arzte dürfe Niemand zu ihr, als Tante Ernestine, Lothar und Joseph. Am Abend des zweiten Tages sollte sie gestorben sein — auch jetzt sollte der Ansteckung wegen Niemand sie sehen, und die Beerdigung sollte aus demselben Grunde schon am nächsten Tage stattfinden.

„Aber ich mußte sie sehen! Als die Dienerschaft beim Essen war, schlich ich hinauf — ich begreife nicht, wie ich den Muth dazu hatte. Aber es war ein unüberwindliches Verlangen in mir, die Wahrheit zu wissen. Mein Unternehmen gelang. Es war Niemand bei der Leiche. Die Läden waren geschlossen, die dunkeln Vorhänge zugezogen. Ein Ruhebett stand mitten im Zimmer, und darauf lag Isidore, von brennenden Kerzen umgeben. Wie schön sah sie aus! Die schweren, blonden Flechten lagen wie ein Kranz über der weißen Stirn; die Augen waren geschlossen, wie zum Schlummer. Die feinen Züge sahen in dieser ernsten Ruhe viel edler aus, als sonst, und doch war das bezaubernde Lächeln geblieben, das ihrem Munde einen so eigenthümlichen Reiz gab.

„Aber ich war nicht gekommen, um sie zu bewundern. Ihre Hände lagen gekreuzt über der Brust, ich hob sie auf. Die eisige Kälte durchschauerte mich bis in's Innerste des Herzens. Ich ließ mich nicht irren; ich hob auch das Gewand . . . unter der Brust an der linken Seite war die Haut zerrissen; das Fleisch quoll blutig roth aus der Wunde hervor . . . Mein Gott, mein Gott, wie hat mich das Bild verfolgt!"

Hedwig hatte schon eine Weile zu sprechen aufgehört, und noch immer saß Eva in sich zusammengesunken da. Endlich erhob sie den Kopf.

„Und Lothar?" fragte sie, „hast Du niemals Aufklärung von ihm verlangt?"

Hedwig schüttelte den Kopf.

„So will ich ihn fragen," sagte Eva. „Und sieh, wer da kommt," fuhr sie fort, auf den gegenüberliegenden Bergabhang deutend, wo eben eine hohe Männergestalt zwischen den Bäumen sichtbar wurde. „Da ist er! — er hat uns gesehen, er kommt hierher."

Hedwig sprang auf. „Laß mich, laß mich," sagte sie ängstlich bittend. „Ich kann nicht mit Lothar darüber sprechen, ich kann es nicht." Aber Eva legte die Hand auf ihren Arm.

„Du bleibst," sagte sie streng. „Es ist genug, daß Du ihn jahrelang schweigend beschuldigt hast; jetzt sollst Du die Wahrheit hören . . . Es ist ja nicht möglich, daß er ihr Mörder ist!"

Zitternd setzte sich Hedwig wieder und lehnte den Kopf an Eva's Schulter, während diese traurig, aber vertrauensvoll dem Kommenden entgegensah.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mann der Volksschule.

Der 29. Februar, dieser Sonderling unter den Tagen des gegenwärtigen Jahres, erinnert an einen deutschen Schulmann, der leider durch die brutale Gewalt unserer heutigen Dunkelmänner in den Hintergrund gedrängt ist — an den hochverdienten Pädagogen Gustav Friedrich **Dinter**, welcher an diesem Tage vor gerade 100 Jahren, den 29. Febr. 1760, in der Stadt **Borna** bei Leipzig geboren ward. Dinter gehört zu den Begründern des heutigen deutschen Volksschulwesens, denn nicht allein sein Heimathland Sachsen, sowie sein zweites Vaterland Ostpreußen konnte sich seiner langjährigen, directen Wirksamkeit als Schulmann und Leiter der Schulen erfreuen: die gesammte deutsche Schule blickt auf ihn als leuchtenden Stern, dessen Strahlen manches dunkle Lehrzimmer Leben erweckend und befruchtend erhellten. Doch nicht der Schulmann allein ist es, welchen die dankbare Menschheit in Dinter zu verehren hat, so bedeutungsvoll und segensreich seine Stellung als solcher auch immer gewesen sein mag: der Geistliche in des Wortes edelster Bedeutung, der Gelehrte, der Menschen- und Wahrheitsfreund, der rastlos wirkende Beamte verdienen unsere Hochachtung und Verehrung nicht minder, da er in allen diesen Beziehungen sich über viele seiner Zeitgenossen glänzend erhebt, also Grund genug, von dem Gezücht der Dunkelmänner, der Servilen und Faulen wie im Leben, so auch nach seinem Tode gehaßt, angefeindet und verfolgt zu werden. Es hieße den Glauben an die Menschheit aufgeben, wollte man meinen, daß ihm die Nachwelt nicht gerecht werde, denn sein Wahlspruch: **Menschenbildung, Menschenveredlung, Menschenwohl** war der Ziel- und Angelpunkt seines langen, in rastloser Thätigkeit vollbrachten opferreichen Lebens. Wer für solche Aufgabe gelebt und gestrebt hat, **kann**, ja **darf** nicht vergessen werden. Möge das Nachstehende einen Blick in Dinter's Leben und Wirken gestatten.

Die Volksschule des 18. Jahrhunderts, besonders der ersten zwei Drittel, war in einen elenden, geisttödtenden Mechanismus versunken. Ein allen geistigen Aufschwung niederhaltendes Gedächtnißunwesen war die einzige Lebensäußerung in den Schulen des **Volkes**, während die Gelehrtenschule ihre Aufgabe in die Bildung tüchtiger Lateiner und Griechen setzte, denen allerdings nur zu oft die Fähigkeit abging, einen nur leidlichen Aufsatz in reinem Deutsch schreiben zu können. Die meisten Lehrer des Volkes waren für ihren hochwichtigen Beruf nicht vorbereitet worden, sondern gehörten vor dem Eintritte in denselben einem ganz andern Stande an, ja selbst noch in der Zeit, in welcher sie bereits das Lehramt verwalteten. Alte, ausgediente Unterofficiere, kaum fähig ihren Namen zu schreiben; im Herrendienste ergraute Bediente, welche sich in einer vieljährigen Dienstzeit einen äußeren Takt angeeignet, doch in derselben allen freien Menschensinn verloren hatten; Handwerker, deren Berufsthätigkeit sie auf die Stube beschränkte, und deshalb nach den Begriffen jener Zeit geeignet zur Aufsicht und Unterweisung der Jugend; endlich einige junge Leute, welche entweder bis Tertia oder Secunda eines Gymnasiums gekommen, oder von einem Pfarrer in einigen Elementarkenntnissen unterrichtet worden waren: das waren die Lehrer des Volkes. Wie die Arbeiter, so das Werk. Ein elender, geisttödtender Mechanismus herrschte in den Schulen und unterdrückte jede geistige Regung, der Bakel ward mit kräftiger Hand geschwungen und statt naturgemäßer Entwicklung ward „**eingebläut**". Nur der Unverwüstlichkeit der Menschennatur ist es zu danken, daß es mit der Volksbildung nicht noch weit schlimmer stand, ja noch steht, da die Bildung des Volkes der Gegenwart auf der des vorhergehenden Geschlechtes ruht. Die Erkenntniß jenes traurigen Zustandes blieb

nicht aus, die geistige Erstarrung, der Rückschritt des Volkes nach der lebensvollen Zeit der Reformation war zu augenfällig. Die deutsche Literatur trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allmählich in ihre Blüthenzeit; die Philosophie griff kräftig ein, und J. J. Rousseau erweckte durch seinen Emil den sehnlichen Wunsch nach Verbesserung des völlig vernachlässigten Schulwesens. Edle Fürsten und andere hochherzige Männer wurden für die Verwirklichung dieses hohen Zieles erwärmt, und nicht lange nachher traten Basedow und v. Rechow auf Rekahn auf und wendeten ihre ganze Aufmerksamkeit der Verbesserung des schlechten Volksunterrichts zu. Basedow schrieb das Elementarwerk, Rochow gründete seine Musterschule und gab den Kinderfreund, ein für jene Zeit recht treffliches Schullese- und Unterrichtsbuch, heraus. Beider Wirken fand Nachahmer, welche die neuen Ideen fortführten und die gemachten Fehler verbesserten. Campe und Salzmann gründeten ihre Erziehungsanstalten, und obwohl dieselben nur den Reicheren im Volke zugänglich waren, so wirkten doch die in denselben zur Anwendung gebrachten und in Volks- und andern Schriften veröffentlichten Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts auf die Strebsamen unter den Lehrern des Volkes. Felix Weiße arbeitete durch den Kinderfreund für die Verbesserung der häuslichen Erziehung unter den gebildeten Classen, Zacharias Becker dagegen durch sein weit verbreitetes Mildheimisches Noth- und Hülfsbuch für die Masse des Volkes, namentlich den Bauern- und niederen Bürgerstand. Pestalozzi, preiswürdigen Andenkens, verbesserte besonders die Lehrweise, und sein Streben, selbst den Unterricht in technischen Fertigkeiten auf geistbildende Weise zu betreiben, verdiente und erwarb alle Anerkennung.



Gustav Friedrich Dinter.

In dieser Zeit allgemeiner Begeisterung für Verbesserung des Unterrichts und Hebung der sittlichen Zustände des Volkes trat auch Dinter auf, und Vieles ist durch sein Wort und Beispiel in Ausführung gekommen, was jene Männer vorbereiteten.

Derselbe, Glied einer zahlreichen Familie, erhielt eine dem Geiste jener Zeit nach recht tüchtige Erziehung, welche darauf berechnet war, ihn möglichst bald dem Gymnasium zuführen zu können. Für die Ausbildung des Gedächtnisses ward Alles gethan, lateinische theologische Compendien auswendig gelernt, zu denen die biblischen Belegstellen gar griechisch memorirt werden mußten. Dagegen geschah für Kopf und Herz äußerst wenig und dieses Wenige nur durch die vom Sohne innig verehrte Mutter, eine Frau von echter Religiosität, berechnender Klugheit und einiger Eitelkeit. Der Vater, ein vielbeschäftigter Rechtsgelehrter, war ein äußerst heiterer, fröhlicher Mann und trug durch seine Lebensanschauung nicht wenig bei, daß der Sohn das Leben mehr von der Lichtseite auffaßte und dem Murrsinne feind ward. Strenger Gehorsam und Furchtlosigkeit waren Forderungen, welche er an seine fünf Söhne stellte.

Dinter ward nach kaum vollendetem 13. Lebensjahre in die Landesschule zu Grimma aufgenommen, in welcher bereits sein Vater den Gymnasialunterricht empfangen hatte. Der Rector Krebs leitete mit Treue, Einsicht und Takt die Anstalt, doch hatte der Conrector Mücke auf das Gemüth des jungen Dinter besondern Einfluß. Er war es, der den von der Mutter eingepflanzten religiösen Sinn in den Jahren der erwachenden Kraft und Lebendigkeit im Jünglinge wach erhielt, und in Verbindung mit einem Geistlichen Grimma's absichtslos bei seinem Schüler den Entschluß zur Reife brachte, das vom Vater gewünschte Studium der Rechte aufzugeben und sich der Theologie zuzuwenden. Die Freude am Unterrichten erwachte in ihm bereits in dieser Anstalt, und da der Erfolg seine Unternehmungen begünstigte, so ward er nach dortiger Einrichtung bald einer der beliebtesten Obergesellen, dessen Pflicht es war, die mit ihm in einer Stube Wohnenden in ihren Studien zu leiten und zu beaufsichtigen. Im Jahre 1779 verließ er als Erster der ganzen Schule Grimma, um die Universität Leipzig zu besuchen. Der kurz vor seinem Schulabgange erfolgte Tod der Mutter gab seinem ganzen akademischen Leben eine ernste Richtung und bewahrte ihn vor vielfachen Gefahren und Verirrungen. Ein reger, wissenschaftlicher Eifer veranlaßte ihn, in den ersten zwei Universitätsjahren sich mit Collegien zu überladen, so daß er sich späterhin als gereifter Mann über diesen auch noch heute nicht seltenen Mißgriff der akademischen Jugend in folgenden goldenen Worten ausspricht: „Es ist nicht nothwendig, daß dem Menschen Alles, was er wissen soll, in besonderen Lectionen vorgetragen werde. Reget nur die Lust und Kraft in ihm an und zeigt ihm die Hülfsquellen, dann wird er durch sich selbst mehr werden, als

alle Lectionen und Collegia aus ihm zu machen im Stande sind." Menschenbeobachtung war ihm Lieblingsbeschäftigung, ihr verdankte er jenen praktischen Sinn, welcher ihn als Prediger wie Lehrer allezeit auszeichnete und seine Wirksamkeit vermittelte. Das Theater liebte er leidenschaftlich: „Für junge Theologen ist das Schauspiel sehr nützlich, sie bekommen ein declamatorisches Gewissen. Sie sollen zwar auf der Kanzel nicht theatralisch agiren, aber sie bekommen ein Gefühl für Wechsel der Stimme, für Stärke und Schwäche des Ausdrucks; sie nehmen eine gewisse Lebendigkeit der Darstellung an. Junge Theologen, besucht das Theater fleißig, wenn es gut ist. Ihr seid da wahrlich besser aufgehoben, als am Spieltische. Aber freilich die Stücke müsset ihr wählen!"

In Dinter's Studentenzeit fällt ein Ereigniß, welches seinem Leben eine andere Richtung gab und seinen ganzen Lebensplan änderte. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte die akademische Laufbahn Ziel seiner Studien, die Kirchengeschichte sein besonderes Fach werden. Seine Bibliothek ward nach dieser Seite vervollständigt, die ansehnlichsten Werke befanden sich bereits in derselben. Da lernte er auf einer Ferienreise in der erzgebirgischen Stadt Schwarzenberg eine vaterlose Waise, Friederike Peck, Tochter eines verstorbenen Pfarrers zu Raschau, kennen. Sein Herz war am ersten Tage ganz ihr. Nicht ihre Schönheit, wohl aber ihre unbefangene Gutmüthigkeit, ihre sich unverkennbar darlegende Unschuld fesselte ihn an sie. Schon am dritten Tage seiner Bekanntschaft war er mit seinem Herzen einig: Sie und keine Andere. Zwar kam es zu keiner besonderen Erklärung, es bedurfte derselben nicht. Er besuchte die Geliebte in Raschau in einer armseligen Hütte und freute sich des stolzen Gedanken: „Sie soll durch mich im Aeußern ebenso glücklich werden, wie ich durch sie im Innern." Beide wechselten Briefe mit einander, doch stand kein Wort von Liebe in denselben und nur einem seiner liebsten Freunde vertraute er: versprechen werde ich ihr meine Hand nicht, aber sie kann auf mich rechnen. Auch Friederike gab dem beiderseitigen Freunde das Wort, Dinter ohne eigentliches Versprechen unverbrüchlich treu zu bleiben. — Doch für Leipzig paßte die schlichte Erzgebirgerin, die keine andere Stadt als Schwarzenberg und Annaberg gesehen hatte, nicht, daher Dinter's Entschluß Landgeistlicher zu werden. Seine Studien gingen von nun an nach dieser Richtung, der Eintritt in ein Amt konnte ihm bei der Bekanntschaft seines Vaters nicht schwer werden, und doch kam es schon in seinen Candidatenjahren anders. Lassen wir ihn selbst erzählen.

„Die Erinnerung ist mir nach vierzig Jahren noch schmerzlich. Ich saß als Hauslehrer ruhig an meinem Tische, mein Zögling bei mir. Da trat der Bruder meiner Geliebten herein. Ich frage nach ihr. Er antwortet ernst und fest: „Sie befindet sich sehr wohl. Wir wollen aber davon erst reden, wenn Dein Zögling fort ist." Ich sende diesen zur Mutter, und nun fällt Freund Peck mir um den Hals mit den Worten: „Meine Schwester ist todt. Nicht eine Viertelstunde hat sie ihren Tod vorausgesehen. Ihr ist etwas unwohl. Sie bittet die Mutter um Thee. Diese bereitet ihn, und da sie ihn bringt, liegt die Tochter entseelt auf dem Bette." Dinter, der von der schwärmerischen, innig verehrten Mutter zu empfindsam erzogene Jüngling, mit Werther und Siegwart im Herzen, war untröstlich, seine Vernunft siegte nicht, wohl aber reifte der Gedanke in ihm: „Da es diese nicht ist, soll es auch keine Andere sein." Er beschloß unverheirathet zu bleiben und — blieb es. Der Greis urtheilt über den Entschluß des Jünglings anders: „Jetzt fühle ich es selbst, daß dieser Entschluß Thorheit war, und ich rathe es keinem Jünglinge, mir darin nachzufolgen. Ich hätte der Erde und dem Himmel die geistigen Wesen geben sollen, die ich beiden schuldig war. Aber — der Jüngling denkt anders als der Greis, der Greis anders als der Jüngling." Er nahm sich später, wie wir im Fortgange sehen werden, einer ziemlichen Anzahl strebsamer Jünglinge an, opferte denselben einen beträchtlichen Theil seiner Einnahme, adoptirte den Königsberger Arzt Dr. Dinter, den Sohn eines seiner Gehülfen im Lehrfache, und erklärte in jovialer Weise: „Es sei dies Junggesellensteuer!" Nur einmal reiste er nach Raschau, um an dem Grabe der Verewigten zu weinen, welcher die treue Liebe und Anhänglichkeit seiner Freunde und Schüler, meist Lehrer im obern Erzgebirge, in einem schlichten eisernen Kreuze ein Denkmal errichtete, mit der Aufschrift: „Zu Dinter's Andenken, den 23. Juli 1831" und auf der Rückseite „Friederike Peck 1786."

Wir erzählten diese Episode ausführlicher, sie charakterisirt den Mann und ist für seinen künftigen Lebensgang nicht ohne Bedeutung. Dinter verweilte fast vier Jahre auf der Universität, erwarb sich im Examen die erste Censur und trat im Jahre 1782 als Hauslehrer in eine adelige Familie in der Nähe seiner Vaterstadt. Fünf Jahre verweilte er in diesem Hause, wo er mit vieler Liebe und Vertrauen behandelt ward, obgleich er später selbst bekennt, er habe nicht gewirkt, was er konnte und sollte, namentlich habe seine oft leidenschaftliche Hitze die angestrebten Erfolge nicht selten getrübt.

Im Herbst des Jahres 1787 ward Dinter Pfarr-Substitut zu Kitscher bei Borna, einer der besten Pfarrstellen jener Gegend. Er bekam sie, ohne darum nachgesucht zu haben, indem der Senior sich ihn vom Patron erbat und erhielt. So lernen wir ihn zuvörderst als Geistlichen kennen. Schon früher hatte Dinter Religion und Theologie wohl von einander unterschieden, und darum mied er alle theologischen Untersuchungen auf der Kanzel, predigte seinen Gemeinden das einfache Bibelwort mit Kraft und Wärme, war dabei, wie die von ihm herausgegebene Predigtsammlung für Landgemeinden beweist, rein praktisch und paßte seine Vorträge den Kräften und Bedürfnissen seiner Zuhörer an. Diese Popularität lernte Dinter von seiner — Magd. Hören wir ihn selbst. „Als mein Senior todt war, diente bei mir die 42jährige „Bauers Christine". Kenntnisse besaß sie nicht, das Lesen ausgenommen — aber sie hatte gesunden Menschenverstand. Ihr las ich zuweilen Freitag Abends ganze Stellen aus meiner Predigt vor, und ließ mir dann von ihr sagen, was ihr deutlich und was ihr undeutlich gewesen war. Was die einzelnen Ausdrücke betrifft, so mischte ich sie nicht selten in das Gespräch mit meinen Bauern ein, das ich immer im Tone der Gebildeten hielt, wobei ich bald bemerkte, was sie verstanden und was sie nicht verstanden hatten. Dadurch gewöhnte ich sie auch an den Ton der Predigten und der Bücher." Er selbst spricht sich über seine Predigten also aus: „Ich habe immer gern gepredigt. Von meiner ersten Predigt an bis auf die, welche ich achtundvierzig Jahre später in Königsberg hielt, habe ich jede mit Freuden gehalten. Mir schwebt immer der Gedanke vor Augen: der Handwerker und der Landmann, sie haben wöchentlich nur diese einzige Stunde, in der etwas für die Fortbildung ihres Verstandes, ihres Willens, ihres Gefühls absichtlich gethan wird. Pfarrer, wenn du ihnen diese entziehst, ist es grausam. Wenn du nicht Alles thust, um sie ihnen so nützlich als möglich zu machen, so ist es gewissenlos." Jesu Bergpredigt und Paulus' Rede in Athen waren von jeher Dinter's Ideal. Beide Männer philosophiren da nicht über das Unbegreifliche, sie winseln nicht im Meere der Gefühle schwimmend, sondern vereinigen Licht, Kraft, Innigkeit. Nie betrat er die Kanzel ohne gründliche Vorbereitung, jede in den ersten zehn Jahren seines Pfarramtes gehaltene Predigt ward nach reiflicher, mehrtägiger Ueberlegung am Freitag wörtlich niedergeschrieben und wörtlich gelernt. Da ist es freilich nicht zu verwundern, daß er stets in einer vollen Kirche zu predigen hatte, und daß, besonders auf seinem zweiten Pfarramte (Görnitz bei Borna, von 1807—16), die Zuhörer oft drei bis vier Stunden weit herbei kamen, um den gewaltigen Mann zu hören, ja daß man die Kirche vor ihrer Oeffnung belagerte und an ihrer Außenseite nicht selten Leitern anlegte. Dabei vermied Dinter nie, sich mit seinen Gemeindegliedern über die gehörte Predigt zu unterhalten, und erfuhr auf solche Weise, was er richtig und falsch gemacht hatte. So hatte er früher die Gewohnheit, die Ideen streng auf einander zu bauen, sodaß nur die gebundenste Aufmerksamkeit ihm zu folgen vermochte. Ein Schuhmacher in seiner Gemeinde machte ihn auf diesen Fehler aufmerksam. Dinter besuchte ihn am Sonntag Abend. „Nun, Meister, er hat heute meine Predigt recht aufmerksam angehört." Er: „das war eine meschante Predigt." „Warum das?" Er: „Ja, sehen Sie nur, wie mir's ging. Ich hatte einmal ein paar Minuten nicht Acht gegeben, dann wußte ich gleich in der ganzen Predigt nicht mehr, woran ich war." — Dies führt uns auf Dinter's Umgang mit seinen Gemeinden.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter aus einem diätetischen Recept-Taschenbuche.

Diätetisches Recept bei Magenleiden.

Der Magen verlangt, als das wichtigste Organ der Verdauung (s. Gartenlaube 1853, Nr. 22), durch welche unserm ganzen Körper neues Ernährungs-, also Lebens-Material zugeführt wird, eine sehr sorgsame Pflege (s. Gartenlaube 1855, Nr. 31). Störungen seines Wohlbefindens, — besonders durch unzweckmäßiges Verhalten (zumal bei schwachem Magen) in Bezug auf Speise, Trank und Medicin, sowie in Folge von Zusammendrücken desselben durch Kleidung und Krummsitzen, — wenn sie auch nicht immer sofort und bedeutende Beschwerden veranlassen, ziehen aber doch, sobald sie sich öfters wiederholen, ganz unheilbare, sehr beschwerliche und das Allgemeinbefinden bedeutend störende Magenübel nach sich. Die Folgen langdauernder Magenleiden zeigen sich dann auch am Aeußern des Körpers als Abzehrung, Mattigkeit, Bleich- oder Fahlsehen des Kranken.

Magenbeschwerden, die entweder beim vollen oder leeren Magen, gleich oder erst einige Zeit nach dem Essen, nach dieser oder jener Speise wahrgenommen werden können, sind: Gefühl von Vollsein oder Leere, von Drücken, Brennen, Stechen oder von heftigern, krampfenden Schmerzen (Magenkrampf) in der Herz- (oder richtiger: Magen-) Grube; Auftreibung und Gespanntsein, sowie Empfindlichsein beim Eindrücken der obern Bauchgegend; Störung der Eßlust, Appetitlosigkeit, Heißhunger, Neigung zum Ekel und Brechen, Aufstoßen, Schlucksen, Sodbrennen, Erbrechen. Durch letzteres kann das Genossene halb oder noch gar nicht verdaut, es kann Schleim, Galle oder Blut entleert werden. Ob dabei die Zunge belegt ist und wie, darauf kommt gar nichts an.

Diese Magenbeschwerden, die sehr verschiedenartigen Magenübeln zukommen und bei ein und demselben Uebel bei verschiedenen Personen von ganz verschiedener Beschaffenheit sein können, treten nun aber auch nicht selten ohne ein besonderes Magenleiden auf, wie z. B. bei Affectionen der Magennerven und des Gehirns (Migräne), bei Blutstauungen am Magen in Folge von Leber-, Herz- oder Lungenleiden, sogar bei bloßer Blutarmuth (Bleichsucht) und Gemüthsstörung. Kommen sie plötzlich und in sehr heftigem Grade zum Vorschein, dann muß stets sofort an eine Vergiftung und an einen Bruchschaden, in manchen Fällen auch an Schwangerschaft gedacht werden. Sind sie nun aber allmählich entstanden, langsam gewachsen und schon einige Zeit vorhanden, ist sonach ein Magenleiden (welcher Art, ist ganz egal) zu vermuthen, dann beobachte man Folgendes

Rec. Gehöriger Raum [1]) für die Ausdehnung und Bewegung des Magens, zumal bei und nach dem Essen.
Warmhalten des Magens [2]) von außen und innen.
Kleinere Portionen [3]) von Speisen auf einmal.
Leichtverdauliche [4]) flüssige oder breiige Kost.
Reizlose [5]) Nahrungs-, Genuß- und Arzneimittel.

N. Diese Magendiät muß streng und längere Zeit consequent befolgt werden, zumal wenn der Magen schon länger krankt.

Ad 1) Beengung des Magens, wodurch seine Ausdehnung und Bewegung gestört wird, kommt am häufigsten durch enge Kleidungsstücke zu Stande. Beim weiblichen Geschlechte, was dafür aber auch weit häufiger als das männliche an Magenbeschwerden leidet, sind es hauptsächlich die Unterrocksbänder, sowie das Schnürleib, welche den Magen nebst der Leber maltraitiren. Sodann übt aber auch das Gebücktsitzen, zumal gleich nach dem Essen und wenn es anhaltend stattfindet, einen hindernden Druck auf den Magen aus. — Also sorge man für gehörig lockere Bekleidung der Magengegend und für möglichst aufrechtes Sitzen.

Ad 2) Wärme thut dem leidenden Magen fast immer gut; nur bei starkem Blutbrechen muß Kälte (sogar Eis) innerlich und äußerlich angewendet werden. Zur Erwärmung des Innern des Magens reicht einfaches warmes (nicht laues) Wasser aus, was in nicht zu großen Portionen, aber öfters getrunken werden muß. Aeußerlich dient zum Warmhalten der Magengegend eine Leibbinde oder ein Magenpflaster; bisweilen ist's aber auch von Vortheil, höhere Wärmegrade auf die Magengrube mittels warmer Umschläge (von Hafergrütze oder Leinsamen) oder warmer Steine, Tücher und Flaschen anzuwenden.

Ad 3) Der leidende Magen darf durch größere Massen von Nahrungsmitteln nicht belästigt werden. Deshalb sind nur kleinere Portionen von Nahrungsstoffen auf einmal zu genießen, jedoch, um die Ernährung des Körpers aufrecht zu erhalten, zu öfteren Malen. Gänzliches Entziehen der Nahrung macht natürlich den Körper blutarm, matt und mager.

Ad 4) Die Nahrung muß eine sehr leicht verdauliche sein, zumal diejenige Nahrung, welche vorzugsweise vom Magen verdaut wird, nämlich die eiweißstoffige, wie: Fleisch, Eiweiß, Käse, die kleberhaltigen Getreidesamen und Hülsenfrüchte. Am leichtesten zu verdauen ist diese Nahrung aber, wenn sie in flüssiger oder dünnbreiiger Form und nicht mit zu viel Fett gemischt, genossen wird; deshalb ist kräftige, mäßig fette Fleischbrühe (schleimige Suppen, Saucen), sowie weiches Ei am allermeisten zu empfehlen. Milch, weil der Käsestoff derselben im Magen gerinnt, wird schon weniger gut vertragen und darf niemals in größerer Quantität auf einmal, am besten etwas verdünnt, getrunken werden. Fleisch (aller Art, aber recht gut und weich gekocht oder gebraten, ja nicht gepökelt und geräuchert) ist nur dann unschädlich, wenn es sehr klein zerschnitten und sehr lange, bis zur Breiform zerkaut wird. Ueberhaupt muß alles Feste, was genossen wird, durch tüchtiges Zerkauen im Munde schon butterweich gemacht werden. Fern vom kranken Magen bleibe: Schwarzbrod, hartes Ei, Kartoffeln, Salat und jedes Gemüse, Käse, Schinken und Gepökeltes, Wurst, fetter und harter Fisch, fettes Backwerk, Eingemachtes und Obst.

Ad 5) Mit reizenden Stoffen ist der Magen ängstlich zu verschonen. Es ist deshalb vorzugsweise zu warnen: vor kaltem Trunke (verschlagenes Bier und Wasser ist erlaubt), scharfem Gewürze (besonders Pfeffer und Senf), starken spirituösen Getränken und Säuren. Da beim Cigarrenrauchen sich der Speichel mit scharfer Cigarrensauce mischen und verschluckt werden kann, so ist das Rauchen auszusetzen oder vermag der Patient dies nicht, so muß es mittels einer Pfeife oder Cigarrenspitze geschehen. Arzneistoffe sollten eigentlich aus dem kranken Magen ganz und gar verbannt sein.

Die homöopathische Heilkünstelei besitzt natürlich, wie bei jedem Uebel, auch gegen die Magenübel eine Menge der ausgezeichnetsten Heilmittel d. h. nichtsnutzige Nichtse. So empfiehlt z. B. Herr Dr. Clotar Müller in seinem homöopathischen Haus- und Familienarzte bei Magenschwäche (Katarrh): Nux vomica (bei Wein- und Kaffeetrinkern, Stubensitzern, mürrischer, zänkischer Laune), Phosphor (bei leerem, versagenden Aufstoßen, Aufschwulken), Pulsatilla (besonders nach Magenverderbniß mit fetten und blähenden Speisen), Bryonia (bei gelblich belegter Zunge oder Bläschen an derselben), Schwefelleber (bei Verlangen nach Saurem und Pikantem und bei häufiger Magenverderbniß trotz regelmäßiger Diät), Calcarea (bei Widerwillen gegen Fleisch und gekochte Speisen, Heißhunger), Brechweinstein (bei Aufschwulken saurer oder scharfer Flüssigkeit, bei leerem oder garstigem Aufstoßen), China (bei fortwährendem Gefühl von Sattsein, Verlangen auf Saures und Herzhaftes, Verlangen zu Liegen nach jedem Essen, Verdrießlichkeit), Ipecacuanha (bei Ekel gegen alle Speisen und gegen Tabakrauchen, bei reiner Zunge trotz Uebelkeit), Chamomilla (bei fortwährend bitterm Mundgeschmack). — Bei Magenverderbniß kommt's bei der Wahl des Heilmittels darauf an, was den Magen verdorben hat. Bei Verderbniß durch Ueberladung mit Speisen ist das Hauptmittel Ipecacuanha; durch übermäßiges Trinken (Katzenjammer): Nux und später Kohle; durch fette Speisen: Pulsatilla und Arsen; durch Süßigkeiten: Aconit; durch Salziges: Kohle; durch Saures: Aconit oder Arsen; durch Blähendes (Kohl, Kraut): Bryonia; durch Obst: Pulsatilla, China; durch Gegohrnes und Fauliges: China; durch Kaltes und Eis: Arsen oder Pulsatilla; durch Wasser: Cocculus, China, Eisen; durch Milch: Nux, Bryonia oder Calcarea; durch Bier: Bellad., Arsen oder Eisen; durch Branntwein: Nux, Bellad., Opium; durch Wein: Nux, Kohle; durch Kaffee: Nux, Chamomilla; durch Thee: Coffea oder China; durch Tabak: Nux, Cocculus, Veratrum. —

Eine eben so nette Auswahl von Mitteln hat man beim Aufstoßen, wo es sich darum handelt, ob dieses bitter, sauer, faulig, gewaltsam, laut u. s. w. Ferner beim Erbrechen: von Speisen,

Galle, Schleim, Wasser, sauren oder dunklen Stoffen, Blut; nach Magenüberladung, übermäßigem Trinken, Aerger, Schreck, Schlag oder Fall auf den Kopf, im Fahren oder Schaukeln, in Folge von Husten, von Würmern, Schwangerschaft, Tabakrauchen u. s. f. — Aus diesen wenigen Angaben wird Jeder, der denken kann, sich denken können, welchen Werth die homöopathische Heilkünstelei für denkende Menschen haben kann.

Kurze Uebersicht der Verdauung.

Das Leben kann uns nur dann erhalten werden, wenn unserm Körper fortwährend solche Stoffe zugeführt werden, aus welchen er selbst aufgebaut ist, also: Wasser, Eiweißsubstanzen (mit Kalk, Schwefel, Phosphor), Fette oder fettähnliche Stoffe (Zucker, Stärke), Salze und Eisen. Alle solche Stoffe enthaltende Nahrungsmittel müssen nun aber nach ihrem Genusse, bevor sie in unsere Körpersubstanz übergehen können, erst in den Blutstrom eintreten und deshalb vorher noch für diesen Eintritt vorbereitet, geschickt gemacht werden. Der Proceß, durch welchen dies geschieht, heißt der „Verdauungsproceß“ und die dabei thätigen Theile die „Verdauungsorgane“.

Die einzelnen Theile des Verdauungsapparates, dessen Eingang der Mund, der Ausgang der After ist, reihen sich von oben nach unten in folgender Ordnung an einander: die Mund- und Rachenhöhle mit ihren Gebilden (a. b.), die Speiseröhre (f), der Magen (k.), der Dünndarm (mit dem Zwölffinger- und Gekrösdarme, n. t.) und der Dickdarm (mit dem Blind-, dem aufsteigenden, queren und absteigenden Grimm- und dem Mastdarme, v. x. y. z. tz.). Die Leber (o) und Bauchspeicheldrüse (r.) befinden sich, erstere über, letztere hinter dem Magen.

Die Verdauung beginnt mit der Vorverdauung, deren erster Act, nach Aufnahme der Speisen in die Mundhöhle, im Zerkauen und Einspeicheln (d. h. Vermischen mit Speichel) der festen Nahrungsmittel und sodann, nach Bildung des Bissens, im Hinabschlucken desselben in die Speiseröhre (f) und bis zum Magen hinab besteht. Beim Hinterschlucken des Bissens aus dem Munde über die Zungenwurzel in die Rachenhöhle, rutscht derselbe über den Kehldeckel (c.) hinweg, welcher den Eingang in den Athmungsapparat (Kehlkopf) verschließt und so das Eindringen von Speisepartikelchen in die sogen. falsche Kehle (Luftröhre e.) verhindert. — Im Magen (k.) findet nun die „Magenverdauung, Speisebreibildung oder Chymification“ statt. Während des Verweilens der Speisen im Magen nämlich, welches nach der Löslichkeit des Genossenen längere oder kürzere Zeit (etwa 2 bis 6 Stunden) dauert, wird ein Theil des Flüssigen (Wasser, flüssiges Eiweiß, aufgelöste Salze, Zucker u. s. f.) von den Saugadern und Blutgefäßen der Magenwand aufgesogen und sofort in das Blut geschafft. Das Feste wird dagegen zum Speisebrei (Chymus) umgewandelt und hierbei löst der saure (Milchsäure und Pepsin enthaltende) Magensaft nur die genossenen Eiweißsubstanzen und Leimstoffe, so wie die im Munde noch nicht gelösten Salze und den Zucker auf, während ein Theil der in pflanzlichen Nahrungsmitteln enthaltenen Stärke durch den mitverschluckten Mundspeichel in Zucker umgesetzt wird, das Fett aber noch unverändert bleibt oder höchstens durch die Wärme des Magens flüssiger gemacht wird. Die Luft im Magen besteht hauptsächlich aus atmosphärischer Luft, die mit dem Mundspeichel verschluckt wurde, sodann aus einer geringen Menge von Kohlensäure (aus dem Blute) und von Wasserstoff. — Ist der Speisebrei fertig und das Flüssige desselben zum Theil von Gefäßen der Magenwand aufgesogen, so wird der Rest mit Hülfe wurmförmiger Zusammenziehungen (peristaltischer Bewegung) der Magenwand in den Darmcanal und zwar zunächst in den Zwölffingerdarm (des Dünndarms) geschafft, wo nun die „Dünndarmverdauung“ beginnt.

Im Dünndarme (n. t.) wird der durch den Pförtner (d. i. der Ausgang des Magens, m) aus dem Magen gedrückte saure Speisebrei, welcher noch ungelöste Eiweißstoffe, unveränderte Stärke und Fette enthält, mit Galle (aus der Leber, o), Bauchspeichel (aus der Bauchspeicheldrüse, r.) und Darmsaft durchzogen. Der Darmsaft löst nun die noch festen Eiweißstoffe auf, der Bauchspeichel und ebenfalls der Darmsaft verwandeln die Stärke in Zucker (der nach und nach in Milch- und Buttersäure übergeht), während die Fette durch alle drei Verdauungssäfte milchähnlich fein zertheilt und dadurch zur Auffaugung geschickt gemacht werden. Mittels der wurmförmigen, von oben nach unten fortschreitenden Zusammenziehungen der Darmwand rückt der Speisebrei allmählich durch den Gekrös- (Leer- und Krumm-) Darm (t.) herab und wird, da das Flüssige immer mehr herausgesogen wird, nach und nach trockner und gelangt nun in den Dickdarm, um hier der „Dickdarm- oder Nachverdauung“ zu unterliegen, bei welcher der Rest des Speisebreies allmählich die Beschaffenheit des Kothes annimmt. Die Gase im Dünndarm (Kohlensäure und Wasserstoff) sind größtentheils Producte der chemischen Umsetzung der Nahrungsmittel.

Der Dickdarm (v. x. y. z. tz.) empfängt vom Dünndarme einen Speisebrei, der allerdings noch unverdaute Nahrungsstoffe enthält, aber, da das aufgelöste Gute zum allergrößten Theile schon her-

a) Zunge. b) Schlundkopf (Rachen). c) Kehldeckel. d) Kehlkopf. e) Luftröhre. f) Speiseröhre. g) Zwerchfell. h) Rechte und i) Linke Lunge. k) Magen. l) Magenmund. m) Pförtner. n) Zwölffingerdarm. o) Leber (nach oben umgelegt). p) Gallenblase. q) Gallengang. r) Bauchspeicheldrüse. s) Milz. t) Gekrösdarm (Leer- und Krummdarm). u) Uebergang des Dünndarms in den Dickdarm. v) Blinddarm. w) Wurmfortsatz. x) Aufsteigender, y) querer und z) absteigender Grimmdarm. tz) Mastdarm.

ausgesogen wurde, doch sehr arm daran ist. Im Blinddarme, an welchem sich ein regenwurmähnliches Anhängsel, der Wurmfortsatz (w.), befindet, scheinen hauptsächlich pflanzliche Nahrungsmittel längere Zeit zu verweilen, um noch weiter verdaut und aufgesogen zu werden. Während des Durchrückens des Speisebreies durch den Dickdarm gehen einige Speisereste eine faulige Zersetzung ein, und dabei entwickeln sich außer Kohlensäure und Wasserstoff auch noch übelriechende Gase (wie Kohlen-, Schwefel- und Phosphorwasserstoff). Im untersten Theile des Grimmdarmes und im Mastdarme sammeln sich schließlich die Speisereste an, um als Excremente durch den After nach außen geschafft zu werden.

Der Rest des Speisebreies, welcher den Dickdarm passirt und endlich durch den Stuhlgang entfernt wird, besteht fast nur aus unlöslichen und nicht nahrhaften Bestandtheilen der genossenen Nahrungsmittel, so wie aus Darmschleim und zersetzter Galle. Je mehr also Jemand unlösliche Stoffe mit der Nahrung genießt, um so mehr Reste derselben muß er wieder ausleeren, während beim Genusse leicht löslicher und zum größten Theile auffaugungsfähiger Stoffe der Stuhlgang nur sehr sparsam sein kann. Der eigenthümliche Geruch des Kothes, so wie die Luftentwickelung im Dickdarme rührt von der Zersetzung (Fäulniß) der Galle und der Nahrungsreste her. Sollte sich in dem Dickdarminhalte noch etwas Nahrhaftes befinden, so wird es durch den Dickdarmsaft aufgelöst und von den Saugadern weggesogen, um auch noch in das Blut geführt zu werden.

Hiernach ist die Einrichtung bei der Verdauung unserer Nahrungsmittel so getroffen, daß die eiweißartigen Substanzen durch den Magen- und Darmsaft, die fetten Materien durch die Galle und den Darmsaft, die stärkehaltigen Stoffe durch den Mund- und Bauchspeichel, so wie auch durch den Darmsaft aufgelöst und umgeändert (verdaut) und dadurch zur Auffaugung geschickt gemacht werden. Alle übrigen löslichen Bestandtheile der Speisen werden nur schlechtweg aufgelöst und aufgesogen, ohne vorher eine weitere Veränderung zu erleiden; die unlöslichen Reste der Nahrungsstoffe bilden zuletzt den Koth. Die Verdauung der drei hauptsächlichsten festen Ernährungsmaterien besteht aber darin, daß die festen eiweißartigen Substanzen in eine Art flüssigen Eiweißes (Pepton), die Stärke in Zuckerlösung, die Fette in eine Art Mandelmilch verwandelt und dann mit den übrigen aufgelösten Stoffen (Zucker, Salze), von den Saugadern als Speisesaft aufgesogen werden. Ein guter, das Blut und durch dieses den Körper gehörig ernährender Speisesaft, dessen Bereitung eben Zweck der Verdauung ist, kann demnach nur aus solchen Nahrungsmitteln gebildet werden, welche die Stoffe in sich enthalten, aus denen unser Körper zusammengesetzt ist.

Bock.

Eine mysteriöse Nacht im alten Dresden.

Von A. von Sternberg.

Die Häuser haben ihre Schicksale. Räume, in denen das achtzehnte Jahrhundert tanzte, jubelte und spielte, sind jetzt Krankenhäuser; in Palästen, an deren Wänden Gobelins hingen und die mit Gemälden von Watteau und Rubens geschmückt waren, stehen jetzt Schränke mit Todtenschädeln und anatomischen Präparaten. So der Palast des Herzogs von Kurland in Dresden. Wer das schöne Haus gesehen hat, wird es nicht vergessen; selbst in seiner jetzigen Unzierde prägt sich die Größe und der Schmuck der Seele des Beschauers ein. Eine Gallerie ist darin, die von sechs hohen Fenstern zu beiden Seiten ihr Licht empfängt, und an deren Wänden die hohen lebensgroßen Gemälde August des Starken, seiner Gemahlin und seines Sohnes hängen. Sie ist der Schauplatz der folgenden Geschichte. Doch wollen wir hinzufügen, wie sie jetzt aussieht, und von welch einem Volke sie bewohnt wird. Es sind Frauen und Männer, auch Kinder, völlig entkleidet, aber so entkleidet, daß sie dennoch den Regeln des größten Anstands gemäß erscheinen, — nämlich als Gerippe, in den verschiedenartigsten Stellungen, von der Stellung wie der Mensch sie im Grabe annimmt, bis zu dem lebendigsten und ausgearbeitetsten Kunstwerke. Man sieht daselbst den borghesischen Fechter, den barbarinischen Faun, den Herkules, ja selbst die Venus von Medicis, eine arme Venus, nur aus Knochen gebaut, mit der koketten Haltung der Arme, die etwas bedecken, was nicht mehr da ist, mit dem ungeheuern Lächeln des lippenlosen Mundes, das eine echte Carricatur auf das anmuthige Lächeln im Original ist. Diese Figuren sollen dazu dienen, dem jungen Künstler zu zeigen, wie auch die alten Künstler das Gerippe verstanden haben, wie sie richtig es mit Fleisch umkleideten. Eine traurige, aber eine nothwendige Kenntniß für den, der etwas schaffen will. In diesen von Skeletten wimmelnden Saal tritt man ein und erschrickt, man denkt, es sind seltsame Gäste hierher gekommen, um dem allmächtigen Selbstherrscher, dem Tode, ihre Aufwartung zu machen, man fühlt sich noch nicht reif in dieser Versammlung und man will zurück; da ruft uns die Wissenschaft zu, daß wir hier nur lernen sollen, nicht empfinden und träumen, und wir treten ein. Nächst den Gerippen zeigt sich uns die Sammlung in Spiritus bewahrter Abnormitäten, Kinder mit zwei Köpfen und andere Monstrositäten. Wenn wir aufwärts schauen, blicken die Genien an der Decke trübe lächelnd nieder, und die prächtige Gestalt der Kurfürstin scheint sich frierend in ihren Purpurmantel zu hüllen. Ja, ihr habt Recht, Königsbilder, warum trug man euch nicht fort, als man dem Saal eine andere Bestimmung gab? Ihr seid gewohnt auf andere Dinge niederzuschauen. Und nun vollends das schöne Bergemach, mit seinen rothen Atlasmöbeln und der chinesischen Decoration an den Wänden, wie häßlich steht mitten drinnen der lange, einfache Tisch, und darauf ein gräßliches Stück Metzgerarbeit, ein halb zerschnittener Mensch, der soeben der Schaar der anatomischen Schule zum Lehr- und Beweisstück gedient hat. Genug davon!

In den Zeiten, wo der Palast noch seinem Zwecke diente, gab es im Sommer des Jahres 1774 eine mysteriöse Nacht darin. Es war eine Nacht, die damals ungeheures Aufsehen machte, und von der man in weiten Kreisen außerhalb Dresden sprach und stritt. Es bewohnte damals das Palais der Herzog Karl von Kurland, der Oheim des regierenden Kurfürsten. Wer in jener Nacht am Zeughause vorüberging und den Blick auf die hohen Fenster des Palais richtete, konnte ein schwaches Leuchten bemerken, das von innen drang, und das die niedergelassenen Vorhänge durchbrach. Kein Wagen hielt auf dem Platze, keine Zuschauer versammelten sich, es blieb Alles öde und still. Es hieß, daß der Herzog verreist sei. Aber er war nicht verreist, nur mußte das, was in seinem Palais geschah, heimlich vor sich gehen, weil sonst der Kurfürst dazwischen getreten wäre und es verboten hätte. Es war nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine Geisterbeschwörung.

Das achtzehnte Jahrhundert, in seinen vielen Launen und Grillen, gefiel sich zugleich im Glauben, im Aberglauben und im Unglauben. Graf Zinzendorff arbeitete für den Glauben, Cagliostro für den Aberglauben, und die Philosophen aus Friedrichs Schule lachten über Beide und setzten den Unglauben auf den Thron der Welt. Dabei blieb der Mensch immer Mensch. Er nahm sich von jeder Untugend der Zeit etwas, das er heimlich bei sich behielt, aus dem er das Glück seines Hauses und sein eigenes zu formen trachtete. Die Ueberfülle von Verbindungen aller Art zeichnet besonders die letzte Hälfte des Jahrhunderts aus; sie waren fast alle mysteriöser Natur. Orden über Orden, und jeder versprach seinen Anhängern Schätze, die dem armen Menschen in den Wechselfällen seiner irdischen Pilgerfahrt nie zu Theil werden und nie zu Theil werden sollen. War es ein Wunder, wenn tausend Hände danach griffen, wenn tausend Herzen sich danach öffneten? Der Freimaurerorden war ganz besonders günstig zu derlei Verwandlungen. Von Anfang an schon im mystischen Gebiete großgezogen, aus dem alten Sagenland Egypten stammend, behielt er, wie das egyptische Samenkorn, das man in den Händen einer Mumie gefunden, die Gabe zu keimen und die Welt mit Seinesgleichen zu bevölkern. Das waren nun eben Geister und die Gabe mit ihnen zu verkehren. Noch Niemand hat die Stimme eines Todten gehört; noch Niemand hat gelauscht hinter den Falten des Vorhanges, der in der letzten Minute unseres irdischen Daseins niederrauscht und un-

berührt liegen bleibt. Aber der Wunsch, das Verlangen, es zu können, bleibt in der Seele lebendig. Wir wollen wissen, was mit unsern Kindern geschieht, die man von uns nimmt, und während wir dieses wissen wollen, fallen wir Armen den elenden Betrügern des Marktes anheim, die uns mit ihrer eigenen Weisheit speisen. Ein solcher Helfer in der Noth war St. Germain, war Cagliostro, war ihr Schüler Schröpfer, einstmals Leipziger Kellner, dann hochberühmter Geisterbeschwörer.* Der, der aufrichtig sucht, fühlt sich im Laufe der Zeiten immermehr vereinsamt, je langer er lebt: er wünscht oft, einem Irrthum zu unterliegen, nur auf kurze Frist, aber sein Verstand sieht scharf, seine Erfahrung ist eine gewitzigte, für ihn gibt es keine Offenbarung, keine Wunder, keine Geisterspielerei, keine Geheimnisse und keine Freimaurerlogen.

Die Freimaurerei war für Viele eine Art Freistätte geworden; die sonst nichts werden konnten, wurden Freimaurer. Sie drangen in die Logen ein, schufen Reformen, Aenderungen, neue Grade. Der allgemeine Glaube, daß die Jesuiten, deren Orden aufgelöst worden war, unter den verschiedenen Logen in Deutschland und Frankreich Eingang gefunden, machte die Sache auch für die wichtig, denen Geheimnisse nichts Wichtiges waren. Wo Jesuiten sich fanden, fanden sich weltliche Zwecke, und man wußte, wie man sich vor diesen, in der Jesuiten Hände, zu hüten habe. Deshalb schon wurden Viele Freimaurer, um den Spuren des verhaßten Ordens nachzugehen. Deshalb das große Geschrei, das die Illuminaten in München erregten. Schröpfer scheint ein Werkzeug in den Händen jener im Geheimen wirkenden Männer gewesen zu sein, er wußte dieses, hegte dabei Glauben an seine Wunderkraft und beschloß die, die ihn gängelten, plötzlich durch die Kraft, die in ihm wohnte, zu vernichten. Er ging weiter, als man ihm geheißen, und den letzten Theil seines Weges machte er ganz allein. In Sachen des Freimaurerordens war er mit dem Herzoge aneinander gekommen, und dieser, nach Weise der damaligen burleskcynischen Aristokraten, ließ ihm eine Anzahl Hiebe geben, für deren Empfang er eine Quittung ausstellen mußte. Wie ihn einige Jahre später der Nimbus des Wundermanns umgab, kroch der Herzog zu Kreuze und bat den Mann, den er so schimpflich beleidigt hatte, um Verzeihung, lediglich nur — um Geister zu sehen. Schröpfer versprach ihm dieses. Er lebte damals in Dresden unter dem Namen eines Barons von Steinbach, in französischer Obristen-Uniform, die er zu tragen vom Herzoge von Orleans die Erlaubniß zu haben behauptete. Der französische Gesandte erkannte dieses nicht an, und weigerte sich, unter diesem Namen ihn dem Kurfürsten vorzustellen. Der Herzog, um den Schwergekränkten zu versöhnen, versprach ihm, unter seiner Führung, den Hof und die Gesellschaft. Vorher sollte aber die Geistercitation stattfinden.

Es traten jetzt mehrere angesehene Männer zusammen, Leute von „Consideration und Respectabilität", wie es in der Berichterstattung heißt. Es waren außer dem Herzog Karl der Minister Wurmb, der nachmalige Minister Hohenthal, der Kammerherr von Hopfgarten, der Adjutant von Fröden, der Kammerherr, später in Preußen Minister gewordene Bischofswerder und noch einige Andere. Ueber den Geist, den man citiren lassen wollte, war man scheinbar uneinig; der Herzog wußte sehr gut, wen er wollte. Es war der Chevalier de Saxe, der Sohn August des Starken und der Lubomirska, der Oheim des Herzogs von Kurland, der vor Kurzem gestorben war und, als Malteserritter unvermählt, dem Herzoge das Palais und den Garten vermacht hatte, angeblich jedoch noch im Besitze großer Summen gewesen sein sollte. Wo diese hinversteckt waren, hatte der Herzog schon längst überall nachgesucht, hatte aber nichts gefunden. Es war also nicht allein Begierde, über den Zustand des Verstorbenen nach dem Tode etwas zu erfahren, es war auch das liebe Geld, das hier mitspielte. Schröpfer stand hier am Gipfelpunkte seiner Wirksamkeit. Eine solche Citation, wenn sie ihm gelang, mußte Aufsehen machen; die Männer und ihre Stellungen gaben dafür die Sicherheit. Der Schwärmer steckte in einem Gewebe von Lügen und Selbsttäuschungen. Es läßt sich annehmen, daß Manches ihm unter der Hand zu etwas wurde, was er nicht erwartet hatte! Die Wissenschaft hat uns ja in neuesten Tagen tausend kleine Kunststückchen gelehrt, die blenden, ergötzen und — erschrecken können. Es kommt darauf an, in wessen Händen sie sich befinden. Hier war offenbar Manches der Art im Gange. Schröpfer glaubte wirklich gewissermaßen in der fremden Welt Fuß gefaßt zu haben. Anders können wir wenigstens seinen plötzlichen Tod nicht erklären, denn ein gewöhnlicher Gaukler und Betrüger hat viele Mittel zu verschwinden, wenn er fühlt, daß sein Latein zu Ende ist.

Wir kommen jetzt zu der Nacht selbst. Man denke sich die Mitternachtstunde, die langsam austönt, die kleine Gesellschaft von Herren in der großen Gallerie, die nur schwach erleuchtet ist, und wo man Fenster und Thüren auf das Sorgsamste verschlossen hält und bewacht. Der Herzog, obgleich der Urheber dieser Dinge, sitzt gedrückt und verschlossen in seinem Lehnstuhle; es thut ihm fast leid, das Spiel gewagt zu haben, denn es handelt sich darum, einen nahen Verwandten mit Gewalt seiner letzten Ruhestätte zu entziehen! Wird er kommen, wird er nicht? Denn daß Schröpfer ihn zu rufen die Macht hat, davon ist der Herzog fest überzeugt. Nicht so die übrigen Gäste. Ein Paar sind darunter, die offene Ungläubige und Zweifler sind, und die sich deshalb an die Thüren stellen, um zu sehen, daß sie nicht geöffnet werden. Sie nehmen auch nichts von dem Punsche, der aufgetragen wird und zu dem die Gesellschaft greift, um ihren Nerven die gehörige Spannung zu geben. Die Citation beginnt. Man hat Schröpfer in einem einfachen schwarzen Anzuge lange stillschweigend in der Gallerie auf und ab wandeln sehen; plötzlich wirft er sich in einer Ecke der Gallerie nieder und mit einem Crucifix in den Händen beginnt er die Hersagung oder vielmehr Hersingung geheimnißvoller Formeln und dunkler Sprüche. Die Gesellschaft lauscht gespannt. Eine Stunde vergeht, es geschieht nichts. Da plötzlich rauscht es von außen an den Fenstern, und bald darauf klingt ein Ton durch das Gemach, ähnlich dem Klingen einer Aeolsharfe. Das Rauschen an den Fenstern von außen macht einen geheimnißvollen Eindruck, die Gesellschaft weiß sich ihn nicht zu erklären, und der Geisterseher sagt ihnen, dies deute auf die Ankunft der guten Geister, die zu dem Werke nothwendig seien. Plötzlich dringt eine augenblickliche Helle in das Gemach, und zugleich läßt sich ein Gewirr heulender und wehklagender Stimmen hören, die, wie es scheint, aus der obern Region des Saales selbst kommen. Dies sind die bösen Geister, die da kommen, um das Treiben der guten zu vernichten oder wenigstens zu hemmen. Jetzt bereitet sich die Erscheinung selbst vor. Wie vom Sturm aufgerissen, öffnet sich die obere Saalthür und herein braust, in eine Art Wolke oder Nebel gehüllt, ein Etwas in Form einer Kugel. Aus dem Kerne dieser Kugel starrt ein menschliches Antlitz, und dieses Antlitz ist — der Gerufene. Alle erkennen ihn — Alle erschrecken und verstummen. Der Herzog sinkt auf die Kniee und wendet schamhaft und zitternd sein Antlitz; er kann es nicht ertragen, dem in's Angesicht zu sehen, den er so frevelhaft gerufen.

„Was willst Du von mir, Karl? Warum störst Du mich?" erschallt eine furchtbare Stimme.

Niemand antwortet.

Die Kugel mit dem drohenden Antlitz bleibt mitten im zurückweichenden Kreise der Männer. Eine düstere Schwefelhelle geht von ihr aus. Der Zustand der Gesellschaft wird ein so beängstigender und drückender, daß man Schröpfer himmelhoch bittet, das Phantom wieder verschwinden zu machen. Aber das ist nicht so leicht. Schröpfer bekennt, daß er das nicht vermöge.

Ein schrecklicher Aufruhr in der Gesellschaft; soll man sitzen bleiben und immer das unheimliche Etwas in seiner Mitte behalten? Unmöglich. Einem Jedem liegt ein Berg auf der Brust. Der Herzog wird angegangen, auf die Frage zu antworten; er vermag es nicht. Die Augen des Gebildes sind mit einer durchbohrenden Kraft auf ihn gerichtet. Er stammelt endlich etwas, das so klingt, als wenn er nichts zu sagen hätte und daß er von dem, was er wissen wolle, nunmehr überzeugt sei. Die Kugel bleibt stehen. Schröpfer liegt im Winkel, windet sich unter Convulsionen und ruft wilde Beschwörungsformeln in die Lüfte. Endlich weicht das Gespenst, die Gesellschaft athmet wieder auf; doch kaum ist die Kugel fort, die Thüre hinter ihr verschlossen, so geht sie nochmals auf, und von Neuem steht das Entsetzliche wieder da. Jetzt taumelt die Gesellschaft durch einander, sie drückt sich an den Wänden, sie sucht hinter die Tische zu kommen, und manches Taschentuch ist getränkt vom Angstschweiß seines Besitzers. Schröpfer flieht wieder in die Ecke und liegt wieder da. Neue Gebete, neue Beschwörungen, endlich — endlich umgibt ein dichter Dampf die Kugel, als sich dieser verzogen hat, ist sie fort, um nicht mehr wiederzukommen. Diese Nacht, sie wird ewig unvergeßlich sein für die,

* Siehe Gartenlaube, Jahrgang 1859, Nr. 14, Artikel: „Bischofswerder und Wöllner". Die Redaction.

die in diesem unglückseligen Raume beisammen waren. Man greift nach Hut und Stock, man sucht das Freie zu gewinnen, denn jeden Augenblick fürchtet man die Kugel wiederkommen zu sehen, vielleicht gefolgt von noch Schrecklicherem. Der Herzog wird in sein Schlafcabinet geführt, mit wankendem Schritt und einem leisen Gebete auf den Lippen. Das ist das Ende der berühmten Erscheinung im Palaste des Herzogs von Kurland.

Wir enthalten uns, die Sache natürlich zu erklären, wohl wissend, wie widerstrebend solche Erklärungen aufgenommen werden, wir geben nur die Thatsachen, die uns aus mehr als einem achtbaren Munde bestätigt werden, aus dem Kreise der Zeitgenossen und damals in Dresden Lebenden. Wie gesagt, es machte ein unbeschreibliches Aufsehen: die Spötter schwiegen und die Gläubigen triumphirten. Noch eine geraume Zeit darauf durfte nicht darauf hingespielt werden, wenn man nicht wollte, daß die, welche darin unmittelbar betheiligt waren, schlaflose Nächte haben sollten.

Mittlerweile drang man in Schröpfer, einiges von den Summen herbeizuschaffen, von denen er gesprochen und die von den Jesuiten deponirt und von denen ein Theil ihm zugänglich war. Sie befanden sich in einem Päckchen, das in Frankfurt gesiegelt niedergelegt worden. Es wurde der Tag bestimmt, wo diese Summen anlangen sollten. Es gehört dieses eigentlich nicht zu unserer Geschichte, es sei ihrer nur Erwähnung gethan, um Schröpfer's Tod dabei zu berühren, der tragisch genug war, um für diesen unglücklichen Adepten Theilnahme und Mitgefühl einzuflößen.

An einem Morgen, noch vor Sonnenaufgang, fanden sich ein paar Männer der oben Genannten in Leipzig mit Schröpfer zusammen. Er hatte ihnen versprochen, noch vor Ankunft der Papiere ein merkwürdiges Wunder zu zeigen. Sie gingen mit einander in das Rosenthal, dort verließ sie der Wunderthäter, verirrte sich in das Gebüsch und — erschoß sich. Er hatte diesen Selbstmord figürlich einen Eintritt in den letzten und höchsten Grad des Geheimnisses genannt. Jetzt hatte er die Pforte gesprengt: jetzt war er in der That in ein Mysterium eingetreten, wo kein Anderer ihm folgen wollte. Erstarrt und entsetzt standen die Männer an seiner Leiche. Jetzt hieß es: es ist ein gewöhnlicher Betrüger; er hat sich nicht anders zu retten gewußt. Man eilte sich seiner Papiere zu bemächtigen; man fand keine. Das Päckchen aus Frankfurt enthielt eine Anzahl leere und beschriebene Blätter, die man im Aerger verbrannte. Die versprochenen Summen waren und blieben fort.

Mehrere Jahre hierauf wurden in Berlin ähnliche Scenen gespielt. Bischofswerder war hier der Hauptheld. Aber hier mischte sich nichts hinein, was dem Beobachter die Sache anziehend machen konnte; es war die reine Manipulation des Betrugs.*

* Und was ist der Dresdner Geisterspuk mehr als ein Betrug?
Die Redaction.

Der Krystall-Palast in Amsterdam.

(Industrie- und Kunstausstellung aller Nationen.)

Als sich vor zehn Jahren der erste kosmopolitische Friedenstempel für alle Völker im Hyde-Park zu London aus Glas und Eisen erhob, wölbte und mit dem Fleiße und Schweiße aller Schaffenden der Erde zu nie erhörter Pracht ausfüllte, da jubelten die Hoffnungsvollen in allen Sprachen und begrüßten das Morgenroth einer sonnigen neuen Zeit ewigen Friedens, freien Austausches von Mangel und Ueberfluß über die Erde, allgemeiner Wohlfahrt und Sicherheit von „Personen und Eigenthum" der „geretteten" Völker und Staaten.

Der Wahn war kurz, die Reue lang. Es folgten zehn Jahre der Furcht vor Krieg und Revolution, Krieg mit unmenschlichstem, muthwilligstem Blutvergießen, Revolutionen und Staatsstreiche von oben gegen bereits gerettete und zusammengehauene Völker. Gefüllte Kerker überfüllten sich, so daß Männer und Jünglinge, die nicht unter die Soldaten, in den Krieg getrieben wurden, tausendweise auf giftige, heiße Inseln transportirt, wegen Mangel an Liebe zu verhaßten Zuständen und Personen in ihrem Erwerbe gestört, ausgewiesen, hunderttausendweise zum Auswandern genöthigt oder zur Paß-, Concessions- und Arbeitslosigkeit zu Hause verurtheilt wurden. Die Schaffenden, Erwerbenden und Nährenden, die vorher frohndienend Ziegel brennen mußten, wurden gezwungen, nun auch Stroh und Holz dazu zusammen zu lesen; die Steuern verdoppelten sich. Feierlich beschworene und constituirte Rechte und Pflichten zwischen Herrschenden und Beherrschten wurden abgeschafft, verlacht, verhöhnt, die Verträge des „europäischen Gleichgewichts" und des Friedens unter den Fürsten durch List und Gewalt verletzt und gebrochen. Der Premier des mächtigsten und freiesten Volkes war der Erste, der dem größten Meister in dieser Sphäre gratulirte. England wollte für 1861 eine neue Cultur-Ausstellung aller Völker bauen, wagte es aber nicht, konnt' es nicht wegen der maßlosen Furcht vor dem Palmerston'schen Freunde, dem treuen „Alliirten" drüben. England und manche andere Großmacht werden wegen dieser Freundschaft, wegen allgemeinen Mißtrauens, wegen der waltenden Nemesis der letzten zehn Jahre auch manches Andere nicht bauen können. Werthe von Millionen blieben in den englischen Häfen, in den Fabriken Europa's liegen, in den Händen zum Müßiggang verurtheilter Arbeiter stecken, weil Kaufleute fürchteten, ihre mit dem Fleiße der Arbeit beladenen Schiffe könnten unterwegs in einen irgendwo und irgendwie ausgebrochenen Krieg hineinfahren.

Die Großen und Mächtigen hörten nicht auf die Stimmen der Friedenstempel, sie ließen sich gar nicht darin sehen, sie wollten nichts davon verstehen. Die Diplomatie und Politik steht ja hoch über der Weisheit, welche von stummen Callico-Ballen, von tönender Keramik und dem Rauschen textiler Künste gepredigt wird. In ihnen klingen die Rechte und Freiheiten der fleißigen, schaffenden Hand, des denkenden, erfindenden Kopfes. Unter den Diplomaten und regierenden Classen von Profession, am Entschiedensten unter den „obersten Zehntausenden" Englands, gilt jede Art von Industrie und redlichem Erwerb als eine ausgemachte Schande. Der Krystall-Palast sollte im Hyde-Parke stehen bleiben, und Petitionen mit Hunderttausenden von Unterschriften verlangten dessen Erhaltung. Aber die „regierenden Classen", die alle Tage in dessen Nähe mit ihren Damen Corso reiten, duldeten diese dauernde „Schande" nicht; so daß er abgetragen und fünf Meilen weit im Süden wieder aufgebaut werden mußte. Die Industrie mit ihrem völkerverbrüdernden Kosmopolitismus unterlag in England — in Europa; die Diplomatie, welche Grenzen, Zöllner, Zollhäuser, Abgaben, streitende Interessen zwischen diesen Grenzen, Feindseligkeit, Soldaten, Kanonen, Bajonnete haben muß, um zu leben und sich wichtig zu machen und Freund und Feind auszubeuten, siegte und schwitzt seitdem täglich den Angstschweiß ihrer Triumphe.

Die Industrie unterlag, um vielleicht während dieser zehn Jahre der Schmach ihren größten Heldenkampf zu kämpfen und in ihrer Kraft sich loszuschütteln von den Frohndiensten und der Welt die Gesetze ewigen Friedens, der Freiheit unter den Völkern zu dictiren.

„Industrie, Kunst und Wissenschaft" aller Nationen wollen im Mai 1861 zu einem neuen Congreß sich versammeln, um zu zeigen, was sie während der letzten zehn Jahre zu leisten gelernt, und zu sagen, was ihr heiliges Recht geworden, wenn sie „steuerkräftig" bleiben sollen, und unter welchen Bedingungen sie künftig allein die nichtarbeitenden Classen mit ernähren können. Der Congreß wird aber nicht wieder nach London, überhaupt in keine Großmachtsstadt berufen (lauter „unsicher gemachte Gegenden"), sondern in die niederländische Haupt- und Hafenstadt Amsterdam, die halbmondförmig dem Meere zugewandte Stadt der neunzig Inseln, auf deren Brücken und zwischen deren kosmopolitischen Masten einst Spinoza dachte, Freiligrath dichtete und Swammerdam forschte.

Der Krystall-Palast für diesen zweiten kosmopolitischen Congreß fängt an, am Utrecht-Thore aufzusteigen, nach dem ausgeführten Plane prächtiger und schöner, als der größte Stolz Amsterdams, das ehemalige Stadthaus, jetzt Königsschloß, und der ehemalige Prinzenhof, jetzt Rathhaus. Er ist für die Dauer bestimmt, da keine englische Aristokratie am Utrechter Thore reitet, die sich durch dessen Nachbarschaft entehrt fühlen würde. Obgleich weit kleiner, als der erste vor zehn Jahren, im Ganzen nur 412 Fuß lang und 172 breit (im Transept 224), wird er doch, wie man



Der Krystall-Palast in Amsterdam.

hofft, großartiger aussehen, da er im Innern und in seinen äußern architektonischen Formen vielfach im Interesse der Schönheit und Wirksamkeit verziert und geschmückt werden wird. Die Grundlage besteht, wie die von ganz Amsterdam, aus eingerammten Pfählen mit Querpfosten und Dielen oben, auf welche erst Mauer- und Steinwerk als Grundmauer gebaut wird, um ein zum Theil unterirdisches, nur zwei Fuß über den Boden aufragendes Untergeschoß zu bilden. Auf dieses Grundwerk wird das durchaus von Eisen construirte Skelett des Gebäudes befestigt. Es bildet ein Hauptschiff, 64 Fuß breit durch die ganze Länge hindurch mit 19 Fuß breiten Seitenflügeln, eine Central-Transept-Halle 136 Fuß hoch und 68 breit, mit polygonalen Enden und zwei Seitenhallen, jede 150 Fuß hoch und 34 breit, die am Haupttransepte durch Thore von glasirtem Eisen getrennt sein werden. Um die ganze innere Weite läuft 29 Fuß 6 Zoll vom Boden eine 19 Fuß 4 Zoll breite Gallerie, die mit Salons in den Vestibulen der Eingänge in Verbindung steht. — Die eiserne Säulen-Ordnung im Innern entspricht der im großen Krystall-Palaste in London von 1851, aber mit manchem besseren Arrangement; auch wird jede Säule mit einem gußeisernen, gemalten heitern Blätter-Capital verziert.

Das Dach des Hauptschiffes besteht aus schmiedeeisernen, gewölbten Rippen und wird durchaus mit Glas gedeckt und zwar einem doppelten Glasdache, dessen Scheiben ³/₄ Zoll von einander in schmiedeeiserne Barren (in der Gestalt eines liegenden =) geschoben werden. Der Dachfirst des Hauptschiffes ist 89 Fuß hoch. Die Enden desselben werden mit sehr ornamentalen, halbcirkelförmigen Fenstern ausgefüllt, in gußeisernen Rahmen, die ebenfalls 4 Zoll von einander doppelt mit Glas versehen werden. Die äußeren Wände, mit Eisenplatten gefüllt, lassen das Licht blos von oben ein. Nach bisheriger Berechnung wird man 50,000 Centner Guß- und 1000 Centner Schmiedeeisen zu dem Knochen- und Rippenwerk brauchen, das von einer Firma in Birmingham geliefert wird. Der architektonische Plan ist von C. Outshoorn in Amsterdam, das Unternehmen selbst als finanzielles von den Herren van Heel und Holtmann. Die Gestaltung und Detail-Construction des Eisenwerks steht unter Leitung eines englischen Hauses in London, R. M. Ordish (Great George Street, Westminster).

Unsere Abbildung, nach der architektonischen Originalzeichnung in der englischen Bauzeitung („the Builder"), gibt eine klare Anschauung von der äußern Gestalt des Werkes, auf welchem wir als merkwürdiges Charakteristikum einen Thurm oder Dom finden. Man hat dessen verschönernde Kraft bezweifelt, aber ein im Kleinen ausgeführtes Modell entschied zu Gunsten desselben. Dieser elliptische Dom fängt 95 Fuß vom Parterre im Transept an, wo Eisenrippen von den Säulenschaften sich elliptisch nach dem Centrum aufwölben und so die Basis mit Axen von 70 und 42 Fuß bilden. Auf dieser elliptischen Basis stehen 23 Fuß hohe Säulen-Paare, ausgefüllt mit glasirten Eisenplatten, die das eigentliche Domgewölbe tragen. Es besteht aus Eisen, ist mit Zink gedeckt und spitzt sich zu einer architektonischen „Laterne" zu mit einem Knopfe, auf welchem wahrscheinlich ein befittigter Merkur, 187 Fuß über ebener Erde, Platz nehmen wird.

Das Eisenwerk im Innern nimmt unter der Hand geschickter Gießer und Modelleurs oder Dampfschmiedekünner, dann durch Anstreicher und Maler den Charakter des Ornamentalen und Schönen an, sodaß man die schwere Nothwendigkeit architektonischen Tragens nicht merken und sich von dem heitern Spiel leichter Formen und Farben erhoben und erleichtert fühlen soll.

Die veranschlagten Kosten lauten auf 95,000 Pfund Sterl., die aber bei englischen Unternehmungen bis jetzt nie eingehalten und sogar gelegentlich dreifach überstiegen wurden.

So viel für jetzt von dem zweiten großen Friedenstempel aller Nationen. Geschickte und fleißige Fabrikanten, Künstler und Arbeiter mögen sich bereiten, um an dem großen, schönen Wettkampfe um Orden wirklicher Verdienste ihren Antheil zu sichern.

Heldentod Florian Geyer's und der schwarzen Schaar.

(Schluß.)

„So still der Abzug von Würzburg geschehen war, so hatte man ihn doch vom Schlosse aus bemerkt, und in derselben Nacht rauschte der bischöfliche Marschall Truchseß mit 250 Reitern bis zum Ruck des Frauenbergs heran und schickte etliche Knechte bis an den lichten Zaun, eine Leiter ließ sich auf ein Zeichen von den Zinnen herab, Drei stiegen in's Schloß und meldeten den Sieg bei Königshofen und den Anzug des Fürstenheeres. Der Wächter auf dem mittlern Thurme mußte auf den Jubel der Besatzung den Bauern das Spottlied hinabblasen: „Hat dich der Schimpf gereut, so zeuch du wieder heim", der auf dem andern Thurme blies den Würzburgern den „armen Judas". Die im Schloß theilten den Boten den Zug des schwarzen Haufens die Waldsteige hinauf mit, sie stiegen hinaus, meldeten es dem bischöflichen Marschall, und der jagte mit der wichtigen Kunde davon. Die Büchsenschützen der Bauern in der Tellschanze sahen die Reiter, schossen durch die Dämmerung auf sie, in der Stadt wurden die Sturmglocken angezogen, der Marschall und die Reiter verschwanden im Wald; der erschreckten Menge sagten die Hauptleute in Würzburg, es seien nur gespenstische Reiter, keine Bündischen gewesen; der große Schwarzkünstler, der Barfüßlermönch (ein geschickter Feuerwerker im Schloß), habe sie ihnen vorgezaubert.

„Der bischöfliche Marschall ereilte zwei Stunden von Giebelstadt den Truchseß und die Fürsten. Er war Florians Haufen bis auf eine gewisse Strecke nachgeritten, dann seitwärts, vom Nebel verdeckt, durch die Thäler. Die Schwarzen, sagte er den Fürsten, seien im Anzug und nicht eine halbe Meile von da.

„Am Pfingstfest war das Fürstenheer, nachdem es einen Tag von Marsch und Schlacht gerastet hatte, aufgebrochen und zog auf Würzburg. Beim Aufbruch hatten die Fußknechte des Truchseß sich geweigert, mitzuziehen; sie machten, vielleicht schon durch die von Würzburg ausgesandten Werber bestochen, eine Meuterei und bewegten des Pfalzgrafen Knechte auch auf ihre Seite; sie wollten einen Schlachtsold von der letzten Schlacht haben. Der Truchseß erinnerte sie ihres Eides; umsonst. Damit sie sich nicht des Geschützes bemächtigten, ließ er es voranführen und zog mit dem reisigen Zeug hintennach. Auf der Höhe erfuhr er den Anzug der Bauern. Er schickte seinen Herold an die Knechte, mit ihnen zu handeln, daß sie im Angesichte der Feinde als fromme Knechte bei ihrem Eide thun wollten. „Nichts Eid! Geld, Geld!" riefen sie. Sie hielten eine Gemeinde, darin war ein großes wüstes Geschrei. Die Mehrheit war, wer ziehe, den wollen sie zu todt schlagen. Drei weigerten sich, mit ihnen zu halten; sie lagen augenblicklich erschossen in ihrem Blute. Der Truchseß hätte die Meuterer gern gezüchtigt, aber, den Feind vor sich, „trug er Sorge, es könnte ihm wie Herzog Leopold von Oesterreich geschehen, wenn er die Bauern angriffe, daß die Knechte hinten in die Reisigen fielen, wie sie sich dessen vielmal hören ließen." Doch folgten dem Truchseß fast alle Hauptleute, Fähndriche mit den Fähnlein, Waibel und Doppelsöldner mit vielen Fußknechten, die sich mit Geschicklichkeit von dem Haufen machten, und ehe der Truchseß eine starke Stunde gezogen war, fanden sich noch bei tausend weitere Knechte bei ihm ein.

„Herr Florian, Köhl und Gregor, welche die ersten Boten der Königshofer Schlacht nicht gesprochen, keine weitere officielle Kunde erhalten hatten, glaubten dem letzten Boten, glaubten ihre Brüder noch vorhanden, und ihre Leute waren größtentheils noch voll Muths und Zuversicht, und schwuren, wenn sie sich mit ihren Brüdern vereinigt hätten und als ein Heer der Rache auf den Bund sich würfen, keinen Gefangenen leben zu lassen, sondern die Reiter aufzuhängen, den Fußknechten aber die Hälse abzuschneiden. Da sie ihre Brüder zwischen sich und den Bündischen voraussetzten, zogen sie sorglos von dem Schloß Ingolstadt hervor auf den großen Flecken Sulzdorf in's weite Feld.

„Herr Georg ritt selbst mit etlichen Pferden vor, den Feind zu besehen, und er fand, daß es zunächst darauf ankam, die Bauern von dem Guttenbergerwald, den sie eine kleine halbe Meile Wegs hinter sich hatten, abzuschneiden. Er verordnete die Berittensten mit den Rennfahnen voraus, und alle Geschwader zogen gleich hinten nach. Sobald die Bauern die feindlichen Rennfahnen ge-

wahrten, die auf die Ahnungslosen hervorbrachen, wollten sie wieder hinter sich in den Wald. Aber diese, die sie auf beiden Seiten anfielen, schwenkten eben so schnell ab und waren ihnen schon im Rücken, zwischen ihnen und dem Wald, und vorn daher rückte mit allen Geschwadern, mit Fußvolk und allem Geschütz der Truchseß. So sahen sich die Bauern jählings vom Fürstenheer im weiten freien Felde übereilt, umsetzt und angegriffen, daß sie weder ihr Geschütz noch ihre Wagen wieder zurück oder in einen bessern Vortheil zu bringen vermochten. Herr Florian ließ in diesem Unglück schnell, so gut er es konnte, alle Fähnlein der Bauern in Schlachtordnung treten, errichtete ringsum eine Wagenburg, mit sechsunddreißig Geschützen auf Rädern unterspickt, und begann das Feuer gegen die Reisigen. Wie aber der Schenk von Schwarzenberg mit seinen Schützen angriff, und der ganze bündische reisige Zeug und das furchtbare Geschütz daherkam, öffnete sich hinten die Wagenburg, die Bauern begannen zu fliehen, und die ersten Muthlosen rissen die andern nach. Flüchtig im ganzen weiten Felde, wurden sie erritten, erstochen, todtgeschlagen, durch alle Straßen, Wege und Wälder, wohin sie flohen. Bis Ochsenfurt hier, bis an den Main dort verfolgten sie die Reisigen. Ein flüchtiger Schwarm entlief bis Eisfeld oberhalb Heidingsfeld und wurde hier im Kirchhof, wo sie sich setzen wollten, erstochen. Ein Theil floh nach Sulzdorf, Giebelstadt, Bütthard und andern Dörfern. Sechzig Bauern wurden lebend gefangen; die sie fingen, wollten ein großes Lösegeld aus ihnen ziehen. Als sie sie zur Wagenburg brachten, wurden sie auf Befehl des Truchseß auf einen Haufen erstochen, „da sie ja geschworen haben, auch keinem Bündischen das Leben zu schenken"; Beweis, daß auch hier feindliche *Kundschafter* unter dem Zug gewesen.

„Fliehen war Herrn Florians Sache nicht, und seine Braven hielten auch bei ihm aus, während Alles auseinander floh. Mitten im allgemeinen Entlaufen und Morden zogen in die Sechshundert des Haufens mit Büchsen, Wehren, langen Spießen und Hellebarden, Kriegsleute und andere tapfere Männer, in festgeschlossener Ordnung, gegen Dorf und Stadt Ingolstadt sich zurück. Es war Florian Geyer mit dem Rest seiner schwarzen Schaar und fünfzig freien Knechten, welche die Geistlichkeit Würzburgs geworben hatte und die sich ihm anschlossen. Auch an dieses Häuflein rasselten wieder und wieder die Reisigen heran, und prallten jedesmal zurück vor den guten Schüssen der schwarzen Schützen und ihren langen Spießen. Hinter der Domhecke des Dörfchens Ingolstadt setzte sich die tapfere Schaar. Pfalzgraf Ludwig führte jetzt selbst seine 1200 Reiter und Reisige gegen sie heran. Da warfen sich 200 der Bauern in den Kirchhof, die Kirche und den Kirchthurm, 3 bis 400 erreichten das Schloß. Die Uebermacht drängte die im Kirchhofe alle in die Kirche zurück. Vom Thurm, vom Dach der Kirche herab blitzte Schuß auf Schuß, trafen Ziegel, Mauerstücke auf die Bündischen; diese warfen Feuerbrände hinein, und Kirche und Thurm mit den Tapfern darin verbrannten; aber noch aus den Flammen heraus schossen und warfen sich diese auf ihre Feinde und tödteten und verzehrten, noch während sie verzehrt und getödtet wurden. Nicht Einer dieser Tapfern blieb leben.

„In den Ruinen des alten Schlosses schien sich alles Heldenthum des ganzen Bauernkrieges, wie in einem Brennpunkt, zu sammeln. Das Schlößchen, schon vor fast einem Jahrhundert von den Rotenburgern gebrochen, später wieder in etwas aufgebaut, und am 7. Mai von Bauern wieder ausgebrannt, hatte noch hohes und gutes Gemäuer, mit einem großen starken Thurm und tiefen Graben. Herr Florian war selbst darinnen. Sie verbauten sich durch Verrammelung der Thore so schnell, daß Niemand zu ihnen kommen mochte, „und schossen so feindlich heraus, als stünde keine Sorg' ihnen da an ihrem Verlust; sie begehrten auch weder Gnad' noch Fried'". Nur drei Feige waren darin. Die liefen heraus, Gnade zu erlangen, wurden aber auf der Stelle von des Pfalzgrafen Trabanten erstochen. Der Pfalzgraf mit fast dem ganzen fürstlichen und bündischen Zeug häufte sich vor dieser Ruine. Man richtete alles Geschütz wider sie, groß und klein; und auf das furchtbare Feuer fiel die Mauer, wohl auf vierundzwanzig Schuh Breite, von oben her zu einem großen Sturmloch, gegen sechs Schuh auf den Grund herab, und sogleich traten die Fußknechte begierig den Sturm an, durch einen wüsten moosigen Graben voll lehmigen Kothes, und mit ihnen Grafen, Herren, Ritter und Reisige, die alle von den Gäulen abstiegen, in einiger Unordnung, weil sie den Sturm leicht zu gewinnen meinten. Ganz wüst vom Schmutz des Grabens fielen sie über die Mauer hinein gegen die Feinde mit ganzem Haufen und ganzer Kraft. Aber auf der Bresche standen Männer, entschlossen, vor der schweren Stunde zu bestehen und ihren Feinden und dem Schicksal Achtung abzugewinnen. Mit einem Kugelregen empfingen sie die Stürmenden und mit einem Hagel von großen Steinen, und trieben sie mit großer Gewalt wieder hinter sich, über die zerschossene Mauer hinaus bis in den Graben; über Hundert der Stürmenden waren getödtet oder verwundet, „darunter viele Herren und gute Gesellen". „Haben sie drinnen," sagten Sachverständige, „zu ihren Handrohren Steine und Pulver genug, werden wir ihnen heut schwerlich was angewinnen." Das schwere Geschütz erweiterte die Bresche, während die im Schloß arbeiteten, Steine zu tragen und zu verterrassen.

„Zum andern Male wurde der Sturm angelaufen in ganzem Ernst. Viele Grafen und Herren, Edle und Unedle, kamen zu der Bresche hinein und freuten sich, die größte Noth überschritten zu haben; kein Schuß von innen heraus fiel mehr; die Belagerten hatten ihr Pulver fast verschossen, und mit Jubel drangen die Herren vor. Da fing Kampf und Noth erst recht an. Inwendig vor ihnen, zwischen der zerschossenen Mauer und dem Hofe des Schlosses, darin sich die Schwarzen enthielten, war noch eine Mauer, wohl eines Spießes Höhe hinauf, durch welche nur ein Fenster und eine enge Thür hinein gingen. Durch Fenster und Thüre und von oben herab wehrten sie sich mit Werfen, Stechen und gut gezielten Schüssen aus ihren Handrohren. Doch wurde „von Gnade Gottes" keiner der Herren getödtet, so sehr sie in Gefahr ihres Lebens standen, und so viele gequetscht und verwundet wurden. Sie sahen sich zum zweiten Male abgetrieben. Mancher Knecht wollte nicht ganz abweichen und nachlassen; „wie Katzen" hielten sie sich an der Mauer kletternd.

„Jetzt legte man das Geschütz anders und richtete es durch die zerschossene Mauer hinein an die innere Mauer und zerschoß sie darnieder, daß Weite genug war, hinein zu fallen. Die Büchsenmeister hatten ihre Geschütze bis an den Rand des Grabens vorgelegt, da sie von den Handrohren der schwarzen Schützen, wie sie sahen, nichts mehr zu fürchten hatten.

„Der Fußzeug des Bundes und die Herren liefen nun den dritten Sturm an mit aller Macht und allem Zorn über das zweimalige Mißlingen. Schon sind viele im Schloß durch die heiße Arbeit müd und kraftlos. Einem Fähnlein, schwarz und gelb, gelingt es, auf die Mauer zu kommen; die Knechte kommen nach; bald wehen noch drei Fähnlein neben dem erstern. Der Fähndrich Hans Sattler von Augsburg sinkt; es sinkt der Fähndrich von Nürnberg, hart getroffen bis auf den Tod. Die Knechte hatten keine Büchsen, wie die Schwarzen kein Pulver; es war ein Kampf mit Mauersteinen, bis der Haufen der Knechte den Graben durchwatet hatte und nachkam. Da drangen sie an beiden Enden zuletzt, wiewohl schwer, an der Bresche und bei dem Thore hinein und drückten die schwarzen Helden in die letzten Ruinen zurück. Niemand will, Niemand gibt Gnade; im wilden schrecklichen Getümmel und Grimm des Todeskampfes durchkreuzen sich bündische und bäurische Arme, Schwerter, Lanzen und Hellebarden, eng und enger zusammengedrängt; würdig, daß ihnen Besseres geworden wäre, und theuer ihr Leben verkaufend, sind schon die meisten der schwarzen Schaar, auch die fünfzig freien Knechte, gefallen. Bei fünfzig zogen sich in den tiefen Schloßkeller zurück und wehrten sich verzweifelnd daraus. Die Feinde warfen durch die Oeffnungen brennende Strohbündel und darauf Pulverfäßchen hinein, daß sie Alle darin starben, bis auf drei, die in der Dunkelheit entkamen. Zweihundert und sechs Leichen der schwarzen Schaar lagen umher im engen Raum der Ruinen: nicht darunter Herr Florian. Begünstigt durch die tiefe Nacht, die unter Sturm und Gefecht eingebrochen war, hatte er mit einer Handvoll der tapfersten und stärksten Männer, gegen zweihundert, als die Bündischen das Schloß überwältigt hatten, in ein nahes Gehölz sich durchgeschlagen. Während der Pfalzgraf zur Siegesfeier alle Trommeten schmettern und alle Heerpauken schlagen ließ, umstellte er das Wäldchen, da man in der Nacht nichts gegen die darin vornehmen konnte, mit Reisigen, damit keiner entlaufe. Herr Florian setzte den Kampf auch in der Nacht aus dem Wald heraus fort, bald hier bald dort vorbrechend, bis es ihm gelang, mit einer Zahl der Seinigen durchzubrechen und das Weite zu gewinnen. Mit dem Morgen fielen die Bündischen in's Gehölz und erwürgten Alles darin, was dem kühnen Führer zu folgen nicht mehr Muth genug gehabt hatte, und

lieber widerstandslos sich erstechen lassen, als fechtend fallen oder sich retten wollte. Nur siebzehn Gefangene waren in allen diesen Gefechten am Pfingstfest angenommen worden.

„Das bündische Heer „hatte an diesem Tage mehr Leute verloren, als je bisher an einem Tag, die Böblinger Schlacht ausgenommen,“ und bei Königshofen und Ingolstadt hatten die Pferde so sehr gelitten, daß sie nachher im Lager zu Heidingsfeld in solcher Anzahl fielen, „daß man vor dem Geruch fast nicht bleiben konnte und das Lager verrückte.“ Der Truchseß ließ das Lager schlagen eine Viertelmeile vom Schloß, „in einem Moos, bei einem rinnenden Wasser, daselbst die Nacht Ruhe zu haben,“ während die Dörfer Bütthard, Sulzdorf, Ingolstadt und Giebelstadt mit ihren Flammen als Wachtfeuer leuchteten. Sie alle waren umstellt und angezündet worden; was von Bauern darin blieb, kam durch's Feuer um; was herausfloh, durch die Reisigen. In Giebelstadt, wo Florian Geyer's Vaterschloß war, hart gegenüber dem Schloß der Zobel, schossen sie aus den brennenden Häusern noch auf ihre grausamen Feinde. Von allen darin waren noch sieben übrig; die krochen in's Gesträuch am Schloßgraben. Die Reiter, die zu Roß nicht dahin kommen konnten, riefen in entsetzlichem Scherz hinüber, wer die Andern erstäche, solle begnadigt sein. Und einer erstach fünf seiner Brüder; mit dem sechsten ringend, stürzte und ersoff er im Schloßgraben; fest sich umklammernd fand man zwei Gerippe, als man später das Wasser abließ.

„Bis Würzburg hin zeigten die brennenden Dörfer die Spur der Bündischen; um nach Würzburg zu gelangen, hätte Florian Geyer mitten durch das Heer der Sieger hindurchgehen müssen; er schlug den Weg zu dem Gaildorfischen Haufen ein, der sich ihm besonders verbrüdert hatte. Alle die Seinen, bis auf Wenige, hatte Florian verloren, alle waren ihm erschlagen an einem Tage des Zorns; er stand einsam, schwieg und trug's: Zweierlei hatte er nicht verloren, sich selbst und die Hoffnung. So lang ihm Arm und Schwert blieb, blieb ihm der Wille, seinem deutschen Volke zu helfen, und der Glaube an die Möglichkeit.

„Der große Gaildorf-hallische Haufe hatte noch keine Verluste erlitten. Gegen 7000 hatten sich zuletzt noch im Lager bei Thann zusammengezogen. Eine Abtheilung zu Roß und zu Fuß war vom Bundesheer schon bei Neckargartach seitwärts in's Kocherthal entsandt worden und hatte sich mit dem Kriegsvolk der Stadt Hall vereinigt. Den Gmünder Wald hatten sie gebrandschatzt und geplündert, in der Stadt Gmünd den neuen Rath abgesetzt und um Geld gebüßt, den alten wieder eingesetzt, das Haus des Prädicanten niedergerissen. Dieser und die meisten Goldschmiede waren entwichen. Die Gerüchte von den Niederlagen rings umher, des Truchseß, Drohbriefe, des obersten Hauptmanns der Gaildorfer Einverständniß mit den Herren hatten die Folge, daß der Haufe sich auflöste, namentlich die hallischen Bauern den Winken ihres Raths folgten und, ehe sie gestraft wurden, über Nacht neu huldigten. Die bündischen und die hallischen Knechte zogen gegen den Rest des Haufens, der 2000 Mann stark noch bei Thann lagerte, und gedachten ihn zu überfallen. In Thann aber fanden sie keine Seele. Durch Feuerzeichen auf den Bergen und durch Warnschüsse von der Absicht ihrer Feinde benachrichtigt, hatten sich die Bauern in die Wälder zerstreut. Die grauenvollen Erzählungen von Königshofen und Ingolstadt machten auch auf dem Gmündner Wald, im Ellwangischen und Limburgischen tiefen Eindruck. Florian Geyer fand hier Alles entweder neu gehuldigt oder zerstreut, aufgelöst, entmuthigt. Noch wagte er den Versuch, die, welche noch nicht wieder gehuldigt hätten und noch nicht entwaffnet wären, die aus dem Würtembergischen hierher Versprengten, die aus dem Kocher- und Jaxtthal ohne Hoffnung der Begnadigung auf diesen Wäldern Versteckten wieder zu versammeln, und den Wald, das Ries, den Virngrund und die Rotenburger Landschaft im Rücken der Fürsten neu zu bewegen. Aber er war am Ziel. Am 9. Juni wurde Florian Geyer mit seinem Anhang auf dem Speltich, „einer Waldhöhe zwischen den Schlössern Bellberg und Limburg unweit Hall,“ von seinen Verfolgern aufgespürt. Es war sein eigener junger Schwager, Wilhelm von Grumbach, der ihn überfiel. Er sank fechtend, und fast alle die Seinen mit ihm im hoffnungslosen Kampfe.

„Der Tod im Felde rettete ihn vor dem Schaffote und half ihm zur ewigen Freiheit. Noch über der gefallenen Sache des Volks hielt er ungebrochen vorfechtend den Ritterschild: nicht gegen den Lebenden sollten sie sich des Sieges rühmen, kaum gegen seine Leiche.

„Er war auf den sonnigen Bergen, auf den freien Höhen des Lebens geboren: am Kaiserhof der Hohenstaufen glänzten schon in ritterlichen Ehren seine Ahnen. Aber den Armen in der Niederung, den Gedrückten im Thale schlug sein Herz. Er hat dem Volke gelebt und ist dem Volke gestorben; „fromm und treu bis an's Ende dem Evangelium seiner Ueberzeugung, dem Worte Gottes“ in allen seinen Folgen; ergeben der christlichen Freiheit, nicht der einseitigen falschen, sondern der ganzen und wahren. Wie seinem Vorbilde Ulrich von Hutten, war ihm im Leben Beides gegeben, das Wort und das Schwert; und Zweierlei wurde ihm voraus im Sterben, ein ehrlicher Reitertod im Kampf für die von ihm heilig erkannte Sache, und das, daß auch die Verleumdung nicht wagte, auf sein weißes Gewand einen Flecken zu werfen. Das Volk büßte es, daß es ihn hintan setzte; er büßte seinen, aus seiner eisernen Consequenz hervorgegangenen falschen Rathschlag mit dem Frauenberg und, neben dem Verrathe des Götz, die Ungeschicklichkeit seiner Mithauptleute, die ihn ohne alle Kunde ließen, daß er im freien Felde überfallen wurde. Nicht Geiz nach Ehre, Einfluß oder Beute war's, was ihn handeln ließ; auch der Feinde keiner hat ihm dies nachgeredet; und ruhmlos fiel er, und schlief lange fast vergessen. Einst wird auch seine Zeit und sein Lohn mit ihr kommen, wenn auf der ganzen befreiten deutschen Erde der Vater den Söhnen und Enkeln erzählen wird von denen, die mit ihrem Blute den Baum gepflanzt haben, in dessen Schatten der Landmann und der Bürger ein schöneres, ein würdigeres Dasein genießen; dann wird man auch reden und sagen von Florian Geyer, dem Hauptmann der schwarzen Schaar.“

Blätter und Blüthen.

Der Singschwan. Es hat sich in unserer Zeit überall die Liebhaberei für neues, schönes oder sonst interessantes Geflügel verbreitet. Alle Länder Europa's, alle übrigen Welttheile werden durchstört, auf Schiffen, Posten, Eisenbahnen gehen die Transporte von Eiern und lebenden Vögeln hin und her; auf den Höfen der Gutsbesitzer, der Bauern, der Städter sieht man winzige Zwerghühner, riesige Cochinchina's, elegante Goldbantam's, neue Racen prachtvoller Vollblut-Tauben, in bisher unbekannter Weise quakende und trommelnde Tauben, in purpur-, grün- und blauschillerndes Gewand gekleidete Enten, und auch die berühmten pommerschen Gänse haben einen Versuch zu weiterer Ausbreitung gemacht, indem gütige, deren Heimath bewohnende Freunde mir Eier und lebende Exemplare dieser großen, schönen und nützlichen Vögel zugesandt haben.

Während in solcher Art sich ein neues, munteres, buntes Leben entfaltet, während überall neumodische Hähne krähen und kämpfen, neue Tauben ihre Federpracht entfalten oder ihre Anwesenheit mit Trommelschlag kund thun, fremdartige Enten schnattern und quaken, und neue stattliche Gänse ihrem Besitzer durch Geschrei und Attake Schutz vor Dieben, durch Federn Schutz vor Kälte, durch Fleisch und Fett Schutz vor Hunger gewähren, — während Pfauen, Fasanen, Perl- und Truthühner durch Geflügel verdrängt oder doch beschränkt werden, das nützlicher und dabei leichter zu erziehen ist, — während aller dieser Umwandlungen hat der stumme Schwan sich unangefochten im Besitze unserer Parkteiche erhalten, ergötzt unser Auge durch seine stolze, majestätische Haltung, durch die Pracht seines schneeweißen Gefieders, beleidigt aber unser Ohr, indem er uns wie eine Schlange anzischt und wie ein boshafter Hund anknurrt.

In Rußland achtet man, wie der große Naturforscher Peter Pallas schon im Jahre 1811 von dort berichtet, den stummen Schwan wenig, hält dagegen viele zahme Singschwäne, weil sie einerseits eben so schön sind, wie jene, andererseits durch den weithin tönenden Silberklang ihrer Stimme ergötzen. — Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man die neuen, großartigen Verkehrsmittel auch dazu benutzen wird, diesen seit Menschengedenken von Allen, die das Glück hatten, ihn zu sehen und zu hören, bewunderten und gepriesenen Vogel auf Deutschlands Gewässer zu versetzen. Es möge mir daher gestattet sein, eine kurze Uebersicht dessen zu geben, was bis auf den heutigen Tag über ihn beobachtet und geschrieben worden ist.

Die ersten Nachrichten über den Singschwan haben wir durch Homer, welcher um's Jahr 1000 vor Christo lebte, ganze Schaaren von Schwänen am Kaystros und Peneios fand, und ihren Gesang als ein dem

Apollo dargebrachtes Loblied betrachtete. — Aeschylos, welcher um's Jahr 480 vor Christo lebte, erwähnt zuerst, daß der Schwan auch im Sterben singt, und nennt diesen letzten Gesang sein Leichenlied. — Plato, um's Jahr 360 vor Christo, glaubt, daß der sterbende Schwan in dem Bewußtsein singe, daß er zu einem besseren Leben, daß er zu dem Gotte gehe, dessen Diener er sei; sein Leichenlied sei freudiger, als alle die er je zuvor gesungen. — Aristophanes drückt die zwei Töne, aus welchen der Gesang besteht, durch „tio, tio, tio, tio, tiex“ aus. — Der größte Naturforscher des Alterthums, Aristoteles, 330 vor Christo, erwähnt das Sterbelied des Schwanes ohne einen Ausdruck des Zweifels. — Erst Plinius, 75 nach Christo, welcher nie die Gelegenheit gehabt, Singschwäne zu beobachten, wahrscheinlich aber stumme gesehen hatte, hegt einige Zweifel gegen das Sterbelied.

Die höchst merkwürdige, zur Erzeugung der starken Stimme jedenfalls viel beitragende Länge und Gestalt der Luftröhre des Singschwans beschreibt zuerst der Bologneser Arzt Aldrovandi im Jahr 1634. Sie senkt sich, vom Halse kommend, tief in eine eigens für sie bestimmte Höhlung des Brustbeins, biegt sich an deren Ende um, geht nach dem Eingang der Höhlung zurück, von da erst in's Innere der Brust, bildet dort den inneren Kehlkopf und theilt sich unter diesem in zwei Aeste, welche in die Lunge übergehen. Aldrovandi ahnte das Dasein zweier Schwanenarten noch nicht. Erst Ray zeigte um's Jahr 1667, daß es eine Schwanenart gebe, welcher die beschriebene Gestalt der Luftröhre fehlt.

Die ersten Nachrichten von Singschwänen, welche gefangen, dann gezähmt und zur Vermehrung gebracht wurden, gibt Mauduit. Sie kamen in den Jahren 1740 bis 1769 nach Chantilly, woselbst man sich ihrer bemächtigte; bald wurden sie ganz zutraulich, holten ihr Futter aus der Hand der Wärter, brüteten sorgfältig, kämpften an ihrem Brutplatze heftig gegen eindringende Gänse und stumme Schwäne, schlugen die Feinde in die Flucht, schwangen dann die Flügel und ließen mit hochgehobenem Haupte ihr Triumphlied erklingen. Bei jedem Ton beugten sie den Kopf. Ihr Lied bestand aus zwei oft hintereinander wiederholten Tönen; das Männchen konnte man auf die Entfernung einer Wegstunde hören; die Stimme des Weibchens war schwächer, seine zwei Töne stellten die Noten d und e, die des Männchens e und f vor. Sie sangen überhaupt bei Aufregung und außerdem in der Regel früh und Abends.

In Island nisten die Singschwäne zahlreich an Sümpfen und Seeen, werden zur Zeit der Mauser in Menge gefangen, bleiben im Winter, und der Isländer Eggert Olaffen, dem wir genauere Nachrichten über sie verdanken, nennt ihren Gesang die schönste Wintermusik und vergleicht ihn mit Violintönen.

Im Norden Rußlands und mehr noch Sibiriens brüten sie in großer Menge; im Herbst wandern die Schaaren an die Ufer des schwarzen und kaspischen Meeres, Kleinasiens und Griechenlands. Pallas vergleicht den lieblichen Klang ihrer Stimme mit Silberglocken und fügt hinzu, daß auch die letzten Athemzüge tödtlich verwundeter die singenden Töne hervorbringen. — Auch Ad. Ermar fand (in den Jahren 1828—30) in Sibirien die Stimme der Schwäne von hellerem Silberklang als die irgend eines anderen Thieres, und daß ihr letztes Athmen nach Verwundung noch jene Töne hervorbringt. — F. J. v. Kittlitz fand viele Singschwäne in Kamtschatka, und vergleicht ihre Töne mit denen der Violine. — Dr. Lindermayer's Untersuchungen weisen nach, daß auch Singschwäne auf dem Lykari- und Kopais-See Griechenlands als Standvögel Sommer und Winter bleiben.

An den Gestaden der Ostsee gibt es mehrere Stellen, wo sich die Singschwäne jeden Herbst in Menge einfinden. Sie bleiben, so lange noch das Eis nicht weit vom Ufer in's Meer hinein reicht, und so lange noch an den Mündungen der Flüsse und Bäche offenes Wasser ist. Im Frühjahr kommen sie wieder, sobald sich vor den Flüssen und Bächen offene Stellen von der Größe eines Landsees bilden. Landeinwärts gehen sie dort auf dem fließenden Wasser nie. An die Küste der Insel Oesel kommen sie besonders häufig, singen dort, wie mir ein auf jener Insel wohnender Freund mittheilt, im Herbst und Frühjahr, verkünden im Herbst, wenn sie in Schaaren singen, bevorstehenden Frost, sind übrigens jederzeit sehr schwer und nur mit der Büchsenkugel zu erlegen, da sie vorsichtig und scheu sind; auch stellt man ihnen wenig nach, weil man sie nicht verspeist. Stumme Schwäne zeigen sich bei Oesel selten.

An der Küste Pommerns hat der Naturforscher Dr. W. Schilling die Singschwäne oftmals beobachtet. „Sie lassen,“ sagte er im Jahre 1850, „die lauten, reinen Töne als Locktön, Warnungsruf und, wenn in Schaaren vereinigt, im Wettstreit zur eigenen Unterhaltung hören. Man hört sie dann in stundenweiter Ferne, und möchte diese Töne bald mit denen der Glocken, bald mit denen blasender Instrumente vergleichen. Dieser eigenthümliche Gesang ist oftmals auch der Grabgesang dieser schönen Thiere, denn wenn sie im tiefen Wasser ihre Nahrung nicht mehr zu ergründen vermögen, so werden sie vom Hunger dermaßen ermattet, daß sie zur Weiterreise die Kräfte nicht mehr besitzen und dann häufig auf dem Eise angefroren sterben, wobei sie bis an ihr Ende ihre melancholischen hellen Laute hören lassen.

Auf den deutschen Binnenseeen erscheinen die Singschwäne nur selten. „Im Jahr 1858,“ so erzählt der Naturforscher Fr. v. Kobell, „hielt sich eine Schaar von 43 acht Tage lang auf dem Starnberger See bei München auf. Man hörte ihr Geschrei weit und fast immerwährend. Vor 25 Jahren waren daselbst drei, von denen zwei lebendig gefangen und nach Nymphenburg gebracht wurden, wo sie sich bald eingewöhnten.“ — Im Jahr 1855 befand sich ein Singschwan auf dem Stadtgraben zu Bremen unter den stummen Schwänen und musicirte da fleißig.

O. Lenz in Schnepfenthal.

Karl August von Weimar und seine Pikesche. Es ist bekannt, daß Karl August ein prunkloses Auftreten liebte, und namentlich auch in seiner äußeren Erscheinung immer, wo es nur irgend anging, sich sehr schlicht und einfach zeigte. In seinen späteren Jahren kam hierzu noch eine große Neigung zur Bequemlichkeit. Es war ihm zuwider, ein neues Kleidungsstück anzuziehen; seine bekannten grünen (sogenannten polnischen) Pikeschen mußten, wenn sie schadhaft wurden, ausgebessert werden, solange es nur irgend anging. Es bedurfte oft förmlicher Ueberredung, um ihn zur Anlegung eines neuen Kleidungsstückes zu bewegen. Die abgelegten Kleider schenkte er seinem Kammerdiener, der sie dann in den Trödel verkaufte.

Eines Morgens beim Ankleiden hielt ihm sein alter treuer Kammerdiener Hecker den Rock hin, der Großherzog fuhr mit dem einen Arm in den Aermel hinein, hielt aber sogleich inne und sagte ärgerlich:

„Was Teufel, das ist ja eine neue Pikesche! Gleich bring mir die alte!“

„Ach, Königliche Hoheit,“ antwortete Hecker, „die habe ich fortgethan. Sie war ja so vielemal geflickt, und nun sind auch die Aermel beinahe durchgescheuert. Es schickt sich weiß Gott nicht mehr, daß Königliche Hoheit sie noch anziehen.“

„Wo hast Du sie hin?“

„Ich habe sie mit nach Hause genommen.“

„Du hast sie wohl gar schon verkauft?“

„Nein, noch nicht, Königliche Hoheit!“

„Was kriegst Du denn für so ein Ding?“

„Sehr wenig! Hoheit wissen ja, wie abgetragen Ihre Röcke immer sind. Wenn's hoch kommt, einen Thaler.“

„Na, daß Du nicht zu Schaden kömmst, hier hast Du einen Thaler! Aber jetzt gehst Du sogleich und holst mir meine alte Pikesche!“

Zwei neue interessante Werke der musikalischen Literatur wollen wir der Beachtung unserer Leser empfehlen. Das erste sind „Zwei Clavierstücke“ von Mendelssohn-Bartholdy, die erst jetzt in Deutschland (Leipzig, Bartholf Senff) veröffentlicht wurden, obwohl sie in England längst populär waren: ein „Andante cantabile“ in B dur und „Presto agitato“ in G moll. Zwei werthvolle Reliquien des unvergeßlichen Meisters, in der Weise seiner Lieder ohne Worte, werden sie allen Clavierspielern um so willkommener sein, als es heute wenige Tondichtungen geben möchte, welche so natürlich dem Geiste wie der Technik sich anschmiegen.

Das zweite Werk, von welchem wir reden, ist speciell den jugendlichen Spielern gewidmet: „Der erste Fortschritt, 24 kleine Vorspielstücke für jeden Clavierschüler zur Uebung und Unterhaltung von Louis Köhler, Op. 79“. Es sind dies allerliebste Stücke von leichtem Claviersatz, doch dabei von übender Structur. Die Melodien sind so kindlich gegeben, daß sie schnell im Gehör und im Gefühl Wurzel fassen, dabei charakteristisch genug, damit selbst der jüngste Spieler, mit Befolgung der sehr genau bezeichneten Spielart von innen heraus zu eigenem und Anderer Vergnügen sie wird vortragen können. Alle Gattungen sind vertreten, Tanz und Marsch, Lied, Charakterstück, Variation, Etude, Rondo rc., und der Verfasser hat es sehr glücklich getroffen, all den kleinen Compositionen ein kindlich verständliches Gefühl einzuhauchen, wodurch dem Kinde die Melodie so klar wie ein gemaltes Bild wird. Wenn wir vor länger als Jahresfrist Louis Köhler's „erste Etuden für jeden Clavierschüler, Op. 50“, als eines der besten Studienwerke der neueren Zeit anführten, so haben wir die Genugthuung, daß dieselben sich seitdem allenthalben demgemäß bewähren und erst vor Kurzem noch die ehrenvolle Anerkennung fanden, vom Conservatorium der Musik zu Leipzig angenommen zu werden. Die oben genannten „Vorspielstücke“ schließen sich diesen „ersten Etuden“ in überaus gelungener Weise an und werden nicht minder nutzenbringend beim Unterricht eingeführt werden als jene Etuden, die damit eine schöne Vervollständigung erhalten.

Für Beamte. Der im vorigen Jahre in Berlin verstorbene Geh. Ober-Regierungsrath Schröner hatte den merkwürdigen Einfall, den in Kleinasien im Exil lebenden Abd-el-Kader um ein Paar Zeilen für sein Gedenk- oder Stammbuch zu bitten. Der arabische Fürst fand in dieser Bitte nichts Auffälliges und ließ ihm baldigst eine Antwort zukommen, die mitten in ihrem orientalischen Wortwust folgende, namentlich für Beamte bemerkenswerthe Stelle enthält:

„Der Seelenadel liegt in vier Dingen, in der Vollkommenheit des Verstandes, in der Aneignung göttlicher und menschlicher Wissenschaft, in der Beobachtung der guten Sitte und in der Milde gegen die Menschen. Ich höre, daß Ihr ein Staatsamt verwaltet. Eines Staatsbeamten schönste Eigenschaft ist Mitgefühl und Milde. Die Weisen haben gesagt, man erreiche durch Milde, was man nicht durch Strenge erreicht.

Das Wasser, wie weich es auch ist, durchschneidet den Stein, wie hart er auch ist. Darum soll der Beamte nicht mit Strenge, sondern mit Milde verfahren; auch steht diese der Gerechtigkeit näher.

Mit dieser schönen Mahnung empfiehlt sich dem preußischen Regierungsrath — Abd-el-Kader, Sohn des Muzi Eddin.“

Zwei Todte. Die letzten Tage des Januar haben zwei deutsche Größen gebrochen, die, so lange es noch ein Deutschland und deutsche Kunst geben wird, ewig fortleben werden in dem Gedächtniß Aller: E. M. Arndt und Frau Schröder-Devrient. Beide stehen, jede in ihrer Richtung, so einzig da, daß sie kaum zu ersetzen sind. Wir hoffen, unsern Lesern schon in nächster Zeit beide großartige Erscheinungen in wohlgelungenen und authentischen Bildern und Charakteristiken vorführen zu können.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 8. Die Gartenlaube. 1860.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Guntershausen.

Von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

IV.

Frau von Hersenbrook hatte gerade im Hauptgebäude die Arbeiten der Bauleute in Augenschein genommen, als der Wagen der Aebtissin am Verwalterhause vorgefahren war. Auf die Meldung des Dieners war die Generalin hinübergeeilt, ihren Gast zu empfangen, und war auf halbem Wege mit Hedwig zusammengetroffen, die nach flüchtiger Begrüßung weiter ging, um sich, wie sie sagte, nach Eva umzusehen. Die Generalin war selbst so erregt, daß sie die Unruhe des jungen Mädchens übersehen hatte. Auch war es ihr im höchsten Grade erwünscht, mit der Aebtissin allein zu sein, und mit einer ihr sonst fremden Hast trat sie wenige Augenblicke später in das Gemach, das sie nothdürftig zum Empfangszimmer eingerichtet hatte. Ernestine von Guntershausen hatte sich in einen Sessel am Fenster niedergelassen. Beim Eintritt der Generalin stand sie auf. Es war eine mittelgroße, etwas hagere Gestalt, die sich trotz sechzig Jahre vollkommen aufrecht hielt und in ihrer schwarzen Ordenstracht mit der feingefalteten Haube, der breiten Halskrause und dem goldenen Kreuz an der linken Schulter beinahe aussah, als wäre sie aus einem der alten Rahmen im Ahnensaale zu Guntershausen niedergestiegen. Auch das scharfgeschnittene, wachsbleiche Gesicht der Dame hatte etwas von der Starrheit eines Bildes. Der strenge, eigensinnige Zug um die schmalen, blassen Lippen, die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, selbst die hochmüthige Haltung des Kopfes blieben sich immer gleich. Nur in den großen, runden, hellgrauen Augen mit den schwarzen Wimpern und Brauen war Leben und wechselnder Ausdruck. Aber mochten sie Haß oder Liebe, Gleichgültigkeit oder Zorn, Spott oder Beifall verrathen, unheimlich waren sie immer und übten fast auf Jeden, der von ihrem scharfen Blick getroffen wurde, eine beängstigende oder doch erkältende Wirkung.

Auch die Generalin empfand diesen Einfluß, besonders wenn sie, wie heute, nach langer Abwesenheit oder zur Besprechung wichtiger Fragen mit der Aebtissin zusammenkam. Der sonst so gewandten Frau stand jetzt kaum ein Wort zu Gebote, um den Dank für die schnelle Erfüllung ihrer Bitten auszusprechen. Ernestine schnitt ihre Rede durch eine abwehrende Handbewegung ab.

„Lassen wir das, Frau Schwägerin,“ sagte sie in ihrem harten Tone, indem sie sich wieder setzte und die Generalin bedeutete, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Sie haben mir nicht zu danken und werden sich nicht mehr freuen, wenn Sie hören, warum ich hier bin. — Umschweife und Redensarten,“ fuhr sie fort, ohne den höflichen Einwendungen der Generalin die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, „Umschweife und Redensarten sind einmal nicht meine Sache. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, will ich Ihnen darum gleich von vorn herein erklären, daß ich mit Ihrer Ansicht der Verhältnisse nicht harmonire. Ich bin mit Lothars Wahl zufrieden und werde dem jungen Paare mit tausend Freuden meinen Segen geben.“

„Sie sind gütig!“ erwiderte die Generalin mit dem ihr eigenen feinen, vielsagenden Lächeln. „Ich muß aber gestehen, daß ich weniger um Lothars Glück in Sorge war, als um das meines Kindes.“

„Glück!“ wiederholte die Aebtissin, deren Augen spöttisch aufleuchteten. „Ich weiß nicht, Liebste, was Sie darunter verstehen. Was man gewöhnlich so nennt, gehört für mich unter die Popanze der Kinderstube. Ich weiß freilich, meine liebe Hersenbrook, daß es Leute in Menge gibt, die nur danach streben, ihr Leben mit Amüsements und Thorheiten aller Art zu füllen, aber ich habe dazu niemals Zeit gehabt und danke Gott dafür.“

„Ich weiß, Sie haben sich immer für Andere geopfert,“ schaltete die Generalin sarkastisch ein.

„Da sind Sie wieder im Irrthum, Frau Schwägerin!“ rief die alte Dame. „Geopfert habe ich mich nie; Sentimentalität und was dahin gehört, ist mir in den Tod zuwider. Ich habe einfach meine Augen aufgemacht, habe gefragt: was thut Noth — was kann ich ausrichten? — und wenn ich das einmal wußte, bin ich auf mein Ziel losgegangen, ohne erst zu fragen, ob der Weg auch hübsch bequem für Atlasschuhe und Florkleider eingerichtet wäre. Das, meine Liebe, verlange ich auch von Andern — das verlange ich z. B. jetzt von Ihrer Eva.“

Die Generalin hatte wieder ihre kindliche Miene angenommen. „Sie schildern das so schön, es klingt so leicht, so einfach!“ seufzte sie. „Und doch können wir niemals wissen, ob wir auch wirklich auf rechtem Wege sind, dem rechten Ziele nachstreben. Schon vor Jahren sollte meiner Tochter dieselbe Aufgabe beschieden sein, die Sie ihr jetzt wieder zuweisen — plötzlich wurde eine Andere an ihrer Statt berufen — wer sollte da den alten Glauben, die alte Ueberzeugung festhalten? Wenn Eva nun nicht mehr frei wäre?“

„Ich verstehe, Sie wollen mir den Vorwurf der Inconsequenz machen,“ fiel die Aebtissin ein. Ihr Ton blieb unverändert — kalt wie ihre Miene, aber das Sprühen der weit geöffneten grauen Augen verrieth, daß sie zornig erregt war. „Sie irren sich,“ fuhr sie fort, „ich will heute noch, was ich vor zehn Jahren wollte — es ist dasselbe, was ich seit vierzig Jahren unter allen Verhältnis-

sen erstrebte. Daß ich zuweilen in der Wahl der Mittel fehl gegriffen habe, will ich nicht leugnen."

„Aber beste Schwägerin, davon ist ja gar nicht die Rede," fiel die Generalin ein, die mit Schrecken bemerkte, daß sie sich immer weiter von ihrem Ziele entfernte. „Im Gegentheil, das Vertrauen auf Sie ist's ja gerade, was mich zu Ihnen führt. Ich lege Ihnen meine Sorgen und Wünsche an's Herz, weil ich weiß, daß mir Niemand besser rathen und helfen kann, als Sie. Ihre Hand ist die einzige, die dies unheilvolle Band wieder lösen kann. Lothar wird gegen Ihren Willen keine Verbindung schließen, das weiß ich. Ich halte es überhaupt für Wahnsinn, für Unrecht, daß er heirathet — und nun gar diese Wahl! Wenn es noch ein junges, lustiges frisches Wesen wäre, das ihn aus seinem Trübsinn aufrütteln könnte — aber meine stille Eva! Glauben Sie mir, Eva ist keine Frau für Lothar!"

„Sagen Sie lieber, daß Sie keine Schwiegermutter für ihn sind," fiel die Aebtissin spöttisch ein. „Uebrigens ersparen Sie sich die Mühe, mich umstimmen zu wollen," fuhr sie ernsthaft fort. „Ich habe mir, wie ich schon sagte, mein Urtheil über die Partie gebildet. Die jungen Leute lieben sich; der Himmel hat sie gleichsam durch Zeichen und Wunder zusammengeführt — ich werde sicher nichts thun, um sie zu trennen. Außerdem, liebe Hersenbrook, habe ich gelobt, in solchen Dingen nie mehr weder Hand noch Fuß zu rühren. Hätte ich das nicht mit heiligen Eiden geschworen, so wären Lothar und Eva längst durch meine Vermittelung zusammengekommen, und was Sie heute beklagen, wäre vielleicht schon vor Jahr und Tag geschehen."

Die Generalin starrte die Sprechende an, als ob sie ihren Sinnen nicht traute. „Sie wollen nicht eingreifen?" stammelte sie endlich, „Sie wollen sich jede Einmischung untersagen? Aber ohne Ihre Zustimmung wird ja in der ganzen Familie nie auch nur das Geringste beschlossen oder ausgeführt! Wahrhaftig, liebe Schwägerin, ich verstehe Sie nicht mehr!"

„Als ob Sie mich je verstanden hätten," erwiderte die Aebtissin bitter. „Ihr Alle," fuhr sie nach einer Pause grollend fort, „Ihr Alle haltet mich doch nur für ein herrschsüchtiges Geschöpf, das überall seinen Willen durchsetzen, seine Launen befriedigen will. Das ist Eure Meinung! Aber fragt einmal, was ohne mich, ohne mein, wenn Ihr wollt, despotisches Eingreifen aus Guntershausen geworden wäre!"

Die Aebtissin stand auf und ging mit über der Brust gekreuzten Armen in gemessenem Schritt auf und nieder. Das schwarze Seidenkleid rauschte in schweren Falten um ihre Gestalt, die in diesem engen, niedern Raume viel größer erschien als sonst. Dazu hatte ihr Gesicht seinen strengsten, stolzesten Ausdruck, und die großen Augen starrten glanzlos in unbestimmte Fernen. Der Generalin wurde immer unbehaglicher zu Muth, die gewöhnliche Sicherheit ihres Benehmens war erschüttert; sie wußte nicht, ob sie schweigen oder sprechen sollte. Endlich fing die Aebtissin wieder zu reden an. „Heut zu Tage kommt freilich nichts mehr darauf an, ob alte Geschlechter zu Grunde gehen," sagte sie, „ob Familien zerrissen und zerstreut werden, und ob das Haus, wo wir geboren wurden, in fremde Hände übergeht. Ihr wollt nur leicht, behaglich, lustig leben. Das gotteslästerliche: „après moi le déluge" ist Euch Allen in Fleisch und Blut übergegangen."

Die Generalin zuckte die Achseln. „Ihr alter, ungerechter Vorwurf!" sagte sie. „Was können wir gegen das Geschick? Was zerfallen soll, zerfällt, was vergehen soll, vergeht, wir mögen uns noch so sehr dagegen stemmen."

„Feige Ausreden, nichts als feige Ausreden!" rief die Aebtissin. „Ich habe an mir selbst erfahren, was Entschlossenheit, Beharrlichkeit und feste Hand vermögen. Hätte ich damals, als der Vater verunglückte und seine Angelegenheiten in der größten Verwirrung hinterließ, auch gedacht: „was zerfallen soll, zerfällt", Guntershausen wäre längst in fremde Hände übergegangen, und der Sohn meines Bruders hätte keine Heimath mehr."

„Sein Leben hätte sich darum vielleicht nicht unglücklicher gestaltet," fiel die Generalin ein.

Die Aebtissin blieb stehen und sah sie mit zornig funkelnden Augen an. „Unglücklicher vielleicht nicht," sagte sie; „aber unwürdiger jedenfalls. Haben Sie denn wirklich kein Gefühl für die Heiligkeit des Vaterhauses? Sie sind freilich nie in Gefahr gewesen, daraus vertrieben zu werden," fuhr sie milder fort, indem sie den Platz am Fenster wieder einnahm. „Man muß es erlebt haben, wie ich, als nach des Vaters Tode ganze Schaaren jüdischer und christlicher Wucherer über uns herfielen, mit gierigen Blicken unsere Habe taxirten, die begehrlichen Hände nach allen Seiten ausstreckten. So oft ich unter unserm Wappen am Portale den Wahlspruch: „Wahr Dich, wehr Dich" erblickte, gab es mir einen Stich in's Herz, und ich schrie zu Gott mir Kraft zu geben, um zu wahren und zu wehren. Die Brüder waren noch halbe Kinder, neunzehn, siebzehn und funfzehn Jahre alt, die Mutter war eine schwache Frau, die ganz in ihrer Wittwentrauer unterging; ich selber war ein unerfahrenes Geschöpf von kaum einundzwanzig Jahren — aber die Noth machte mich selbstständig. Nach kurzer Zeit hatte ich eine vollständige Uebersicht der Verhältnisse gewonnen. Sie waren trostlos. Eine Menge Processe, zum Theil um Nichtigkeiten, fraßen unsere Einkünfte, die Lehen waren auf Jahre verpfändet, die Forsten verwüstet; die Oekonomie war schlecht verwaltet. Das war schon zur Zeit des Großvaters so gewesen. Der Vater hatte aus Bequemlichkeit Alles im alten Gleise gelassen. Jetzt nahm ich die Zügel der Wirthschaft in die Hand. Ich erzwang, daß Einschränkungen gemacht, unredliche Diener entlassen, günstigere Pachtverträge abgeschlossen, Processe beigelegt wurden. Und weil ich mit Muth und Vertrauen an's Werk ging, gelang es mir. Als Bruder Hans fünf Jahr später Guntershausen übernahm, konnten wir ohne zu schwere Sorgen in die Zukunft blicken. Am Wollen, Frau Schwägerin, da liegt's."

„Es liegt auch am Können," erwiderte die Generalin. „Sie hatten gerade die Aufgabe gefunden, die Ihnen angemessen war. Hersenbrook hat mir zu hundert Malen voll Bewunderung erzählt, mit welcher Umsicht und Energie Sie damals zu Werke gegangen sind."

„Hat er das?" fragte die Aebtissin, und für einen Moment flog eine leichte Röthe über ihr Gesicht. „So hat er Ihnen auch wohl erzählt, daß er sich damals um mich bewarb, daß ich ihm von Herzen gut war, ihn aber zurückwies, weil ich erkannte, wie viel leichter ich in seinem neu zu gründenden Hause ersetzt werden könnte, als in dem verfallenden meiner Väter. Hans war wie der Vater eine stille, weiche, träumerische Natur, wenig zur Verwaltung großer Güter geeignet. Er hatte das auch selbst erkannt, und ich hatte ihm versprechen müssen, ihn nie zu verlassen. Ich erwähne das jetzt nur, liebe Hersenbrook, um Ihnen zu beweisen, daß ich vor keiner Consequenz zurückgewichen bin, die mit der Aufgabe verbunden war, Guntershausen für seine angestammten Herren zu erhalten und unsrer Familie so viel als möglich vom alten Glanz und Wohlstand wiederzugeben.

„Dies sind denn auch die Zielpunkte gewesen, die ich im Auge behalten habe, als es sich später um die Berufswahl und Verheirathung meiner Neffen handelte. Ich weiß nicht, ob Sie erfahren haben, daß Hans, etwa fünf Jahre vor der Verheirathung mit Hersenbrooks Schwester, schon einmal verlobt war. Seine Braut war eins der schönsten Geschöpfe, die mir jemals vorgekommen sind. Sie haben ja die arme Isidore gekannt — gerade so war Friederike von Waldburg. Dasselbe blonde Haar, dieselben tiefblauen Augen, die rosige Färbung, die weichen Formen, das halb anschmiegende, halb spöttisch neckische Wesen. Hans nannte sie scherzend seine Sirene — es war ein ganz bezeichnender Ausdruck. Wie sie sich zu meinem einfachen, stillen Hans gefunden hatte, begriff ich nicht, vielleicht hatte sie auch nur den Vorstellungen ihrer Mutter nachgegeben. Aber sie schien glücklich, Hans war es in der That — es war einmal wieder Sonnenschein nach langer, schwerer Zeit. Die Hochzeit war schon bestimmt, als mein jüngster Bruder Max von langen Reisen zurückkam. Er war ein schöner, gewandter Mann, sehr jung, sehr feurig — Friederike und er entbrannten in einer wahnsinnigen Leidenschaft für einander. Sobald Hans das erkannte, trat er zurück. Seine Großmuth setzte das Paar in den Stand sich zu verheirathen, und gleich nach der Hochzeit ging Max als Gesandtschafts-Attaché mit seiner jungen Frau nach Paris. Es hat kein Segen auf dieser Ehe geruht. Max war eifersüchtig, Friederike soll kokett gewesen sein — so haben sich Beide, im vollen Sinne des Wortes, zu Tode gepeinigt. Nach zehnjähriger Ehe ist Friederike gestorben; Max ist ihr ein Jahr später gefolgt, und von ihren fünf Kindern hat nur das jüngste, Isidore, die Eltern überlebt. Das Kind wurde mir übergeben, aber ich mußte seine Erziehung fremden Händen überlassen, denn es war seiner Mutter so ähnlich, daß sein Anblick auf Hans den traurigsten Eindruck machte. Gleich nach Friederikens Treu-

bruch hatte ich an ihm die ersten Spuren jener Gemüthskrankheit bemerkt, die nachher in so trauriger Weise überhand nahm. Anfangs war es eigentlich nur ein Versinken in selbstquälerische Gedanken. Sonderbarer Weise kam dabei die Erinnerung an Friederike nicht in's Spiel. Er griff um einige Jahr zurück und redete sich ein, daß er am Tode unserer Mutter schuld wäre. Konnte dieser Vorwurf einem Menschen gemacht werden, so hätte er nur Friedrich, meinen zweiten Bruder, treffen können.

„Friedrich war ein leidenschaftlicher, leichtsinniger Bursche, der echte Großsohn des einst so berüchtigten „wilden Guntershausen". Zum Unglück stand er bei der Garde, einem Corps, das sich immer durch wüstes Leben hervorgethan hat. Oft hat der Junge in einer Nacht mehr verspielt, als sein ganzes Jahreseinkommen betrug. Wenn er dann in Verzweiflung schrieb oder selber kam, war die Mutter immer bereit dem Liebling zu helfen; auch der schwache, gutmüthige Hans ließ sich wieder und wieder zu Opfern hinreißen, die weit über seine Kräfte gingen.

„Ich war die Einzige, die Widerstand leistete, aber ich wurde überstimmt. Mit Schrecken sah ich die Frucht jahrelanger Mühen verloren gehen — die alten Verwirrungen drohten über uns hereinzubrechen. Das durfte ich nicht dulden; Guntershausen durfte nicht um eines leichtsinnigen Knaben willen ruinirt werden. Zum ersten und einzigen Male im Leben kam es zu einem heftigen Auftritt zwischen Hans und mir, aber ich trug den Sieg davon. Hans gab mir sein Ehrenwort, nichts mehr für den Unverbesserlichen zu thun. Nun schritt ich ein, gab den Rest meines kleinen Vermögens hin, um Friedrichs Schulden zu bezahlen, erzwang aber, daß er sich zu einem andern Regimente versetzen ließ. Er kam in eine kleine Garnison, deren Commandant die Sitten der jüngeren Offiziere mit unerbittlicher Strenge überwachte.

„Friedrich war in Verzweiflung — die engen Verhältnisse erdrückten ihn. Zugleich kam er mehr und mehr zur Erkenntniß seines Unrechtes. Uebermäßig wie sein Leichtsinn gewesen war, war nun auch seine Reue — er wurde lebensmüde, menschenscheu. Die Mutter war nahe daran, Hans und mich zu verfluchen. Ich selbst habe eine Weile das Aergste gefürchtet, und wer weiß, wozu es gekommen wäre, hätte Friedrich nicht in der Liebe Erlösung gefunden. Die Tochter seines Obersten war die gute Fee, die ihn vollständig zur Besinnung brachte. Sie heiratheten sich, und Friedrich ist bis zu seinem Tode ein musterhafter Gatte und Vater gewesen. Sein Sohn, Lothar, ist ihm in vielen Dingen ähnlich, auch er, davon bin ich überzeugt, wird sich an der Seite einer Frau, die für ihn paßt, vollständig zurecht finden."

„Aber Eva paßt nicht für ihn," schaltete die Generalin in ihrer eigensinnigen, beharrlichen Weise ein. Die Aebtissin beachtete diese Unterbrechung nicht.

„Während sich Friedrich's Leben so günstig umgestaltete," fuhr sie fort, „wurde die gute Mutter krank und starb. Möglich, daß die Sorge um den Lieblingssohn ihr Ende beschleunigt hatte — aber Hans trug sicher keine Schuld. Kurze Zeit schien auch von seiner Seele die Trübung wieder zu weichen — damals, als Hersenbrooks Schwester auf meine Einladung nach Guntershausen kam, und seine Neigung gewann. Sie erfüllte unsere Wünsche, wurde sein Weib und so verlebten wir ein paar ruhige, glückliche Jahre, obwohl ihrer Ehe der Kindersegen versagt blieb. Dann starb sie — des Bruders Schwermuth kam im verstärkten Maße wieder, Friedrich's Tod gab ihr neue Nahrung — so ging das fort, bis der Tod seiner langen Qual ein Ende machte."

Es war etwas Erschütterndes in der Ruhe, womit die alte Frau auf alle diese Trübsal zurück blickte. Selbst die Generalin fühlte sich so davon ergriffen, daß sie keines Wortes mächtig war und schweigend zu der Aebtissin aufsah, bis diese nach einem schweren Seufzer zu sprechen fortfuhr:

„Da war ich nun in dem verödeten Guntershausen," sagte sie. „Das Haus stand fest gegründet, aber die berufen schienen, es mit mir zu bewohnen, hatten mich verlassen. Meine beiden Neffen, Friedrich's Söhne, waren die letzten Repräsentanten unseres alten Geschlechts, in ihrer Hand mußte sich Alles vereinigen, was unser Haus an Ruhm, Macht und Reichthum besaß. Aus diesem Grunde wollte ich Isidore, die Erbin von Rothach — dem Gute, das Hans in seiner Großmuth an Max gegeben hatte — mit Werner verheirathen. Daß ich Eva für Lothar bestimmte, geschah theils aus alter Zuneigung für Hersenbrook, theils aber auch, weil sie für einen jüngern Sohn eine wünschenswerthe Partie war.

„Wieder legte der Tod sein Veto ein — Werner starb — und so war's nicht meine Laune, sondern die unvermeidliche Consequenz meines ganzen Strebens, daß ich Isidorens Hand nun für Lothar bestimmte. Wie ich dabei gefehlt und wie ich dafür gelitten habe, das, Frau Schwägerin, gehört nicht hierher. Genug, daß ich seit der Zeit nicht mehr Schicksal spiele — wir sind ja nie zu alt, um zu lernen! Aber ich gestehe, daß ich seit Jahren wünsche, Lothar zu Eva zurückkehren zu sehen, und ich danke Gott, daß meine Wünsche erhört sind.

„Aber nun lassen Sie uns nicht weiter von alledem sprechen," fuhr sie in ihrem gewöhnlichen, harten Tone fort, indem sie aufstand und die Hand auf den Arm der Generalin legte. „Lassen Sie uns einmal hinübergehen, ich möchte den Neubau in Augenschein nehmen — und glauben Sie mir, liebe Hersenbrook, lassen Sie die Kinder gewähren. Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!"

V.

Während sich Tante Ernestine so energisch für die Verlobten erklärte, war für diese eine schwere Stunde gekommen.

Beim ersten Blick in Lothar's düstre Miene bereute Eva, daß sie Hedwig zum Bleiben gezwungen hatte. Sie wollte das junge Mädchen bedeuten, die traurigen Erklärungen auf eine bessere Stunde zu versparen, aber es war zu spät. Das leidenschaftliche Geschöpf sprang auf, sobald sich der Bruder näherte, stürzte ihm entgegen, warf sich weinend an seine Brust und überschüttete ihn mit Vorwürfen und Klagen.

Nun war kein Rückhalt mehr möglich. Eva trat zu ihm, faßte seine Hand und bat ihn, der Ungestümen zu verzeihen.

„Laß uns jetzt nicht mehr davon sprechen," bat sie, indem sie sorgenvoll in sein blasses, verstörtes Antlitz sah. „Ich bin ruhig — Du brauchst mir nicht erst die Versicherung zu geben, daß dem Allem ein Mißverständniß zum Grunde liegt."

Lothar küßte ihre Stirn, setzte sich auf die Rasenbank, zog Eva an seine Seite und sagte mit trübem Lächeln, indem er ein Päckchen aus der Tasche nahm: „Da ist meine Antwort, meine Beichte, wenn Du willst; die traurige Geschichte meiner ersten Ehe. Die ganze Nacht habe ich geschrieben, ganz früh sollte der Brief in Deinen Händen sein. Ich wollte Dich nicht wiedersehen, bis Du Zeit gehabt hättest, Dich zu prüfen. — Dann konnte ich mich wieder nicht entschließen, die Blätter einem Fremden anzuvertrauen — ich wollte sie Dir selber bringen, trage sie nun schon seit vielen Stunden mit mir herum, und wer weiß, wie lange ich das noch gethan hätte, wären wir hier nicht zusammengetroffen." Er gab Eva den Brief. „Und nun," fuhr er fort, „nimm auch das Versprechen zurück, das Du mir gestern gegeben hast. Ich wußte nicht, was ich that. Der Schmerz, Dich zu verlieren, hatte mich der Besinnung beraubt. Verzeih', Eva! Du bist frei, ganz frei — Du sollst Dich erst entscheiden, wenn Du Alles weißt."

„Ich habe nichts mehr zu entscheiden, es ist Alles, Alles fest und klar!" erwiderte Eva und schickte sich an, den Brief in ihre Kleidertasche zu versenken. Aber Lothar kam ihr zuvor, nahm ihr den Brief aus der Hand, erbrach das Couvert, entfaltete die engbeschriebenen Blätter und reichte sie der Schwester, die unruhig und verwirrt an seiner linken Seite saß.

„Lies, Hedwig," sagte er. „Auch Dir bin ich Aufklärung schuldig. Und mich laßt hier, ich bin müde, todtmüde!" Mit diesen Worten schlug er die Arme über der Brust zusammen, lehnte den Kopf an den Stamm der Buche und schloß die Augen; aber nur einen Augenblick, dann wandte er sich zu Hedwig. „Fang an," sagte er ungeduldig. „Die erste Seite magst Du überschlagen. Fang an bei den Worten: Ich war einundzwanzig Jahre alt."

Hedwig nahm alle ihre Kraft zusammen, trocknete die Augen und begann mit unsicherer Stimme die Aufzeichnungen des Bruders vorzulesen, während Lothar sich wieder an den Baumstamm lehnte und Eva, in athemloser Spannung lauschend, bald einen bekümmerten Blick auf den Geliebten warf, bald die traurigen Augen der Lesenden zuwandte. Lothar hatte geschrieben:

„Ich war einundzwanzig Jahre alt, als die Verlobung meines Bruders mit Isidore Guntershausen declarirt wurde. Isidore hatte den Sommer und Herbst bei Tante Ernestine in Fischbach zugebracht, war dort mit Werner zusammengekommen, der eben seine Güter übernommen hatte, und seine Berichte über sie waren so

überschwänglich, sein Jubel über ihren Besitz so groß, daß ich voll Ungeduld dem Augenblicke entgegensah, der mich mit ihr bekannt machen sollte. Zu meiner Freude kam Tante Ernestine auf den Gedanken, daß wir Geschwister das Weihnachtsfest wieder einmal zusammen verleben sollten. Natürlich war Guntershausen zum Sammelplatz erkoren. Tante Ernestine wollte mit Isidore auf ein paar Wochen herüberkommen; auch Heinrich von Hardorf, der Bräutigam meiner Schwester Margarethe, hatte Werner's Einladung angenommen — das alte Nest der Familie, das ich so still und düster in der Erinnerung trug, war ganz voll Licht und Leben, als ich wenige Tage vor dem Feste mit meinem Schlitten vorfuhr.

„Obwohl meine Erwartung in Betreff Isidorens auf's Höchste gespannt war, machte sie mir doch beim ersten Anblick einen blendenden, verwirrenden Eindruck, und je länger ich sie beobachtete, um so mehr nahm mich der Zauber ihres Wesens gefangen. Es war etwas Sylphenhaftes in dieser anmuthigen Gestalt, diesem feinen weißen Gesicht, diesen blonden Locken, und etwas so Flatterndes in ihrem ganzen Sein, daß man eigentlich nicht zu einem bestimmten Bilde ihrer Persönlichkeit gelangte. Wenn sie — was freilich selten geschah — sinnend dasaß, mit großen, träumerischen Augen, wäre sie für den bildenden Künstler das edelste Modell einer Psyche gewesen, aber schon im nächsten Moment war sie wieder der neckische Kobold, der lachend durch alle Winkel strich, oder ein verzogenes Kind, das der Tante Ernestine zu tausend Ermahnungen Anlaß gab. Dabei war es rührend, zu sehen, mit welchem bewundernden Entzücken Werner's Augen an ihr hingen. „Ist sie nicht bezaubernd, hast Du je etwas Lieblicheres gesehen?“ flüsterte er mir zu, so oft er in meine Nähe kam. Ich hatte meinem ernsten, ruhigen Bruder solche Schwärmerei gar nicht zugetraut.

„Als wir uns vorgestellt wurden, hatte mich Isidore freundlich und einfach begrüßt, dann aber nicht weiter beachtet. In größern Kreisen, besonders Damen gegenüber, war ich immer ein schüchterner Junge, und hier war's nicht Isidore allein, die mich befangen machte, auch den Schwestern war ich fremd geworden, und Tante Ernestine's scharfe Blicke flößten mir immer das beängstigende Gefühl ein, als überwache sie nicht nur, wie mein guter Hauptmann, jeden Knopf meiner Uniform, sondern auch jeden Gedanken und jede Empfindung meiner Seele. Darum zog ich mich, sobald die Begrüßungen vorüber waren, auf ein schattiges Plätzchen zurück und begnügte mich, zu antworten, wenn direct eine Frage an mich gerichtet wurde.

„Noch mehr trat ich in den Hintergrund, als wenige Stunden nach meiner Ankunft ein zweiter Schlitten vorfuhr und gleich darauf Heinrich von Hardorf in's Zimmer trat.

„Ich habe noch einen Gast mitgebracht!“ rief er in seiner lauten, lustigen Weise. „Einen alten Bekannten; Isidore soll rathen, wer es ist.“ Aber ehe diese antworten konnte, wurde die Thür, deren Griff Hardorf noch in der Hand hielt, aufgerissen und ein großer, schwarzhaariger Mann trat in's Zimmer.

„Machen Sie nicht so viel Umstände um einen ungebetenen Gast, lieber Hardorf!“ sagte er, sich vor den Damen verbeugend.

„Ach, Victor!“ rief Isidore, seinen Gruß mit einem kurzen Neigen des Kopfes erwidernd, während Hardorf den Fremden als Freiherrn von Rieth vorstellte.

„Nie im Leben hat mir eine Persönlichkeit beim ersten Anblick einen so widerwärtigen Eindruck gemacht, wie dieser Herr von Rieth, und doch war er nicht häßlich zu nennen. Seine Gestalt war von vollkommenem Ebenmaße, seine Haltung bequem und nicht ohne Eleganz, sein bartloses, rothes Gesicht hatte regelmäßige Züge, seine Stirn war bedeutend, sein Mund fein, aber um seine Lippen zuckte ein höhnisches Lächeln, seine graugrünen Augen hatten einen bösen, lauernden Blick, sein ganzes Wesen verrieth ein maßloses Selbstgefühl und sein Organ erinnerte mich an Shakespeare's Worte: „wenn er spricht, so klingt's wie geborstne Glocken.“

„Was mich aber am meisten gegen ihn einnahm, war sein Benehmen gegen Isidore. (Er war weitläufig mit ihr verwandt und hatte sie, als sie in der Pension war, zuweilen gesehen.) Während Hardorf ausführlicher von seiner Stadtfahrt berichtete — die Damen hatten ihn mit Weihnachtsaufträgen hingeschickt — und von dem „glücklichen Zufall“ erzählte, der ihn mit Rieth zusammengeführt hatte, setzte sich dieser zu Isidore und begann ein eifriges Gespräch. Was er ihr sagte, verstand ich nicht, weil ich die Beziehungen seiner Worte nicht kannte, aber ich sah deutlich, daß er dem Kinde weh that. Es war etwas unbeschreiblich Bitteres in seinem Tone, etwas Gereiztes, Verbissenes, Spöttisches in seinem ganzen Wesen. Isidore wurde verlegen, sie erröthete ein Mal über das andere, und schien vergebens nach Antwort zu suchen. Endlich schlug sie den Blick halb ängstlich, halb flehend zu ihm auf, und nun sah ich, daß ihre Augen voll Thränen standen. Ich hätte den Unberufenen am liebsten zur Thür hinaus geworfen — aber nun lenkte er ein, nahm einen andern Ton an und wandte sich bald darauf dem allgemeinen Gespräche zu. Nun war auch sofort jede Spur von schmerzlicher oder zorniger Erregung aus Isidorens Zügen verschwunden; sie lachte und scherzte wieder mit Allen, selbst mit dem widerwärtigen Rieth und versuchte endlich auch mich aus meiner Schweigsamkeit aufzurütteln — aber es war nicht mehr die kindlich-unbefangene Heiterkeit, die mich anfangs so entzückte, es war eine erzwungene Lustigkeit, ein Lachen, das mir in Ohr und Herzen weh that.

„Das blieb so in den nächsten Tagen. War Isidore allein mit uns, so war sie das lieblichste Geschöpf, das man sich denken kann. Kam der Herr von Rieth dazu, so war ein Mißklang da. Werner, dem ich meine Bemerkung mittheilte, wollte mir freilich nicht glauben.

„Du siehst Gespenster, lieber Junge!“ sagte er. „Herr von Rieth ist ein ganz liebenswürdiger Mensch. Etwas eingebildet — die Frauen haben ihn verzogen; etwas malitiös — die gefährliche Gabe des Witzes verführt leicht dazu; aber Isidore hat ihn gern, das weiß ich. Und verstimmt, wie Du meinst, ist sie ganz und gar nicht — sieh doch nur in ihre strahlenden Augen.“ Und mit innig glücklichem Gesicht fügte er hinzu: „Sie hat mir auch eben wieder die Versicherung gegeben, sie wäre das glückseligste Geschöpf auf der ganzen Welt.“

„So kam der heilige Abend. Tante Ernestine war beschäftigt, nach altem Brauch die Weihnachtsbescheerung für Alles, was zum Hause gehörte, im großen Saale aufzustellen. Werner durchsuchte die Gewächshäuser nach blühenden Blumen für seine Isidore; Margarethe und Anna schmückten den Christbaum, Hardorf mußte helfen. Die kleine Hedwig lief Trepp auf Trepp ab, um womöglich eins der wichtigen Weihnachtsgeheimnisse zu erspähen. Ich Ungeschickter war überall überflüssig, hatte mich in das blaue Zimmer zurückgezogen, saß im Lehnstuhl am Ofen, hörte dem Knistern der Flamme zu und dachte an vergangene Weihnachtsabende — an den letzten besonders, den ich beim Onkel Hersenbrook mit meiner lieben Eva verlebt hatte.

„Plötzlich knarrte die Thür; im unsichern Feuerschein sah ich, daß Rieth hereintrat. Ich wollte nicht mit ihm sprechen, hoffte, daß er wieder gehen würde, lehnte mich in den tiefen Sessel zurück und verhielt mich still.

„Isidore!“ rief er mit halblauter Stimme, ging an's Fenster und hob den Vorhang, als ob er sie dahinter suchte. In demselben Augenblicke näherte sich ein leichter Schritt; die Thür wurde abermals geöffnet und eine helle Gestalt erschien auf der Schwelle. Es war Isidore, sie trug einen brennenden Wachsstock in der einen, ein Körbchen in der andern Hand.

„Victor!“ rief sie erschreckt, als ihr Rieth aus dem Dunkel entgegentrat. „Lassen Sie mich!“ fuhr sie halb ängstlich, halb unwillig fort, als er ihre Hand fassen wollte: „ich muß zur Tante.“

„So eilig?“ sagte er in dem spöttischen Tone, der mir so verhaßt war. „Sie hatten doch sonst mehr Zeit für mich, mein Kind! Wir haben uns ja hier noch gar nicht in Ruhe gesprochen — ich habe Ihnen noch nicht einmal so recht aus Herzensgrunde Glück wünschen können, Gräfin von und zu Guntershausen.“

„Isidore hatte Licht und Körbchen auf den nächsten Tisch gestellt. Ich sah, wie sie zitterte, und war im Begriff hervorzutreten, um sie von dem Lästigen zu befreien. Aber in demselben Augenblicke sagte sie mit zorniger Stimme: „Es ist schlecht von Dir, daß Du mich so quälst. Warum bist Du überhaupt hierher gekommen?“

„Das Blut gerann mir zu Eis bei diesem Du. In welchem Verhältnisse stand sie denn zu dem Menschen? Das mußte ich wissen, um Werner's willen. Ich blieb in meinem Versteck.“

(Schluß folgt.)

Ein Gang nach und durch Melbourne.

Es war mitten im südaustralischen Sommer, d. h. nach unserm Kalender im Februar, als ich von dem felsigen Vorsprunge Liardet's Jetty in die Hobson-Bucht hinausathmete, um gegen die brennende, auf Bretern und Balken Blasen ziehende Sonne etwas Luft und Kühlung zu erhaschen. Alles schien zu verbrennen, zu knistern und zu spalten unter den Brandstrahlen dieser entsetzlichen Sonne. Alle Schiffe, Maste, Takelagen, Boote krochen gleichsam zusammen vor brennendem Schmerz, wie Schafe unter einem deutschen Juli, und schnappten, ohne sich weiter zu rühren.

Aber plötzlich wird's lebendig, wenigstens auf einem Schiffe drüben in der Hobson-Bucht. Eine Flagge steigt bis an die äußerste Mastspitze, ein Signal für die Wasserpolizei, wie mein Begleiter sofort erkennt. Die Matrosen auf dem Schiffe schreien und toben, der Capitain schlägt, stößt und haut wild unter ihnen umher und steht mit einem Revolver über dem Boote, in welchem die Matrosen ihre Flucht vorbereitet hatten. Inzwischen schießt das Polizeiboot blitzschnell heran. Der Capitain wirft ihm ein Tau zu, und die Constabler klettern hinauf wie Katzen und balgen sich auf dem Verdeck umher wie Wahnsinnige. Aber der Kampf ist bald zu Ende. Die Haupthelden der aufrührerischen Matrosen gehen still mit eisengefesselten Händen auf dem Rücken auf und ab, die Andern staunen und starren halb wüthend, halb ehrfurchtsvoll auf die Constabler, die nun ganz kaltblütig auf dem Deck umhersitzen und ihre Pfeifen rauchen. Inspector und Capitain rauchen als Auszeichnung Cigarren. Die physisch und moralisch geduckten Matrosen thun ihre Schuldigkeit, da sie alle Commandos des Capitains pünktlich ausführen. So kommt das Schiff bald auf den Seeweg und verschwindet allmählich aus unsern Augen. Das Polizeiboot kehrte nach einigen Stunden zurück; es hatte eine seiner ziemlich alltäglichen Hafenpflichten gethan und Matrosen, die in der Betrunkenheit gemiethet, aufs Schiff geschleppt, nüchtern und rebellisch geworden waren, zur Ordnung, das Schiff ordentlich auf Oceanwasser gebracht und dann dem Capitain und der Gewalt des offenen Salzwassers das Uebrige anheimgegeben. Matrosen rebelliren nicht auf offenem Meere, sondern nur verführt von dem Anblick der Sirene: Land.

Vom Hafendamme her kommt uns ein armseliges Skelett von Jungen entgegen, der mit dünner Stimme vertrocknete, melancholische kleine Torten von einem armseligen Blech anbietet. Er sieht so hoffnungslos und körperlich wie geistig verkommen aus, daß ich mitleidig einen seiner „puffs" kaufe und ein menschliches Wort fallen lasse. Dieser Ton der Humanität rührt ihn sofort zu Thränen. Eines Arztes Sohn in England, seit zwei Monaten hier mit den besten Empfehlungen und hübschen goldenen Pfunden — Alles verloren, in Lumpen, handelt er auf Straßen umher, schläft, wo er müde ist und nicht weiter kann. „O, wenn mich meine Mutter so sähe!" — Alltägliche Geschichte von Hunderten, die mit rosigen Hoffnungen fast täglich aus der alten Welt herbeiströmen und in gelber Verzweiflung enden. — Da wächst ja eben wieder eine schwimmende Stadt voll Einwanderer heran! Die frisch gestrichenen Planken und Maste, neu getheerte Takelage und weißen Segel glänzen und glitzern unter der wolkenlosen Sonne. Eine rothe Flagge flappt von der Mastspitze. Alles, auch die auf dem Vorderdeck gedrängten Passagiere, trägt Festtagsputz. Segel auf Segel wird eingezogen, bis die vollschwellende Takelage zum Gerippe einschrumpft. Die Ankerkette knattert wie eine Salve durch das Hawse-Loch, bis der Anker unten festen Fuß faßt und das lange auf den Wogen geschleuderte Schiff lammfromm still steht. Beamte rudern heran, klettern auf, untersuchen und inspiciren, wie in dem polizeireichsten Hafen der alten Welt, und lassen erst nach vollendeter Arbeit die lauernden Lösch- und Passagierboote anlegen.



Melbourne.
Nach einer Abbildung der Melbourner deutschen Zeitung.

Auch ein Dampfboot ist da mit flammingofarbigem Capitain auf der Räderbrücke. Passagiere und Gepäck stürzen sich ungeduldig auf dasselbe, auch verkleidete Matrosen als Deserteurs in der Menge, sodaß es bald triumphirend stromaufwärts davon schießt und den kleineren Booten Platz macht. Alles singt und jauchzt, auch die auf dem Dampfboote, die für ihr Gepäck auf der Flußstraße von acht englischen Meilen bis an das eigentliche Melbourne blos ein Bischen mehr bezahlen müssen, als für das schwerste Frachtgut von London bis in die Hauptstadt des „glücklichen Victoria-Australiens"; sie werden, hoffnungstrunken, nicht einmal nüchtern durch den Anblick des schmutzig gelben Yarra-Yarra und seiner geborstenen, trostlosen Ufer mit den knorzigen, verkrüppelten, roth- und braunblätterigen Bäumen und den schläfrigen Pelikanen, nicht durch die Labyrinthe von Schiffen, Tauen und Theerjacken, die weiter oben den Fluß verengen und das Gelb zu schmutzigem Kaffeebraun verdüstern, nicht durch den Geruch der Talg-, Theer- und Seifensiedereien an den Ufern — durch nichts; denn sie brennen vor Begier, die Glückspilzstadt des Goldes zu betreten, in kürzester Frist Crösus zu werden und goldbeladen sich in die beste Gesellschaft des Westendes zu London einzukaufen, oder als Dukatenmänner und Wunderthiere den Philistern in Deutschland beim Biere erbitternd unglaubliche Fabeln aufzubinden. Sie landen und finden sich heimathlos und allein unter Bergen von Gepäck und wahren Cannibalen von Trägern und Fuhrleuten, denen man den Werth seines Koffers bezahlen muß, wenn sie ihn bis zur Stadt fördern sollen.

Auf der linken Seite des Landungsplatzes lockt uns zum ersten

Male wieder das englische Bierzeichen. Wir trinken ein Glas Porter, das in London 1, hier 8 Pence kostet, und quälen uns mit unserm Gepäck nach Melbourne zu, die Sandrücken-Straße hinauf, vor einigen Jahren noch eine melancholische Wildniß, jetzt eine auf beiden Seiten von Häusern und Palästen, Läden und dichtem Verkehr belebte Hauptstraße, wie denn überhaupt das ganze Melbourne mit all seiner glänzenden Pracht von außen boden- und geschichtslos, pilzartig in die Höhe geschossen ist, blendend in Neuheit, überall unvollendet und überall schon wieder ruinenhaft zerbröckelnd, berstend unter glühender, farbloser Sonne und kalten Platzregen der Nächte.

Hunderte von Quadratmeilen ringsum sind goldhaltig, Tausende von der mehr als 100,000 Geviertmeilen großen Oberfläche menschenleer und fruchtbar; aber das Gold und die englische Aristokratie haben bereits dafür gesorgt, daß der großen Masse der fruchtbare Boden verschlossen bleibe oder ein Fluch werde. Man hat ihn in Bausch und Bogen in Beschlag genommen, verkauft ihn sehr selten als reines Eigenthum und zwar nur zu fabelhaft hohen Preisen und verpachtet ihn in der Regel auf bestimmte Zeit, bis der Pächter durch seinen Schweiß der Scholle Werth gegeben; dann jagt man ihn fort und verpachtet für 5—10 Mal höheren Preis. Das ist, nebst dem Golde, der englische Fluch Australiens, von welchem nur die Deutschen bei Adelaide (die 1848 größtentheils von Berlin auswanderten) und überhaupt die älteren Colonisten ausgenommen sind. Daher sind diese auch reich und wohlgebildet, während die moderne, bodenlose Masse, die kein Grundeigenthum erwerben kann, ebenso verlumpt und verkommt, wie das Proletariat Englands.

In Amerika blühen Millionen freier, deutscher Bodenbesitzer und Weinbauern (die Zukunft des Weines gehört Amerika, und zwar den Deutschen); in Australien können Deutsche blos als Dienstboten, Tagelöhner, Handwerker oder als Lehrer gedeihen, natürlich auch als Kneipiers, als welche sie sich unter allen Längen- und Breitengraden ebenfalls auszeichnen.

Doch wir sind immer noch nicht in Melbourne, und die große Lagune zur Rechten, das verhältnißmäßig schönste und charakteristischste Landschaftsbild in der Nähe, hält uns noch ein Weilchen auf. Mageres Gras mit einigen violetten, sternförmigen, geruchlosen Blumen knistert brechend unter unsern Füßen. Dazwischen einzelne traurige, blechartige Bäume mit grauem, rothem, versengtem Laubwerk. Alles umher brütet unheimlich still in der Hitze: nur unzählige Insecten brummen emsig umher, und die Papageien, Kakadu's, Lori's und gespenstisch graue Königsfischer oder Lachvögel mit den seltsamsten aller monströsen Schnäbel krächzen, schimpfen, pfeifen, lachen, schmatzen zuweilen auf, toller wie in einer Wolfsschlucht des Freischütz, aber nicht ein einziger kann singen. Lange schwarze Schlangen mit weißen und rothen Streifen schnellen sich bei Seite und werfen Dir aus grausamen, stieren Augen Blicke des giftigsten Hasses zu. Aus dem Baumstumpfe, der wie ein riesiger hohler Zahn aussieht, starrt, wie versteint, eine vorsündfluthliche Eidechsenform Iguana. Plötzlich rauschendes Leben zwischen dem gelben, schilfigen Ufergrase. Bronzene Flügel und purpurne Schwänze durchkreuzen die sapphirische Himmelsfarbe — eins — zwei — drei — vier Schüsse — eben so viel fallende Enten, die von zerlumpten, deutsch sprechenden Kerls aufgefischt und an die Speisewirthe verkauft werden.

Von der Lagune steigen wir über Emerald Hill in die Mitte der Stadt, die in ihren Straßen und Häusern, in Armuth und Pracht, in Liederlichkeit und sauberer Vornehmheit so alltäglich modern nichtssagend aussieht, daß wir darüber kein Wort verlieren. Der Wunder größtes auf diesem Wege und den Straßen überhaupt ist die Fülle von Unreinlichkeit mit abgelegten, man darf kaum sagen, alten Sachen. Schuhe, Strümpfe, Hemden, Röcke männlichen und weiblichen Geschlechts, Halstücher, ganze Garderoben liegen auf den Straßen umhergestreut, ohne daß sie Jemand beachtet oder gar aufhebt, selbst wenn er in Lumpen vorbeigehen sollte. Wo sind die Habichtsnasen mit ihrem Enthusiasmus für „alte Sachen?" Das Geheimniß ist bald gelöst: erstens kostet ein Hemd zu waschen mehr, als ein neues, ein Rock auszubessern mehr als ein neuer; zweitens wüthet die Pest, der Typhus, in der Stadt von Zelten, die sich am Emeraldhügel hinzieht. Wenn Tausende von Emigranten wöchentlich hereinströmen, so können sich oft auch wohlhabende Leute und Familien für das schwerste Geld nicht Dach und Fach erkaufen. Eine sehr reiche englische Familie, die mit mir gekommen war, wohnte in einem noch nicht ausgebauten Hause von drei Zimmern einen Monat für vierzig Pfund Sterling.

Die meisten Ankömmlinge sind froh, wenn sie zunächst in der Zeltstadt Schutz vor den Nachtregen finden; aber wenn die Fluthen die Koffer aus dem Zelte wegschwemmen und beim Aufwachen das Wasser bis an den Mund reicht, kein Feuer brennen will und der Sturm die Zelte wie Regenschirme umkrempelt, wenn Typhus-Pest und unerhörte Ruchlosigkeit um uns im tiefsten, stinkenden Schmutze wüthen: dann verliert das romantische Zigeuner-Leben in der Leinwandstadt bald seinen Reiz. Vor meinen Augen begruben sie eines Tages zwei Typhus-Leichen in einem Pökelfleischfasse und brüllten lustige Zoten dazu und tranken Spiritus wie Wasser. Zwischen den Zeltgassen werden nicht selten am hellen Tage einzelne Neulinge überfallen, beraubt und noch lebendig tief in den Koth hineingetreten, daß sie ersticken und liegen bleiben, bis ein Nachtplatzregen sie zum Theil herausspült. Was Thucydides, Boccaccio und Defoe Schreckliches von den demoralisirenden Wirkungen der Pest schilderten, in der Zeltstadt von Melbourne wiederholte es sich ziemlich genau während der Typhuszeit, deren schrecklichste Periode in das Jahr 1853 fiel, die seitdem aber nie wieder ganz aufhörte.

Weiter stadtwärts passiren wir den botanischen Garten in noch chaotischer Unordnung und gehen über die „Fürstenbrücke", gebaut von Gold, wenigstens lauter goldhaltigen Quarzstücken, in das eigentliche Verkehrsnetz der Stadt. Im abenteuerlichsten Gänsemarsch wackelt uns eine Horde Chinesen entgegen, weitblauhosig mit kleinen Kähnen statt der Schuhe, braungelb, immer lächelnd, schiefschlitzäugig, mit bienenkorbartigen Kopfbedeckungen, Jeder mit einer Bambusstange auf der Schulter und einem baumelnden Bündel ganz oben an der Spitze, von den Jungen an den Zöpfen gezupft, von Allen höhnisch verlacht und immer lächelnd, die geheimnißvollsten Menschengestalten der Welt, eben so unverständlich in ihren Gesticulationen wie mit ihrer bald tief im Magen knurrenden, bald in der höchsten Fistel quiekenden Sprache. Je nach der Tonlage oder Tonfolge hat manches einzige Wort 20—30 Bedeutungen. Ueberhaupt ist hier das wahre, lebendige ethnologische Museum: Franzosen, deutsche Biergesichter, Italiener, schielende Spanier, Dänen, Malaien mit wilden, mordlustigen Augen, tättowirte Maori's (Eingeborne von Neuseeland), betrunkene Neger aus Amerika, zähnefletschende, bläulich-braune Papuaner ohne Stirn und mit weit hervorragenden, breitmäuligen Gebissen, magere, gelbe Amerikaner, hakennasige Juden, Engländer, Schotten, Irländer, alle möglichen Nationen beider Halbkugeln mit dem charakteristischen, professionellen „Digger" oder „Goldsucher", aus dessen Wasserstiefeln ein frecher, wilder Kerl hervorragt mit einem Gesichte aus lauter Bart, aus welchem nur Nase und barbarische Augen hervorscheinen, pistolenumgürtet, Straußenfedern auf dem Hute, reitend, fahrend, brüllend, Champagner aus Zinn-Bierkrügen trinkend — heute ein Crösus, morgen ein Bettler. „Wie gewonnen, so zerronnen"! Vielleicht ist es ein Natur- und Sittengesetz, daß Geld, je leichter es in die Hände kommt, desto leichter und rascher, demoralisirender wieder davonläuft. Die „Diggers" verbringen oft thatsächlich in einer einzigen, liederlichen Nacht den Lebensunterhalt eines ganzen Jahres. Sie kommen mit einem Sacke voll Goldstaub oder „nuggets" an, verlaufen es im ersten besten Laden, an dessen Schaufenstern mit ungeheueren Buchstaben tausendweise die Worte prangen: „Gold bought in any quantity" (hier wird jede Menge von Rohgold für baar Geld gekauft), poltern in große Restaurations-Paläste hinein, an deren Eingangsthüren „Very dear!" (sehr theuer!) als Lockspeise für die Eintagsfliegen von Crösus angebracht ist, und verbringt die Nacht in den lebensgefährlichsten Spitzbuben-, Mörder- und Dirnenherbergen, den Clubs Londoner „Schwarzbeine" (entkommener Verbrecher) und der „Herren von Drüben", wie die entlassenen Deportirten von Van Diemensland genannt werden.

Auf dem Wege nach Hause wird der „Digger", wenn er nicht Alles durchgebracht hat, sehr oft nieder- oder todtgeschlagen und beraubt. Oder er besucht Concertsäle, wo er der Primadonna Champagner in Zinn-Bierkrügen reicht, den Pianisten, der ihm nicht Lärm genug macht, mit Orangenschalen bombardirt und fortfährt, allen möglichen Unfug zu treiben, bis er unter cannibalischem Tumult hinaus- und den Nachthabichten als Beute vorgeworfen wird.

Von Theatern, Concertsälen, Kirchen, Spiel- und noch schlimmeren Häusern kann ich nicht viel Rühmliches sagen, zumal da ich nicht dafür stehen kann, was sich Alles während der wenigen

Monate, seitdem ich Melbourne verließ, geändert und gebessert haben kann. Wie die südaustralische Victoria- und Goldhauptstadt binnen wenigen Jahren äußerlich glänzend aufschoß und sich ausbreitete, veränderte sie sich stets eben so rasch, immer im Fieber, immer in einer Art von Wuth, das ältere, solidere, durch dauernd und regelmäßig aufblühenden Handel begünstigte Sidney zu übertreffen. Deshalb tragen auch alle Unternehmungen für Kunst und Wissenschaft, für Cultur und Luxus das Gepräge des Uebereilten und Forcirten, des Unfertigen, Unsoliden und des Humbugs. Erziehung und Unterricht, Kunst und Wissenschaft kommen immer mehr in deutsche Hände. Ich lernte mehrere Hunderte von Landsleuten kennen (von 1848 bekannte und berühmte Namen darunter), die theils als Privatlehrer, theils als Vorsteher eigener Schulen, als Gesang-, Musik- und Sprachlehrer fast durchweg gut leben und zum Theil reich werden. Einige deutsche Vereine sind bis jetzt ohne Bedeutung. Man schätzte die Zahl unserer Landsleute in Melbourne selbst auf 7—10,000, mit der Umgegend und den Goldregionen auf mehr als 20,000. Drei Deutsche geben seit vorigem Herbste die „Melbourner Deutsche Zeitung", wöchentlich einen halben bis dreiviertel Bogen, heraus, aber die drei Redacteurs Brahe, Kruse und Püttmann finden so wenig Stoff auf diesem „unhistorischen Boden", daß sie über drei Viertel ihrer Spalten, wie z. B. in Nr. 6, mit Nachdruck aus dem Londoner „Hermann" füllten.

Deutsche, die auswandern, sollten am allerwenigsten an Australien denken. Die Welt ist hier schon weggegeben. So Viele unserer Landsleute sich auch emporgearbeitet haben, wer zählt die Menge der Untergegangenen? Mir ist besonders ein Beispiel unvergeßlich. Die reiche Frau eines Berliner Philosophen und Schriftstellers, der in Berlin im Elend gestorben ist, wurde von einem ehemaligen Berliner Lieutenant hierher begleitet und verlassen. Sie suchte erst als Lehrerin, dann als Waschfrau zu leben, sank dann bis zum nächtlichen Wandern auf den Straßen, wurde endlich zerknirschte Betschwester und starb mit dem „Brode des Lebens", der Bibel, in der Hand, aber aus Mangel an irdischer Nahrung.

Die neue Pariser Betäubungsmethode.

Von Dr Pinkus in Glogau.

Anfangs December 1859 berichteten Correspondenzen verschiedener Zeitungen aus Paris, daß ein Arzt zufällig ein neues Verfahren entdeckt habe, in kurzer Frist einen Menschen in tiefen Schlaf zu versenken. Das Verfahren war folgendes: „Die Person, welche eingeschläfert werden sollte, setzte sich auf einen Lehnsessel oder ein Sopha, befreite sich von allen beengenden Kleidungsstücken und brachte den ganzen Körper, besonders den Kopf, in eine bequeme Lage; der Arzt hielt in einer Entfernung von ½—1 Fuß der experimentirenden Person eine polirte Kupferplatte vor das Gesicht; die Platte wurde von dem Experimentirenden angeschaut. Nach zwei Minuten," so wurde weiter berichtet, „nahmen die Züge des Dasitzenden den Ausdruck der Abspannung an, die Augenlider schlossen sich, nach ferneren zwei Minuten war tiefer Schlaf eingetreten; die Kupferplatte wurde entfernt. Das Gesicht des Schlafenden hatte den Ausdruck großer Ruhe; er war unempfindlich gegen die Berührung eines kalten Gegenstandes, unempfindlich gegen laute Geräusche, unempfindlich gegen tiefe Nadelstiche. Zugleich zeigten seine Glieder eine wächserne Biegsamkeit, d. h. der Arzt Kopf, Arme und Beine durch Anwendung einer geringen Kraft in verschiedene Stellungen bringen konnte, und die Glieder verharrten in dieser Stellung (auch wenn dieselbe im wachen Zustande einen Aufwand großer Muskelkraft verlangt hätte) so lange, bis sie in eine andere gebracht wurden. Nach Verlauf einer halben Stunde verlor sich die wächserne Biegsamkeit, die Arme sanken schlaff zur Seite, das Gesicht deutete auf eine eintretende große Abspannung, diese ging jedoch, nach den Zügen zu urtheilen, rasch vorüber, die Miene wurde wieder belebt, der Schlafende erwachte und fühlte keine Beschwerde.

„Bei einem ferneren Versuche richtete sich das Hauptaugenmerk des Arztes auf Prüfung des Empfindungsvermögens des Schlafenden, alle Empfindung schien erloschen.

„Die Entdeckung dieses Verfahrens ist von der höchsten Wichtigkeit," wurde hinzugefügt. Es sei unzweifelhaft, daß Operationen aller Art während dieses Kupferplatten-Schlafs vorgenommen werden könnten; die bisherigen Betäubungsmittel wirkten alle in hohem Grade schwächend, ließen nach einmaliger Anwendung eine unüberwindliche Abneigung gegen ihren ferneren Gebrauch zurück und hätten in mehreren Fällen den Tod herbeigeführt. Das neue Mittel ließe sich ohne jede Gefahr anwenden! — Unzweifelhaft sei damit die Herrschaft des Chloroform beendet!

Die ersten Correspondenzen machten in Deutschland wenig Eindruck. Das große Publicum verhielt sich passiv, denn das magische Tischrücken und der Psychograph hatten den Gläubigen viel bedeutendere Resultate geboten, als einen todtenähnlichen Schlaf, mit dem selbst der größte Heißhunger nach sinnlicher Wahrnehmung überirdischer Kräfte nichts anfangen konnte; — und der Arzt hatte ein Recht, sich der neuen Entdeckung gegenüber mit einem ungläubigen Lächeln abzufinden.

Allein Mitte December nahm der Entdecker das Recht der Wissenschaftlichkeit für seine Entdeckung in Anspruch, nachdem er eine sehr große Zahl von Versuchen gemacht habe; er stellte eine Theorie der magischen Kupferplatten-Wirkung zusammen, für welche die Lehren des Magnetismus, der Elektricität, des Mesmerismus, der Polarität des Geistes Bausteine hatten liefern müssen. Er hoffte, der wissenschaftliche Dünkel der Collegen würde diesmal nicht der Aufnahme einer so segensreichen Entdeckung hinderlich in den Weg treten. — Die Correspondenten berichteten weiter, daß in einer außerordentlich großen Anzahl von Familien zu Paris der Versuch wiederholt worden sei; in der größeren Mehrzahl der Fälle mit Erfolg; die Versuche mit negativem Resultat wären an höchst unruhigen oder böswilligen Subjecten gemacht worden, die nicht veranlaßt werden könnten, zwei Minuten lang unverwandt in die Kupferplatte zu schauen.

Die Lehre wurde bald verbreitert: eine große Zahl der Menschen, an welcher die Kupferplatte keinen Schlaf herbeigeführt, wären in todtenähnliche Starrheit versunken, sobald der Arzt seine ausgebreitete Hand von der Platte aus langsam nach dem Kopfe des ruhig Dasitzenden hinbewegte. Die Zeitdauer von zwei Minuten wurde übrigens im Allgemeinen als zu kurz befunden, hingegen sollte nach spätestens fünf Minuten der Erfolg unausbleiblich eintreten, wenn nicht etwa das Individuum überhaupt zu der kleinen Minderheit gehörte, die unempfindlich sei gegen die neuentdeckte Kraft. Die Stellung der Platte wurde dahin bestimmt, daß sie höher als der Kopf des Sitzenden und diesem nahe genug gehalten würde, um ein geringes Schielen der Augen hervorzurufen.

Diesen Berichten gegenüber durfte sich der Arzt nicht mehr einfach abwehrend verhalten; er mußte von ihnen Notiz nehmen und durfte erwarten, daß bei dem regen Verkehr, der gerade in Paris zwischen den Laien und den Männern der Wissenschaft herrscht, die Entdeckung bald die Aufmerksamkeit höherer Kreise erregen würde, falls nicht etwa die Correspondenten das Opfer einer Mystification geworden waren.

Ende December berichteten auch in der That medicinische Journale, daß die Akademie zu Paris eine Commission zur Untersuchung der neuen Entdeckung niedergesetzt habe, und daß an der Spitze der Commission Velpeau stehe, ein Mann von europäischem Rufe. — Von diesem Augenblicke an lag für den Mediciner die Verpflichtung vor, die neue Entdeckung wo möglich durch eigene Versuche zu prüfen.

Verfasser hat durch die freundliche Bereitwilligkeit seiner Bekannten zweiundvierzig Versuche machen können, von denen indeß nur einige wenige hier angeführt werden sollen, da sie alle ziemlich dasselbe Resultat ergaben.

A. Versuche mit einer Kupferplatte und gleichzeitigen Manipulationen der Hand.

Ein Mädchen von dreizehn Jahren, von mäßiger Phantasie, cholerischem Temperament, reizbarem Nervensystem. Kurz nach Beginn der Sitzung macht sich ein Gefühl des Unbehagens in der Augen- und Stirngegend bemerkbar; die Augen müssen öfter geschlossen werden. Gefühl der Spannung: was wird nur daraus werden? darauf Gefühl der Langweile. Dauer der Sitzung: sechs Minuten. — Dasselbe Mädchen, fünf Minuten später. Es schildert die Empfindungen und Gedanken, welche es während des Versuchs gehabt hat, folgendermaßen: „Bin ich nicht eigentlich eine Närrin, daß ich mich zu solchem Blödsinn hergebe? — aber es ist doch spaßhaft. Was der Doctor für närrische Bewegungen mit

seinen Fingern macht! Er will mich umgarnen, wie eine Spinne, ich werde ihm aber ein Schnippchen schlagen. Mir fangen aber bei dieser Kupferplattirung die Augen an, weh zu thun, und nachher will ich noch die Sonate spielen. Ich möchte mir jetzt wohl einmal den Magnetiseur ansehen, ob er wohl ein ernstes Gesicht macht — aber nein, dann wird er brummig! Hui! Da kommt er wieder mit seinen Fingern! Mir wird etwas duselig im Kopfe. Hoffentlich ist die Zauberei bald beendet, denn mir wird wahrhaftig übel! — Nun geht es besser!" — Objectiv wahrnehmbar war in den Zügen anfangs ein Gefühl der Spannung; die Miene wurde dann lächelnd, wieder ernst, zeigte darauf den Ausdruck der Mattigkeit, der jedoch gegen das Ende der Sitzung wieder verschwand. Sie dauerte im Ganzen acht Minuten. Die Uebelkeit bestand dann noch eine Zeit lang fort und war mit dem Gefühl der Mattigkeit verbunden.

Ein Secundaner, sechzehn Jahre alt, ein klarer Kopf von sanguinischem Temperament und sehr guter Selbstbeobachtungsgabe. Die Manipulationen meiner Hand machen auf ihn den Eindruck des Komischen, was sich auch in den Zügen ausprägt; die Richtung der Augen auf einen nahgelegenen Gegenstand erregt ein Gefühl von Unbehagen in Augen- und Stirngegend. Die Spannung der Aufmerksamkeit auf die Dinge, die da kommen sollen, weicht sehr bald dem Gefühl der Langweile. Die Augen wollen sich von der Kupferplatte abwenden, und nur wiederholte Willensanstrengung kann sie in der verlangten Richtung erhalten. — Keine Neigung zum Schlaf, keine Trübung des Selbstbewußtseins, kein Schwindel, keine Veränderung des Empfindungsvermögens. — Dauer der Sitzung: acht Minuten.

B. Versuche mit der Kupferplatte allein.

Ein junges Mädchen von elf Jahren, reger Phantasie, nervösem Temperament. Der Versuch wurde in größerer Gesellschaft angestellt. Kurz nach Beginn der Sitzung entsteht ein Gefühl von Drücken in den Augen, das jedoch bald schwindet. Die Züge, anfangs frisch und belebt, werden allmählich matt. Die Augenlider werden öfter für mehrere Secunden geschlossen und nach immer größer werdenden Pausen erst wieder geöffnet; sieben Minuten nach Beginn der Sitzung bleiben sie geschlossen, — das Mädchen schläft. Die Kupferplatte wird entfernt. Die Gesellschaft, welche während der Dauer des Versuchs in größter Ruhe verharrt hatte, wird nun belebt; Alles drängt sich um das junge Mädchen; eine Schwester derselben, besorgt um ihr Befinden, ergreift ihre Hand und ruft ihren Namen; sie erwacht, klagt über große Müdigkeit, verläßt den Sessel und begibt sich in ein kühles Nebenzimmer. Nach Anwendung einiger Belebungsmittel verliert sich die Schlafneigung, doch das Gefühl der Mattigkeit und Abspannung dauert über zwei Stunden.

Eine Dame von zweiundvierzig Jahren, zarter Constitution, hoher nervöser Reizbarkeit, innerlicher Natur. Im Beginne der Sitzung macht sich ein Gefühl von Druck im Kopfe bemerkbar, das allmählich an Intensität zunimmt. Die Züge, anfangs munter und frisch, nehmen bald den Charakter der Mattigkeit und Abspannung an. Es findet sich ein Gefühl des Unbehagens in der Stirngegend ein, dieses steigert sich zu einer unerträglichen Höhe, die Dame springt auf, flüchtet in das Nebenzimmer und fällt dort bewußtlos nieder. Dauer der Ohnmacht: eine Minute. Ein Gefühl großer Abspannung hatte sich nach vierundzwanzig Stunden noch nicht verloren. Die Sitzung hatte sechs Minuten gedauert.

Eine junge Dame, 16 Jahr alt, von zarter Constitution, großer Reizbarkeit des Nervensystems, innerlicher Natur. Es ist der Experimentirenden gleich im Beginn der Sitzung nicht möglich, ihre Lachlust zu bemeistern. Ohne daß sich ihre Phantasie mit komischen Bildern bevölkert, genügt die Erinnerung an das Eigenthümliche ihrer Situation, um sie trotz ernsten Gegenstrebens immer wieder von Neuem in die heiterste Stimmung zu versetzen. Fünf Minuten nach Beginn der Sitzung wird die Miene ruhig, und drei Minuten darauf wird der Versuch beendet. — Die Dame fühlt sich ganz wohl, geht einige Mal im Zimmer auf und nieder und fühlt dann das Bedürfniß nach Ruhe; sie setzt sich auf ein Sopha und liegt nach wenigen Minuten im Schlafe. — Das Empfindungsvermögen ist während dieses Schlafes nicht krankhaft verringert. Bei Nennung ihres Namens öffnete sie die Augen, drückte jedoch durch Miene und Gebehrde den Wunsch aus, nicht gestört zu werden. Das Licht der Lampe war ihr unangenehm, sie änderte ihre Lage stets so, daß das Gesicht möglichst viel beschattet wurde. Keine Spur von wächserner Biegsamkeit der Glieder! der Schlaf war nicht tief. Drei Viertelstunden darauf wurde die junge Dame durch wiederholtes Anrufen und leises Rütteln erweckt. Die noch fortdauernde Schlafneigung wurde von ihr bekämpft, doch fühlte sie sich geistig unfrisch. Sie verstand kaum, was man mit ihr sprach, gab halbe Antworten und mit matter Stimme und hörte theilnahmlos der Unterhaltung zu, für die sie sonst reges Interesse hat. Nach zwei Stunden verlor sich dieser Zustand allmählich.

Forschen wir nun nach dem Resultate der Versuche, so ergibt sich, daß in fast allen Fällen ein Gefühl von Unbehagen eingetreten war, welches von den Experimentirenden auf verschiedene Gegenden des Kopfes bezogen wurde, ferner Uebelkeit, große Abspannung, Schwindel, Schlaf während der Sitzung und kurz nach Beendigung derselben Ohnmacht. Die Ausbeute an auffallenden Ergebnissen ist also nicht groß, aber immerhin groß genug, um die Pflicht zur Erforschung des Zusammenhanges aufzulegen.

Es wirkten bei jedem Versuche folgende Momente: 1) der Experimentirende nahm eine bequeme Stellung ein; 2) rings um ihn herrschte Ruhe; 3) seine Aufmerksamkeit wurde auf Einen Gegenstand gerichtet; 4) seine Augen wurden nach oben gewendet und einigermaßen zum Schielen gezwungen, eine Stellung, die nur mit Anstrengung der Augenmuskeln eingehalten werden kann; 5) auf seine Augen wirkte sein Bild und das nah gelegener Gegenstände im Zimmer in der eigenthümlich röthlichen Kupferfärbung; 6) dazu kamen noch bei Einigen die Windströmungen und Temperatur-Veränderungen durch die „magischen" Striche der ausgebreiteten Hand.

Es erzeugt nun aber die Anstrengung der Augenmuskeln bei fast allen Menschen auch das Gefühl der Anstrengung; dieses Gefühl setzt sich bei verschiedenen Menschen in Druck, Spannung oder, ohne nähere Begriffsbestimmung, in Unbehagen um, und das Unbehagen wird nicht immer auf den Ort bezogen, an dem es entsteht. — Dauert die Anstrengung längere Zeit fort, so kann das Gefühl des örtlichen Unbehagens sich zu dem der allgemeinen Abspannung erweitern.

Die dauernde Richtung der Aufmerksamkeit auf Einen Gegenstand wirkt ebenfalls abspannend. Anstrengung der Augenmuskeln, Concentrirung der Aufmerksamkeit auf Einen Gegenstand, Anstrengung beider Augen durch eine mehrere Minuten dauernde Einwirkung heller Strahlen ruft bei reizbaren Personen einen vermehrten Blutgehalt und Ueberreizung des Gehirns hervor, und dadurch erzeugt sich Mattigkeit, bei Personen von größerer Reizbarkeit Schwindel, große Ermüdung, Ohnmacht. — Diese Reihe von Erscheinungen wird noch leichter eintreten, wenn ein ähnlich wirkendes Moment, nämlich hohe Temperatur der Luft, sich hinzugesellt.

Die Richtung der Aufmerksamkeit auf Einen Gegenstand ist ein bekanntes und beliebtes Einschläferungsmittel; die Ermattung, welche auf die Anstrengung der Augenmuskeln eintrat, die enorme Temperatur der umgebenden Luft, die Stille der Umgebung mußten ebenfalls einschläfernd wirken.

Damit sind alle Ergebnisse der Versuche als natürliche Folgen der genau bekannten einzelnen Momente, aus denen jeder Versuch bestand, erklärt.

Es ergeben sich daher als Resultat folgende Sätze:

1) Das Kupferplatten-Experiment erzeugt bei den meisten Menschen ein unbehagliches Gefühl im Kopfe,

2) Bei einzelnen, sehr reizbaren Personen Schwindel, Ohnmacht, Schlaf.

3) Der Schlaf unterscheidet sich in keiner Weise von demjenigen, der durch andere Einflüsse, welche zugleich anstrengen und ermüden, hervorgerufen wird. Namentlich ist eine auffallende Verringerung der Empfindungsfähigkeit und das Eintreten von wächserner Biegsamkeit der Glieder nicht vorhanden.

4) Es treten keine Erscheinungen ein, zu deren Erklärung die Einwirkung irgend welcher unbekannten „metallischen" oder „magischen" Einflüsse angenommen werden müßte. Die physiologische Einwirkung aller der Momente, welche bei dem Versuch einwirken, erklärt alle Folgen desselben.

5) Bei der sehr geringen Zahl von Personen, welche durch den Versuch in Schlaf versenkt werden, bei dem Mangel an Tiefe, den der Schlaf dort zeigt, wo er eintritt, kann das Chloroform in keiner Weise durch die Kupferplatten-Wirkung ersetzt werden.

Wir sind im Laufe des letzten Jahrzehnts von Paris aus mit einer Reihe Entdeckungen auf dem Gebiet des „magischen Geisteslebens" beschenkt worden, die eine Rundreise durch ganz Europa machten, in die besseren Kreise drangen, in allen gläubige Anhänger fanden und auf viele Frauen der besten Art sinnverwirrend einwirkten. Der Vorwurf, den man damals unseren Physikern und Aerzten mit Recht machte: daß sie, statt Unheil zu verhüten, sich dem Spuk gegenüber nur lächelnd verhalten hätten, macht es jedem Arzt zur Pflicht, gegen einen neuen Spuk, der nicht von selbst rasch verschwindet, in seinem Kreise Bannformeln zu suchen.

Im Gefühl dieser Pflicht sind die vorstehenden Untersuchungen vorgenommen worden.

Pariser Bilder und Geschichten.

Von Moritz Hartmann.

Nr. 6. Heuchler des Reichthums.

Wir haben in den frühern Skizzen von den Heuchlern des Lasters und der Tugend erzählt, es gibt auch Heuchler des Reichthums, und ihre Anzahl muß Legion sein in einer Welt, in der das Geld eine so große, eine so ungeheuere Rolle spielt.

Die Familie Faussimont besteht aus der Mutter, Madame Faussimont, aus dem Sohne Gustave und aus den zwei Töchtern Pauline und Zelia. Die Familie bewohnt auf dem Quai Voltaire ihr eigenes Haus, d. i. das Haus, das in der That der Familie gehörte, aber seit vielen Jahren an einen Notar verkauft ist. Niemand weiß von diesem Verkaufe; man hat dieselbe Wohnung vom Notar gemiethet, die man als Eigenthümer bewohnt hatte, und so wohnt man noch immer im „eigenen Hause". Die ganze Bekanntschaft hält Madame Faussimont für eine Proprietaire, nur der Portier weiß, daß er einer fremden, außer dem Hause wohnenden Macht gehorcht, und da er eine gewisse Anhänglichkeit an die alten Eigenthümer hat, läßt er die Bekannten in ihrem Wahn und achtet das Geheimniß der Familie Faussimont. Seit lange plagt sich Madame Faussimont mit einer Rente von 6-7000 Francs; in ihrer Stellung, in ihrem Kreise ist es schwer, sich mit 7000 Francs durch's Jahr zu schlagen. Die Revolution ließ sie einige Zeit aufathmen. Es war damals Mode, ruinirt zu sein, und Madame Faussimont erklärte sich für ruinirt und lebte in den Jahren 1848 und 1849 sehr behaglich. Sie konnte sich in ihrer Gene gehen lassen; sie und ihre Kinder trugen sehr schäbige Kleider, sie gab keine Gesellschaften und war in zwei Sommern nicht gezwungen, auf's Land zu gehen.

Indessen haben sich alle durch die Revolution Ruinirten wieder erholt; Alles lebt wieder auf großem Fuße, die Familie Faussimont kann nicht zurückbleiben, um so weniger als Pauline und Zelia längst herangewachsene Fräulein sind, die sich, wenn sie heirathen wollen, in der Welt müssen sehen lassen. Um in die Welt zu gehen, muß man auch die Welt zu sich kommen lassen. Das kostet in Paris eigentlich nicht viel: etwas Thee, etwas Kuchen, zwei Lampen mehr, als gewöhnlich, voilà tout — aber es kostet doch etwas. Auch sind die Möbels so schrecklich alt; der Plüsch derselben, aus dem Empire stammend, so abgeschabt, daß man sie kaum mehr sehen lassen kann. Zelia beklagt sich gegen alle Welt über den schrecklichen Conservatismus der Mutter, die sich von den Großvaterstühlen nicht trennen kann, welche den achtzehnten Thermidore gesehen. — „Was willst Du, mein Kind?" — sagt die Mutter lächelnd, „ich bin nun einmal so: ich hänge am Alten; übrigens passen diese Möbel zu unserem Hause. Auch unser Haus ist altmodisch — aber diese großen Räume, die von Ludwig XIV. erzählen, sind mir lieber als die modernen Häuser des Faubourg St. Honoré. Willst Du vielleicht auch, daß ich unser Haus restaurire, daß ich es vielleicht verkaufe, um ein so modernes aufzubauen? Nicht um alle Schätze der Welt. Nenne Du mich nur pedantisch, Zelia; ich liebe das Alte. Wenn ich erst todt bin, dann mögt ihr euch moderne Fauteuils und Kanapees und kleine Möbelstückchen von Tahan und Driot anschaffen, dann werde ich euch nicht mehr geniren mit meinen alten Ideen."

„Aber Mama," ruft Zelia, und wirft sich der Mutter weinend an den Hals, „was sprichst Du vom Tod? Nicht ein Nagel soll an diesen Möbeln verändert werden."

Nun weiß die Welt, warum die Familie Faussimont so elende, alte Möbel hat — wahrhaftig, sie könnten so schöne Möbel haben, wie irgend Jemand; man weiß, daß Madame Faussimont Renten hat, und das Haus Nr. 5, Quai Voltaire, ist eins der schönsten und einträglichsten Häuser an der Seine.

Aber Thee, Kuchen, Zuckerwasser, Lampenöl kosten auch Geld, und alle die Krämer, Bäcker, Patissiers der Umgegend kennen die inneren Angelegenheiten und Finanzverhältnisse des Hauses besser, als alle intimen Freunde. Auf diese Epiciers ist nicht zu hoffen; sie denken klein, sie sind gemein, sie wollen bezahlt sein und zwar sogleich bezahlt sein. Pauline, Zelia und Gustave legen sich die härtesten Entbehrungen auf; sie versagen sich des Morgens zum Kaffee das Weißbrod und dergl. mehr, nur um ihren Mittwoch Abend aufrecht zu halten. Gustave ist eine sehr gute Haut; er ist zwar zu Nichts zu brauchen, man hat ihn schon aus den verschiedensten Bureaux der verschiedensten Ministerien fortgeschickt, und er wartet nun schon lange vergebens, daß man ihn bei irgend einer Gesandtschaft anstelle, aber die Schwestern machen aus ihm und mit ihm, was sie wollen. Er muß so viel als möglich außer dem Hause essen, bei ehemaligen Schulcameraden, bei neuen Bekanntschaften, die er fortwährend vermehrt, und was an Gustave's Kost erspart wird, legt man ebenfalls dem Thee zu. Der kostet nicht sehr viel, denn man kauft nicht eigentlichen Thee, sondern man kauft bei Marquis im Passage Panorama Theestaub, der nur schlechter anzusehen ist, aber das beste Getränk gibt. Zelia bereitet ihn nicht im Salon, so sieht man auch nicht, daß es Staub ist.

Aber trotz dieser Anstrengungen vergeht doch ein Winter nach dem andern, und weder Pauline noch Zelia hat einen Mann gefunden, und es ist doch hohe Zeit, daß eine oder die andere unter die Haube komme. Da hört man, wie ein ganz armes Fräulein, aber aus der „guten Gesellschaft", im Bade St. Sauveur einen Bräutigam gefunden. Eine lichte Idee erleuchtet die ganze Familie Faussimont; man muß in ein Bad, coûte qui coûte, man muß in ein Bad. Die letzten Anstrengungen dürfen nicht gescheut werden. Nach Monaten der Entbehrung wird Gustave auf's Land geschickt zu einem Freunde — er soll nur acht Tage bleiben, aber seine geheimen Instructionen lauten auf Monate — und Madame Faussimont mit Töchtern setzen sich in der Nacht in einen Waggon zweiter Classe, und ehe das Tageslicht diese Schmach beleuchten kann, sind sie in Dieppe, im Seebade.

Mehrere Tage verfließen ereignißlos. Die Damen treten sehr bescheiden auf, sind aber überall zu sehen: auf der schönen Plage, im Badehause, am Hafen, am Leuchtthurm, und wenn große Partien nach den Ruinen von Arques gemacht werden, auch dort und in dem nahen Parke. Schon sind sie bekannt, aber sie haben keine Bekannte. Nachmittags sitzt man am Ufer des Meeres, auf der Düne; die Mama arbeitet, Pauline liest ihr Verse vor, Zelia springt im Sande und Kiese umher und sucht Muscheln. Manchmal eilt sie mit kindischem Geschrei herbei und zeigt der Mama und der Schwester irgend eine besonders schön gezeichnete Schale. „Wie kindisch Du bist, liebe Zelia!" sagt die Mutter, wenn eben Leute vorübergehen. — Schon nach zwei Tagen sammelt auch ein junger Mann aus der Gascogne Muscheln; ein Herr v. Faillet, der an der Garonne Weinberge besitzt. Am dritten Tage gleitet Zelia aus und fällt bis an die Knöchel in's Wasser; sie schreit auf, der junge Mann eilt herbei und führt die Erschrockene der Mutter zu, ist verlegen, lächelt und entfernt sich wieder. Aber er ist in den nächsten Tagen wieder an der Düne und bewundert das Heranrauschen der Fluth; so thut auch Zelia, die auf einem Felsen steht. Herr v. Faillet erlaubt sich, sie zu warnen; der Felsen wird in wenigen Minuten von der Fluth umgeben sein. Aber Zelia ist so kindisch. „Desto besser," sagt sie, „das wird herrlich sein!" — Schon ist der Felsen von der Fluth umgeben; Zelia bemerkt es nicht, endlich sieht sie sich ängstlich um, und ihr Blick weilt Hülfe flehend auf Herrn v. Faillet. Das hat er nur erwartet; er stürzt herbei, er schreitet bis an's Knie durch die salzige Fluth,

er faßt die Jungfrau, die sich in Verschämtheit sträubt, und trägt sie auf seinen Armen auf's Trockene. Jetzt erst bemerkt die Mutter, was vorgeht; sie eilt herzu, sie ist außer sich, sie faßt die Hände des Fremden, sie nennt ihn ihren Wohlthäter, den Retter ihres theuren Kindes. In Aufregung bewegt sich die ganze Gruppe der Wohnung zu.

Ein Roman wäre denn glücklich eingeleitet. Zelia ist zwar die Jüngere, aber Pauline ergibt sich gern in ihr Schicksal; die Geschichte, die Verhältnisse der Familie müssen doch eine Wendung nehmen. Wenn nur Zelia verheirathet ist, und zwar mit einem reichen jungen Manne, der hoffentlich Freunde hat!

Der Roman wird hoffentlich seinen guten Gang gehen. Man kann es nicht leugnen, daß die beiden Mädchen ihre Reize haben, die selbst erfahrenere Männer, als es Herr v. Faillet ist, umstricken könnten. Sie sind nicht eben außerordentlich schön, aber sie haben feine, braunblasse, regelmäßige Gesichtchen mit großen, braunen Augen; die Komödie selbst, die sie im Leben spielen müssen und die sie lieber nicht spielen möchten, gibt ihnen einen intelligenten, zugleich geheim traurigen Ausdruck, der desto anziehender ist, je schwerer man sich ihn erklären kann. Hinter diesem Ausdruck ahnt man tiefe Seelenvorgänge, obwohl es eigentlich nur traurige häusliche Angelegenheiten sind, sogar sehr prosaische. Aber was schadet das? die Mädchen sind interessant; das muß jeder gestehen, der sie in Dieppe zum ersten Male sieht.

In der Familie wird beschlossen, daß der junge Mann fern gehalten werden müsse, auf daß er nicht einen Blick in die Geheimnisse der Familie werfe. Man empfängt ihn doch einige Male, und nachdem er mit einem Worte, mit einem Blicke gegen Zelia Muth und Liebe gezeigt, bittet ihn die Mutter auf das Freundschaftlichste, seltener zu kommen, es sei um seinet- und um Zelia's wegen. Zwei Tage lang macht Herr v. Faillet einen großen Umweg, sobald er die Familie Faussimont aus weiter Ferne erblickt. Am dritten Tage erhält Zelia einen geheimen Brief; er kann nicht ohne sie leben, er muß sie sprechen. Triumph und Familienrath!

Nachmittags trifft man ihn auf der Düne. Die Mutter erklärt ihm, daß sie die Sache nicht so arg genommen; er solle ihnen doch nicht so ausweichen; sie seien ja gute Freunde. Er müsse nur verstehen, daß eine Wittwe mit zwei Töchtern mehr als andere Mütter auf ihrer Hut 2c. 2c. Und sie kenne ja Herrn v. Faillet nicht, und er müsse bedenken, daß sich so viele junge Leute, Glücksritter, épouseurs, Mitgiftjäger 2c. herandrängen 2c. 2c. Sie sagt das Alles auf die zarteste Weise, und Herr v. Faillet kann nicht umhin, er muß ihr Recht geben, er muß sie nur höher achten. Nur Eines thut ihm weh, daß Madame Faussimont glauben könne, er nähere sich Fräulein Zelia wegen der Mitgift.

Indessen geht er an Zelia's Seite, von Mutter und Schwester gefolgt, am Ufer des Meeres auf und ab, manchmal im Mondenschein, und er weiß es schon, daß seine Liebe erwidert wird. Aber was nützt das Alles? der Bruder Zelia's — ein schrecklicher Bruder, vor dem Alles zittert und der glücklicherweise nicht in Dieppe ist, sonst hätte er Herrn v. Faillet längst den Hals gebrochen — hat andere Pläne mit ihr, Pläne, bei denen sie mit ihrem Herzen nicht im Geringsten betheiligt ist, denen sie sich aber, einmal nach Paris zurückgekehrt, nicht wird entziehen können. Das Alles erfährt Herr v. Faillet nur stückweise, in abgebrochenen Sätzen, an verschiedenen Tagen; er muß sich die Geschichte selbst zusammensetzen. Seine Leidenschaft und sein Unglück sind grenzenlos. Schon hat er einmal von Entführung gesprochen, aber der zornige Blick Zelia's wies ihn wieder in die Schranken des Anstandes zurück. Am Abende jenes Tages, da das Wort „Entführung" gefallen, findet wieder großer Familienrath statt. Die Sache muß so rasch als möglich zu Ende geführt werden. Einmal nach Paris zurückkehrt, werden sich die Verwandten Faillets drein mischen, wird Alles seinen regelmäßigen, langsamen Schritt gehen, und wie Vieles kann in so langer Zeit hindernd dazwischen treten!

Nächsten Tag vertraut Zelia dem erschrockenen Geliebten das Geheimniß, daß die Mutter in sehr kurzer Zeit in ihr Hotel nach Paris zurückkehren wolle; sie wird dann Faillet nie wieder sehen. — Die letzten Worte sind von einer fließenden und einer unterdrückten Thräne begleitet. Herr v. Faillet sieht sie mit einem eben so vielsagenden, als verzweifelnden Blicke an. Mit ausgestreckten Armen ruft er aus: „Dort drüben liegt England!" — „Alles, alles will ich für Dich thun, Alles gebe ich für Dich hin, die Achtung meines stolzen Bruders, die Liebe meiner theuren Mutter und meine Ehre."

Das Dampfschiff im Hafen braust und lärmt, aber gewaltiger lärmt es im Herzen des jungen Herrn v. Faillet, der vor der Landungsbrücke auf- und abgeht; über dem lärmenden Herzen eine Brieftasche tragend, in welcher viele Pfundnoten und ein falscher Paß für Zelia neben einander ruhen. — Wird sie kommen? wird sie nicht kommen? Gott, wenn die Mutter das Complott durchschaut hätte! — Aber nein! sie kommt, sie eilt athemlos herbei, ohne das mindeste Gepäck, selbst ohne Porte-Monnaie; Pauline hat Alles an sich genommen, als man sich Adieu sagte, ein heiteres, glückliches Adieu. — Zelia spricht kein Wort. Faillet führt sie auf's Schiff wie sein Opfer und kommt sich vor wie ein Opferer, wie ein Verbrecher. Und hinaus, gegen Brighton zu, dampft der Jean Bart. Lächelnd sehen ihm hinter dem Fenstervorhange Madame und Mademoiselle Faussimont nach.

Tags darauf kehrt man nach Paris zurück. Dort erhält man den ersten Brief von Zelia; auf ihren Knieen bittet sie die Mutter um Verzeihung, sie ist zerknirscht, ihr Herz ist voll Reue, aber auch voll Liebe. — Herr v. Faillet wagt es, seine Bitten mit denen Zelia's zu verbinden. — Die Mutter ist unbarmherzig. — Sie bleibt es, als sie drei Wochen später die Nachricht erhält, daß Zelia Frau v. Faillet geworden. Erst mit Anbruch des Winters kehrt das junge Ehepaar nach Paris zurück und im Dunkel des Spätabends wagen sie es, in Nr. 5 Quai Voltaire einzudringen; die Mutter ist überrascht, gerührt — sie verzeiht.

Glaubt der Leser, ich hätte ihm die Geschichte einer Spitzbubenfamilie erzählen wollen? Nein, nur die Geschichte einer Pariser Familie. Unter anderen, weniger drängenden Verhältnissen, unter minder tyrannischen Ansprüchen der Gesellschaft wäre die Familie Faussimont so ehrlich geblieben, wie tausend andere ehrliche Familien in kleinen Städten. Sie aber schwamm mitten in einem großen Meere auf einem schwankenden Balken, in ewiger Angst, verschlungen zu werden. Zelia ist eine gute und treue Frau geworden, und man kann nicht leugnen, daß sie die Bekanntschaften und das große Vermögen ihres Mannes gewissenhaft benutzt hat, um auch ihrer älteren Schwester einen Mann zu verschaffen. Es ist ihr gelungen. Pauline ist die sehr wirthschaftliche Ehegattin eines Unterpräfecten im Departement der Gironde und bringt jeden Sommer auf dem Landgute ihrer Schwester Madame de Faillet zu.

Andreas Hofer.

Zur fünfzigjährigen Todtenfeier seiner Ermordung.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol. —

So klingt das schöne Lied des schwer erkrankten Julius Mosen zum Andenken des unsterblichen Volkshelden von Tyrol, der vor fünfzig Jahren, am 20. Februar 1810, von den Franzosen auf den Wällen von Mantua erschossen wurde und mit seinem Blute seine Treue für das Haus Oesterreich besiegelte.

Wenn man auf der Wanderung durch das schöne Tyrol in das ernste Passeierthal tritt, auf das der hohe Jausen, der Mons Jovis der Römer, melancholisch niederschaut: so gelangt man auf steinigem, zerrissenem Pfade zu einem Hause von zwei Stockwerken, mit einer Doppelgallerie geziert. Dort wohnte der Sandwirth Andreas Hofer mit seiner treuen Ehefrau Anna Ladurner und gab den einkehrenden Gästen ein Obdach und ein Glas von dem rothen Landwein, so gut er es selber hatte. Nebenbei betrieb er die Sennwirthschaft und einen einträglichen Pferdehandel, der ihn bis nach dem benachbarten Italien führte und mit vielen Menschen zusammenbrachte. Er hatte zu jener Zeit sein

einundvierzigstes Jahr zurückgelegt und stand im kräftigsten Mannesalter; sein Wuchs war hoch wie die Tannen seiner Berge, seine Gestalt herkulisch, sein Auge schwarz, voll Demuth, wenn er betete, aber gleich einer verzehrenden Flamme, wenn er zürnte oder sich ereiferte. Besonders auffallend war sein langer, dunkler Bart, den er in Folge einer Wette bis zum Gürtel wachsen ließ und sorgsam pflegte. Er ging in der Tracht seines Thales, nur daß er einen großen schwarzen Hut mit breiter Krämpe und niederhangender, gekrümmter Feder trug. Seine gewöhnliche Kleidung war ein kurzer, grüner Lodenrock, ein rothes Unterwamms, darüber ein grüner Hosenträger; rings um den Leib nach Landessitte der schwarze Gürtel, kurze Beinkleider, rothe Strümpfe und Schuhe, die nur bei hohen Festtagen oder auf weiten Reisen mit Stiefeln vertauscht wurden. An seinem Halse hing ein kleines Crucifix, das er jeden Morgen und vor dem Einschlafen andächtig küßte. In Nichts unterschied er sich von den übrigen Landleuten der Gegend und doch übte er von jeher auf Alle einen großen Einfluß aus, nicht durch seinen überlegenen Geist, sondern weit mehr durch die Biederkeit und Treue seines Charakters, durch die Trefflichkeit seines Gemüthes und durch die erprobte Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Er war die lautere Wahrheit selbst, für Lüge und Heuchelei hatte er durchaus keinen Sinn. Wie Schiller's Tell war er kein Freund von Worten, aber wo es galt, zu helfen und zu handeln, wo eine That, ein Opfer verlangt wurde, da zögerte er nicht lange und stürzte sich ohne Bedenken in die Gefahr. Mit seinen Landsleuten theilte er ihre begeisterte Anhänglichkeit für den Glauben der Väter und die Treue für das österreichische Kaiserhaus.

Als im Jahre 1805 Kaiser Franz nach dem unglücklichen Kriege sich durch Napoleon gezwungen sah, Tyrol an Baiern abzutreten, da war Andreas Hofer unter den Abgeordneten seines Thales, von denen der geliebte Erzherzog Johann zu Brunnecken einen rührenden Abschied nahm. Seitdem hatte der Sandwirth keinen andern Wunsch, kein anderes Gebet, als seinen alten Herrn wieder in Tyrol zu sehen und die verhaßten Baiern zu verjagen. Vor dem Ausbruche des neuen Kampfes im Jahre 1809 ging er mit mehreren seiner Landsleute nach Wien, um dort mit dem populairen Erzherzog Johann im Geheim den Aufstand des Landes zu verabreden, der sich im Stillen vorbereitete. Reich an Versprechungen kehrte er in die Heimath zurück, wo er Alles zum Ausbruch vorbereitete.

Auf das von Wien gegebene Signal erhob sich plötzlich das ganze Land wie ein Mann, die Feuerzeichen loderten von den Bergen zum Himmel auf. Botschafter flogen von Dorf zu Dorf, rothe Fähnchen, Blut und Mehl wurden in den Inn geworfen, um die bewaffnete Mannschaft aufzubieten, die Sturmglocken geläutet, und ehe die überraschten Feinde eine Ahnung hatten, sahen sie sich angegriffen und im mörderischen Kampfe von den Bauern geschlagen. Wie in Spanien siegte das Volk, welches für seinen Glauben und die Freiheit kämpfte.

Allen voran zog der Sandwirth Hofer; auf der Ebene des Sterzinger Mooses griff er die Baiern muthig an. Der verderblichen Wirkung ihrer Geschosse begegnete er durch vorgeschobene Heuwagen, hinter denen geborgen seine Schützen ihre mörderischen Kugeln sandten. Dort war es, wo eine muthige Bauerndirne sich auf die durch das Kanonenfeuer scheu gemachten Pferde schwang und unter lautem Jauchzen den ungeheueren Wagen lenkte. Zahllose Feinde bedeckten den blutigen Boden und die Ueberlebenden mußten die Waffen strecken. In achtundvierzig Stunden waren die Baiern aus Tyrol vertrieben und Innsbruck befreit. Unter lautem Jubel hielten die Sieger ihren Einzug und grüßten den österreichischen Adler mit ihren Thränen und heißen Küssen. „Gelt!“ rief ihm ein alter Bauer zu, „Du Saggra-Schwanz, sein Dir halt doch die Federn wieder gewachsen!“

Zum Lohn für so große Liebe und Treue erließ der Kaiser Franz folgendes Schreiben an seine tapferen Tyroler aus dem Lager von Wolkersdorf, den 29. Mai 1809:

> „Im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache erkläre ich hiermit meiner treuen Grafschaft Tyrol, mit Einschluß des Vorarlbergs, daß sie nie mehr von dem Körper des österreichischen Kaiserstaates soll getrennt werden und daß ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde — als den — der dieses Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft. — So bald möglich wird sich mein lieber Herr Bruder, der Erzherzog Johann, nach Tyrol begeben, um so lange der Anführer und Schützer meiner treuen Tyroler zu sein, bis alle Gefahren von der Grenze der Grafschaft Tyrol entfernt sind.“

Gestützt auf dieses feierliche Versprechen ihres Kaisers gelobte das Volk von Tyrol dagegen: bis an's Ende auszuharren und die ganze Welt zu überzeugen, daß es eher möglich sei, den Tyroler über dem Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborene Liebe und Anhänglichkeit für Eure Majestät und Dero durchlauchtigstes Kaiserhaus zu benehmen.

Es sollte bald anders kommen.

Nach dem Siege bei Aspern, den der Erzherzog Karl gegen das französische Heer erfochten, wandte sich das Kriegsglück; eine Niederlage folgte der andern; Kaiser Franz sah sich genöthigt seine Hauptstadt aufzugeben, in die Napoleon einzog. Mit der geschlagenen Armee floh jener nach Ungarn und schloß endlich den Waffenstillstand zu Znaym mit dem übermüthigen Sieger. In einem Artikel desselben verpflichtete er sich, seine in Tyrol mit dem Volke verbundenen Truppen zurückzuziehen und das treue Land den einrückenden Baiern und Franzosen Preis zu geben. Er entschloß sich um so leichter dazu, da schon vorher in der nächsten Umgebung des Kaisers bedenkliche Stimmen laut wurden, welche den Tyroler Aufstand als ein böses Beispiel bezeichneten. Es hieß: „Was das Volk heute für den Kaiser leistet, könne es ein ander Mal gegen ihn thun!!!“

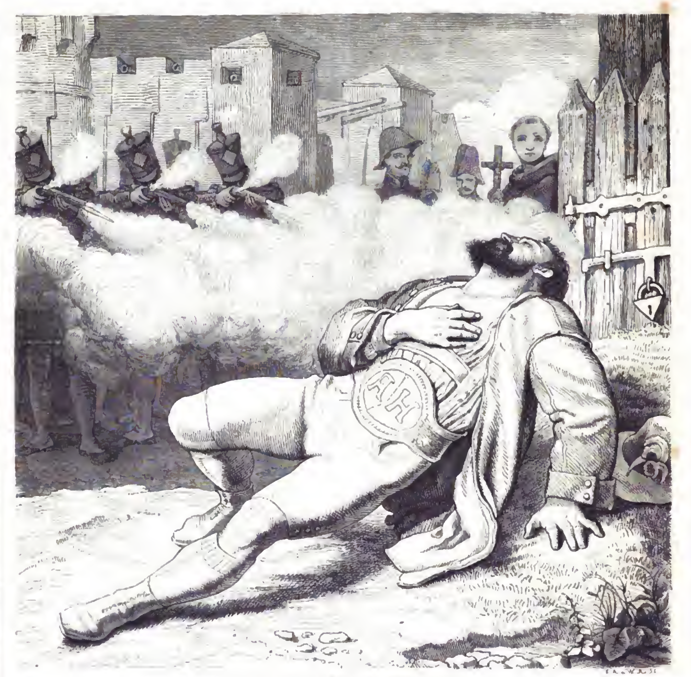
Unglaublich erschien den Betheiligten diese Schreckensbotschaft, wodurch die Regierung sich von ihnen öffentlich lossagte; um so mehr, da die Nachricht ihnen nicht auf gesetzmäßigem, officiellen Wege zukam, sondern nur durch ein Zeitungsblatt, welches ein bairischer Vorposten zwei Tyroler Schützen zustellte. Außerdem hatte der Erzherzog Johann noch am 18. Juli aus dem Hauptquartier zu Töth, zwischen Raab und Papa, an den Baron von Buol, den Befehlshaber der österreichischen Truppen, folgenden Brief erlassen:

> „Da es sein kann, daß ein feindlicher Parlamentair Ihnen den Befehl bringt, Tyrol in Folge eines Waffenstillstandes zu räumen, so haben Sie diesem Befehl nicht nachzukommen, ausgenommen, er wäre von mir unterfertigt.“

Konnten und durften die Tyroler unter solchen Verhältnissen die Waffen niederlegen?

Bald aber bestätigte sich die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande; die österreichischen Soldaten rüsteten sich zum Abzuge aus Tyrol; sie thaten es knirschend und forderten wiederholt die Anführer des Aufstandes auf, sie zu begleiten und ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Viele thaten es, aber Hofer blieb unerschüttert, er vertraute noch immer auf das Wort seines Kaisers. Als er auch seinen treuen Waffenbruder, den tapferen Speckbacher, unter den Flüchtigen erblickte, da rief er schmerzlich: „Joseph, Joseph! Du willst mich auch in Stich lassen?“ — Bei diesen Worten sprang Speckbacher ohne Hut von dem Wagen, auf dem er bereits saß, wieder herab und folgte seinem alten Cameraden. Beide waren entschlossen, den Krieg auf eigene Faust fortzusetzen und den einrückenden Franzosen den entschiedensten Widerstand zu leisten. — Sie wurden dazu außerdem durch die Sprache des Wiener Cabinets und durch das Benehmen des Erzherzogs Johann aufgemuntert, der es nicht an geheimen Instructionen und Aufforderungen fehlen ließ. Der Regierung mußte Alles daran gelegen sein, Napoleon während des Waffenstillstandes so viel Schwierigkeiten als möglich zu bereiten; es lag daher ganz und gar in ihrem Interesse, den Aufstand in Tyrol im Stillen von Neuem anzufachen, während sie sich öffentlich von den Insurgenten lossagte. Zu diesem Zwecke hatten die abziehenden Oesterreicher nach des Erzherzogs Weisung einige tausend Stück Gewehre und mehrere kleine Gebirgskanonen mit der nöthigen Munition zurückgelassen.

Vielen versuchten Unterofficieren und Soldaten wurde zu verstehen gegeben, man würde sie nicht als Deserteure ansehen, wenn sie bleiben und mit den Tyrolern fortkämpfen wollten. Auch die nöthigen Geldmittel wurden den Häuptern zur Disposition gestellt. Das Alles geschah mit so großer Vorsicht, daß man sich durchaus nicht compromittiren und im Nothfalle das arme Volk für die eigene Rettung opfern konnte. — Verführt durch das zweideutige Spiel der Regierung, durch die Versprechungen ihres geliebten



Ermordung Andreas Hofer's.
Originalzeichnung von H. Plüddemann.

Erzherzogs, rückten sie dem Feinde entgegen. Der Abzug der österreichischen Truppen machte sie nicht muthlos, nur um so kühner; sie vertrauten der eigenen Kraft. Der Herzog von Danzig, welcher sich vom Elsasser Müllerburschen bis zum Marschall von Frankreich emporgeschwungen, erfuhr, mit welch einem gefährlichen Gegner er es zu thun hatte. Er wünschte sich die österreichischen Generäle zurück, von deren Talenten er eine nur sehr geringe Meinung hatte. „I wollt'," rief er in seinem derben elsassischen Dialekt, „sie wäret net herinne, die Confusionsräth."

Hofer und Speckbacher, im Verein mit dem Kapuziner Haspinger, dem Rothbart, waren Meister des Gebirgskrieges; wo sie sich zeigten, war der Sieg mit ihnen.

Eine furchtbare Niederlage erlitten die damals mit den Franzosen verbündeten Sachsen, welche sich durch ihre Tapferkeit und Menschlichkeit in dem Tyroler Kriege auszeichneten und zum Dank von Napoleon stets der größten Gefahr ausgesetzt wurden. Hinter dem Dörfchen Mittewald, zwischen waldgekrönten Bergen, erwarteten achthundert Tyrolerschützen den anrückenden Feind unter dem Befehle des Generals Rouyer. Der größte Theil seiner Truppen bestand aus den braven Sachsen, welche muthig und sorglos vorrückten. Ein achtzigjähriger Tyroler gab das Beispiel für alle seine jüngeren Waffenbrüder; er richtete seinen Stutzen vorzugsweise auf die sächsischen Officiere. Endlich auf seinem Felsen umgangen und von hinten, wie von vorn angegriffen, schleuderte er die Büchse von sich, packte einen feindlichen Soldaten mit noch immer kräftigen Armen und stürzte sich mit ihm: „Juchhe! in Gottes Namen!" — rufend, in den tiefen Abgrund. Das war noch nicht das Schrecklichste.

Die Tyroler hatten sich hinter den Felsen verborgen, an deren steiler Wand die Straße hinläuft, welche der Feind passiren mußte; auf der andern Seite schäumte die wilde, durch Regengüsse angeschwollene Eisack, über die hier beim Laditschpasse eine hölzerne Brücke führt. Hohe schwarze Lärchbäume waren oben gefällt, mit Wieden aneinander gebunden, mit Erde, Gesträuch und schweren Steinen belastet, durch einige Seile an starke Tannen befestigt, wie eine drohende Wetterwolke von dem Berge niederschwebend. Jetzt zog in der Tiefe die feindliche Colonne vorüber. „Steffel! soll ich abhacken?" tönte eine Stimme. „Noch nicht!" lautete die Gegen-

rede. Alles lauschte still und machte unwillkürlich Halt; dem General Rouyer wurden die geheimnißvollen Worte hinterbracht; er achtete nicht darauf und befahl den Weitermarsch. Die Avantgarde ist glücklich vorüber, die Hauptmasse folgt. Da erschallt die schreckliche Mahnung: „Hiesel, hau' ab im Namen der heiligen Dreieinigkeit!“ — Laut tönt die Axt, ein dumpfer Donner dröhnt vom Fels zum Felsen und weckt das Echo in den Klüften.

„Da hob zu dröhnen und zu wandern an
Der Berg und ging, ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alsobald
Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geschrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte.
Drauf stieg ein Dampf empor und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend bis zu unseren Füßen.
Wir aber schossen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt, empfing vom Blei sein Grab!
Wie nun der Staub vergangen war, so stiegen
Wir von dem Grat und gingen zu den Feinden.
Da sahn wir nichts, als Stein' gethürmt auf Stein,
Gebrochne Augen, rauchendes Gebein,
Die Brücke lag in Trümmern, und die Eisack,
Von wild verschränkten Todtengliedern starrend,
Sprang wie ein rasend Unthier über's — Schlachtfeld!“

Nach einer Reihe von entscheidenden Siegen mußte der Herzog von Danzig mit den Franzosen auf den Rückzug denken. An der Spitze der siegreichen Tyroler rückte Hofer zum zweiten Mal in das befreite Innsbruck ein, wo er jetzt als Obercommandant von Tyrol seinen dauernden Sitz nahm und das ganze Land im Namen seines Kaisers regierte. Die neue Größe fand ihn bescheiden und demüthig; der Regent von Tyrol brauchte für seine Person täglich kaum einen Gulden; er frühstückte nur Käse und Brod und aß zu Mittag aus einem gewöhnlichen Speisehause. Jeder Tyroler nannte ihn Du und redete ihn mit seinem Vornamen „Anderl“ an. Nur mit einer Leibwache hatte er sich umgeben; sie bestand aus den bildschönen, riesengroßen, aber auch furchtbar groben Burschen des Passeierthals in ihrer kleidsamen Landestracht.

Bei seinem Einzuge in Innsbruck drängte sich das Volk um ihn und jubelte dem Sieger zu; er dankte mit naiver Rede: „Grueß Enk Gott, meine lieben Innsprucker! Weil ös (ihr) mi zum Obercommandanten g'wöllt habt, so bin i holt do. Es sein aber viele Andere do, die koane (keine) Innsprucker sein. Alle, dö (die) unter meine Waffenbrüder sein wöll'n, dö muessen für Gott, Koaser und Vaterland, als tapfere, rödle und brave Tyroler streiten, dö aber dös nit thun wöll'n, dö solln heimziehn. Dö meine Waffenbrüder werden wöll'n, dö soll'n mi nit verlassen, i wer Enk aa (auch) nit verlassen, so wahr i Andere Hofer hoaß. G'sagt hab i Enks, g'sehn habt's mi, b'hüed Enk Gott.“

Als der Jubel kein Ende nehmen wollte, zog er sich in die nah gelegene Franziskaner-Hofkirche zurück, um zu beten. Mittags brachten ihm die Studenten eine Tischmusik, die er sich jedoch verbat, weil sein Herz von ernsten Dingen beschwert sei.

In der That ruhte eine schwere Last und eine hohe Verantwortung auf den Schultern des schlichten, einfachen Mannes. Trotz seiner wiederholten Siege war die Gefahr keineswegs beseitigt. An den Grenzen sammelte sich ein bairisches Heer, während der Herzog von Danzig neue Verstärkungen an sich zog. Vom Kaiser und dem Erzherzog blieb trotz wiederholter und demüthiger Bitten jede Botschaft aus. Endlich kamen zwei von den geflüchteten Tyrolern aus dem österreichischen Hauptquartier; sie brachten für Hofer dreitausend Dukaten, die große goldene Gnadenkette mit der goldenen Verdienstmedaille, das geistliche Verdienstkreuz für den Kapuziner und ansehnliche Geschenke für Speckbacher und die übrigen Häupter des Aufstandes. Außerdem ließ der Erzherzog Hofer mündlich durch die beiden Abgeordneten zu wissen thun, wie Oesterreichs Kriegsmacht wieder 300,000 Mann zähle, wie wichtig es sei, daß Tyrol sich standhaft behaupte bis zum erneuten Kriege oder zum Frieden, daß England es nicht an Geld fehlen lassen werde, und daß Preußen und Rußland gegen Napoleon sich rüste. Solche Nachrichten mußten nothwendiger Weise Hofer in seinem Thun bestärken und ihn auf das Aeußerste anspornen.

Am Namensfeste des Kaisers, am 4. Oktober, wurde in der Hofkirche zu Innsbruck am Grabe Maximilians ein feierliches Hochamt abgehalten und das Tedeum gesungen. Hierauf weihte der ehrwürdige Abt von Wiltau, der einzige des Prälatenstandes, der treu zum Vaterlande hielt, die auf einer silbernen Schüssel befindliche Gnadenkette und hing sie dem knieenden Hofer um den Hals. Das war der schönste, aber leider auch der letzte Freudentag in dem Leben des Helden!

Acht Tage später schloß Oesterreich mit Napoleon den Frieden zu Wien, worin der Kaiser Franz, uneingedenk seines feierlichen Wortes und seiner Versprechungen, Tyrol an Baiern zurückgab und das treueste Volk der Erde rücksichtslos aufopferte. Ein Handbillet des Erzherzogs Johann bestätigte die unglaubliche Schreckenspost mit nichtssagenden Ermahnungen zur Ruhe. Zugleich erließ der Vicekönig von Italien, der hochherzige Eugen, einen Aufruf an die Völker Tyrols, die Waffen niederzulegen.

Die meisten Anführer fügten sich der Nothwendigkeit; auch Hofer war anfänglich geneigt, dem Befehle zu gehorchen. Aber seine Rathgeber, unter denen sich der halbverrückte Herr von Kolb und der verrätherische Priester Joseph Denay von Schlanders befanden, überredeten aus eigennützigen Gründen den leider nur zu bigotten und von der niederen Geistlichkeit fanatisirten Mann, von Neuem die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Vergebens bemühte sich der menschenfreundliche General Baraguay d'Hilliers und der trotz des französischen Bündnisses deutsch gesinnte Kronprinz Ludwig von Baiern, den Verirrten zu retten, umsonst warnte ihn der bekannte Hormayr vor dem trügerischen Pfaffen; Hofer konnte zu keinem Entschlusse kommen und schwankte, von den widersprechendsten Gefühlen hin- und hergetrieben. Im entscheidenden Augenblicke verließ ihn die ruhige Besonnenheit, durch Oesterreichs Verfahren hatte er den festen Boden verloren und wurde zum Spiel und Werkzeug in den Händen schlauer und gemeiner Intriguanten. Den 15. November forderte er von Neuem seine Landsleute zum Kampfe gegen den Feind auf, mit dem Zusatze: „Dieses sehe ich mich verpflichtet, Euch in Kürze zu melden, wenn ich mich nicht selbst als ein Opfer meiner eigenen Leute Preis geben will, welches auch Ihr von meinen Leuten zu hoffen hättet, wenn Ihr unthätig und nichts mehr für Gott und Vaterland zu thun bereit sein wollt.“

Nur Wenige folgten diesem neuen Aufrufe; bald wurden die Insurgenten von der Uebermacht der Feinde unterdrückt und Hofer sah sich mit den übrigen Häuptern gezwungen, zu fliehen. In einer verfallenen Sennhütte, auf den in dieser Jahreszeit fast unnahbaren Schneebergen, fand er mit seinem Schreiber Dönniger, einem verdorbenen Studenten, eine Zuflucht. Aber auch hier war er nicht sicher vor Verrath; ein Bauer, Namens Raffel, entdeckte ihn und eilte, trotzdem ihn Hofer beschwor, Niemandem von seinem Aufenthalte Etwas zu sagen, zu dem General Baraguay d'Hilliers, um in Gemeinschaft mit dem Pater Denay das auf Hofers Kopf ausgesetzte Blutgeld von 1000 Gulden zu verdienen. Noch funkelten am 27. Januar die Sterne am Himmel, als eine Abtheilung französischer Soldaten die Hütte umringte, in der Hofer mit seiner Familie schlief. Ruhig und gefaßt trat er seinen Häschern entgegen.

„Sie sind,“ sagte er zu dem Commandanten des Piquets, „gekommen, mich gefangen zu nehmen, hier stehe ich; mit mir mögen Sie thun, was Sie wollen, denn ich bin schuldig, aber für mein Weib, meinen Sohn und meinen Schreiber, den jungen Menschen, bitte ich um Gnade, denn sie sind wahrhaftig unschuldig.“

Doch man achtete nicht auf seine rührende Bitte, sondern fesselte ihn und all die Seinigen. So wurden sie zunächst nach Botzen gebracht, der Zulauf des Volkes war groß, Einige weinten, Andere beteten, doch fehlte es auch nicht an Abtrünnigen, die Hofer als die alleinige Ursache des Unglücks verwünschten und beschimpften. Der französische General benahm sich edel und menschenfreundlich, er achtete den besiegten Helden, ließ ihm die schweren Ketten abnehmen und wies ihm ein anständiges Gefängniß an. Hofers Frau und Sohn wurden sogleich von ihm freigegeben, dagegen der Schreiber am nächsten Morgen mit nach Mantua abgeführt. Herzzerreißend war der Abschied des Gefangenen von seiner Familie, die er nicht mehr wiedersehen sollte. In Mantua wurde sogleich ein Kriegsgericht über Hofer niedergesetzt; die Stimmen waren getheilt, mehrere sprachen sich nur für Gefängniß aus. Ein junger, talentvoller Advocat jüdischer Religion, Namens Basera, wendete seine ganze Beredsamkeit an, um ihn zu retten, aber aus Mailand kam der Befehl zu Hofers Hinrichtung. Während man in der Hofburg zu Wien über die nahe bevorstehende Verlobung Napoleons mit der österreichischen Erzherzogin Marie Louise jubelte, schrieb der Verurtheilte an seine verlassene Familie seinen letzten Gruß: — — „und so lebt's denn Alle wohl auf der Welt, bis wir oben im Himmel wieder zusammenkommen und dort Gott loben ohne Ende. — Alle Passeyrer und Bekannten sollen meiner einge-

denk sein im heiligen Gebete und meine Wirthin (Hofers Frau) soll sich nicht gar so bekümmern. Ich werde bitten bei Gott für Euch Alle. — Ade du schnöde Welt! — So leicht kömmt mir das Sterben an, daß mir nicht die Augen naß werden."

Der 20. Februar 1810 war der Tag seiner Hinrichtung. Hofer nahm das Abendmahl aus den Händen des Erzpriesters **Manifesti**, der ihn bis zum letzten Augenblicke nicht mehr verließ voll Bewunderung für den Heroismus dieses Märtyrers der Treue. Schlag elf Uhr traten die Führer des Executionscommando's in sein Gefängniß, um ihn abzuholen; er hielt ein mit Blumen umwundenes Crucifix in seinen Händen. Als er an der **Porta Molina** bei den Casematten vorbeikam, worin viele seiner Landsleute gefangen saßen, lagen Alle auf den Knieen, laut betend und weinend; die Tyroler, welche frei herumgehen durften, warfen sich vor ihm nieder und flehten um seinen Segen. Er bat sie um Verzeihung, wenn er an ihrem Unglück schuld sei; sie möchten nur getrost und standhaft bleiben, treu dem Vaterlande.

Dem Geistlichen übergab er das Letzte, was er besaß, fünfhundert Gulden zur Vertheilung an die Unglücklichen; seine silberne Tabaksdose, einen schönen Rosenkranz und das silberne Crucifix, welches er trug, hinterließ er dem treuen Begleiter zum Andenken.

Auf einer breiten Bastion, nicht weit von der **Porta Ceresa**, machte das Commando Halt; die Grenadiere bildeten ein nach rückwärts geöffnetes Viereck; zwölf Mann und ein Sergeant traten vor. Der Tambour forderte Hofer auf, sich die Augen verbinden zu lassen und niederzuknieen; er wies das Tuch zurück und blieb fest und aufrecht stehen.

„Ich stehe," sagte er mit lauter Stimme, „vor Dem, der mich erschaffen hat und stehend will ich ihm meinen Geist wiedergeben."

Den Sergeanten mahnte er, „gut zu schießen", und schenkte ihm einen Tyroler Zwanziger, „der ihn noch in diesem Augenblicke an sein unglückliches Vaterland erinnere."

Darauf rief er: „Gebt's Feuer!"

Nicht gleich zu Tode getroffen, sank er zu Boden; erst die Kugel des Sergeanten endete das Leben des Helden.

Die Franzosen ehrten den todten Feind; die Grenadiere bedeckten ihm das Haupt mit seinem Hute und trugen ihn auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre in die Pfarrkirche von St. Michael, wo die Exequien gehalten und die Leiche feierlich ausgestellt wurde, damit alles Volk sich überzeugen sollte, daß der gefürchtete Sandwirth wirklich todt sei.

In dem Gärtchen seines würdigen Seelsorgers wurde er beerdigt; eine einfache Tafel mit italienischer Inschrift verkündigte: „Hier liegen die Ueberreste des Andreas Hofer, genannt General Barbone, Obercommandant der Tyroler Milizen, erschossen am 20. Februar 1810 in Mantua und hier begraben."

Weder Kaiser Franz, noch der biedere Erzherzog Johann hatten einen Schritt gethan, um den treuesten Mann der Welt, der hundertmal sein Blut für sie vergossen, zu retten, obgleich es dem zukünftigen Schwiegervater Napoleon's vielleicht nur ein Wort gekostet hätte, um das Todesurtheil zu hindern.

Vierzehn Jahre lag der todte Held vergessen in fremder, ungeweihter Erde. Erst im Jahre 1823 faßten drei muthige Jägerofficiere, geborene Tyroler, den Entschluß, mit Erlaubniß des Gartenbesitzers die Leiche auszugraben und nach dem Vaterlande zu bringen. Mit den theueren Ueberresten zogen sie über den Brenner und den Berg Isel, an Hofer's Kampf- und Ehrenfeldern vorüber, bis nach Innsbruck. Ihr patriotisches Unternehmen, von dem Volke laut gerühmt und gebilligt, mahnte die Regierung endlich an ihre Pflicht. Dieselbe ordnete die feierliche Bestattung des Helden in der Hofkirche zu Innsbruck an, neben dem Grabmale des ritterlichen **Max** und der schönen **Philippine Welserin**. Sein Marmorbild, von **Johann Schaller**, einem vaterländischen Künstler, gefertigt, bezeichnet Hofer's jetzige Ruhestätte. Auch für seine Familie wurde gesorgt, die Kinder in den Adelstand erhoben, auf kaiserliche Kosten erzogen und mit Gütern reichlich ausgestattet.

Im Herzen des Volkes aber lebt noch immer der treue Sandwirth von Passeier, der für seinen Kaiser so treu und muthig in den Tod gegangen. M.

Ein Mann der Volksschule.

(Fortsetzung.)

Es mag in früherer wie in unserer Zeit gar Manche gegeben haben — besitzen wir doch selbst Schriften über diesen Gegenstand — welche vom Pfarrer verlangen, sich vom Volke in möglichster Entfernung zu halten, damit er wie ein halber Heiliger in einem sein Haupt umschwebenden Nimbus von seiner Gemeinde verehrt werde. Diese müsse ihn fast nie anders als im feierlichen Ernste, in der Amtskleidung sehen. Es bedarf keiner ausführlichen Erwähnung, daß Dinter diese Ansicht nie theilte. Er wollte von seiner Gemeinde nie als Hoherpriester Aaron angestaunt, sondern als „Vater Dinter" geliebt werden. Wie der Arzt den Patienten kennen muß, dem er helfen soll, so besuchte Dinter, namentlich in den kürzeren Tagen, wo der Bauer oft nicht weiß, was er am Abende vor langer Weile anfangen soll, seine Bauern. Doch kam er erst, nachdem er zu Hause gegessen hatte, damit sein Besuch die Hausfrau nicht in Verlegenheit bringen, und der Bauer auf den Gedanken kommen könne, der Pfarrer wolle von ihm tractirt sein. Nur eine Tasse Kaffee, ein Glas Milch nahm er an, damit man umgekehrt nicht meine, der Pfarrer sei zu stolz, Etwas bei ihnen zu genießen. So besuchte er Reiche und Arme, den reichen Rittergutsherrn, wie den Hirten, Keiner durfte vor dem Andern einen Vorzug haben. Nur solche, die in schlechtem Rufe standen, besuchte er nie. Der Einfluß dieses steten Umgangs mit der Gemeinde, ja dieses Verwachsen mit derselben, war ungemein segensreich. Man lernte seine Sprache verstehen, und Dinter hatte Gelegenheit, Viele für das Höhere und Edlere zu gewinnen, nicht zu gedenken, daß er bei solchen Besuchen die Anschauungsweise, die Wendungen und Begriffe des Volkes, seine Vorstellungen, sowie das, was auf dasselbe den meisten Eindruck machte, und seine Vorurtheile kennen und letztere sofort berichtigen lernte. Hier konnte Manches gesagt werden, was auf die Kanzel nicht gehörte, und Manches in einem Tone, den der öffentliche Unterricht nicht verträgt.

So gewann er die Liebe seiner Leute und ward unter ihnen allmächtig. Er gewann Einfluß auf die Kinderzucht, bemerkte und verbesserte ihre Fehler, zog die Kleinen an sich, nahm sie auf den Schooß, wurden sie größer, zwischen die Kniee und gewann so ihre Herzen, noch ehe sie in die Schule kamen. Durch seine Besuche zerstörte er in den meisten Familien den Aberglauben, insbesondere den Teufelsglauben.

Als Hausfreund seiner Gemeinden hatte Dinter oft Gelegenheit, als Schiedsrichter und Versöhner bei Zwistigkeiten zugezogen zu werden, und er hatte die Freude, daß es in den zwanzig Jahren seiner Wirksamkeit als Pfarrer nie zu einer Ehescheidung gekommen ist, so nahe dieselbe auch bisweilen schien. Das hohe Ansehen, in welchem er bei den Gemeinden stand, die Liebe und Verehrung wirkten, daß sein zur rechten Zeit mit Ernst und Weisheit geredetes Wort auch eine gute Stätte fand, was vom Zorneseifer unserer Zionswächter nicht gesagt werden kann, die da nur meinen, Ehescheidungen durch Verweigerung der Trauung Geschiedener verhüten zu können.

Dinters Umgang mit den Gemeindegliedern verhütete die Processe. Möge er selbst erzählen, wie er es angefangen: „So lange mein Bruder Gerichtsverwalter war, ließ ich durchaus keinen Proceß aufkommen. Ich versöhnte entzweite Familien. Mein edler, die Jurisprudenz idealisirender Bruder Rudolph war mit mir über folgende Punkte einig: Wenn's Spectakel gibt, so mengt sich der Pfarrer, so lange die Gemüther entbrannt sind, nicht in die Sache. Vernunft und Leidenschaft passen nicht zusammen. Sie liefen also, um ihre Feinde zu verklagen, zu meinem Bruder. Dieser sprach: „Geht heute nach Hause! Ich habe nicht Zeit zum Registriren. Kommt auf den Gerichtstag, es soll Geld genug kosten!" Sie gingen. Inzwischen beruhigten sich die Gemüther. Der Pfarrer besuchte sie Abends und — wenn der Gerichtstag kam, war Alles wieder vergessen. Meines Bruders Nachfolger war ein reicher und guter Mann. Er konnte leben, ohne meine Bauern zu drücken, und würde sie, auch wenn er's zu Brode gebraucht hätte, nicht gedrückt haben. Kurz nach meines Bruders Tode entstand wieder

ein Familienkrieg. Ich kannte meinen neuen Gerichtsverwalter noch nicht und war behutsam genug, mich nicht darein zu mischen. Der Mann nahm die Sache streng, beide Parteien hatten sich beleidigt und mußten ziemlich viel zahlen. In Gegenwart des Gerichtsherrn sagte mir der Gerichtsverwalter: „Ich hab's mit Fleiß so gemacht. Nun sehen die Leute, was es kosten kann und kommen nicht gleich um jeder Kleinigkeit willen zum Gerichtsverwalter gelaufen." Ich sahe, mit welch gutem Manne ich es zu thun hatte und setzte mein Versöhnungswerk unter ihm fort, wie ich's unter meinem Bruder angefangen hatte. Summa: So lange ich Pfarrer war, kam nie ein Proceß mit der Herrschaft, nie einer mit mir, selten einer unter den Bauern vor."

Dinter bekam als Besoldung von seinen Bauern eine Naturalabgabe, den Zehnten. Betrug und Verdrießlichkeiten sind hierbei keine Seltenheiten, gleichwohl bekennt er, daß er fast nie betrogen worden sei. Als ein Mann die Zehntgarben zu auffallend klein gebunden hatte, ließ sie Dinter vor sein Haus fahren, abladen und sagte: „Lieber R., ich sehe, Er hat dies Jahr eine so schlechte Ernte gehabt, daß Er kaum auskommen wird. Von Ihm nehme ich diesmal keinen Zehnten." R. schämte sich und machte es nie wieder so. Mehrere Bauern riethen ihm selbst, von welchem Felde er den gesetzten Zehnten nehmen sollte, weil da das Beste stehe. „Was ich bekam," erzählt er, „erhielt ich gut und reichlich. Der Bauer ist von Natur nicht undankbar. Die Leute sahen, daß ich's mit ihnen und ihren Kindern gut meinte, darum meinten sie es mit mir auch gut. Als mein Adoptivsohn vier oder fünf Jahr alt wurde, sagte ich: „Nun gründe ich für Dich eine Sparbüchse. Wo ich bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen mehr bekomme, als mir gebührt, so kommt der Ueberschuß in Deine Sparbüchse." Und das betrug im Durchschnitt gegen zwanzig Thaler jährlich, trotzdem daß die Kirchfahrt (Görnitz) sehr klein war. Doch dies waren die kleinen Beweise von Liebe, welche er erntete.

Dinter erzog sich eine Gemeinde, von welcher er bekennen mußte, daß die Leute verständiger und besser geworden wären, unter denen er nicht umsonst gearbeitet habe. Er bildete Bauern, welche das Ganze einer Predigt zu übersehen vermochten und denen gegenüber er den Ton seiner Vorträge steigern konnte, und trotzdem verstanden wurde. Die Gemeindeversammlungen, früher fast immer stürmisch in ihrem Verlaufe, waren in den letzten Jahren es fast nie; die Gescheidten gaben den Ton an. Hier ein Beispiel: Der Richter Köhler war, weil er seine beiden Güter durch Brand verloren hatte, in Schulden gerathen. Ein reicher, etwas heftiger Bauer war der Gläubiger. Derselbe will auf der Gemeindeversammlung herrschen und das Gute hindern. Köhler steht auf. „Du, N., ich weiß, daß ich Dir 500 Thaler schuldig bin; Du setzest mich in Verlegenheit, wenn Du mir das Capital kündigst. Aber hier bin ich Richter und darf nicht darnach fragen. Du schweigst oder redest vernünftiger. Machst Du die Gemeinde unruhig, so zeige ich's dem Gerichtsverwalter an. Nun kündige mir das Capital, wenn Du willst." N. schämte sich, hielt Ruhe und kündigte das Capital — nicht. Derselbe Köhler starb leider zu früh. Ein junger Mann (Steinbach) ward sein Nachfolger. Dinter ging zu demselben, um ihn zu würdiger Verwaltung seines Amtes zu ermahnen. Steinbach: „Herr Pfarrer, ich hab's bei meiner Vereidung Gott geschworen, ich will ein Richter werden, wie er sein soll." — Ein solcher Mann bedurfte keiner Ermahnung. Selbst Scenen kamen vor, welche dem gebildetsten Menschen Ehre machen würden. Nur eine davon: Schumann hatte einen Streit über das Mein und Dein mit seinem Nachbar Stäude. In solche Streitigkeiten mischte sich Dinter nie, so lange kein Haß aufglühte. Hier mußte die Gerechtigkeit entscheiden. Schumann war verreist. In seiner Abwesenheit kommt bei Frommold Feuer aus und Schumanns Haus brennt mit ab. Stäude's Haus bleibt stehen. Dinter begegnet Stäude: „Freund, was wird Er thun?" Stäude: „Was sich gehört." Dinter war in banger Erwartung. Doch was geschieht? Stäude reitet Schumann entgegen, erzählt ihm, was in seiner Abwesenheit vorgefallen und spricht: „Jetzt bist Du im Unglücke, mich hat Gott verschont. Du ziehst in mein Haus und ich helfe Dir, so gut ich kann. So lange Du bauest, ruht unser Proceß. Wenn Du aufgebauet, kannst Du ihn wieder fortsetzen, wenn Du willst."

Dinter widmete den Kranken seiner Gemeinde die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit und entfernte dadurch nicht nur alle Quacksalbereien, sondern konnte zu rechter Zeit Rath ertheilen. War der Kranke genesen, so veranstaltete er in der Familie ein Genesungsfest, dessen segensreiche Folge oft zeitlebens blieb und ihm die Herzen der Familie gewann. Sein Tagelöhner Kürschner war gefährlich krank gewesen und genesen. Er war einer der redlichsten Männer des Dorfes. Da er wieder an seine Arbeit gehen wollte, versammelte er, vom Pfarrer aufgefordert, in seiner Stube seine Familie und seine Nachbarn. Dinter sang mit ihnen das Lied: „Dir dank ich für mein Leben", zergliederte drauf die Hauptgedanken dieses Kirchengesanges und rührte dadurch alle Anwesenden auf das Innigste. Der Schlußgesang: „Nun danket Alle Gott" wurde wohl selten mit solcher Andacht, wie in dieser Familie, gesungen. Kürschner hatte Dinter dafür so lieb, daß er bei seiner Abreise von Görnitz nach Königsberg bis in den Nachbarort neben dem Wagen herlief und, als er ihn bat, doch umzukehren, ausrief: „Ich muß Sie noch so lange sehen, als ich kann, ich sehe Sie doch nachher nie wieder."

Wir könnten viele derartige Züge aus Dinter's Amtswirksamkeit anführen, Züge, welche beweisen, was ein Geistlicher mit rechter Weisheit, mit Gottes- und Menschenliebe im Herzen, in seiner Gemeinde zu wirken vermag — und daß das Eifern mit Unverstand, wie wir es leider nur zu oft finden, den beabsichtigten Zweck geradezu verfehlt — doch wir wollen den Leser nicht mit zu vielen Einzelheiten ermüden, so interessant diese einfachen Dorfgeschichten auch immer sein mögen.

Dinter sah Früchte seiner Wirksamkeit im Leben seiner Gemeinde. Er selbst sagt: „Ich habe in zwanzig Jahren keinen Selbstmörder, keinen Hauptverbrecher (einige Kleinigkeitsdiebstähle abgerechnet) gehabt. Wohlthätigkeit war der Geist meiner Gemeinden." Liebe und Hochachtung begegneten ihm auf jedem Schritte. Noch im Jahre 1844, den 1. September, dreizehn Jahre nach Dinter's Tode, errichteten die Gemeinden Görnitz und Hartmannsdorf aus eigenem Antriebe ihrem vormaligen, vor 28 Jahren von ihnen geschiedenen Pfarrer, ein Denkmal neben seiner Wohnung mit der einfachen Inschrift:

Dinter wirkte hier von 1807—1816.

Als bei der vor einigen Jahren in dieser Gemeinde abgehaltenen Kirchenvisitation die Visitatoren den kirchlichen Sinn belobten, erwiderte man, daß dies noch von Dinter her so sei, und auf die Frage, welche Wünsche die Gemeinde habe, erklärte man: Man möge dem Schullehrer gestatten, ihnen gelegentlich die seit mehreren Jahren in Sachsen zum Vorlesen in Kirchen verbotenen Predigten ihres lieben Vater Dinter vorzulesen, denn obwohl sie alle daheim seine Predigten besäßen, so verstehe der Lehrer sie doch ganz anders vorzulesen. Wir kennen die Antwort der Visitatoren nicht.

Haben wir bisher den in Pflichttreue und Liebe wirkenden Geistlichen in einzelnen Zügen kennen gelernt, so ist dies nur die eine Seite seiner Thätigkeit, dem Pädagogen und Beamten sei der Schluß unseres Artikels gewidmet.

So segensreich Dinter's Wirksamkeit als Landpfarrer sein mochte, so ward sie dennoch von der des Volksschulmannes, Erziehers und pädagogischen Schriftstellers weit übertroffen. Schon seit seinem 14. Jahre war Unterrichten sein liebstes Geschäft gewesen. Dieser Lieblingsneigung folgte er in Grimma und Leipzig, als Hauslehrer wie als Pfarrer. Aus Campe's Seelenlehre erlernte er die von ihm so meisterhaft geübte Katechetik, die Menschenbildnerin, wie er sie nannte. Durch sie feierte er seine schönsten Siege, verwandelte den Bauerknaben in ein klar denkendes Wesen. Als er nach seiner Probepredigt in Kitscher in der Kirche öffentlich katechisirte, sagte sein Freund, der Superintendent Nitzsch: „Ihre Predigt war gut, aber das Katechisiren müssen Sie anders lernen, so kommen Sie mit Bauerjungen nicht fort." Dinter: „Herr Superintendent, Eins von Beiden! Entweder ich lerne anders katechisiren, oder die Bauerjungen lernen anders antworten." — Ehe ein Jahr verging, war der letzte Fall eingetreten. Dinter besuchte die ihm untergebenen Schulen fast täglich und übernahm in ihnen besondere Unterrichtsfächer. So lernten Schüler und Lehrer zugleich. „Viel und Vielerlei wissende Bauern," erklärte er, „habe ich niemals erzogen, niemals erziehen wollen, wohl aber gebildete Menschen, das Praktische klar erkennende Christen. In den ersten Jahren bereitete ich mich sorgfältig auf jede Stunde vor, um es später nicht mehr nöthig zu haben." Die Kinder mußten denken, sprechen, fühlen, frei und fröhlich sein lernen. Daher wurden, den Religionsunterricht ausgenommen, selbst scherzhafte Antworten erlaubt, sobald Witz und Gedanke darinnen war. Hier-

von nur eine Probe. Der Rittergutsbesitzer von Kitscher ließ auf dem Dorfplatze ein neues Gefängniß anlegen, das Volk nannte es Hundeloch, die Gebildeten Gehorsam. Dinter begegnete dem Sohne des schon früher erwähnten Schuhmachers Jahn und fragte ihn rasch: „Jahn, was bauen sie hier?" „Das vierte Stück der Buße." Dinter: „Junge, wie meinst Du das?" „Herr Pastor, Sie sagten ja in der Schule, zur Buße gehören vier Stücke: Erkenntniß, Reue, Glaube und neuer Gehorsam. Das ist der neue Gehorsam." Solche Freiheit bildete ihm entschlossene Menschen.

Einer seiner liebsten Schüler war im Begriff, ein braves, liebes Mädchen zu heirathen, deren Eltern im Rufe der Unehrlichkeit standen. Dinter begegnet dem Bräutigam, ergreift ihn bei der Hand, sieht ihm scharf in's Gesicht und spricht: „Lieber Sohn, was höre ich von Dir, hast Du Gefahr und Kraft erwogen?" Er verstand den väterlichen Freund und sprach: „Herr Pastor, verlassen Sie Sich auf mich!" „Wohl, ich rechne auf Dich." Dinter traut das junge Paar, ist beim Hochzeitschmause, es geschieht nichts Ungewöhnliches. Am andern Morgen, da man eben die Ueberreste des vorigen Tags verzehrt, tritt sein Schüler auf und spricht: „Ich bin nun Euer Schwiegersohn, und werde Euch ehren, wie man Schwiegereltern ehren muß. Aber das sage ich Euch kurz und gut: bringet Ihr mir einen gestohlenen Groschen in's Haus, so jage ich Euch zum Hause hinaus und lasse Euch, so lange ich lebe, nicht wieder herein." Die Eltern erschraken und versprachen nie mehr zu stehlen. Sie hielten Wort. — Dabei verstand der umsichtige Erzieher den Bauern gelegentlich die Frucht seines Wirkens zu zeigen, um sie zu neuen Opfern zu gewinnen.

Das Denken hätte seine Schulen weniger in Ruf gebracht, der Bauer fühlt dies weniger, aber das Rechnen that's. Ein junger Bauer löste bei Uebernahme des väterlichen Gutes eine Rechenaufgabe im Kopfe, welche der Gerichtsverwalter und zwei Advocaten auf dem Papiere falsch gerechnet hatten. Das machte Aufsehen, und die Bauern schämten sich, eine solche Schule schlecht zu besuchen. „Mein Junge muß fleißig in die Schule gehen," erklärte ihm ein reicher Bauer, „ich werde es ja nicht leiden, daß der Bettelmannsjunge mehr lernt, als meiner." Die Bauerkinder machten durch ihre Aufführung Dinter alle Ehre. Was Rochow von sich sagt, als er von dem Rekahn'schen Schulwesen Abschied nahm, daß aus seiner Schule ordentliche Hausväter, treue Unterthanen, gute Menschen hervorgegangen seien, das konnte Dinter auch von seinen Schülern sagen. Dieselben waren gewöhnt, Predigten nachzuschreiben, den Religions-Unterricht als Freund ihres Lebens zu betrachten, ihn zu verstehen, zu empfinden, am Verstehen und Empfinden ihre Freude zu haben. Und die Folge? Sie kamen gern in die Kirche, in die öffentlichen sonntäglichen Kirchenexamina und bestätigten Dinters pädagogischen, freilich zu oft völlig mißachteten Grundsatz: der bloße Lerner (Gedächtnißmensch) geht von Jahr zu Jahr zurück; die gebildete Kraft kommt auch nach vollendeter Schulzeit von Jahr zu Jahr weiter, sie ist ein Magnet, der desto mehr anzieht, je mehr er geübt wird. Dinter hat nie den Unterricht über Oekonomie in den Schulen eingeführt, und doch sind tüchtige Landwirthe aus seinen Anstalten hervorgegangen. Er lebte des Glaubens: „Lehret den künftigen Bauer denken, und entfesselt ihn von der Anhänglichkeit an das Alte, so wird er die gebildete Kraft auch in den Geschäften anwenden, wo es auf Broderwerb ankommt. Schleifet nur das Messer, dann wird es auch Brod schneiden." Daß aber über der Verstandesbildung die des Gemüthes nicht unbeachtet blieb, weiß Jeder, welcher Blicke in Dinters Wirkungskreis gethan oder seine Schriften studirt hat. Hier nur ein Beispiel: Ein vater- und mutterloser Dorfknabe war confirmirt worden und schrieb in das ihm von Dinter zum Eintragen eines Gedankens übergebene Stammbuch: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf!" Und da er dies geschrieben, fiel er dem väterlichen Freunde und Lehrer um den Hals und rief weinend: „Und der Herr Pastor, mein zweiter Vater, verläßt mich auch nicht." Licht und Wärme haben in der Erziehung gleiche Berechtigung, keines darf allein gepflegt werden!

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Giftige Farben. Daß unter den als Farben dienenden Stoffen manche giftige sich befinden, ist längst bekannt. Jede Mutter warnt ihr Kind, die buntbemalten Spielsachen, die Farbtäfelchen der Malkästen nicht in den Mund zu nehmen. Zu den längst als giftig bekannten Kupferfarben, als: Grünspan, Braunschweiger Grün, Bremer Grün ꝛc., sind aber in neuerer Zeit arsenikhaltige so giftige Farben gekommen, daß im Verhältniß zu ihnen die erstgenannten Farben als unschuldig bezeichnet werden könnten. Die gefährlichste dieser Farben ist das durch seine Schönheit ausgezeichnete, von Sattler in Schweinfurt erfundene, sogenannte Schweinfurter Grün. Es übertrifft an Glanz und Feuer alle anderen grünen Farben und hat besonders den Vorzug, daß es auch bei künstlichem Lichte glänzend grün, beinahe schöner als am Tage erscheint. Es ist aber diese Farbe eins der gefährlichsten Gifte, welches 58 Procent weißes Arsenik, außerdem Kupferoxyd und Essigsäure enthält. Längere Zeit hat man diese Giftfarbe zur Färbung von Tapeten, Fensterrouleaux ꝛc., ja sogar in einzelnen Fällen zum Bemalen von Kinderspielzeug und Conditorwaaren benutzt, bis die Behörden gegen solche Verwendungen einschritten. Tapeten mit Schweinfurter Grün gefärbt können auf doppelte Weise die Luft der Räume verderben. Einmal geben sie, besonders beim Abkehren und Abreiben, eben so wie die Rouleaux beim Aufziehen und Niederlassen, einen giftigen Staub, und sodann können sie in feuchten Räumen bei der langsamen Fäulniß des Leimes und Papieres Veranlassung zur Bildung arsenikhaltiger giftiger Gase geben. Was jenen Staub anbetrifft, so haben Tapezierer und Buchbinder, welche letzteren das Schweinfurter Grün zum Färben grüner Bücherschnitte zu benutzen pflegten, oft genug die schädlichen Wirkungen desselben erfahren. Er erzeugt Hautausschläge, Entzündung der Augen, des Schlundes ꝛc. Seit die Behörden das Schweinfurter Grün mit allem Rechte zu vielen Anwendungen verboten haben und seine giftigen Eigenschaften bekannter geworden sind, hat aber keineswegs der Verbrauch desselben abgenommen. Im Gegentheil, die Fabrikation blüht nach wie vor. Wo das Schweinfurter Grün unter diesem Namen nicht auftreten durfte, da erschien es wieder unter dem Namen: Mitisgrün, Kaisergrün, Englisch Grün, Schwedisch Grün, Papageygrün, Neuwieder Grün, Leipziger Grün, Brixner Grün und vielleicht noch unter anderen Bezeichnungen. Besonders spielt es in der neuesten Zeit eine Rolle auf Bällen, indem man es zum Färben von künstlichen Blättern zu Ballschmuck und zu Ballkleidern wegen seiner schönen Wirkung bei Abende benutzt. Nur arge Unwissenheit in Bezug auf die Natur der Farben oder Gewissenlosigkeit der Fabrikanten hat die abscheuliche Erfindung dieser Giftkleider machen können, welche die Luft bei jeder Bewegung mit Giftstaub erfüllen müssen.

In Leipzig sind neulich Ballkleiderstoffe, sogenannte Tarlatanes, untersucht und in Folge des Ergebnisses von der Behörde mit Beschlag belegt worden, welche zur Hälfte ihres Gewichtes aus Schweinfurter Grün bestanden. Die giftige Farbe haftete dem Zeuge so lose an, daß sie schon beim Reiben, besonders beim Zerreißen des Stoffes abstäubte und durch Waschen mit kaltem Wasser sich abspülen ließ. Sie war nur mit etwas Kleister auf das Zeug befestigt. Die Elle dieser Giftkleider wog zwanzig Grammen und gab zehn Grammen Schweinfurter Grün. Jede Elle enthält also zwei Drittel Loth des Giftes, und eine mit diesem verderblichen Stoffe bekleidete Balldame trägt, zufolge der Dimensionen eines heutigen Ballkleides, mindestens sechs Loth des gefährlichsten Giftes auf ihrem Körper, von welchem sie einen nicht unbeträchtlichen Theil in die Luft des Saales an einem Ballabende verstreut. Daß der Verfertiger oder die Verfertigerin des Kleides zuvor schon einen Theil des Giftes haben schlucken müssen, liegt auf der Hand. — Außer den grünen gibt es übrigens auch rothe arsenikhaltige Malerfarben, namentlich ein von den Zimmermalern benutztes sogenanntes Cochenilleroth, welches wesentlich arsensaure Thonerde enthält. So drängen sich von allen Seiten Gift und Krankheit unter glänzender Hülle an den Menschen! E.

Die Schillerstiftung nimmt immer größere Dimensionen an. Nicht nur, daß beim Vorstand wöchentlich und oft nicht unbedeutende Baarsendungen einlaufen, die Lotterie zu Gunsten der Stiftung findet auch immer mehr Anklang und Absatz. Augenblicklich sind bereits 183,000 Loose verkauft, und noch täglich laufen Bestellungen, namentlich aus Oesterreich und Amerika, ein. Sehr unterstützt wird der edle Zweck der Lotterie durch die wahrhaft prachtvollen Geschenke, welche von nah und fern, besonders von deutschen Frauen einlaufen. Dadurch wird auch der Vorstand wieder in den Stand gesetzt, bedeutende Mittel auf die Hauptgewinne zu verwenden, und die Ausloosung dürfte etwas anständiger ausfallen, als die mit großem Pomp ausposaunte deutsch österreichische Lotterie für verwundete Krieger.

Als Hauptgewinne bezeichnet man bereits: Eine Brosche mit vielen Brillanten und einer Haarlocke von Schiller — das bereits öfters erwähnte Gartenhaus mit Garten in Eisenach — das von dem Vorstand angekaufte, bei Freiburg an der Unstrut reizend gelegene Haus des Turnvaters Jahn — 200 Stück goldene Herren- und Damen-Uhren — sechs prachtvolle Flügel — Gemälde tüchtiger Meister ꝛc. ꝛc.

In Sachen Vogels. Auf unsere „Mahnung an die Deutschen" in Nr. 4 unseres Blattes sind uns von allen Seiten Zuschriften, Anfragen und Gelder zugegangen. Indem wir nachstehend den Empfang der Gelder vorläufig quittiren, bemerken wir noch, daß in einer der nächsten Nummern Weiteres über den Stand dieser Angelegenheit mitgetheilt werden wird.

Eingänge: 15 Thlr. 18 Ngr. Sammlung der Winter-Schützengesellschaft in Reinhardtsbrunn, durch Hrn. Bürgermeister Albrecht in Waltershausen. — C. A. S. (mit Postzeichen Schrimm) 10 Thlr. und weitere 10 Thlr. für die Schillerstiftung. — C. H. Dietz in Leipzig 3 Thlr. — v. L. in Dessau 1 Thlr. — 50 Thlr. Verlagsbuchhandlung der Gartenlaube, sobald die Expedition zu Stande kommt. — Alfred 1 Thlr. — Narland in Leipzig 2 Thlr.

Redaction und Verlagshandlung der Gartenlaube.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 9. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Gedenkbuche der Gartenlaube.

Keine regenerirende Idee ist gleich fertig, gewappnet aus dem Schooße der Zeit gesprungen; alle Reformatoren haben für Aufrührer, für Unsittliche, für Empörer gegolten; alle neuen Secten sind verspottet, mißachtet und wo möglich gekreuzigt worden. Geschieht dies jetzt nicht, so ist es wahrlich nicht die Schuld des Einzelnen, deren bestehende Rechte von den Reformatoren angetastet werden. Die Waldenser, Albigenser, die Hussiten, Savonarola und Wiklef mußten mit ihren Anhängern untergehen, ehe Luther das Werk der Reformation vollbringen konnte. Als er die päpstliche Bulle abriß von der Kirchenthüre zu Wittenberg, um sie unter dem Zujauchzen der Studenten auf offenem Markte zu verbrennen, als er, der Augustinermönch, dem Ehelosigkeit Gebot war, die Nonne Katharina von Bora aus dem Kloster führte und sich von einem seiner Freunde als Gattin antrauen ließ, da haben sehr viele diesen Empörer gegen Religion und Staat auch für einen höchst sittenlosen Menschen gehalten und ihm eben solche Gräuel angedichtet, wie den heutigen Reformatoren aufgebürdet werden. Hat doch selbst Christus, der sich mit Handwerkern umgab, der durch ununterrichtete Männer des Volkes die Schriftgelehrten und Pharisäer belehren wollte, der mit eigner Hand die Geißel schwang gegen die Krämer im Gotteshause, für einen Aufwiegler, für einen Empörer gegolten und ist als solcher gekreuzigt worden. Wie mag man sich denn noch immer wundern, daß man auch jetzt die Menschen verkrumdet, welche die Irrthümer, die furchtbaren Widersprüche unserer Zustände aufdecken und danach streben sie zu verbessern? Wie gibt es immer noch Menschen, die sich durch fremdes Urtheil irren lassen und davor erschrecken, daß man sie revolutionair und sittenlos nennt, weil sie den Muth haben, den alten Schlendrian der zur Sitte gewordenen Unsitte, den Schein des zum Recht erhobenen Mißbrauchs dreist und frei von sich zu werfen! Das hat Jeder thun, Jeder dulden müssen, der die Wahrheit gegen die Lüge, und sich selbst gegen das Beugen unter die Lüge vertheidigte, und als Christus den Tempel säuberte, Luther die Bannbulle verbrannte, da ist für den verständigen, für den innerlich freien Menschen auch die Furcht vor dem Götzen „Was wird man dazu sagen?“ verbrannt, der noch immer als erster Gott die Erde beherrscht und für die Schwachen die Stelle sittlicher Ueberzeugung vertritt.

Fanny Lewald.

Guntershausen.

Von Claire von Glümer.

(Schluß.)

Nach einer Pause fuhr Hedwig in der Weiterlesung von Lothars Bericht fort: „Herr von Rieth bemächtigte sich lachend der einen Hand des jungen Mädchens. — „Warum ich gekommen bin?“ antwortete er. „Natürlich aus Sehnsucht nach Dir, mein Engel, und um mich an Deinem Glücke zu freuen, Deine Talente zu bewundern. Du spielst ganz herrlich Komödie, kleiner Schatz. Aber laß Dir gestehen, daß ich über Deine Wahl erstaunt bin. Dieser trockene Werner, was ist er eigentlich? Mehr Landjunker oder mehr Gelehrter? Ich fürchte, ein schönes Gemisch von Beidem. Du wirst eine langweilige Ehe haben, arme Kleine. Warum hast Du Dir nicht lieber den Lothar gefangen, wenn es einmal ein Guntershausen sein muß? Der ist doch wenigstens ein hübscher, frischer Junge.“

„Sie hatte den Kopf gesenkt; jetzt erhob sie ihn wieder — ihr sonst so liebliches Gesicht war finster, beinahe bös.

„Mach ein Ende!“ sagte sie. „Und kein Wort gegen Werner! Werner ist gut.“ Mit diesen Worten machte sie sich los, nahm Licht und Körbchen wieder auf und eilte zur gegenüber liegenden Thür hinaus.

„Rieth lachte hinter ihr her. „Vortrefflich!“ rief er; „vortrefflich, kleine Komödiantin!“

„Jetzt hielt ich mich nicht mehr. Er sollte wissen, daß ich ihn belauscht hatte, sollte mir Rechenschaft geben. „Herr von Rieth!“ rief ich aufspringend, aber ich bekam keine Antwort, meine Hand griff in's Leere; er war bereits zur Thür hinaus, und als ich den Gang hinunter eilte, ihm zu folgen, wurden eben die Saalthüren aufgestoßen. Das Weihnachtsglöckchen läutete, die kleine Hedwig stürzte jauchzend an mir vorüber, die Dienerschaft, die plötzlich aus allen Thüren und Winkeln hervorkam, drängte nach — ehe ich mich besinnen konnte, stand auch ich in dem lichtstrahlenden, blumengeschmückten, von würzigem Tannenduft erfüllten Raume und mein Blick fiel auf Isidore, die, auf Werners Arm gelehnt, von den golddglänzenden Locken wie von einer Glorie umwallt, unter dem großen Weihnachtsbaume stand und mit der heitersten, unbefangensten Miene in das fröhliche Treiben sah.

„Alles bewunderte, dankte, fragte wirr durch einander. Tante Ernestine ging mit dem Anstande einer Königin umher, die Huldigungen der Untergebenen in Empfang zu nehmen. Hardorfs Lachen, Hedwigs lustige Stimme ließen sich bald aus dieser, bald aus jener Gruppe hören. Mich überfiel eine Art von Heimweh nach der stillen Weihnachtsfeier beim Onkel Herfenbrook, und so oft ich seitdem in Guntershausen den Weihnachtsbaum brennen sah, hat mich dasselbe schmerzliche Gefühl beschlichen.

„Mit wunderbarer Geschicklichkeit wußte mir Rieth an diesem Abende auszuweichen, so daß wir uns, trotz meiner Bemühungen, keinen Augenblick allein zusammen fanden. In den nächsten Tagen war sein Benehmen gegen mich aber wieder ganz das alte freundlich herablassende, und mehr als einmal kam ich auf den Gedanken, daß ich die Scene im blauen Zimmer geträumt haben müßte. Oder konnte Isidorens übermüthige Fröhlichkeit erkünstelt sein? —

Selbst der Zwang, der sie sonst in Gegenwart ihres Vetters bedrückte, war verschwunden — und war es möglich, daß sich beängstigende, beschämende Erinnerungen wohl gar unter diesem Lachen und Necken verbargen? War es möglich, daß ein so junges Wesen — sie war ja noch ein halbes Kind — mit solcher Vollendung Komödie spielte? Bald sprach ich sie frei von allem Verdacht und machte mir bittere Vorwürfe, bald wurde mein Mißtrauen durch ein Wort, einen Blick des verhaßten Rieth auf's Neue geweckt. Es war ein Zauberkreis, aus dem ich mich vergebens loszureißen suchte — ich sah nichts mehr, dachte nichts mehr als Isidore.

„Dabei hatte ich das unbestimmte Gefühl, daß in unserem Kreise nach und nach eine Verstimmung eintrat. Tante Ernestine sah noch strenger aus, als gewöhnlich; die gute, sanfte Margarethe traf ich mehr als einmal mit rothgeweinten Augen, ohne daß sie mir sagen wollte, was sie betrübte;. Anna ging umher wie eine zürnende Göttin; selbst Hardorf war nicht mehr der Alte. Nur wenn ihn Isidorens Heiterkeit ansteckte — sie schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, bald den Einen, bald den Andern von uns mit sich fortzureißen — hörte man ihn lachen, wie sonst. Werner war der Einzige, der sich gleichblieb. Leider war er den größten Theil des Tages durch die Rechnungen zum Jahresabschluß in Anspruch genommen, aber sobald er sich zu uns gesellte, war Alles gut. Er wurde zum Mittelpunkt des verstörten Kreises, die gereizten Gemüther kamen zur Ruhe, und die flatterhafte kleine Fee, die uns Alle verwirrte, schien nur noch für ihn Auge und Ohr zu haben. Herr von Rieth sogar wurde dann vollständig übersehen.

„Aber was in der Tiefe grollte, kam endlich doch zum Ausbruch. Es war am Sylvestertage. Das Wetter war schön, wir wollten eine Schlittenfahrt machen. Als wir uns zur Abfahrt versammelten, fehlte Margarethe. Tante Ernestine trug mir auf, sie zu rufen, und ich fand sie auf ihrem Zimmer in Thränen aufgelöst auf dem Sopha liegend.

„Laß mich," schluchzte sie, als ich meinen Auftrag ausrichtete. „Sag, daß man nicht auf mich warten soll, ich kann nicht mitfahren."

„Was wird Tante Ernestine sagen?" warf ich ein, „und Hardorf?"

„Margarethe richtete sich auf. „Hardorf!" wiederholte sie mit einer Heftigkeit, die mir ganz fremd an ihr war. „Hardorf kann desto ungestörter an die bezaubernde Isidore denken."

„In diesem Augenblicke trat Anna in's Zimmer. „Margarethe!" rief sie vorwurfsvoll, „wie kannst Du Dich so vergessen! Sieh doch nur, wen Du vor Dir hast. Diese Männer sind ja alle in das kokette Ding vernarrt — Lothar womöglich noch mehr, als die Andern. Aber ich habe die Geschichte satt und werde einmal ordentlich mit Tante Ernestine sprechen." Und ohne mir zur Antwort Zeit zu lassen, rauschte sie hinaus und zog Margarethe mit sich fort.

„Also eifersüchtig war die arme Schwester! Mir fiel es wie Schuppen von den Augen; ich erkannte, daß ihr sowohl Hardorfs wie Isidorens Benehmen Veranlassung dazu gegeben hatte. Aber wie war das möglich, daß auch ich im Verdacht stand, von der Zauberin bethört zu sein? Es fuhr mir siedend heiß durch die Adern bei diesem Gedanken, und ein Gefühl von Erbitterung gegen das schöne Mädchen regte sich in mir, während ich langsam hinunter ging.

„Auf der Treppe kam mir Joseph entgegen. „Es wird nicht ausgefahren," sagte er. „Frau Aebtissin Gnaden und der Herr Graf haben Besuch bekommen" — und nun nannte er mehrere Familien aus der Nachbarschaft.

„Ich war nicht in der Stimmung, mit Fremden zusammen zu sein, beschloß einen Spaziergang zu machen und wollte, um nicht gesehen zu werden, durch den kleinen Thurm in's Freie gehen. Als ich die Treppe erreichte, hörte ich unter mir im Flur die Stimme des Herrn von Rieth. — „Warum willst Du mir den Wunsch nicht erfüllen?" sagte er im durchdringenden Flüstertone. „Die Schlitten sind noch angespannt."

„Ich bog mich über das Geländer und sah hinunter. Es war Isidore, die vor dem Sprechenden stand. Was sie erwiderte, hörte ich nicht, aber während ich rasch die letzten Stufen hinunter eilte, fing Rieth wieder an: „Und wenn es wirklich nur eine tolle Laune wäre," sagte er, „was geht es Dich an! Wenn ich will," — er betonte das Wort in eigenthümlich drohender Weise — „so hast Du zu gehorchen, mein Kind, das weißt Du doch."

„In diesem Augenblicke stand ich neben ihm. Die Teppiche auf Gang und Treppe hatten meinen Schritt unhörbar gemacht. Ich legte die Hand auf seinen Arm und sagte bebend vor Zorn: „Sie haben hier nichts zu wollen, mein Herr! Ich bitte, daß Sie meine Schwägerin mit Impertinenzen verschonen."

„Isidore schrie auf und verschwand in der nächsten Thür. Rieth starrte mich im ersten Moment halb erschreckt, halb verlegen an, aber gleich darauf war er wieder Herr seiner selbst. Er tritt einen Schritt zurück, maß mich vom Kopf bis zu den Füßen mit seinem häßlichen, spöttischen Blick und sagte im hochmüthigen Tone: „Nun, Knabe, was hat das zu bedeuten?"

„Das werden Sie wohl verstehen," rief ich, kaum im Stande, mich zu mäßigen; „besonders wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Unterredung am Weihnachtsabende gehört habe."

„Ei, wir spioniren!" rief er hämisch.

„Aus Rücksicht für Isidore habe ich geschwiegen," fuhr ich fort, „aber nun ist's aus. Ich verlange Erklärung, Entschuldigung oder Satisfaction. Sie haben meinen Bruder, meine Schwägerin und mich beleidigt."

„Herr von Rieth lachte. „Satisfaction, mein junger Alexander," sagte er, „die sollen Sie haben, sobald Ihnen der Himmel den ersten Flaum um's Kinn bescheert!" dabei sah er mich wieder von oben herunter an, in einer Weise, daß ich mir ganz knabenhaft neben ihm vorkam. Aber ich ließ es mir nicht merken. — „Herr!" schrie ich wüthend, „ich trage des Königs Rock!"

„Und er steht Ihnen gut," erwiderte Rieth mit spöttischer Ruhe. Dabei faßte er meine Hände und hielt sie fest, wie in einen Schraubstock geklemmt. „Hören Sie mich an, junger Mensch," fuhr er in ernstem, sehr herablassendem Tone fort. „Ich sehe Sie auf dem besten Wege, sich eine große Dummheit, wenn nicht mehr, zu Schulden kommen zu lassen. Daß Sie in die Stricke der kleinen Hexe gefallen sind, mache ich Ihnen nicht zum Vorwurfe — ist es doch mir altem Knaben vor kurzer Zeit nicht viel besser gegangen. Aber hüten Sie sich, mein junger Freund, die traurige Geschichte von der schönen Friederike und den „feindlichen Brüdern" zu wiederholen, und hüten Sie sich ferner, Ihr gutes Schwert zu mißbrauchen, um einer so durchtriebenen Kokette willen. Sie ist's nicht werth, glauben Sie mir und beherzigen Sie meinen Rath. Wollen Sie nicht darauf hören, so werden Sie mich bereit finden, wozu Sie immer wollen." Mit diesen Worten ließ er mich los, machte mir eine kurze Verbeugung und ging.

„Einen Augenblick war ich wie betäubt vor Schmerz und Wuth. Dann stürzte ich in den Park hinaus und irrte stundenlang in den verschneiten Wegen umher. Als ich endlich wieder heimkam, war mein Entschluß gefaßt. Rieth sollte sich mit mir schlagen, und wenn ich ihn durch eine öffentliche Beschimpfung dazu zwingen mußte. Es war zu spät. Herr von Rieth sollte Briefe bekommen haben, die ihn sofort nach der Hauptstadt riefen, und war bereits seit einer Stunde unterwegs. Mein erster Gedanke war, ihm nachzueilen — aber wie sollte ich das vor Werner motiviren? Ihm die Wahrheit sagen? Welche Gewißheit konnte ich ihm geben, welche Thatsache anführen? Vielleicht lief Alles auf eine kindische Koketterie hinaus — und darum sollte ich des Bruders glückliche Zuversicht stören?

„Während ich noch darüber nachsann, ließ mich Tante Ernestine rufen. Es waren ein paar Freunde des Hauses da, denen ich mich präsentiren mußte. „Bis morgen will ich warten," sagte ich zu mir selbst, nahm mich zusammen, so gut ich konnte, versenkte mich in endlose Gespräche mit den Nachbarn, stieß auf alle üblichen Sylvestertoaste an, auch auf den zweifelhaften Wunsch, daß ich bald eben so glücklich sein möge, wie mein Bruder.

„Von ganzem Herzen, guter Junge!" rief Werner, der mir sein Glas zustreckte. Ich sah zu Isidoren hinüber; sie wurde roth, aber meinen Blick hielt sie aus; es lag etwas wie Vorwurf und Bitte zugleich in den tiefen blauen Augen. „Es ist nicht möglich, sie kann nicht schuldig sein!" rief es in mir. Aber in demselben Momente tönte mir auch Anna's Vorwurf und die hämische Warnung des Herrn von Rieth in den Ohren. War ich meiner selbst noch sicher — war mein Urtheil noch ein ungetrübtes, oder konnte mich wirklich das schöne Mädchen verleiten, wohin es ihr gefiel? Das Beste war, mich zu retten aus dieser Atmosphäre voll Leidenschaft, Mißtrauen und Lüge. Ich dachte an Eva, bei ihr mußte ich Erlösung finden.

„Die Umstände sollten meinem Verlangen nur zu gut entgegenkommen. Schon am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief,

der mich zum sofortigen Aufbruch zwang. Onkel Herfenbroek war gefährlich erkrankt und verlangte so dringend mich zu sehen, daß der Arzt befohlen hatte, mich davon in Kenntniß zu setzen. Kaum eine Stunde nach Empfang des Briefes stand ich reisefertig der Tante Ernestine gegenüber. Sie war mit meinem raschen Entschlusse zufrieden, und als ich ihr zum Abschied die Hand geküßt hatte, hielt sie die meinige fest und sah mir eine Weile forschend in die Augen.

„Dein nächster Besuch in Guntershausen wird zu Werners Hochzeitsfeier sein," sagte sie. „Diese Hochzeit wird gefeiert, verlaß Dich darauf! Was mir Anna geklagt hat und was Du gesehen hast — Isidore hat es mir selbst mit tausend Thränen erzählt — sind lauter Kindereien, die nicht mehr vorkommen sollen. Uebrigens wünsche ich nicht, daß Werner etwas davon erfährt," fuhr sie fort. „Er hat genug Sorge und Mühe um Guntershausen, laßt ihm sein Herzensglück ungetrübt."

„Ich verbeugte mich zustimmend und wurde in Gnaden entlassen. Nun noch ein flüchtiger Abschied von den Schwestern, von Hardorf und Isidore, dann führte mich Werner an den Wagen hinunter — noch einmal schüttelten wir uns die Hand. Wer hätte mir damals gesagt, daß es zum letzten Male war! Dann fuhr ich mit sehnsüchtiger Ungeduld der Heimath meines Herzens zu — und als ich zwei Tage später wieder bei Dir war, meine Eva, Deine kleine warme Hand in der meinigen hielt und Dir in die treuen, jetzt so wehmüthigen Augen sah, war jeder Zweifel am eignen Herzen verschwunden, jeder böse Zauber besiegt.

„Von den schweren Zeiten, die wir damals am Krankenbette Deines Vaters verlebten, brauche ich Dir nichts zu sagen. Alle die angstvollen Tage und Nächte werden Dir so gegenwärtig sein wie mir — und dann die lange Reconvalescenz, die mit den ersten Wochen der Frühlingslüfte begann und sich bis tief in den Sommer hineinzog, und dann die traurige Ueberzeugung, daß auf vollständige Genesung noch lange nicht, vielleicht nie mehr zu hoffen wäre. Im Juli war's, als der Arzt die Bäder von Nizza empfahl, im August mußten wir uns trennen. Wie schwer es mir wurde, hast Du wohl nicht geahnt — aber vielleicht hast Du Aehnliches empfunden. Hätten wir uns damals nicht so gut zu beherrschen gewußt, es wäre wohl Manches anders geworden.

„Ende September sollte Werners Hochzeit sein. Zu Anfang des Monats ging er in die Hauptstadt, um einige Geschäfte zu ordnen, und acht Tage später erhielt ich die Nachricht seines Todes. Er war im Duell gefallen — sein Mörder war Rieth!

„Ich eilte in die Hauptstadt, von Schmerz und Rachedurst getrieben. Rieth war entflohen, Niemand wußte wohin. Ueberhaupt war er seinen frühern „Freunden" seit längerer Zeit aus den Augen verschwunden, und als ich mich — immer in der Hoffnung seine Zufluchtsstätte zu ermitteln — näher nach ihm erkundigte, erfuhr ich, daß er sich gleich nach seinem Besuch in Guntershausen vor dem Ungestüm seiner Gläubiger in irgend welche Verborgenheit zurückgezogen hatte. Seine Existenzmittel schienen von jeher sehr problematischer Natur gewesen zu sein. Das Spiel, sagten Einige — Andere flüsterten den Namen einer alten, reichen, sehr koketten Präsidentin — der ehemalige Hauswirth des Freiherrn erlaubte sich sogar von Schwindeleien zu sprechen. Und diesen verlornen Menschen hatte der wackere Hardorf ohne Bedenken in unser Haus, in unsern Familienkreis eingeführt. Wochenlang hatten meine Schwestern mit ihm unter einem Dache gelebt — Werner, der edle, ehrenhafte Werner hatte geglaubt, die Beleidigungen dieses Elenden mit dem eigenen Blute abwaschen zu müssen; ich selber hätte sicherlich dasselbe gethan, wenn es mir damals gelungen wäre ihn aufzufinden — und das Alles nur weil der Mensch zufällig einen Namen von gutem Klange führte, und weil wir in unserer geselligen Trägheit solchen Namen als Gewähr der Sitte und Gesinnung seines Trägers hinzunehmen pflegen.

„Die Ursache des Duells sollte ein Zwist um politische Meinungsverschiedenheiten gewesen sein; ich konnte nicht daran glauben. Unter Werners Papieren war nichts, was mir Aufklärung gegeben hätte. Auf seinem Schreibtisch hatte sich nur ein Billet an mich gefunden, das die wenigen mit Bleistift geschriebenen Worte enthielt:

„Für den Fall meines Todes laß Dir Isidore und Guntershausen empfohlen sein. Ich hätte gern für Beide gelebt, aber ich verlasse sie in der Zuversicht, daß Du in treuer Sorge über sie wachen wirst."

„Ein Häufchen Asche im Ofen verrieth, daß Werner noch zuletzt einige Papiere verbrannt hatte. In geschäftlicher Beziehung hatte er Alles bis in's Kleinste geordnet; so blieb mir, als ich — für den Augenblick wenigstens — der Hoffnung, ihn zu rächen, entsagen mußte, nur die traurige Pflicht, seine sterblichen Ueberreste nach Guntershausen zu begleiten. „Dein nächster Besuch wird zu Werners Hochzeit sein," hatte Tante Ernestine gesagt; statt dessen fuhr ich jetzt hinter seinem Sarge in den Schloßhof ein. Auf dem Thurme wehte die Trauerflagge, Gänge und Treppen waren schwarz verhängt, und von Meilen in der Runde waren Vornehme und Geringe zusammen gekommen, dem allgemein Geliebten und Beklagten das letzte Geleit zu geben.

„Auch Tante Ernestine war gekommen. Ich erschrak, als sie mir an der Thür des Saales in ihrer tiefen Trauerkleidung entgegentrat. Sie sah noch strenger und starrer aus, als sonst, und schien in den Monaten unserer Trennung um eben so viele Jahre älter geworden zu sein. Sie reichte mir stumm die Hand und drückte die meinige fest und lange, dann führte sie mich nach dem Hintergrunde des Zimmers, wo sich eine zweite, schwarzgekleidete Gestalt vom Sopha erhob. Es war Isidore. Auch sie war sehr verändert, sehr bleich, sehr ernst, aber vollkommen ruhig. Ruhig schlug der Puls der kleinen, kalten Hand, ruhig hoben sich die blauen Augen zu mir auf, als sie ein paar Worte über den schweren, schmerzlichen Verlust sagte, der uns Beide betroffen — und als sie später, beim Anblick des Sarges, in Thränen ausbrach, war's nicht das bittere Weinen, das uns körperlich und seelisch erschüttert. Die Thränen rannen über ein Gesicht, das nichts von dem schönen Einklang seiner Züge verlor. Mir wurde unheimlich in Isidorens Nähe; ich athmete auf, als endlich mit dem letzten Wagen der Trauergäste auch der Wagen der Tante vorfuhr und ich mit meinem Kummer in dem Hause allein war, das ich fortan besitzen und regieren sollte.

„Es war eine Aufgabe, die über meine Kräfte ging, und ich weiß nicht, wie ich ohne Tante Ernestinens Hülfe im Stande gewesen wäre, sie zu lösen. Aber sie stand mir zur Seite mit einer Bereitwilligkeit und Selbstverleugnung, die ich ihr nie vergessen werde. Sie führte mich in die ziemlich verwickelten Verwaltungsgeschäfte ein, gab mir Aufschlüsse über Charakter und Brauchbarkeit meiner Untergebenen, wußte mich bald anzuspornen, bald zurückzuhalten — kurz sie war die Seele meiner Thätigkeit, und so konnte ich, trotz meines innern Widerstrebens, nicht vermeiden, beinahe täglich, wie mit der Tante, so auch mit Isidore zusammen zu kommen. Aber näher traten wir uns dadurch nicht; im Gegentheil, unser Verhältniß wurde immer gezwungener — ich konnte fast sagen, daß es ein unfreundliches war. Mehrere Monate waren so hingegangen, als mich eines Tages Tante Ernestine durch ihren Besuch überraschte. Sie kam allein, und nachdem wir die vorliegenden Geschäfte beseitigt hatten, fragte sie mich ohne jeden Uebergang und ohne Umschweife, was ich gegen Isidore hätte.

„Ebenso unumwunden war meine Antwort. „Sie hat kein Herz," sagte ich; „sie hat meinen Bruder nie geliebt, diesen besten, warmherzigsten aller Männer. Sie liebt überhaupt nichts, als sich selbst."

„Du thust ihr Unrecht," erwiderte Tante Ernestine. „Sie hat Werner tief betrauert."

„Das heißt, sie hat genau so viel Krepp zu ihrem Anzuge verwendet, als für eine trauernde Braut schicklich ist," fiel ich ein. „Sie hat sogar die Flatterlocken zusammengeflochten, und wird sich vor Ablauf des Trauerjahrs wohl nicht erlauben, laut zu lachen."

„Du bist sehr bitter," sagte Tante Ernestine vorwurfsvoll. „Du bist sogar grausam. Eine leidenschaftliche Natur ist Isidore freilich nicht, aber doch eine wärmere als Du glaubst. Und daß sie Niemand lieben soll, als sich selbst — Thor der Du bist! Was kann das arme Herz dafür, wenn es nicht im Stande war, Werners glühende Zuneigung ebenso glühend zu erwidern? Muß es darum todt und kalt sein? Glaube mir, das Kind hat einen schweren Kampf gekämpft und kämpft noch immer."

„Um Rieth, diesen Elenden!" schrie ich auf. Tante Ernestine legte die Hand auf meinen Arm und warf mir einen der bezwingenden Blicke zu, die ihr zu Gebote stehen, wie Niemand sonst.

„Den Namen wirst Du nie mehr nennen," sagte sie streng. „Ich gebe Dir mein Wort, daß das Verhältniß zu ihm eine Kinderei gewesen ist, das tändelnde Spiel einer kleinen Pensionärin, die sich langweilt. Willst Du aber wissen, welch Gefühl ich meine," fügte sie nach einer Pause hinzu, „so merk' auf, mein Junge, wen

ihre Augen suchen, wenn sie sich unbeachtet glaubt. Und dann vergiß nicht, daß Alles, was an Stolz in ihr ist, sich gegen diese Neigung empört, die sie als eine hoffnungslose erkennt und erkennen muß." Mehr sagte Tante Ernestine nicht, aber wenn es ihre Absicht war mich aufzurütteln und zu beunruhigen, hatte sie ihren Zweck vollkommen erreicht. Die widerstrebendsten Gedanken und Empfindungen flutheten mir durch Herz und Kopf. Es zog mich nach Fischbach hinüber, wie nie zuvor — natürlich nur aus Neugier, wie ich mir einredete, und um Beweise gegen Tante Ernestines Behauptung zu sammeln.

„Aber diese Beweise fand ich nicht. Im Gegentheil, mehr als einmal im Laufe dieses Nachmittags begegnete mein Blick den auf mich gerichteten Augen Isidorens. Ja, sie waren auf mich gerichtet, diese schönen, blauen Augen, mit jenem zauberhaft verlockenden Schimmern und Funkeln, das an das Hüpfen sonnenbeglänzter Wellen erinnert, Euch nie gestattet in die Tiefe zu sehen und Euch vielleicht gerade deshalb mit doppelter Macht anzieht und festhält. Es drang mir heiß zum Herzen und fluthete durch meine Adern, sobald ich diesen Augen begegnete. Endlich trieb mich ein unaussprechlich peinliches Gefühl — ich nannte es Widerwillen, gekränkte Bruderliebe — aus der Nähe der Sirene fort.

„Aber ich mußte wieder und wieder kommen, der Zauber wurde immer mächtiger, und die Eitelkeit, der wir Männer immer unterliegen, kam ihm zu Hülfe. Gewann ich doch immer mehr die Ueberzeugung, daß ich geliebt war, daß dies stolze Mädchenherz um meinetwillen litt und kämpfte, und daß es nur eines Wortes von mir bedurfte, um dies junge, schöne Wesen an mein Herz fliegen zu sehen. Werners Abschiedsworte: „Für den Fall meines Todes laß Dir Isidore empfohlen sein — ich sterbe in der Zuversicht, daß Du in treuer Sorge über sie wachen wirst," klangen mir jetzt wie eine unabweisliche Mahnung, und obgleich ich mir gestand — wenn ich nicht bei Isidore war und zur Einkehr in mich selber kam — daß ich sie nicht liebe, so nahm mich doch, sobald ich ihr wieder gegenüber stand, der Zauber ihres Wesens so gefangen, daß ich dem Wunsche, sie an mein Herz zu ziehen, kaum zu widerstehen vermochte.

„In stillen Stunden, meine Eva, trat freilich noch immer Dein sanftes, klares Bild vor meine Seele — aber liebtest Du mich denn, wie ichs begehrte, gabst Du mir mehr als die ruhige, treue Zuneigung einer Freundin? Und ach! Du warst fern, Isidore sah ich täglich — der Zauber behielt den Sieg.

„Endlich ging das Trauerjahr zu Ende. In klar ausgesprochenen Verhältnissen hoffte ich die Ruhe wiederzufinden, die mir jetzt mehr und mehr verloren ging. Aber eines Tages, als ich von der Erlösungsstunde träumte, wurde ich durch ein Billet der Tante benachrichtigt, daß sie in dringenden Stiftsangelegenheiten auf unbestimmte Zeit in die Hauptstadt reisen müßte. Isidore würde sie natürlich begleiten und hätte ihr den herzlichsten Gruß für mich aufgetragen. Ich flog nach Fischbach hinüber — die Damen waren in den ersten Morgenstunden abgereist, und jetzt war die Sonne dem Untergange nahe. Ich mußte mich gedulden, Guntershausen zu verlassen war mir nicht möglich, ich mußte Einsamkeit und Sehnsucht zu ertragen suchen — und als sich die Rückkehr der Tante von Woche zu Woche verzögerte, mußte ich endlich dem Papier meine Wünsche und Bitten anvertrauen. Die Antwort kam — sie brachte mir Isidorens Jawort, und nun flogen die Briefe hin und her. Aber es war nicht die rechte Freudigkeit, nicht das rechte warme Leben darin. War es die Erinnerung an Werner, die zwischen uns stand, oder der wehmüthige Nachhall meiner Jugendliebe? Die Sehnsucht nach Isidore, das Verlangen sie zu besitzen und ihr zu danken für ihre Liebe war jetzt doch so mächtig, daß jede andere Regung verstummte. Meine Briefe wurden immer glühender, warum blieben die ihrigen so kalt und leer? Ich tröstete mich mit der Hoffnung, daß Alles besser würde, wenn wir uns sähen, aber ich mußte lange warten. Erst vierzehn Tage vor dem zur Hochzeit bestimmten Termine kam Tante Ernestine nach Fischbach zurück.

„Meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Statt des innigen Entgegenkommens, wonach ich mich sehnte, fand ich ein kaltes, abweisendes, hochmüthiges Benehmen. Nur wenn ich mich gekränkt zurückzog, wurde Isidore freundlicher, und dann war der alte Zauber wieder da. So ging das fort bis zum Hochzeitstage. Für andere ein Freudenfest wurde er für mich zum schrecklichsten Tage meines Lebens. Gleich nach der Trauung kam es zu einer Erklärung zwischen Isidore und mir. Isidore liebte mich nicht. Tante Ernestine hatte sich anfänglich durch ihr Benehmen täuschen lassen, und als sie die Herzenskälte des Mädchens erkannte, die sich verrieth, sobald Isidore das Ziel ihrer Koketterie erreicht hatte, das heißt, sobald sie mich besiegt und gefesselt sah, hatte Tante Ernestine, anstatt mir die Wahrheit zu sagen, Isidore durch einen Machtspruch vermocht, ihr Jawort zu geben. Sie konnte sich nicht entschließen, der Hoffnung ihres Lebens zu entsagen. Sie wollte Guntershausen in alter Größe sehen und tröstete sich mit der Hoffnung, daß uns die Ehe zur Liebe führen würde. Hatte vielleicht auch Isidore darauf gehofft, als sie einwilligte, mein Weib zu werden? Gethan hat sie nichts, um diesen Traum zur Erfüllung zu bringen.

„Hätten wir uns nur gleich nach jenen schrecklichen Stunden entschlossen, unbekümmert um einander unsern Weg zu verfolgen — aber Isidorens Eitelkeit litt das nicht. So oft sie mich kalt oder nur ruhig sah, wußte sie mich mit unwiderstehlicher Koketterie zu reizen und anzuziehen — aber sobald ich der Lockung vertrauend wärmer wurde, zog sie sich in ihre spöttisch kalte Unnahbarkeit zurück, und dies grausame Spiel hat vom ersten bis zum letzten Tage unserer Ehe gewährt.

„Es war im December, als wir heiratheten — der Januar war kaum halb zu Ende, als wir das Zusammenleben in dem einsamen Guntershausen schon nicht mehr ertrugen. Wir gingen in die Hauptstadt, und nun verdoppelte sich meine Qual, denn wie mit mir, so kokettirte Isidore mit jedem Manne, der ihr nur irgend beachtenswerth schien. Ich war eifersüchtig und hatte nicht immer Selbstbeherrschung genug, es zu verbergen. Das gab Isidoren eine neue Waffe gegen mich in die Hände, und sie hat dieselbe nur zu sehr benutzt. Aber ich will sie nicht anklagen! Das arme junge Weib war vielleicht eben so unglücklich wie ich. Während mich der Wunsch zu vergessen nächtelang am Spieltische festhielt oder tagelang, mit dem Gewehr im Arm, durch Felder und Wälder trieb, versammelte sie — vielleicht in demselben Verlangen — die Bewunderer ihrer Schönheit um sich und betäubte sich in dem Weihrauch, den sie ihr spendeten. Ob sie darin Befriedigung fand, ob das lächelnde Gesicht ein sehnsuchtsvolles, liebedurftiges Herz verbarg, oder ob sie wirklich, wie ich früher zu Tante Ernestine gesagt hatte, nichts zu lieben begehrte, als sich selbst — darüber bin ich niemals zur Klarheit gekommen. Ein ernstes Verhältniß — davon bin ich jetzt überzeugt — hat sie nie gehabt. Im Grunde war sie, trotz aller Koketterie, eine stolze Guntershausen, der ihre Ehre heilig ist, und nie habe ich erfahren, daß sie einem ihrer Verehrer gestattet hätte, die Grenze des Schicklichen auch nur um ein Haar breit zu überschreiten.

„Nur einen Vorfall habe ich mir nicht zu erklären vermocht, und ich kann auch heute noch nicht daran denken, ohne daß mir das Blut siedend zu Kopf und Herzen strömt. Es war im dritten Winter unserer Ehe. Wir waren seit mehreren Wochen in die Hauptstadt zurückgekehrt und gingen ein Jeder auf eigenem Wege unseren geselligen Freuden nach. Einmal komme ich ungewöhnlich früh nach Hause — es konnte ein Uhr Morgens sein. Im Begriff, die Klingel zu ziehen, sehe ich, daß die Hausthür nur angelehnt ist, und wie ich, um dem Portier einen Verweis über diese Nachlässigkeit zu geben, der Gesindestube zugehe, kommt ein Mann aus dem matt erleuchteten Gange so rasch und geräuschlos hervor, daß wir zusammenstoßen. Der Hut fällt ihm vom Kopfe, und ich stehe Auge im Auge dem Mörder meines Bruders gegenüber. Einen Augenblick, einen einzigen, bin ich wie gelähmt, aber es war lange genug, dem Feigling zur Zeit Flucht zu geben. Als ich ihm nachstürze, ist er bereits im Gewirr der angrenzenden Gäßchen verschwunden.

„Halb wahnsinnig vor Zorn und Schmerz komme ich endlich von meiner fruchtlosen Verfolgung zurück. Dieser Mensch unter meinem Dache! — Vielleicht — ich mochte diesen Gedanken nicht weiter verfolgen — vielleicht mit Isidorens Bewilligung! Das Kammermädchen, das auf mein Klingeln zitternd herbeikam, versicherte freilich, meine Frau wäre noch nicht vom Balle zurück — ihr Wagen fuhr in der That erst eine halbe Stunde später vor. Aufklärung bekam ich nicht. Der Portier versicherte hoch und theuer, daß er die Thür wie immer verschlossen hätte, und von allen Dienern, die ich befragt, wollte Niemand den Fremden gesehen haben. Daß ich wußte, wer er war, sagte ich natürlich den Leuten nicht.

„Erst am folgenden Morgen, als ich mit Isidore am Frühstückstische zusammentraf, kam der verhaßte Name über meine Lippen, und ohne recht zu wissen, was ich sagte, verlangte ich von ihr eine Erklärung über diesen nächtlichen Besuch. Ich werde den Ausdruck

von Zorn und Verachtung, womit sie mich bei diesen Worten anstarrte, nie vergessen.

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte sie, „daß mich irgend Jemand im Verdacht haben könnte, mit dem Mörder des einzigen Mannes, den ich geachtet und geliebt habe, in Verbindung zu stehen." Mit diesen Worten stand sie auf und ging, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, zur Thür hinaus.

„Nach der eben geschilderten Scene wurde unser Verhältniß von Tag zu Tage unerträglicher. Mein Haus wurde mir mehr und mehr verhaßt, das ganze Leben war mir verleidet. Dazu kam, daß ich alle Ursache hatte, mit mir selber unzufrieden zu sein. In dem Verlangen nach Zerstreuung hatte ich meine Aufgabe, die Verwaltung der Güter, auf's Schmählichste vernachlässigt. Kam ich mit Tante Ernestine zusammen — was freilich nicht oft geschah, da wir uns seit meiner Heirath soviel als möglich vermieden — aber kam ich mit ihr zusammen, so las ich einen Vorwurf in jedem ihrer Blicke; sah ich Guntershausen nach längerer Abwesenheit wieder, so fand ich tausend Unordnungen, die mich peinigten, zu deren Abstellung mir aber die nöthige Energie mehr und mehr verloren ging. Wäre Krieg gewesen, so wäre ich wieder Soldat geworden — ich hatte den Abschied genommen, als ich in Besitz der Güter kam — aber dem Auslande dienen? So weit war ich noch nicht herunter gekommen.

„Der Sommer kam, wir gingen nach Guntershausen. In Lindenbad wurde damals eine Spielbank eröffnet, ich ritt häufig hinüber und kam oft wochenlang nicht nach Hause. Bekanntschaften machte ich wenige, denn die Gesellschaft gefiel mir nicht, und so wurde ich wenig beachtet. Eines Tages, als ich einsam wie gewöhnlich unter den Bäumen am Cursaal meine Cigarre rauchte, hörte ich von ein paar Herren am nächsten Tische einen Namen nennen, der mich gewaltsam aus meiner trübseligen Träumerei aufrüttelte.

„Wo bleibt denn Rieth?" sagte Einer, ein verdächtig aussehendes Subject, das schmutzige Wäsche trug und mit Schmuck überladen war. „Die Spielsäle werden geöffnet, er pflegt doch sonst keine Viertelstunde zu versäumen — und als er gestern ankam, war auch seine erste Frage nach der Bank."



Garibaldi.
(Siehe Artikel: Aus dem Kirchenstaate. Nr. 2.)

„Vergiß doch nicht, daß er hier Mr. Jackson heißt," erwiderte der Andere, ein schwarzbärtiger Mann mit militairischem Anstande. „Heute wird er übrigens nicht kommen; er macht einen Besuch in der Nachbarschaft. Guntershofen oder Guntershausen heißt das Nest."

„Mehr brauchte ich nicht zu wissen. Ich eilte in mein Hotel, ließ satteln, steckte meine Pistolen zu mir und jagte Guntershausen zu. Am äußeren Thore trat mir der alte Joseph zitternd entgegen. „Ist meine Frau zu Hause?" schrie ich ihn an, indem ich vom Pferde sprang.

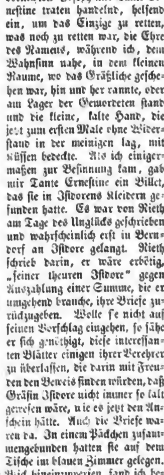
„Gräfliche Gnaden sind eben von Berndorf zurückgekommen," stammelte er.

„In Berndorf war Erntefest, das Jauchzen und Schießen war deutlich zu hören. „Wer ist sonst noch da?" fuhr ich fort, und als er erbleichend zurücktrat, faßte ich den armen alten Menschen bei der Schulter. „Gesteh', oder —" stieß ich hervor.

„Er nannte den Namen, den ich zu hören erwartete. In großen Sätzen sprang ich die Treppe hinauf und eilte Isidorens Zimmer zu. Ich war wie berauscht vor Zorn und Rachedurst. Die stolzen Worte, womit Isidore vor einigen Monaten meinen Verdacht zum Schweigen gebracht hatte, tönten mir in den Ohren — wie verächtlich war mir dies Weib — dies Weib, das meinen Namen trug! Endlich stand ich an der Thür und stieß sie auf. Alles war still; die Läden waren geschlossen, aber trotz der tiefen Dämmerung sehe ich eine große Gestalt aus der gegenüberliegenden Thür treten — es ist Rieth! Bei meinem Anblick weicht er zurück.

„Steh', Niederträchtiger, oder ich schieße!" rufe ich, meiner selbst nicht mehr mächtig. Er hört nicht — ich erhebe das Pistol — in demselben Augenblicke stürzt laut schreiend eine weiße Gestalt aus Isidorens Zimmer, umschließt den Bedrohten mit beiden Armen und sinkt von meiner Kugel getroffen in sich zusammen.

„Mit einem Schrei der Wuth faßt Rieth sie in die Arme, trägt sie in ihr Zimmer zurück und wirft die Thür hinter sich in's Schloß. Als es mir gelingt, sie zu öffnen, ist er verschwunden — aber die weiße Gestalt liegt mitten im Zimmer am Boden, still und starr. Ich hatte mein Weib erschossen!



„Erlaß mir, weitläufig von den entsetzlichen Stunden zu erzählen, die nun folgten. Ich war wie vernichtet. Joseph und Tante Ernestine traten handelnd, helfend ein, um das Einzige zu retten, was noch zu retten war, die Ehre des Namens, während ich, dem Wahnsinn nahe, in dem kleinen Raume, wo das Gräßliche geschehen war, hin und her rannte, oder am Lager der Gemordeten stand und die kleine, kalte Hand, die jetzt zum ersten Male ohne Widerstand in der meinigen lag, mit Küssen bedeckte. Als ich einigermaßen zur Besinnung kam, gab mir Tante Ernestine ein Billet, das sie in Isidorens Kleidern gefunden hatte. Es war von Rieth am Tage des Unglücks geschrieben und wahrscheinlich erst in Berndorf an Isidore gelangt. Rieth schrieb darin, er wäre erbötig, „seiner theuren Isidore" gegen Auszahlung einer Summe, die er umgehend brauche, ihre Briefe zurückzugeben. Wolle sie nicht auf seinen Vorschlag eingehen, so sähe er sich genöthigt, diese interessanten Blätter einigen ihrer Verehrer zu überlassen, die darin mit Freuden den Beweis finden würden, daß Gräfin Isidore nicht immer so kalt gewesen wäre, wie es jetzt den Anschein hätte. Auch die Briefe waren da. In einem Päckchen zusammengebunden hatten sie auf dem Tische im blauen Zimmer gelegen. Als ich mich endlich entschloß, einen Blick hineinzuwerfen, fand ich bestätigt, was mir Tante Ernestine über das Verhältniß zu Rieth gesagt hatte. Es war ein tändelndes Spiel, ein kindisches Verlöbniß, das Rieth selbst wohl nie als bindend angesehen hatte, das er aber trefflich zu nutzen verstand, um die Unerfahrene zu ängstigen und zu quälen, und so war das arme Weib demselben zum Opfer gefallen. Oder war sie nicht vielmehr das Opfer meiner Heftigkeit, meines Mißtrauens? Nicht Rieth — ich war ihr Mörder. Diese Last auf der Seele, dies Bewußtsein — und dann leben sollen wie zuvor! Wie oft war ich im Begriff, mich der weltlichen Gerechtigkeit zu überliefern, um der Qual ein Ende zu machen. Aber Tante Ernestine erinnerte mich an meine Schwestern, der Arzt, ein alter Freund der Familie, der uns bei dem Trauerfall hülfreich zur Seite gestanden hatte, that dasselbe — der alte Joseph lag weinend vor mir auf den Knieen und beschwor mich, diesen Mahnungen zu folgen; und so nahm ich die Last auf mich und schwieg.

„Die Todesart Isidorens blieb ein Geheimniß. Die Wenigen, die die Wahrheit kannten, waren treu wie Gold. Es war freilich möglich, daß noch ein Wesen darum wußte — Isidorens Kammermädchen. Joseph hatte sie noch wenige Minuten vor meiner Ankunft im Hause gesehen. Dann aber hatte sie die allgemeine Verwirrung

benutzt, um sich mit den Diamanten der Todten, die erst später vermißt wurden, zu entfernen. Daß ich sie nicht gerichtlich verfolgen würde, hatte sie natürlich vorausgesehen, alle Nachforschungen, die ich unter der Hand anstellte, blieben erfolglos, und so darf ich wohl annehmen, daß auch von dieser Seite nichts mehr zu fürchten ist.

„Wie mein Leben seither gewesen ist, wißt Ihr Alle — was ich gelitten habe, weiß nur Gott. Erst seit der Stunde, wo es mir vergönnt war, Dich, meine Eva, aus dem Feuer zu retten, wage ich wieder zu hoffen, daß auch für mich Versöhnung, Vergebung zu finden ist! Ich füge nichts weiter hinzu; Dein Herz, Eva, mag entscheiden."

Hedwig schwieg und faltete die Blätter zusammen, während Eva Lothars Hand erfaßte und an die brennenden Lippen drückte.

„Es ist entschieden!" sagte sie dann, schlang die Arme um seinen Hals, legte den Kopf an seine Brust, und er hielt sie fest, als ob er sie nie mehr lassen könnte. Als sie sich endlich aufrichtete, reichte sie Hedwig die Hand und fragte: „Begreifst Du nun, daß ich nicht anders kann?"

Hedwig sah traurig zu ihr auf. „Du hast Recht, Du bist gut," erwiderte sie, „aber freuen kann ich mich nicht, denn glaube mir," fuhr sie flüsternd fort, „wenn Dir auch Hildegunde nicht erscheint, an den Fluch der Guntershausen wirst Du doch glauben müssen. Isidorens blutende Gestalt wirst Du immer, immer vor Augen haben, und sie wird Euch Beide zu keiner Freude kommen lassen."

VI.

Von Tante Ernestine unterstützt, hatten die Liebenden den Widerstand der Generalin endlich besiegt. Nach kurzem Verlöbniß wurden sie in der Stille getraut, und unter der Leitung der eben so umsichtigen als gütigen Herrin begann für Guntershausen ein neues Leben.

Aber leider nicht für den armen Lothar! Als die erste Aufregung des Glückes vorüber war, kam die alte Schwermuth mehr und mehr zurück, und als das dritte Jahr seiner zweiten Ehe herankam, war er, obwohl sich äußerlich Alles nach seinen Wünschen gestaltete und obwohl sich Eva's treue Liebe immer gleich blieb, fast noch düstrer und menschenscheuer, als vor der Verbindung mit ihr. Es war fast als sollte Hedwigs Prophezeihung in Erfüllung gehen. Eva litt ebenso viel wie er, aber sie verrieth es nie, sie gestand es sich selber kaum. Ihr einziges Sinnen und Streben war Lothar zu stützen und zu erheitern. Von diesem Wunsche getrieben, eilte sie am Abende eines schönen Octobertages nach allen Seiten ängstlich umherspähend durch den Park von Guntershausen. Sie war sehr mager geworden, die sanften, braunen Augen sahen in dem schmalen, weißen Gesichte viel größer aus als sonst, und trotz der Hast, mit der sie vorwärts eilte, war eine gewisse Ermüdung in ihrem ganzen Wesen nicht zu verkennen. Plötzlich blieb sie stehen, athmete auf, und für einen Moment flog ein Rosenschimmer über ihre blassen Wangen. Am Ende der Allee, in die sie jetzt einbog, hatte sie die gebeugte Gestalt ihres schwermüthigen Gatten erkannt, den sie nie, auch nur auf wenige Minuten, ohne die tödtlichste Angst aus den Augen verlor. Mit langsamen Schritten ging sie ihm entgegen. Als sie in seine Nähe kam, war ein heiteres Lächeln in ihren Augen und auf ihren Lippen.

„So weit ist's schon gekommen," scherzte sie, „daß ich Dir nachlaufen muß, wenn ich mich Deiner Gesellschaft erfreuen will." Mit diesen Worten hing sie sich an seinen Arm und ging an seine Seite geschmiegt mit ihm den Gang hinunter.

„Eine traurige Freude!" erwiderte er, ohne den gesenkten Kopf zu erheben. „Weißt Du, daß ich heute ein Erinnerungsfest feiere?" fügte er nach einer Pause hinzu, „hast Du vergessen, daß es heute vor drei Jahren war, als Du mir dort oben am Fenster das Versprechen gabst, mich nicht zu verlassen?"

„Und habe ich das so schlecht gehalten?" fragte sie in dem heitern Tone, der ihr, obwohl erkünstelt, fast zur zweiten Natur geworden war.

„Gutes, treues Herz, ich weiß, daß Du mich nicht verlassen wirst," antwortete der Graf. „Darum eben sehe ich kein Heil für Dich und keine Hoffnung!"

„Lothar!" fiel Eva in beinahe strengem Tone ein; „Lothar, versündige Dich nicht! Wie viel Glück hat uns der Himmel schon gegeben! Oder zählst Du es für nichts, daß wir uns nach so langer Trennung wieder zusammen fanden, daß wir so ganz für einander, mit einander leben? Und kannst Du leugnen, daß ein ganz besonderer Segen auf allen Deinen Arbeiten und Unternehmungen ruht? Und unser Kind! Denke doch an unsern lieben, prächtigen Jungen!"

„Aber trotz Alledem liegts wie ein Schatten auf Guntershausen," erwiderte Lothar. „Es ist etwas Lastendes, Kältendes, Drückendes, das die rechte Lebensfreude nicht aufkommen läßt. Isidorens blutige Gestalt geht überall an meiner Seite. Sie steht zwischen Dir und mir — sie beugt sich über das Bett des Kindes . . ."

Eva war tief erschüttert, aber sie sagte sich selbst, daß sie ihren Empfindungen nicht nachgeben dürfe, und sagte mit erzwungener Mühe: „Du mußt Dich von diesen Phantasiebildern abwenden. Es ist damit wie mit dem Anblick des Wassers. Je länger Du in die rinnenden, hüpfenden Wellen siehst, je mächtiger lockt und zieht es Dich in die Tiefe. Aber nur ein Blick in die Höhe, und der Zauber ist gebrochen."

„Meinst Du?" fragte Lothar mit trübem Blick. „Wohin soll ich die Augen wenden? Auf Dein blasses, bekümmertes Gesicht, das mir deutlicher noch, als die Klagen Deiner Mutter, erzählt, wie viel Du schon in Deiner kurzen Ehe gelitten hast? Oder auf mein armes Kind, das doch auch nur geboren ist, um den Fluch der Guntershausen auf sich zu nehmen? Oder wohin sonst? Nein, nein, Eva, für Dich und mich gibt es keine Erlösung, bis sie mich dort unten zur Ruhe legen," fuhr er fort, indem er auf die Grabcapelle deutete, deren Mauern zwischen dem Buschwerk sichtbar wurden.

Eva antwortete nicht. Nach einer Pause suchte sie dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, aber Lothar ging nicht darauf ein. Hörte er überhaupt, was sie sagte? Sein Blick war so starr, seine Miene so düster — ließ sich denn nichts, gar nichts finden, was sein Interesse erregte? Unwillkürlich sah Eva umher und bemerkte, daß aus einem der Seitenwege eine unbekannte Frau in einfacher Trauerkleidung auf sie zukam. Das Zusammensein mit Fremden war Lothar in seinen schwermüthigen Stunden im höchsten Grade peinlich, und Eva war im Begriff die Frau durch einen Wink zurückzuweisen, als ihr die tiefe Bewegung in dem bleichen, sorgenvollen Gesicht der Nahenden auffiel. Nun konnte sie es nicht mehr über sich gewinnen, die Fremde ungehört fortzuschicken, blieb stehen und sah ihr freundlich entgegen.

Die Frau mußte früher schön gewesen sein; die großen, dunkeln Augen, das schwarze Haar, die regelmäßigen Züge waren es noch, aber die Gestalt war von Kummer oder Krankheit gebeugt, das Gesicht früh gealtert und jetzt wie verzerrt von Angst und Schmerz. „Ich wünschte den Herrn Grafen zu sprechen," sagte sie kaum hörbar und verbeugte sich in einer Weise, die eine gewisse Bildung verrieth; und als Lothar in seiner halb schwermüthigen, halb zerstreuten Weise fragte, womit er ihr dienen könne, trat sie dicht an ihn heran.

„Kennen mich der Herr Graf nicht mehr?" fragte sie, und in Thränen ausbrechend fügte sie hinzu: „Ich bin ja die Sophie, die Kammerjungfer der seligen Gräfin Isidore."

Lothar fuhr auf und starrte sie an, als ob er ein Gespenst vor sich sähe.

„Sie erkennen mich nicht," fing die Frau wieder an; „ich bin freilich furchtbar verändert, um zwanzig Jahr älter geworden in der kurzen Zeit, aber ich trage mein Kennzeichen an mir. Ich meine die Narbe vom Schuß des Herrn Grafen. Die Kugel ist mir hier oben durch den Arm gegangen."

Lothar drückte die Hand an die Stirn. Seine Gedanken verwirrten sich. „Der Schuß!" wiederholt er. Aber schnell besonnen fiel ihm Eva in's Wort. „Kommen Sie, gute Frau," sagte sie. „Setzen Sie sich dort auf die Bank und erzählen Sie uns Alles. Wir haben nie erfahren können, was damals aus Ihnen geworden ist. Auch können Sie uns vielleicht noch einige Aufklärungen über das schreckliche Ereigniß geben." Und kaum im Stande, sich selber aufrecht zu halten, führte sie die Zitternde nach der nächsten Bank und blieb auf Lothars Arm gestützt vor ihr stehen.

Eine Weile schien die Frau nach Fassung zu ringen, endlich sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme: „Es liegt mir vor Allem daran, mich vor dem Herrn Grafen wegen der Diamanten zu rechtfertigen, die damals zugleich mit mir verschwunden sind. In allem Unglück, das mich in letzter Zeit betroffen hat, war es mir ein Trost, daß ich nun wieder in diese Gegend kommen könnte, um mich von dem Verdacht zu reinigen, der doch wahrscheinlich auf mir ruht." Sie trocknete sich die Stirn und fuhr nach einer Pause, durch Eva's Blick ermuthigt, in festerem Tone fort. „Ich kann Ihnen ganz genau erzählen, wie das Unglück geschah. Vor Allem aber muß ich Ihnen sagen, daß ich mit Herrn von Rieth schon lange bekannt war. Wir waren Nachbarskinder, hatten jahrelang täglich zusammen gespielt, und so war's natürlich, daß wir uns freuten, als wir in der Hauptstadt zusammentrafen. Damals fing er auch an, der Comtesse Isidore den Hof zu machen — es war noch vor der ersten Verlobung der gnädigen Gräfin — und wie er mir sagte, that er das nur, um Gelegenheit zu

finden, mich zu sehen. Später habe ich freilich meine eignen Gedanken darüber gehabt. — Aber ich bitte um Verzeihung, wenn ich etwas Unziemliches sage," fügte sie verlegen hinzu, „es ist möglich, daß ich das Alles nicht recht verstanden habe."

„Erzählen Sie weiter!" fiel Eva ermuthigend ein, indem sie einen flehenden Blick auf den vor Ungeduld bebenden Gatten warf, und die Frau fuhr fort:

„Herr von Rieth kam nach Guntershausen und diesmal wirklich meinetwegen. Er brauchte Geld, ich hatte ihm von meinem kleinen elterlichen Erbtheile und meinen Ersparnissen gesagt — und da ich ihn liebte, war's leicht mich zu bethören. Das unglückliche Duell mit dem Grafen Werner zwang Rieth, für einige Zeit in's Ausland zu gehen, aber er schrieb mir und endlich fand er auch Mittel und Wege, mich zuweilen heimlich zu sehen, d. h. im Winter, wenn wir in der Hauptstadt waren. Wovon er eigentlich lebte, erfuhr ich nicht, aber es schien ihm schlecht zu gehen. Er war oft mürrisch und unzufrieden, und mein kleines Vermögen floß nach und nach fast ganz in seine Hände.

„Eines Tages schrieb mir Rieth, er hätte die Absicht, mich in Guntershausen zu besuchen, und bat mich ihm mitzutheilen, wann der Herr Graf wieder einmal verreiste. Vergebens versuchte ich, ihn von diesem Plane abzubringen — er bestand auf seinem Willen, und als ich hörte, wie Ew. Gnaden eines Tages der Frau Gräfin sagten, daß Sie auf acht Tage nach Lindenbad gehen würden, benachrichtigte ich Rieth und schrieb ihm, er möchte an dem Tage kommen, wo die gnädige Gräfin und die Dienstboten, wie ich wußte, nach Berndorf zum Erntefeste gingen. Und in der That schien es, als hätten wir keinen günstigeren Zeitpunkt zu unserem Wiedersehen wählen können. Nur der alte Joseph war zu Haus, bewachte den Haupteingang und hatte keine Ahnung, daß die nach dem Garten führende Thurmpforte für Rieth geöffnet war. Dennoch wartete ich in großer Angst auf Rieth's Kommen. Unzählige Male schlich ich den Gang hinunter, an die Thurmtreppe und wieder zurück in meine Stube, die neben dem Schlafzimmer der gnädigen Gräfin, hart an der Haupttreppe lag.

„Aber wie soll ich mein Erschrecken beschreiben, als ich plötzlich unten im Flur die Stimme des Erwarteten höre! „Freilich bin ich's, alter Joseph," sagte er in seiner spöttischen Manier. „Gräfin Isidore erwartet mich; wenn sie kommt, könnt Ihr sagen, daß ich da bin — bei der Sophie werdet Ihr mich finden!" Damit kam er in großen Sätzen die Treppe herauf, schloß mir lachend den Mund, als ich ihn mit Vorwürfen überhäufte, zog mich in's Zimmer und sah so wild und aufgeregt aus, daß ich mich vor ihm fürchtete und nicht auf eine Erklärung zu dringen wagte. Es blieb mir auch nicht lange Zeit dazu, denn nach wenigen Minuten kam der alte Joseph mit leichenblassem Gesicht und an allen Gliedern zitternd. Die Frau Gräfin wäre da, sagte er, und würde Herrn von Rieth im blauen Zimmer erwarten. Ich hatte mir eingeredet, daß sich Rieth einen Scherz mit Joseph gemacht hätte, aber nun sah ich mit Schrecken, daß es Ernst war. Rieth gab mir den Befehl, in meinem Zimmer zu bleiben und womöglich jede Störung fern zu halten, dann ging er in die blaue Stube hinüber. Aber in mir war das Mißtrauen rege geworden. Ich wollte wissen, was Rieth mit der Gräfin in dieser geheimnißvollen Weise zu besprechen hatte, ging in das Schlafzimmer und öffnete leise die Thür." Die Frau schwieg und warf einen schüchternen Blick auf Lothar.

„Weiter!" sagte er. Sie nahm sich zusammen und fuhr fort:

„Was Rieth und die Frau Gräfin sprachen, konnte ich erst nicht so recht zusammen reimen. Sie sagte: er wäre ihr eben so verhaßt, als verächtlich. Schon um ihn für immer aus ihrer Nähe zu entfernen, würde sie gern ein Opfer bringen. Aber sie könnte über nichts verfügen, als über den Schmuck, den solle er haben. Dabei reichte sie ihm das Kästchen, das ihre Diamanten enthielt. Aber Rieth verlangte Geld. Er wisse, daß der Herr Graf vor Kurzem große Summen eingenommen hätte, sagte er. Wenn die Gräfin ihm nichts geben wolle, möge sie ihm nur den Ort zeigen, wo das Geld verwahrt wäre, dann wolle er schon in Besitz desselben gelangen.

„Mein Haar sträubte sich vor Entsetzen, als ich diese ruchlosen Worte hörte, und Gräfin Isidore wurde so zornig, wie ich sie nie gesehen hatte. „Fort, Elender!" rief sie, nach der Thür zeigend, „oder ich lasse Sie vom Bedienten hinauswerfen!" Aber er schlug die Arme übereinander, trat dicht vor sie hin, sah ihr spöttisch in's Gesicht und sagte, sie hätte kein Recht ihn zu bedrohen, denn sie wäre daran schuld, daß er ein Mörder und nicht viel besser als ein Vagabund geworden wäre. Dann flüsterte er ihr etwas zu, was ich nicht verstand, und dabei wollte er den Arm um sie schlingen. Aber nun schrie sie laut auf — in meinem Leben habe ich solchen Schrei nicht wieder gehört — stürzte in ihr Schlafzimmer und riß an der Klingel. Daß ich da war, schien sie gar nicht zu bemerken. Rieth war ihr gefolgt. Roth vor Wuth, mit rollenden Augen stand er auf der Schwelle.

„Du willst mich verrathen!" zischte er in einem Tone, der mir das Blut gerinnen machte. Wie er das sagte, griff er in die Brusttasche und zog ein Pistol hervor. Gräfin Isidore hatte sich nach ihm umgewendet, in demselben Augenblicke fiel ich ihm in den Arm — aber es war zu spät! Der Schuß ging los und ohne einen Laut sank die Gräfin zu Boden. Als ich mich neben ihr niederwarf, war sie schon todt — mir selber war, als ob ich einen Todesstreich empfangen hätte. — Auch Rieth stand wie versteinert da, und eben wollte ich ihn, zwischen Mitleid und Abscheu schwankend, zur Flucht antreiben, als ich draußen im Gange Schritte hörte und gleich darauf die Stimme des Herrn Grafen.

„Jetzt fuhr Rieth empor und eilte in's blaue Zimmer zurück, das Ew. Gnaden zu gleicher Zeit von der andern Seite betraten. Ich hörte die drohenden Worte: „Steh', Niederträchtiger, oder ich schieße Dich nieder!" Wie ich Rieth in Gefahr sehe, ist alles Andere vergessen — ich stürze hinaus und werfe mich sinnlos vor Angst an die Brust des Bedrohten. Wieder fällt ein Schuß, und diesmal bin ich getroffen. Mit einem Schrei der Wuth faßt mich Rieth in die Arme, wirft die Thür des Schlafzimmers hinter sich in's Schloß, das krachend zuspringt, und eilt mit mir durch meine Kammer, den Gang entlang, die Haupttreppe hinunter und durch den Park in's Freie, wo Rieth's Wagen wartete. Er hob mich schnell hinein, die Pferde zogen an — das ist Alles, was ich davon zu sagen weiß."

Die Frau schwieg; Lothar drückte Eva's Hand, daß sie kaum einen Schmerzensschrei unterdrücken konnte. Er athmete tief, es war, als ob die Brust, von ihrer Last befreit, sich ausdehnte, als ob die Gestalt sich aufrichtete, als ob urplötzlich ein frisches, warmes Leben durch alle seine Adern fluthete. Eva sah zu ihm auf. Sein Gesicht war traurig — wie konnte das anders sein, wo solche Erinnerungen an ihn herantraten, aber die Starrheit, die sie so oft mit tödtlicher Angst erfüllt hatte, war verschwunden — und er, der sich sonst ganz in seinen Trübsinn verlor, war jetzt am schnellsten gefaßt.

„Und wie haben Sie seitdem gelebt?" fragte er in so weichem Tone, daß die Frau überrascht empor blickte. „Und was ist aus Rieth geworden?"

„Wo er jetzt sein mag, weiß ich nicht," erwiderte die Unglückliche mit thränenvollen Augen. Erst gingen wir nach England. Rieth hatte mich mitgenommen, ob aus Liebe, wie er mir sagte, oder um die einzige Zeugin seines Verbrechens unschädlich zu machen, wage ich nicht zu entscheiden. Im ersten Augenblicke hatten mich Verwirrung, Schrecken und Körperschwäche aller Besinnung beraubt und zu jedem Widerstande unfähig gemacht, und nachher fesselte mich die Erinnerung an das Entsetzliche, das wir mit einander erlebt hatten. Wir wurden getraut, aber Rieth hatte nirgends Ruhe. Es war, als ob ihn das Gespenst der Ermordeten verfolgte. Anfangs zogen wir in England von einem Orte zum andern, dann, als wir von keiner Verfolgung hörten, kehrten wir nach Deutschland zurück, natürlich unter falschem Namen.

„Eine Weile lebten wir in ganz anständigen Verhältnissen — ich habe zu spät erfahren, daß der Schmuck der Gräfin Isidore die Mittel dazu hergab. Aber diese Quelle erschöpfte sich, und nun ging's in rasender Eile tiefer und tiefer in's Elend hinein. Rieth suchte sich zu betäuben, er trank. Zuletzt habe ich ihn kaum noch nüchtern gesehen. Er kam überhaupt nur nach Hause, wenn er Geld brauchte. Endlich, als ich zu schwach und krank war, um durch meiner Hände Arbeit so viel zu verdienen, als bisher, hat er mich verlassen, und ich habe nichts wieder von ihm gehört. Ueber ein halbes Jahr habe ich vergebens nach ihm geforscht; jetzt habe ich mir nun so viel erspart, daß ich in meine Heimath zurückkehren kann — und ich habe den Umweg über Guntershausen gemacht, um den Herrn Grafen zu bitten, mich wegen des Schmuckes nicht länger im Verdacht zu haben — die Last, die ich auf der Seele trage, ist ohnedies so groß!" Sie brach wieder in Thränen aus und verhüllte das Gesicht. Eva legte die Hand auf ihren Arm.

„Beruhigen Sie sich, gute Frau!" sagte sie herzlich. „Sein Sie überzeugt, daß wir Ihren Worten vollen Glauben schenken. Und nun kommen Sie in's Haus; Sie müssen ausruhen, und dann wollen wir von Ihrer Zukunft sprechen."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ich danke Ihnen, gnädige Gräfin," erwiderte sie, „aber das kann ich nicht. Hier erdrückt mich Alles, und der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich muß mich auch be-

eilen, daß ich nach Berndorf komme, ehe der Postwagen abfährt." Mit diesen Worten stand sie auf. Lothar reichte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen, Sophie, daß Sie gekommen sind," sagte er, „und ich hoffe, daß Sie sich an Niemand anders wenden, als an mich, wenn Sie in irgend einer Art Rath oder Hülfe brauchen. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Das will ich," flüsterte sie in tiefer Bewegung, grüßte wieder und wandte sich dem Ausgange zu, während Lothar und Eva langsam nach dem Schlosse gingen. Beide fanden keine Worte, sich auszusprechen; Beiden war noch zu Muthe, als könnten sie aus einem schönen Traume zu der alten Qual erwachen. Erst als sie in das Zimmer traten, wo Tante Ernestine am Bett des schlafenden Kindes saß, löste sich die Spannung. Während Eva weinend an der Wiege niedersank und den Kopf in die Kissen verbarg, ergriff Lothar die Hände der Aebtissin und erzählte in flüchtigen Worten, mit stockendem Athem und bebenden Lippen, wie er erlöst war. Erst starrte sie ihn an, als ob sie's nicht fassen, nicht glauben könnte, dann zog sie seinen Kopf zu sich nieder und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. „Gott segne Dich, mein Sohn!" sagte sie mit einer Bewegung, die ihr strenges Gesicht wunderbar verklärte, stand auf und trat an's Fenster.

Unterdessen war der Kleine erwacht. Eva hatte ihn aus der Wiege genommen und reichte ihn dem Vater zu. „Glaubst Du noch, daß er zum Unglück geboren ist?" flüsterte sie durch Thränen lächelnd.

Lothar schüttelte den Kopf. „Zu Glück und Segen," erwiderte er, indem er die beiden theuern Wesen an die Brust zog.

Tante Ernestine aber stand am Fenster, unfähig sich zu fassen. Es stieg ihr warm vom Herzen in's Auge, und sie flüsterte vor sich hin: „Mein Gott, wie dank ich Dir! Nun kann ich in Frieden sterben!"

Aus dem Kirchenstaate.

Von Moritz Hartmann.

Nr. 2.

Nachricht für Kunstliebhaber. — Wie schön die römischen Mönche büßen. — Garibaldi. — Wie er lebt und arbeitet. — Wie er geliebt wird. — Garibaldi, das Product des jungen Italiens. — Das verleumdete Italien.

Wenn wir heute von den Mönchen reden, so wollen wir nicht von ihrem Leben und Treiben erzählen, sondern die Kunstliebhaber darauf aufmerksam machen, daß sich im gegenwärtigen Augenblicke in Italien ein schöner Markt aufthut, und daß man viel Gelegenheit findet, werthvolle Bilder und Zeichnungen zu geringen Preisen einzukaufen. Die Mönche fühlen sich nicht sicher und suchen Alles zu tragbarem Gelde zu machen. In mancher Zelle haben sich schöne Sammlungen erhalten, die nun an's Tageslicht kommen; freilich sind es selten große Bilder, aber sehr oft vortreffliche Zeichnungen der Bologneser Schule, von den Carracci's, von Guido, Guercino, Domenichino ꝛc., die sich hier, in dem abseits gelegenen Bologna und in den versteckten Klöstern, in außerordentlicher Anzahl erhalten haben. Ein Bekannter hat einen ganzen Carton voll der trefflichsten und interessantesten Zeichnungen, etwa sechszig an der Zahl, einem Mönche um vierhundert Francs abgekauft. In einer versteckten Gasse in der Nähe des Teatro Communale, war ein schöner Engel von Guido Reni, Bruchstück eines großen Oelbildes, um dreihundert Francs zu haben. Der Portier der alten Universität bot mehrere schöne Bilder zu Spottpreisen an; sie sollten einer „herabgekommenen Familie" angehören — aber „herabgekommene Familie" bedeutet oft so viel, wie Kloster oder einzelner Mönch.

Bedenkt man, welche ungeheure Fruchtbarkeit die Bologneser Schule entwickelte, welcher Studien und Vorarbeiten nur die Bilder bedurften, die man noch heute in dieser Stadt anstaunt, und daß der ausgesprochene Charakter dieser Schule ihr gegenüber eine gewisse Kennerschaft sehr erleichtert und die Täuschung erschwert, so wird man diesem starkbesetzten Markte gegenüber auch jeden überflüssigen Skepticismus aufgeben. Wohl dem, der jetzt auch nur mit zehntausend Franken in der Tasche durch Bologna reist. Die in so erstaunlicher Anzahl und Größe vorhandenen Fresken, die mit ihrer Fläche ein deutsches Fürstenthümchen bedecken könnten, kann man freilich nicht mitnehmen, aber viele der ersten Gedanken zu diesen Fresken könnte man getrost nach Hause tragen. Aber nur so viel von Kunst, über die man in Bologna dicke Bände schreiben könnte. St. Michele in Bosco, ein ehemaliges Kloster, später, bis vor fünf Monaten, die Residenz des Legaten, und überhaupt eine der schönsten Residenzen der Welt, St. Michele in Bosco allein mit seinen Hallen, Sculpturen, Mosaiken, Oel- und Frescomalereien könnte ganze Bücher füllen. Es ist eines der glänzendsten und schönsten Denkmale klerikaler Pracht und pomphaften Büßerlebens. So zu büßen, wie die Mönche hier gebüßt haben, jeder mit einem fürstlichen Einkommen in schönster Natur und unter Werken der Kunst, mit dem Blicke in das gartengleiche, beherrschte Land, würde sich jeder Sünder gern bereit erklären; wie gern würde Jeder solche Wege zur Heiligkeit wandeln!

In letzter Zeit wohnte Cipriani, der Dictator von Bologna, hier, den man allgemein für eine Creatur Bonaparte's hielt. Garibaldi wohnte unten in der Stadt in einem alten Palaste, aber nur weil es schwer ist, hier **nicht** in einem alten Palast zu wohnen. Sein Leben war nicht palastartig, denn um Garibaldi herum wird es immer lagerhaft und bivouakmäßig. Man verpflanze ihn in königliche Gemächer, sie werden sofort den Charakter von Lagerzelten annehmen. Er kann nicht anders als einfach leben, wie ein Spartaner. Ein kalter Nordwind wehte, die Bologneser schlichen classisch bis über das Kinn in den Mantel gehüllt durch die Straßen. Ich kam zu Garibaldi; kein Feuer brannte in seinem Kamine, und er saß in seiner Stube von einem dicken, groben Soldatenmantel bedeckt. Er hat keinen Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens, oder will ihn nicht haben, um sich nicht in die Abhängigkeit von Bedürfnissen zu begeben. Seine Kleidung ist die einfachste und, den Mantel ausgenommen, Sommer und Winter dieselbe. Er ißt sehr wenig und trinkt nur Wasser. Schon vor zehn Uhr liegt er im Bette, um sich gegen vier Uhr zu erheben und sogleich an die Geschäfte zu gehen. Er arbeitet vom frühsten Morgen an, empfängt nur Visiten, die mittelbar oder unmittelbar mit seiner Sache zusammenhängen, und geht fast gar nicht aus. Umsonst stehen die wartenden Gruppen fortwährend vor seinem Thore; sie werden ihn nicht zu sehen bekommen. Er flieht die Liebesbezeigungen des Volkes, weil sie ihn in Verlegenheit bringen, und hält sich darum so viel als möglich in seinen Zimmern.

Nach alldem wird man sich unter Garibaldi eine spartanische Erscheinung, eine abwehrende Persönlichkeit vorstellen. Er ist das vollkommenste Gegentheil. Alles an und in ihm vereinigt sich, um, je länger man ihn kennt, eine unbeschreibliche, unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben: seine Stimme ist stark und voll Wohllaut, sein Blick energisch, fast scharf und doch milde; sein Körper ist etwas steif, aber die Gesten der Arme scheinen ihm eine starke Beweglichkeit zu geben, wie das bei lebhaften, stämmigen Gestalten oft der Fall ist. Dem hellen Gesichte mit dem beinahe antiken Profil sieht man die vielfachen Erlebnisse nicht an; er hat viel Jugendlichkeit bewahrt, trotz der grauen Haupt- und Barthaare und trotz des tiefen Schattens von Melancholie, der oft, wie eine Wolke über eine schöne Landschaft, darüber hinzieht. Wenn er lächelt — und er lächelt oft und lacht niemals — sollte man glauben, daß dieser Mund eher gemacht sei, Trost- und Liebesworte zu sprechen, oder lyrische Stellen zu citiren — was er auch in der That oft thut — als kriegerische Commandoworte zu donnern. Wahrhaft bezaubernd wirkt er, wenn er, freilich selten, auf die einfachste und anspruchsloseste Weise aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse mittheilt und erzählt; wie gerne würde man dann alle die Leiden und Entbehrungen mitgetragen haben! Die Memoiren, die einer seiner Adjutanten schreibt, wie vortrefflich sie sein mögen, werden schwerlich eine solche Wirkung hervorbringen, trotzdem in ihnen der Held im Vordergrunde stehen wird und Garibaldi in seinen eigenen Erzählungen immer im tiefsten Hintergrunde steht. Ich kam mir vor, wie einer der Söhne des Alkinoos, der die Geschichte des Odysseus anhört, und ich begriff, daß der König der Phäaken den Dulder mit Geschenken überhäufte und daß sich dessen Tochter in ihn verliebte, obwohl er zwanzigjähriges Leiden und Kämpfen auf dem Nacken trug. Aber auch Odysseus' Hund, den treuen Argos, begriff ich. Was ihn umgibt, hängt, wenn ich ohne Beleidigung so sagen darf, mit Hundetreue, mit der rührend-

sten Treue an ihm. Seine Diener, seine Adjutanten sind mehr als seine Freunde; sie gehen auf in dem Begriffe Garibaldi, sie geben ihre eigene Persönlichkeit auf, um ein Theil von ihm zu werden, „als wär's ein Stück von mir". — So wie Garibaldi sich hinlegen würde und sich ruhig den Hals abschneiden ließe, wenn das zum Heile Italiens nothwendig wäre, so würde sich Jeder aus seiner Umgebung für ihn aufopfern. Hat man einen Blick in diesen Kreis und in die daselbst herrschende Gesinnung gethan, so hält man es für unmöglich, daß hier, unter welchen Umständen immer, Verrath geübt werden könne. Nur seine exoterischen Freunde und neuen Bekannten loben und rühmen ihn, begeistern sich für ihn; seine nächste Umgebung schweigt, wenn von ihm die Rede ist. So oft ich im Palazzo Alprandini oder auch nur in Gesellschaft der nächsten Freunde Garibaldi's war, kam es mir vor, als befände ich mich in einem eng verbündeten, verbrüderten Kreise, der durch ein ernstes und liebes Geheimniß, etwa durch einen verborgenen Cultus, zusammengehalten würde, and als ob ein Mensch, der mit der Absicht des Verrathes in diesen Kreis träte, aus einem Saulus ein Paulus werden müßte.

Aus dem Munde einer älteren, vielerfahrenen Dame hörte ich, als Garibaldi das Zimmer verließ, den Ausruf: „Endlich ein Mensch, der die Vorstellungen von einem echten Helden nicht täuscht!" — Garibaldi ist, um es in einem Worte zu sagen, wie ein Mensch aus besseren Zeiten — wenn es jemals solche gegeben. Fabelhafter Muth in der Schlacht, eben so großer Muth den ungeheuersten Schwierigkeiten gegenüber, Ausdauer und Unermüdlichkeit trotz aller Niederlagen, vollkommenste Uneigennützigkeit, Alles für die Sache, die als die gute erkannt ist, und nichts für sich, Verachtung aller äußeren Vortheile, Würden, Ehren und Reichthümer, unbegrenzte Aufopferungsfähigkeit, Stärke im Unglück, Treue und Liebe für die Freunde, Seelengüte, Milde für Andere, Strenge gegen sich selbst — wenn diese Elemente einen großen Menschen machen, dann ist Garibaldi gewiß ein großer Mensch und werden alle Verleumdungen und alle Parteileidenschaft ihm in der Geschichte von diesem Titel kein Jota rauben können. Im Bewußtsein des Volkes lebt er schon als solcher; er ist ihm mit dem Begriffe Italiens oder der Hoffnung Italiens Eins geworden, und es liebt ihn persönlich, als ob es zu jenen Freunden gehörte, obwohl es ihn kaum persönlich kennt, aber instinctmäßig angeweht von der Atmosphäre, die von ihm ausgeht. Garibaldi sterbe heute auf seiner Insel, das Volk wird ihn nicht sterben lassen, er wird ihm weiterleben, wie alle Helden, von denen die Völker Befreiung hoffen. Schon heute ist Garibaldi eine Mythe, die unausrottbar ist.

Ich werde das Bild nie vergessen, das die Straßen vor Garibaldi's Hause am 17. November Abends darboten. Einzelne Eingeweihte kannten schon die Nachricht von seiner Abdankung, aber Niemand wagte es, sie weiter mitzutheilen, aus Furcht vor dem Ungewissen, das auf diese Mittheilung folgen konnte; hatte doch selbst die Regierung nicht den Muth, die Thatsache in der officiellen Zeitung mit einem Worte zu erwähnen. Doch war die Nachricht zu vielen Einzelnen durchgedrungen; Niemand wollte daran glauben. Vor dem Hause Garibaldi's aber sammelten sich diese Einzelnen, als ob sie dem Hause die Bestätigung oder Verneinung absehen könnten. Es lag dunkel da in dunkler Nacht; die sonst beleuchteten Fenster waren erloschen, das Thor war geschlossen, in dem es noch gestern so lebhaft gewesen, und die Schildwache hatte sich aus der Straße in den inneren Thorweg zurückgezogen. Das sagte den Fragenden genug. Schweigend, in ihre Mäntel gehüllt bis über's Kinn, gingen sie auf und ab; manchmal blieben zwei und drei der nächtlichen Wanderer in einem Schatten stehen und sprachen leise. Dann gingen sie wieder auseinander und sahen wieder zu den Fenstern hinauf. Wer aus dem Hause herauskam, wurde fragend angesehen, aber mit keinem Worte gefragt. Nach und nach sammelte sich eine große Anzahl solcher nächtlicher Wanderer, aber die Menge war eben so still und schweigsam, wie es anfangs die wenigen Einzelnen gewesen. So mag es in einer Stadt sein, durch die das Gerücht schleicht, daß in ihren Mauern die Pest ausgebrochen. Diese schweigenden Wandler sagten mir mehr, als das Evviva, das Garibaldi umtobte, wenn er sich in den Straßen zeigte.

Aber man hätte Unrecht, zu glauben, daß Garibaldi eine vereinzelte bedeutende Erscheinung, ein exotisches Gewächs sei im heutigen Italien. Er ist in seiner Art die bedeutendste, vielleicht wohlthuendste, aber er ist nicht eine vereinzelte Erscheinung. Bedeutende Menschen sind immer Bäume, die familienhaft wachsen, sie ragen nur aus der Familie hervor und sie sind immer Producte der Zustände, des historischen Bodens und vielfacher Factoren. Diese Zustände, dieser Boden, diese Factoren sind für Viele zugleich da und üben ihre Zeugungskraft auf vielfache Weise, an vielen Persönlichkeiten zugleich aus. Wie in Literatur und Kunst, trotz dem Aberglauben des Publicums, das nur das Fertige sieht, kein Genie fix und fertig aus dem Boden springt, sondern aus den Vorbereitungen und geistigen Arbeiten von Jahrzehnten und Jahrhunderten, deren Gesammtheit in einer Person es repräsentirt, hervorgeht, so auch die populären Geister, die das Freiheitsstreben einer Nation in einer Person darstellen. Wie Michel Angelo aus dem ganzen Streben zweier Jahrhunderte seit Giotto, wie Shakespeare aus dem Streben dreier Regierungszeiten nach einer nationalen Bühne geboren wurde, und wie solche Spitzen der Kunstwelt immer von einer überaus zahlreichen Verwandtschaft umgeben sind, welche mehr oder weniger ausgeprägte Familienzüge trägt, so auch die bedeutendsten Menschen lange vorbereiteter und in der Nation und ihren Geschicken begründeter politischer Bewegungen.

Der Verleumdung der Mächte, in deren Interesse es war, sich als die berechtigten Kerkermeister Italiens darzustellen, ist es gelungen, Italien als ein Land der Dummheit, der Kriecherei, als das Land der Intriguanten und Meuchelmörder zu malen, den Italienern die Fehler, die man ihnen mit den sclavischen Zuständen eingepflanzt, als ihrem Charakter natürliche Verbrechen anzurechnen und sie als ein unverbesserliches, jeder Freiheit, jedes besseren Zustandes unfähiges und unwürdiges Volk darzustellen. Der Krieg, den ein Theil Italiens gegen das Gesetz führte, weil dieser Theil durch das Gesetz selbst verderbt, und weil das Gesetz unerträglich und mit dem Despotismus identisch, daher mit ihm verhaßt war, mußte den Beweis liefern, daß Italien von Gesetzlosen bewohnt sei, die man als außer dem Gesetze behandeln müsse. Diese Darstellungen sind im Geiste Europa's zu Thatsachen, zu Vorurtheilen geworden. Die Masse glaubte, was man ihr seit hundert Jahren planmäßig vorsagte, und immer und immer wiederholte, ohne sich die Geschichte in der Nähe anzusehen, ohne die unvergleichliche Schaar großer Menschen, die auf diesem Boden gewachsen, zu berücksichtigen, ohne das seit fünfzig Jahren ununterbrochene, unermüdliche Streben nach einem besseren Zustande, ohne die ungeheuren Opfer und Martyrien zu beachten. Die Menge ist zu entschuldigen, da es der Verleumdung gelungen ist, jene Vorurtheile selbst den gebildeten Menschen einzuimpfen.

Berliner Bilder.

Von E. Kossak.

8. Ein Polterabend.

Gewöhnlich vermitteln alle geselligen Spiele an öffentlichen Orten die nähere Bekanntschaft der Theilnehmer und veranlassen nicht selten die Entstehung von wahren Freundschaften, die bis an den Rand des Grabes und in der Erinnerung bis darüber hinaus dauern. Nur das Schachspiel rückt die Menschen einander nicht näher. Schachziehende Menschen können täglich zusammenkommen, um an einem neutralen dritten Orte tiefsinnig ihre Hölzer zu schieben, ohne daß es ihnen jemals einfallen wird, im Schachspieler auch die menschliche fühlende Creatur neben dem kalten berechnenden, den Untergang des Gegners ausstudirenden Phantom zu suchen. So hatte auch ich fast zwanzig Jahre lang monatlich mehrmals mit einem Herren Schach gespielt, aber selbst im Traume waren wir Beide nicht auf den Gedanken gekommen, einen genaueren Umgang anzuknüpfen, und wir wußten von einander wenig mehr, als Stand und Namen. Wir liebten oder haßten einander nur als Schachspieler.

Wie überrascht mußte ich daher sein, als mein alter Gegner, wie ich ihn wohl nennen darf, wenn ich nicht die Jahre seines Lebensalters, sondern die unserer Kriegsdauer zähle, nach einem hartnäckigen Gambit die Figuren mit einiger Verlegenheit in die Schachtel packte und folgende, für einen Schachspieler sehr seltsame Worte sprach: „Mein werther Herr, erlauben Sie mir, eine Bitte an Sie zu richten!“

Natürlich machte ich jenes huldvolle Zeichen der Gewährung dieser Erlaubniß, da ja die Bitte selber dadurch noch nicht gewährt ist.

„Mein Bruder, der, wie Sie vielleicht wissen werden, viele Jahre lang eine Schuhfabrik in Paris gehabt, sich aber jetzt aus dem Geschäft zurückgezogen hat, ist mit seinem neuen Hausbau fertig und würde es sich zur Ehre anrechnen, wenn Sie sein Besitzthum in Augenschein nehmen wollten.“

Dergleichen Bitten werden an Publicisten zu oft gerichtet und sind mit dem Lebensfaden aller Zeitungen zu genau verknüpft, um abgeschlagen werden zu können. Ich glaubte daher in dem Wunsch des Schusters von Paris die Sehnsucht zu erkennen, sein Haus öffentlich erwähnt zu sehen, und versprach meinem Schachgegner, der seines Zeichens ein Architekt war, also auch wohl seinen eigenen kleinen Ehrgeiz dabei haben konnte, gelegentlich das neue Haus zu besichtigen. Es vergingen indessen einige Wochen, und es bedurfte noch einer schmerzlichen Mahnung durch den Architekten, ehe ich mich bei dem schlechten Wetter entschließen konnte, den ziemlich weiten Weg anzutreten.

Der Herbst hatte eben mit starkem Regenwetter begonnen, und ich kam etwa um halb sieben Uhr, eine Stunde vor Eintritt der Dunkelheit, an. Nach dem üblichen Ceremoniell erkundigte ich mich zunächst nach dem Besitzer des Hauses. Der listig aussehende Knabe, welcher mir die Thür geöffnet hatte, behauptete mit geheimnißvoller Miene, sein Gebieter sei augenblicklich nicht zu sprechen, aber sein Herr Bruder, der Architekt, werde sich ein Vergnügen daraus machen, mich zu empfangen. Zugleich setzte sich der listig aussehende Knabe an die Spitze des Zuges, ich folgte, und wir begaben uns in den rechten Flügel des Hauses, der baulich noch sehr roh aussah, nach Mauerwerk und Tapetenkleister roch, aber in einigen großen Gemächern doch schon mit Möbeln, namentlich mit auffallend viel Stühlen versehen war. In einem geräumigen Saale fand ich meinen Schachspieler, den Architekten. Er stand auf einem Theater, an welchem noch von zwei Tischlergesellen gezimmert wurde (wenn es nicht Zimmergesellen waren, wie ich zur Beruhigung des Berliner Gewerberathes und zur Vermeidung möglicher Zwistigkeiten unter den Innungen hinzufügen will), und leitete einen jugendlichen Tapezierer an, einige bunte Drapirungen zu befestigen. Ich fühlte mich verlegen und näherte mich nur schüchtern. Zu welchem Feste rüstete man sich hier? war es nicht am passendsten für mich, augenblicklich wieder fortzugehen? Mir blieb indessen keine Zeit dazu. Der Architekt hatte mich nicht so bald gesehen, als er rasch von der Leiter stieg, mich zärtlich, aber heftig bei den Schultern ergriff und den conservativsten Theil meines Leibes mit solcher Schnelligkeit auf den nächsten hölzernen, eigentlich nicht zum Sitzen bestimmten Gegenstand, eine Trittleiter, drückte, daß ich einen höchst empfindlichen Schmerz an dem heiligen Bein (os sacrum) empfand. In der freudigen Aufregung beachtete der liebenswürdige Mann weiter nicht meine schiefen Gesichter, sondern sagte: „Mein Bruder wird entzückt sein, Sie bei uns zu sehen! Sie konnten in keinem glücklicheren Augenblicke bei uns eintreffen.“

„Aber Sie scheinen im Begriff zu stehen, eben ein Fest zu feiern!“ bemerkte ich etwas verlegen.

„Um so besser, daß Sie gekommen sind!“ antwortete der Architekt.

„Aber ich habe durchaus nicht die nöthige Toilette gemacht!“

„Wir feiern ein Fest, bei dem es bekanntlich niemals auf die Toilette ankommt — einen Polterabend. Die Tochter meines Bruders verheirathet sich mit dem Sohne eines reichen Rentiers — Sie haben gewiß von Kohlwurst gehört — dem reichen Kohlwurst?“

Gewiß hatte ich von dem reichen Kohlwurst gehört; er war, was man nach Analogie der Ausdrücke: Pferdezüchter, Schweinezüchter u. s. w. einen Hauszüchter nennen könnte. Mit vieler Arglist pflegte er immer in schlechten Zeiten kleine alte Häuser in guten Stadtgegenden so billig als möglich aufzukaufen, drei bis vier Stockwerke aufzusetzen, sie leichtfertig und mit oberflächlicher Eleganz auszubauen, und dann mit vielem Vortheil im richtigen Momente an einen Menschen, der gerade in der betreffenden Gegend wohnen oder ein Geschäft etabliren wollte, wieder zu verkaufen. Aber Kohlwurst baute auch an verschiedenen Stellen der Stadt neue Häuser, die er, sobald sie unter Dach und Fach standen, stets mit einigem Gewinn zu veräußern wußte. Von den achtungswerthen Züchtern lebender Wesen unterschied er sich nur in dem wesentlichen Punkte, daß diese Herren ihren Ehrgeiz darein setzen, durch die Eigenschaften ihrer Zöglinge alle Nebenbuhler zu verdunkeln, wenn die Preise derselben dadurch auch namhaft erhöht werden, Kohlwurst aber seine Häuser so schlecht und billig aufzubauen suchte, als die polizeiliche Bevormundung der neueren Zeit es irgend zuließ. Neben dieser einträglichen Speculation beschäftigte der weise Mann sich jedoch noch mit der rationellen Zucht seiner Persönlichkeit, und der Anblick derselben konnte einen Jagdliebhaber von Schwarzwildpret an verschiedene schlagende Bezeichnungen erinnern, welche das Jägerlexikon für ungemein große, reichlich durch Eichelkost genährte Exemplare jenes Thieres aufbewahrt, welches, wie Mose sagt, die Klauen spaltet, aber nicht wiederkäut. So war der große Kohlwurst beschaffen, dessen Sohn die Tochter des berühmten Pariser Schuhfabrikanten ehelichen sollte.

„Nicht wahr, Sie bleiben bei uns? es versammelt sich eine ganz zwanglose Gesellschaft, auf dem Theater werden kleine Scherze aufgeführt, dann tanzen die jungen Leute — Sie bleiben doch bei uns?“ fuhr der Architekt mit so gutmüthigem Lächeln fort, daß ich seine Einladung nicht abschlagen konnte. Der Angabe nach versammelte sich die Gesellschaft erst um acht Uhr, ich beschäftigte mich daher gemeinsam mit dem Architekten bei der Vollendung des Theaters, und es gelang mir sogar, die wesentlichsten Dienste zu leisten, als die Tischlergesellen einmal das Bauwerk aus Ungeschicklichkeit ein wenig in Brand gesteckt hatten. Einige Minuten vor acht Uhr erschien der Hochzeitsvater. Sein Haar, offenbar kunstvoll gefärbt, war obendrein zur Feier des Tages durch heiße Eisen in mehrere Hundert kleine Löckchen gekräuselt, er trug einen Pariser Frack vom modernsten abenteuerlichst verzerrten Schnitte, und suchte durch seine Haltung darzuthun, wie überzeugt er von seiner Schönheit und ihrer ästhetischen Wirkung auf seine geschmackvollen Zeitgenossen sei. Sobald er mich zu Gesichte bekommen, und der Architekt, das directe Gegentheil seines komischen Bruders, mich ihm vorgestellt hatte, ging er rasch auf mich los, breitete beide Arme aus und drückte mich so kräftig an sein Herz, daß mir fast der Athem verging. „Endlich sehe ich diesen Mann bei mir, den ich seit Monaten bei Tage und bei Nacht kennen zu lernen wünschte!“ so schrie er während der Ausübung des ersten Foltergrades der Begrüßung, dann ließ er mich los, griff abermals rasch nach meinen Schultern und hielt mich in einiger Entfernung von seinem Antlitz fest, um anscheinend meine Gesichtszüge für immer seiner Einbildungskraft einzuprägen. Unwillkürlich mußte ich an die Schließer in den englischen Schuldgefängnissen denken, die jeden neuen Ankömmling „portraitiren“, d. h. so lange anstarren, bis sie seiner Physiognomie dauernd sicher zu sein glauben. Diese billigste Gattung von Kunstwerken der Daguerrotypie schien der Schuhfabrikant auch von meinem Gesichte besitzen zu wollen. Während des beschriebenen Actes sah er leider wie ein „falscher Biedermann“, ja wie ein Charlatan aus. Zuletzt schrie er mit Vehemenz, als wollte er mich für die ausgestandenen Folterqualen der Begrüßung entschädigen: „He! Jean! ein Glas Sect für den Herrn Redacteur!“ Ich lehnte diese Erquickung ab und suchte dem gastlichen Hochzeitvater begreiflich zu machen, daß mir eine Tasse heißen Thee's viel mehr wohlthun dürfte; ich wurde nicht gehört. Thee, hieß es, sei nur für die Frauen und Mädchen gut; von Männern dürfe an einem solchen Festtage der Familie nur Sect getrunken werden. Alsbald erschien auch Jean, jener listig aussehende Knabe, ließ den Pfropfen der Flasche prahlerisch gegen die Decke springen und goß mir schwungvoll ein großes Glas des belebenden Saftes ein, in dem meine unglücklich kritisch organisirte Zunge sofort das Product vaterländischer Industrie, ja den ausgepreßten Saft von Baumfrüchten erkannte, die als Compot und gehörig versüßt zu den nothwendigsten heimischen Zuthaten eines Hasenbratens gehören. Da dem Gastgeber aber mein Mienenspiel, nachdem ich das Glas geleert, nicht zu gefallen schien, befahl er seinem Handlanger nicht wieder es zu füllen, sondern ließ mich endlich in Ruhe. Inzwischen trafen ziemlich gleichzeitig zahlreiche Gäste ein. Es fiel mir

auf, daß sich darunter viele Polizeibeamte in Uniform befanden, die freilich von ihren weiblichen Angehörigen begleitet wurden, aber doch nach und nach der Gesellschaft einen gewissen officiellen Anstrich verliehen, bei dem einem bürgerlichen Menschen unmöglich wohl werden konnte.

Da war zuerst ein Polizeirath in Civil und dann noch ein Zweiter, welche Beide dem Schuhfabrikanten durch ihre Anwesenheit außerordentlich wohl zu thun schienen. Er eilte auf sie zu, als sie eintraten, küßte Beide, reichte ihnen Prisen, drückte ihre Hände, kurz er that alles unter deutschen komischen Männern Uebliche, um ihnen seine Freude über ihr Erscheinen darzuthun. Wenn auch nicht ganz so zärtlich, doch immer liebevoll genug, benahm sich der Hochzeitsvater gegen die zahlreichen uniformirten Beamten. Er umarmte Einige, klopfte Anderen freundlich auf die Schultern und zwang Alle, ein Glas Sect oder nach Umständen auch mehrere zu leeren. Da die Herren von der Schutzmannschaft keine verwöhnten Zungen zu besitzen schienen, so ließen sie sich die gastliche Anfeuchtung mit großer Zufriedenheit gefallen. Ich sah diesen Begrüßungsceremonien mit einiger Verwunderung zu, als der Architekt sich mir leise näherte und sagte: „Sie wundern sich gewiß über die eigenthümliche Bekanntschaft meines Bruders, aber schließen Sie daraus auf nichts Arges; es ist bei ihm nur reine Liebhaberei!" Eine derartige Liebhaberei kam mir denn doch etwas sonderbar vor. Es ist nichts Neues, daß namentlich unter Frauenzimmern eine unerklärliche Vorliebe für militairische Personen herrscht, daß viele Fürsten eine ebenso räthselhafte Neigung verrathen, sich mit Priestern zu umgeben, daß Hypochonder viel mit allerlei Aerzten verkehren; aber eine solche Schwärmerei für eine Classe nothwendiger Beamten, denen jeder physisch und organisch normalmäßig construirte Mensch lieber aus dem Wege, als entgegen geht, war mir überraschend und unheimlich. Nur indem ich annahm, daß der Schuhfabrikant in Paris gegründete Veranlassung gehabt, sich ein solches Steckenpferd anzueignen, vermochte ich mich zu beruhigen. Im Verlaufe des Abends wurde die Nähe der Herren für einen unbescholtenen Privatmann immer unheimlicher. Für ein Talent, das sich mit Taschendiebstahl oder einer ähnlichen freien Kunst beschäftigt, liegt sicherlich etwas Aufregendes und Pikantes darin, der Aufmerksamkeit so vieler ausgezeichneten Beamten, die von dem Princip leben, jeden Menschen so lange für bescholten zu halten, als seine Unbescholtenheit nicht durch gerichtliche Untersuchung festgestellt ist, ausgesetzt zu sein; wer sich jedoch in jenen freien Künsten noch nicht versucht hat, geht in solcher Genossenschaft moralisch vollständig zu Grunde. Beim besten Willen war mit den Herren keine Unterhaltung anzuknüpfen. Sie sprachen vielmehr fast ausschließlich unter einander von Personen, welche nicht die geachtetste Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten schienen und die Aufmerksamkeit der Herren vielfach in Anspruch nahmen. That ich Unrecht, diese Personen für Spitzbuben und, insofern sie nicht männlichen Geschlechtes waren, für Wesen zu halten, denen kein Abbruch an ihrer Unschuld und Ehre mehr gethan werden konnte? Es mußte bei diesen Vermuthungen bleiben, da die Herren Beamten sich in ihren halblauten Besprechungen einer mysteriösen Redeweise bedienten, die dem Laien zum größten Theile unverständlich war.

In sehr gedrückter Stimmung suchte ich mich dem Brautpaare zu nähern, da ich mich durch die Nähe von Jugend und Natur aufzurichten hoffte. Wie fühlte ich mich getäuscht, als ich den Bräutigam und die Braut erblickte! Das arme Paar war augenscheinlich nur auf Befehl der beiden Väter zusammengekoppelt worden. Zwei weniger entwickelte junge Leute erinnere ich mich nicht, jemals gesehen zu haben. Aus dem kleinen Kohlwurst hätte durch gute Pflege wohl noch etwas werden können, da die Gliedmaßen bei seiner Jugend noch zurückgeblieben waren, hätte ihm nur nicht der unverkennbare Blödsinn auf dem Gesichte gelegen! Die Tochter des Schuhfabrikanten war aber ohne alle Einrede eine Homuncula. Sie gehörte zu der Species jener sogenannten chinesischen Zwerge, welche vor einem Jahre bei Kroll gezeigt wurden und offenbar künstlich verkümmerte Menschen waren. Wer sie für ein kleines, aus feinem Schafleder verfertigtes, mit Brillanten und Spitzen besetztes Frauenzimmer halten wollte, dürfte nur schwer zu widerlegen sein. Meine dargebrachten Glückwünsche verstand das Paar kaum und setzte, ohne mir zu danken, sein Geplauder mit anderen jungen Leutchen von ähnlichen Geisteskräften fort.

Nicht um ihm meine Huldigungen darzubringen, sondern nur um mein Skizzenbuch durch eine neue Studie und Charaktermaske zu bereichern, näherte ich mich jetzt Kohlwurst, dem Vater und Hauszüchter. Auch für diese Vermessenheit sollte ich gebührend bestraft werden. Als ich mich dem großen Manne vorstellte, erhob er sich und sagte: „Es ist mir lieb, daß ich Sie kennen lerne. Ich habe gern mit der Presse zu thun, und schon so Manches als „civis" in die Vossische und Spenersche Zeitung einrücken lassen. Sie werden etwas über dies Haus in Ihrer Zeitung sagen — Sie thäten mir den Gefallen, wenn Sie auch über mein neuestes Haus etwas schreiben wollten. Vermiethet sich leichter an die Ladenbesitzer. Ja, ja, keine Frage, sehen Sie mich nicht so an; die Leute sind nun einmal argwöhnisch und glauben nicht eher an Etwas, als bis es ihnen von den Zeitungen vorgeläut wird. Kenne selbst politische Redacteure, habe das oft genug mit ihnen durchgesprochen. Gleichviel ob es sich um Verfassungen, Braunschweiger Wurst, Bücher, Schnaps oder Häuser handelt; nur besprochen muß Alles ordentlich werden. Wäre es möglich, einigten sich heute die Zeitungen, sie könnten einen berühmten Kaiser mausetodt schweigen. Aber um wieder zur Sache, auf besagten Hammel zu kommen: ich habe in der Friedrichsstraße Nr. 411 ein prächtiges Haus gebaut, unten Bazars, erster Stock wirkliche Geheimrathswohnungen oder Quartiere für Generäle, zweiter Stock für nette Leute, oben für ansehnliche Ouvriers, Hofschneider ohne chambre garnie, gothischer Styl, vier Zinkpuppen auf den Dachecken, auf dem Schornsteine eine Figur, ein kupferner Jäger, der sich nach dem Winde dreht. Besuchen Sie mich bald! Sollte Ihnen der Weg zu weit sein, so bezahle ich gern die Droschke! Daß ich für die Insertionskosten aufkomme, versteht sich natürlich von selbst." — Ich war noch ungewiß, was ich auf diese unverschämte und zum Ueberfluß frech vorgetragene Zumuthung: für den argen Geldprotz eine Reclame zu schreiben, antworten sollte, als die Theaterklingel erschallte und die Versammlung durcheinander lief und ihre Sitze einzunehmen suchte.

Die dramatischen Leistungen waren nicht die starke Seite dieses Polterabendes; das leuchtete mir nach Verlauf einer Viertelstunde ein. Mit Ausnahme einer Scene, welche von einem begabten Polterabendsliteraten verfertigt schien, wurde fortwährend nach den Nummern jener poetischen Werke declamirt, die eigens dazu bestimmt sind, den literarischen Verlegenheiten dieses liebenswürdigen Festes abzuhelfen. Nur in zwei Punkten beschäftigten mich die Vorgänge lebhaft. Erstens erschien mein Schachfeind, der Architekt, als Herold in einer Art Waffenrock, auf dem allerlei Embleme der Baukunst als Wappen prangten, und führte jede einzelne Person redend ein, was streng genommen ganz unnütz war, da das, was die Ueberbringer von Gratulationen und Geschenken zu sagen hatten, mit dem, was er selber hinzufügte, nicht den mindesten Zusammenhang besaß, auch mehr guten Willen für das Haus seines Herrn Bruders, als Anlage zur Poesie verrieth. Mit der Würde seines dichterischen Amtes war jedoch so viele Selbstzufriedenheit vereint, daß man ihm seine vergängliche Herrlichkeit gern gönnte. Zweitens wurde der Leidenschaft des Hochzeitsvaters für den geselligen Umgang mit Polizeimännern durch eine eigenthümliche Schlußscene eine artige Huldigung gebracht. Nachdem bereits eine beträchtliche Menge von Geschenke überbringenden Personen das Brautpaar und die beiden verbundenen Häuser, deren publicistische Verherrlichung man mir im Stillen zugedacht hatte, gefeiert, nachdem Jean und mehrere gemiethete Lakaien, in Folge des von ihnen eben so fleißig, als von den Gästen genossenen Sectes, uns mit den Erfrischungsapparaten und Theebretern vor lauter Diensteifer fast die Rippen eingestoßen hatten, und der deutsche Sect nachgerade selbst bei den ältesten Polizeimannen seine Wirkung zu äußern begann: erscheint plötzlich auf der Schaubühne Freund Architekt mit einem *wirklichen* Constabler im lebhaftesten Wortwechsel.

Es war der Helm, die Uniform und die mit Buchstaben und Ziffern signirten Achselklappen dieser gefürchteten Mannschaft, und selbst die zahlreichen Herren Beamten lächelten verlegen und spitzten die Ohren.

„Meine Pflicht zwingt mich," sagte der erwähnte Constabler, „diese Versammlung, so leid es mir thut, *aufzulösen*. Der Herr Wirth hat unterlassen, dem Polizeipräsidium die gesetzlich vorgeschriebene Anzeige zu machen."

Diese Worte wirkten im ersten Momente auf die gedankenlose Versammlung so verwirrend, daß ein verlegenes Murmeln entstand, und einige kleine Knaben, die bisher nur mit Mühe abgehalten

worden waren, sich am allgemeinen Sectgenuß zu betheiligen, in großen Aengsten unter die Stühle krochen. Der Hochzeitsvater und der große Kohlwurst schwelgten in Entzücken, man las in ihrem listigen Lächeln, daß sie den feinen, höchst zeitgemäßen Spaß ersonnen hatten.

„Ich bitte Sie, zu bedenken, mein Herr," warf der Architekt ein, „daß wir hier keine politische Versammlung abhalten."

„Sie mögen sich allerdings zu keinem politischen Zwecke vereinigt haben, aber politische Anspielungen genug sind heute hier vorgekommen. Wir sind durch einen der im Saale anwesenden Herren Beamten davon genau unterrichtet worden."

So sprach der Constabler mit ernstem Gesicht und schien mit den Augen den Verräther an der Gesellschaft unter den anwesenden Uniformen zu suchen.

„Sie werden sich erweichen lassen!" meinte der Architekt, „zunächst kann ich Sie aber nicht trocken stehen sehen. Befehlen Sie Bowle, oder ein Glas Sect?"

Der würdige Beamte entschied sich auffallender Weise für Bowle. Sofort langte der Herold nach einem in der Nähe stehenden großen Glase und reichte es gefüllt dem Constabler. Da dieser es mit vieler Geschicklichkeit und Eile leerte und dasselbe Experiment noch zweimal hintereinander ebenso geläufig wiederholte, athmete die bedrängte Gesellschaft auf. Der Architekt faßte daher wieder Muth, dem durstigen Beamten mitzutheilen, daß man nichts als einen Polterabend feiere und sich von allen illoyalen Kundgebungen durchaus fern halte. Hatte die kräftige Feuchtigkeit der Bowle oder diese unschuldige Mittheilung den strengen Mann erweicht, genug, er sagte, daß es ihm leid thue, den Frohsinn der Gesellschaft gestört zu haben, noch mehr aber, nicht mit einem Geschenke für das Brautpaar versehen zu sein. Um aber doch seinen guten Willen zu bezeigen, griff der kühne Mann mit echt polizeilicher Dreistigkeit in die Bowle, belegte den schweren silbernen Löffel — der dazu natürlich längst bereit gehalten war — mit Beschlag und überreichte ihn, sich vor den jungen Leuten verneigend, als Hochzeitsgeschenk.

Diese dichterische Pointe bildete den Culminationspunkt des Abends, alle Anwesenden erhoben sich, die kleinen Knaben krochen beruhigt unter den Stühlen hervor, und der große Kohlwurst führte den von zwei Polizeiräthen geleiteten nachgemachten Constabler in einen Nebensaal, um ihn dort nach den gehabten Anstrengungen mit — Sect, dem Localfluidum, zu erquicken. Da indessen schon eine etwas bacchantische Begeisterung zu bemerken war, mehrere Executivbeamte auch schon heiße Thränen vergossen und durch den Hauszüchter Kohlwurst nur mit Mühe beruhigt werden konnten: beschloß ich, mich mittelst des bekannten polnischen Abschiedes sachte zu entfernen. Ich entkam glücklich, und der Festabend galt mir für eine so goldene gesellige Lehre, daß ich nie mehr weder ein neues Haus besehen, noch mit dem Architekten Schach gespielt habe.

Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 11. Am Waldsee.

Auge des Waldes, wie fesselst und bewegst du mit deinem feuchten Blick das Innere des Menschen! Von deiner Wunderkraft angezogen, wogt die Seele dessen, den dein schwimmendes Antlitz gemahnt, in bangem, süßem Ringen dir entgegen. Ja, ein Wunderauge bist Du, denn du schauest nicht nur — du singst dem Menschen auch tief in's Herz hinein! Die Lichtschwingungen der Sonne tönen nur in unserer Vorstellung; aber deine Blickeswellen, die kosend deine Augenlider — die Ufer — umspielen, sind wirklicher und doch wieder so geheimnißvoll zauberhafter Gesang, der, wenn rollend sein Gottesathem über dich hinhaucht, im Schilfe — deinen Wimpern — und in den mächtigen, dich umstarrenden Waldriesen, den Tannen und Fichten — deinen Brauen — sehnsüchtige und Sehnsucht erweckende Weisen anstimmt oder zu orgeltonbrausendem Psalm sich erhebt. Kommt, der Tag ist schön und mild, begleitet mich nach dem erst kürzlich gewichenen Winter hinaus. Noch ist in den an den See grenzenden, aufwärts liegenden Waldschluchten der Schnee nicht gänzlich zerronnen. Das offen liegende Gewässer, von dürrem braunem Geröhricht umkränzt, hat zu solcher Zeit, wo die Natur noch ringsum schläft, etwas tief Melancholisches, aber doch auch Etwas, das zu sagen scheint: Glaube an mich! — Gleichsam wie ein bereits abgeschlossen gewesenes Leben, dem noch einmal die Hoffnung zu neuem Schaffen winkt, erscheint uns an einem solchen Vorfrühlingstage das seiner starren Fesseln ledige, lebendige Element. Dunkel sehen sich die finstern Tannen in dem düstern Spiegel, der selbst den blauen Frühlingshimmel wie nächtlich verwandelt. Dennoch mahnt uns das wieder offene Wasser, das so lange starr unter schneeiger Decke eine einförmige Fläche gebildet, prophetisch an die Kraft des nahen, belebenden Frühlings, von dem das immergrüne Nadelholz mit seinem dämmerigen, anheimelnden Schatten zu träumen nie aufhört.

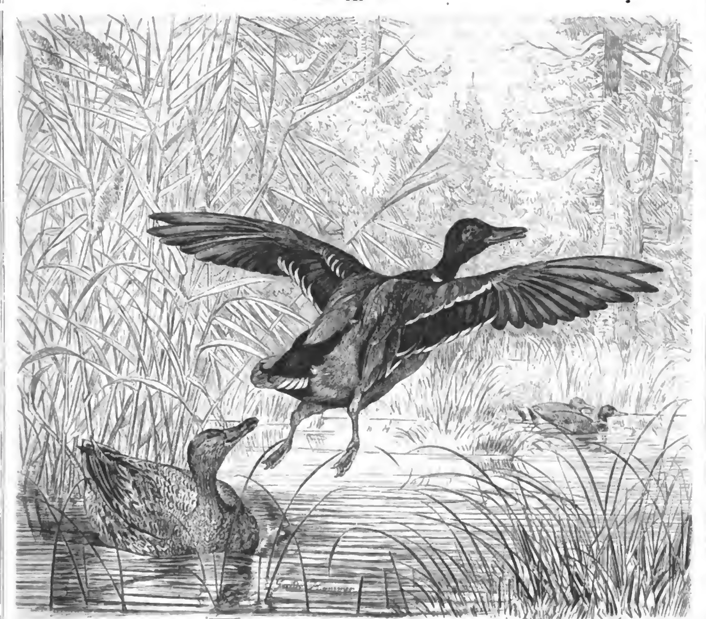
Ein solcher sonniger Vorfrühlingstag im Walde ist von unnennbarem Reiz. Mehr als je ist man empfänglich, Lebendiges zu betrachten; jede Ameise, die die warme Witterung bereits aus ihrem Bau herausgelockt, und die nun wieder ihre alte Straße in geschäftiger Eile wandelt, bald hier, bald da einer ihrer kleinen Genossinnen ausweichend, erlabt das Auge und Gemüth. Zu vollendetem Gesang werden die einzelnen Zwitschertöne der überwinterten Vöglein, und mit angehaltenem Athem lauscht man dem Klopfen des Spechtes, der dann mit weithin gellendem Pfeifen zum nächsten morschen Stamme fliegt, um dort sein Zimmerhandwerk fortzusetzen. Aber auch verschiedenes Wasser- und Strandgeflügel ist bereits rege. Weit drüben auf dem stillen, blanken Spiegel schwimmen, nur als Punkte erscheinend, ein paar Taucher, durch eigenthümlichen, wie fernes Bellen klingenden Laut sich kund gebend, mit dem das Männchen seiner Erkornen zärtliche Hingebung zu bezeigen sucht. Dort reihen * sich mehrere Entvögel **, ebenfalls in erwachender Liebesgluth, hinter einer einzelnen Ente, bis diese in eine kleine busch- und rohrumstandene Lache in der Nähe des Sees einfällt, während an dessen Ufer die triste Bläßente nickend und kläglich seufzend durch das trockene Schilf raschelt. Hoch oben in der Luft aber schwebt ein einzelner Reiher, jedenfalls als Quartiermeister für die nachkommenden Schaaren. So ist überall, wo wir hinblicken, schon Leben, obgleich es nur die Vorläufer der Massen sind, die noch folgen sollen, um hier ihr Asyl aufzuschlagen. Eine gewisse Oede herrscht freilich immer noch am See im Vergleich zu späteren Zeiten, deren mannichfaches Treiben wir ein ander Mal zu erleben gedenken. Zuvörderst wählt unsere Betrachtung aus den verschiedenen Wasser- und Sumpfvögeln, die uns zur Schilderung anregen, die wilden Enten, als die massenhaftesten Vertreter jenes Geschlechts, heraus, und unter ihnen nimmt vor allen die bei uns am häufigsten vorkommende und vom jägerlichen Standpunkte besonderes Interesse bietende unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, nämlich:

Die Stockente.

Als Strichvogel ist sie das ganze Jahr bei uns, wo sie nur irgend offene Gewässer findet, es sei auf strömenden, nicht zufrierenden Flüssen und Bächen, oder auf warmen Stellen von Seeen, Teichen und Gräben. Werden mit dem weichenden Winter die Gewässer überhaupt eisfrei, so suchen sie ihre alten Brutstätten an schilfreichen Weihern, oft auch an kleinen Teichen und Lachen wieder auf, wo sie sich dann zu paaren anfangen. Ehe dies jedoch geschieht, werden von den Entvögeln erst erbitterte Kämpfe ausgefochten, nachdem sie, wie wir bereits zu beobachten Gelegenheit hatten, irgend einer Schönen im nacheilenden Wettfluge den Hof gemacht, bis die Bestürmte in ein schilf- und buschumgebenes, stilles Wasserplätzchen einfällt. Dorthin folgen ihr die Anbeter, um entweder zu siegen oder — zu weichen.

Hat der Stärkste die Schwächern glücklich abgeschlagen, so ist es des Bevorzugten Aufgabe, durch liebenswürdiges Kosen, gehorsames Folgen und sanftes Schmiegen die volle Gunst der Ente zu erringen. Mit anerkennenswerther Beharrlichkeit bleibt ihr dann der Gatte treu, freilich nur so lange, als bis die Jungen ausgekommen, von welchem Zeitpunkte an er sich weder um diese, noch um die frühere Angebetete kümmert, vielmehr sich wieder zu seinen

* Reihen: hintereinander herfliegen.
** Entvögel: die Männchen.



Die Stockente.

Geschlechtsgenossen hält. Mit echt mütterlicher Sorgfalt sorgt dagegen die Ente für die Kleinen, die sie sofort, wenn sie aus dem Ei geschlüpft sind, an's Wasser führt oder, wenn sie hoch genistet hat, wie auf einem Baume, hinabträgt in ihr Element. Hier lehrt sie die junge Brut, beschützt sie vor Gefahren, entweder durch muthige Bekämpfung des nicht etwa allzu überlegenen Feindes oder durch List, die sie dem Stärkeren, mit dem sie im Kampfe augenscheinlich unterliegen müßte, entgegensetzt. Nehmen wir zu solcher Zeit, wenn die jungen Enten noch unmittelbar unter dem Schutze der Mutter stehen, das Gewehr und streifen an den See hinaus, uns durch den Augenschein vom Gesagten zu überzeugen und dabei vielleicht einen guten Schuß zu thun. Gibt es doch am Wasser das ganze Jahr über etwas zu jagen. Ein prachtvoller, lachender Morgen im nun schon vorgerückten Frühlinge gibt uns hierzu willkommene Gelegenheit. Mit gutem Winde und vorsichtig schleichen wir uns hinter Bäumen bis an den Rand des See's vor, um uns einer Kitte* Enten zu nähern. Ruhig schwimmt oder vielmehr schaukelt inmitten ihrer Jungen die alte Ente auf den sanft wogenden Wellen, die, von der Frühsonne beschienen, rosig und silbern glitzernd im Schilfe plätschern. Hier und da hört man das „Quak, quak" anderer Enten, die im Schilfe verborgen liegen, das unsere Beobachtete wie zu irgend einer Verständigung beantwortet. Dann sich manchmal stürzend** ist sie doch sofort nachher doppelt aufmerksam, ob sich etwas Verdächtiges kund gebe, um nöthigenfalls einer Gefahr rechtzeitig ausweichen zu können, was ihr auch meistens gelingt, da die Enten vorzüglich scharf äugen, vernehmen und winden.* Irgend etwas ihr nicht Geheueres oder die zu weit vorgerückte Tageszeit läßt unsere Ente in das Schilf hineinsteuern, so daß sie uns bald aus dem Auge verschwunden ist; nur die sich neigenden und schwankenden Spitzen der Schilfstengel, welche die Kitte im Schwimmen berührt, bezeugen den Pfad, den sie genommen. Ein hinter uns aufsteigender Entvogel veranlaßt uns aber jetzt, vom Gewehre Gebrauch zu machen und ihn herunter zu schießen.

Da er in die Gegend der Ente niederfällt, so gibt der darnach einspringende Hund Veranlassung zu einer neuen Beobachtung. Die alte Ente nämlich, die ihre Jungen bedroht glaubt, flieht vor dem Hunde in einer Weise, daß man darauf schwören möchte, sie sei flügellahm geschossen, und könne sich nicht mehr erheben; denn nur flatternd streicht sie kurz vor dem Hunde her, der sich wirklich dadurch täuschen läßt, sie für den heruntergeschossenen Entvogel zu halten, und sie zu fangen und zu apportiren sucht. Die Ente aber hat ihren Zweck erreicht, den Hund von ihren Jungen zu entfernen, die sich unterdessen dicht am Ufer in das Gras gedrückt haben. Natürlich pfeifen wir, den Irrthum bemerkend, den Hund ab, um ihn nicht auf dieser trügerischen Spur fortarbeiten zu lassen. Ehe er aber zu uns zurückkommt und auf weiteren Befehl wieder in's

* Kitte: Alte und Junge zusammen, die Familie.

** Stürzend: sich wie die zahmen Enten mit dem Vordertheile untertauchend und den Steiß in die Höhe richtend.

* Aeugen, vernehmen und winden: sehen, hören und riechen.

Wasser geht, hat die Ente die Stelle, wo sie ihre Jungen verließ, mehrmals quakend umkreist und diese in ihrer Sprache hinweg und dahin, wo sie selbst eben einfällt, gelockt, um ihre Kinder im Schutze von Gras und Schilf auf das Land zu führen und erst nach eingetretener Ruhe mit ihnen in's rechte Fahrwasser zurückzugehen. Unser Hund aber, nicht mehr irre geleitet, hat bald den geschossenen Entvogel gefunden und herbeigebracht. Der Schuß hat aber noch manches Andere rege gemacht, so daß nicht nur Massen von Enten hoch über uns pfeifend hinschwärmen, um weit draußen auf der Blänke des See's wieder einzufallen, sondern auch Reiher, die theils auf den den See überschattenden Bäumen, theils unten im Schilf gestanden haben, aufgescheucht worden sind und, nachdem sie sich schwerfällig emporgehoben haben, hoch in den Lüften mit unbewegten Fittigen, wie im blauen Aether schwimmend, umherkreisen, während die kleinen Belferer, die Rohrsperlinge, lästernd und scheltend, daß Jemand sie zu stören gewagt, im Schilfe herumspektakeln.

Ein Taucher, der weit über gewöhnliche Schußweite hin ruhig auf dem klaren Spiegel schwimmt, verführt uns mit dem Büchsenrohre des Doppelzeuges zu schießen; aber ehe die Kugel ihn erreicht hat, die dann tanzend auf dem Wasserspiegel vielfach aufschlägt, ist er untergetaucht und kommt nach Minuten, wohl mehrere hundert Schritt weit von dem Flecke, wo wir ihn zuerst sahen, wieder heraus, bald darauf abermals tauchend und so fort, bis er im schützenden Schilfe des jenseitigen Ufers verschwindet. Doch schießen wir im Laufe des Vormittags noch mehrere Entvögel, ohne die immer schußgerecht dahinsegelnden Bläßenten zu beachten, die mit ihrer melancholischen Stimme und ihrem düsteren Aussehen Einem im Voraus den Appetit nach ihrem Braten verderben, der nur zur Osterzeit von den Katholiken, als erlaubte Fastenspeise, gesucht und gern gespeist wird. Ich meinerseits würde lieber fasten, als diese trauerblödige, dickhäutige, thran'ge Creatur zu genießen, die, was Widerwärtigkeit betrifft, für mich in der Vogelwelt das ist, was die Ratte unter den Säugethieren. Vielleicht thue ich ihr Unrecht; denn jedenfalls ist sie ein recht gutes Thierchen, aber hübsch ist sie nicht. Wie sich jedoch sehr oft Contraste begegnen, so sind die Jungen dieser unansehnlichen Enten, eigentlich richtiger Wasserhühner, mit ganz brillantem Gefieder ausgestattet. Durch eine eigenthümliche, von der Regel abweichende Federschmückung, durch lange, glänzendrothe Miebel, die Kopf und Hals überdecken, bekommen die kleinen Geschöpfe ein auffallend ungewöhnliches Ansehen. Diese Erscheinung ist seltsam genug, da unter den Vögeln sonst nicht die alten, sondern die jungen unscheinbar aussehen.

Die eigentlichen Entenjagden werden wir erst in vorgeschrittener Jahreszeit, im Sommer — Monat Juli — wo die Jungen dann flug- und jagdbar werden und die Alten in der Mauser liegen, mitmachen können. Noch später, im Herbst, setzen wir uns dann zur Dämmerstunde auf den Einfall, welches eigentlich, wenn auch nicht die lohnendste, so doch anregendste Jagd ist. Bei diesen Gelegenheiten wird es nicht blos Enten zu jagen geben, sondern, hoffen wir, noch manches andere Wassergeflügel und sonstiges Flugwild uns vor das Auge kommen, das werth ist, näher betrachtet zu werden. Auch was sonst am See lebt und webt und von seinen kühlen Fluthen angezogen wird, soll nicht unbeobachtet bleiben.

Ein Mann der Volksschule.

(Schluß.)

Doch diese segensreiche Wirksamkeit Dinter's sollte weitere Kreise ziehen. Erziehen und Unterrichten war von jeher seine Leidenschaft. Schon in Kitscher nahm er heranreifende, talentvolle Knaben und Jünglinge in sein Haus und bildete sie zu Schullehrern. Daß sie treu und gewissenhaft unterrichtet wurden, bedarf nicht der Erwähnung, allein Dinter that noch mehr. Einer seiner Lieblingsschüler, der als pädagogischer Schriftsteller, wie als Bildner von mehr als hundert Lehrern bekannte Bauriegel in Pulgar bei Leipzig, mag es uns erzählen: „Alle Zöglinge Dinter's waren arm, oft sehr arm, Dinter nahm sie in sein Haus und sein Institut auf, meist vier bis fünf, da ihm für mehr der Raum fehlte, und reichte ihnen Alles — Wohnung, Heizung, Kost, Unterricht, Bücher, Kleidung, ja selbst Taschengeld. Nicht ein einziges Mal ließ er bei den vielfachen Geldausgaben einen Unwillen merken, im Gegentheil war er stets heiter, wenn er Geld zu Kleidungsstücken hergeben mußte. Endlich bekam jeder Zögling von Dinter noch jährlich zehn Thaler, damit er beim einstigen Eintritt in ein Amt die erforderlichen Ausgaben für Amtskleidung bestreiten könne. Ich selbst, der ich nur 1¼ Jahr bei Dinter war, erhielt zwanzig Thaler". Merke, Leser: dies that für arme Jünglinge und durch sie für die Menschheit der Mann, dem die Frommen und Gläubigen unserer Tage die Christlichkeit absprechen, den sie selbst Jugendverführer nennen!

Die tüchtige Bildung dieser jungen Leute machte Aufsehen, ja Dinter war durch seine uneigennützige und segensreiche Wirksamkeit dem berühmten Theologen und Kanzelredner Reinhard in Dresden bekannt geworden, und erhielt von ihm die Mittheilung, daß man geneigt sei, ihm das Seminar-Directorat in Friedrichstadt-Dresden anzuvertrauen. Diese Anstalt befand sich, als Dinter sie untersuchte, in einem erbärmlichen Zustande, und Reinhard verbarg ihm die Lage der Dinge nicht. Der siebenunddreißig Jahre zählende Dinter sagte zu seinem Gönner: „Herr Oberhofprediger, je größer die Schwierigkeiten, desto größer die Freuden des Sieges." Man legt ihm seinen Geschäftskreis vor: „Gott sei Dank, zweiunddreißig Stunden wöchentlich Unterricht und Aufsicht über fünf Schulclassen! Dies war Trost für mein Herz. Desto schlimmer stand's um meine Besoldung." Der Pfarrer zu Kitscher konnte dem Oberhofprediger vorrechnen, daß er als Pfarrer gegen 1000 Thaler, als Seminardirector aber nur 700 Thaler Einkommen habe. „Sie machen," sprach Dinter zu demselben, „heute eine sonderbare Besetzung. Ich erhalte 250 Thaler weniger, als ich habe und verdoppelte Arbeit dazu; aber ich komme doch." Dinter ging nach zehnjähriger Wirksamkeit zum Leidwesen seiner ganzen Gemeinde 1797 nach Dresden als Seminardirector und setzte hier als Jugendlehrer — er war zugleich Rector einer Bürgerschule — und Lehrerbildner sein Lehramt fort. Wir werden ihn besonders in letzter Eigenschaft kennen lernen.

Seinem im kleinen Kreise befolgten Grundsatze: „Bei dem Seminaristen macht nicht die Menge der Kenntnisse den Mann, sondern die Klarheit, die Bestimmtheit und die Gewandtheit" blieb er auch hier treu. Nie kam es ihm darauf an: Wie viel in einer Stunde? er ging nicht eher weiter, bis das obere Drittel seiner Seminaristen das Vorgetragene bestimmt, vollständig und in gutem Deutsch wiedergeben konnte. Er bekam hierdurch nicht die gelehrtesten Seminaristen, aber gute und gewandte Lehrer. „Der Seminarist bedarf nirgends das vollständige, Alles bis in's Kleinliche durchführende System. Er muß als gebildeter Dilettant überall das Wichtigste haben und geben können. Wenn er bei der Candidaten-Prüfung das formosanische Teufelchen, das Armadill und dergleichen nicht genau kennt, so zürne ich nie, oder frage vielmehr nicht nach solchen Dingen, aber Unbekanntschaft mit dem Baue des menschlichen Körpers würde ich nie verzeihen." Gleich wichtig, wie Dinter's Unterricht, war auch sein Umgang mit den Seminaristen. Dieselben waren ihm nicht Knaben, sondern Jünglinge, die nach wenigen Jahren Lehrer sein sollen. Nie despotisirte er den Jüngling, wußte er doch, daß er diesen dadurch reizte, ihn zu betrügen. „Lieber, mach's so, es gereicht zu Deinem Besten."

Freiheit, Arbeit und Liebe waren nächst dem religiösen Sinne die Hauptmittel, durch welche der große Lehrerbildner seine Schüler zu führen suchte. Nie sagte er außer der Lectionszeit: „Wo seid ihr?" Nur gegen neun Uhr mußten seine Leute zum Abendgebete zu Hause sein, wer nach dieser Zeit nochmals ausging, mußte um zehn Uhr zurück sein. Nach dem Gebete blieb Dinter meist noch eine Stunde im Auditorium, bald studirend, bald am Ofen stehend, die Seminaristen in freundschaftlichem Gespräch um ihn herum. Da gab es bald heitere, bald ernste Dinge, und Schreiber dieses, welcher viele Schüler Dinter's persönlich gekannt (sie sind fast alle todt) und als tüchtige Männer im Amt und Haus schätzen gelernt hat, sah, wie sich das Auge der Greise verklärte, gedachten sie jener Tage. Mit innigster Liebe hingen sie noch dem Manne an, der ihnen einst väterlicher Freund und Bildner zum Schulamte war und nun längst im Grabe ruht.

In Bezug auf Glaubens- und Sittenlehre blieb Dinter, was er in Kitscher gewesen war, evangelischer Christ, ohne in's Schwärmerische überzugehen. In verfänglichen Punkten stellte er beide Meinungen neben einander, jede mit ihren Gründen, ohne sich für die eine oder andere zu entscheiden. Während des Gesprächs am Ofen, wo es jedem Seminaristen frei stand, sich unbefangen zu äußern, sagte einmal einer derselben: „Ja, Herr Director, Alles, was Sie sagen, kann man nachschreiben, aber Gesicht und Ton nicht, mit dem Sie es sagen." „Und doch," erwiderte Dinter, „würden auch diese mich nicht verwerflich machen." Auf Bibellectionen verwendete Dinter als echter Lutheraner viel Zeit und Kraft. Sein von den Orthodoxen und Hochkirchlichen geschmäheter und verworfener Hauptgrundsatz stand schon damals fest: „Die Glaubenslehre muß aus der Bibel geschöpft, nicht aber die Bibel nach der Norm bestimmter Formeln erklärt werden. Vernünftige Bibelerklärung muß die Seele der lutherischen Schule bleiben."

Was für Leute unter Dinter in Dresden gebildet wurden, hat das allgemeine Aufblühen der sächsischen Schule in seiner Zeit auf's Klarste dargethan. Deshalb baten städtische wie ländliche Schulpatrone um Dresdner Seminaristen. Es waren frische, kräftige Leute, deren Geist nicht durch strenge Seminarclausur und Gedächtnißkram gedämpft worden war. Dinter lebte des Glaubens: „Wer vom Jüngling zwischen 17 und 22 Jahren zu viel Ernst verlangt, ist wenigstens kein Menschenkenner; Possenmachen ist ihm Bedürfniß. Befriedige ich nun dies Bedürfniß auf geniale Weise, so bewahre ich ihn vor Abwegen. Es ist besser, ich scherze mit den Seminaristen, als ein Spötter des Heiligen, der Gottheit, der Bibel, der Tugend. Meine Absicht wurde erreicht, die jungen Leute waren in den Freistunden gern bei mir, und da sie unter meinen Augen fröhlich sein durften, so suchten sie die Freude nicht in der Ferne."

Der Erfolg hat seine Bemühungen vollständig gerechtfertigt. In dem von dem gelehrten Reinhard abgehaltenen Examen ging's trefflich, denn auch dieser hielt auf Kraftbildung mehr, als auf die Masse der Kenntnisse. Die Kühnheit, mit welcher die Seminaristen zuweilen Reinhards Einwendungen beantworteten, mit der sie gegen ihn disputirend auftraten, wurde von Manchen gemißbilligt, ja von den Autoritätsmenschen für gefährlich angesehen. „Gott, was wollen das für Schullehrer werden! Sie widersprechen dem Oberhofprediger," sagte Reinhards Küster. Dinter erzählte dies Reinhard bei einem Abendbesuche. „Sehen Sie," erwiderte dieser, „es ist doch gut, daß der Küster nicht Oberhofprediger ist, und ich Küster. Dieser hätte Ihrem Schütz offenbar den Repuls gegeben, bei mir erhält er die Eins." Dinter, von der allgemeinen Gunst getragen, trat gegen Vorgesetzte beherzter auf, als mancher Andere es gethan hätte. Man verzieh es ihm, da man seine Tüchtigkeit und seine Erfolge nicht ableugnen konnte. Einer von denen, die ihm zunächst standen, wollte ihm in einer Sache, die er verstehen mußte, Vorschriften machen. „Sie müssen —" fing er an. Dinter unterbrach ihn: „Ich bin nach Dresden gekommen, nicht weil ich Dresden brauchte, sondern weil Dresden mich brauchen zu können glaubte. Ich muß nichts, als was ich will."

Gleichwohl verließ Dinter 1807 nach zehnjährigem Aufenthalte aus Gesundheitsrücksichten Dresden. Man trug ihm eine Superintendentur an, doch schlug er sie aus und bat Reinhard um die eben erledigte Pfarrstelle zu Görnitz bei Borna. Am Abende des entscheidenden Tages fragte er bei diesem an, ob er Görnitz erhalten habe. Reinhard, äußerst gütig: „Nur mit Mühe haben Sie es erhalten, man schämte sich fast, Ihnen nichts Besseres zu geben." Allerdings betrug das Einkommen dieser Stelle nur 500 Thaler. Der Abschied von Dresden war schmerzlich, viele seiner Seminaristen begleiteten ihn bis Meißen. Dinter's Wirksamkeit in Görnitz ward durch den Brand der Pfarrwohnung, sowie 1813 durch eine Plünderung durch Kosaken getrübt. In beiden Unfällen zeigte ihm die allgemeine Liebe, wie sehr man ihn ehrte. Er war zweimal um Alles gekommen, und Alles ward ihm, soweit es möglich war, von Freundeshänden bald ersetzt. In Görnitz begründete er eine höhere Bürgerschule und ein Gymnasium, verweilte aber daselbst nur bis 1816, in welchem Jahre er als Schul- und Consistorialrath nach Königsberg berufen ward. Wir haben nun Gelegenheit, ihn als Leiter und Vorgesetzten der Lehrer kennen zu lernen.

Dem um Preußen hochverdienten Oberpräsidenten von Vincke in Münster gebührt das Verdienst, sein Vaterland auf Dinter, der um jene Zeit bereits als pädagogischer Schriftsteller glänzte, aufmerksam gemacht zu haben. Der Staatsrath Nicolovius änderte den Plan und bestimmte Dinter für Königsberg, doch nicht als Regierungs-, sondern als Schulrath. Der Vater des Dichters Körner, mit Dinter von Dresden aus bekannt, führte die Correspondenz und schrieb ziemlich ängstlich, er werde die Sache ja nicht rückgängig machen, weil er nicht den Titel als Regierungs-, sondern nur als Consistorialrath erhalte. Dinter antwortete: „Man nenne mich doch, wie man will, das ist mir gleich viel; man thue nur in Schulsachen, was ich will." Die Sache war abgemacht. Man ließ Dinter aus Sachsen ungern ziehen, doch gab es damals noch nicht ähnliche Stellen. Dinter langte den 9. December 1816 in Königsberg an und schwur den 16. December dem neuen Vaterlande Treue. Damals schrieb er dem Minister Altenstein: „Ich will jedes preußische Bauernkind für ein Wesen ansehen, das mich bei Gott verklagen kann, wenn ich ihm nicht die beste Menschen- und Christenbildung schaffe, die ich ihm zu schaffen vermag." Er hat redlich Wort gehalten, die Annalen des ostpreußischen Schulwesens können Zeugniß ablegen.

Das Schulwesen Ostpreußens lag noch tief darnieder. Den Armen nach Jesu Vorbild das Evangelium zu predigen, war Dinters Wahlspruch. Kurz nach seiner Ankunft revidirte er auf einer Reise 43 Landschulen und zwei Stadtclassen, und — in keiner von ihnen war auch nur Ein Kind, das einen Brief selbstständig aufsetzen konnte. Nach Königsberg zurückgekehrt, klagte er darüber in der Session. Einer der geistlichen Räthe erwiderte: „So etwas muß man aber auch nicht von Bauerjungen fordern." Dinter: „Ich hab's als Pfarrer in Sachsen gefordert. Ich werd's als Rath in Preußen auch verlangen."

Zwölf Jahre später, als er seine Biographie niederschrieb, hatte er 2175 Meilen Wegs auf Revisionsreisen zugebracht, hatte sämmtliche rein deutsche Schulen revidirt und konnte mit Stolz sagen: „Ich hab's errungen. Auf meiner letzten Revision fand ich unter 67 Schulen nur 7, wo es die fleißigen Schuljungen nicht kennten." Seine neuen Landsleute mußten von dem vormaligen sächsischen Dorfpfarrer gar manches bittere Wort hören, wenn sie sich ihres Schulwesens rühmten. Einem angesehenen Geistlichen sagte er in seinem gewöhnlichen Freimuthe einmal geradezu: „Das hiesige Schulwesen hat mich überzeugt, daß es keine Erbsünde gibt." „Wie so?" fragte man. Er: „Wenn es eine Erbsünde gäbe, so müßte das preußische Volk aus lauter Dieben, Räubern, Brandstiftern, Ehebrechern und Mördern bestehen, denn mit eurem Schulwesen habt ihr sie wahrlich nicht abgehalten, dies alles zu werden." Seine Vorgesetzten, darunter die berühmten Patrioten aus Preußens großer Zeit: v. Schön und v. Auerswald, sahen seinen Eifer und unterstützten ihn auf das Bereitwilligste. Nicht vier Schulstellen sind in zwölf Jahren wider seinen Willen besetzt worden. In den ersten Jahren erklärte ihm Auerswald: „Sie tragen zu viel vor, Sie müssen Kleinigkeiten gleich selbst abmachen, nur das Wichtige vortragen, um die Session nicht aufzuhalten." Dinter: „Excellenz, ich trage jetzt fast Alles vor, damit Sie nach drei Jahren sagen sollen: Dinter trägt zu wenig vor." Rechtschaffenheit und Freimuth wußte Dinter allezeit nach oben, väterlichen Ernst und herzliche Liebe nach unten, gegen die ihm untergebenen Lehrer, zu zeigen, sobald diese ihre Pflicht redlich erfüllten. Den Unbrauchbaren und Faulen war er ein Mann des Schreckens. Er kannte alle Lehrer und hatte sie in fünf Classen rubricirt, davon die letzte: Menschenverderber. Keiner verstand so wie er die Geister zu sondiren, Parademänner in den Classen konnten ihn ebenso wenig täuschen, wie einzelne, besonders gepflegte Unterrichtsgegenstände, zumal wenn diese außer dem Kreise des Volksschulunterrichtes lagen, das Wesentliche dagegen fehlte. Zu diesem letzteren rechnete er aber: klare Erkenntniß des Christenthums, ausdrucksvolles Lesen, Briefschreiben, Preisberechnung, Gesundheitslehre und Naturkunde zur Verhütung des Aberglaubens.

Durch Herstellung guter Seminare, unter denen die zu Kleindexen und Mühlhausen seine besondere Freude, sein Stolz waren, gelang es ihm, Musterlehrer zu bilden, welche er in der Provinz vertheilte. Sie wurden die Bildner ihrer Umgebung; sein Umgang mit solchen Lehrern war ein väterlicher. In welcher Weise er mit trefflichen Lehrern verfuhr, mag Folgendes zeigen: Ich nenne alle meine preußischen Seminaristen, so lange ich mit ihnen zufrieden bin „Du". Wenn ich einen „Sie" nenne, so ist dies

eine bedeutende Strafe. Mein S. war zu gelinde, er konnte kein Kind ernst tadeln. Seine Schule war daher bei der ersten Revision nicht, was eine Seminaristenschule sein soll. Ich nannte ihn bei der Revision „Sie". Er weinte und schwieg. Nach einiger Zeit besuchte er mich. Ich: „Was wollen Sie bei mir?" Er: „Ich wollte Sie bitten, meine Schule wieder zu revidiren." Ich: „Daß ich mich noch einmal ärgere?" Er: „Nein! Ich will mir nur das „Du" wieder verdienen!" Er verdiente sich nicht nur das Du, sondern auch eine bessere Stelle. Einem jungen Lehrer schrieb er: „Du siehst, ich alter Mann kam heute bei stürmischem Wetter und schlechtem Wege zu Dir. Warum? Weil ich glaube, ich bin Gott für jeden preußischen Bauerjungen Verantwortung schuldig, wenn ich nicht Alles thue, was ich zu thun vermag, um ihn zum Menschen, zum Christen zu bilden. Denke Du auch so! Du hast's bei Gott zu verantworten, wenn Du nur in einer Stunde eines Deiner Kinder vernachlässigst, nicht Alles an ihm thust, was Du für seine Menschen- und Christenbildung mit angestrengter Kraft zu thun vermagst. Junger Mann, das Vaterland hat Dir ein Werk anvertraut, das kindlichen, das männlichen Sinn fordert. Habe jenen, strebe nach diesem, so wird sich herzlich freuen Dein väterlich gesinnter Freund Dinter."

So redete ein Dinter mit seinen strebsamen Lehrern; ist's zu verwundern, daß diese das unmöglich Scheinende leisteten, ihn liebten und ihre Liebe in seiner Weise, in der Beförderung von Menschenwohl darzulegen bemüht waren? Dabei suchte der Freund ihre äußere Lage zu verbessern, wann und wo er konnte. Doch wir müssen hiervon schweigen, und wollen nur noch erwähnen, daß er als Professor der Theologie sich gleicher Liebe von den Studenten zu erfreuen hatte. In seinem Hause lebten acht Studenten und Gymnasiasten, die er zum größten Theil auf eigene Kosten oder gegen ein billiges Kostgeld erhielt, ja selbst studiren ließ; außerdem zahlte er mehrere baare Stipendien an arme Studirende. Es war Junggesellensteuer, zur Strafe dafür, daß er nie geheirathet. Er selbst lebte einfach, trank zu Hause nie ein Glas Wein, kleidete sich einfach, fast zu einfach, wohnte nicht herrlich. „Lachet nur," rief er Denen zu, die darüber spotteten! „Meine armen Jungen lachen auch, wenn ich noch einige Thaler zum Weihnachtsgeschenke habe, oder zum Jahrmarkte." Wöchentlich arbeitete er 83 Stunden und stand im hohen Alter noch stets früh fünf Uhr auf. Ohne Furcht sah er der Zukunft entgegen. „Sterben?" spricht er, „nun wahrlich, davor fürchte ich mich nicht. Das Einpacken mag kein angenehmes Geschäft sein, aber Reisen ist wahrlich schön, zumal Reisen in's Vaterland, zum Vater. Ein Gott, der mir's hier so wohl gehen ließ, macht alle guten Geister in seinem Himmel glückselig, mich auch. Und wenn er mich droben wieder zum Schulmeister macht, und mir ein Heer Geisterchen für seinen Himmel zu bilden anvertraut, so erfüllt er den heißesten meiner Wünsche, macht mich so selig, daß ich selbst Gabriel und Raphael um ihre Herrlichkeit nicht beneide."

Und diese Stunde schlug ihm nach einem rastlos thätigen, zum Segen der Menschheit vollbrachten Leben, ganz wie er sich's immer gewünscht hatte, ohne langes Krankenlager. Den 19. Mai 1831 unternimmt er noch einige Revisionsreisen, kommt den 21. Mai Abends zu einem befreundeten Pfarrer, legt sich zur Ruhe und schläft ungewöhnlich lange. Doch um acht Uhr wacht er auf und arbeitet dann an der damals von ihm herausgegebenen Bibel als Erbauungsbuch. Es zeigen sich Anfälle von Schwindel. Gleichwohl revidirt er noch einige Schulen, will sein Werk in einem dritten Kirchspiele fortsetzen, doch es geht nicht mehr. Man holt ihn nach Königsberg zurück. Ein Nervenfieber gesellt sich zu seinem abgematteten Zustande, nach drei Tagen, den 29. Mai früh sechs Uhr, ist er ein Raub des Todes. Er schlief ruhig und zufrieden ein.

Er ruhe sanft. Er war ein arbeitsamer, guter, religiöser Mensch, ein Christ in des Wortes tiefster Bedeutung. Die deutsche Volksschule hat ihm viel zu danken, jede seiner einundfunfzig zum Theil bändereichen Schriften ist ein Denkmal seines praktischen Geistes. Die theologische Tagesmeinung suchte sie nach Preußens Vorgange vor mehreren Jahren nicht nur aus den Schulen, sondern, Gott sei es geklagt, selbst aus den Lehrerbibliotheken zu entfernen. Die Zeit bricht schon an, wo man rufen muß: „Ist kein Dinter da?" Mögen die, welche aus seiner Schule hervorgegangen, ihm geistesverwandt sind, fest an seinem Grundsatz halten: „Durch den Kopf zum Herzen, keine Wärme ohne Licht!"

Blätter und Blüthen.

Ein Sperling als Briefträger. Die Wittwe des Philosophen Helvetius liebte alle kleinen Vögel ungemein und suchte sie zu schützen, so viel in ihren Kräften stand. Während des Winters reinigte sie jederzeit ihren Altan von Schnee und streute dort für die kleineren Körnerfresser Nahrung hin. Eines Tages erschien einer ihrer besonderen Lieblinge, ein Haussperling, welcher der Dame so viel Vertrauen schenkte, daß er ihr aus der Hand fraß, mit einem aus dem abgeschnittenen Finger eines Handschuh gefertigten Beutelchen am Halse und flog seiner Wohlthäterin sogleich auf die vorgehaltene Hand, gleichsam bittend, ihn doch von seiner Last befreien zu wollen. Die Dame nahm ihm das Beutelchen ab und fand in demselben ein Zettelchen mit den Worten: „Rechtliche Leute Ihrer Nachbarschaft entbehren des Nöthigsten; weeden Sie für dieselben weniger thun, als für ihre kleine gefiederte Familie, welcher Sie jeden Morgen so große Wohlthaten erzeigen?" Die gute Dame besann sich keinen Augenblick lang, sondern eilte zu ihrem Schreibpulte, nahm eine Banknote von ziemlichem Werthe aus demselben, steckte sie in das Beutelchen, fing ihren kleinen Briefträger, küßte ihn, übergab ihm das Geld und trieb ihn zum Wegfluge an. Wenige Tage später erschien der niedliche Bote wieder mit seinem Briefbeutel und folgender Antwort: „Sie haben einen achtbaren Künstler und seine zahlreiche Familie gerettet; Gott segne Sie dafür! Ihren gütig geleisteten Vorschuß erhalten Sie nächstes Frühjahr zurück." Und wirklich brachte der geflügelte Bote der mildherzigen Geberin zur rechten Zeit das als Darlehn betrachtete Almosen zurück, zugleich aber ein Dankschreiben folgenden Inhalts: „Wir bitten unsere verehrte Wohlthäterin, unserer Geldschuld uns zu entbinden, aber zu erlauben, daß wir die Dankesschuld, welche sie in unsere Herzen eingegraben hat, für immer in diesen bewahren dürfen, weil wir ja doch niemals im Stande sein können, sie zu tilgen." — Der Erzähler dieser verbürgten Geschichte fügt hinzu, daß der Sperling später noch einen Besuch bei seiner Gönnerin abstattete und von dieser festgehalten wurde, um womöglich die Familie kennen zu lernen, in welcher er aufgezogen worden war. Und diese Absicht wurde auch vom Erfolge gekrönt; denn seine Herrin, die Tochter des Künstlers, bat durch die Zeitungen um Rückgabe ihres Lieblings, und Frau Helvetius erlangte hierdurch Gelegenheit, den Wünschen ihres Herzens vollständig Genüge zu leisten. Dr. Brehm.

Kleiner Briefkasten.

H. L. in Dresden. Wir haben für derartige Spielereien — denn als solche sehen wir die gewünschten Briefe an — keinen Platz in der Gartenlaube.

R. R. in Kronstadt. Von den österreichischen Buchhandlungen wird unsere Zeitschrift, so viel wir wissen, mit 1 fl. 15 — 20 kr. verkauft, doch können die traurigen Coursverhältnisse der neuern Zeit wohl eine Preiserhöhung herbeigeführt haben. Außerdem sprechen in Kronstadt die theueren Fracht- und Postspesen etwas mit.

S. in Pulsnitz. Ihre Auflösung des Räthsels hat durch ihre geistreiche Form sehr angesprochen.

Hbgr. in Kolomna (Gouvernement Moskau). Wenn die russische Postbehörde in Moskau den Abonnementspreis für die Gartenlaube einstreicht, so ist sie auch verpflichtet, den Jahrgang regelmäßig und vollständig in deu erscheinenden Wochennummern zu liefern. Wenn briefliche Reclamationen nicht helfen, so nehmen Sie die Presse zu Hülfe, es ist das beste Mittel, Uebelstände bekannt zu machen und zu beseitigen.

A. W. in Oppeln. In der letzten Nummer werden Sie bereits eine Mittheilung gefunden haben.

Nlgn. in Nördlingen. Wir bedauern, auf Ihre Vorschläge nicht eingehen zu können.

C. A. W. in Hamburg. Die Gartenlaube druckt nur Originalbeiträge ab, am wenigsten aber kann sie sich dazu verstehen, aus den leichtfertigen Mühlbach'schen Machwerken nachzudrucken.

B. in O. Die „Blätter aus dem Gedenkbuche der Gartenlaube" werden, wie Sie in heutiger Nummer ersehen, fortgesetzt. Es freut uns, daß dieselben auch in Ihrer Gegend ansprechen.

Zur Berichtigung. In einem Theil der Exemplare der Nr. 7 sind zwei sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben, die wir zu berichtigen bitten. Es muß heißen:

Seite 103, Spalte 1, Zeile 21 v. u. Beengung des Magens, statt Bewegung des Magens.

Seite 104 in der Unterschrift der Illustration: s) Milz, statt Milch.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 10. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine Brautfahrt.

Von dem Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

Vor etwas mehr als dreißig Jahren —

Warum gerade damals? Ich will meinen Lesern eine kleine Geschichte erzählen, eine wahrhafte und keine erfundene und dazu von einer Räuberbande, und Räuberbanden gab es zu jener Zeit in Deutschland noch. Ein Bekannter von mir hat ein dickes Buch über sie geschrieben, in dem auch die Bande vorkommt, von deren Hauptmann ich hier ein Stückchen erzählen will.

Daß es heute keine solche Banden mehr gäbe — ich will es nicht geradezu behaupten, aber so viel ist gewiß, in der heutigen Zeit plündern andere Banden viel leichter, viel bequemer und völlig sicher die Leute aus, an Börsen und Banken; warum da noch Räuber und Mörder? —

Vor etwas mehr als dreißig Jahren fuhr an einem klaren und noch warmen Octobernachmittage die tägliche Fahrpost in ein kleines Städtchen ein. Das Städtchen lag drei oder vier Meilen von einer deutschen Residenz entfernt. Der Postwagen hielt vor dem Posthause auf der Straße. Der Postillon sprang flink aus dem Sattel. Der Conducteur kam steif aus seinem Coupé hervor, trat an den Wagen, öffnete den Schlag und sprach hinein: „Wer will, kann hier aussteigen!"

Es war noch die volle Zeit der Grobheit der deutschen Postbeamten. Eisenbahnen gab es damals im deutschen Vaterlande noch nicht; Schnellposten waren nur erst auf wenigen Touren eingerichtet. Besonders die Schirrmeister der Fahrposten hatten daher ein Monopol der Grobheit.

„Wie lange hält der Wagen hier?" fragte eine Stimme heraus.

„Zehn Minuten," antwortete der Conducteur.

„Auch wohl etwas länger!" meinte etwas derb die Stimme im Wagen. „Man kennt die zehn Minuten auf den Poststationen."

Das Gesicht des Schirrmeisters verfinsterte sich. Es war dies eine offenbare Amtsehrenbeleidigung gegen das gesammte Postwesen. Sollte, mußte er sie nicht rügen? Allein er schien ein großmüthiges Verzeihen vorzuziehen. Er ging, ohne etwas zu erwidern, mit seinem Briefbeutel in das Posthaus.

Aus dem Postwagen stieg darauf ein einzelner Reisender. Es war ein kurzer, dicker Herr mit einem starken, rothen, befehlend aufgeworfenen Gesichte. Draußen sah er sich um. Er hatte etwas zu fragen. Es war aber nur noch der Postillon da, der seine Pferde abschirrte. Er wandte sich ärgerlich an diesen: „Wo kann man hier denn bleiben?"

„Im Wirthshause!" antwortete eben so grob und nachlässig, wie sein Conducteur, der Postillon.

„Ist denn keine Passagierstube da?" fragte beinahe zornig der Fremde.

„Nein."

„Und wo ist das Wirthshaus?"

„Suche es sich der Herr."

Der Fremde ging mit einem Fluche, sich das Wirthshaus zu suchen. — In dem Postwagen hatte Jemand der kleinen Scene mit einem höchst gleichgültigen, fast blasirten Gesichte zugesehen. Ein Anderer hatte gar keine Notiz davon genommen.

Jener war ein nicht mehr ganz junger Mann mit einem etwas abgelebten Gesichte, das aber einen ungeheuren Schnurrbart tragen mußte. Schnurrbart und eine eigenthümlich steife, gerade Haltung schienen, ungeachtet der bürgerlichen Kleidung des Reisenden, einen Soldaten, und etwas Vornehmes in der Haltung, so wie das blasirte Gesicht einen Lieutenant verrathen zu wollen. Er war es, der mit dem völlig gleichgültigen Gesichte, und ohne sich auf seinem Eckplatze zu rühren, die Unterredung zwischen dem groben Postillon und dem zornigen Herrn angehört hatte.

Der Andere, der von dieser gar keine Notiz genommen hatte, war nach seiner Kleidung offenbar ein Geistlicher. Er trug einen schwarzen Rock, schwarze Beinkleider, eine lange, schwarze Tuchweste, ein sauberes weißes Halstuch, einen schwarzen Hut mit breiter Krämpe. Er schien schon ziemlich alt zu sein, seine Haare waren weiß und das Gesicht hatte den Ausdruck einer milden Würde. — Derselbe hatte ebenfalls einen Eckplatz im Wagen und hatte sich ermüdet darin zurückgelegt. Er schien geschlafen zu haben, denn als der Wagen hielt, hatte er nur auf einige Secunden die Augen geöffnet. Dieselben waren noch ungewöhnlich lebhaft; aber diese Lebhaftigkeit that der milden Würde des Gesichts keinen Eintrag. Die Augen schlossen sich bald wieder, und er schien weiter zu schlummern.

Außer den Beiden war Niemand im Wagen, und sie schienen das Weiterfahren desselben abwarten zu wollen. Der muthmaßliche Lieutenant schlief nicht, sondern sah blos langweilig vor sich hin; seine Langweile sollte jedoch unterbrochen werden. Dem Postwagen näherte sich aus der Straße des Städtchens ein Herr mit zwei Damen. Der Herr war ein hübscher junger Mann, noch sehr jung; das Gesicht wie Milch und Blut, darin ein kleiner, schwarzer, kecker Schnurrbart, ein Paar Augen, die glaubten, überall dabei sein zu müssen, und ein Leichtsinn, der für junge Mädchenlippen gewiß zum Küssen war, frommen Matronen und soliden Männern aber unwillkürlich ein Kopfschütteln abnöthigen oder wohl gar einen

Schrecken einjagen mußte. Er trug bürgerliche Reisekleidung, aber auch ihm sah man bald an, daß er ein junger Lieutenant sein müsse, man konnte sogar meinen, die Garde in ihm zu entdecken, denn die vornehme Blasirtheit und der liebenswürdige Leichtsinn eines Gardelieutenants haben nun einmal etwas Unverkennbares. Er führte eine ältere Dame; ein junges Mädchen ging an seiner anderen Seite.

Fünf Schritte vor dem Postwagen blieben sie stehen und sollten hier Abschied nehmen, da der junge Mann mit der Post reisen wollte. Die Damen, von denen die ältere die Mutter war, hatten ihn zum Wagen begleitet. Dem Scheidenden durften die mütterlichen Abschiedsermahnungen nicht fehlen; sie sind zwar meist schlecht genug angebracht, namentlich in diesem Momente; aber sie sind so gut gemeint, und das Herz der Mutter weint dabei, manchmal freilich auch das des Sohnes. Dieses weinte hier wohl nicht.

„Und, nicht wahr, Fritz," sagte die Mutter, „Du denkst an Alles, was Du mir versprochen hast?"

„Gewiß, liebe Mutter."

„Und Du wirst nicht leichtsinnig sein?"

„Gewiß nicht, liebe Mutter."

„Und auch keine Abenteuer suchen?"

„Wenn sie mich nur nicht suchen!"

„Dann gehe ihnen aus dem Wege, mein Sohn."

„Ach, wer das könnte!"

„Fritz, Fritz!"

„Aber ich werde mir alle Mühe geben, Mutter."

„Kann ich mich darauf verlassen, mein Kind?"

„Es ist wahrhaftig mein Ernst, Mutter. — Aber Himmeldonnerwetter, was ist denn das, mein Herr? wie können Sie sich unterstehen —"

Die jüngere Begleiterin des blutjungen muthmaßlichen Gardelieutenants war noch jünger als er; sie konnte vierzehn bis funfzehn Jahre zählen, war also in dem Alter zwischen Kind und Jungfrau. Als Jungfrau war sie hübsch, als Kind neugierig. Während der mütterlichen Ermahnungen war sie an den Postwagen herangetreten, indem sie doch wissen mußte, wo der Herr, den sie begleitete und der ihr also näher angehörte, bleiben solle. Daher blickte sie in den Wagen und sie war unmittelbar vor dem ungeheuren Schnurrbarte des blasirten Lieutenants. Erschrocken wollte sie zurückfahren, aber sie konnte nicht; der Schnurrbart war plötzlich lebendig geworden.

„Ach, meine Kleine, Sie wollen mitfahren? Ich werde Ihnen einsteigen helfen, schönes Kind."

Die junge Dame fühlte sich angefaßt, sie wußte nicht, wie. Vor Schreck konnte sie kaum schreien, aber die schwarzen Augen ihres jungen Begleiters, die überall dabei sein mußten, waren schon bei ihr, und in dem nämlichen Momente auch ihr Begleiter selbst. Der junge Gardelieutenant hatte sich von der Mutter losgerissen und flog zum Wagen.

„Himmeldonnerwetter, Herr, wie können Sie sich unterstehen! Wissen Sie, daß die Dame meine Schwester ist?"

Der blasirte Lieutenant blieb blasirt. „Nein, mein Herr, das weiß ich nicht."

„So erfahren Sie es, und —"

„Ich erfahre es, und?"

„Sie werden mir Genugthuung geben, wenn ich vorher erfahren habe —"

„Wer ich bin?"

„Ja, Herr, wer sind Sie?"

Bei diesen Fragen hatten sich die Herren natürlich näher angesehen, und auf einmal rief der lebhafte Gardelieutenant: „Ach, zum Teufel, Falkenberg, bist Du es denn wirklich?"

Und der blasirte Lieutenant sprach ruhig: „In der That, Fritz Horst, ich erkenne auch Dich."

„Der verdammte bürgerliche Rock macht Einen unkenntlich."

„Ja, er entstellt. — Also Deine Schwester war die Dame? Sie ist hübsch; aber wo ist sie denn geblieben? Ich muß sie doch jetzt um Verzeihung bitten."

Die hübsche Schwester des Lieutenants Fritz von Horst war, wie eine schüchterne Taube, davon geflogen, zu der schützenden Mutter. Letztere hatte darauf wohl schützend zu dem Sohne hineilen wollen, aber da hatten die beiden jungen Männer sich schon als Cameraden und Freunde erkannt, und sie trat mit der Tochter zurück.

Fritz von Horst erklärte seinem Freunde, daß er die Bitte um Verzeihung seiner Schwester selbst überbringen wolle, und der Herr von Falkenberg ließ sich dies gefallen und blieb im Wagen sitzen. Sein jüngerer Camerad kehrte zu den Damen zurück und nahm von ihnen Abschied.

Die Mutter rief dem Sohne noch leise zu: „Du denkst doch daran, was Du versprachst, Fritz? Und kein Leichtsinn, kein Abenteuer!" Dann entfernte sie sich mit der Tochter. Fritz von Horst sandte ihnen ein paar Grüße nach und stieg in den Postwagen. Der Mutter mochte das Herz schwer genug sein, während es dem Sohne, wenigstens im Wagen, leicht war, und beide Cameraden begannen ein lebhaftes Gespräch mit einander.

„Aber, wie treffen wir uns hier, Falkenberg?"

„Ein Freund, der in der Nähe wohnt, hat mich zur Jagd eingeladen. Und Du?"

„Ich bin auf der Brautfahrt."

„Du?"

„Nun ja, warum nicht?"

„Ah, Deine Braut ist wohl reich?"

Der junge Gardelieutenant Fritz von Horst, den seine Mutter vor Leichtsinn und vor Abenteuern hatte warnen müssen, und der auch wohl danach aussah, daß er einer solchen Warnung bedurfte, sah sich, bevor er auf die Frage seines Freundes antwortete, doch etwas bedenklich nach dem alten Reisenden in der Ecke um, der ein Geistlicher zu sein schien.

Der Herr von Falkenberg bemerkte ihm aber mit der ungenirten Nachlässigkeit eines vornehmen Lieutenants kurz: „Er schläft!"

Fritz von Horst entgegnete auf die noch zu beantwortende Frage seines Freundes fast eben so kurz: „Ja, sie ist sehr reich."

Diese Antwort gab dem Herrn von Falkenberg etwas Leben, und er sagte: „Ich gratulire; Teufel, Du hast Glück, Fritz!"

„Glück muß ein junger Mensch haben."

„Wie heißt Deine Braut?"

„Lucina von Eisenring."

Bei diesen Worten wäre Herr von Falkenberg beinahe in Feuer gerathen, wenn das bei ihm noch möglich gewesen wäre. „Teufel, Mensch," rief er, „der alte Landrath von Eisenring ist ja der reichste Edelmann im Lande!"

„Ich sage Dir ja, daß meine Braut sehr reich ist."

„Sie ist die einzige Tochter?"

„Das einzige Kind!"

„Die Mutter ist nur eine Närrin."

„Sie ist etwas sentimental."

„Aber sie führt das Regiment im Hause, der Alte ist eine Null."

„Du scheinst die Familie genau zu kennen?"

„Wie werde ich nicht?"

„Darf ich fragen, woher?"

„Ei, mein Freund, wenn man schon in einem gewissen Alter ist, wie ich, und kein Vermögen hat, auch noch immer nichts ist, als Lieutenant, so muß man anfangen, an seine Zukunft zu denken."

„Ich begreife nicht recht."

„Ich glaube es. In Deinem glücklichen Alter — wie alt bist Du jetzt?"

„Dreiundzwanzig Jahre."

„Ich habe eben so viele Dreißig. Also in Deinem Alter denkt man nur an hübsche Mädchen und Abenteuer, vor denen mit Recht Deine brave Mutter Dich gewarnt hat; wenn man aber in meine Jahre gekommen ist, so ist man nur noch auf reiche Erbinnen und eine solide Existenz bedacht. Begreifst Du jetzt?"

„Ah, und da hast Du Dir wohl ein Verzeichniß von reichen Erbinnen angelegt?"

„Aller, die es im Lande gibt."

„Und dabei ist auch meine Braut?"

„Eigentlich steht sie obenan; das heißt jetzt: sie stand, — aber darf ich fragen, wie Du ihre Bekanntschaft gemacht hast?"

„Ich kenne sie noch gar nicht."

„Wie? Und Du bist schon verlobt mit ihr? Das mußt Du mir erzählen."

Fritz von Horst schien zwar vor dem Freunde kein Geheimniß haben zu wollen, sah aber doch noch einmal besorgt auf den muthmaßlichen Geistlichen.

„Ich sage Dir, er schläft," wiederholte der Herr von Falkenberg.

Der Geistliche schien in der That zu schlafen, denn seine Augen waren geschlossen, sein Athem ruhig und regelmäßig, sein Körper unbeweglich.

Nach dieser abermaligen Ueberzeugung erzählte der junge Gardelieutenant: „Meine Mutter und die Frau von Eisenring sind Jugendfreundinnen, haben sich aber seit ihrer Jugend nicht mehr gesehen; meine Mutter wurde die Frau und dann Wittwe eines armen Officiers, während ihre Freundin die reichste Frau des Landes ward. So waren sie auseinander gekommen. Auf einmal erhält meine Mutter vor einigen Wochen einen Brief von ihr, in welchem sie die alte Freundschaft wieder anknüpft und anfragt, ob ihre Tochter und ich nicht ein Paar werden könnten."

„Ah, und Deine Mutter war einverstanden?"

„Wenn ich es sei."

„Es war allerdings viel von Dir verlangt, in den Jahren, von denen wir eben sprachen, und daß Du ein leichtsinniger Bursche bist, kann sogar Deine eigene Mutter Dir bezeugen; aber Du brachtest das Opfer." Herr von Falkenberg sprach diese Worte gewiß nicht ironisch, sondern im vollen Ernste.

So nahm sie auch sein jüngerer Freund und Camerad auf „Was sollte ich machen? Meine Mutter ist arm; wie viel hat sie in ihrem Leben entbehren müssen, und meist für mich! Auch an meine Schwester hatte ich zu denken." Fritz von Horst sprach das ohne allen Leichtsinn eines jungen Gardelieutenants, aber mit einem Ernste und einer Innigkeit, die zeigten, daß sie ihm aus dem Herzen kamen und daß dieses Herz, wenn auch ein leichtsinniges, doch auch ein braves war.

Sein älterer Freund schien sich dennoch beinahe etwas zu verwundern. „Es ist rührend," sagte er, „und dabei ein ganzer Roman, den aber blos die Mütter fertig gemacht haben. Ja, ich sagte es gleich, die alte Eisenring ist eine — wie nanntest Du sie doch?"

„Eine sentimentale Schwärmerin."

„Richtig; schade, daß sie keine Schriftstellerin ist, sie könnte in ehestiftenden Romanen etwas leisten. Uebrigens gratulire ich Dir nochmals. Du hast Deine Braut noch nicht gesehen?"

„Nein."

„Aber auf meiner Liste steht sie zugleich als schön und liebenswürdig und erst achtzehn Jahre alt. Und auch ihr kann man gratuliren, denn ein hübscher und braver Mensch bist Du; auch hast Du, trotz Deiner Jugend, schon eine ziemliche Portion Abenteuer und Liebschaften gehabt, so daß Du ihnen nachgerade Valet sagen kannst."

„Leider werde ich das wohl müssen!" seufzte der junge Gardelieutenant.

„Für so und so viele Hunderttausende kann man das schon."

Das Gespräch der beiden jungen Herren wurde unterbrochen. Der neue Postillon der Station hatte seine Pferde angeschirrt und dann zum Einsteigen geblasen. Als er zum dritten Male blies, erschienen der Conducteur und die Reisenden, die mitfahren wollten. Zuerst der kurze, dicke Herr mit dem rothen, aufgeworfenen Gesichte. Er mußte sich gut gepflegt haben; sein Gesicht war bedeutend röther und er pustete, als er seinen Platz wieder einnahm. Hinter ihm stieg ein sehr wichtig aussehender Mann in mittleren Jahren ein; er schien ein reisender Kaufmann zu sein. Ihm folgten zwei Landleute, wohlgekleidete, stämmige Männer mit klugen Gesichtern, die aber gar nicht klug aussehen sollten. Namentlich der wohlhabende Bauer liebt das mitunter so. Alle setzten sich in das Innere des großen Postwagens. Der Conducteur nahm seinen Platz vorn im Coupé ein, und der Wagen fuhr ab.

Das Straßenpflaster des Städtchens glich jungen Alpen. So lange man auf ihm fuhr, war an Sprechen im Wagen nicht zu denken. Die beiden Officiere hatten sich zudem auf ihren Sitzen zurückgelehnt, mit einer Miene, die deutlich sagte, daß sie ihrer Reisegesellschaft gegenüber sich fortan nur in ein vornehmes, theilnahmloses Schweigen hüllen könnten. Der Geistliche war einen Augenblick erwacht. Die beiden Bauerleute, die an seinem Aeußeren seinen Stand erkannt haben mußten, hatten ihn mit der Ehrfurcht begrüßt, mit welcher auf dem Lande der Geistliche gegrüßt zu werden pflegt. Er hatte ihnen mit der milden Freundlichkeit seines Standes gedankt und dann die Augen wieder geschlossen. Der kurze dicke Herr warf einen stolzen Blick über die Gesellschaft. Dann legte er sich zurück, faltete die Hände über dem Bauche und pustete behaglich. Der reisende Kaufmann aber sah mit seinem wichtigen Gesichte die Mitreisenden langsam einen nach dem anderen an. Es war darauf zu schwören, daß er ein Mann war, der gern erzählte, und daß er seinen Mann aussuche, dem er recht viel erzählen könne. So war es auch.

Kaum hatte der Wagen das Thor der Stadt hinter sich und fuhr schwerfällig und langsam und ohne Geräusch in der sandigen, weichen Landstraße, als er zu sprechen anfing. Er wandte sich an die beiden Landleute, mit denen er auf derselben Bank saß. „Hm, Ihr guten Leute," begann er mit einer Frage, „seid Ihr hier aus der Gegend?"

„Ja," war die Antwort.

„Dann kennt Ihr auch die Gegend wohl?"

„Gewiß, Herr."

„Hm, hm, das freut mich. Ich reise zwar viel. Fahre alle Jahre zweimal zur Messe, um einzukaufen. Ich bin nämlich Tuchhändler. Aber in dieser Gegend war ich noch nicht, und nun höre ich, daß wir bald in einen großen Wald kommen werden; hat das seine Richtigkeit?"

„Ja, Herr, das hat seine Richtigkeit."

„Er soll zwei Meilen lang sein."

„Das mag wohl so sein, Herr, wir fahren mit der Post vier Stunden darin."

„Hm, hm, das wäre also richtig."

Sein wichtiges und geheimnißvolles Wesen schien die beiden Bauern besorgt gemacht zu haben. „Der Herr hat doch nichts über den Wald gehört?" fragten sie.

Der messereisende Kaufmann wurde noch geheimnißvoller und wichtiger. „Hm, hm, über den Wald nun wohl eigentlich nicht. Aber ich bin da vorhin auf einer Seitenstraße gefahren, und da habe ich denn ein paar Meilen von da allerdings etwas gehört, was Einen wohl auf allerlei Nachdenken bringen kann."

„Darf man es wissen, Herr?"

„Gewiß, Ihr guten Leute. Auf einem Edelhofe und in einem Dorfe, eine halbe Meile davon, sind plötzlich zwei verwegene Einbrüche verübt. Auf dem Edelhofe ist die herrschaftliche Casse gestohlen; in dem Dorfe ist einem reichen Leinwandhändler sein ganzer Laden ausgeräumt. Beide Verbrechen können nur von mehreren Menschen verübt sein; sie müssen auch zu derselben Zeit vorgefallen sein, des Nachts um zwei Uhr, denn um diese Stunde hat man im Dorfe und auf dem Edelhofe die Hunde bellen gehört."

Die beiden Bauern waren sichtlich ängstlicher geworden. „Das ist ja eine schreckliche Geschichte, Herr."

„Ja, Ihr guten Leute. Und dabei kann man wohl an den großen Wald denken, den wir zu passiren haben. Ist er noch weit von hier?"

„Wir müssen ihn in einer Viertelstunde erreichen, Herr."

„Und wir fahren ganze vier Stunden darin?"

„Volle vier Stunden."

„Wir treffen doch auf Häuser?"

„Nur auf ein einziges, Herr, nach der ersten Stunde. Es ist eine einzelne Schenke."

„Hm, eine Waldschenke! Da ist es auch wohl nicht ganz richtig? Da pflegen die Diebesbanden ihr Hauptquartier aufzuschlagen."

„Wir haben hier noch nie von Diebesbanden gehört, Herr."

„Ach, Ihr guten Leute, wenn einmal eine solche Bande in der Gegend hauset, dann kann man für nichts mehr einstehen. Und nun müssen wir gar noch im Dunkeln den Wald passiren. In einer halben Stunde geht die Sonne unter."

„Wäre man da schon jenseits!"

„Ja, ja, und dazu habe ich in dem Städtchen noch von dem vorigen Postillon gehört, es sei heute viel Geld im Postwagen. Er wollte gar von zehntausend Thalern wissen."

„Zehntausend Thaler?"

„In Gold und in Cassenscheinen."

„Und wer soll sie bei sich führen?"

„Ich denke, der Schirrmeister wird sie haben."

Der kurze, dicke Herr war plötzlich unruhig geworden. Erst als der Tuchhändler die Vermuthung in Betreff des Schirrmeisters aussprach, schien er sich wieder zu beruhigen. Gleich nachher sollte er jedoch wieder unruhiger werden.

Zwei Reiter sprengten im Galopp hinter dem Wagen her und holten ihn ein. Es waren ein paar Gensdarmen, welche dem Postillon anzuhalten befahlen. „Mit Erlaubniß," blickten sie zu

beiden Seiten in den Wagen hinein und musterten scharf die sämmtlichen Reisenden. „Haben die Herrschaften Pässe?"

Alle Reisenden waren lebendig geworden. Auch der alte Geistliche war erwacht. Der Tuchhändler war der Erste, der seinen Paß hervorzog und den Gensdarmen übergab. „In Ordnung!" wurde ihm der Paß zurückgegeben. Der Geistliche hatte unterdeß den seinigen überreicht. „Ganz in Ordnung!" wurde er auch ihm zurückgegeben, mit einer gewissen Ehrerbietung. Die Gensdarmen mußten in gewissen Ländern damals schon anfangen, fromm zu werden.

Die beiden Landleute wurden aufgefordert. „Wir sind aus der Gegend; wir haben keine Pässe." Sie sagten es ehrlich und unbefangen genug.

„Woher?" wurden sie gefragt.

„Sie nannten ein Dorf der Nachbarschaft. Die Gensdarmen waren befriedigt. Die Reihe kam an den rothen, dicken pustenden Herrn. Aber ihm wurde kein Paß abgefordert. Sie kannten ihn schon und begrüßten ihn mit den Worten: „Gehorsamer Diener, Herr Amtmann."

„Aber Ihr Paß, mein Herr?" Die Aufforderung war an den Herrn von Falkenberg gerichtet.

„Mein Urlaub," reichte er sehr vornehm und nachläßig ein Papier hin.

Es wurde ihm mit militairischem Respect zurückgegeben. „Sehr wohl, Herr Lieutenant." Ebenso geschah es mit dem Lieutenant von Horst. Der dicke Herr, von den Gensdarmen Herr Amtmann genannt, war unterdeß neugierig geworden. „Was ist denn los?" fragte er die Gensdarmen.

Die militairischen Diener der Polizei berichteten ihm: „Es sind plötzlich heute Nacht in der Gegend verwegene Einbrüche vorgefallen, Herr Amtmann."

„Ei, ei, wirklich?"

„Es muß auf einmal eine fremde Räuberbande in's Land gekommen sein, wahrscheinlich die des berüchtigten Rosenthal," berichteten die Gensdarmen weiter.

„Hm, und in welcher Richtung soll sie sein?" fragte der Amtmann.

„Man weiß es nicht. Daher sind Patrouillen nach allen Richtungen ausgesandt. Gewissen Nachrichten zufolge hätte sich das Gesindel dort nach rechts hin gezogen."

„Also nicht in den Wald vor uns?"

„Soviel man weiß, nicht."

„Sie reiten also auch wieder zurück?"

„Wir schlagen uns nach rechts."

Der dicke Herr war unruhig geworden. „Hm, könnten Sie mir nicht den Gefallen thun, den Wagen durch den Wald zu begleiten?"

„Das ist leider gegen unsere Ordre." Sie sprengten davon, nach rechts hin.

Der dicke Herr konnte sich nicht sogleich wieder beruhigen. Man meinte, einen leisen Schweiß gar der Angst auf seine Stirn treten zu sehen. Der reisende Kaufmann aber war sehr vergnügt geworden. „Seht Ihr, Ihr guten Leute? Gerade, was ich Euch gesagt hatte. Da könnte ich Euch noch Geschichten erzählen —"

Er sollte indeß nicht zum Erzählen kommen. Der Postwagen fuhr wieder langsam in dem Sande dahin. Den Wald hatte er noch nicht erreicht. Man sah ihn erst in der Ferne. Auf einmal holte ein anderes Fuhrwerk ihn ein. Es war ein starker, aber zierlicher, langer Korbwagen, mit einer weißen Plane bedeckt. Man sah solche Wagen damals oft auf der Landstraße. Wandernde Schauspieldirectoren fuhren darin, Besitzer von Menagerien wilder Thiere; wenn sie von besserer Sorte waren, auch wohl reiche Bauern, selbst vornehme Gutsbesitzer, die nur einen Besuch in der Nachbarschaft machen wollten. Der Planwagen, der den Postwagen einholte, war offenbar von besserer Sorte. Feine, schneeweiße Leinwand bedeckte ihn; ein Kutscher in halber Livree saß auf einer Art Bock, und die Pferde, die ihn zogen, waren ein paar hübsche, kräftige und muthige Thiere. Und was drinnen unter der schneeweißen Plane saß? Man konnte nur die vorderste Bank sehen, unmittelbar hinter dem Bocke.

„Teufel, Falkenberg!" stieß der Lieutenant Fritz von Horst seinen älteren Cameraden an.

„Alle Wetter!" mußte selbst der blasirte Herr von Falkenberg ausrufen, der nur noch Listen von reichen Erbinnen führte.

Auf jener vordersten Bank saß nur eine einzelne Dame. Aber sie war jung und sehr schön und sehr elegant gekleidet, freilich auch etwas bunt, aber auch etwas kokett, und diese Koketterie war eine außerordentlich reizende. Ein schwarzseidenes Reisecapuchon, mit blauem Sammet eingefaßt, umschloß das schöne Gesicht und ließ zugleich eine Fülle rabenschwarzer Locken hervorquellen. Ein hellrother Shawl, nichts weniger als dicht angezogen, zeigte einen wundervoll weißen Nacken und Schultern, die man nicht schöner rund und nicht blendender sehen konnte. Und kokett, wie die Kleidung der Dame, waren ihre feurigen schwarzen Augen und die lächelnden frischen Lippen, zwischen denen man die glänzendsten, weißen Zähne sah.

Wohl hatten die beiden Gardelieutenants Teufel und alle Wetter ausrufen können. Der leichtsinnige Fritz von Horst mußte es noch einmal rufen, und die schwarzen Augen der schönen Dame trafen ihn dafür neugierig und herausfordernd zugleich, und ihre frischen Lippen lächelten ihm höhnisch und doch noch mehr neckisch und freundlich zu, und ihr rother Shawl fiel tiefer von Nacken und Schultern herab. Fritz von Horst fluchte alle Teufel herbei, wahrscheinlich weil er nicht aus dem alten Postwagen in den weißen Planwagen hinüberspringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Morgenstern in tiefer Nacht.

Von Ludwig Storch.

Louis Bonaparte's Staatsstreich am 2. December 1851 brachte in Deutschland die politische Reaction zur üppigsten Blüthe, eine Upasblüthe, deren narkotischer Duft das geistige Leben, das eigentliche deutsche Element, starr zu machen drohete. Das Jahr 1852 lag wie eine bleischwere Nebelnacht auf den echten und wahren deutschen Herzen. Die Männer des Rückschritts, nicht allein in Kurhessen, sondern auch in Berlin, Wien, München und wo nicht alles sonst noch, die sich keck die „Retter des Vaterlandes" nannten, wirthschafteten toll genug. Heute sind sie überall gerichtet — denn auch die Weltgeschichte fährt als Weltgericht mit Dampf — und wandeln als Urheber unsäglichen Elends gekennzeichnet umher. Wie viele der edelsten und trefflichsten deutschen Brüder haben sie in Verzweiflung und Tod gestürzt. O, es war ein schreckliches Jahr, in welchem Herr Fischer das Lieblingskind aller Herzen, die begeistert für deutsche Größe schlugen, die deutsche Flotte, unter den Hammer bringen durfte, als der hohe deutsche Bundestag den deutschen Krieg in Schleswig-Holstein für einen unrechtmäßigen erklärte, und die deutschen Farben schwer verpönt waren.

Doch hier kann nur an die beängstigende Nacht jener Zeit im Allgemeinen erinnert werden. Wir wollen vielmehr von einem Strahle des Morgensterns ausführlich reden, der die Nacht, wenn auch nur schwach, durchdrang, als sie am schwärzesten war, und sich hoffnungerweckend in manches niedergedrückte Herz einschmeichelte. Damals konnte von der Sache begreiflicher Weise öffentlich nicht viel Redens gemacht werden, heute dürfen wir sie dem deutschen Vaterlande mit stolzem Selbstgefühl erzählen; denn der Strahl hat nicht gelogen. Die Nacht weicht, es glüht wieder Morgenroth an unserm Himmel, und der „Retter der Gesellschaft" ist drauf und dran, nun auch der Retter des deutschen Volks zu werden, aber wahrlich in anderem Sinne!

Eins der reizendsten Thäler des Thüringerwaldes ist der Dietharzer- oder Schmalwassergrund im nordwestlichen Theil des Gebirgs und im herzoglich coburg-gothaischen Territorium. Vier Stunden südlich von Gotha liegen im anmuthigen Thalkessel, durch welchen die alte Straße nach Schmalkalden über den Gebirgsrücken führt, die beiden uralten Orte, der Marktflecken Tambach und das Dorf Dietharz nahe beisammen. Die köstlichsten, mit malerischen Felsgruppen gezierten, von hellen Bächen durchtanzten Thäler ziehen sich fächerartig von diesem Thalkessel zum Hochgebirg empor. Das köstlichste von allen ist der Dietharzergrund, dessen Adern-



Der Falkenstein.

Rinnsal das Schmalwasser. Zwei Stunden lang windet sich das Thal in südöstlicher Richtung aufwärts, immer abwechselnd an seinen Wänden mit malerischen Felsgebilden, oft von beträchtlicher Höhe, und bewaldeten Bergen eingefriedigt. Der Schmalwassergrund hat jenen Charakter süßer poetischer Schwermuth, den nur diejenigen Herzen recht zu genießen wissen, welche mit dem Besten, was ihr eigen, unverstanden, mißachtet, verhöhnt durch die Menschenwelt gehen müssen. Die kennen den Werth einer solchen Gebirgsgegend, wie dieses Thal, in welchem, so wie im Berggebiet weit umher, keine menschliche Wohnung gefunden wird.

Am Ende des Thals steht seine Krone und die des ganzen nordwestlichen Gebirgstheils, der prächtig geformte Riesenfelsen der Falkenstein. Nur mäßig an die rechte Thalwand angelehnt, strebt er übrigens frei empor, wie ein Altar oder Heerd geformt, und hängt etwas über das Thal herüber. Sein Anblick imponirt selbst Augen, welche größere Felsenmassen gesehen, besonders seiner schönen Gestalt wegen. Von der Thalsohle aus mag er wohl dreihundert Fuß hoch sein. Eine sehr interessante Eigenthümlichkeit hat dieser kolossale Steinwürfel: sein oberer Theil ist nach dem ersten Drittel der Höhe von einer ziemlich breiten Spalte von einem Ende zum andern in zwei etwas ungleiche Hälften getheilt. Obgleich die Spalte wegen mächtiger Felsblöcke, die in ihr liegen, gerade nicht besonders wegsam ist, so können sie rüstige und nicht furchtsame Beine doch durchwandern. Zu beiden Seiten starren die kahlen Felswände noch in beträchtlicher Höhe empor, und nur ein schmaler Streif Himmel leuchtet herein. Sonst war der Eingang in die Spalte schwer zu erklimmen, jetzt ist er durch eine breite Holztreppe bequem zugänglich gemacht. Am andern Ende schwindelt man in die Tiefe und muß umkehren. Obgleich urkundlich erwiesen ist, daß dieses steile Felsenhaupt im 13. oder 14. Jahrhundert eine Burg oder wenigstens einen Thurm getragen, so ist doch durchaus unerklärbar, wie Menschen hinauf und herunter gelangt sind; denn man entdeckt nirgend die Spur einer Treppe, und man kann auch nicht einsehen, wo sie gewesen sein sollte. Der Falkenstein galt für unersteigbar, und selbst die Sage, daß er in einem frühern Jahrhundert von einem Wagehals sei erstiegen worden, hielten die meisten Kenner der Localität für ein Märchen.

Man kann sich also das Erstaunen denken, welches im Früh-

jahr 1852 die Gebirgsbewohner und die Städter und Dörfler im Lande bei der sich schnell verbreitenden Kunde ergriff: der Falkenstein ist erstiegen! Die Meisten hielten die Angabe für eine bloße Prahlerei, und dieser Zweifel vermochte den kühnen Felsensteiger zu der Erklärung, daß er öffentlich vor Zuschauern, so viel sich einfinden wollten, den Felsen ersteigen werde. Diese Zusage brachte unter der Einwohnerschaft der nächsten Orte, namentlich Tambach's und Dietharz', eine ungewöhnliche Aufregung hervor.

Fassen wir die Menschen, die hier hausen und ihr höchst einfaches Leben in Sorgen und Mühen, in schwerer Arbeit und Entbehrungen aller Art abspinnen, etwas näher in's Auge, so erkennen wir ein treues, ehrliches, biederes Geschlecht von echt deutschem Charakter und Gemüth, schlicht und recht, fleißig und bescheiden, meist geistbegabt und aufgeweckt und für die Bildung der Neuzeit, die Eingang in diese Berge gefunden, in hohem Grade empfänglich, kurz Leute von gutem Schrot und Korn, welchen kein Fremder — und wie viele Tausende strömen, angelockt von der hohen Schönheit des Gebirgs, nicht jährlich hier zu! — Achtung versagt.

Dietharz ist einer der ältesten Orte des Gebirgs, das zeigt schon sein Name, der aus der heidnischen Frühe der Vorzeit uns anheimelt als „Volkswald“ (Harth des Diut) oder Wald des Deutschen, deutscher Volkswald. Und so ist denn, was im Sommer 1852 hier geschah, gleichsam aus urdeutschem, unbewußtem Naturtrieb, aus echt deutscher angeborner und von den Ahnen ererbter Unbefangenheit hervorgewachsen, und die patriotische Handlung, welche diese ehrenwerthen Menschen begingen in der Zeit, wo eine solche Handlung — Gott sei's geklagt! — verpönt und geächtet war, war, wie ein dortiger intelligenter Einwohner sie richtig bezeichnete, keineswegs eine Demonstration gegen die blinde Restaurationswuth der Kreuzzeitungspartei und Consorten, sondern „ein sich von selbst Verstehendes“. Die Kinder des „deutschen Volkswalds“ entsprachen ohne alle beabsichtigte Schaustellung dem deutschen sittlichen Bedürfniß, das naturwüchsig in ihnen zur Erscheinung kam und sich „frisch, fröhlich und frei“ Geltung und Befriedigung verschaffte, ebenso unbekümmert, ob die Herren Minister in den verschiedenen deutschen Landen eine solche thatsächliche Aeußerung des Volkstriebs als Staatsverbrechen brandmarkten. An dergleichen dachten die „deutschen Waldleute“ gar nicht.

Dietharz hat 700 Einwohner, Tambach 2200, die sich selbstverständlich zumeist von Wald- und Holzarbeit nähren. Ein bedeutender Nahrungszweig ist die Anfertigung von Tafelglas in der großen, dem Bürgermeister Irmer in Tambach gehörigen, vor Dietharz gelegenen Glashütte.

Ein junger Arbeiter dieser Fabrik, der Glasmachergehülfe Jakob **Zimmermann** aus Dietharz, konnte dem Triebe, den Falkenstein zu ersteigen, nicht länger widerstehen. Er mußte den tollkühnen Versuch wagen, und auch hier gelang das Unwahrscheinliche, wie fast immer, wenn es mit dem rechten Muthe begonnen wird. Ohnfern der bezeichneten Spalte bot eine mit kurzem Gestrüpp bepflanzte kleine Einsenkung (Rinne) die Möglichkeit des Hinaufkommens. Der Wagehals kletterte hier, an dem Gestrüpp sich emporziehend, hinauf und erreichte glücklich den Gipfel. Freilich schwindelt's andern Menschen, wenn sie diesen Weg betrachten, und das steilste Kirchendach scheint für das Emporkommen menschlicher Füße geeigneter. Genug, der Mann gelangte auf die mit hohen Fichten bepflanzte Felsplatte, auf der seit Jahrhunderten kein Mensch gestanden hatte. Noch weit gefährlicher war der Rückweg, aber der kühne Glasbläser kam auch glücklich wieder herab.

Dem Triebe seines Geistes war damit aber noch keineswegs genügt. Der gelungene Versuch reizte zur Wiederholung, und der junge Glasmacher fand einen eigenthümlichen Reiz darin, den Weg, den ihm kein anderer Mensch nachgehen konnte, öfter zurückzulegen. Der Jubel über das glücklich vollbrachte Wagstück und der Zweifel daran, beide gleich groß, veranlaßten endlich die öffentliche Besteigung, zu welcher im gothaischen Tageblatte wie zu einem Volksfeste eingeladen wurde. Und der Sonntag, der auf den 25. Juli fiel, wurde wirklich zum echt deutschen Volksfest. Von nah und fern war eine ungeheure Menschenmenge auf dem Wiesenraume unter dem Falkensteine zusammengeströmt. Viele wußten wohl, was die heutige Besteigung des Felsens eigentlich zu bedeuten hatte, es war im Stillen davon gemunkelt worden. Die Meisten wußten es nicht.

Ein Musikchor zog mit klingendem Spiel auf; kleine Heerdfeuer ließen den Kaffeekessel singen und den Bratwurstrost dampfen; die Lagerbierquelle sprudelte lustig. Trotz aller Noth des Vaterlandes entfaltete sich ein lustiges Leben im Walde am Fuße des ehrwürdigen Riesensteins.

Der Felsensteiger Jakob Zimmermann kommt in der Mitte seiner Cameraden in leichter Kleidung, begrüßt vom Zuruf der Menge und der Musik. Ruhig, sicher beginnt er vor Aller Augen seinen gefährlichen Weg. Tausend Blicke verfolgen mit höchster Spannung den höher und höher emporstrebenden Mann. Laut- und regungslos steht die Menge, gefesselt von Furcht und Hoffnung. Nach einer Viertelstunde banger Erwartung erscheint der Mann oben auf der Platte und winkt seinen Gruß herab, erwidert vom ungeheuern Jubel der Zuschauer.

Doch was geschieht jetzt? Die Erwartung steigert sich. Ein Flüstern läuft durch die Menge. Man hat gesehen, daß Zimmermann mit einem Stricke umgürtet war. Eine kleine Anzahl junger Männer, meist Glasmacher, haben einen verhüllten Gegenstand geheimnißvoll an den Fuß des Felsen getragen. Er nimmt sich wie ein dünner Baum aus. Der Held des Tags wirft das eine Ende des lang aufgewickelten Stricks herab; das andere hat er oben an einer hohen Fichte befestigt. Unten wird der verhüllte Baum an den Strick gebunden, der Mann oben zieht ihn empor.

„Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!“

Was ist's? was wird da hinaufgewunden? Alle Blicke hängen erwartungsvoll an dem langsam emporsteigenden Gegenstande. Manche Augen füllen sich mit Thränen der Rührung und Freude. Die wissen, was es ist.

Der verhüllte Baum ist oben, und siehe, er steigt an der vorderen hohen Fichte empor, er erhebt sich über ihren Gipfel. Der Mann des Tags befestigt ihn mit dem Stricke an den lebendigen Baum.

Und jetzt — jetzt entfaltet sie sich, flattert von einander — noch starrt lautlos die Menge unten — sie ist's! sie ist's! sie winkt vom hohen Altare des „deutschen Volkswaldes“ den ersten Gruß zu Thale den tausend deutschen Herzen da unten. Sie ist's, die geliebte deutsche Fahne, der schwarz-roth-goldne Morgenstern in dunkler Nacht, sie ist's, das deutsche Symbol, das der deutschen Jünglingschaft 1817 voranzog auf die Wartburg, die ja auch zu diesen Bergen gehört; sie ist's, unser heiliges Volkspalladium, die heißgeliebte, die scheu gefürchtete, die verbannte, verpönte Dreifarbige, die 1848 wie ein Flammenstrahl überall emporfuhr, wo begeisterte deutsche Herzen beisammen standen; die dann, als es gelungen war, die Drachenzähnesaat der Uneinigkeit zum Aufgehen und Blühen zu bringen, wieder sich verbergen mußte und die sich jetzt nirgend zeigen darf in deutschen Landen. Da oben hat sie sich die sichere Stätte als Asyl ausersehen, wo keine Gewalt sie erreichen kann.

Der Jubelsturm bricht los. Alle Herzen schlagen stürmisch bei ihrem unerwarteten Anblick. Sie wird mit unbändigem Jauchzen begrüßt, wie in den schönsten Tagen des Jahres Achtundvierzig. „Es lebe Schwarz-Roth-Gold! Es lebe Deutschland! Es lebe Deutschlands Zukunft! Es lebe das deutsche Volk! Hoch unsere Fahne hoch auf dem Falkenstein!“ Hüte und Tücher werden geschwenkt. Die Musik schmettert ihr den Gegengruß zu. Das ist eine Freude! Das ist eine Herrlichkeit! Die Leute stoßen den bösen Alp des Jahres 1852 von der Brust und singen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!“

Ach, war das ein herziges, gemüthliches, deutsches Fest bei Lagerbier und Bratwurst im frischen, deutschen Walde mitten im Herzen Deutschlands! Da lagern sie unter grünen Bäumen, auf grünem Rasen, die lieben, treuen deutschen Herzen, und ihre Hoffnung ist plötzlich auch grün geworden. Und sie beginnen und behaben sich so glücklich, als wäre draußen in den Städten Alles, wie es sein soll. Und da war doch wahrlich Vieles, wie es **nicht** sein soll. Das machte der Zauber, der von der Fahne hoch über ihnen ausging und auf sie niederschwebte. Wie mancher stille Gruß flog noch zu ihr empor! Wie mancher Blick segnete sie:

„Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.“

Die Fragen: woher kam denn so unerwartet die große schöne deutsche Fahne? und wer hatte denn den unvergleichlich schönen Einfall gehabt, sie auf den jungfräulichen Falkenstein aufzustecken?

drängen sich natürlich jedem Leser auf und wurden damals schon allgemein ausgesprochen. Aber es gab keine Antwort darauf und gibt heute noch keine. So wie das in den Herzen der Leute im deutschen Volkswald lebende patriotische Bedürfniß das Wort gefunden hatte, zündete es im Nu, und die Hände setzten sich in geheimnißvolle, aber um so rührigere Thätigkeit. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen arbeiteten Tag und Nacht an der Fahne, aber gesprochen wurde nicht davon, Namen wurden nicht genannt.

Und auch heute kann man sich nicht auf die Namen besinnen, wenn danach gefragt wird. Das Volk hat den Einfall gehabt, das Volk hat die Fahne hergestellt, das Volk hat sie aufgestellt. Das ist fürwahr einer der schönsten Züge in diesem anmuthigen vaterländischen Bilde. —

Zu jener Zeit lebte in dem nahen freundlichen Georgenthal ein nicht mehr junger Mann, ein Stück Dichter, wenn auch gerade kein großes, der aber nicht zu erröthen brauchte, wenn die, welche ihn näher kannten, ihn ein echtes treues, deutsches Herz nannten. Es kannten ihn aber blutwenig näher, und er mied auch die menschliche Gesellschaft und irrte allein und schwermüthig in diesen Bergen und Thälern umher. Dazu hatte er guten Grund; er trug nicht nur die Pein persönlichen Mißgeschicks, das ihm Bosheit, Niedertracht, Unverstand, Gleichgültigkeit und jene scheußliche Gemeinheit, die noch schlimmer als der weitverbreitete Blödsinn edle Herzen verwundet, schon seit Jahren bereitet; auch des Vaterlands neue schwere Noth, die ihn ebenfalls in seinen eigenen Interessen hart betroffen, und überdies noch körperliche Leiden preßten sein sonst so heiteres Gemüth. Mit Goethe's Schatzgräber darf er von jener Zeit sagen:

„Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage."

Dieser begrüßte die deutsche Fahne auf dem Falkenstein mit wehmüthiger Freude. Am Feste selbst hatte er sich aus mehrfachen Gründen nicht betheiligt; in der ernsten feierlichen Stille der Waldeinsamkeit erschien sie ihm auf ihrem Felsenthrone in noch weit größerer Majestät; es war ihm, als habe sie sich aus der Menschenwelt, wo sie von den Gewalthabern schon wieder geächtet war, in das stille und einsame Waldthal auf den unzugänglichen Felsen geflüchtet, wo ihr kein lächelnder Staatsmann und kein finster blickender Soldat etwas anhaben konnte.

Der Mann lag wohl manche Stunde unter einem Baume, den trüben Blick sehnsüchtig nach der Fahne oben gerichtet, aber die Grüße seines Schmerzes wollten nie zu Worten werden, bis er einmal einen jüngern Freund, der in den Bergen unbewandert war, hierher führte. Dieser brach begeistert vom Anblick der Fahne auf dem natürlichen Altar in den Ausruf aus: „In diesem wirst Du siegen!" Er sprach aber die berühmten griechischen Worte selbst, wie sie Constantin der Große im Traume unter dem Bilde des Kreuzes gesehen haben soll. Das Wort ergriff den Dichter wunderbar, und es entstand daraus um so schneller ein Liedesgruß an die hohe Fahne, als das sonst immer so schwere Gemüth durch einen zweiten Spruch des Freundes erleichtert und erheitert wurde. Dieser rief nämlich:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den Hort des Falkenstein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein!"

Das an jenem Tage gedichtete Fahnenlied durfte sich damals nicht in der Welt sehen lassen. Es hat im Pulte des Dichters vergraben gelegen, des Auferstehungsmorgens harrend; heute darf es bei deutschen Herzen einkehren. Hier ist es.

„In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Schon wieder grinst um uns die Nacht
Mit tausend Schrecken, tausend Nöthen.
Schon wieder darf die Niedertracht
Das heiße deutsche Herz zertreten.
O Land der Wahrheit und des Lichts,
Wie schänden Finsterniß und Lügen
Den Spiegel deines Angesichts!
In welchem Zeichen wirst du siegen?

Du echter, wahrer, deutscher Sinn,
Der du nach großem Ziel gerungen,
Nun wieder von der Heuchlerin,
Der schlau verkappten List bezwungen,
Wie trankst Du Luft und Morgenroth
Noch jüngst mit tiefen durst'gen Zügen!
Und nun die Nacht, die dumpfe Noth!
In welchem Zeichen wirst du siegen?

O Finsterniß!, O schwere Nacht!
Wird dir kein lichter Tag beginnen?
Darf ungestraft die Lügennacht
Des Corsensprößlings uns umspinnen?
Wie wehrlos wir mit unsrer Kraft
In unserm Schmerz darniederliegen!
O deutsche Kraft in schnöder Haft,
In welchem Zeichen wirst du siegen?

Ha! durch das Dunkel blitzt ein Stern
Von majestät'scher Felsenzinne!
Die Waller ziehn von nah und fern
Herbei mit neugestärktem Sinne.
Dein Banner sehn sie schwarz-roth-gold
Sich hoch in Himmelsbläue wiegen,
Von kühnen Händen aufgerollt.
In diesem Zeichen wirst du siegen.

Verschwunden war sie und verpönt,
Die heil'ge deutsche Oriflamme.
Dort flattert sie, kaum noch verhöhnt,
Stolz überm hohen Fichtenstamme
Und läßt den schwarz-roth-goldnen Strahl
Als jungen Hoffnungsboten fliegen
Vom Felsenhaupte in das Thal. —
In diesem Zeichen wirst du siegen.

Sie pflanzte dort mit starker Hand
Der schlichte kühne Felsensteiger.
Nun leuchtet sie, ein Stern dem Land,
Wenn heute erst nur als ein bleicher.
Doch wächst sein Glanz und seine Gluth.
Und gleich dem, der den Fels erstiegen,
So wachse, Deutschland, dir der Muth!
In diesem Zeichen wirst du siegen.

Dich aber weiht der Dichter fromm,
Du Fels, zum vaterländ'schen Heerde,
Auf dem der Funke neu entglomm,
Daß er zur Himmelsflamme werde!
Du, deutsche Jugend, blick' empor
Zu ihr, die bald in heil'gen Kriegen
Hell wandelt deinem Volke vor.
Und nur in diesem wirst du siegen.

Sie rage einsam, nur umgirrt
Von dieses Waldes wilden Tauben,
Und wecke, daß es besser wird,
In deutscher Brust den schönen Glauben.
Am rechten Tage steig' als Hort
Sie nieder auf den Felsenstiegen
Und rufe Deutschland zu das Wort:
In diesem Zeichen wirst du siegen!

Jahre lang hat die deutsche Fahne auf ihrem Felsenasyle lustig geflattert zum Beweis, daß in dem deutschen Volkswalde still die schwarz-roth-goldne Treue wohne. Der Fürst des Landes, der oft am Fuße des Falkenstein vorüber zur Jagd fuhr, hat ihr nie ein böses Gesicht gemacht; er war am wenigsten der, der sie „haben" wollte. Scheele Blicke sind freilich genug nach ihr hinaufgeworfen worden, aber sie konnten sie nicht haben; es war unmöglich. Jakob Zimmermann hatte selbst das Gestrüpp hinweggerissen, das allein das Besteigen des Felsen ermöglicht. Es konnte Keiner mehr hinauf.

Heute ist freilich keine Spur mehr von ihr zu sehen; sie ist dem Schicksal alles Irdischen verfallen und der Gewalt der Stürme erlegen, die auf dieser Felsenzinne oft furchtbar sein mag; aber am großen Schillertage schoß sie als ein schwarz-roth-goldner Flammenstrahl plötzlich da und dort mitten aus dem Volke empor und erleuchtete den Weg, den uns der große unsterbliche Dichter vorgezeichnet hat, den Weg zur Einheit, Freiheit und Größe.

Es liegt uns Deutschen ob, heuer ein patriotisches Fest zu feiern, den funfzigjährigen Todestag der Königin Louise von Preußen, des „Genius Deutschlands", welcher auf den 19. Juli fällt. Wie wär' es denn, wenn wir zu diesem Tage eine neue deutsche Fahne anschafften, zu welcher jeder brave Deutsche seinen Pfennig beisteuerte, und zu Tausenden hinter ihr herzögen durch den Grund des deutschen Volkswaldes bis zum mächtigen deutschen Altar und sie auf denselben aufstellten und als „ewige Flamme" stifteten, wie man wohl eine ewige Lampe auf einen Kirchenaltar stiftet? Der Falkenstein wäre ein würdiger Sockel zu solch einem hehren deutschen Monument, und dieses bildete als Symbol der politischen Einheit dann einen schönen Gegensatz zu der hohen Winfriedssäule, die als Symbol der religiösen Einheit nur wenige Stunden von hier auf einem Berggipfel desselben Gebirgs in der Form eines Leuchters die dreigezackte Flamme trägt.

Der Vorschlag verdient gewiß in Erwägung gezogen zu werden.

Der Spuk der Geistermaschine bei dem ungebildeteren Volke.

Von Dr. H. Kneusel.

In Nummer 1 der Gartenlaube fand ich zu meiner Freude einen Artikel: „Magier und Geister in Berlin", von E. Kossak, über die jetzt nicht nur in Deutschland, sondern in fast ganz Europa alle Gemüther verwirrende Geisteskrankheit des sogenannten Geisterklopfens, Geistercitirens oder der Psychographie, wie es mit dem neuern Kunstausdrucke benannt wird. Da aus diesem Artikel hervorgeht, daß der Herr Verfasser noch nicht Gelegenheit gehabt hat, sich mit diesem Geisterspuk, wie er unter dem ungebildeteren Volke eine ernsthafte Wendung zu nehmen beginnt, näher bekannt zu machen, so dürfte es vielleicht für Manchen, der erwähnten Artikel gelesen hat, interessant sein, noch einiges Weitere und Genauere als Fortsetzung dazu zu erfahren.

Ich bin ein Bewohner der Grenzen von Thüringen und dem Osterlande, und kann mich daher nur auf Erlebnisse beschränken, wie ich sie hier und in der Umgegend seit ungefähr sechs bis acht Wochen erlebt habe und, ich muß leider sagen, noch erleben muß.

Die zu besprechende Manie hatte, wie in ganz Europa nach dem Vorgange von Amerika, so auch hier vor sechs bis sieben Jahren seinen ersten Ursprung in dem sogenannten Tischrücken. Da gab es wohl kein Haus und keine Familie mehr, wo nicht ein alter dreibeiniger runder Tisch seine Tanzkunst entwickeln mußte; man brachte ihn sogar durch anhaltende Anstrengungen dahin, daß er durch Klopfen zwar dunkele, aber doch von klugen Leuten zu deutende Orakelsprüche spendete. Auf dem Lande wurden in den Rockenstuben die Spinnräder bei Seite gesetzt und um den runden Tisch eine geheimnißvolle Kette gebildet; in den Kaffee- und Theegesellschaften der Städte war Gegenstand der Unterhaltung und Handlung das Tischrücken. Schade nur, daß das Tischchen nicht zu sprechen und nur Bruchstücke von seiner Weisheit mitzutheilen vermochte. Doch was erfindet nicht Alles der menschliche Scharfsinn! Hatte der Tisch gleich kein Sprachorgan, um zu sprechen, hatte er keine Hände, um schreiben zu können, so hatte er doch drei Beine, die sich vielleicht, wie man schon auch bei Menschen ohne Hände gesehen hatte, zum Schreiben abrichten ließen. Gedacht, versucht. Man baute zur größern Bequemlichkeit ein kleines, rundes Tischchen, einen halben Fuß hoch, einen halben Fuß im Durchmesser, und band an eines der drei Beine einen Dolmetscher des weisheitsvollen Tischchens, d. h. einen gut gespitzten Bleistift. Das damit versehene Tischchen stellte man auf einen Bogen glattes mit vier Nadeln auf einem großen viereckigen Tisch befestigtes Papier, und begann nun damit die gewöhnlichen Operationen des Tischrückens. Man legte Fragen vor, und siehe da, welches Erstaunen, welche Freude, welcher heilige Schauer! Das Tischchen fängt an, sich zu bewegen, der Bleistift fängt an zu schreiben; er schreibt Buchstaben, Zahlen, Wörter, ganze Sätze und steht wieder still. Die Worte, Zahlen, Sätze sind leserlich, wenn auch ein wenig ungelenk. Sie werden gelesen und passen auf die Fragen, daß selbst das Orakel zu Delphi nicht passender hätte antworten können.

Ich selbst habe bei einem Besuche in einer kleinern Stadt, als ich von einem Freunde in eine sehr geachtete Familie zur Abendgesellschaft eingeführt wurde, dieses Manöver mit angesehen. Ich erstaunte natürlich auf's Höchste, als das um Auskunft befragte, von einer Dame und zwei mit dieser geheimnißvollen Sache noch ganz unbekannten Herren mit den Fingerspitzen berührte Tischchen Antworten gab, die nicht besser passen konnten. Besonders die Damen bekamen auf ihre sich meist auf die Zukunft beziehenden Fragen Antworten, die allgemeine Heiterkeit erregten.

Nur einen Fall will ich erwähnen, der alle Anwesenden in Erstaunen setzte. Es wurde von einer Dame gefragt: „Wo bleibt Herr H., daß er nicht gekommen?" (Herr H. wohnte, beiläufig bemerkt, in der Nebenstraße, 2. Etage). „Zu Hause," war die Antwort. „Was macht er?" „Geht auf und ab und raucht Pfeife dazu." „Wird er noch kommen?" „Nein." Des Spaßes wegen, um sich von der Wahrheit oder Unwahrheit zu überzeugen, erbot sich Einer aus der Gesellschaft, sogleich zu Herrn H. zu gehen und zu sehen, was er mache. Er eilt zu ihm, und siehe da — er spaziert gemüthlich in seiner warmen Stube auf und ab und verbreitet aus seiner Meerschaumpfeife einen dicken Dampf um sich. Auf die Frage, warum er nicht komme, antwortete er, er sei nicht eingeladen; und richtig war die Einladung ihm von der Dienstmagd zu übergeben vergessen worden. Jetzt aber hatte er nichts Eiligeres zu thun, als unsere Abendgesellschaft noch zu besuchen und seine mit dem Ausspruch des Tischchens genau übereinstimmende Thätigkeit zur allgemeinen Belustigung mitzutheilen.

Mit den Zahlen, die das Tischchen stets sehr bereitwillig angab, war dasselbe, so wie sich schon die besten Rechner verrechnet haben und auch die besten Prophezeiungen berühmter Propheten nicht immer auf's Jahr eingetroffen sind, nicht so genau. Nachdem es schon oft mit Zahlen geantwortet hatte, machte ich mir den Spaß und fragte: „Welche Nummer der Leipziger Lotterie wird in der nächsten letzten Classe das große Loos gewinnen?" Kaum hatte ich die Frage beendet, als auch schon der verhängnißvolle, jetzt Glück in Ueberfluß andeutende Tischbeinbleistift ganz deutlich die Zahl 1080 auf's Papier schrieb. Wir Alle schauten einander erstaunt an, und die drei erwähnten Leiter des Tischchens waren die ersten, welche den Vorschlag machten, des Spaßes wegen diese Nummer zu spielen. Sie hatten sich dieselbe, wie ich später erfuhr, wirklich noch aus Leipzig zu verschaffen gewußt, und als die letzte Ziehung, vielleicht unter Herzklopfen der Spielenden, gekommen war, wurde gehofft und geharrt; und siehe da, die gespannten Spieler erhielten schon am Tage nach dem Schlusse der Ziehung die mit Blitzeskraft zerschmetternde Nachricht: Nummer 1080 — eine Niete. Sie erlassen mir wohl, alle die merkwürdigen Fälle mitzutheilen, die da erzählt und wiedererzählt wurden.

Man mußte sich den Anschein geben, als wenn man es glaubte, wenn man die Erzähler nicht dadurch, daß man sie für Lügner oder Betrogene hielt, schwer beleidigen und sich als Ungläubiger bei ihnen nicht verhaßt machen wollte. — Als Merkwürdigkeit muß ich noch erwähnen, daß das Tischchen — ich weiß nicht, warum — wenn ich in lateinischer, französischer oder sonstiger fremder Sprache fragte, zwar anfing, sich zu bewegen, aber anstatt Buchstaben über den ganzen Bogen Papier einen langen Querstrich machte.

War das bloße Tischrücken die erste Periode jener die Köpfe verwirrenden Manie gewesen, so war dieses Tischfragen und Tischschreiben die zweite Periode. Jetzt aber ist, wie schon im vorigen Aufsatz erwähnt worden, besonders, wie es scheint, durch den glücklichen, vielgepriesenen Einfall des Herrn Hornung und auf Grund eines in Leipzig im Druck erschienenen Büchleins, eine dritte Periode eingetreten. Ich habe das Büchlein nicht selbst in den Händen gehabt, hielt es auch nicht für der Mühe werth, davon Einsicht zu nehmen, sondern kenne es nur vom Hörensagen. Sein Titel ist, wie mir mitgetheilt worden: „Ehestandsbüchlein vom Geisterklopfen. Unumstößlicher Beweis der Seelenfortdauer nach dem Tode."

Es ist jetzt durch dieses Buch in unserer Gegend, besonders auf dem Lande, eine Verwirrung der Geister und Gemüther eingetreten, die Einen wahrhaft anwidert. Die ganze Sache, die bisher nur zur Unterhaltung und in Familienkreisen getrieben wurde, fängt jetzt an, einen religiösen, schwärmerischen Charakter anzunehmen. Wo man nur hinkommt, bildet dieser Geisterspuk das gewöhnliche Gespräch; es geht Einem ein unheimliches Grauen, ja ein Ekel an, wenn man von weiter nichts, als von derartigen wunderbaren, mit größtem Ernste und unter stillster Aufmerksamkeit erzählten Geisteroffenbarungen hören muß, deren Jeder einen ziemlich großen Vorrath auszukramen weiß.

Die Einrichtung des Instruments, womit diese Geistercitation — denn eine solche ist es jetzt wirklich, da die Geister von Verstorbenen persönlich erscheinen und durch das Instrument zu den Sterblichen reden — jetzt betrieben wird, der „Geistermaschine", wie man sie nennt, ist die im vorigen Artikel beschriebene storchschnabelartige. Diese Geistermaschine wird nach Vorschrift jenes Büchleins auf einen Bogen weißes Papier, ein Bret oder dergleichen gestellt. Das Papier oder Bret ist mit verschiedenen Hieroglyphen beschrieben. Oben an steht: „††† Gott mit uns". Es folgt die erste Hälfte des Alphabets. Darauf die Worte: „Im Namen des Vaters" . . . . u. s. w. Dann die zweite Hälfte des Alphabets. Hierauf die Worte: „Gott wende von uns ab alle bösen Geister." Schließlich folgen die Zahlen 1—0.

Die Geistermaschine auf dem so beschriebenen Papier oder Bret wird nun auf dem Tische ausgestellt. Eine dazu besonders fähige und ausgewählte Person legt die Fingerspitzen darauf, und das Manöver beginnt. Die erste Frage, die nun gestellt wird, ist: „Ist was da?" Die Storchschnabelgeistermaschine antwortet nun durch Zeigen auf die einzelnen Buchstaben in der Regel: „Ja." Der Geist ist also nun erschienen. Es wird weiter gefragt: „Wer bist du?" Der Geist antwortet jetzt durch seinen Dolmetscher offenherzig seinen Namen, befiehlt darauf sehr häufig, ein bestimmtes Capitel aus der Bibel oder ein Lied aus dem Gesangbuche zu lesen. Dies wird gethan, und der Geist fängt nunmehr an, auf die an ihn gestellten Fragen weiter zu antworten. Merkwürdig ist es, daß, sobald sich unter den Zuschauern oder Fragenden Einer befindet, der als „Ungläubiger" bekannt ist oder sich während der Handlung als solcher zu erkennen gibt, der Geist denselben hinwegzugehen auffordert, oder seine Orakelsprüche einstellt. Den Grund dieses Trotzes kann ich mir sehr wohl denken, will ihn aber, aus Furcht, mir den Haß der „Gläubigen" zuzuziehen, nicht kundgeben.

Wegen dieses Geistertrotzes ist es mir leider bis jetzt noch nicht recht gelungen, einer solchen eigentlichen Geisterorakelspruchspendung in der Nähe beizuwohnen, daher kann ich meine Mittheilungen zum Theil nur auf die Aussagen glaubwürdiger „gläubiger" Augenzeugen gründen. Nur ein einziges Mal hatte ich das Glück, in eine Familie zu kommen, als eben die Geistermaschine in größter Thätigkeit war, unter der Leitung eines sechzehnjährigen Mädchens einer ziemlich großen Gesellschaft die Aussprüche des anwesenden Geistes mitzutheilen. Ich schlich mich unbemerkt hinzu, und ich muß gestehen, ich erstaunte beinahe. Das Instrument arbeitete mit der Schnelligkeit und Gewandtheit eines Telegraphen und antwortete, daß Allen die Haare zu Berge standen, und zwar trotzdem, daß meine Anwesenheit Allen jetzt bekannt war. Ich sah eine Weile ruhig zu, und bat endlich das Mädchen, sich die Augen verbinden zu lassen, da doch die Maschine, wenn sie allein vom anwesenden Geiste geführt würde, auch bei verbundenen Augen der sie mit den Fingerspitzen berührenden Person ebenso arbeiten müsse. Nach langem Sträuben überredete endlich ich und noch einige Verständigere der Anwesenden das Mädchen, meiner Bitte nachzukommen; und siehe, wunderbar! das Instrument fing an, sich zu bewegen, und — traf keinen Buchstaben, sondern fuhr auf drei Seiten über das Papier hinaus. Ich lächelte, sagte kein Wort und entfernte mich ruhig. Seit diesem Factum habe ich nicht wieder gewagt, einer solchen Geisterbefragung beizuwohnen.

An die größten, bei den schriftlichen Antworten vorkommenden orthographischen Fehler muß man sich gewöhnen; selbst die Geister von Pastoren und Professoren scheinen seit ihrem Tode die Orthographie der deutschen Sprache, vielleicht aus Mangel an Feder und Papier und an Uebung, ganz verlernt zu haben.

Die gewöhnlichsten Fragen, die gestellt werden, beziehen sich darauf, wer der Geist sei, wie lange er todt sei, ob er im Himmel oder noch nicht im Himmel sei; im letztern Falle, warum er noch nicht im Himmel sei, wie lange er noch zu warten habe, ehe er dahin käme, und andere Fragen, die die lebende Menschheit betreffen; vergangenes und gegenwärtiges Unbekanntes. Selten läßt sich der Geist dazu bewegen, Zukünftiges vorher zu sagen. Nur höchstens die Geister großer Männer und Propheten, wie eines Jesaias, Elias, Johannes des Täufers 2c. lassen bisweilen einen Blick in die Zukunft thun. Solche Geister erscheinen aber höchst selten und nur in Folge ganz großer vorgenommener Feierlichkeiten. Geister von verstorbenen notorischen Bösewichten erscheinen nicht, da sie durch die oben erwähnte auf dem Papier niedergeschriebene letzte Bannungsformel hinweggebannt sind. *

Kurz, die Manie gewinnt leider mit jedem Tage an Vervollkommnung und localer Ausdehnung, scheint mir aber auch mit jedem Tage, was das religiöse Gebiet anbelangt, bedenklicher zu werden.

Den höchsten Gipfelpunkt hat sie aber bereits in einem Dorfe erreicht, dessen Namen ich nicht nennen will. Sie hat sich daselbst unter der Oberleitung eines wohlhabenden, bejahrten, corpulenten Mannes, dem als Geistermaschinenführerin ein Mädchen zur Seite steht, schon fast sectenmäßig entwickelt. Eine zierlich gearbeitete Geistermaschine steht auf einem schwarzgedeckten Tische, unter ihr das oben beschriebene Papier oder Bret; neben ihr auf beiden Seiten zwei brennende Wachskerzen (denn nur des Abends wird in der Regel die Citation vorgenommen), desgleichen Bibel und Gesangbuch. Die Handlung wird durch Gesang eines geistlichen Liedes und durch Vorlesung einer Stelle oder eines Capitels aus der Bibel eröffnet und unter größter Andacht betrieben. Dabei haben die Gläubigen, ich weiß nicht durch die Offenbarung welches welthistorisch und mathematisch gelehrten Geistes, besonders eine wichtige, welterschütternde und weltverwirrende Entdeckung gemacht, nämlich die, daß das Weihnachtsfest von uns Christen an einem falschen Tage gefeiert werde. Christus sei nicht am 25. December, sondern am 30. December geboren, und dieser Tag sei daher als der wahre Geburtstag desselben zu feiern. Die Feier des Weihnachtsfestes an diesem Tage wurde beschlossen und vorbereitet. Als Beweis, daß dies der wahre Tag sei, werde am Abend desselben ein Zeichen am Himmel erscheinen. Der erwartete Tag erscheint. Gegen 2000 Menschen strömen aus der Umgegend herbei, in den zur Feier besonders eingerichteten Saal. Das Zeichen am Himmel kann aber leider nicht erscheinen, da der Himmel ganz finster und mit Regenwolken bedeckt ist. Man beginnt die eigentliche Weihnachtsfeier mit Singen und Vorlesen aus der Bibel. Die Geistermaschine wird darauf um weitere Befehle bezüglich der Feier befragt. Sie fängt an zu antworten — da erscheint beorderte Polizei und die Versammlung muß aus einander gehen. Die Maschine schweigt, die Feier ist vereitelt. Daß letztere noch im Stillen von einzelnen Gläubigen beendet worden ist, vermuthe ich, will es aber nicht behaupten. Der Geisterspuk wird seit jenem Tage noch fast täglich im Geheimen betrieben und hat sogar seitdem noch Anhänger gefunden. — Es war sogar eine Zeit, ich weiß nicht, ob noch, wo Kranke nach jenem Dorfe gingen, um sich Mittel gegen ihre Krankheit bei der Geistermaschine zu erfragen. Die Maschine schrieb Recepte: Hollunderthee, Schafgarbe, Regengarbe, Pfefferminze und dergl., und die Kranken wurden glücklich dadurch geheilt. Ja, auch Diebe wagen nicht mehr zu stehlen, denn die Geistermaschine offenbart schon am andern Tage ganz genau den Dieb. — In jenem Dorfe aber sich über den Geisterspuk lustig zu machen, möchte ich Keinem rathen, der einer Tracht bauerfester Prügel ungern seinen Rücken zum Prellpunkte macht.

Ich könnte noch manches derartige tolle Zeug mittheilen, besonders noch eine Menge wunderbarer Geschichtchen, die man sich von der Weisheit und Allwissenheit der Geistermaschine erzählt, allein genug davon.

* Im intelligenten Leipzig ist man in der Citirung der Geister bereits weiter vorgeschritten. Es antworten hier ältere (aus dem 12—17. Jahrhunderte stammende) und jüngere Geister. Die Letzteren, welche leichter zu citiren sind, weil sie noch mehr mit der Erde zusammenhängen, stehen unter Aufsicht der älteren Veteranen und haben den Befehlen derselben unbedingt zu gehorchen. Sie schreiben Recepte, geben Rath und Auskunft über verborgene Dinge. Durch längeres Arbeiten an der Maschine erwerben sich die alten Burschen endlich die ewige Seligkeit und treten für immer ab. Das ist kein Spaß, sondern bitterer Ernst, für dessen Wahrheit Viele den höchsten Eid schwören würden. Die Redaction.

Ein Blick auf Marokko.

Alles Seltsame und Fremde kommt uns sprüchwörtlich „spanisch" vor, und vom Kaiserthum Marokko wissen wir noch weniger, so daß wir uns bisher wohl wenig um einen der grausamsten Kriege dieses Jahrhunderts, den spanisch-marokkanischen, bekümmert haben. Und doch gehört er wesentlich in die jetzige Politik und ist eigentlich ein verkappter Krieg Napoleon's gegen England und dessen Macht auf dem mittelländischen Meere. Der Krieg wurde den Marokkanern von O'Donnell, dem abenteuerlichen Irländer, der jetzt eigentlich in Spanien herrscht und der Napoleon aus Furcht — wie die meisten jetzigen Heroen Europa's — gefällig sein wollte, barbarisch aufgezwungen und ist bis jetzt siegreich gewesen, da die Spanier gereifelte Gewehre und Kanonen, militairische Taktik und Disciplin und außerdem alte, glorreiche Erinnerungen an einen achthundertjährigen Krieg mit mehr als tausend blutigen Schlachten gegen die Mauren-Herrschaft in Spanien — gegen diese wilden, barfüßigen, zerlumpten Mauren Marokko's mit hinüberbrachten.

Marokko ist ein mehr als 10,000 Quadrat-Meilen umfassendes, muhamedanisch-sultanisches Kaiserthum, der ganze nordwestliche Theil Afrika's mit dem mittelländischen Meere im Norden und dem englischen Gibraltar gegenüber. Die Engländer hielten mit Marokko neuerdings immer gute Freundschaft und haben einen guten Theil der Ausfuhr, besonders seine Seidengewebe und das berühmte Maroquinleder, gegen Einfuhr ihrer Artikel in den Händen. Setzt sich Spanien an der Nordküste fest, oder macht Napoleon Aenderungen in der marokkanisch-französischen Grenze (Algier) — was Beides nicht unwahrscheinlich ist — so ist die englische Herrschaft im mittelländischen Meere — der Weg nach Indien — der Halt an Egypten, der Besitz der ionischen Inseln, die englische Unverschämtheit in der Türkei und noch viel mehr gefährdet, gebrochen. Die Engländer sagen jetzt schon, daß sie, wenn die Spanier ihre Siegesmärsche noch weiter fortsetzten, den Siegern Halt gebieten müßten. Dies wäre dann die Lage, in welche dieser Liebling und Zögling Palmerstons (und der Nemesis der letzten zehn Jahre) England zu zwingen wünscht, um ihm zu Hause und im mittelländischen Meere zu Leibe zu gehen.

Was das Kaiserthum Marokko betrifft, so wünschen wir es in seiner jetzigen Wirthschaft zu allen Teufeln, damit ehrliche Leute auf dem gesundesten Boden in der Welt ihres Lebens froh werden können und nicht ein einziger habsüchtiger Kaufmann die Schätze von 10,000 Quadratmeilen für seine einzige Tasche zusammenscharre. Dieser einzige Kaufmann war der unlängst verstorbene Kaiser oder Sultan Muley Abderrachman, und sein Nachfolger soll nicht viel besser sein. Der Vicekönig von Egypten macht's freilich unter englischer Protection auch nicht besser.

Die marokkanische Majestät war ein guter, heitrer Diplomat, der den Unterthanen Taschen und Köpfe nicht direct, sondern auf die menschenfreundlichste Weise mittelbar abschnitt. Er unterstützte Handel und Gewerbe großmüthig durch liberale Vorschüsse. Die meisten Handelsleute sind geldgierig, und Credit, baares Geld gegen geringe oder gar keine Zinsen hat einen ganz besondern Reiz, da sie damit den Titel: „kaiserliche" Fabrikanten oder Kaufleute erhalten. Wenn unsere Fürsten in Europa von dem heißen Drange vieler Unterthanen, einen Orden, einen Hofraths- oder Hoflieferantentitel zu erlisten oder zu erkriechen, souverainen Gebrauch machen wollten, könnten sie auch grandiose Geschäfte machen und diese kriechenden Narren gehörig ausbeuteln.

Muley Abderrachman pflegte gern bedeutende Vorschüsse auf monatliche Abzahlung zu machen und die so Begünstigten zu kühnen Speculationen zu verlocken, worin sie natürlich unter geschickten Befehlen, Manövers und Ränken des allmächtigen Kaisers Unglück hatten und die monatlichen Abzahlungen bald schuldig bleiben mußten. Deren Hab und Gut und Person fällt ihm dann anheim, und er läßt sie unter dem Titel „kaiserliche Kaufherren" als seine Sclaven weiterzappeln, bis er geruht, sie abzuthun. Auch verkaufte er gern Monopole.

Ein reiches Product des Landes sind Blutegel. Diese gehören alle dem Kaiser. Er verkauft sie an einen einzigen Juden, der nun als Monopolist der große Blutegel nicht nur des ganzen Landes, sondern noch mehr der gebildeten Welt überhaupt wird, die sich oft Blutegel setzen lassen muß. Der Jude zahlt den armen Teufeln, die alle Morgen in die Teiche und Sümpfe waten, um sich die Beine mit Blutegeln besetzen zu lassen und sie dann mit Salz abzutreiben, was er will, d. h. weniger, als die Leute an Blut verlieren, und nimmt dafür, was er erpressen kann, da ihn keine Concurrenz zu Marktpreisen nöthigt. Wir können nun wissen, warum wir in der Apotheke zwei und mehr Groschen für einen Blutegel bezahlen müssen, wofür der Jude in Marokko 2—300 Stück kauft.

Solche große Monopol-Blutegel, die das Land für den Schatz des Chefs aller Monopole aussaugen, gibt es in großer Menge. Jeder ist natürlich unter solchen Verhältnissen vorsichtig, schlau, betrügerisch, diplomatisch und, wo er kann, kannibalisch. „Jeder macht Heu, so lange die Sonne scheint," wie ein marokkanisches Sprüchwort sagt, und schraubt Jeden, der unter ihm steht, so lange, als sich etwas auspressen läßt, um sich hernach von dem Mächtigeren über ihm Geld und Kopf abnehmen zu lassen. Jeder Gouverneur, Provinzialbeamte und „Einnehmer" irgend einer Art wird vor seinem Ende „ausgenommen" und nicht selten auch abgethan. Sie sind in der Regel sehr hartnäckig und lassen sich lange martern, ehe sie ihre Privatschätze herausrücken oder das Loch angeben, in welches sie ihr Geld versteckt haben. Die Bastonnade übt selten schon Wirkung, eher schon das kalte Wasser, womit der Zerfleischte begossen wird. Hilft das auch nicht, so wird der abgesetzte Beamte in ein scheußliches Gefängniß gesperrt und zum Fasten genöthigt, bis dem Halbverhungerten sein Lieblingsessen gezeigt wird, das er bekommen soll, wenn er sagt, wo seine Privatcasse steckt. Es sollen viele Millionen Thaler in marokkanischer Erde vergraben liegen, die vergessen wurden oder unbekannt blieben, weil der Eigenthümer zu früh starb oder selbst die Stelle nicht wieder finden konnte.

Der alte Hafencapitain der Handelsstadt Tanger ist zwölf Mal im Gefängnisse gewesen, um sich jedesmal mit hohen Summen loszukaufen. Der Kaiser läßt ihn immer bald wieder auf seinen Posten zurück, um den nach kurzer Zeit wieder Vollgesogenen auf's Neue auszuquetschen. Er kam immer wieder sehr lustig und gut kaiserlich gesinnt zurück, um alle seine Untergebenen frisch auszuweiden, sich wieder setzen zu lassen, sich wieder loszukaufen und so das ganze Drucksystem geschäftsmäßig immer wieder von oben nach unten fortzusetzen. Der englische Oberst Warrington klagte einmal dem Pascha von Tripolis, daß alle seine Unterbeamten Jeden auf das Unverschämteste plünderten, und am Aergsten mach' es Einer, den er namentlich nannte.

„Ja, ja, gewiß," erwiderte der Pascha, ganz majestätisch auf seinen Beinen sitzend und schmauchend. „Es ist ganz wahr. Ich weiß, daß er viel zusammenbringt. Aber ich nehme ihn noch nicht. Noch nicht fett genug. Erst muß er sich voller pfropfen, dann nehm' ich ihm, was er hat, und seinen Kopf dazu. Allah il Allah!"

Dabei sind die eigentlichen Mauren ungemein fromme, fanatische Muhamedaner, wenigstens am Freitage, ihrem Sonntage, und jeden Tag, sobald der Priester von den Moscheendächern zur Andacht ruft. Dann hören sie mitten im Geschäft, Raub, Nothzucht, Mord ꝛc. auf, verrichten ihre Andacht und setzen erst dann die so unterbrochene weltliche Verrichtung fort, wie auch die Italiener oder Spanier, die vom Raube und dergleichen nicht concessionirten Gewerben leben, das Marienbild verhängen, wenn sie in dessen Nähe zufällig Jemanden ausplündern oder mit dem Dolch beseitigen wollen. Ihr Hauptgottesdienst besteht im Hasse gegen Juden und Christen, die Sonnabends und Sonntags fromm sind und so den muhamedanischen Geschäftsleuten sowohl Freitags, als Sonnabends und Sonntags oft sehr unbequem werden. Die Juden scheinen den Muhamedanern gegenüber gar keine Rechte zu haben, aber sie sind im Durchschnitt sehr reich und deshalb in einem Lande, wo es eigentlich gar keine Rechte gibt, auch wieder sehr oft die Bevorrechteten. Aber mit dem Fanatismus der Muhamedaner darf selbst der Kaiser nicht spaßen. Einmal ritt ein reicher englischer Kaufmann in Mogador, Mr. Leyton, spazieren. Ein altes Scheusal von Bettlerin fällt seinem Pferde in die Zügel und fordert eine „milde Gabe." Der Engländer stößt sie bei Seite und läßt eine fürchterlich Kreischende zurück. Sie hatte seit zwanzig Jahren keinen Zahn mehr im Munde gehabt, schreit aber in der Stadt umher, daß der Engländer ihr zwei Zähne ausgeschlagen habe. Ihre Klage kommt bis zum Gouverneur Muley Suleiman, der, mit dem Engländer befreundet, ihm rathet, das alte Weib mit etwas Geld abzufinden. Dieser weigert sich hartnäckig. Die ganze muhamedanische Bevölkerung von Mogador wird unruhig und rebellisch und bedroht den Engländer. Dieser bleibt unerbittlich. Der Gouverneur meldet die bedenkliche Geschichte dem Kaiser, der den Engländer in einem eigenhändigen Schreiben bittet, das alte Weib „mit zwei silbernen Zähnen" zu versöhnen. Der Engländer bleibt eben so hartnäckig und wird nun persönlich vor den Kaiser geladen, in dessen Hauptstadt die zwei imaginären Zähne auch schon rebellische Aufregung hervorriefen. Der Kaiser bittet. Der Engländer besteht auf seinem Rechte; er weiß, er hat bewiesen, daß die alte Bettel seit zwanzig Jahren keinen Zahn mehr gehabt habe. Der Kaiser, um sich vor Rebellion und englischen Kriegsschiffen zu retten, überredet nun den Engländer, sich dem marokkanischen lex talionis, dem Wiedervergeltungsrechte, zu unterwerfen und seine gläubigen Unterthanen durch zwei seiner Zähne zu versöhnen. Als er sah, wie die Leute auf den Straßen wüthend umherbrüllten, unterwarf er sich der Operation und ließ sich zwei seiner Zähne ausziehen, aber kein Geld. Der Kaiser ließ dies auf allen Straßen bekannt machen und rettete so durch die zwei Zähne des Engländers, dessen ganzer Kopf übrigens nicht viel Inhalt und Werth gehabt zu haben scheint, seine Monarchie. Wenn dies nicht James Richardson

in seinen „marokkanischen Reisen“,* die eben erschienen sind, mit allen Einzelheiten und ernsthaft erzählte, würden wir diese Zahntragikomödie für eine nutzlose Erfindung halten.

Von dem Fanatismus der Marokkaner gibt's übrigens noch schlagendere Beispiele. Barth, der Monate lang in Timbuktu immer in Lebensgefahr aufgehalten wurde, entkam nur durch besondern Schutz und seine eigene List endlich lebendig. Im französischen Kriege, während der vierziger Jahre, wurden die Kriegsgefangenen in der Regel massacrirt, und selbst besonders von marokkanischer Obrigkeit beschützten Engländern wurde von den Soldaten in's Gesicht gespieen und sie dazu im Namen Allahs verflucht. Diese marokkanischen Soldaten, größtentheils negerartige, der Sclavenclasse angehörige wilde Banden, nur von baumwollenen Kopfüberhängen und Tüchern, die sie um sich herumwickeln, bedeckt und im Uebrigen nackt, geben auch den Spaniern kein Pardon und schlachten Jeden ab, der in ihre Hände fällt, was die Spanier fleißig mit Gleichem vergolten haben sollen, soweit sie eben im Stande waren, dann und wann einen lebendig zu fangen.

Am 20. December waren sie zum ersten Male im Stande, einen solchen Gefangenen lebendig in's Lager zu bringen. Alle Uebrigen, die in des Feindes Hände fielen, fochten, stachen und bissen so lange um sich her, bis sie massacrirt wurden. Später fing man einen maurischen Tambour und ließ ihn, wie den ersteren, als Curiosität photographiren. Neuerdings zahlt die spanische Regierung für jeden lebendig eingelieferten Feind etwa einen Thaler zehn Silbergroschen, und auch die marokkanische gibt mehr für den lebendigen, als den todten Spanier. Dies geschieht, um das wilde, persönliche Abschlachten durch einen menschlicheren Trieb zu neutralisiren, hat aber bis jetzt wenig geholfen. Wo sich die Feinde begegnen, geht's immer mit glühender Wuth auf Leben und Tod, wobei die Wilden mit ihrer undisciplinirten Unbeholfenheit und ihren alten Feuergewehren natürlich immer am schlechtesten wegkommen.

Die Marokkaner sind im Ganzen ein moralisch und materiell verkommenes Volk, obwohl sich unter besseren Staats- und Gesellschaftsverhältnissen manche Racen und Classen sehr vortheilhaft entwickeln würden. Der Hauptfluch besteht im Muhamedanismus, welcher alle die Intelligenz-Fähigkeiten der Berbern und Araber, schöner, dunkelbrauner Menschen und des eigentlichen herrschenden Geschlechts, niederhält und vergiftet. Dazu kommen die Monopole und die Blutsaugereien von oben und der kannibalische Sclavenhandel. Auch der confessionelle Racen- und Ständehaß richtet viele Verwüstungen an. Außer den schönen Berbern und Arabern, den Mauren und den schönen, grimmigen, halb unabhängigen, nomadischen Sahara-Wüstenvölkern, die jährlich mehrmals nach Marokko und Fez kommen, sowie den schwarzen Rif-Piraten an den felsigen Küsten, gibt es Juden und Christen, leibeigene, schwarze Sclaven und durch Geld oder Großmuth Freigelassene, Menschenexemplare jeder Schattirung vom glänzendsten Negerschwarz bis zum blendendsten Weiß des Harems.

* Travels in Marocco. By the late James Richardson. London, Skeet, 1860. Berlin, Asher and Co.

Auch die Stände und Gewerbe unterscheiden sich durch deutliche Unterschiede in der Kleidung und Farbe, so daß dem Auge, namentlich von den platten Dächern der Häuser herab, kaum etwas Bunteres und Anziehenderes geboten werden kann, als das Menschengewühl einer belebten Handelsstraße von Tetuan, Marokko oder Fez. In der Hauptstadt Marokko, vor 7—800 Jahren die mit goldenen Minarets und Moscheen weit hin in lachende Thäler und Palmenhaine leuchtende Perle des muhamedanischen Afrika, gibt es nur noch zwei bis drei einigermaßen belebte Straßen. Alles Andere innerhalb der neun englische Meilen langen Stadtmauern ist schweigende, unkrautüberwucherte Ruine, worin giftige Thiere und Reptilien hausen. Noch stehen mitten in den todten, ausgestorbenen Straßen steinerne Paläste und hohe schlanke Moscheen, aber Niemand will umsonst in ersteren wohnen, in letzteren betet Niemand mehr zu Allah. Einst wimmelten hier 1 Million Einwohner, die jetzt auf 30,000 zusammengeschmolzen, sich in Furcht vor den ausgestorbenen Straßen in wenige, enge, schmutzige, stinkende Gassen zusammendrängen. Von außen sieht sie noch, wenigstens auf der noch nicht ausgestorbenen Seite, imposant und lebenskräftig genug aus, da Palmen und Festungsthürme, Kameele und Esel schwerbeladen, schwarze Soldaten in weißer Baumwolle, glänzende Sänften mit herausblitzenden Augen, marokkanische Hofpracht auf wundervollen Berber-Rossen, lustige Neger und elastische, schlanke Berberkinder mit affenartiger Gelenkigkeit und Possierlichkeit die meilenweite Trauer, Oede und Fäulniß dahinter verstecken. Des Kaisers Residenz liegt außerhalb der Festungsmauern und bildet eine kleine Festung für sich. Marokko erinnert an Rom. Beide glänzende Hauptstädte strotzten einst von innerer Pracht und Fülle, umgeben von Villas, fruchtgoldenen und blumenduftenden Gärten und Hainen. Jetzt sterben sie schon seit Jahrhunderten von innen heraus, und die Wege zu ihren Thoren führen über Wildnisse, Wüsten und Ruinen. In beide werden neue, moderne Geister, Ideen und Kräfte einziehen und aus Ruinen verfaulter Herrlichkeit Eisenbahnhöfe, Fabriken und Kaufmanns-Villa's aufrichten.

Der jetzige Krieg mit Marokko hat eine specielle feindliche Tendenz gegen England und dessen Herrschaft auf dem mittelländischen Meere, die ohne Gibraltar gar nicht haltbar sein würde. Gibraltar hängt aber auf seinem sterilen Felsen von marokkanischen Ochsen und sonstigen Lebensmitteln ab, die von dem gegenüber liegenden Tanger unter bestimmten Gesetzen und bis zu einer gewissen Zahl importirt werden.

Wenn einmal diese vom Meere her unterbrochen würde, und Spanien mit dem neuen Freihändler Napoleon vom Lande den Lebensunterhalt verweigerte, würde das starke, felsige Gibraltar sehr schwach werden. Napoleon könnte es dann im Interesse des Welthandels und seiner Freihandelspolitik nehmen; wozu den Engländern Gibraltar lassen, wenn sie sich gegen den Suez-Canal, die andere offene Seite des mittelländischen Meeres, erklären?

Das Nervensystem.

Beschaffenheit des Nervensystems bei verschiedenen Geschöpfen.

Darüber herrscht kein Zweifel mehr, daß der Grad der Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit, die Stärke des Verstandes und Willens, das Bewußtsein und Gemüth beim Menschen und Thiere von der vollkommeneren oder unvollkommneren Entwickelung, Ernährung und Gewöhnung des Nervensystems, vorzugsweise des Gehirns, abhängig ist. Dies fällt übrigens auch sofort in die Augen, wenn man die so ganz verschieden gebauten Nervenorgane und die denselben anhängenden Bewegungs- und Sinnesapparate in den verschiedenen Thierclassen betrachtet und damit den Grad der vorhandenen Nerven- (Geistes-)Thätigkeiten vergleicht. Ja sogar beim Menschen zeigen sich bei den verschiedenen Racen, Geschlechtern und Altern einige Verschiedenheiten im Baue und danach ebenso auch im Thätigsein des Nervensystems. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß mit der höheren Stellung des Thieres die Sonderung der fadenartigen Nerven von den massigen Nervenmarkhaufen oder Centraltheilen (d. s. Ganglien, Rückenmark und Gehirn) immer deutlicher hervortritt und daß letztere immer mehr an Größe und Ausbildung zunehmen. Uebrigens gibt es in jeder Thierclasse, wie beim Menschen, Arten und Racen mit etwas entwickelterem und solche mit weniger entwickeltem Nervensysteme, und danach klügere und dümmere Thiere.

Die einfachsten, auf der niedrigsten Stufe thierischer Lebensform stehenden Thiere, die sogen. „Urthiere oder Protozoen“, deren organloser Körper aus einer gleichartigen, zähen, schleim- oder gallertartigen, zusammenziehbaren Masse (Sarcode) besteht, besitzen weder ein Nerven- noch ein Muskelsystem und führen deshalb nur ein pflanzliches Leben. In diese Thierclasse gehören die Infusorien, Schwämme, Rhizopoden und Gregarinen. — Bei den diesen Urthieren zunächst stehenden Polypen (aus durchscheinender, sehr dehnbarer, elastischer, zäher Substanz), sowie bei den Quallen (Medusen), aus glasartig-gallertiger Masse, scheint das Muskel- und Nervensystem durch einzelne Fäden nur erst schwach angedeutet. — Dagegen zeigt sich bei den Strahlthieren (Seesterne s. Fig. XXIV.) ein Nervensystem ganz deutlich in Gestalt eines Nerven-Mundringes, aus dem ziemlich starke Nervenstränge in die Organe ausstrahlen, aber ohne Nervenknoten (Ganglien).

Bei etwas höherer Entfaltung des (jetzt auf beide Körperhälf-

ten gleichmäßig vertheilten) Nervensystems, wie bei den **Würmern** (s. Fig. XXI. XXII. XXIII.), findet sich nun Centralmasse in Gestalt von Nervenknoten (Ganglien) vor, und zwar zunächst um den Schlund herum oder, wo ein solcher fehlt, doch immer im vordern, dem Kopfe entsprechenden Körpertheile. Hier treten entweder zwei obere Schlundganglien auf, die (dem Gehirne höherer Thiere entsprechend) mit einander in näherem oder weiterem Zusammenhange stehen, oder es gesellen sich zu diesen oberen noch untere Schlundganglien und es entsteht nun durch die Verbindung aller ein knotiger Nerven-Schlundring. Bei manchen Würmern entspringt aus jedem obern Schlundganglien ein Nervenstrang, der sich, mit kleineren Ganglien besetzt, an seiner Seite des Körpers herabzieht. Die meisten Würmer haben aber noch einen knotigen Nervenstamm an der Bauchseite ihres Körpers (d. i. der Bauchnervenstrang, das Bauchmark), welcher von den untern Ganglien des Schlundringes ausgeht und bis zum Ende des Leibes hinabläuft, Nervenfäden nach beiden Seiten hin abgebend. — Die **Krebse** (s. Fig. XVII.—XX.) besitzen ziemlich ein ähnliches Nervensystem, wie die Würmer, nur entwickelt sich bei ihnen die obere Schlundganglienmasse immer mehr und tritt dem Gehirne etwas näher, so wie sich auch neben dem Bauchmarke noch ein deutlicheres Eingeweide- oder Mundmagen-Nervensystem vorfindet. — Bei den **Spinnen** (s. Fig. XII. XIII. XIV.) bildet sich die obere Schlundganglienmasse zu einem hirnähnlichen Kopfganglion aus, und dieses zeigt dann bei den **Insecten** (s. Fig. XV. XVI.) eine überwiegende Ausbildung über die Bauchkette. — Von den **Weichthieren** oder **Mollusken** (s. Fig. IX. X. XI.) zeichnen sich die Kopffüßler durch die beträchtliche Größe ihrer centralen Schlundring-Nervenmasse aus, welche sich nun schon in ihrer Gestalt dem Gehirn der Fische nähert und in einer nach vorn häutig geschlossenen Höhle des Kopfknorpels liegt. Die Mollusken machen den Uebergang von den wirbellosen Thieren zu den Wirbelthieren.

Bei den in ihrer Organisation höher stehenden **Wirbelthieren** lagern sich die Centraltheile des Nervensystems in ihrer Hauptmasse als ein Längsstrang (**Rückenmark**) unter dem Rücken des Thieres und gehen keine Schlundringbildung mehr ein. Das vordere Ende dieses Rückenmarkes schwillt dann immer mehr und mehr zum Gehirne an und dieses nimmt, indem es sich immer deutlicher und schärfer vom Rückenmarke abgrenzt, an Größe und Ausbildung zu. Uebrigens sind Gehirn und Rückenmark mehr oder minder vollständig von einer knorpligen oder knöchernen Hülle (vom Rückgrate und Schädel) umgeben und stets mit häutigen Umhüllungen versehen. Bei den niedrigsten, den Fischen, zeigt sich noch ein Mangel einer Scheidung von Rückenmark und Gehirn. In den aufsteigenden Classen der Wirbelthiere (Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugethiere) dagegen tritt diese Scheidung und mit ihr die vollkommnere Entwickelung des Gehirns, so wie die von der letzteren abhängige höhere geistige Thätigkeit des Gehirns immer deutlicher hervor.

Um die wichtigste Abtheilung des Nervensystems, welcher das geistige Thätigsein übertragen ist, nämlich das **Gehirn**, in seiner allmählichen Vervollkommnung besser kennen zu lernen, ist es nothwendig, der ersten Entwickelung desselben bei den höheren Wirbelthieren kurz Erwähnung zu thun, um daraus zu zeigen, wie die einzelnen ganz einfachen Abschnitte des Gehirns der niederen Wirbelthiere schon die Vorbildungen der vollkommneren Abtheilungen im Gehirne der höheren Thierclassen sind.

Die erste Anlage des Centralnervensystems stellt sich als ein nach oben offener Halbcanal dar, der sich allmählich zum Rückenmarkrohre schließt und an dessen vorderem Ende das Gehirn in Gestalt von drei auf einander folgenden, mit ihren Wandungen und durch ihre mit Flüssigkeit erfüllten Höhlen zusammenhängenden Blasen (s. Fig. Va. b. c) ansitzt. Die erste, größte und wichtigste Blase bildet das „Vorderhirn" und theilt sich sehr bald der Länge nach in zwei Hälften, d. s. die späteren Hemisphären des großen Gehirns. Am hinteren Ende dieser ersten Blase wuchert dann allmählich ein unpaarer Abschnitt als „Zwischenhirn" hervor, der sich später zur Umgebung der dritten Hirnhöhle und Sehhügel umbildet. — Die zweite (oder Vierhügel-) Blase stellt das „Mittelgehirn" dar, aus welchem später die Vierhügel hervorgehen. — Die dritte Hirnblase bildet mit ihrem vordern Theile das „Hinterhirn" oder das spätere „kleine Gehirn", während der hintere, unmittelbar in das Rückenmark sich fortsetzende Abschnitt als „Nachgehirn" bezeichnet wird und später zum „verlängerten Marke" wird. — Mit der allmählich sich steigernden Vervollkommnung des Gehirns in den verschiedenen Wirbelthierklassen nehmen die genannten Hirnabschnitte immer mehr an Größe und Ausbildung (doch nicht überall und alle im gleichen Maße) zu, das ganze Gehirn wird größer und schwerer, und seine anfangs glatte Oberfläche bekommt Eindrücke, Vertiefungen und wulstige Windungen (durch Faltung in Folge der immer mehr zunehmenden Vergrößerung der Oberfläche), deren Zahl fortwährend wächst, bis endlich das Menschenhirn die ausgeprägtesten und zahlreichsten Windungen besitzt. Von den Fischen an bis zum Menschen herauf wachsen die Hemisphären des großen Gehirns immer mehr nach hinten, und während sie bei den Amphibien noch nicht die Sehhügel, bei den Vögeln noch nicht die Vierhügel, bei den Säugethieren noch nicht das kleine Gehirn bedecken, überragen sie beim Menschen sogar das letztere.

Bei den **Fischen** (s. Fig. VII. VIII.) und **Amphibien** (s. Fig. VI.) ist das Gehirn vom Rückenmarke noch nicht sehr scharf abgegrenzt und in seiner Lage nur als eine Verlängerung des letzteren zu betrachten. Bei den **Fischen** füllt das Gehirn die Schädelhöhle meist nur zum kleinsten Theile aus und besteht hauptsächlich aus einem Vorder- und Hinterhirn, während das Zwischen- und Mittelhirn, was bei den Amphibien (Frösche, Kröten) schon weit deutlicher ausgedrückt ist, sich nur schwach entwickelt zeigt. In beiden Thierclassen gehen die Riech- und Sehnerven aus lappenähnlichen Anschwellungen hervor. Man könnte auch das Fisch- und Amphibienhirn als eine Reihe von drei Ganglien bezeichnen, welche den drei höheren Sinnen und deren Nerven entsprechen, nämlich dem Hör-, Seh- und Riechsinne das Hinter-, Mittel- und Vorderhirn. — Schon viel bedeutender sind die Veränderungen am Gehirne der **Reptilien** (Schildkröten, Eidechsen, Schlangen, Krokodile), denn die beiden Hälften (Hemisphären) des Vorderhirns stellen ziemlich beträchtliche Anschwellungen vor, das Zwischen- und Mittelhirn bilden sich immer mehr zu den Seh- und Vierhügeln um, während das kleine Gehirn sehr verschiedene Grade der Entwickelung zeigt.

Bei den **Vögeln** (s. Fig. V.) sind die Veränderungen, welche am Reptiliengehirn auftraten, noch weit auffälliger, bis endlich bei den **Säugethieren** (s. Fig. II. III. IV.) das große oder Vorderhirn weit über die übrigen Hirnabtheilungen überwiegt, sich besonders nach hinten (durch Hinterlappen) vergrößert und so das Mittel- und selbst zum Theil das kleine Gehirn bedeckt. Bei sehr vielen Säugethieren ist das große Gehirn noch mit glatter Oberfläche, während sich bei andern eine geringere oder größere Anzahl von Vertiefungen und Windungen wahrnehmen läßt. Uebrigens sind auch die andern Abschnitte des Gehirns in ihrer Entwickelung bedeutend vorgeschritten.

Was die darmähnlichen, durch Furchen getrennten **Windungen an der Außenfläche des großen Gehirns** betrifft, so entstehen diese dadurch, daß die an Umfang zunehmende Oberfläche des Hirns sich in die Länge und Breite auszudehnen durch die Schädelkapsel gehindert ist und sich deshalb in Falten zu legen gezwungen wird (wie bei einer Krause). Da nun die Rinde des Gehirns aus grauer, vorzugsweise von Nervenzellen gebildeter Nervensubstanz besteht, so wird bei dieser Faltung auch die graue, hauptsächlich die geistige Hirnthätigkeit vermittelnde Neurine an Masse zunehmen müssen. Daraus folgt nun aber, daß der Mechanismus der geistigen Thätigkeit um so vollkommner zu schätzen ist, je tiefer und zahlreicher die Hirnfurchen, je geschlängelter, zahlreicher und gewölbter die Hirnwindungen und je dicker die graue Hirnrinde ist. Blödsinnige haben, wie die Thiere, flache, sparsame und grobe Windungen, dagegen geistreiche Racen, Völker und Personen zahlreiche und tiefe Hirnfurchen. Der Mensch hat überhaupt mehr und unregelmäßigere Windungen und tiefere Furchen als irgend ein Thier. Uebrigens ist der Satz, daß die Zahl und Ausbildung der Windungen und Furchen des großen Gehirns im Verhältniß zu den Geisteskräften eines Thieres steht, auf die Thiere einer und derselben Ordnung zu beschränken, weil jede Ordnung einen eigenthümlichen Typus mit einer den verschiedenen Species entsprechenden Stufenleiter besitzt. So hat Fuchs und Wolf unvollkommnere Windungen als der Hund, die Katze unvollkommnere als der Löwe, der Ochs und das Schaf unvollkommnere als das Pferd, der Neger unvollkommnere als der Kaukasier.

Es lehrt nun ferner die Erfahrung, daß, wo bei einem Individuum die graue Rindensubstanz (das peripherische Grau)

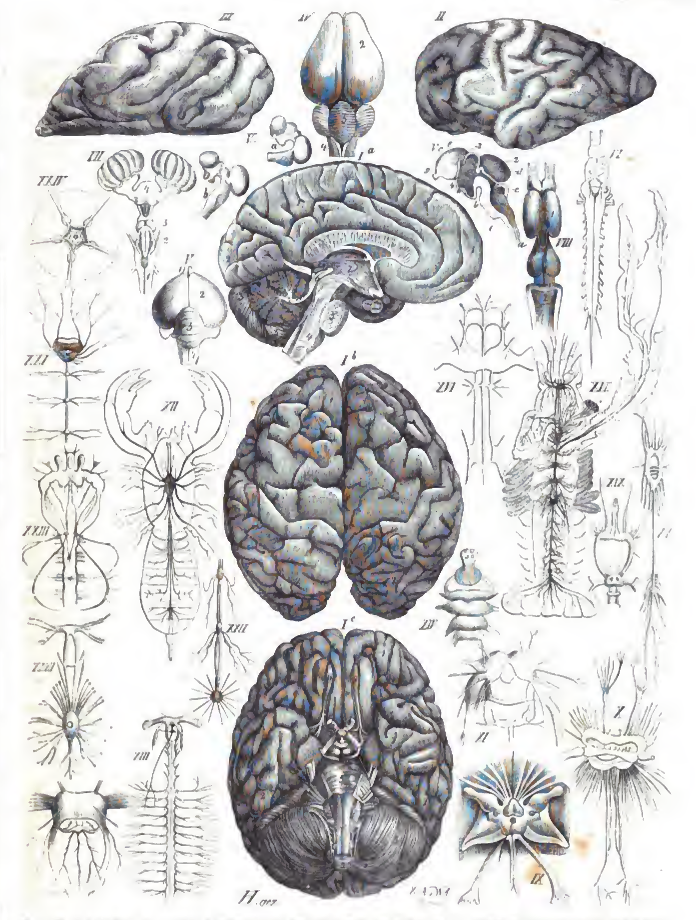


Fig. I. Menschen-Gehirn: Ia. linke Hirnhälfte auf der Durchschnittsfläche (das Gehirn ist in seiner Mittellinie der Länge nach durchschnitten); Ib. obere Fläche des großen Gehirns; Ic. untere Fläche oder Basis des Gehirns (mit den Anfängen der 12 Paare Hirnnerven). 1. Vorderer und 2. hinterer Lappen des großen Gehirns, 3. kleines Gehirn, 4. verlängertes Mark, 5. Brücke, 6. Vierhügel, 7. Sehhügel, 8. Sehnerv, 9. Riechnerv. — Fig. II. Großes Gehirn des Affen und Fig. III. des Bären (von der Seite gesehen). — Fig. IV. Gehirn eines Beutelthieres und Fig. V. des Haushuhns: 1. Riechkolben, 2. großes Gehirn, 3. kleines Gehirn, 4. verlängertes Mark. — Fig. Va., Vb. und Vc. die drei Hirnblasen (eines Hühnerembryos): a. Rückenmark, b. verlängertes Mark (Brücke), c. kleines Gehirn, d. Vierhügel, e. Höhle des ersten Hirnbläschens (dritte Hirnkammer), f. Großhirnhälfte, g. Riechkolben, h. Sehkolben. 1. Das hintere, 2. mittlere und 3. vordere Hirnbläschen. — Fig. VI. Gehirn und Rückenmark des Frosches (von unten): 1. Riechkolben, 2. großes Gehirn, 3. Sehlappen. — Fig. VII. Gehirn eines Haies: 1. verlängertes Mark, 2. kleines Gehirn, 3. Sehlappen, 4. großes Gehirn, 5. Riechlappen. — Fig. VIII. Gehirn eines Fisches (von oben): 1. großes und 2. kleines Gehirn. — Fig. IX., X. und XI. Gehirn und Nervensystem von Weichthieren. — Fig. XII., XIII. und XIV. Nervensystem von Spinnen. — Fig. XV. und XVI. Nervensystem von Insecten (Schmetterlingen). — Fig. XVII., XVIII., XIX. und XX. Nervensystem von Krebsen. — Fig. XXI., XXII. und XXIII. Nervensystem von Würmern. — Fig. XXIV. Nervensystem eines Strahlthieres (Seesternes).

über die graue Nervenmasse in den Centraltheilen des Gehirns (im Streifen-, Seh- und Vierhügel) überwiegt, die geistigen Vermögen vorherrschen; daß dagegen da, wo das Centralgrau reichlicher vorhanden, die niederen, mehr körperlichen Functionen die höheren Vermögen des Geistes beherrschen. Je höher ein Säugethier hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten steht, desto mehr steigt das Uebergewicht des Rindengrau (der Hemisphären) über das Centralgrau (des Streifen-, Seh- und Vierhügels). Ein an Windungen armes Gehirn kann daher, wenn in ihm nur das peripherische Grau über das centrale überwiegt, geistig doch höher stehen als ein mit vielen und ausgearbeiteten Windungen versehenes Gehirn, wenn dieses mehr Central- als Rindengrau enthält. So besitzt z. B. der mit großen geistigen Fähigkeiten begabte Hund weit weniger Windungen an der Oberfläche des großen Gehirns als das geistesarme Schaf, dafür aber viel mehr Rindengrau als dieses. So sind überhaupt die Wiederkäuer, welche in geistiger Hinsicht tiefer stehen als die Fleischfresser, mit mehr Centralgrau, diese besser mit Rindengrau bedacht. Während beim Menschen das Centralgrau kaum gegen 5 % ausmacht, beträgt es beim Affen schon 8 %, beim Hunde bereits 11 %, bei der Katze, dem Pferde und Kalbe 13 %, ja beim Schafe 14—15 %. Das Gehirn des Orang-Outang und Chimpansen nähert sich hinsichtlich der Menge und Anordnung seiner Windungen und hinsichtlich seines Gehaltes an Rindengrau am meisten dem des Menschen.

Das menschliche Gehirn (s. Fig. 1a. 1b. 1c) hat eine Vollkommenheit erreicht, wie sich in keinem andern Wesen der gegenwärtigen Schöpfungswelt zeigt, und von dieser Vollkommenheit hängt denn nun das geistige Uebergewicht des Menschen über die Thiere ab. Vor Allem ist es aber das große Gehirn mit seinen zahlreichen Windungen und seinem reichlichen Rindengrau, welches durch die starke Ausdehnung seiner Hemisphären nach hinten die mächtigste Ausbildung wahrnehmen läßt. Uebrigens geht die erste Bildung des menschlichen Gehirns auf ähnliche Weise, wie vorher bei den höheren Wirbelthieren angegeben wurde, aus drei Blasen vor sich, und aus diesen entwickeln sich als die Hauptabschnitte des Menschenhirns: das große, kleine und Mittelgehirn mit den Seh- und Vierhügeln, so wie das verlängerte Mark, welches sich dann nach unten in das Rückenmark fortsetzt. (Ueber den Bau, die Thätigkeit und Pflege des Menschen-Gehirns später.)

Bock.

Der erste Globenverfertiger.

Von L. O.

Unter allen Städten des deutschen Reiches ragt Nürnberg, die freie Reichsstadt, im Mittelalter am weitesten hervor durch die Bildung und den Kunstsinn seiner Bewohner, durch seine Industrie und seinen Welthandel und durch die Institutionen, womit es sich selbst zu schützen verstand, sowohl gegen fürstliche Anmaßungen, als gegen die Frechheiten der umwohnenden Raubritter. Schon seit 1219 war Nürnberg zur freien Reichsstadt erhoben worden, und eine Urkunde Kaiser Friedrich II. befestigte ihr das Recht, keine anderen Schutzherren zu haben, als die römischen Könige und Kaiser. Eben so hatte sie das Recht, sich nach einer selbstgewählten republikanischen Verfassung selbst zu regieren, und verdankt dieser, gleich anderen Städten des Mittelalters, ihre Blüthe. Die Stadt hatte über 100,000 Einwohner und herrschte über ein Gebiet von 25—30 Quadratmeilen.

Diese an regem Eifer auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie so reiche Stadt, deren Bewohner Jahrhunderte hindurch „die Unverdrossenen" hießen und von der das Sprüchlein lautete:

„Nürnberger Hand
Geht durch's ganze Land,"

war auch die Vaterstadt eines Mannes, der eng mit jener großen Epoche verflochten ist, die den Ausgang des Mittelalters bezeichnet, und dessen Name oft zu nennen vergessen wird, wo man die portugiesischen, spanischen und italienischen Namen jener kühnen Seefahrer nennt, denen doch der deutsche Mann der Wissenschaft Martin Behaim ein ebenbürtiger Genosse war.

In der Mitte von zwei gänzlich verschiedenen Bildungsstufen sehen wir im funfzehnten Jahrhundert gleichsam eine Zwischenwelt, die zugleich dem Mittelalter und der neueren Zeit angehört. Das funfzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter hervorstechender Entdeckungen in dem Raume, neuer Wege, die den Verbindungen der Völker dargeboten wurden. Wenn für die Bewohner unseres alten Europa dies Jahrhundert einerseits, wie Alexander von Humboldt sagt, die Werke der Schöpfung verdoppelt hat, so läßt sich von der andern Seite nicht leugnen, daß die nähere Berührung mit einer so großen Masse von neuen Gegenständen mächtige Triebfedern den Verstandeskräften darbot und fast unmerklich Meinungen, Gesetze und staatsrechtliche Verhältnisse der Völker durchgreifenderen Veränderungen unterwarf. Niemals hat eine rein die Körperwelt betreffende Entdeckung durch Erweiterung des Gesichtskreises eine größere und dauerndere Veränderung in geistiger Beziehung hervorgerufen, als die, durch welche der Schleier gehoben ward, hinter welchem Jahrtausende hindurch die andere Hälfte der Erdkugel verborgen gelegen hatte — und wir wollen es nicht vergessen, daß es auch eine deutsche Hand war, die diesen Schleier mit heben half!

Das Verdienst des großen Columbus wird nicht im Geringsten geschmälert — so dürfen wir mit Alexander von Humboldt weiter sagen, der auch dem deutschen Landsmann zu seinem Recht verholfen hat — wenn man an jenen Zusammenhang von Meinungen und Vermuthungen erinnert, welche man, von den Kosmographen des Alterthums an bis zum Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts, trotz der angeblich allgemeinen Finsterniß, die das ganze Mittelalter bedeckt haben soll, wahrnimmt. Diese Finsterniß erstreckte und verbreitete sich allerdings über die Massen, aber in den Klöstern und gelehrten Schulen bewahrten Einzelne die Ueberlieferungen des Alterthums. In jeder einzelnen Epoche des Völkerlebens erkennt man, daß Alles, was mit den Fortschritten der Vernunft, mit der Vervollkommnung der Intelligenz im Zusammenhange steht, tiefe Wurzeln in den vorhergehenden Jahrhunderten hat; die Eintheilung in Zeitalter führt oft zur Trennung von Erscheinungen und Thatsachen, die durch gegenseitige Verkettung in Verbindung stehen. Oft haben in einzelnen hervorragenden Geistern große Ideen inmitten einer scheinbaren Unthätigkeit gekeimt — und im Verlauf einer ununterbrochenen, aber gleichsam auf einen geringen Raum beschränkten geistigen Entwickelung verdanken oft die merkwürdigsten Entdeckungen fernen und kaum bemerkten Anregungen ihren Ursprung.

Martin Behaim und Christoph Columbus wurden in demselben Jahre 1436 geboren und starben Beide im Jahre 1506.

Zu den rathsfähigen Geschlechtern von Nürnberg gehörte auch das der Behaim, obwohl es nicht aus Nürnberg selbst stammte. Es war das altadelige Geschlecht der Herren von Schwarzbach, die in Böhmen, im Kreise Pilsen, an der Schwarza wohnten. Die Familie hatte sich schon vor länger als einem Jahrhundert um der Religion willen aus Böhmen nach Nürnberg gewendet und führte seitdem den Namen Behaim von Schwarzbach, ja, der letztere ward bald ganz weggelassen. Bereits war ein Meistersänger, Michel Behaim, diesem Geschlecht entsprossen, dessen meisten Söhne aber Kaufleute waren. Auch die erste deutsche Uebersetzung der Bibel ward von einem Matthias Behaim 1343 angefertigt und befindet sich noch heute in der Bibliothek des Paulinercollegiums zu Leipzig. Die Behaim besaßen mehrere Häuser in Nürnberg, noch heute zeigt man das in der Zistelgasse, in dem wahrscheinlich Martin geboren ward. Anfangs ward er dem Handelsstande bestimmt, aber die nur kaufmännischen Rechnungen erweiterten sich ihm zu mathematischen, und er beschäftigte sich um so mehr mit dieser Wissenschaft, als in Nürnberg dergleichen Instrumente von kunstfleißigen Händen am besten gefertigt wurden. 1457 reiste er nach Venedig in Geschäften des Tuch- und Specerei-Handels, den schon seine Vorfahren, Albrecht und Fritz Behaim, dahin getrieben hatten. In Venedig eröffnete sich ihm eine neue wunderbare Welt! Er sah zum

ersten Male das Meer, sah die Flaggen fremder Nationen, sah die Schiffe der kühnen Seefahrer ankommen und wieder hinaussteuern in das unsichere Element — und in seinem Herzen regte sich die Sehnsucht mächtig, auch so das Meer zu befahren, nach fremden Ländern und südlicheren Zonen zu steuern.

Er kehrte zwar wieder nach Nürnberg zurück, aber die gewonnenen Eindrücke blieben ihm unverlöschlich, und er beschäftigte sich nun fast ausschließlich mit der Mathematik und der Herstellung nautischer Instrumente. Trefflich kam es ihm dabei zu statten, daß Johannes Regiomontanus, der berühmte Mathematiker Müller von Königsberg in Franken, nach Nürnberg gezogen war und daselbst von 1471—1475 lebte; einmal, weil auch er hier die geschicktesten Hände fand, nach seinen Zeichnungen seine Instrumente auszuführen, und weil man in Nürnberg überhaupt neben den Interessen des Handels auch einen offenen Sinn für die Bestrebungen der Wissenschaft bewahrte. 1475 reiste er nach Italien ab, und zwei Jahre darauf finden wir Martin Behaim von 1477—1479 auf der Reise nach Mecheln, Antwerpen und Wien.

1480 ging er nach Lissabon, und wenn es auch zunächst Handelsgeschäfte waren, die ihn so in der Welt herum und auch dorthin führten, so fühlte er sich doch in Lissabon doppelt gefesselt durch das große Weltleben und die Pläne neuer Schifffahrts- und Handelswege, von denen eben damals die Rede war. Hier, wo unter König Johann II. von Portugal Diego Cam 1481 eine Expedition nach Afrika unternimmt und Christoph Columbus sich mit Riesenplänen trägt, über welche die sich klug dünkenden Gelehrten mitleidig lächeln — hier fühlte sich auch Martin Behaim von dem Drange erfaßt, mit eigenen Augen zu sehen, was er berechnen konnte, und sich auf offener See von der Nützlichkeit seiner Instrumente zu überzeugen. Und so segelte er als Steuermann und Kosmograph mit Diego Cam 1484 ab, um mit seinem Astrolabium Versuche anzustellen.

Die Reise dauerte neunzehn Monate. Sie segelten nach der Mündung des Rio Zaire oder Congoflusses, welcher anfänglich den Namen Rio Pedrao von einem Pfeiler erhielt, der als Wahrzeichen der Besitznahme aufgerichtet ward. Er unternahm die Reise, wie er selbst sagt, auf Befehl des Königs Johann II., wobei er ein Mitglied der von ihm ernannten Commission war, deren Auftrag darin bestand, ein Astrolabium anzufertigen, Declinationstafeln für die Sonne zu berechnen und die Seeleute zu lehren, sich auf ihren Seefahrten nach der Sonnenhöhe zu richten, denn, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller sagt: „die Portugiesen fühlten die Nothwendigkeit nicht, furchtsam die Küsten zu verfolgen, sondern mit Hülfe der Beobachtung des gestirnten Himmels die hohe See zu suchen." Behaims Astrolabium bestand aus einem in einzelne Grade eingetheilten Ringe, der, an einem kleinen Ringe aufgehängt — bei der Seefahrt an einem Schiffsmast befestigt — eine verticale Lage einnahm und mittelst eines sich um den Mittelpunkt drehenden Lineals (Alhidade) zu den Messungen gebraucht ward.

Die beiden Aerzte des Königs Johann, Meister Rodrigo und Meister Joseph, letzterer ein Jude, die in dieser Commission mit Martin Behaim an der Construction des Astrolabiums für den Schifffahrtsgebrauch arbeiteten, waren dieselben, welche der Bischof von Ceuta, Diego Ortiz, beauftragt hatte, den eine Reise nach Cipango und überhaupt eine Fahrt gen Westen betreffenden Plan des Columbus zu prüfen, und sie waren es auch, welche die beiden gleichstrebenden Zeitgenossen mit einander in Verbindung brachten. Zwei Jahre befanden sie sich zugleich in Lissabon, Beide mit nautischen Plänen beschäftigt, und wir dürfen annehmen, daß sie ihre Erfahrungen, Wahrnehmungen und Schlüsse mit einander austauschten, ohne daß wir dadurch den Ruhm des Einen oder Andern schmälern und etwa sagen wollten, Columbus sei erst durch Behaim zu der Annahme eines westlich liegenden Festlandes gebracht worden. Schon ehe sie einander kannten, suchten sie mit ihren Forscherblicken nach neuen Meeren und Ländern, wie es denn oft geschieht, daß ein neuer weltbewegender Gedanke da und dort zugleich hervorbricht, wenn sein ausgestreuter Samen, im Schooße der Zeit gepflegt, sich nun zum Licht zu entwickeln vermag. Als Behaim 1484 mit Diego Cam seine große Reise nach Afrika unternahm, ging Columbus, empört über die Kälte der portugiesischen Regierung, nach Sevilla.

Bald nach seiner Rückkehr 1485 von dieser Reise, auf der man den Aequator bis zum sechsten Grad südlicher Breite überschritten und die Paradieskörner (malagueta) in dem Klima, welches sie hervorbringt, eingesammelt hatte, ward Martin Behaim zum Ritter des Christusordens ernannt. Im folgenden Jahre reiste er wieder nach den Azoren, die zwar schon früher von Normannen und Italienern bewohnt, in den Jahren 1432—1449 aber von den Portugiesen wieder entdeckt worden waren. Hier betheiligte er sich mit bei der Gründung portugiesischer Niederlassungen — und bald war es das Band der Liebe, das ihn dort festknüpfte.

Bis in sein funfzigstes Jahr war Martin Behaim unvermählt geblieben. Bei seinen in die Weite gehenden Bestrebungen, die ihm den Besitz eines häuslichen Heerdes weniger wünschenswerth erscheinen ließen, und bei der Vertiefung in seine Wissenschaft, einmal losgerissen von der Vaterstadt und ihren Sitten, nach denen die Heirathen unter den edlen rathsfähigen Geschlechtern weniger nach den Wünschen des Herzens als nach den Vortheilen der Familien- und Geschäftsverbindungen geschlossen wurden, hatte er noch gar nicht daran gedacht, sich zu vermählen. Auch war es damals keineswegs etwas Seltenes, daß besonders die Männer der gebildeten Stände sich erst in diesem Alter verheiratheten — denn den Anfang des wirklichen „Alters" datirte jenes urkräftige Geschlecht unsrer Vorfahren nicht etwa mit dem Beginn der Funfzig und Sechzig, sondern ohngefähr mit dem der Achtzig und Neunzig, wie denn gerade in Nürnberg auch seine berühmtesten Mitbürger, wie Peter Vischer, Adam Kraft, Sebastian Lindenast ꝛc. nicht nur selbst ein hohes Alter erreichten, sondern ihre größten Kunstwerke erst in ihm schufen. Und wenn unsere Vorfahren so lange jung, frisch und kräftig blieben, so dürfen wir annehmen, daß Martin Behaim, als er 1486 auf die Azoreninsel Fayal kam, ein stattlicher deutscher Herr war, der durch sein bescheidnes und zugleich sicheres Wesen, verbunden mit dem Ruf und den Ehren, die ihm geworden, sich wohl Herz und Hand Johanna's von Macedo erringen konnte, der Tochter des Statthalters Jobst von Hünter, welcher mit einer flamländischen Colonie nach Fayal und Pico gesendet worden war, in Folge der Schenkung, welche Alphons V. von Portugal 1466 mit der ersteren dieser Inseln seiner Tante Isabella von Burgund, Mutter Karls des Kühnen, gemacht hatte.

Hier in Fayal — dem Thule der gebildeten Welt — der über ein Drittheil des Weges nach Amerika weit im Ocean liegenden Insel, ließ sich Behaim mit seiner Gattin nieder und blieb daselbst bis 1490. In diesem Jahre machte er eine Reise in seine Vaterstadt Nürnberg, und es scheinen ihn zu dieser Heimkehr nicht sowohl Familienrücksichten und Sehnsucht nach der Heimath bewegen zu haben, als der Wunsch, seine Entdeckungen und Erfahrungen seinen Landsleuten mitzutheilen und einige Zeit unter ihnen zu leben — ja, ihnen auch noch ein Andenken zurückzulassen — das beste Zeugniß seines Wirkens und Strebens.

Es war dies der erste Globus, den Martin Behaim in Nürnberg verfertigte, auf den er alle neuen Entdeckungen verzeichnete, ihn noch mit einer Menge von geographischen und naturwissenschaftlichen Anmerkungen versah und ihn als Andenken und „zur Lehr seiner geliebten Vaterstadt Nürnberg" schenkte. Diese Weltkugel befindet sich noch jetzt in Nürnberg in dem Hause des Herrn Baron Siegesmund Friedrich Karl von Behaim — denn noch heute blüht dies Geschlecht.

Nicht gar lange währte es, da waren unzählige Nürnberger Hände beschäftigt, nach diesem Muster zu arbeiten, und „die Globenverfertiger" wurden eine eigne Zunft — und so hatte Behaim seiner Vaterstadt nicht nur seinen Ruhm, sondern auch einen neuen Industriezweig mitgebracht.

1493 kehrte er wieder über Flandern und Frankreich nach Fayal zu seiner Gattin und seinen Kindern zurück, und wiewohl wir nichts Gewisses darüber wissen, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß er sich noch an späteren Entdeckungsreisen betheiligte. 1506 kehrte er nach Lissabon zurück und starb daselbst am 29. Juli desselben Jahres.

Außer seinem Globus wurden auch die von ihm verfertigten Landkarten in hohem Werth gehalten, ja selbst Magellan erklärte elf Jahre nach dessen Tode, daß er die Auffindung der nach ihm benannten Meerenge einer Karte Martin Behaims verdanke.

Blätter und Blüthen.

Ein Kirchenscandal in London. In der englischen Landeskirche (der sogenannten anglikanischen Hochkirche) gibt es eine Partei, welcher man Hinneigung zu einigen katholischen Lehren und Kirchengebräuchen zum Vorwurfe macht. Die Geistlichen, welche eines solchen „Puseyismus" verdächtig sind, stehen im Allgemeinen nicht auf gutem Fuße mit den Gemeinden, weil diese von mißliebigen Neuerungen nichts wissen wollen, und dadurch wird eine gegenseitige Entfremdung hervorgebracht. Diese artet häufig in Feindseligkeiten aus, sobald die Geistlichen, was nicht selten geschehen ist, trotz allen Einspruches der Gemeinde darauf beharren, Abänderungen beim Gottesdienste vorzunehmen; und diese Hartnäckigkeit hat während der letztverflossenen Monate zu einer Menge höchst ärgerlicher Auftritte geführt, die sogar neulich im Parlamente zur Sprache kamen.

Im Londoner Kirchensprengel St. Georges in the East ist der Reverend Bryan King Prediger. Dieser Mann hat sich steif und fest in den Kopf gesetzt, daß seine Gemeinde selig werden könne, wenn der Prediger nicht ein farbiges Chorhemd trage. Er trat also in einem solchen vor die Andächtigen in der Kirche, aber diese nahmen an ihm ein großes Aergerniß und verklagten ihn beim anglikanischen Bischofe in London, seinem Vorgesetzten. Dieser entschied, daß Pastor King nach wie vor, gemäß den Vorschriften der Landeskirche ein weißes Chorhemd tragen solle. Dessen weigerte sich der hitzige Mann, er trat nun ohne Chorhemd auf die Kanzel und eiferte gegen den Bischof in so argen Ausdrücken, daß ein Theil der Anwesenden ihn auspfiff, während ein anderer ihn vertheidigte. Es kam zu einer blutigen Schlägerei, und diese bildete den Anfang zu einer Reihe von Scandalen, deren einen wir erzählen wollen.

Der bei weitem überwiegende Theil der Gemeinde hat sich an's Parlament gewandt und dort ihren „ungestümen, querköpfigen" Pastor verklagt; sie weiß nicht, wie sie ihn los werden soll, und mag ihn nicht behalten. King weicht und wankt nicht, und die Georgskirche war und blieb seit dem October der Schauplatz einer langen Reihefolge unwürdiger Auftritte. In den letzten Tagen des Januar begab es sich, daß die Kanonenstraße, in welcher jene Kirche steht, Abends um sechs Uhr von Menschen wimmelte, die sich alle herbeidrängten, um eingelassen zu werden. Die Kirchthüren waren noch verschlossen; man bezeigte nicht geringe Lust, sie zu sprengen, und wollte damit den Anfang machen, als noch zu rechter Zeit eine Schaar von Polizeibeamten herbei kam, um eine solche Gewaltthätigkeit zu verhindern. Um halb sieben, eine halbe Stunde vor Anfang des Gottesdienstes, wurde geöffnet, und nun strömten reichlich dreitausend Menschen in die Kirche. Unter ihnen befanden sich etwa tausend halberwachsene Jungen, echte Londoner Früchte, die lediglich in der Absicht gekommen waren, sich einen vergnügten Abend zu machen. Sie hatten die Gallerien erstürmt. Nicht der Gottesdienst, wohl aber der Scandal begann mit Katzenmiauen, Hahnenkrähen, Heulen, Schreien, Pfeifen und Zischen; Jung-England tobte sich in recht bestialischer Weise aus, legte Zeugniß von seiner hohen Gesittung ab und machte einen Höllenlärm. Auch an saftigen Gassenhauern, Solo und im Chor, war kein Mangel; ein Theil des Publicums schrie Bravo, ein anderer rief zur Ordnung. Bald flogen auch Hüte und Mützen von oben herab und wurden wieder hinauf geworfen; man schlug die Thüren der Kirchenstühle auf und zu, brannte Zündhölzchen an und rauchte Tabak, auch wollte man das Gas auslöschen. Dazu kam es aber nicht. Niemand trat dem wilden Pöbel entgegen, die Polizei mußte vor der Thür bleiben.

Um sieben Uhr erschienen Geistliche mit einem Gefolge von Chorsängern; sie begaben sich auf ihre Sitze, gegenüber dem Altar. Voran zog der „querköpfige" Pastor und Rector Bryan King; mit ihm der Pfarrer Lowther; die zwölf Chorsänger trugen weiße Ueberwürfe. Sogleich tobte der Aufruhr wilder als vorher, das Publicum sprang auf, Scheltworte und Flüche ertönten von allen Seiten. King schien unwohl und in gedrückter Stimmung zu sein; sein College sprach den ersten Theil des Gebets, er selbst den zweiten Theil; aber Niemand konnte ein Wort davon verstehen. King will, daß die Antworten, welche die Gemeinde zu geben hat, gesungen werden; die Gemeinde antwortete aber diesmal mit unflätigen Schimpfreden. Lowther stieg trotzdem auf die Kanzel; er wurde ununterbrochen ausgezischt und ausgepfiffen, doch blieb er standhaft und verlas als seinen Text Matthäus, Capitel acht, Vers sechsundzwanzig: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stand auf, und bedrohete den Wind und das Meer. Da ward es ganz stille." Diese Worte sprach der Geistliche mit großem Nachdrucke, ohne sich an das Lärmen zu kehren. Er schilderte, wie viele Verfolgungen die Kirche schon erlitten habe, daß sie aber in den Bemühungen, die Sünder zu bekehren, nicht nachlassen dürfe. Sie werde triumphiren! „Wer fürchtet etwas für die ewige Kirche Christi?" Darauf lärmte die Jugend und schrie: „Wer fürchtet? Kikeriki!" Allgemeines Gelächter. Der Geistliche blieb auch jetzt unerschütterlich und gelassen, wartete, bis es wieder ein wenig still wurde, und ermahnte die bösen Buben, es werde ein Tag kommen, da sie auf dem Siechenbette lägen; dann würden sie die heutige Kirchenschändung bereuen. Die bösen Buben waren aber feuerfest gegen diese Ermahnung und antworteten ihm mit einem ungeheuren Hohnlachen. Es erscholl der Ruf: „Wir wollen den Altar in Trümmer schlagen!" und das wäre geschehen, wenn nicht ein starker Mann, den ein Chorsänger unterstützte, die zum Altare führende Gitterthüre mit großer Anstrengung vertheidigt hätte, aber die Leuchter in der Kirche wurden herunter gerissen, die Kniepolster umhergeworfen und den Geistlichen an die Köpfe geschleudert. Auch das hohe Kreuz über dem Altar blieb nicht verschont; es diente zur Zielscheibe für allerlei Wurfgeschosse. Während das geschah, waren in allen Theilen der Kirche heftige Prügeleien, das Schreien und Absingen von schmutzigen Liedern nahm seinen Fortgang. Niemand konnte dem Unwesen steuern. Ein Berichterstatter schreibt: „Der Auftritt war in der That gräßlich, und es wäre ohne Zweifel viel Blut vergossen worden, wenn nicht endlich der Polizeiinspector, auf seine eigene Verantwortlichkeit, mit sechs Mann in der Kirche erschienen wäre. Er vertrieb die Unruhestifter aus der Kirche, aber nun zogen sie vor Kings Haus. An jenem Abend ist viel werthvolles Kirchengut zu Grunde gegangen, die Gallerien und Bänke sind zertrümmert und hinabgeworfen worden, Bibeln und Gebetbücher wurden zerrissen oder als Wurfgeschosse benutzt, die Altarverzierungen sind beschädigt."

Man begreift nur mit Mühe, weshalb ein offenbar der Gemeinde so widerwärtiger Prediger sich derselben noch immer aufdrängt. Sie mag nichts von ihm wissen, Gutes kann er nicht mehr stiften, Aergerniß gibt er und ruft er hervor, und doch geht er nicht! Aber in England haben viele Prediger gar keinen Begriff von Schicklichkeit und Anstand. Eben jetzt ist es förmlich Mode geworden, Kirche in den Komödienhäusern zu halten. Ein lächerliches Gesetz verordnet, daß am Sonntage in England keine Theatervorstellung gegeben werden darf. Darauf speculiren solche Pastoren, welche ein Publicum anlocken wollen; die sogenannten freien Prediger, die keine feste Kirche und keine eingepfarrte Gemeinde haben. Vom Sonnabend Abend zwölf Uhr bis Montag früh sind die „Satanstempel" für Satan geschlossen, und dann ist Raum für Jehova. Die glänzenden Lampen, deren Strahlenlicht sonst auf Balletttänzerinnen fällt, scheinen am Sonntag auf die Frommen, und die Theaterdirectoren haben natürlich nichts dagegen, daß sie ihr Komödienhaus als Kirche vermiethen können. Ein ungemein eifriger Zionswächter, der früher schon als Straßenprediger viel von sich reden machte, hat lange Zeit im großen Concertsaale der Surrey Gardens Gottesdienst gehalten; er hielt seine Rede gewöhnlich vor zwölf- bis funfzehntausend Zuhörern. Der Mann heißt Spurgeon. Sein Vorgang fand Nachfolge; jetzt wird in nicht weniger als vier Theatern (dem Victoria-, dem Garrick-, dem Britannia- und dem Sadlers Wells-Theater) Sonntag Abends Kirche aufgeführt.

Am 15. December, sagt ein Londoner Blatt, fanden zwei Aufführungen statt, die eine um drei Uhr Nachmittags, die zweite um sechs Uhr Abends. Das Haus war trefflich beleuchtet, in den Logen saß ein Publicum mit Glanzhandschuhen, gerade wie an Theaterabenden. Das Publicum im Parterre war gemischt und offenbar sehr neugierig, einmal eine Kirche in der Komödie zu sehen. Prediger Goodhart bestieg nebst anderen Geistlichen die Bühne und stimmte einen Gesang an; nachher las er ein Stück aus der Bibel vor und sprach dann ein Gebet. Darauf folgte die Predigt, deren Text lautete: „Jesus ist in die Welt gekommen, um zu erlösen die Sünder, deren vornehmster ich bin." Die Predigt soll gut gewesen sein. Am andern Tage zog dann Harlekin wieder über dieselben Breter.

Für Vater Arndt!

Aufruf an alle Deutsche des In- und Auslandes.

Es ist im Werke, dem tapfern Kämpfer für deutsche Einheit und Größe, **Ernst Moritz Arndt**, ein ehernes Standbild zu Bonn auf dem linken Ufer des Stromes zu errichten, an welchem der Greis seit Jahren wohnte, als ein Wächter deutscher Zucht und Kraft. — Seit fast drei Generationen ist seine Gestalt auf das Innigste verbunden mit den größten Erinnerungen unserer Nation, mit den bittersten Leiden, dem mächtigsten Aufschwung patriotischer Empfindungen und dem männlichen Ringen um die höchsten Güter unseres Erdenlebens. Seine Lieder werden klingen, so lange deutscher Gesang die Seelen bewegt, seine Schriften werden als Werke des edelsten Patriotismus der Nachwelt immer werthvoll sein. Aber was uns, den Lebenden, sein Gedächtniß so theuer macht, das ist vor Allem sein ehrliches, tapferes, deutsches Gemüth, welches von der Jugend bis zum höchsten Greisenalter fest, opferbereit, in wärmster Begeisterung von einem großen Gefühl erglühte, von einer männlichen, leidenschaftlichen Liebe zum Vaterlande. — Das deutsche Volk hat ihm das herzlichste Beiwort gegeben, das je ein Deutscher erhalten, es hat ihn „Vater" genannt; noch vor wenig Monden hat den Neunzigjährigen kindliche Pietät aus allen Landschaften deutscher Erde begrüßt.

Wenn die Unterzeichneten jetzt, einem Aufruf aus Bonn Folge gebend, zu Beiträgen für ein ehernes Standbild des Geschiedenen auffordern, so unterziehen sie sich dieser Ehrenpflicht in der frohen Empfindung, daß das Volk, einen seiner besten Männer ehrend, zugleich sich selbst, seiner eigenen Vergangenheit und der Tüchtigkeit aller tapferen deutschen Herzen eine Ehre erweist. — So ergeht denn an Alle, denen dieser Aufruf zu Gesicht kommt, die Bitte, daß Jeder in seinem Kreise den beginnenden Sammlungen Antheil und dem Comité bereitwillige Hülfe angedeihen lasse; auch der kleinste Beitrag wird willkommen sein.

Leipzig, den 21. Februar 1860.

Hofr. E. Albrecht. Stadtr. M. Bering. Dr. E. Brockhaus. Stadtr. Theod. Cichorius. A. Diezmann. Stadtr. Wilh. Felsche. Gustav Freytag. Dr. E. Härtel. Gust. Harkort. Dr. Heyner. S. Hirzel. Ernst Keil. Brgrm. Dr. Koch. Super. Dr. Lechler. Albert Leppoc. Carl Linnemann. Jul. Müller. Jos. Nörpel. Jul. Schunck. Dr. E. Stephani. H. A. Taeschner. G. R. Wächter. Prof. W. Wenck.

Indem ich den obigen Aufruf den vielen tausend Lesern der Gartenlaube, die wohl Alle, sie mögen in Europa oder drüben über der See wohnen, zu den Verehrern des Vater Arndt gehören, auf das Dringendste empfehle, erkläre ich mich zugleich zur Annahme von Geldern bereit, deren Empfang ich prompt in diesen Blättern quittiren werde.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 11. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Nur einen Mann aus Millionen!

Von J. G. Fischer. *

„Ein Mann ist viel werth in so schwerer Zeit.“
Schiller.

Erheb' Dich wie aus Einem Munde,
Du Schrei der Noth nach einem Mann;
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.
Schon bog es hoffend um die Klippe,
Schon nach dem Hafen ging der Zug,
Da fiel auf der Bemannung Sippe
Der Wahn, wie er noch Keinen schlug:

Sie riß herab der Einheit Fahne,
O unerhörte Meuterei!
Und Jeder schrie in seinem Wahne:
So bin ich stark, so bin ich frei! —
Du herrlich Schiff, so wohl gezimmert,
Ist's möglich? läßt es Gott gescheh'n,
Daß Du verrathen und zertrümmert
Und rettungslos sollst untergeh'n?

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der uns ohn' Anseh'n und Erbarmen
Zusammentreibt im Schlachtenschweiß,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?

Nur Einer aus den Millionen,
So weit die deutsche Langmuth haust!
Zum Heil der Völker und der Thronen
Nur eine eisern harte Faust,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Dictator schwingt
Und die Rebellen ohne Gnade
In's starre Joch der Einheit zwingt!

Die, nicht erwägend und nicht wählend,
Aufstelle das Columbusei,
Daß nicht der Deutschen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker sei!
Komm, Einziger, Dir sei geschworen,
Tritt auf, wir folgen Deiner Spur,
Du letzter aller Dictatoren,
Komm mit der letzten Dictatur!

* Wenn die begeisterten, am 10. November gesprochenen Reden irgendwo wirkliche Jubelreden geworden sind, so ist es in Schwaben gewesen, wo Dr. J. G. Fischer (der Verfasser des obigen Gedichtes) bei der Hauptfeier in Stuttgart und vor Schiller's Geburtshaus in Marbach als stets willkommener Volksredner auftrat. Fischer's Name, jetzt auch an der Spitze des Schiller-Comité's, ist bekannt im ganzen Lande, namentlich durch seine vortrefflichen Gedichte: „Auferstehung Schiller's“ und das „Lied der Zukunft“, die er in den bewegten Tagen des letzten Jahrzehnts sang. Um Fischer ganz zu würdigen, muß man seine in der Cotta'schen Buchhandlung bereits in zweiter Auflage erschienenen Gedichte zur Hand nehmen. Seine Liebeslieder sowohl, „junge Sprossen und Liebesrosen“ genannt, wie seine patriotischen Gedichte unter dem Titel: „Eichenzweige und Dornenreiser“ sind vortrefflich und zeigen uns den schwäbischen Poeten als einen ebenso naiven und zarten wie andererseits kräftigen und patriotischen Dichter. Einen hohen Werth dürfen wir auch seinen Romanzen und Balladen zusprechen. Jedenfalls hat Fischer noch eine bedeutende Zukunft. — Das oben abgedruckte markige Gedicht ist ein Originalbeitrag und noch nicht in die Sammlung aufgenommen. D. Red.

Eine Brautfahrt.

Von dem Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

Die schöne Dame in dem weißen Planwagen hatte sogar die Aufmerksamkeit des alten, würdigen Geistlichen erregt, welcher seit der Ankunft der Gensd'armen nicht wieder eingeschlafen war, aber still und ruhig vor sich hingesehen hatte. Als er den Planwagen sah, hatte er sich etwas vorgebogen, und als er dann das kokette Spiel der Dame mit dem jungen Lieutenant bemerkte, glitt ein eigenthümliches feines Lächeln über seine Lippen, und gleich darauf blinzelten seine Augen in fast noch eigenthümlicherer Weise nach der schönen Dame hin. Sie wickelte sich darum dichter in ihren Shawl und blickte sehr ehrbar vor sich nieder. Hatte ihr dies das Blinzeln seiner Augen gesagt? Aber kannte er sie denn, und sie ihn? Doch ein alter, würdiger Geistlicher kann so etwas auch wohl einer unbekannten, koketten Dame sagen. Das devote Wesen machte freilich die schöne Dame nur noch reizender.

„Verdammt, verdammt!“ fluchte der Lieutenant von Horst. „Teufel! wenn die hier im Wagen säße!“

„Was hätte ich davon?“ entgegnete Herr von Falkenberg, der, wie alle blasirte Leute, auch ein großer Egoist war. „Ich muß hier aussteigen.“

Es ging in der That ein Seitenweg ab, und in diesem hielt eine Equipage, welche der in der Nachbarschaft wohnende Freund des Herrn von Falkenberg ihm entgegengeschickt hatte. Der Postillon hielt, und der Lieutenant stieg aus; beim Abschiede aber sagte er noch zu dem jüngeren Freunde: „Fritz, ich dächte doch,

Du vergäßest nicht, was Deine brave Mutter Dir gesagt hat, und was Du ihr versprochen hast."

Ein vollständiger Egoist war er doch noch nicht! Er fuhr in der auf ihn wartenden Equipage fort und der weiße Planwagen war unterdeß dem Postwagen zuvorgekommen, welcher sich jedoch in eben diesem Augenblicke wieder in Bewegung setzte. Der junge Lieutenant träumte, während sich die Sonne glanzvoll ihrem Untergange zuneigte und nun konnte der geheimnißvolle, wichtige Tuchhändler wieder erzählen von dem Schinderhannes und Damian Hassel, von dem schönen Karl, der neugeborne Kinder braten ließ, um sogenannte Schlaflichter zu bekommen, durch die er sich unsichtbar machen könne, und von seiner schönen Geliebten, Louise Delitz, die aber doch Beide zuletzt gefangen und — „Hm, was ist denn das?" rief er auf einmal erschrocken.

Es war schon lange finster geworden, der Wagen fuhr bereits seit einer Weile in dem gefürchteten Walde, und die Finsterniß war zwischen den hohen, dichten Bäumen noch dunkler geworden, zumal da der ordinaire Postwagen keine Laternen führte.

Der Ausruf des Tuchhändlers hatte auch die Bauern erschrocken gemacht.

Sie hatten alle Drei nicht eben Courage genug, aus dem Wagen zu blicken; der Lieutenant Fritz von Horst jedoch hatte unterdeß schon mehr Muth gehabt, und dieser war belohnt worden, indem er ein paar glänzende, schwarze Augen sah, die ihm so einladend, so bittend entgegenblickten.

Der weiße Planwagen war von dem Postwagen wieder eingeholt worden und hielt mitten im Wege. Es schien ihm ein Unfall begegnet zu sein, denn der Kutscher war nicht auf seinem Bocke, sondern suchte mit einer Laterne am Wagen herum; der einladende, bittende Blick der jungen Dame war zugleich ein ängstlicher.

„Halt, Postillon," rief eilig der Lieutenant, worauf der Postillon hielt.

Fritz von Horst sprang aus dem Wagen und eilte zu der jungen Dame in dem dastehenden Planwagen. „Bedürfen Sie meiner Hülfe, verehrte Dame?" frug er artig.

„O mein Herr, wie gütig sind Sie!" entgegnete ihm kindlich erfreut eine Engelsstimme, „unser Kutscher hat den Hemmschuh verloren und muß umkehren, ihn zu suchen, während wir allein hier bleiben müssen, ganz allein, mitten im dunkeln Walde!"

Die schönen Augen der Dame sahen den Lieutenant dabei so liebevoll an, die schwarzen Locken waren so reizend, und sie hatte in ihrer Angst vergessen, den rothen Shawl zuzuziehen, unter welchem die schönsten Schultern der Welt verborgen waren — und der junge Gardelieutenant sah sie jetzt voll in dem Scheine der Laterne, die der Kutscher, gewiß zufällig, gerade nach ihm hinhielt.

„Mein Fräulein," rief er, „ich bleibe bei Ihnen, so lange Sie befehlen."

„Wir werden Sie nur wenige Minuten belästigen," antwortete die junge Dame.

Der Schirrmeister wollte Einwendungen machen, aber auch der alte Geistliche hatte aus dem Postwagen gesehen. „Herr Conducteur," rief er mit einer milden und zugleich seinem würdigen Aussehen entsprechenden Stimme, „Sie werden gewiß einen Act der Nächstenliebe hier ausüben dürfen." Er imponirte selbst dem Postbeamten.

„Auf ein paar Minuten denn," sagte der Conducteur.

Der Geistliche warf ihm einen still dankenden, dem menschenfreundlichen Lieutenant aber einen väterlich wohlwollenden Blick zu, während sich die junge schöne Dame im Planwagen dafür mit kindlicher Dankbarkeit gegen den alten Geistlichen verneigte; der Kutscher ging indeß mit seiner Laterne zurück, um den verlorenen Hemmschuh aufzusuchen. Bevor er jedoch die beiden Wagen in völliger Dunkelheit ließ, hätte man noch einen sonderbaren Blick sehen können, mit welchem der Geistliche die Aeußerung der Dankbarkeit der Dame erwiderte, und unmittelbar darauf ein feines, spöttisches Lächeln, mit welchem er den neben ihr stehenden Lieutenant maß.

Fritz von Horst hatte unterdeß weiter in das Innere des Planwagens zu blicken gesucht; allein die Laterne war nur einen Augenblick da, die Leinwanddecke über dem Wagen war dicht, und er hatte daher wieder nichts gesehen, als die junge Dame in ihrer Schönheit. Das war freilich fatal, zumal für einen leichtsinnigen Gardelieutenant, um so mehr fatal, je schöner die Dame war. Wer und was konnte nicht noch Alles in dem Wagen sich befinden und lauern? Ein strenger Vater, ein bärbeißiger Bruder, ein eifersüchtiger Liebhaber gar. Allein ein junger Gardelieutenant darf nie verlegen werden, weder in der Schlacht — wenn er vielleicht einmal in eine solche kommen sollte — noch in Abenteuern, in die er oft hineinkommt. Auch Fritz von Horst war es nicht und sagte: „Erlauben Sie, mein Fräulein, der Abend ist kühl, Sie könnten sich erkälten."

Der Abend war freilich auch dunkel, aber der Lieutenant der Garde schien bezüglich der Toilette einer Dame Erfahrung zu haben. Seine Hände hatten den Shawl der Dame erfaßt, um ihn etwas fester über die schönen weißen Schultern zu ziehen, allein sie mußten in demselben Augenblicke heftig zurückfahren, da aus dem Wagen etwas hervorkam, was den jungen Lieutenant zu entsetzen schien. Unmittelbar hinter der Dame schrie ein kleines Kind auf, ein kleines, unschuldiges Kind, welches, wenn es auch noch kein Jahr alt, doch zu solchen Lagen eine verzweifelt unangenehme Zulage ist.

„Ah!" rief der Lieutenant.

„Schlafe, mein Engelchen," sagte die Dame schmeichelnd und wickelte sich dabei selbst in ihren Shawl und beugte sich zu dem Kinde zurück.

„Ein Satan ist das Engelchen," fluchte der Lieutenant ingrimmig in sich hinein. In diesem Augenblicke kam auch der Kutscher schon wieder zurück, der den Hemmschuh nicht weit vom Wagen gefunden hatte und ihn sogleich wieder an seinen Platz brachte.

„Mein Herr, ich bin Ihnen außerordentlich dankbar," wandte sich die Dame von dem Kinde höflich an den jungen Mann zurück.

„Eingestiegen!" commandirte der Schirrmeister, und der Lieutenant mußte wieder in den Postwagen steigen, ohne daß er nur noch einen Blick aus den schönen Augen der Dame erhaschen oder selbst einen solchen in den Planwagen werfen konnte, um zu wissen, wer außer dieser schönen Dame und dem schreienden Kinde sich darin befinde. Der Postwagen fuhr weiter und gleich darauf der Planwagen wieder an ihm vorbei; beide tiefer in Wald und Nacht hinein.

Der Tuchhändler erzählte nun nach dieser kurzen Unterbrechung den beiden Bauern weiter: „Ja, der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Der schöne Karl wurde im Jahre 1810 zu Magdeburg mit dem Schwerte hingerichtet, und die schöne Louise Delitz verbrannten sie gar im Jahre 1811 öffentlich auf dem Markte zu Berlin; allein die Räuberbanden und die großen Räuberhauptleute sind damit nicht ausgegangen. Jetzt ist wieder die Rosenthal'sche Bande da — habt Ihr nichts von ihrem Anführer Rosenthal gehört?"

Die Bauern verneinten, und der Tuchmacher erzählte weiter grausige Geschichten, bis die tiefe dunkle Waldfinsterniß, in welcher der Postwagen seit der letzten halben Stunde gefahren war, auf einmal durch mehrere Lichter erhellt wurde. Der Schein kam aus den Fenstern eines Hauses, das etwa zwanzig Schritte von der Landstraße entfernt unter Bäumen stand. Es war die einsame Waldschenke, von der die Bauern gesprochen, die sie als das einzige Haus des Waldes bezeichnet hatten. Der Postwagen hielt, aber mitten auf der Landstraße, und der Schirrmeister ladete nicht zum Aussteigen ein. Der Aufenthalt mußte also kein langer sein sollen. Allein auch eine Minute kann Abenteuer bringen.

Der junge Gardelieutenant sah aus dem Wagen. Dicht vor dem Hause hielt ein Fuhrwerk; der weiße Planwagen glänzte hell in den Lichtern der Schenke. Ein rother Shawl war zwar nicht zu sehen, und schwarze Locken hätte man in dem Abenddunkel wohl nicht sehen können, wenn die Lichter auch noch einmal so hell gebrannt hätten. Fritz von Horst mußte dennoch die Berechnung machen, wo der weiße Planwagen sei, da werde auch die schöne Dame mit den schwarzen Locken und dem rothen Shawl nicht fern sein. Mit einem Sprunge war er zum Wagen hinaus.

Während er hinaussprang, regte sich auch der alte Geistliche, und er wandte sich an den jungen Lieutenant. „Mein lieber Herr," sagte er mit seiner milden Stimme, „dürfte ich Ihre Güte in Anspruch nehmen?"

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Ich möchte hier gleichfalls aussteigen. Das hat aber bei diesem Wagen seine Schwierigkeiten für einen alten Mann, wie ich bin; das lange Fahren hat mich zudem müde gemacht. Dürfte ich Sie um Ihren Arm bitten?"

„Sehr gern," erwiderte der junge Lieutenant, und er hob zuvorkommend und hülfreich den alten Mann aus dem Wagen.

„Ich muß mich ein wenig stärken," sagte dieser unterdeß; „ich habe seit heute früh nichts genossen."

Der mitleidige junge Mann führte den Greis, der vor Ermüdung des langen Fahrens beinahe zitterte, an seinem Arm in die Schenke.

Das Innere des Postwagens hatte außer den Beiden Niemand verlassen. Aus seinem Coupé war aber der Schirrmeister mit einem Briefbeutel hervorgekommen, den er hier abzugeben hatte, und aus seinem Sattel hatte sich der Postillon losgemacht, der hier nach alter Gewohnheit einen Schnaps zu trinken hatte. Die Schenke hatte nur ein einziges, großes Zimmer. In diesem mußte Jeder suchen, was er zu suchen hatte. Der Schirrmeister gab dort an den Wirth sein Felleisen ab. Der Postillon erhielt seinen Schnaps.

„Kann ich ein Glas Wein bekommen?" fragte der Geistliche. „Nur ein einziges Glas, aber der Wein müßte gut sein; ich bin sehr erschöpft."

Er konnte es bekommen. Auch etwas Brod dazu. Der genügsame Greis war damit zufrieden und setzte sich an einen kleinen Seitentisch. Man sah, wie der einfache Nachtimbiß ihm wohl that. Der junge Lieutenant sucht unterdeß sein Abenteuer, und auch er fand, was er suchte. In der großen Schenkstube befanden sich außer den vier Eingetretenen nur noch wenige Fremde. Ein finster aussehender Herr ging schweigend in dem Zimmer auf und ab spazieren. Ganz hinten in der Stube saßen zwei Damen auf einer Bank. Neben ihnen lag, in Kissen eingepackt, ein kleines Kind von vielleicht einem halben Jahre; es schlief.

Zu den Damen zog es den Lieutenant. Er sah zwar auch jetzt keinen kokett zurückgeworfenen rothen Shawl, und kein schwarzes Capuchon, mit hellblauem Sammet eingefaßt. Auch keinen runden, weißen Nacken konnte er sehen; ein einfaches Tuch hatte sittsam die Schultern verhüllt, nach denen er blickte. Aber mit desto wunderbarerem Zauber glänzte ihm eine ungefesselte Fülle rabenschwarzer Locken entgegen und aus dem feinsten Gesichte ein Paar großer dunkelglühender Augen. Und diese Augen wandten sich nicht von ihm ab. Sie waren überrascht, als sie ihn plötzlich eintreten sahen; sie blickten ihn dann, als er so liebevoll den Greis führte, mit einer unverhehlenen Freude an und sandten ihm einen dankbaren Blick zu, als er sorgsam den Geistlichen an den kleinen Seitentisch geführt hatte.

Der leichtsinnige Gardelieutenant stutzte beinahe, und es regte sich etwas in ihm, das ihn auf dem Wege zu der schönen Dame aufhalten wollte. Allein der Leichtsinn trug seinen gewohnten Sieg davon. Er nahete sich der Dame, vielmehr den beiden Damen. Die Schöne hatte sich zu ihrer Begleiterin gewandt. Auch diese war schön, aber sie war eine sehr blasse junge Frau, etwas älter als die andere. Ihr Auge hing an dem Kinde. Sie mußte die Mutter des Kindes sein, zu welchem sie schmerzlich, gramvoll niedersah, und doch war das Aussehen des Kindes so frisch, und es schlief so ruhig. Die junge Dame mit den schönen schwarzen Locken sah etwas sorgenvoll auf die Mutter.

Der junge Lieutenant war zu ihnen getreten. Auf dem Wege hatte er sich noch einmal in dem Zimmer umgesehen. Von den Anwesenden konnte nur Einer zu den beiden Damen gehören, der finstere Herr, der schweigend auf und ab spazierte. Allein er hatte nicht einmal nach ihnen hingeblickt, er kümmerte sich auch weiter nicht um sie.

„Die Damen reisen ganz allein?" fragte der Lieutenant sie.

Da glitt durch das Gesicht der schönen Dame mit den schwarzen Locken ein freundliches, freilich auch schalkhaftes Lächeln. „Nicht doch, mein Herr, dieses Kind reist mit uns."

Der Lieutenant hatte nur das freundliche Lächeln gesehen, welches ihn bezauberte. „Meine Damen, darf ich Ihnen meine Dienste anbieten? Befehlen Sie über mich."

Die schöne Dame, die ihm geantwortet hatte, schlug erröthend und in holder Verwirrung die Augen nieder. Ihre ältere Begleiterin aber hatte unterdeß, wohl zufällig, nach dem alten Geistlichen an dem Seitentische hinübergeblickt, und dieser hatte jetzt ihr einen ebenso sonderbaren Blick zugesandt, wie vorhin im Walde der jüngeren Dame, nur zugleich strenge und befehlend. Es war darauf, als wenn die blasse Frau erschrocken zusammenfahre, sich aber auch in dem nämlichen Momente gewaltsam aufraffe. Sie antwortete dem Lieutenant. „Ja, mein Herr, wir reisen allein, mit diesem Kinde, ohne Schutz. Wir müssen noch in der Nacht weiter durch den Wald, der noch drei Stunden währt. Und — es ist gewiß kindisch von mir, mein Herr, aber ich kann nicht dafür — ich bin einmal ein furchtsames Wesen, und ich fürchte mich auch hier. — O, mein Herr, lachen Sie mich nicht aus," unterbrach sie sich.

Der Lieutenant legte seine Hand auf das Herz. „Wahrhaftig nicht, Madame —" Er konnte es in Wahrheit betheuern. Er hatte gelächelt, aber wohl noch nie glücklicher. Auf seine Betheuerung erhob auch die jüngere Dame die Augen wieder, nicht mehr in holder Verwirrung, aber mit dem holdesten Blicke von der Welt die Bitte ihrer Gefährtin unterstützend.

„Madame," rief der junge Gardelieutenant, „haben Sie keine Furcht mehr. Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten?"

„Sie wollten, mein Herr?" fragte die jüngere Dame.

„Ich verlasse Sie nicht mehr."

„O, mein Herr, wie soll ich Ihnen danken?"

Die jüngere Dame hätte beinahe seine Hand ergriffen, um sie zu drücken, so dankbar war sie.

„Ich nehme Ihren Schutz," sagte die blasse Dame, „nur bis zur nächsten Station in Anspruch. Sie ist am Ausgange des Waldes. Wir werden in unserem Wagen vor der Post dort anlangen, sodaß Sie diesen nicht verfehlen können."

Der Postillon hatte seinen Schnaps getrunken, der Schirrmeister seinen Briefbeutel in Ordnung gebracht, der Geistliche sein Glas Wein und sein Stück Brod verzehrt. „Wieder eingestiegen!" befahl der strenge Schirrmeister.

„Angela," sagte die blasse Dame zu ihrer jüngeren Gefährtin, „dem würdigen Geistlichen verdanken wir zum großen Theile mit die Hülfe, die uns im Walde wurde. Gehst Du wohl, ihm zu danken?"

Die jüngere Dame war schon aufgesprungen. Die helle Freude leuchtete in ihrem schönen Gesichte. Sie eilte zu dem Geistlichen, nahm dessen Hand und sah so dankbar zu ihm auf; ihre schönen Lippen flüsterten so kindlich zu ihm. Was sie sprach, konnte man nicht hören. Aber es mußte das Herz des Greises rühren, denn er sah ihr mit einem väterlichen Wohlwollen in das Gesicht, und man glaubte die Worte der innigsten Freude zu vernehmen, womit er ihren Dank aufnahm und erwiderte. Sie sprachen lange zusammen, und es war ein herrliches Bild, der würdige Greis und das liebliche Mädchen in dem heimlichen, freundlichen Gespräche.

Fritz von Horst ging unterdeß zum Conducteur, ihm mitzutheilen, daß er durch den Wald in dem Wagen der Damen fahren und erst auf der nächsten Station in den Postwagen wieder einsteigen werde. Das hörte der finstere, in der Stube auf und abspazierende Herr. „So ist bis dahin Platz für mich in der Post?" wandte er sich an den Conducteur.

„O ja, der Herr kann auf der nächsten Station nachträglich bezahlen."

Die mit dem Postwagen weiter fahren wollten, verließen die Schenkstube, und Fräulein Angela kehrte zu ihrer Gefährtin zurück. „Welch ein herzlicher, edler Mann ist dieser Geistliche!" sagte sie zu dieser, „er sendet auch Dir und Deinen Kindern seinen Segen; ich mußte ihm von Dir erzählen."

In diesem Augenblicke erschien der Kutscher der Damen im Zimmer. „Befehlen die gnädige Frau," wandte er sich an die blasse Dame, „daß wir ebenfalls weiterfahren?"

„Auf der Stelle, Konrad. Du fährst dem Postwagen wieder vor, hältst Dich aber immer in seiner Nähe."

„Zu Befehl, Euer Gnaden."

„Du fürchtest Dich doch noch, Emilie?" sagte die jüngere Dame mit einem schalkhaften Seitenblick auf den jungen Lieutenant.

„Sie verzeihen meine kindische Furcht, nicht wahr, mein Herr?" bat die blasse Dame den Lieutenant.

„O, Emilie," fiel rasch die Andere ein, „ein Ritter hat nie seiner Dame etwas zu verzeihen — aber brechen wir auf. Der Herr wird Dir den Arm reichen und ich nehme das Kind." Sie befahl so bestimmt und doch so munter und neckisch, weshalb man ihr gern gehorchte, und so stiegen sie in den Planwagen, der vor der Thür der Schenke hielt. Auch dabei ordnete die jüngere Dame an. „Der Herr hat die Güte, sich da hinter zu Dir zu setzen, Emilie, denn Du fürchtest Dich; ich bleibe wieder hier vorn mit dem Kinde." Wieder gehorchte man ihr, allein der Lieutenant ärgerlich genug.

Der Postwagen war schon abgefahren. Man hörte sein schwerfälliges Krachen noch in der Nähe. Der Planwagen fuhr ihm

nach und hatte ihn bald eingeholt. Er fuhr an ihm vorüber. Dann hielt er sich so, daß man hinten in der Ferne, wenn auch nur schwach, das Krachen des alten Postkastens hören konnte.

Der junge Gardelieutenant mochte mit seiner Lage wohl nicht ganz zufrieden sein. Er hatte seinen Sitz nicht neben der Schönen, die allein ihn in das Abenteuer und in den Wagen gezogen hatte. Es war stockdunkel, und er konnte sie nicht einmal sehen. Nicht einmal reden konnte er mit ihr. Sie saß stumm auf ihrem Sitze, das Kind auf dem Schooß, und als er ein Gespräch mit ihr anknüpfen wollte, nahm ihn die blasse Dame an seiner Seite in Anspruch.

„Mein Herr," sagte sie, in einem Tone, der ihre Verwirrung zu erkennen gab, „in diesem Augenblicke fällt mir erst die eigenthümliche Lage auf, in die ich zu übereilt uns gebracht habe. Was mögen Sie von mir und meiner Schwägerin denken?"

Der Lieutenant war jedenfalls galant. „Gnädige Frau, ich habe nur das Gefühl des Glücks, Ihnen einen Dienst erweisen zu können."

„Aber wir riefen Sie zu diesem aufopfernden Dienste, wir, die wir Ihnen, Sie, der Sie uns ganz fremd sind."

„Desto glücklicher schätze ich mich," erwiderte der galante Gardelieutenant; „ich habe zugleich die liebenswürdigste Bekanntschaft gemacht."

„Indeß, mein Herr," fuhr die Dame fort, „ich muß Ihnen doch einige Auskunft geben, die mich vielleicht bei Ihnen entschuldigen wird. Meine Schwägerin und ich hatten einen Besuch bei einer Freundin gemacht, und mein Mann hatte versprochen, uns abzuholen. Wir warteten auf ihn. Es wurde uns jedoch zu spät, und so mußten wir endlich ohne ihn die Rückfahrt antreten, in der Hoffnung ihm zu begegnen, was jedoch bis jetzt nicht geschehen ist. Möglich, daß er doch noch mit uns zusammentrifft. Ich rechne sogar darauf, wenn ihm kein Unfall zugestoßen ist, welcher Gedanke mich freilich doppelt beunruhigt."

„Die gnädige Frau wohnen in der Nähe?" fragte der Lieutenant.

„Nicht weit von der nächsten Station."

„Auf einem Gute?"

„Auf einem Gute."

Dem Lieutenant wollte seine Situation bedenklich zu werden beginnen. Warum, mochte ihm selbst nicht sogleich klar werden.

„Nicht wahr, mein Herr," sprach die Dame weiter, „Sie finden unter solchen Umständen meine Furcht vielleicht nicht so ganz kindisch?"

„Gnädige Frau, ich bewundere im Gegentheil Ihren Muth." Der Lieutenant hatte gewiß ein großes Compliment sagen wollen. Aber auf dem Sitze vor ihm wurde ein boshaftes Gekicher laut, das sich gar keinen Zwang anthat.

„Emilie, er bewundert Deinen Muth, daß Du ihn zu unserem Ritter engagirt hast."

„Angela!" verwies die blasse Dame.

Aber Fräulein Angela lachte herzlich weiter, und Fritz von Horst dankte jetzt dem Himmel, daß es stockdunkel im Wagen war, denn es wäre eine Beleidigung für das ganze Gardecorps gewesen, wenn Jemand gesehen hätte, daß ein Gardelieutenant vor Verlegenheit feuerroth geworden war. Er ärgerte sich aber auch zugleich, daß er keine Erwiderung an die Dame finden konnte. Jedoch was das Letztere betraf, so befreite ihn die Dame bald selbst von seinem Aerger, freilich um andere, gar beunruhigende Gefühle in ihm zu erwecken.

„In einem Punkte übrigens, liebe Emilie," fuhr Fräulein Angela fort, „hast Du unserem liebenswürdigen Ritter Unrecht gethan."

„Und in welchem?" fragte die Schwägerin.

„Daß er uns fremd sei."

Der Lieutenant horchte hoch auf. „Ich hätte die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, mein gnädiges Fräulein?"

Der Kutscher hatte vorhin die blasse Dame gnädige Frau, diese hatte die jüngere Dame ihre Schwägerin genannt. Der höfliche Gardelieutenant hatte daher zu jener ebenfalls gnädige Frau gesagt, und er mußte folglich auch die Jüngere als ein gnädiges Fräulein anreden.

„Gewiß, mein Herr," versetzte das gnädige Fräulein munter, „Sie sind der Herr Fritz von Horst?"

„In der That —"

„Lieutenant in der Garde —?"

„Wo hätte ich das Glück gehabt, von dem gnädigen Fräulein gesehen zu sein?"

„Hören Sie weiter, Herr Lieutenant von Horst; Sie haben eine brave Mutter?"

„Eine vortreffliche Mutter."

„Sie ist die Freundin einer Frau von Eisenring?"

Der Lieutenant horchte nicht mehr hoch, er horchte auf einmal erschrocken auf. Es wurde ihm kalt und heiß auf der Stirn, und in seinem Innern fluchte es: „Himmeldonnerwetter!" und betete dann wieder: „Lieber Gott, hilf mir aus dieser verdammten Geschichte!" Auch ein Gardelieutenant kann beten, freilich erst dann, wenn er in solcher Noth ist. Und in Noth war der Lieutenant, denn er vergaß die Antwort auf die letzte Frage des gnädigen Fräuleins.

„Sie antworten mir nicht?" sagte sie boshaft.

Er mußte antworten: „Meine Mutter hängt mit ihrem ganzen Herzen an dieser Freundin."

„Das freut mich, Herr von Horst — aber weiter. Die Frau von Eisenring hat eine Tochter?"

„Meine Mutter hat mir davon gesprochen."

„Blos so kalt davon gesprochen?"

Den armen Lieutenant überlief es am ganzen Körper glühend heiß, er fluchte und betete nicht mehr, aber er mußte Betrachtungen anstellen, und diese machten ihm noch heißer. — Lucina! Lucina von Eisenring! Es ist gewiß! Sie ist dieser verführerische und zugleich boshafte Teufel. Und keine Schwärmerin, wie ihre Mutter, aber ein Satan. Das Gut liegt in der Nähe, jenseits des Waldes. Sie kennt den Plan ihrer Mutter und muß mich schon früher, in der Residenz, beobachtet haben, da sie von meiner Reise weiß. Wahrscheinlich hat sie einen Liebhaber, und hat mir darum diese Falle gelegt. Jetzt kann sie nun zu ihrer Mutter sagen: den Menschen soll ich heirathen, der auf der Landstraße der ersten besten Schürze nachläuft? Sie läßt sich zwar Angela nennen, und als einziges Kind kann sie keine Schwägerin haben. Aber das Alles ist Maske für ihr verruchtes Spiel. Herr des Himmels, was habe ich da angefangen! Dieser verteufelte Leichtsinn! Und meine Mutter hatte mich gewarnt. Was nun weiter? Wie soll das enden? —

„Sie antworten mir wieder nicht, Herr von Horst?" fragte das gnädige Fräulein.

Aber diesmal sollte er der Antwort überhoben werden. Ein Geräusch, das man plötzlich hörte, ließ ihn sie und wahrscheinlich auch das boshafte Fräulein vergessen. Man hatte bisher noch immer das schwerfällige Fahren des Postwagens vernehmen können. Er mochte in einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten hinter dem Planwagen fahren. Auf einmal vernahm man den Ruf einer menschlichen Stimme. Es war ein lauter, befehlender Ruf. Unmittelbar darauf folgte ein heller Peitschenschlag; dann ein Schuß, dann ein Durcheinander mehrerer Stimmen; Alles fast in einem einzigen Momente. Und Alles in der Gegend des Postwagens. Diesen selbst, sein Fahren, sein Krachen vernahm man nicht mehr. Das Durcheinander der Stimmen war ein wildes, schreiend, befehlend, drohend. Aber es dauerte ebenfalls nur einen einzigen, kurzen Augenblick; dann vernahm man auch von ihm nichts mehr. Alles war still in jener Gegend, im ganzen Walde.

Fritz von Horst war aufgefahren. „Räuber!" rief er. Brav war der leichtsinnige Gardelieutenant. Er sprang auf, er wollte aus dem Wagen springen, im vollen Fahren des Planwagens. Denn dieser hatte nicht angehalten; der Kutscher fuhr ruhig weiter, als wenn er von allem dem Geschrei und Gewirre nicht einen Laut vernommen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in der Uhren-Heimath La Chaux de Fonds.

Von H. A. Berlepsch.

Jede Uhr ist ein Wecker, und zwar ein geistiger.
Jean Paul.

„Im schweizerischen Jura schreibt man fast der ganzen civilisirten Welt die Zeit vor!" — So verblüffend dieser Satz lauten mag, so buchstäblich wahr ist er. Denn ein Jahr in's andere gerechnet werden durchschnittlich mehrere hunderttausend Stück Taschenuhren jährlich in den jurassischen Thälern fabricirt, die überall auf unserem ganzen Erdball, wo man nicht mehr kindlicher Weise nach der Länge der Schatten und dem Stand der Sonne rechnet, sondern sich des zuverlässigen und bequemen Taschen-Chronometers bedient, auch Käufer finden.

Die Uhrenfabrikation in diesen öden, unfruchtbaren, melancholischen Bergthälern der französischen Schweiz ist eine der interessantesten Erscheinungen im Gebiete industriellen Lebens. Wie der Schweizer überall in seiner praktischen Thätigkeit, in seinem nach Erwerb strebenden Sinnen und Unternehmen durch Fleiß, Umsicht



La Chaux de Fonds.

und Sparsamkeit das zu ersetzen und dem Schicksal abzuringen sucht, was die rauhe oder wilde Natur seines gebirgigen Heimathlandes ihm als Gabe des Ackerbaues und Gartens versagt, so hat auch der Jurassier, der sein Mehl und Brod, seine Früchte und Gemüse auf fremden Märkten kaufen und theuer einführen muß, sich einen Ausweg erkämpft, auf dem er das Aequivalent dafür findet. Dies ist seiner Hände Geschicklichkeit in der Uhrmacherei. Zu welch' einer ergiebigen Vermögensquelle dieselbe geworden ist, documentirt am besten die Physiognomie derjenigen Ortschaften und Städte, in denen sie mit vollem geschäftlichen Ernst betrieben wird.

Die Uhrenindustrie hat sich besonders ausgebildet in den Cantonen Genf, Neuenburg, Waadt, Bern, Solothurn und Freiburg, speciell in den beiden großen Orten Chaux de Fonds und Locle, in den Städten Genf und Biel und in den Thälern St. Imier, Travers, St. Croix und Lac de Joux.

Chaux de Fonds und Locle, ersteres mit einer Einwohnerzahl von 16,000, letzteres von 10,000 Köpfen, tragen heute noch nicht das stolze, positive Prädicat „Stadt", sondern sind blos Marktflecken, aber Marktflecken, in denen Millionaire wohnen, Marktflecken mit palastähnlichen Häusern und residenzlichen Straßen, mit literarischen Salons, Luxus in Küche, Keller und Garderobe, mit Gasbeleuchtung, Cercles, Theater und allem Comfort des Lebens, den Wohlhabenheit und Reichthum zu beanspruchen berechtigt sind. Städte haben ihre Schicksale in auf- und absteigenden Linien wie Staaten, Menschen und Bücher. Während viele Ortschaften, die einst im Mittelalter mit Thürmen und Thoren, mit Bürger-Souverainetät und Reichsunmittelbarkeit prangten und sich im Selbstbewußtsein ihrer politischen Bedeutung neben die großen Metropolen des Handels und Verkehrs, der Kunst und des Gewerbfleißes stellten, — nun durch die Conjuncturen der Zeit, durch das mächtig reformirende Schienennetz der Eisenbahnen zur Seite geschoben, nur mühsam ein verkümmerndes, schwindsüchtiges Dasein fristen und von Jahr zu Jahr immer mehr zurücksinken in den Zustand ärmlicher Uranfänglichkeit, — so gibt es deren andere, prononcirte Parvenus in der Staaten-Entwickelung, die vor einem Jahrhundert noch in den Windeln ihres Communalwesens lagen und über einen Umkreis von wenig Stunden hinaus als unbekannte Größen nicht mitzählten, — jetzt in strotzender Jugendfülle mit wuchernder Lebenskraft von Tag zu Tag wachsen, gedeihen und mit Siebenmeilenstiefeln dem gesunden, breiten, behäbigen Plateau bürgerlicher Wohlfahrt, commercieller Größe, materieller und geistiger Macht entgegeneilen. Zu letzteren gehören die jurassischen Ortschaften, welche aller Welt sagen, „was es an der Zeit sei". Auf sie ist das zum Schreckenswort der Gegenwart gewordene „Zu spät" nicht anzuwenden, — sie wußten stets, „wie viel die Uhr geschlagen hat", und eben darum, weil sie in ihrer Zeitrechnung nicht irrten (wie manche große Cabinete), wurden sie das, was sie heute sind: Tangenten des Weltverkehrs.

Im vierzehnten Jahrhundert hieß die Gegend, in welcher jetzt die Locomotiven und ihre Trains täglich zwölf Mal hin- und herrasseln, wo Messagerie und Courier-Posten herüber und hinüberfliegen, wo der elektrische Draht ununterbrochen den trommelnden Apparat in Bewegung setzt, sehr bezeichnend „die schwarzen Berge"; denn düstere Tannenwälder bedeckten weit und breit die Berge, und schwarze Torfmoore dampften in den Combes (Thalflächen). Ein Bürger von Corcelles, Namens J. Droz, siedelte um 1303 mit seinen vier Söhnen, nach der Erlaubniß seines Herrn von Valangin, sich zuerst hier an; ihm folgten Andere. 1512 zählte Chaux de Fonds erst 7 Häuser, und Locle im Jahr 1683 deren noch nicht mehr als 37. Ja, noch in allerjüng-

ster Zeit, vor 26 Jahren, war Chaux de Fonds erst mit etwa 6000 Menschen bevölkert; seitdem ist die Summe der Einwohner fast auf das Dreifache gestiegen. — Das Land, seine Boden-Erzeugnisse und sein Klima waren keineswegs so einladend, daß Menschenmassen so auffallend hier zusammenströmten. Der Bied, ein Waldwasser, überschwemmte vor einem halben Säculum bei hohem Stande fortwährend den Thalgrund, bis patriotische Männer dasselbe durch einen fast tausend Fuß langen Stollen dem Doubs zuleiteten. Noch heute sammelt man, in Ermangelung guten Quellwassers, die atmosphärischen Niederschläge in Cisternen für den Küchengebrauch, und die mittlere Jahrestemperatur von Locle steigt nicht über + 7°·₂ Celsius; — denn die Höhenlage dieses Ortes (2900 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel) kommt jener des Inselsberghauses oder der Schmücke auf dem Schneekopf (Thüringer Wald) — und die Lage von La Chaux de Fonds (3100 Pariser Fuß) derjenigen vom Brockenhause oder vom Gipfel des Ochsenkopfs im Fichtelgebirge gleich. Alles keine anlockenden Factoren.

Ein Spiel des Zufalls, eine Fügung des Schicksals, ein Fingerzeig der Vorsehung (nenne es ein Jeder nach seinem Glaubensbekenntniß, wie er will) gab die anscheinend unbedeutende Veranlassung zu der nachmals so großartig sich ausbreitenden Industrie, zu der bedeutenden Volks-Accumulation. Ums Jahr 1679 kam ein Roßhändler nach la Sagne und brachte als neues Weltwunder eine Taschenuhr von London mit. Bis dahin hatte man dort noch nie ein solches Ding gesehen. Da begab sichs, daß die Uhr stehen blieb. Der Eigenthümer, besorgt um sein kostbares Kleinod, vertraute dasselbe einem autodidaktischen Genie, dem vierundzwanzigjährigen Daniel Joh. Richard an, und dieser, von seinen Eltern und Allen als unpraktischer, grübelnder Mensch verhöhnt, vertiefte sich so begeistert in das Studium der hier angewandten Mechanik, daß er, ohne jede positive Vorkenntniß der diesen Constructionen zu Grunde liegenden mathematischen Bedingungen, den kühnen Entschluß faßte, eine gleiche Uhr nachzubilden. Dazu aber fehlten ihm zunächst alle technischen Hülfsmittel. Er versuchte es, sich solche, namentlich eine Divisionsmaschine, in Neuenburg oder Genf zu verschaffen. Aber seine desfallsigen Bemühungen bei Uhrmachern, die ihre Kunst wie ein Geheimniß bewahrten, waren total vergeblich und er mußte also, bevor er an die Ausführung seines Planes denken konnte, erst die Werkzeuge erfinden und selbst fertigen, mittelst deren er seinen Uhrenbau auszuführen gedachte. Muth und Ausdauer überwinden Berge von Schwierigkeiten. Auch Richard wurde ihrer Meister, und sechs Monate später lag eine von seiner Hand gefertigte Uhr zu aller Einwohner Erstaunen pickend und zeigerrückend vor. Alle Bestandtheile, Räder und Getriebe, Feder und Kette, Zifferblatt und Gehäuse, Vergoldung und Decoration war von ihm selbst gefertiget. Die Anerkennung, welche ihm wurde, die Nachfrage der Begüterten nach solchen „Zeitmessern", die eigene Freude am Gelingen seines Impromptu's regten ihn an, unter Beihülfe seiner Brüder fernere Uhren zu fertigen, — und so ward er Begründer der jetzt so blühenden jurassischen Uhrmacherei, der Wohlthäter eines ganzen Landes. Die neue Industrie vervollkommnete sich dermaßen, daß Locle 1741 schon 200 bis 300 Uhren mit einfachen Stundenzeigern lieferte, — daß zehn Jahre später Abraham Robert und Daniel Perrelet Maschinen erfanden, mittelst deren die gewöhnlichen mechanischen Arbeiten rascher, präciser und billiger ausgeführt werden konnten, — daß man abermals zehn Jahre später (1760) Repetiruhren construirte ꝛc. Als berühmte Männer in diesem Fache gingen aus den jurassischen Bergen hervor: Ferd. Berthoud von Couvet, Autor einer berühmten Monographie über die Uhrmacherkunst, — sein Neffe, der bekannte Vervollkommner der Schiffsuhren, — Breguet, der famose Uhrmacher in Paris, dessen Geschäft noch heutigen Tages fortbesteht, und dessen Enkel der französischen Telegraphie so wesentliche Dienste leistete, Pierre Jacques Droz und Henri Louis Droz, Verfertiger der schreibenden, zeichnenden und clavierspielenden Automaten, Jean Pierre Droz, der berühmte Stempelschneider und Medailleur in Paris und London ꝛc. ꝛc.

Die Uhrenindustrie wuchs nun in gemessenen Progressionen, sodaß im Jahre 1818 die Ausfuhr derselben aus den Neuenburger Bergen und dem Val de Travers 130,000 Stück betrug, von denen etwa ein Neuntel in goldenen Schalen oder Gehäusen war, und nur 1000 Stück auf Pendel- und Stockuhren kamen. Im Jahre 1854 wurden allein in Locle und La Chaux de Fonds in den Controle-Bureaux 268,000 Stück Uhren gestempelt, von denen 161,000 in silbernen und 107,000 in goldenen Schalen. — Jetzt werden fast ausschließlich nur Taschenuhren im schweizerischen Jura verfertigt. Jene großen Tisch- und Stockuhren (pendules), welche zu einem modernen Luxusartikel des Welthandels sich ausgebildet haben, sind meist Pariser Erzeugnisse. Die nachbarlichen Franzosen gaben sich zu verschiedenen Zeiten die größte Mühe, auch in ihren Bergen die Uhrenfabrikation einzuführen und an dem Gewinn zu participiren, der die Neuchateler binnen einem Jahrhundert in ihrer Wohlhabenheit so sichtbarlich gehoben hatte; Louis Philipp verwandte Millionen auf Durchführung dieser Idee, gewann um hohe Gagen Lehrmeister und machte den Unternehmern bedeutende Capitalvorschüsse. Aber die Erfahrung, welche schon hundertfältig in anderen Gegenden, bei anderen Gelegenheiten gemacht wurde, daß Handel und Gewerbe keine Treibhauspflanzen sind, die man nach Belieben da und dorthin verpflanzen und deren Verkehrsbeziehungen man willkürlich reguliren kann, bewährte sich auch hier. Die französischen Uhrmacher konnten die schweizerische Concurrenz nicht aushalten, und das Project sank mit bedeutenden Verlusten in sich selbst zusammen.

Die Uhrenindustrie ist mit dem schweizerischen Jurassier so innig verwachsen, daß alle Bewohner dieser Bergthäler gleichsam geborene Uhrmacher sind. Sieht man sie arbeiten, so möchte man glauben, es sei ein ganz anders gearteter Menschenschlag, mit viel feiner gestalteten, sorgsamer ausgebildeten, gebrauchsfähigeren Organismen, der hier mit ungewöhnlicher Leichtigkeit, fast spielend die spitzfindigsten Kunststücke der Kleinmechanik ausführt. Intelligenz, klarer Scharfblick und lächelndes Selbstvertrauen lebt in diesem Volke von frühester Jugend an, wie solche kaum irgendwo in anderen Fabrikdistricten nur in annähernder Weise gefunden werden dürften. Woher kommt das? Einfach daher, daß der jurassische Uhrenmacher nicht gedankenloser Bediener der Maschine geworden ist wie der Spinner, der Zwirner, der Besorger des mechanischen Webstuhles, der Appreturgehülfe ꝛc. ꝛc., sondern daß bei jeder seiner Verrichtungen der Verstand, die Aufmerksamkeit ununterbrochen in Anspruch genommen werden, daß die Beobachtung der difficilsten Verhältnisse Bedingung des Gelingens seiner Arbeit ist. Obwohl er jeden Augenblick genöthigt wird, die Vortheile der Maschinen-Vermittelung zu benutzen, so kommt diese doch nur in so beschränktem Maße und gleichsam als Nebensache in Betracht, daß die leitende Hand, das prüfende, spähende Auge, die exacte Berechnung der subtilen Wirkungen jene kleinen Hülfsleistungen der Mechanik vollständig außer Rechnung bringt. Also diese fast angeborene, intelligente, applicative Fertigkeit ist einer der Factoren, welcher die Verbreitung der Uhrenindustrie par Ordre du Cabinet nicht überall ohne Weiteres zuläßt; es müßte eine Bevölkerung mit Aufwand außerordentlicher Opfer mehrere Generationen hindurch factisch erst dazu erzogen werden.

Aber ferner ist es auch die Eintheilung der Arbeit, die nothwendige Voraussetzung des Vorhandenseins einer außerordentlichen Menge hülfsleistender Hände, welche jedem Concurrenzversuche schwer zu bewältigende Hindernisse in den Weg legen. Unendlich viele bestimmt abgegrenzte Specialfertigkeiten greifen wie die Räder eines Uhrwerkes selbst in den Organismus des großen Geschäftsbetriebes ein und ermöglichen nicht nur überhaupt mit Leichtigkeit und bedeutender Zeitersparniß arbeiten zu können, sondern diese Specialarbeiter sind auch Virtuosen in ihren Fächern und können aus allen den angegebenen Gründen mit geringeren Kosten produciren.

Es gibt keinen anderen Industriezweig, bei welchem die Theilung der Arbeit so weit getrieben wird, als in der Uhrenfabrikation oder eigentlicher „Uhrenmanufactur". Denn so fabrikmäßig das ganze Geschäft organisirt ist, so außerordentlich viel verschiedene Hände an der Herstellung jedes einzelnen Uhren-Exemplares mitwirken müssen, so wenig verläuft der Betrieb desselben nach dem allgemein adoptirten Begriffe fabrikativ, da 1) weder ein Fabrikherr die Uhr vom rohen Metall an bis zur letzten feinen Politur durch ausschließlich in seinem Dienste stehende Arbeiter fertigen läßt, noch 2) die einzelnen Arbeiten gemeinschaftlich in besonders dazu erbauten und eingerichteten großen Gebäuden und Fabriksälen ausgeführt werden.

Im Gegentheil, der ganze Herstellungsproceß ist eigentlicher „Handwerksbetrieb" im Großen, — Handwerksbetrieb auf eigene Rechnung und Gefahr jedes einzelnen mitwirkenden Darstellers irgend eines Uhrentheiles. Nur die Ebauches, d. h. die ersten grob-

formenden Bearbeitungen der Messingtheile und das Drehen der Schrauben, werden in großen Localen „fabrikmäßig", im vulgären Sinne, gefertigt und hierzu Frauen und Kinder verwendet. Die weitaus größte und für die Herstellung einer Uhr wichtigste Summe der kunstgeübten Hände arbeitet daheim im Stübchen, im Kreise ihrer Familie unter Mitwirkun gund Mitverdienst derselben. Der eigentliche Uhrenfabrikant oder Etablisseur hat in der Regel keine Arbeiter im Hause, höchstens einen Visiteur auf dem Comptoir. Die einzelnen Uhrenbestandtheile: Räder, Spiralen, Federn, Zeiger, Zifferblätter, Gehäuse rc. läßt der Etablisseur ebensowenig speciell und ausdrücklich fertigen, sondern bezieht diese je von den Arbeitern (oder man könnte treffender sagen „kleinen Fabrikanten"), welche sich auf eine specielle Branche geworfen haben. Zwei der interessantesten Special-Geschäftszweige sind die der Rubinschleifer und Spiralmacher.

Bekanntlich haben die Cylinder- und Anker-Uhren den Vortheil, viel regelmäßiger und unabhängiger von äußeren Einflüssen zu gehen, als die früheren Spindeluhren. Diese Regulirung des Ganges wird zunächst durch die „Cylinderhemmung" herbeigeführt. Letztere aber veranlaßt zugleich auch größere Friction und Abnutzung der davon betroffenen Theile, und um diese zu paralysiren, ist man auf den Einfall gekommen, die Stahlzäpfchen der Räder nicht wie früher lediglich in Löchern der Metallbestandtheile (der Pfeiler- und Klobenplatte) laufen zu lassen, sondern dafür härtere, minder abnutzbare Körper zu wählen. Dies sind die Rubinsteinchen, welche, je mit einem Loch versehen, an denjenigen Stellen eingelassen werden, wo die Stahlzapfen laufen. Cylinderuhren haben entweder vier oder acht Steinchen (huit trous en pierres), Ankeruhren deren dreizehn. Bei dieser Einrichtung kann eine Uhr vierzig Jahre und länger in Bewegung sein, ohne daß sich das Mindeste abnutzt.

Die Rubinchen sind meist kleiner als ein Hirsekorn und so dünn wie Papier. Diese mit geschlemmtem Diamantstaub zu schleifen, ist vielleicht die minutiöseste Arbeit, die es überhaupt in der Weltindustrie gibt. Meist wird sie von zarten Mädchenhänden besorgt. Ein Rubinenschleifer hält gewöhnlich zehn bis zwanzig Mädchen. Ist das Steinchen, welches mikroskopisch untersucht wird, geschliffen, so kommt es in die Bohrmaschine, um das Loch einzuschneiden. Diese Arbeit ist weniger ein eigentliches Bohren, als vielmehr ein unendlich subtiles Hämmern oder Meißeln mit einer Nadel, die in kaum denkbar kurzen Zwischenräumen gleichsam in zitternder Bewegung immer auf ein und dieselbe Stelle hintupft, — vielleicht einige hunderttausend Mal in einer Stunde. Die Nadel, wenn sie vom härtesten Stahl wäre, würde aber dem Edelsteine dennoch nichts anhaben können; darum wird auch diese Lochmeißelung mittelst Diamantstaubes vorgenommen, welcher, da die Nadel aus sehr weichem Stahl gefertigt ist, sich in die Spitze festsetzt, und so zum Angriffsbohrer wird. Je vier Steine werden ein „jeu" genannt und kosten (von der kleinsten Sorte) etwa zwei Francs. Die Producte dieser Liliputaner-Industrie während eines ganzen Jahres lassen sich füglich in einer etwas großen Pillenschachtel aufbewahren, und doch beträgt der durch dieselben repräsentirte Stoff- und Arbeitswerth etwa hunderttausend Franken.

Nicht minder interessant und eben so minutiös ist die Verfertigung der Spiralen. Betrachtet man dieses in jeder Taschenuhr sichtbare Maschinentheilchen, das so dünn und zart wie ein Haar, in ewiger Unruhe seine Federkraft spielen läßt und unaufhörlich sich zusammenzieht und wieder ausdehnt, so bewundert man sicherlich die unendliche Geduld und Geschicklichkeit, welche dazu gehören muß, solche nur guten Augen erkennbare Körperchen aus hartem, sprödem Metall zu schaffen. Und diese Stahlhärchen, diese mikroskopischen Manufacte werden, was ihre letzte und difficilste Form anbetrifft, wenn auch unter Anwendung complicirter Werkzeuge, doch fast von freier Hand gearbeitet. Bei keinem anderen Fabrikate wird die Werthерhöhung des Rohmaterials durch die Arbeit bis zu solchem Grade getrieben, als bei den Spiralen. Sie sind, als einer der zartesten von Menschenhänden darstellbaren Gegenstände des Kunstfleißes, ohne Uebertreibung zugleich der größte Triumph der Arbeit zu nennen. Einige Zahlen werden die unglaubliche Differenz näher beleuchten, welche hier zwischen dem Stoff und der fertigen Waare liegt. Eine Spirale von mittlerem Kaliber wiegt circa funfzehn Milligramm; es gehen deren also etwa sechsundsechzig Stück auf ein Gramm. Würde nun bei der Umwandelung des fertig bereiteten Stahls durch Schmiede- und Walzarbeiten zu papierdünnem Blech, durch Zerschneiden desselben zu jenen haarfeinen Streifchen und bei der weiteren Bearbeitung bis zum fertigen Handelsproduct durchaus kein Materialverlust eintreten (der aber natürlicherweise eintritt), so würden aus einem Centner Stahl $3\frac{1}{2}$ Millionen Stück solcher Spiralen gefertigt werden können. Das Dutzend kostet beim Fabrikanten im Jura, je nach Größe und Güte, $\frac{1}{2}$ bis 3 Francs. Nimmt man also etwa $1\frac{3}{4}$ Franc (14 Silbergroschen) pr. Dutzend als Mittelwerth der überhaupt producirten Spiralen an, so ergibt dieser Preisansatz, auf das Gewicht reducirt, einen Handelswerth von 525000 Franken pr. Centner. Der Centner des besten englischen Stahls kostet aber höchstens nur 170 bis 200 Franken. Es ist somit fast die ganze obige Werthsumme reiner Arbeitsgewinn, eine Potenzirung des Rohmaterials auf das mehr als Halbmillionenfache seines ursprünglichen Stoffwerthes. Keine Branche irgend eines der großen Industriezweige erzielt auch nur annähernd ein solch enormes Resultat.

So wie diese beiden näher beleuchteten Specialbranchen, gibt es deren noch viele, die, eine jede scheinbar unabhängig von der anderen für sich fabrikationsmäßig producirend, in den großen Herstellungsproceß der Uhrenfabrikation auf das Genaueste eingreifen (Fabricant d'aiguilles, fabr. de balanciers, fabr. de Calottes, cercles et cuvettes, fab. de pignons, de ressorts-de-barillets, de cadrans en émail et métalliques, faiseur de raquettes etc. etc.). Es ist eine gemeinsame Norm, ein Allen als gemeinsames Productionsgesetz geltendes mathematisches Maß, nach welchem sie arbeiten, — es ist ein gemeinsames Ziel, an welchem Alle endlich zusammentreffen: die fertige Uhr.

Die einzelnen Bestandtheile, die, wenngleich von den verschiedensten Seiten bezogen, dennoch nach Nummer und Kaliber auf's Genaueste zusammenpassen, gehen nun durch eine Menge Hände. Zuerst bekommt sie der „Triebmacher", der die Getriebe einschneidet, so daß sie ineinander greifen; dann erhält sie der „Finisseur", der die einzelnen Theile „finirt", die Räder zusammen- und die Brücken aufsetzt. Darauf der „Echappement planteur", der die Raquette (Unruhe) und die Echappement-Theile, die wieder von anderen Branche-Arbeitern gefertiget sind, plantirt. Hierauf gelangt das ziemlich vollständige innere Werk in die Hände des Zifferblatt-Aufsetzers (Fabricant et poseur de cadrans), der, wenn er geschickt ist, täglich 10 bis 15 Francs verdienen kann. Alle diese Leute wohnen und arbeiten für sich in ihren Häusern, so daß die längliche Schachtel, in welcher jederzeit sechs Uhren Platz haben, mit letzteren in ihren verschiedenen Entwickelungsstadien fortwährend unterwegs ist, von einem Hause zum andern wandernd. Ist das Zifferblatt aufgesetzt, so wandert das Werk zum „Faiseur des boites" oder „Schalenmacher", der das goldene oder silberne Gehäuse nach Angabe des Fabrikanten, wie schwer und theuer dasselbe sein darf, darumlegt.

Vorläufig ist dieses Gehäuse noch ganz blind und roh, ohne jede Decoration. Die Genfer Schalen sind eleganter, gustöser, nobler als die im Jura gefertigten, während die großen Uhrenschalen vorzugsweise in Locle dauerhaft, solid und kräftig in den Scharnieren hergestellt werden. Für Damenuhren namentlich, „Savonettes", kann man nur Genfer Arbeit gebrauchen. Allgemein wird für silberne Schalen dreizehnlöthiges Silber, für goldene achtzehnkarätiges Gold verwendet. Um diesen Gehalt der edlen Metalle zu garantiren, kommen die rohen Schalen auf das Controle-Bureau, wo sie probirt und gestempelt werden. Schleuderer und Fabrikanten, die à tout prix Geschäfte machen wollen, lassen indessen auch, indem sie das Controle Bureau umgehen, geringer legirte Schalen machen.

In solch geringerer, aber sehr elegant aussehender Waare macht Chaux de Fonds besonders Geschäfte, während Locle immer mehr auf äußerst solide Arbeit sieht. — Steckt nun das Werk in der rohen Schale, so kommt es zum Cuvette-Macher, der den inneren Messing-Deckel anbringt. Bei solchen Uhren, deren Cuvette von Silber oder Gold ist, fertigt dieselbe der Monteur des boites. Nun erst erhält das Ganze der Repasseur, welcher das Werk in der Schale justirt, die Brücken, Kloben rc. finirt, überhaupt das ganze Uhrwerk zuerst in Gang setzt. Damit aber ist es noch nicht fertig, denn Werk und Schale werden nun nochmals auseinander genommen, ersteres wird regulirt, vergoldet und die Stahltheile polirt, — indessen der Guillocheur oder Graveur (zwei getrennte Branchen) das Gehäuse decoriren und durch die bei ihnen arbei-

tenden Finisseusen und Polisseusen fertig machen lassen. Nun erst läuft das Stück durch die letzte Hand, die des Remonteur, der die Uhr fix und fertig dem Fabrikanten abliefert.

Chaux de Fonds und Locle sind die hohe Schule der Uhrmacherei. Fortwährend trifft man hier Lehrlinge und Gehülfen aus allen civilisirten Ländern; nur die Engländer, die nächst der Schweiz die namhafteste Uhrenfabrikation betreiben, sind zu stolz, ihre siegreichen Concurrenten zu besuchen.

Der Werth solcher Uhren, die nie anders als im halben Dutzend verkauft werden, steigt von 6 Francs pr. Stück (sogen. grissols, d. h. Semilor-Uhren) bis zu 2000 Francs und darüber. Oft liegt der hohe Preis weniger in der luxuriösen Ausstattung, als in der verbürgten großen Genauigkeit. Eine Uhr kann dadurch, daß sie auf der Pariser Sternwarte ein halbes Jahr beobachtet wurde, um vielleicht 1000 Francs im Preise steigen. Die geringsten Uhren (man sagt, das Stück in Neusilber um einen Fünffrankenthaler = $1\frac{1}{3}$ Thaler Courant) liefert in sehr großer Quantität der berner Jura. Den größten Export-Verkehr hat Chaux de Fonds.

Von welcher Ausdehnung dieses Geschäft ist, mag man daraus entnehmen, daß allein im Jahre 1856 die enorme Summe von einer Million einmalhunderttausend Stück Uhren in der Schweiz gefertigt wurde. Der Export hat sich Märkte in den entlegensten Weltgegenden gesucht, und es gibt jetzt auf dem ganzen Erdball kein civilisirtes oder in Civilisirung begriffenes Land, in welchem es nicht auch schweizerische Uhren gäbe. Wie der Basler Bandfabrikant seine Seidenbänder im Tessin und Gewicht den Forderungen der verschiedenen Länder anpaßt, nach welchen er exportirt, wie der ostschweizerische Mousseline-Manufacturist die Trachten und Gewohnheiten der Brasilianer, der Indianer, Mulatten und Inselbewohner Westindiens studirt, um seine Gewebe danach einzurichten, so auch läßt der jurassische Etablisseur große, schwere, altmodische Uhren mit drei und vier Gehäusen für die Türkei, Egypten und andere moslemitische Länder, oder Uhrenpaare für die Chinesen fertigen. Denn dieses Volk soll sich nicht mit dem Besitz einer gutgehenden Uhr begnügen, sondern es trägt eine Secundantin in der Tasche, um damit die eigentliche Uhr zu controliren.

Der Werth des allein in den Neuenburger Bergen zu Uhrgehäusen verarbeiteten geprägten Goldes und Silbers beläuft sich jährlich auf mehrere Millionen Franken. Im Jahre 1857 importirte nach den eidgenössischen Zolltabellen die Schweiz an Uhren, Uhrentheilen und darauf bezüglichen Werkzeugen 690 Centner im Werthe von 8,280,000 Francs, und exportirte dagegen 2121 Centner im Werthe von 101,824,000 Francs, so daß die Mehrausfuhr dieses einzigen Jahres $93\frac{1}{2}$ Millionen Franken ausmachte.

Gegenwärtig mögen in allen Uhrendistricten summarisch etwa 40,000 Menschen Beschäftigung in diesem Industriezweige finden. Den jährlichen Verdienst eines Arbeiters kann man nach einer Durchschnittszahl auf etwa 1560 Franken (416 Thaler Courant) anschlagen, während es deren freilich nicht wenige gibt, die ihre jährliche Einnahme auf 4000 bis 6000 Francs zu steigern wissen. Da Wohnungen und auch zum Theil die Lebensmittel in den Jura-Orten enorm theuer sind, so müssen gute Löhne gezahlt werden. Der eingeborene Jurassier beschäftigt sich mit keinem anderen Erwerbszweige, als mit der Uhrenfabrikation, weil sie ihm mehr einbringt, als jedes andere Gewerbe; alle übrigen Handwerke überläßt er gern Schweizern anderer Cantone oder Ausländern, die sich dort niederlassen.

Die Schweizeruhren werden von keinem Lande hinsichtlich der Billigkeit und Concurrenzfähigkeit übertroffen. Selbst auf jenen Märkten, wo England in anderen Industrie-Artikeln obenan steht, gestaltet sich der Uhrenverkauf so, daß aus der Schweiz zwei Drittel, und aus England erst ein Drittel bezogen werden. Nach ziemlich verbürgten Gerüchten sollen unter den als „englisches Fabrikat" in den Welthandel kommenden Uhren fast die Hälfte schweizerischen Ursprunges und nur die Schale wirklich englische Arbeit sein.

Bei der Industrie-Ausstellung in Bern 1857 wurden namentlich folgende Fabrikanten durch Preise ausgezeichnet: Ulysses Lecoultre in Sentier, Perret und Henri Grandjean in Locle (Letzterer namentlich für Marine-Chronometer), Julien Perret in Chaux de Fonds, Golay-Lereſche, Lutz und Sohn, Philippe Patel und Cie. in Genf (Letzterer Erfinder des Remontoir par le pendant) ꝛc. Aber es gibt noch viele Firmen, die ebenso bedeutend sind, als die genannten.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

„Die Geschichte großer Menschen ist immer eine Martyrlegende" — in vollem Maße hat sich dies Dichterwort an Wilhelmine Schröder-Devrient erfüllt. Sie war müde vom Leben, schon ehe die Krankheit ihre Körperkraft verzehrte, und der Tod ist ihr ein lieber, willkommener Freund gewesen.

Am 26. Januar ist sie schmerzlos entschlafen und liegt nun, von Blumen bedeckt, in ihrem Grabe auf dem Trinitatiskirchhofe zu Dresden, wohin ihr Tausende einen wehmüthigen, dankbaren oder begeisterungsvollen Scheidegruß nachrufen. — Auch diese „Erinnerungen" sollen ein solcher Nachruf sein, keine vollständige Lebensgeschichte der Entschlafenen. Nur einzelne Züge, flüchtige Bilder aus dem Leben der großen, schönen, guten Frau will ich hier zusammentragen. Möchten ihre Freunde die theure Gestalt darin wiederfinden, und möchte es mir gelingen, sie auch denen lebendig vorzuführen, die nicht das Glück gehabt haben, sie zu kennen.

I.

Im Jahre 1849 war ich mit Frau Schröder-Devrient in der Paulskirche zu Frankfurt zusammengekommen, war ihr von einer gemeinsamen Bekannten vorgestellt und hatte ein paar interessante Stunden an ihrer Seite verlebt. Dann waren wir ganz verschiedene Wege gegangen — ich wußte nun, daß die Künstlerin von der Bühne geschieden war, daß sie einen livländischen Edelmann, Herrn von Bock, geheirathet hatte und bald auf den Gütern ihres Mannes, bald in Paris oder Berlin lebte. Aber im Herbst 1858 kam sie nach Dresden, und da sah ich sie wieder. Zuerst in dem Concert eines jungen Künstlers, worin sie nach jahrelanger Pause zum ersten Male wieder auftrat. Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie die hohe, imponirende Gestalt auf dem Podium erschien, von der Versammlung mit stürmischem Applaus begrüßt wurde, sich lächelnd und doch tiefbewegt verbeugte, aufathmete, als fühlte sie sich nach langer Entbehrung von Lebensluft umweht, und nun zu singen begann.

Ihr erstes Lied war „der Wanderer" von Schubert, und meine erste Empfindung ein tiefes Erschrecken. Sie kann nicht mehr singen! dachte ich — der Ton war matt, ohne Fülle, ohne Metall — aber schon als sie zu den Worten kam: „Und immer fragt der Seufzer wo?" hatte sie gesiegt. Wie der Meermann im Märchen, zwang sie Alle, die sie hörten, ihr zu folgen, wohin sie wollte: in Sehnsucht und Schmerz, in Grauen und Verzweiflung, in Liebeslust und Frühlingsfreude. Wie Lessing von Rafael sagt: „er würde auch ohne Hände der größte Maler gewesen sein", so darf von Wilhelmine Schröder-Devrient behauptet werden, daß sie auch ohne Stimme die größte Sängerin geblieben wäre. Ihre Seele sang so gewaltig, so schön, so wahr, wie es wohl nie zuvor gehört wurde und vielleicht nie wieder gehört wird.

Ganz berauscht kam ich nach Hause, und nun ließ es mir keine Ruhe. Ich schrieb ihr, — „Es war der klügste Streich, den Sie je gemacht haben", pflegte sie später zu sagen — erinnerte sie an unser Zusammensein in Frankfurt, fragte sie, ob sie mir eine Viertelstunde schenken wolle, bat um Erlaubniß, ihr meine Freundin, eine ihrer eifrigsten Verehrerinnen, zuzuführen, und erhielt umgehend die Antwort: „Wollen Sie mich heute Nachmittag um fünf Uhr mit Ihrem Besuch erfreuen, ich bin dann nur für Sie zu Hause. Wilhelmine von Bock."

Zur bestimmten Stunde waren wir bei ihr, Scheffelgasse Nr. 1, 3 Treppen; und kaum waren die ersten Worte gewechselt, kaum saßen wir neben ihr in dem kleinen grauen Zimmer mit den einfachen, rothbraunen Wollenvorhängen an Fenstern und Thü-

ren, als uns so wohl und warm ums Herz war, wie beim Wiedersehen eines vertrauten, langentbehrten Freundes. Sie mußte wohl etwas Aehnliches empfinden, denn sie hat uns seitdem festgehalten und hat uns an Allem theilnehmen lassen, was sie in Schmerz und Freude, in Hoffnung oder Erinnerung bewegte.

Aeußerlich hatte sie sich seit unserem ersten Zusammentreffen wenig verändert. Trotz ihrer 53 Jahre war sie wunderschön; man hätte sie für viel jünger halten können, obwohl sie alle Toilettenkünste verschmähte. In einfachen Scheiteln lag das reiche blonde Haar über der Stirn und war am Hinterkopfe in Flechten aufgesteckt. Ihr Gesicht war von reiner, matter Blässe; die Lippen dagegen waren vom frischesten Roth, die Augen — sobald sie angeregt war — vom lebendigsten Ausdruck, und die edlen Züge so von Geist und Güte überstrahlt, daß es ebenso beglückend war sie anzusehen, wie ihr zuzuhören.

Dies Glück ist uns in reichem Maße zu Theil geworden. Halbe Tage und Nächte lang haben wir neben ihr gesessen, während sie uns die Geschichte ihres Lebens — dieses an Glanz und Elend so überreichen Lebens — erzählte. Gewöhnlich saß sie dabei ruhig, mit übereinander geschlagenen Armen in die Sophakissen zurück gelehnt, den Kopf etwas erhoben, den Blick in's Weite gerichtet, als sähe sie die Gestalten und Scenen, von denen sie sprach, an sich vorüberziehen. Aber dabei strahlten und sprühten die Augen; der herrliche, feingeschnittene Mund drückte jede Empfindung mit größter Wahrheit aus, und die Stimme war so reich an Modulationen, von der bängsten Klage bis zum niederschmetternden Zorn, von thränenschwerer Wehmuth bis zum Aufjauchzen des Triumphs, daß sie unwiderstehlich mit sich fortriß. Und wenn sie sich mitten in der Erzählung zu uns wandte, uns mit festem, warmem Druck die Hände reichte und wehmüthig sagte: „Ja, meine Lieben, das Alles hab' ich erdulden müssen!" sind uns die Augen naß geworden und das Herz hat uns gezittert, als hätten wir uns in die Erinnerung eigener Leiden versenkt.

Die Geschichte ihrer ersten Lebensjahre hat die Künstlerin selber aufgezeichnet. Ich lasse hier so viel als möglich ihre eigenen Worte folgen.

„Ich bin zu Hamburg den 6. December 1804 geboren. Hätten wir damals noch in einem Zeitalter gelebt, wo die Zeichen des Himmels als Glück oder Unglück bringend gedeutet wurden, so hätte die Stunde meiner Geburt den größten Anlaß dazu gegeben, denn es ereignete sich das seltene Phänomen, daß es bei undurchdringlichem Schneegestöber heftig donnerte und blitzte.

„Während dieses Aufruhrs der Elemente erblickte ich das Licht der Welt und erfüllte das bescheidene, kleine Haus meiner Eltern mit einem dreistündigen Wehgeschrei, das meinen armen Vater endlich zu dem verzweiflungsvollen Ausruf getrieben haben soll: „Werft den Balg zum Fenster hinaus!" worauf er von dem Hausarzt die prophetische Antwort erhielt: „Sein Sie ruhig, lieber Schröder, das gibt eine gute Sängerin."

„Wer meine Mutter war, ist der civilisirten Welt bekannt. Sie hieß Sophie Schröder. Mein Vater, Friedrich Schröder, war zu seiner Zeit eine hervorragende und allgemein beliebte Persönlichkeit in der Theaterwelt. Seine Begabung als Künstler muß aber doch nicht eminent gewesen sein, denn sein Name ist nicht auf die Nachwelt übergegangen. Er war ein sehr schöner Mann, hoch und schlank gewachsen, mit einer herrlichen Bariton-Stimme begabt und für seine Epoche ein ausgezeichneter Sänger. Er war besonders als Don Juan berühmt und der Erste, der diese Rolle in deutscher Sprache sang."

Wilhelminens Kindheit war keine glückliche: ihrem elterlichen Hause fehlte die Harmonie, deren das Kindergemüth so sehr bedarf. Die Mutter war fast immer durch ihren Beruf in Anspruch genommen, der Vater kränkelte viel, das Wanderleben gab nothwendig dem ganzen Hauswesen etwas Ungeordnetes, Unbehagliches; Wilhelmine litt unter den daraus entstehenden Mißverhältnissen, noch ehe sie im Stande war, sie zu erkennen. „Mit meinen ersten Erinnerungen" — schreibt sie — „breiten sich auch schon dunkle Schatten über mein Leben, die noch jetzt, indem ich dieses niederschreibe, ihre düstern Reflexe in meine Seele werfen."

Schon in den Tagen, die andere Kinder spielend verträumen, lernte Wilhelmine den Ernst des Lebens kennen. „Mit meinem vierten Jahre," erzählt sie, „begann für mich die Zeit der Arbeit, und ich mußte früh im Leben anfangen, mir mein Brod zu verdienen. Damals zog die berühmte Kobler'sche Tänzergesellschaft durch Deutschland; sie kam auch nach Hamburg und machte dort ganz besonderes Glück. Meine Mutter, leicht empfänglich und von einer Idee hingerissen, war schnell entschlossen und bestimmte mich zur Tänzerin.

„Mein Tanzlehrer war ein Afrikaner; aus seiner Heimath nach Frankreich verschlagen, in Paris unter das Corps de ballet gerathen, kam er später nach Hamburg, wo er Unterricht gab. Dieser Mann, Lindau mit Namen, war nicht gerade von bösem Charakter, aber heftig, streng, oft sogar grausam.

„Ich denke noch mit Schrecken an die Strafen zurück, die er mir zudictirte. Eine derselben war z. B., daß er in dem Haken am Plafond, der bestimmt war, den Kronleuchter zu tragen, ein Seil befestigte, unten eine Schlinge machte, den einen Fuß hineinlegte, sodaß ich das Bein horizontal von mir strecken mußte, während er den andern Fuß in das Bret einsetzte, in das man damals eingezwängt wurde, um auswärts gehen zu lernen. Dabei mußte ich beide Arme horizontal ausstrecken und in dieser Stellung so lange stehen bleiben, als er es für gut fand. Erlahmten meine kleinen Arme, oder brachen meine Beine zusammen, so bekam ich einen empfindlichen Schlag mit dem Violinbogen — er spielte die Violine zu meinem Tanz — auf die Hand oder an die Fußknöchel. Wurde ich endlich aus dieser Tortur befreit, so sank ich oft kraftlos zusammen und konnte mich stundenlang nicht erholen. Machte ich aber meine kleinen Sprünge zu seiner Zufriedenheit, so überhäufte er mich mit Liebkosungen und konnte wie ein Kind mit mir spielen.

„Ich mochte etwas über fünf Jahr alt sein, als ich weit genug war, um öffentlich tanzen zu können, und so debütirte ich denn mit einem Pas de châle und einem englischen Matrosentanz, ein Filzhütchen mit blauen Bändern auf dem Kopfe und Schuhe mit Holzsohlen an den Füßen. Von diesem ersten Auftreten ist mir nur noch erinnerlich, daß das Publicum dem kleinen gewandten Aeffchen zujauchzte, daß mein Lehrer sehr beglückt war, und daß mich mein Vater auf seinen Armen nach Hause trug. Meine Mutter hatte mir vor Beginn des Tanzes, je nachdem ich meine Sachen machen würde, eine hübsche Puppe oder Prügel in Aussicht gestellt — und gewiß war es die Angst, die meine kleinen Glieder leicht und gelenkig machte, denn die Schläge meiner Mutter thaten weh."

Am folgenden Morgen wickelte Friedrich Schröder ein altes spanisches Goldstück in ein Stück Papier, gab der Kleinen eine Feder in die Hand und führte sie ihr mit solcher Geschicklichkeit, daß ziemlich leserlich die Worte entstanden:

„Zum Andenken an Ihre dankbare Schülerin
Wilhelmine Schröder,"

worauf sie das Päckchen ihrem schwarzen Lehrer überreichen mußte.

Mehr als zwanzig Jahre später kam Wilhelmine als gefeierte Sängerin nach Hamburg, um eine Reihe von Gastrollen zu geben. Nach der ersten Vorstellung meldet der Diener „einen alten sonderbar aussehenden Herrn", der seinen Namen nicht nennen wolle, aber dringend bäte, vorgelassen zu werden. Die Künstlerin befiehlt den Fremden herein zu führen, und gleich darauf steht ein alter, weißhaariger Mann mit schwarzem Gesicht vor ihr, der, vor Bewegung keines Wortes mächtig, mit zitternder Hand in die Tasche greift und eine Münze nebst einem vergilbten Stück Papier daraus hervorlangt. Der Greis war Wilhelminens Tanzlehrer, der die erste Schreibübung seiner berühmten Schülerin als Reliquie bewahrte.

Ein anderes Auftreten des Kindes fiel nicht so glücklich aus, wie der Matrosentanz. Frau Händel-Schütz zog damals durch Deutschland, um mimisch-plastische Vorstellungen zu geben; sie kam auch nach Hamburg, und Wilhelmine wurde dazu erkoren, als Genius gekleidet neben der Künstlerin zu stehen, um die Gewänder zu halten, die sie während der Darstellung wechselte. Die Kleine erlag fast unter der Last der Stoffe; das Stillstehen wurde ihr immer peinlicher — endlich hielt sie es nicht mehr aus, warf laut weinend der berühmten Frau ihre Shawls vor die Füße, sprang davon und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen, zu ihrem Amte zurückzukehren.

„So vergingen einige Jahre," fährt sie in ihren Aufzeichnungen fort, „in denen ich neben meinem Tanz auch zu Kinderrollen verwendet wurde. Von meinem Schulunterricht wüßte ich nichts zu sagen. Er war jedenfalls sehr mangelhaft, wie ich denn überhaupt bis zu meinem zwölften Jahre zu keinem anderen Studium

ernsthaft angehalten wurde, als zum Tanz. Aber meine Phantasie war schon damals sehr angeregt. Meine Thätigkeit sowohl, wie der häufige Besuch des Theaters, regte mich zu allerlei phantastischen Spielen an. Ich suchte mir allerhand bunte Lappen und sonstigen glänzenden Theaterschmuck zu verschaffen, schlich damit auf den Boden unseres Hauses, aus dessen Hinterfenster man die Aussicht auf den Dammthor-Wall hatte, behängte mich nach Möglichkeit mit meinen bunten Herrlichkeiten und führte dann selbsterfundene Monologe oder auch ganze Stücke auf, die ich mit lauter Stimme vortrug. Häufig wurde dadurch mein Aufenthalt verrathen, und ich wurde auf's Unsanfteste aus meiner Begeisterung geweckt, indem man mich in die Kinderstube zurückjagte.

„Besonders war es die Jungfrau von Orleans, die mich begeisterte. Da wurde von Papier ein Panzer und ein Helm fabricirt, irgend ein Stock, woran ein Tuch befestigt war, diente als Fahne, ein zweiter Stock als Schwert, und so ausgerüstet ging es in die Schlacht. Vermochte ich meinen Gefühlen keinen Ausdruck zu geben, so versank ich in träumerisches Hinbrüten, saß oft stundenlang in einer Ecke des Bodens hingekauert, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, den Kopf in die Hände gedrückt — und dichtete.

„Wie schon erwähnt, hatte man aus dem Hinterfenster des Hauses den freien Blick auf den Wall. Eines Morgens gingen Vater, Mutter, Geschwister und Mägde auf den Boden, um die Freiwilligen zu sehen, die sich auf dem Dammthor-Walle zum Abmarsch versammelt hatten. Der deutsche Freiheitskrieg begann, und wer nur einen Tornister, einen Säbel tragen konnte, zog hin, Blut und Leben für Gott und Vaterland zu lassen.

„Unter dieser begeisterten Schaar waren Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren. Einer derselben, der Sohn eines Schauspielers, mit dem mein Vater häufig verkehrte, war lange Zeit unser Spielkamerad gewesen. Ich war die Erste, die unsern jungen Freund in seiner kriegerischen Rüstung entdeckte, rief ihn bei seinem Namen und er nickte freundlich zu uns herauf. Erst wußte ich nicht, was vorging; als aber das Commandowort zum Abmarsch gegeben wurde, der Zug sich in Bewegung setzte und Väter, Mütter, Schwestern und Brüder laut weinend nebenher gingen, fragte ich meinen Vater: „Wohin geht der Ludwig?" — „In die Schlacht," gab er mir zur Antwort. Da starrte ich ihn an, wie vom Donner gerührt, schrie endlich laut auf: „Ich will mit!" und machte Miene, mein Vorhaben auszuführen. Natürlich wurde ich mit Gewalt zurückgehalten, und da ich keine Möglichkeit sah, fortzukommen, warf ich mich heulend zur Erde, tobte und schrie, und war durch nichts zu beruhigen. Tagelang war ich wie vernichtet, schlich immer auf den Boden und stand da, mit dem Kopfe an's Fenster gelehnt und schaute nach der Himmelsgegend, wo mein junger Spielkamerad verschwunden war. Nun spielte ich erst recht Jungfrau von Orleans, und mein Papierhelm kam kaum von meinem Kopfe, mein hölzernes Schwert kaum von meiner Seite.

„Das Kriegsgetümmel, unter welchem Hamburg damals litt, sollte auch auf das Schicksal meiner Eltern einen entscheidenden Einfluß haben. Während der Besetzung der Stadt durch General Tettenborn hatte meine Mutter in dem Gelegenheitsstück „die Russen in Deutschland" eine russische Kokarde auf der Brust getragen. Als darauf Davoust einrückte, verlangte er, daß nun mit der französischen Kokarde gespielt würde. Meine Mutter zögerte lange, diesem Befehl zu gehorchen, und als sie nicht mehr ausweichen konnte, erschien sie — zum Gelächter des ganzen Publicums — mit einer tellergroßen blau-weiß-rothen Kokarde. Sie wurde in Anklagestand versetzt und sollte als Gefangene nach Frankreich geschleppt werden. Wir mußten flüchten, und ich erinnere mich, daß meine größte Sorge war, die Franzosen könnten mir meine Puppe wegnehmen, weshalb ich sie auf's Aengstlichste unter meiner Schürze verbarg.

„Inmitten der Kriegsunruhen zogen meine Eltern nun mit vier kleinen Kindern einer ungewissen Zukunft entgegen. Sie zogen erst durch Norddeutschland, gingen später an den Rhein, kamen nach Frankfurt und machten die Schrecknisse der Schlacht von Hanau mit. Dann wendeten sie sich nach Prag, und hier wurde ihnen endlich wieder — unter Liebich — ein längeres Engagement zu Theil. Auf allen diesen Streifereien mußte ich und meine jüngere Schwester Betty, die in den letzten Jahren auch tanzen gelernt hatte, durch unsere kleinen Sprünge das tägliche Brod verdienen helfen. Damit mag es übrigens zu dieser Zeit knapp genug bestellt gewesen sein, denn meine Eltern hatten auch in Hamburg nur geringe Gage bezogen. Damals bekamen die ausgezeichnetsten Künstler nicht so viel, wie jetzt die größte Mittelmäßigkeit.

„So kamen wir unter mancherlei Beschwerden und immer von Kriegsgetümmel begleitet nach Prag, wo meine Eltern mehrere Jahre blieben und von wo aus sich hauptsächlich der Künstlerruhm meiner Mutter verbreitete. Wir Kinder wurden dem Kinderballet beigegeben, das damals unter einer Madam Horschelt in Prag florirte und später von ihrem Sohne nach Wien verpflanzt wurde. Die Rückerinnerung an diese Zeit krampft mir noch heute das Herz zusammen. Wir waren der rohesten Behandlung ausgesetzt, von den schlechtesten Beispielen umgeben und lernten nichts als tanzen und dumme Streiche.

„Aus dieser Zeit taucht die Erinnerung an zwei bedeutende Persönlichkeiten in mir auf: an Karl Maria von Weber, der damals in Prag Kapellmeister und mit seiner späteren Gattin, Caroline Brand — einer ausgezeichneten Darstellerin im Soubrettenfache — verlobt war, und an Rahel Robert, später Varnhagens Frau, die viel mit meiner Mutter verkehrte. Zu meinen liebsten Erinnerungen aus der Kindheit gehört aber die ruhige Zeit, die wir Kinder mit meinem Vater allein verlebten, während meine Mutter nach zweijährigem Aufenthalt in Prag einem Rufe zum Gastspiel in Wien gefolgt war, welches später ein Engagement am Burgtheater nach sich zog. Ich kann nie ohne Rührung daran denken, mit welcher Umsicht, Sorgfalt und Güte sich der Vater unserer körperlichen und geistigen Pflege annahm. Wie oft bin ich mitten in der Nacht davon erwacht, daß er vor unsere Betten kam, um sich von unserem gesunden Schlaf zu überzeugen, und mit welcher milden Festigkeit suchte er unsere Wildheit zu zügeln, uns an Ordnung und Regelmäßigkeit zu gewöhnen! O, wäre mir dieser Vater nicht zu einer Zeit durch den Tod entrissen, wo ich seiner so sehr bedurfte, wie ganz anders wäre es wohl mit mir geworden! Aber eine liebende Hand sollte mir nicht den Lebenspfad ebenen, sondern wie im wilden Strom sollte ich über Klippen und Abgründe dahinjagen — ob Herz und Seele mir oft auch brechen wollten, wie die hochaufschäumenden Wellen."

Hühnerologie.

(Mit Abbildung.)

Wenn auch obiges Wort vor dem Richterstuhl derer, welche beflissen sind, die an sich so reiche deutsche Sprache von allen fremdartigen Beimischungen zu reinigen, keine Gnade finden dürfte, so hat sich dasselbe doch durch den langjährigen Gebrauch so zu sagen eingebürgert und hat wenigstens den Vorzug, allgemein verständlich zu sein, was man nicht allen in neuerer Zeit in den Sprachverkehr aufgenommenen, rein griechischen Bezeichnungen nachrühmen kann. Der Begriff „Hühnerologie" könnte füglich nicht anders verdeutscht werden, als durch eine Umschreibung, wie etwa: „auf durch Veredelung zu bewirkende Hebung der Hühnerzucht gerichtete Bestrebungen", und sowohl der Kürze wegen, als weil der beabsichtigte Zweck in der Praxis häufig durch Kreuzung verschiedener Racen angestellt wird, möchte wohl vor milderen Richtern diese kleine Sprachbenutzung vom Deutschen und Griechischen einer nachsichtigeren Beurtheilung [illegible] zu erfreuen haben.

Die der heutigen Nummer beigefügte vortreffliche Zeichnung gibt eine erwünschte Veranlassung, die im Zeitraum von mehreren Jahren gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Hühnerologie, mindestens was die hauptsächlichsten Racen betrifft, etwas näher in's Auge zu fassen. Vor allem sei es gestattet, auf dem so höchst gelungenen Bilde eines der ersten Künstler in diesem Fach betrachtend zu verweilen. Man erkennt sofort, daß dasselbe mit vollständiger Sachkenntniß das Charakteristische der verschiedenen Gattungen auffassend und ganz in das eigenthümliche Leben derselben eingehend entworfen ist.

Im Vordergrund erblickt man eine kleine Zwerghenne mit

ihren Küchlein; die Mutterliebe verleiht ihr den Muth, einen kühnen Angriff auf einen größeren Hund zu wagen, von dem sie Gefahr für ihre junge Schaar fürchtet, während sie sonst vielleicht die Flucht vor ihm ergreifen würde; die Küchlein, von denen das eine noch schlaftrunken überpurzelt, stehen betroffen und von der unbekannten, ihnen noch fremden Erscheinung überrascht, der Feind aber ergreift schleunigst das Hasenpanier. — Rechts befindet sich ein Brahma-Hahn mit einigen Hennen; der Hahn läßt zornig seine Stimme erschallen, gleichsam als Drohung gegen den Ruhestörer, während die Hennen, auf den Schutz ihres Herrn vertrauend, vollkommene Gelassenheit bewahren, dergestalt, daß eine von ihnen, eine schwarze Cochin-China, es nicht einmal der Mühe werth erachtet, sich von ihrer Siesta zu erheben. Die links befindliche Gruppe, aus einigen Schleierhühnern, vermischt mit gewöhnlichen Landhennen, bestehend, scheint von der erwähnten Scene gar keine Notiz zu nehmen, nur die seitwärts stehende Brabanter Henne wirft kaltblütig einen beobachtenden Blick dahin. Auf dem Mauerwerk haben zwei andere Hennen Platz genommen, wovon die eine den eben aufgestandenen Hahn gleichsam fragend anblickt. Im entferntern Hintergrund nähert sich langsam eine einzelne Henne; zwischen dem wohlbesetzten Taubenschlage und dem Hause endlich tritt würdevoll ein Truthahn heran. Das ganze ländlich gehaltene Bild gewährt einen höchst freundlichen, vollkommen naturgetreuen Anblick; Form, Charakter und Stellung sind so entsprechend wiedergegeben, daß alle Freunde der Hühnerologie dasselbe mit Freuden begrüßen werden.

Um nun näher auf den Gegenstand einzugehen, so steht unbedingt fest, daß vor nicht gar zu langer Zeit noch die Hühnerzucht nicht blos in Deutschland, sondern auch fast in allen europäischen Ländern, mit alleiniger Ausnahme Frankreichs und Belgiens, ziemlich vernachläßigt war, höchstens ungefähr den nöthigen Bedarf an Eiern deckte, nebenbei einige alte Hennen zum Kochen, und im Sommer eine Anzahl junger Hähne zum Braten lieferte. Die eingebornen Landhühner, kleine Eier producirend, unterschieden sich wenig von einander, die hin und wieder auftauchende Liebhaberei beschränkte sich meistens auf Stämme von gleicher Farbe oder mit Hauben versehene Exemplare.

In den zuletzt genannten Ländern hingegen wurde die Hühnerzucht schon früher mit größerer Aufmerksamkeit betrieben, was nicht nur die bedeutende Eier-Consumtion in Frankreich selbst, sondern auch die beträchtliche, jährlich zunehmende Ausfuhr von Eiern nach England beweisen. Nicht minder waren von jeher die fettgemästeten französischen Kapaune und Poularden berühmt, die sich besonders in obligater Begleitung von Trüffeln noch heute der vollsten Anerkennung aller Feinschmecker erfreuen. Ohne Zweifel waren zur Erreichung so günstiger Resultate geeignete Hühner-Racen als Grundlage erforderlich, und diese auch in den echt französischen Gattungen vorhanden, worauf wir später zurückkommen werden. Der Haupt-Impuls auf dem Continent in Betreff der veredelten Hühnerzucht ging von England aus, wohin die jetzt allgemein bekannten Cochin-China, nach ihrem eigentlichen Vaterlande richtiger Schanghai genannt, in den Jahren 1843—1845 zuerst als ein Geschenk für die Königin Victoria gelangten, und einige Jahre nachher in England mehr verbreitet, auch in Frankreich zuerst durch den Admiral Mackau in den Jardin des plantes ungefähr zu gleicher Zeit eingeführt wurden. Die von allen bisher bekannten Hühner-Gattungen so entschieden abweichende Figur, verbunden mit unglaublichen, ihnen nachgerühmten, sich theilweise nicht im vollen Umfange bestätigenden Tugenden, nächstdem die anfänglich geforderten äußerst hohen Preise erweckten das lebhafteste Interesse und das Verlangen, in den Besitz einiger solcher Vögel zu gelangen, welche sich in einem Zeitraume von etwa zehn Jahren nunmehr so verbreitet haben, daß man sie bereits für einen sehr mäßigen Preis kaufen kann. Nachdem die Aufmerksamkeit einmal rege geworden, blieb man bei der einen Gattung nicht stehen, sondern forschte überall nach neuen und hauptsächlich größeren Arten.

Eingedenk des Grundsatzes, daß vereinte Kräfte Großes zu wirken vermögen, bildeten sich Vereine für Beförderung der Hühnerzucht, und zwar betrat der in Görlitz im Jahre 1852 begründete „Hühnerologische Verein“ zuerst diese Bahn, dem bald andere Vereine gleicher Tendenz an verschiedenen Plätzen, zunächst in Dresden, dann in Breslau, Berlin und vielen anderen Orten folgten. Alle diese Vereine, von denen der Görlitzer eine die Angelegenheiten des Vereins, wie die Hühnerologie im Allgemeinen besprechende Zeitschrift unter dem Titel: „Hühnerologisches Monatsblatt“ herausgibt, wirken dahin, die vorzüglichsten Hühnersorten anzuschaffen, möglichst zu vervielfältigen, zu diesem Behuf ihren Mitgliedern Eier gegen angemessene Entschädigung zu liefern, von den Ueberschüssen der sehr mäßigen Beiträge aber alljährlich bei Gelegenheit einer Ausstellung Hühner anzukaufen, und sie unter ihren Mitgliedern ohne weitere Einlage zu verloosen. Zweifelsohne ist dieses Verfahren gemeinnütziger, als das von den englischen Vereinen beobachtete, das in Prämien für die seltensten und schönsten Exemplare besteht, mithin selbstredend nur sehr wohlhabenden Personen Aussicht darbietet, da die reichen Engländer ihrerseits beim Ankauf vor keinem noch so hohen Preise zurückschrecken.

Wenden wir uns nun zu den hauptsächlichsten ausländischen Racen, deren nähere Bekanntschaft erst von der Einführung der Schanghai an gerechnet datirt, so sind diese Hühner bekannt genug, um eine nähere Beschreibung derselben überflüssig erscheinen zu lassen; Größe und Breite der Figur, gelbe, stark befiederte Füße, kleiner spitz zulaufender Schwanz, und vor Allem die zur Vollendung der Toilette unentbehrliche, möglichst umfangreiche Crinoline sind unerläßliche Eigenschaften, welche sich freilich bei ausgearteten Exemplaren weniger vollständig vereinigt finden. Ihre ursprüngliche Normalfarbe ist gelb in mehreren Schattirungen, doch werden ganz weiße, wie schwarze, und in neuerer Zeit die grau gesperberten, mit dem Beinamen „Prinz Albert“, besonders gesucht und höher im Werth geschätzt. Ihnen schließen sich die Brahmaputra, ebenfalls schon ziemlich verbreitet, zunächst an; zwar wurde früher behauptet, sie bildeten eine andere Race, indessen stimmen ihre Figur und sonstigen Eigenschaften so vollkommen mit dem Schanghai oder Cochin-China überein, daß man sie füglich als eine Seitenlinie oder eigentlich als zweifarbige Schanghai, vermöge ihres weißen Gefieders mit schwarzer Zeichnung, betrachten kann. Beide Gattungen, Schanghai und Brahmaputra, legen röthlich-gelbe, im Verhältniß zu ihrer Figur nicht allzugroße Eier, und sind vorzüglich in ihrem ersten und zweiten Lebensjahre sehr fruchtbar, welche Eigenschaft jedoch mit den Jahren wesentlich abnimmt, indem ihr phlegmatisches Temperament sie bei irgend gutem Futter sehr bald Fleisch und Fett ansetzen läßt; nebenbei sind sie von einer ungemeinen Leidenschaft für das Geschäft des Brütens beseelt, dergestalt, daß sie in reiferem Alter häufig, nachdem sie einige wenige Eier gelegt, sich wieder zum Brüten anschicken.

Fernere von England zu uns gelangte Gattungen sind die Malayen, schöne große Hühner von gelblicher oder bräunlicher Farbe, mit hohen Füßen, große Eier legend und ziemlich gut brütend, sodann die weißen japanesischen Seidenhühner mit haarartigem Gefieder und schwarzem Schnabel, mehr der Schönheit als des Nutzens wegen zu empfehlen, dann die ostindischen Zwerghühner oder Bantams, kleine muntere Hühner, in weiß, schwarz, sowie weiß und schwarz oder gelb und schwarz gefleckt, welche letztere dann Silber- und Gold-Bantams genannt werden. Die kleinen Bantam-Hähne gebehrden sich mit unendlicher Wichtigkeit, sind außerordentlich streitsüchtig und fürchten sich nicht, mit dem größten Hahn anzubinden.

Unter der etwas allgemein gehaltenen Benennung „Franzosen“ wird nächstdem eine Sorte verstanden, muthmaßlich das Resultat einer früheren Kreuzung mit Malayen, in Frankreich unter dem Namen: Poule Russe oder auch Poule du Gange ziemlich verbreitet, von hoher, schlanker, den Malayen ähnlicher Figur, mit glatten gelben Füßen, gelblichem Gefieder, große Eier legend und in der Regel gut brütend. Dieselbe Gattung in ganz weiß, einen reizenden Anblick auf grünem Rasen gewährend, ist unter der Benennung „Pariser“ vielseitig bekannt. Graue, kukukartig gesperberte, gewöhnlich „holländische Sperber“ genannt, schließen sich den vorerwähnten an. Letztere Benennung dürfte noch am meisten zu rechtfertigen sein, weniger der auf russische Abstammung deutende Name, indem die meisten holländischen Racen hinsichtlich der höhern Stellung der Füße &c. ziemlich damit übereinstimmen.

Als eine schöne und nutzbare Sorte sind ferner die „Spanier“ zu erwähnen, große, ganz schwarze Hühner mit ungewöhnlich stark entwickeltem Kamm, bei der Henne auf die Seite hängend, beim Hahn gerade empor gerichtet, mit einem die Augen umgebenden weißen Kreise; sie legen fleißig, sehr große Eier und brüten höchst selten oder gar nicht; im Winter erfrieren sie leicht die Kämme und müssen daher etwas wärmer gehalten werden. Diese schöne Gattung, mit wirklicher Grandezza einherschreitend, stammt ursprüng-

lich aus Spanien, scheint jedoch daselbst vernachlässigt zu sein, wogegen sie in Holland, England und auch in Deutschland sorgfältig gezüchtet und sehr geschätzt wird. Merkwürdig genug hat man ihnen an einigen Orten den Namen „Tscherkessen" beigelegt, während es glaubhaft erwiesen ist, daß man bei jenen Bergbewohnern, die sich, zumal in letzter Zeit, mit ganz anderen Dingen als Hühnerzucht beschäftigten, keine Spur davon antrifft.

Ueberhaupt, seitdem Hühner ein großer Handelsartikel geworden sind, hat die Speculation nicht verfehlt, hinsichtlich der Benennungen oft das Gebiet des Romantischen zu betreten, weshalb es höchst gewagt bleibt, durch einen zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Namen verlockt, eine Sorte Hühner aus weiter Ferne für hohen Preis zu bestellen. So werden beispielsweise die kleinen englischen Zwerghühner mehrfach „Indianische Steppenhühner", schwarze Hühner mit weißen Hauben „Aleppo", eine Kreuzung gelber und gesperberter Cochin-China aber „Hermandad" genannt 2c.

England verwendet große Aufmerksamkeit auf eine Züchtung der überseeisch importirten Racen, um sie echt zu erhalten und durch schlechte Nachzucht nicht verfallen zu lassen, ebenso auch auf Hebung europäischer, durch Schönheit oder Ertrag ausgezeichneter Gattungen. Besondern Werth legt man aus einem gewissen Nationalstolz in England auf die Zucht der Dorkings, einer echt englischen Race, stark gebaut, in gewöhnlichen meistens bräunlichen Farben, im Legen und Brüten weniger ausgezeichnet, aber sehr zum Fleischansatz geneigt; eine Eigenthümlichkeit derselben ist, daß sie stets fünf Zehen an jedem Fuß besitzen, was bei andern Hühnern nur ausnahmsweise vorkommt und, ohne einen Nutzen darzubieten, gleichsam als Luxus erscheint. Mit Hauben versehene Hühner werden in England mit dem Namen „Polands" bezeichnet, in Frankreich poules huppées, in Deutschland gewöhnlich „Schleierhühner" genannt. Die behaubten Hühner sind sehr verschiedenen Ursprungs und fast in allen Farben vertreten, besonders gesucht sind diejenigen mit großen weißen Hauben. Eine Varietät, weiß mit schwarzen Hauben, soll früher existirt haben, scheint aber gänzlich eingegangen zu sein, da sie vielseitig zu hohen Preisen, allein vergeblich gesucht wird. Als eine Seitenlinie der Haubenhühner sind die Brabanter zu bezeichnen, regelmäßig tigerartig gefleckt, welche Zeichnung dadurch gebildet wird, daß jede Feder in weißer, blaßgelber oder goldgelber Grundfarbe an ihrem Ende mit einem starken schwarzen Punkt versehen ist; die Haube ist mehr helmartig, nach vorn geneigt, und ein schwarzer Bart ziert außerdem das Huhn. — Diese schöne Race, deren Heimath Holland und Belgien, strenger genommen Brabant ist, wie auch der Name andeutet, stand vor Einführung der überseeischen Racen bei allen Liebhabern in besonderem Ansehen, trat als eine bekannte Größe für einige Zeit in den Hintergrund, wird aber neuerdings wieder sehr gewürdigt, zumal wenn sie mit befiederten Füßen erscheint, was ehedem nur ausnahmsweise der Fall war.

Frankreich, wie bereits oben angedeutet, hat sich stets im Besitz eigener Hühner-Racen befunden und davon den größten Nutzen gezogen, weshalb das Bedürfniß einer durchgreifenden Veredelung durch ausländische Gattungen dort weniger dringend als in andern Ländern vorliegt. Gleichwohl werden in Frankreich, theils aus Liebhaberei, theils zu Versuchen und Kreuzungen, die überseeischen Racen ebenfalls angetroffen. Die eingebornen französischen Hühner zerfallen in mehrere Abtheilungen, welche wiederum in einzelnen Gegenden vorzugsweise gezüchtet werden; die ausgezeichnetste Gattung jedoch sind die Crève-Coeur, starke schwarze Hühner mit einer meistens hinterwärts geneigten Haube versehen, und mit schwachem Kamm. Ihren Namen sollen sie der Formbildung des Kammes beim Hahn verdanken, die, in zwei auseinandergehenden Zacken bestehend, mit einem gespaltenen Herzen verglichen wird, wobei allerdings eine etwas lebhafte Einbildungskraft in Anspruch genommen werden dürfte. Die Vorzüge gedachter Race bestehen in der Größe ihrer Eier, dem fleißigen Legen, der Leichtigkeit, mit welcher sich die Jungen aufziehen, und in dem schnellen Fleischansatz. Unter den Nebengattungen sind hauptsächlich zu bemerken: die Houdan, ähnlich in Figur, schwarz und weiß gefleckt, in der Normandie sehr verbreitet, die La Flèche, schwarz von Gefieder, höher gestellt, mit schwächerer Haube, und außerdem noch mehrere andere dahin einschlagende Sorten. Auf das Gebiet der unendlichen Spielarten und mit obigen verwandten Sorten weiter einzugehen, würde zu weit führen, noch weniger Interesse aber könnte es gewähren, sich in das Labyrinth der vielfachen, theils absichtlichen, theils zufälligen Kreuzungen zu vertiefen. Es bilden sich häufig neue Abarten, die jedoch erst nach einigen Generationen als constant zu betrachten sind, da die Nachzucht im ersten und zweiten Jahr mehr nach dem einen oder dem andern Theil der Stamm-Eltern zurückschlägt.

Wenn die Hühnerzucht überhaupt mehr Gegenstand der Liebhaberei ist, dann wird das Hauptaugenmerk fast immer dahin gerichtet sein, die fremden Racen rein und unverfälscht zu erhalten, diejenigen Fälle abgerechnet, wo Kreuzungsversuche unternommen werden, um ein gewünschtes Resultat möglicherweise zu erreichen. Allein wenn es sich um den Nutzen handelt, dann sind verschiedene Gesichtspunkte in's Auge zu fassen, wobei auch klimatische Verhältnisse berücksichtigt werden müssen. Die wesentlichsten Eigenschaften einer allen Anforderungen entsprechenden Race sind: fleißiges Legen, sicheres Brüten, schnelles Wachsthum und Mastfähigkeit. Selten wird man alle diese Tugenden vereinigt finden, deshalb pflegt man entweder mehrere Racen zu halten, um einander gegenseitig zu ergänzen, oder durch Kreuzung neue Sorten zu erzielen, auf welche die guten Eigenschaften der beiderseitigen Eltern in möglichst hohem Grade übergehen. So hat z. B. die Kreuzung der deutschen Landhennen mit den großen Hähnen der vorstehend erwähnten sogenannten Franzosen einen bedeutend stärkern, größere Eier legenden Schlag ergeben, wobei nicht zu übersehen, daß der Einfluß des Hahns jederzeit vorzüglich maßgebend ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn die aus der Verbindung eines edeln Hahns mit einer gewöhnlichen Henne hervorgegangenen jungen Hennen wiederum mit einem edeln Hahn gepaart werden, die zweite Generation dem Hahn fast ganz gleiche Exemplare liefert.

Unter allen Geflügelarten ist unstreitig die Eierproduction des Huhns die stärkste; naturgemäß legt dasselbe eine Serie Eier ab, und schickt sich dann zum Brüten an; wird dieser natürliche Verlauf der Dinge nicht gestört, so wiederholt sich solcher zwei bis drei Mal jährlich; wird das Brüten jedoch nicht gestattet, so beginnt die Henne nach einiger Zeit wieder zu legen, und zwar früher, als es sonst, nachdem die Jungen mehrere Wochen geführt worden, geschehen würde. Auch hierin sind Individuen und Racen verschieden; einige Gattungen, wie z. B. Spanier, Creve-Coeur u. s. w., welche fast nie brüten, machen zwischen den Eier-Serien nur längere oder kürzere Pausen, ohne Neigung zum Brüten zu bekunden, während Schanghai, Brahma 2c., zumal im Alter von mehreren Jahren oft nur wenige Eier legen und dann abermals brüten wollen. Bei jüngeren Exemplaren dieser Racen kommt es indessen auch vor, daß sie ihre Jungen oft kaum acht bis vierzehn Tage führen, und dann wieder zu legen beginnen, was zwar hinsichtlich der Eier recht angenehm, in Betreff der früh verwaisten Jungen aber desto störender ist. Die Ertragsfähigkeit eines Huhns ist nicht mit Sicherheit zu veranschlagen und hängt von der Race, dem Alter, der Fütterung 2c. ab; man kann in günstigen Fällen bis auf 180, selbst 200 Eier jährlich hoffen, durchschnittlich aber füglich nicht mehr als etwa die Hälfte dieser Zahlen annehmen. In das Reich der Fabel gehören die Erzählungen von Hühnern, welche zwei, sogar drei Mal täglich legen. Wenn in Folge einer innern oder äußern besondern Entwickelung eine Henne an demselben Tag zwei Mal legt, so kann das zweite Ei nicht vollkommen ausgebildet, sondern blos mit einer weichen Schaale versehen sein, und den darauf folgenden Tag wird sie entschieden nicht legen, da die Verhärtung der Schale zur vollständigen Reife ziemlich einen Tag bedarf. Es kommt vor, daß Hühner einige Wochen lang legen, ohne einen einzigen Tag zu pausiren, allein dies sind Ausnahmen, und in der Regel legen sie zwei, drei bis vier Tage unausgesetzt hinter einander; diejenigen, welche zwischen jedem Ei einen Tag überspringen, sind als gute Legehühner nicht zu empfehlen.

Der Raum erlaubt nicht, hier auf das natürliche und künstliche Brüten, auf Einrichtung der Ställe, die Fütterungsmethoden, Mästung, Krankheiten und viele andere der Hühnerologie angehörende Punkte überzugehen, nur möge schließlich noch die Bemerkung Platz finden, daß eine jede neue Erscheinung neben ihren Vortheilen auch Schattenseiten darbietet, im vorliegenden Fall darin bestehend, daß seit Einführung ausländischer Racen sich eine neue, früher ganz unbekannte Krankheit im Gefolge gezeigt hat, nämlich die fast allen Hühnerologen nur allzu schmerzlich bewußte Augenkrankheit. Heilmittel in Menge sind dagegen vorgeschlagen und mit günstigem oder ungünstigerem Erfolg angewendet worden; weil



Brabanter Henne. Schleierhahn mit Schleierhenne. **Der Hühnerhof.** Englische Zwerghenne. Brahm-Hahn mit Henne. Cochin-China-Henne.

Originalzeichnung von G. Hasse in Dresden.

aber eine Krankheit oft leichter zu verhüten als zu heilen ist, und da mehrfache Beobachtungen ergeben haben, daß hauptsächlich die Veränderung des Wassers nachtheilig einwirkt, möge als Präservativ empfehlen werden, neu angekommenen Hühnern eisenhaltiges Trinkwasser, erzeugt durch rostiges Eisen oder Hammerschlag, eine Zeitlang zu verabreichen.

Die Hühnerzucht bietet des Angenehmen und Nützlichen in Menge dar, in fast allen Classen der Gesellschaft entwickelt sich ein immer regeres Interesse, und die allgemeine Verbreitung edler und veredelter Racen trägt dem Schönheitssinn wie dem praktischen Nutzen Rechnung.

Zum Tode verurtheilt.

Aus den Erinnerungen eines englischen Gefängniß-Geistlichen.

Ein Menschenleben mag dem Tode noch so nahe, des Todes noch so sicher sein, in der Regel glimmt der Docht schon erloschner Lebenslampe, die Hoffnung, die Möglichkeit der Genesung oder wenigstens noch einiger Tage oder Wochen schweren, schmerzhaften Athmens noch so lange fort, bis der Sterbende im Schlafe oder in glücklicher Unbewußtheit, vielleicht umlächelt von glücklichen Visionen, sein Auge zum letzten Schlummer schließt, ohne es zu wissen. Ja, Mancher lallt noch fieberhaft von alle dem Schönen, was er thun will, sobald er nur erst wieder gesund sei, zu den Umstehenden, bis er endlich vergißt, einen angefangenen Satz neuer Hoffnungen und guter Vorsätze zu vollenden, da er dabei einschlief, um nicht wieder zu erwachen. Insofern hat der natürliche Tod für den Sterbenden nicht die Schrecken, die sich der Gesunde, Lebende wohl gelegentlich einbilden und ausmalen mag. Auch der Soldat, der sich in Kanonendonner, Kugelregen oder Bajonnetenspitzen stürzen muß (in der Regel, um die stupide Laune oder die verbrecherische Anmaßung dieser und jener Diplomaten zu befriedigen), hat erstens die wirre Aufregung der Schlacht und dann zweitens die Hoffnung für sich, daß nicht „jede Kugel apart ihren Mann treffe" und er ja wohl mit einer Medaille lebendig davon komme und wohl gar hohe polizeiliche Concession bekommen könne, einen Leierkasten zu drehen.

Wir wollen die menschliche Natur nicht unterschätzen und zugeben, daß edle, energische Naturen dem Tode schon Tausende von Malen fest und gefaßt in's Auge gesehen oder ihm gar entgegengegangen; aber wir sind auch überzeugt, daß die Hoffnung, mit dem Leben davonzukommen, viel nothwendiger für Ausführung heroischer, todesmuthiger Thaten sei, als der sich gern rühmende Mensch zugeben will. Die großen Thaten, vollbracht mit Lebensgefahr, sind zahllos; — zugegeben. Aber heroische Thaten mit *sicher* vorausgesehenem, unvermeidlichem Tode, Curtiusthaten, werden ungeheuer selten, wenn man die, wie es psychologisch nothwendig ist, abzieht, welche aus krankhaftem Lebensüberdruß, aus Furcht vor einem sichern, *schrecklicheren* Tode hervorgingen.

Wir haben das Zeugniß eines englischen Geistlichen, der mehrere Jahrzehnte lang zum Tode verurtheilte Verbrecher religiös für den Galgen weihen mußte, der auf diese Weise Hunderte während der je sechs Tage vor dem *sichern* Tode zu bearbeiten hatte, *und immer vergebens*, daß jeder so Verurtheilte bis unter den schmachvollen Querbalken des Galgens immer seine ganze Lebenskraft in die Hoffnung auf eine Begnadigung concentrirte und nur so die unsäglichen Qualen dieser sechs Tage ertrug. — „Obgleich in manchen Fällen," erzählt er, „die verurtheilte Person die Gerechtigkeit des Todestheils zugab — freilich hab' ich dabei meine Zweifel in die Ehrlichkeit dieses Zugeständnisses, da es gewöhnlich mit dem Hintergedanken gemacht ward, es werde Mitleiden und Begnadigung erregen — schien es ihr doch immer absolut unglaublich und zu ungeheuerlich, daß Menschen, Mitmenschen mit der Gewalt, ihr das Leben zu retten, es auf eine so scandalöse, den ganzen Staat, die ganze Gesellschaft schändende Art nehmen sollten. Daß die Gefängniß-Behörden, gegen ihn so menschlich, so human, ja oft zuvorkommend (wie gegen jeden definitiv Verurtheilten), daß die Regierung, die Königin und gütige Mutter, die Nation, die christliche Welt es ruhig geschehen lassen könnten, einen Menschen unter das offene Himmelslicht hinauszuführen, in die Mitte einer gaffenden, sich grauenden Menge, um ihn „am Halse aufzuhängen, bis todt", erscheint ihm nicht nur empörend, sondern auch schlechterdings unbegreiflich, obgleich er weiß, daß Hunderte, Tausende vor ihm auf dieselbe Weise öffentlich umgebracht wurden. Er schließt mit verzweifelter Energie seine Augen dem ihn sicher erwartenden Schicksale, so lang' er irgend kann, bis zur letzten Nacht, nicht selten bis zu dem Augenblicke, wo er sich unter den „Querbalken" stellen muß und ihm die baumwollene Mütze über das Gesicht gezogen wird. In den meisten Fällen richtet der Unglückliche seine ganze Energie auf diesen einen unmöglichen Punkt der Begnadigung. Fast immer hatte ich auch guten Grund, an der Ehrlichkeit eines religiösen Bedürfnisses zu zweifeln und ihn vom Leben auf „wichtigere" Dinge hinzulenken. „Wichtigere?" denkt er. Was kann es für einen Menschen Wichtigeres geben, als die Frage, ob er nächsten Montag oder Dienstag, morgen, in einer Stunde vielleicht umgebracht werden oder — leben soll?"

So der alte, englische Gefängniß-Geistliche.

An einer andern Stelle heißt es: „Ich fürchte, manche respectable Person in seidener Cravatte, statt mit dem Stricke um den Hals, zu empören, wenn ich die Meinung ausspreche, daß ich diesen Geisteszustand verurtheilter Verbrecher weder unnatürlich, noch tadelnswerth finde. Verbrecher sind fast immer Menschen ohne Erziehung und Schule, ohne Religion und Glauben, ohne Wissen und Sittlichkeit. Die Gesellschaft, der Staat hat sie vernachlässigt („der Verbrecher ist des Staates eigenstes Verbrechen," sagt Bettina). Sie dachten nie daran, an ein großes „Jenseits" zu glauben, an mehr, als die Befriedigung der kurzsichtig nächsten, unmittelbarsten Bedürfnisse und Leidenschaften. Es ist unmöglich, solche Naturen in sechs Tagen zu moralischen Helden und religiös Erhabenen umzuwandeln. Wenn nun außerdem diese Unglücklichen, mit denen wir's zu thun haben, von einem Alles übertäubenden Schrecken gequält werden, der nur in der wahnsinnigen Hoffnung einer Milderung oder Begnadigung — dieses Irrlichtes — ~~zuweilen~~ auf Augenblicke und Minuten sich mühsam etwas abschwächen läßt, um dann desto furchtbarer wieder durch die Adern zu brennen und grauenhaft um die Ohren zu brausen — so kann man sich die Vergeblichkeit unserer religiösen Arbeit wohl erklären. Ich sage nichts von dem Peinlichen unserer Aufgabe, wie wir den Qualen unserer armen Sünder zusehen müssen, den zitternden Hoffnungen, die kochend auf- und absteigen, um zuletzt erbarmungslos erwürgt zu werden, dem vergeblichen Flattern und den verzweifelten Flügelschlägen des gekäfigten Vogels. *Wenn es auf uns Gefängniß-Geistliche ankäme, gäb's gewiß keine Todesstrafe mehr.* Bilde sich Niemand ein, daß der Mörder nach „Auge um Auge, Zahn um Zahn" behandelt werde, daß wir ihm thun, wie er Andern gethan. Er sagte es *seinem Opfer nicht* voraus, daß er nach so und so viel Tagen zu einer bestimmten Stunde unfehlbar sterben müsse; er steckte sein Opfer nicht zu diesem Zweck in eine dunkle, undurchdringliche Zelle und ließ es sorgfältig bewachen Tag und Nacht, daß es nicht entkomme, daß es sich nicht selbst den Tod gebe. Während einer solchen Zeit stirbt der Mörder wohl fünfhundert Tode. Die flüggen, todesmuthigen Helden, welche mit kaltblütiger Ruhe und Tapferkeit sterben, sind eine Fabel, eine Farce, was auch in der letzten Minute des letzten Actes geschehen mag in der Mitte von tausend verbrecherischen oder rohen Massen, welche, wie das Publicum im Theater, etwas ungewöhnlich Ideales, Großartiges, Heroisches von ihm verlangen. Der Gefängnißwärter, immer in seiner Zelle, um Selbstmordversuche zu verhüten und den Helden für das Publicum draußen, das schon früh um drei Uhr anströmt, aufzubewahren, weiß nichts von diesem Heroismus, und obgleich ein „Atheisten-Gelächter" manchmal statt der „beleidigten Gottheit" sich geltend macht — kein Mensch *allein* und ohne diese furchtbare Sympathie des Gefängnißwärters wird Gott herausfordern.

„Ich habe zum Tode verurtheilte Menschen in fast jeder Geistesverfassung kennen gelernt — versunken in stumpfe Gefühllosigkeit der Verzweiflung, ruchlos, wüthend, boshaft und manchmal sogar affectirt witzig (der bei weitem furchtbarste und peinlichste aller Zustände); aber in ihren Zellen, allein mit mir und dem Wärter, war nie Einer wirklich „flügge", nie Einer dann und wann ohne heimliche oder offene Hoffnung auf Milderung oder Gnade. Ich will blos zwei Fälle, die ich gleichzeitig zu „behan-

deln“ hatte, wegen ihrer Gegensätze und ihrer Gleichheit näher beleuchten.“ — Wir erzählen sie in etwas kürzerer Form.

Mary B. lag zum Tode verurtheilt wegen Vergiftung ihrer eigenen Schwester, für deren Gatten sie in dämonischer Leidenschaft brannte, obgleich sie kaum den Mädchenjahren entwachsen war. Als ich sie zuerst besuchte, hatte sie noch ziemlich eine Woche zu leben. Sie erzählte mir, daß sie mit einem Bleistift auf einem Stückchen Papier ausgerechnet, wie viele Minuten dies seien. Ich sprach ihr lange und eifrig zu. Als ich sie verließ, kreischte sie mit einem Schauder: „Hundert und zwanzig von den Minuten verloren!“ Ihre Wärterin erzählte mir, daß sie bei jedem Schlage der Gefängnißuhr laut aufgeschrieen * und jeden Morgen nach dem Erwachen eifrig nach der Zeit gefragt habe, um zu heulen und zu brüllen, wenn es später war, als sie erwartet. Die Minuten und Stunden in einer engen Zelle mit dem kleinen Fensterchen an der Decke in furchtbarster Qual zugebracht beweinte sie mit leidenschaftlichstem Schmerze und schrie oft: „O könnt' ich diese Stunden zurückrufen!“ Vierundzwanzig Stunden vor ihrem Ende suchte sie dies Ende gewaltsam durch Selbstmord zu meiden; aber ich erfuhr nachher, daß sie diesen Versuch in der Gewißheit der Vereitelung gemacht, um dadurch vielleicht Mitleid zu erregen. Die Wärterin, ich, der Inspector, der Gouverneur, alle wurden mit wahnsinniger Wuth bittender Verzweiflung angefallen, daß wir Gnade, Aufschub vermitteln sollten. Einige Male schien sie mir reuig, andächtig, zerknirscht zuzuhören und verrieth dann den wirklichen Beweggrund, indem sie mich beim Weggehen umklammerte: „Nicht wahr, Sie sagen, daß ich nun reuig bin und von nun an ein sündenloses Leben führen werde?“

Jeder, der etwas Erfahrung in diesem Gebiete hat, weiß, wie thöricht die Behauptung ist, daß Zuchthaus oder Strafarbeit oder sonst ausgesuchte Pein für's ganze Leben keine große Gnade für den zum Tode verurtheilten Verbrecher sein könne. Männliche fürchten ihn ebenso, wie weibliche Verbrecher. Letztere scheinen sogar oft gefaßter, weil man die schneller eintretende Abspannung, den daraus folgenden Stumpfsinn für Ergebenheit &c. ausgibt. Mary B., jung und ungemein kräftig, kam nicht zur Wohlthat dieses Stumpfsinns. Sie schrie und jammerte immer von Rettung und der gnädigen Königin. Wenn sie's nur wüßte, wenn nur Jemand einen Augenblick ihre Qualen fühlte, könnte, dürfte sie nicht sterben! So oft sich ihre Zellenthür öffnete, sprang sie auf und spannte mit hoffnungsvollem Eifer Augen und Ohren für das Wort der Gnade. Ein ander Mal fragte sie wieder nach den geringsten Details, wie „es“ gemacht würde, wo „es“ geschehen sollte. Nie nannte sie die Vollstreckung ihres Urtheils anders als „es“. Sie erzählte oft von ihren Träumen, von Tagen, Scenen, Spielen ihrer Kindheit und Unschuld und brach dann in die entsetzlichen Krämpfe unsäglicher Qualen aus. Die Nacht vor ihrem Tode brachte sie hinter den Eisenbarren ihrer Zelle zu, Abschied nehmend von den Sternen und der Welt voller Schönheit. Aber vom Schaffot blickte sie immer zurück nach dem Gefängnisse, von wo allein die Gnadenbotschaft kommen konnte. Ihr Gesicht ward endlich verhüllt, ihr gedämpfter Schrei erstickt von der — Fallthür.

* Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen!
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf!
(Schiller's „Kindesmörderin“.)

Robert S., wegen Einbruchs und Mord zum Galgen verurtheilt, schien sein Schicksal mit Ruhe zu erwarten und auf keine Gnade zu hoffen. Ich fand ihn stets achtungsvoll und ohne Klage. Er war in allen religiösen Dingen fabelhaft unwissend, aber keiner der stupiden Idioten, wie die Meisten seiner Art, sondern zeigte löblichen Eifer, sich belehren, sich trösten, sich für den Himmel vorbereiten zu lassen. Nur bekümmerte es ihn, daß er nichts für die hinterbleibenden Seinen thun könne. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben. Er bekam Erlaubniß, einen Anatomen, der gern Leichname kaufte, zu sprechen und sich ihm zu verkaufen. Der Anatom kam am Abende vor der Urtheilsvollstreckung und unterhandelte mit dem Verurtheilten. Da der „Leib“ meine Sache nicht war, bekümmerte ich mich weiter nicht darum, hörte aber unwillkürlich, daß der Doctor und Anatom den ihm gebotenen „Artikel“ ganz abgelehnt, gar nichts darauf geboten habe. Am nächsten Morgen wurde Robert S. vor dem Gefängnisse gehenkt und begraben. Ich hatte ihn bis zum letzten Augenblicke begleitet, getröstet und ruhig, gefaßt, männlich gefunden und nie bemerkt, daß er Hoffnung auf Milderung oder Gnade gehegt habe. Und doch hatte ich mich auch in diesem Falle täuschen lassen.

Als ich den Anatomen einige Wochen später in Gesellschaft traf, sagte er mir die Gründe, weshalb er den sonst kostbaren Robert S. nicht gekauft habe. „Die Sache ist,“ sagte er, „daß ich den Leichnam dieses Burschen schon früher gekauft hatte, er mir aber betrügerisch davon gelaufen war. Er wurde schon vor zwei Jahren einmal gehenkt und mir als Leichnam in's Haus geliefert. Des Nachts erschreckt er meine Frau beinahe zum Tode, als er wieder zu sich gekommen und aufgestanden war. Da ich kein Henker, sondern Arzt bin, curirte ich den stiernackigen Kerl und entließ ihn nach vierzehn Tagen ganz wohl. Er versprach mir die zehn Pfund, die ich für ihn an seine Frau gezahlt, redlich wieder zu geben. Aber er hielt nicht nur nicht Wort, sondern bringt sich auch zum zweiten Male in die Schlinge — ein köstliches Beispiel für die „Abschreckungstheorie“. Ich wollte ihn nicht zum zweiten Male bezahlen. Ich hab' ihn doch gekriegt und auch gefunden, weshalb er, wie Sie sagen, so gefaßt war. Er hatte sich diesmal nicht auf den Zufall verlassen, der ihm das vorige Mal vermöge einer ausbleibenden Verengung des Strickknotens das Leben gerettet, sondern sich mit einer silbernen Röhre versehen. — Sie sehen, wie er, einmal gehenkt, sich für den Henker bestimmt glaubte. Man sollte Verbrecher-Typen zu curiren suchen, aber nicht warten, bis sich ihre Mißbildungen entwickelt haben. — Solche Silberröhren hab' ich schon in manchem Halse gefunden. Es ist bekannt, daß die schweren Verbrecher von Profession hartnäckig an den Nutzen dieser Röhren glauben, obgleich nie eine geholfen hat, nie helfen kann. Nachdem ich abgelehnt, hatte er mit dem Wärter verhandelt, der ihn ausgraben sollte. Der Wärter that es, und ich bekam ihn für einen civilen Preis.“

So lag selbst in diesem einzigen Falle, wo der Gefängnißgeistliche Fassung und Todesmuth gefunden zu haben glaubte, die geheime Hoffnung, mit dem Leben davon zu kommen, zu Grunde. — Der Verbrecher ist des Staates eigenstes Verbrechen, und ein doppeltes, wenn er zuletzt noch angeblich zum Wohle desselben umgebracht wird.

Blätter und Blüthen.

„Was ist des Deutschen Vaterland?“ in London. Am 21. Februar Abends 8 Uhr traten in einem brillant erleuchteten, von Damen in voller Balltoilette und Herren mit schneeweißen Handschuhen reichlich gefüllten Saale des Westendes 38 stattliche deutsche Männer und Jünglinge, größtentheils charakteristische Köpfe und ausdrucksvolle, bärtige Physiognomien, in einem Halbkreise auf und fragten plötzlich mit vollem kräftigen Chor in das gemischte englisch-deutsche Publicum hinein:

„Was ist des Deutschen Vaterland?“

Zufällig, aber doch just 38 deutsche Mitglieder des Islington-Gesangvereins — auf jeden deutschen Staat zu Hause Einer — fragten es und wiederholten die Frage immer zorniger und leidenschaftlicher, bis sie endlich in einem charakteristischen Piano die bekannte richtige Antwort gaben und dann stürmisch, schmetternd, zornig befehlend, kategorisch fordernd, in triumphirender Fuge wiederholend sich darin einigten: „Das soll es sein! Ja, das soll es sein!“ Wir wußten's längst. Nachdem es der alte Arndt in großer, bewegter Zeit vor einem halben Jahrhundert zum ersten Male in aufflammendem patriotischen Zorne in's deutsche Volk hineingefragt, haben wir's zu unserer Nationalhymne, zu unserer Einheits-Standarte erhoben und immer gesungen, sobald uns das Herz für Deutschlands Ehre und Einheit schlug. Der alte Arndt ist neunzig Jahre alt geworden und hat es doch nicht erlebt, was er und seitdem Millionen mit ihm wohl millionenmal als unerläßlich und gar nicht mehr fraglich als Grundbedingung deutscher Einheit und Ehre forderten. Aber über seinem Grabe lebt es und klingt es hinaus, so weit die deutsche Zunge klingt, so weit man deutsche Lieder singt; in aller Herren Ländern, unter allen Längen- und Breitengraden regt sich und bewegt sich und verkörpert sich die alte Arndt'sche Forderung der Deutschen, die von einem andern Dichter, dem größten, universalsten, deutschesten, kosmopolitischen Schiller, in alter Welt zu sich gekommen, vereinigt, im deutschen Geiste erhoben und stolz geworden an der Verwirklichung eines einigen Deutschlands arbeiten, das vielleicht die Arndt'schen und des deutschen Volkes Forderungen einst glänzend und weit, weit um die Erde herum übertreffen wird. Die Deutschen, in aller

Welt, rund um die Erde herum zerstreut, haben sich nicht verloren, sind dem „Vaterlande“ nicht verloren, sondern haben alle, alle, wo nur einige Dutzende sich vereinigen konnten, in tausend Städten des weiten Amerika, in Sibirien, am Amur, in Moskau und Petersburg, in Smyrna, Athen und Constantinopel, in Rom und Turin, in Lissabon und Oporto, in London und Manchester und andern englischen Städten sich von ihrem größten Dichter zusammenrufen lassen und einen neuen Bund mit dem Vaterlande und seinen Einheitsbewegungen geschlossen.

Das Schillerfest im Krystall-Palaste in London war grandios und glänzend mit einer Schaar von etwa 14,000 Theilnehmenden. Wir erwarteten auch dauernde Wirkungen und Früchte davon. Die Krystall-Palast-Compagnie zahlte dem Comité ein Drittel der großen Einnahme. Damit ließ sich, wie allgemein gehofft ward, viel Gutes und Schönes begründen, wenigstens die „Schiller-Anstalt“ (deutsche Bibliothek, deutsche Vorträge, Concerte u. s. w.), die Dr. H. Brta schon beim Zusammentritt des ersten Comité's am 11. October in ihren Grundrissen vorlegte. Aber die Vorbereitungen zum Feste und die Nachwehen, durch die Frechheit eines vorsitzenden und nicht wieder loszuwerdenden Morgenländers in Mißstimmungen und Täuschungen auslaufend, unter Anderem in die, daß von der Einnahme nicht nur nichts übrig blieb, sondern auch noch nachgezahlt werden mußte, ohne daß jemals speciell Rechnung abgelegt ward, die Aengstlichkeit Anderer, die eine Schiller-Anstalt mit großem Namen und viel Capital haben wollten, verschleppten und tödteten die Anstalt. Nach vielen Wochen traten mehrere Deutsche wieder zur Bildung eines Schiller-Vereins zusammen und zwar ganz mit dem Zwecke und Plane der Schiller-Anstalt. Sie nannten gar keine Namen, geschweige große, forderten aber 300 Pfund, um anzufangen. Wie ich höre, sind zu diesem Zwecke von den 100,000 Deutschen in London fünf Pfund (von einem Einzigen) gezeichnet worden, außerdem etwa vierzig Pfund bedingungsweise von Comité-Mitgliedern. Beispielsweise führe ich an, daß Jemand fünf Pfund beizutragen versprach, wenn die 300 Pfund beisammen wären. In Manchester, mit nicht halb so viel Deutschen, fing man den Schillerverein beim Schillerfeste mit 600 Pfund an und erfreut sich seitdem der segensreichsten Wirkungen.

Die so zerstreuten und verstimmten Einheitsbedürfnisse der Deutschen in London suchen sich inzwischen nach andern Richtungen und in andern Formen geltend zu machen. Man arbeitet an der Begründung eines großen deutschen Central-Hotels, spricht von dem Baue einer deutschen Bierbrauerei (der Mangel an deutschem Bier hier hat große Schuld an deutscher Zerfahrenheit), und ein respectabler Verein „Erholung“ ruft deutsche Familien zu gemeinschaftlichen Abendessen und Bällen zusammen. Die mancherlei einzelnen deutschen Vereine haben durch das Schillerfest an Wärme, Zahl und Wirksamkeit zugenommen. Auch an einer politischen Vereinigung der Parteien zum Anschluß an die deutsche Einheitsbewegung wird jetzt gearbeitet. Manche Vertreter extremer politischer Richtungen haben bereits erklärt, daß sie dem großen Radical-Zwecke, der Einheit, alle sonstige Partei-Interessen freudig opfern würden, so daß wir Hoffnung haben, Republikaner und Royalisten, Demokraten und Constitutionelle in den einen großen deutschen Geist der Einheitsbestrebungen verschmelzen zu sehen.

Auch das 38fach ertönende „deutsche Vaterland“ in einem der fashionabelsten Säle des Westendes war ein edler deutscher Einheitston vor einem gewählten englischen und deutschen Publicum, der Anfang eines „deutschen Concerts“, des ersten in London, veranstaltet von dem deutschen Ehrenmanne und Trombone-Virtuosen, Herrn Moritz Nabich, und durchweg gespielt und gesungen von deutschen Künstlern und Künstlerinnen ersten Ranges. Mit Herrn Nabich wirkten die Herren E. Pauer, Componist der Freiligrath'schen Schiller-Cantate, dem englische Anerkennung kurz darauf den Professortitel verlieh, Weiß, Pape, Svendsen und de Becker, die Damen Rudersdorff und Weiß, lauter Namen, die seit Jahren in London geehrt sind und auf englischen Concert-Programms glänzen. Wir wollen hier kein Concert-Referat liefern, sondern den Abend des 21. Februar in London nur als eine schöne, volle Blüthe deutscher Kunst und Cultur, deutschen Einheitsbedürfnisses, deutscher Anerkennung vor dem englischen Publicum verzeichnen und hinzusetzen, daß Herr Nabich und seine deutschen künstlerischen Freunde diesen Abend als den Anfang anderweitiger deutscher Kunstgenüsse betrachten, die demnächst dem Schillervereine zu Gute kommen sollen.

Musik, die schöne, flüssige Kunst, Stimmungen hervorzurufen, zu erwärmen, zu veredeln und zu beleben und diese im Leben zu fixiren, auszubauen (weshalb Jean Paul die Baukunst „gefrorne Musik“ nennt), hat in der Posaune des Herrn Nabich gewiß einen gewaltigen Baumeister gefunden, dem bereits vor Jahren die höchsten Autoritäten musikalischer Kritik, Spohr in Deutschland, Berlioz in Paris, Balfe in London &c. erste Preise ihrer Anerkennung zusprachen. Freilich das große Publicum, obgleich auch an jenem Abende ungemein enthusiastisch, muß erst lernen, verwöhnt wie es ist durch Virtuosen-Künste, diese Kunst des reinen, weichen, gesungenen Tones, der jeder Kraft und Stimmung, vom leisesten Hauche bis zum Todte erweckenden Mozart'schen „dies irae“-Donner, fähig ist, vorurtheilsfrei und mit Verständniß zu würdigen. Nur solche Musik kann zur Baukunst gefrieren. Wir hoffen, daß die Nabich'sche Posaune Material zur „deutschen Vereinshalle“ in London liefere.

Ein nützliches Buch. Die Hunderte kleiner und großer Bedürfnisse des häuslichen Lebens erfordern nicht nur mancherlei Wissen, sondern auch ein vielseitiges Können, wenn wir nicht alle Augenblicke abhängig sein wollen von dem berufsmäßigen Beistande Anderer. Wer auf dem Gebiete des Könnens erfahren ist, steht in seinem Hauswesen weit selbstständiger und gesicherter da, als Andere, die sich in den tausend kleinen Verlegenheiten des Lebens „nicht zu helfen wissen.“ Ein überaus brauchbarer Rathgeber zur Erlangung dieser Unabhängigkeit ist das jetzt lieferungsweise in dritter Auflage erscheinende „Hauslexikon, herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Techniker von Dr. Heinrich Hirzel“ (Leipzig, bei Breitkopf und Härtel). Erfreute sich schon die erste und zweite Auflage des großen Beifalls, auf welchen der Name des Herausgebers Professor Dr. Fechner im Voraus die gerechtesten Ansprüche begründete, so erfreut sich die dritte Auflage erheblicher Vorzüge, welche neben der Vortrefflichkeit der Artikel das große Verdienst des Herausgebers sind, der die Redaction und den Plan des Ganzen mit musterhafter Umsicht leitet und für die chemischen und viele damit verwandten Artikel auch der befähigtste Verfasser ist. Nicht leicht können wir daher unseren Lesern und namentlich auch den Hausfrauen unter unseren Leserinnen ein nützlicheres Buch empfehlen, als das „Hauslexikon“, welches in keiner Hauswirthschaft fehlen sollte. Von den achtzehn Lieferungen (zu 20 Sgr.) sind bisher sieben erschienen. Neuerdings hat die Buchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig durch ein „illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon“ eine Mitbewerbung begonnen, welche jedoch trotz der Illustrationen dem Hirzel'schen Buche weit nachsteht und namentlich an Ungleichmäßigkeit und Planlosigkeit leidet, wenn wir auch den einzelnen Artikeln ihren Werth nicht absprechen wollen. In dem erschienenen ersten Hefte des zweiten Hauslexikons sind auf Seite 1—80 (Aachener Bäder — Accent) nur 33 Artikel, während derselbe Buchstabenumfang (Aal — Acceptation) auf 30 Seiten 63 Artikel im Hirzel'schen Hauslexikon darbietet. Beim Aufschlagen des Brockhaus'schen Lexikons möchte man glauben, es sei auf ein naturwissenschaftliches Lexikon abgesehen, denn billig wundert man sich in einem „Handbuche für das praktische Leben“, wie es sich im Prospectus nennt, einen 8 Seiten langen Artikel über „Aasgeier“ mit 4 Holzschnitten zu finden, die, nebenbei gesagt, sehr uncorrect und schlecht gedruckt sind. Eben so wenig erwartet man hier Abbildungen chirurgischer Instrumente, wie im Artikel „Abbinden.“

Kluge Gänse. In einem früheren kleinen Beitrage für die Gartenlaube bat ich die Leser dieses vortrefflichen Blattes, mir allerlei kleine Geschichten und Anekdoten aus dem Thierleben zusenden zu wollen, um mich dadurch in den Stand zu setzen, dieselben einem großen Leserkreise mittheilen zu können. Nachstehende verbürgte Thatsachen darf ich als Ergebniß dieser Bitte betrachten. Ich verdanke ihre Mittheilung einem Manne, welcher längst bekannt geworden ist im Vaterlande, wenn auch nicht als fleißiger, aufmerksamer Beobachter der Natur, wie ich ihn kenne. Möchten doch noch Andere bald seinem Beispiele folgen und derartige Züge aus dem Thierleben, welche auf die geistige Wirksamkeit der Thiere ein so helles Licht werfen, sammeln und veröffentlichen oder mir zur Veröffentlichung übergeben! — Diesmal mögen Beobachtungen hier Platz finden, welche der Redensart „dumme Gans“ ihren so oft mißbrauchten Stachel einigermaßen abstumpfen werden.

Dumme Gans! Ja wohl! wenn man die Gans auf dem festen Lande watscheln sieht und sie dann und wann den Kopf schief hält, gewährt sie den Anblick einer in sich vollendeten Dummheit. — Daß aber Schlauheit sich recht gut mit Dummheit verbinden kann, dafür dient folgendes Geschichtchen zum Beleg. In unserm Dorfe, in K., sitzt im Thorweg des obern Gasthofs seit undenklichen Zeiten immer eine Obsthökerin. Eine Gans sah eines Tags die schönen Aepfel im Korb und wurde lüstern danach. Sie faßte Muth, trat keck an den Korb, wollte einen Apfel stehlen, wurde aber erwischt und bekam einen Schlag auf den Kopf. Sie schlich betrübt von dannen. Aber — sie kehrte bald zurück, drückte sich an die Wand des Gasthofs und schlich langsam dem Thorweg näher. An der Ecke stand sie still. Plötzlich fuhr sie mit ihrem langen Hals herum, blitzschnell in den Korb hinein, packte einen Apfel und eilte mit ausgebreiteten Flügeln von dannen. Aus einem Hause, das dem Gasthofe gegenüberliegt, und das einen Seitenflügel des fürstlichen Schlosses bildet, hatte mein Vater die „schlaue Gans“ beobachtet, und wer die Gans „dumm“ schalt, der mußte sich von ihm die Geschichte der schlauen Gans erzählen lassen, er mochte sie anhören wollen oder nicht.

Herr Baron von M. auf St. ritt einst durch ein Dorf. Zufällig bemerkt er, wie eine Gans nach einem Riemen in die Höhe springt, der an einer Thüre hängt. Sie packt den Riemen, die Thür geht auf und die Gans wackelt in das Haus hinein. Der Beobachter reitet auf das Haus zu, fragt der klugen Gans nach und erfährt, daß dieselbe wahrscheinlich durch einen Zufall entdeckt hat, daß die Thür aufgeht, wenn an dem Riemen gezogen wird; seitdem pflegte die Gans ihr Kunststück täglich zu üben.

Ich kann diesen Geschichtchen noch eine unserer Beobachtungen beifügen, welche ebensosehr für die Klugheit der Gänse spricht. Sie betrifft einen Ganserk, welcher außerordentlich gern naschte und namentlich in den Getreidefeldern seine Lüsternheit zu befriedigen suchte. Natürlich wurde er und die übrigen Gänse regelmäßig bald vertrieben, gewöhnlich vermittelst eines Hundes, welcher seine Pflicht vortrefflich erfüllte. Die Gänse lernten das ihnen feindselige Thier sehr bald kennen und fürchten, und es kam bald so weit, daß sie sich augenblicklich auf die Flucht begaben, wenn dem Hunde gerufen und er aufgefordert wurde, die Näscher zu verjagen, während sie sonst doch bei anderem Lärm ganz ruhig fortweideten. Beweist nun dieses schon die Schlauheit der Thiere, so beweist sie das Betragen des einen Ganserks noch viel mehr. Derselbe entfloh nämlich keineswegs mit seinen Genossen, sondern duckte sich so tief zwischen die Halmen des Getreides, daß er den Blicken vollkommen entschwand, blieb hier ruhig liegen und fraß weiter. Ja, zuletzt trieb er sein Versteckenspielen so weit, daß er auch die ihm geltenden Lockungen verachtete und selbst die Dorfgänseheerde an sich vorübertreiben ließ, ohne sich zu rühren. Erst wenn er gänzlich sicher zu sein glaubte, zeigte er sich wieder. — Nun spreche mir noch Einer von dummen Gänsen!

Dr. Brehm.

Für „Vater Arndt“

gingen bis heute bei Unterzeichnetem aus Leipzig ein: 5 Thlr. von Prof. Bock — 4 Thlr. L. Hofmann — 3 Thlr. Adolf Gumprecht — 1 Thlr. Dr. Steger — 1 Thlr. A. Bernsdorf — 3 Thlr. Adv. Gelbke — 1 Thlr. A. Abel — 10 Thlr. E. Keil — 1 Thlr. B. Senff — 15 Ngr. Alfred Keil — 1 Thlr. eine deutsche Frau — 4 Thlr. Alex. Wiede.

E. Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 12. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine Brautfahrt.

Von dem Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

Hatten jene Töne an dem Postwagen den raschen Muth des Lieutenants geweckt, den beiden Damen hatten sie die furchtbarste Angst eingejagt.

„Was haben Sie vor?" hielten sie den jungen Mann zurück.

„Ich muß hin —"

„Um des Himmels willen —"

„Ich muß helfen."

„Und uns wollen Sie verlassen?" Sie umklammerten ihn; sie hielten sich Beide an ihm fest.

Glücklicher Lieutenant, wenn das zu einer andern Zeit gewesen wäre! Jetzt wollte es ihn zur Verzweiflung bringen, denn Muth, Ehre und Kampfeslust zogen ihn mit aller ihrer Gewalt nach dem Postwagen hin, wo unzweifelhaft ein Raubanfall stattfand, wo es zu kämpfen, zu helfen, zu retten galt; aber Muth und Ehre forderten auch von ihm, zwei hülflose Damen, denen er zudem seine Hülfe, seinen Schutz versprochen, denen er als ihr Ritter gerade für die jetzt von ihnen befürchtete Gefahr sich zugesellt hatte, in diesem Augenblicke nicht zu verlassen, und war auch in diesem Augenblicke die Kampfeslust nicht zu befriedigen, mußte an deren Stelle nicht der Gedanke treten, daß seine bestimmte Braut es sei, die er hier zu beschützen habe, dieselbe Braut, die er durch sein Abenteuer mit ihr selbst so schwer gekränkt hatte, und die er jetzt oder nie gewinnen, wiedergewinnen konnte? Er konnte von den flehenden Damen sich nicht losreißen.

„Fort, fort, Konrad!" hatten sie dem Kutscher zugerufen, und die Pferde vor dem Wagen flogen im Galopp dahin, während der Lieutenant darin blieb. Im weichen Arm der Liebe, anstatt im rauhen Waffengetümmel! Denn das Fräulein Angela, oder Lucina, oder wie sie sonst hieß, hatte jetzt auf einmal mehr Angst, als ihre furchtsame Schwägerin, und sie hatte sich dicht und fest an den jungen Ritter gelegt, und er fühlte den schönen Nacken, den er früher kaum hatte sehen sollen. Hätte er nur fluchen dürfen! Er wollte es, aber zu wie Vielem hat der Mensch einen — schwachen Willen!

Der Wagen flog dahin, und dahinten blieb es still. Der Raub an dem Postwagen mußte verübt sein, daran durfte der Lieutenant nicht zweifeln; auch daß zehntausend Thaler wirklich in dem Postwagen sich befunden und der Gegenstand des Raubes gewesen seien, glaubte er annehmen zu müssen, wenn er sich Alles wieder in das Gedächtniß rief — und wer der Beraubte war? Gewiß der kurze Herr mit dem rothen Gesichte, antwortete er sich, der so unruhig wurde, als von dem Gelde die Rede war, und dann so eifrig versicherte, kein Thaler sei im Wagen.

Ach, wenn er dabei gewesen wäre! Er hatte vier Kugeln zu versenden, und sein Muth, sein Beispiel hätte dem Beraubten Muth gegeben, selbst den Philister von Tuchhändler zum Widerstande angespornt, ja, gar dem alten, schwachen Greise noch Kräfte verliehen. Ohne einen Kampf auf Leben und Tod wären die Räuber zu einem Siege nicht gekommen! Das durfte der Lieutenant sich sagen, während sein Gesicht voll Muth flammte, aber auch voll Zorn, daß er nicht dabei gewesen war. —

Der Planwagen konnte nicht lange im Galopp der Pferde dahinfliegen, denn der Weg wurde uneben, hart und holprig, er flog wohl, aber in die Höhe. Der Kutscher mußte daher die Pferde nur langsam und im Schritt gehen lassen. „Ach das noch!" riefen die geängsteten Damen, „wir werden die zweite Beute der Räuber sein." Das nun zwar nicht, aber daß die Räuber kommen möchten, hätte der Gardelieutenant in seinem Zornesmuth beinahe gewünscht. Und, wie sollte sein Wunsch erfüllt werden? Der Wagen hatte wieder schneller fahren können, denn der Weg war ebener, fester geworden. Auf dem glatten Boden machte das Fahren auch wenig Geräusch; man konnte daher hören, was außerhalb vorging, und man hörte etwas. Der Galopp eines Pferdes kam hinter dem Wagen her und er wurde deutlicher und deutlicher. Die Damen erschraken von Neuem. „Galopp, Konrad!" riefen sie dem Kutscher zu. „Die Räuber, die Räuber!" klammerte sich das Fräulein Angela wieder fester an ihren tapferen Ritter.

„Es ist nur ein einzelnes Pferd!" suchte der Lieutenant sie zu beruhigen. Allein das einzelne Pferd kam näher, und er zog doch eines seiner beiden Doppelpistolen hervor und spannte die Hähne.

Da rief eine Stimme dicht hinter dem Wagen: „Emilie! Emilie!"

„Mein Mann, mein Adolph!" schrie die blasse Frau auf. „Konrad, halt, halt!"

Der Kutscher hatte schon gehalten, und der Reiter erschien neben dem Wagen. Die blasse Frau breitete ihm die Arme entgegen, während er vom Pferde sprang. „Wie habe ich mich um Dich geängstigt!"

„Ich komme zu Dir, Emilie."

Der tapfere Lieutenant brachte während dem leise, daß man es nicht hören solle, die Hähne seines Doppelpistols in Ruhe und steckte die Waffe unter seinen Mantel zurück.

„Nimm mein Pferd," sagte der Reiter zu dem Kutscher, „und dann im Galopp wieder voran. Im Galopp, hörst Du?" Dabei

sprang er in den Wagen. Der Kutscher knüpfte schnell die Zügel des Reitpferdes an das Geschirr der Wagenpferde und jagte im Galopp weiter.

„Woher kommst Du, Adolph?" fragte die blasse Dame den Mann.

„Ich war Dir entgegen geritten, Emilie, wie ich es versprochen hatte, begreife aber nicht, wie ich Dich verfehlen konnte. Ich erfuhr, daß Du schon vorbeigefahren warst, und sprengte Dir nach. Da erlebe ich eine furchtbare Scene: hinter uns ist der Postwagen, er wird plötzlich angegriffen, ich erreichte ihn fast in dem nämlichen Augenblicke und schwankte, ob ich den Ueberfallenen beistehen soll. Aber ich war ohne Waffen und dachte an Dich, an Deine Angst. Du warst in der Nähe mit unserem Kinde und mit Angela. Ich hatte daher keine Wahl und mußte bei Euch sein."

„Wir hatten unterdeß einen Beschützer gefunden," sagte die blasse Frau.

„Einen Beschützer?"

„Die Dunkelheit hat Dir nicht gestattet, ihn zu sehen. Unsere Bitten vermochten ihn, sich unser anzunehmen; dafür wirst auch Du ihm danken, Adolph."

Der Reiter, der Mann der blassen Frau, sah sich in der Dunkelheit näher um. Die Gestalt des Lieutenants, eines Fremden im Wagen, konnte ihm dabei nicht mehr entgehen. „Mein Herr," sagte er verbindlich, „empfangen Sie auch meinen herzlichsten Dank."

Die Situation des Lieutenants schien ihm wieder peinlicher geworden zu sein; unzweifelhaft dachte er wenigstens über etwas angelegentlich nach. Vielleicht suchte er sich in das Gedächtniß zurückzurufen, ob und wo er schon in Gesellschaft des neuen Reisegefährten gewesen sei. Dann konnte aber nur dessen Stimme Erinnerungen in ihm hervorgerufen haben, denn von der Gestalt des Angekommenen war in der Dunkelheit nichts zu unterscheiden. Vielleicht beschäftigte den muthigen Lieutenant aber auch etwas Anderes. „Die Reisenden des Postwagens wurden ausgeplündert?" fragte er zerstreut, statt einer Antwort, und doch dringend, den Andern.

„Ich sah es nicht," erwiderte dieser.

„Sie sahen es nicht?"

„Ich mußte begreiflicherweise einen Umweg machen, um von den Räubern nicht bemerkt zu werden."

„Ah!" — Aber es war in dem braven Lieutenant plötzlich ein Entschluß entstanden.

„Mein Herr," sagte er, „die Damen sind jetzt unter Ihrem Schutz, wollen Sie nicht Ihrem Kutscher befehlen, daß er einen Augenblick halte? Nur einen Augenblick."

„Zu welchem Zwecke, mein Herr?"

„Ich wünschte auszusteigen."

„Und —?"

„Und mich nach meinen Reisegefährten im Postwagen umzusehen."

„Um Gotteswillen!" riefen die Damen, und er fühlte die schönen Schultern des Fräulein Angela wieder an den seinigen.

Der Mann der blassen Frau erklärte ihm aber entschieden: „Mein Herr, Sie würden dem Tode entgegengehen — es ist eine Gewissenssache für mich, Sie nicht fortzulassen."

„Und für mich ist es eine Ehrensache, zu gehen."

Dem großmüthigen Streite wurde ein schnelles Ende gemacht. Hinter dem Wagen wurde abermals ein Galopp, diesmal jedoch von mehreren Pferden, laut. Im Augenblick darauf waren drei Reiter am Wagen, und in eben demselben Moment fühlte der junge Gardelieutenant sich umfaßt, nicht zart von warmen, runden, weichen Armen, sondern sehr hart und fest, wie von starken, stählernen Reifen.

„Aber zum Teufel, Herr!" rief der Lieutenant dem Manne der blassen Frau zu; denn dieser war es, der ihn plötzlich so umarmte. Und der Lieutenant hatte nicht minder kräftige Arme und wehrte sich kräftig damit, allein er konnte sich dennoch nicht losringen. Zu den starken stählernen Reifen kamen die runden, weichen Arme hinzu, und auch sie hatten Kraft. Der arme Lieutenant konnte sich nicht rühren, vielweniger zu seinen Pistolen gelangen, die er unter dem Mantel trug. „Teufel!" knirschte er mit den Zähnen.

Er war gefangen, er erkannte sich gefangen, denn er war in der Gewalt der Räuber. Und er war so leichtsinnig und so schmählich hineingekommen, und sein Leichtsinn sollte noch mehr bestraft werden!

„Hat er Geld bei sich?" fragte einer der Reiter, die neben dem Wagen herritten.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Mann der blassen Dame.

„Man muß ihn durchsuchen!"

„Er hat nichts," versicherte spöttisch Fräulein Angela, von welcher der Lieutenant jetzt vollkommen überzeugt war, daß sie nicht seine Braut, Fräulein Lucina von Eisenring, sei.

„Es ist auch gleichgültig," erwiderte der Mann, „wir haben für heute genug."

„Ihr habt den Fang gemacht?" fragte das Fräulein.

„Vollständig. Die ganzen zehntausend Thaler!"

Der Räuber, denn daß er das war, darüber konnte man ebenfalls nicht mehr im Zweifel sein, schlug pochend auf seine Taschen. „Was ich einmal will," fuhr er dann fort, „das muß ich durchsetzen."

„Und Glück hast Du dazu," lachte das Fräulein.

Die Frau des Räubers seufzte. War sie seine Frau? Der Räuber lachte mit dem schönen Fräulein, trotz dem Seufzer der Frau.

„Und was fangen wir mit ihm an?" fragte darauf das Fräulein. Sie meinte unstreitig den armen Lieutenant.

„Ich schlage vor —" erwiderte der Räuber.

„Keine Gewalt!" rief die blasse Frau, und sie sagte es nicht spöttisch sondern flehentlich bittend aus dem Grunde ihres Herzens heraus.

„Zum Teufel!" entschied ihr Mann, „bindet ihn und werft ihn zum Wagen hinaus! Konrad, halt!" befahl er dann dem Kutscher.

Der Wagen hielt, die Reiter saßen ab. Aber wiederum wurde der Galopp von Pferden hörbar.

„Konrad, fort!" befahl der Räuber im Wagen dem Kutscher. Er befahl es vergebens. Die drei Reiter neben dem Wagen konnten sich wohl wieder rasch auf ihre Pferde schwingen und in rasender Eile nach verschiedenen Richtungen in den Wald hineinsprengen. Aber der Wagen konnte nicht mehr vorwärts, denn hinter ihm her und ihm entgegen kam der Galopp der Pferde herangesprengt, und nach den Seiten hin war in dem dichten Walde für das Fuhrwerk kein Weg.

„Springt hinaus, in den Wald!" rief der Räuber den Frauen zu. Dabei warf er ein Packet mit fort zwischen die Bäume. Er selbst wollte dann zuerst hinausspringen; aber jetzt fühlte er sich gehalten, hart und fest, wie von starken, stählernen Reifen, und die starken Arme des Lieutenants hatten auch noch Kraft, den schönen, runden Nacken des spöttischen Fräulein Angela mit zu umfassen, während er zu der blassen Frau sagte: „Madame —" gnädige Frau sagte der Gardelieutenant von gutem Adel nicht wieder — „Madame, retten Sie sich."

Aber die Frau blieb still sitzen; ein Seufzer drängte sich, freilich schwer genug, wieder aus ihrer Brust hervor.

„Teufel!" knirschte jetzt der Räuber. Mit einer letzten Kraftanstrengung suchte er sich loszureißen. Vergebens. Der Wagen war von Reitern umringt; ein Theil von ihnen trug Fackeln. Die Fackeln beleuchteten ein interessantes Schauspiel. Um den Wagen herum hielt ein Trupp von zehn bis zwölf Gensdarmen, an ihrer Spitze ein riesiger Wachtmeister. Die Mündungen ihrer gespannten Pistolen waren auf den Wagen gerichtet. Unter der weißen Plane des Wagens saßen zwei schöne junge Frauen und zwei schöne junge Männer. Die eine der Frauen war sehr blaß; sie hatte das schmerzvolle, weinende Gesicht über einen Säugling gebeugt, der in ihren Armen ruhete. Die andere hatte sich dicht in ihren rothen Shawl gehüllt; mit großen, schwarzen Augen blickte sie wie verwundert auf die Gensdarmen. Der eine der jungen Männer saß mit dem schönen, muthigen Gesichte stolz aufgerichtet da. Fritz von Herst konnte stolz sein, denn er hatte den Muth bewiesen, den sein Gesicht aussprach.

Aber der andere junge Mann, der neben ihm saß, hatte ein nicht minder stolzes Aussehen, und auch sein Gesicht war nicht minder schön. Voraus hatte er vor seinem Nachbar einen leisen Spott, mit dem er diesen anblickte. Der Lieutenant hatte dafür eine Ueberraschung. Er wußte auf einmal, wo er mit dem Mann schon in Gesellschaft gewesen war. „Der alte Geistliche!" hätte er beinahe ausgerufen. „Aber wie hat der Mensch so schnell Maske und Kleidung abwerfen können?"

„Bindet sie," befahl der Wachtmeister seinen Gensdarmen.

„Alle, Herr Wachtmeister?"

„Nur die Männer."

„Auch mich nicht, Wachtmeister," erhob sich stolz der Gardelieutenant.

„Und warum nicht?"

„Ich bin der Lieutenant von Horst, von der Garde."

„Was?" rief verwundert der riesige Wachtmeister.

Der Räuber aber lachte höhnisch: „Gut gespielt, Camerad!"

„Ah so!" sagte da der Wachtmeister. „Bindet sie."

„Aber ich schwöre —" rief der Lieutenant.

„Das kann Jeder."

„Ich habe Papiere."

„Das Gericht wird sie untersuchen."

„Aber Wachtmeister —!"

„Will Er schweigen? Voran, Gensdarmen!"

Die Gendarmen banden sie Beide. „Mitgefunden, mitgebunden, mitgefangen, mitgehangen!" lachte der Räuber, spöttisch und selbstvergnügt. Was ich einmal will, sagte sein Gesicht, das setze ich trotz alledem durch, und noch ist nicht aller Tage Abend.

Am nächsten Morgen nach der erzählten Begebenheit ereignete sich nicht gar weit von dem Schauplatze derselben Folgendes: Ein großes, schönes adliges Schloß war von einem großen, schönen Park umgeben. Hinter dem Schlosse lagen weitläufige Wirthschaftsgebäude. In dem Park war auch ein weitläufiger Gemüsegarten, und neben diesem ein fast nicht minder umfangreicher Obstgarten. Derselbe erstreckte sich bis an eine Allee, die von der benachbarten Landstraße zu dem Schlosse führte. In dem Obstgarten war ein einzelner Mann mit dem Abnehmen von Obst beschäftigt, es waren wunderschöne graue Winterbirnen, die er von einem Baume brach und Stück für Stück sorgfältig in einen unter dem Baume stehenden Korb legte.

Der Mann war eine große, starke Figur; er hatte etwas Edles in seiner Haltung, zugleich aber auch etwas Gedrücktes. So war auch sein Gesicht. Aber wunderbar, er schien sich weder des einen noch des anderen Ausdrucks in seiner Haltung und in seinem Gesichte bewußt zu sein, und gewiß auch niemals bewußt gewesen zu sein. Es gibt Menschen, die nur zu Niedrigem geboren sind und denen dennoch die Natur in sonderbarer Laune, oder noch öfter vornehme Mütter mit der Hülfe von Tanzmeistern und Kammerjungfern den Ausdruck des Hohen angestrichen haben. Er war übrigens ein rüstiger Funfziger, und sehr anständig gekleidet, und bei seiner Arbeit schwitzte er sehr. Das war in dem Obstgarten. In dem Gemüsegarten nebenan zeigte sich ein anderes Bild.

Zwei Damen lustwandelten dort zwischen den Gemüsebeeten, auf denen freilich nur noch die Früchte des Herbstes standen, Rüben und weißer und rother Kohl. Die eine Dame war nicht mehr jung, in der Mitte der Vierzig, sehr klein, sehr rund, mit einem sehr vollen und rothen Gesichte, mit einem außerordentlich gefühlvollen Ausdrucke in diesem Gesichte und mit außerordentlich gefühlvollen langen blonden Locken. Die andere war ein hübsches, frisches, junges Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren.

„Welch ein herrlicher Octobermorgen, meine theure Lucina!" sagte die ältere Dame zu der jüngeren.

„Der Morgen ist recht schön, Mutter," antwortete die jüngere Dame.

In den beiden Damen begrüßen wir die Landräthin von Eisenring und ihre Tochter Lucina.

„Er ist bezaubernd," fuhr die Mutter fort. „Sieh diese klare Sonne; den Nebel der Nacht hat sie überwunden, er kann nur noch langsam, wie ein geschlagener, schwer verwundeter Feind, dort hinten an dem Saume des Waldes herum kriechen. Sie aber, die hehre Siegerin, waltet nun frei, frei rund um uns her. Sieh, wie in ihren Strahlen dieser Weißkohl mit dem Weiß des Schnees wetteifert und in welcher Purpurgluth der Rothkohl glänzt! Ja, Lucina, es ist ein bezaubernder Morgen, und wenn ich bedenke, was er uns bringen wird —" Die Dame unterbrach sich, die Röthe ihres Gesichts wurde dunkler; der gefühlvolle Ausdruck darin wich dem des Zorns. Sie hatte sich nach dem Manne umgesehen, der die Birnen vom Baume brach. „Aber mein Gott, wie geht er mit dem theuern Obste um! Das Stück ist seinen Silbergroschen werth." Sie rief dem Manne zu: „Aber vorsichtig, Adalbert. Du mußt die Birnen sachter in den Korb legen."

Der Mann legte gehorsam die Birnen sachter in den Korb.

Die Dame fuhr zu ihrer Tochter fort: „Ja, meine theure Lucina, eine solche schöne, feine Birne ist ein außerordentlich zartes Wesen, das den harten Druck einer rohen Hand nicht ertragen kann. Sie hat Gefühl, wie ein weiches Frauenherz. Ich fühle das oft in meinem Herzen. Darum begeistere ich mich auch so für die holde Natur. — Aber ich wollte von dem sprechen, was dieser schöne Morgen uns bringen wird. Ach, theure Lucina, mir klopft mein Herz! Wie muß Dir das Deinige erst in süßer Erwartung schlagen!"

„Es schlägt mir etwas ängstlich, liebe Mutter," sagte das hübsche Mädchen.

„Aengstlich?" sah die Mutter verwundert auf.

„Gewiß, Mutter. Wie werde ich ihm gefallen? Wie werde ich einfaches Landmädchen ihn, den Gardeofficier, der in der Residenz, in den ersten Gesellschaften, gar am Hofe gelebt hat, wie werde ich ihn befriedigen können?"

Die Mutter fuhr entrüstet auf. „Gefallen? Befriedigen? Bist Du nicht die reichste Erbin im Lande? Und was hat er?"

Das Fräulein war wirklich ein einfaches Landmädchen. Sie hatte auf die Fragen der Mutter keine Antwort. — Doch ihr Erröthen und ihr betrübter Blick zeigte, daß sie eine Antwort wohl hatte, aber daß sie auch wohl fühlte, ein Kind dürfe der Mutter die Antwort nicht geben.

Die Mutter sprach nicht mehr entrüstet, aber stolz weiter: „Ja, mein Kind, in Betreff des Gefallens und Befriedigens darfst Du völlig unbesorgt sein. Ich habe ihm in sein Zimmer fünftausend Thaler gelegt, mit einem reizenden Billete, worin ich ihn bitte, sie von seiner künftigen Schwiegermutter anzunehmen. Und dann erwarte ich jeden Augenblick meinen Amtmann zurück. Er wird mir — da er gerade Geschäfte in der Residenz hatte — von meinem Banquier zehntausend Thaler mitbringen. Sie sind gleichfalls für Deinen Verlobten bestimmt. Er mag mit dem Gelde anfangen, was er will. Da wird das Gefallen schon kommen, und was das Befriedigen betrifft, so — ach Kind, funfzehntausend Thaler für einen armen Lieutenant! Dieser wenigstens hat in seinem Leben so viel Geld noch nicht beisammen gesehen."

Das junge Mädchen erröthete tiefer, aber sie schwieg auch jetzt.

„Ich bin nur neugierig," fuhr die Landräthin fort, „was er mit dem Gelde machen wird."

Da wurde Fräulein Lucina lebhaft. „Er wird es seiner Mutter geben, sie ist arm."

Aber die Landräthin sah mehr als verwundert auf. „Ich bitte Dich, Lucina! Als Dein Bräutigam muß er schon jetzt ein reiches Leben führen. Ich hoffe, er wird sich Equipagen anschaffen, Bedienten halten in glänzenden Livreen, eine Bibliothek, alle Classiker in Prachtbänden —" Die Dame unterbrach sich wieder. „Aber Adalbert," rief sie eifrig zu dem Mann hinüber, der das Obst sammelte, „der Korb ist ja voll. Jede Birne, die Du noch hineinlegen würdest, kann herausfallen. Rufe jetzt die Träger."

„Soll ich sie nicht rufen, Mutter?" bat die Tochter.

„Nein, Du leistest mir Gesellschaft."

„Du hast Recht," hatte der Mann schon gehorsam gesagt, und er wollte sich auf den Weg machen, die Träger zu holen. Er wurde aufgehalten, und auch die Landräthin, folglich auch ihre Tochter, setzten ihre Promenade nicht fort. Alle wandten ihre Blicke einem Gegenstande zu, der auf einmal ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In der Allee, welche das Gut des Landraths von Eisenring mit der vorbeiführenden Landstraße verband, war ein mit einer weißen Plane bedeckter Wagen erschienen, den drei berittene Gensdarmen begleiteten. Einer von diesen ritt vor dem Wagen; die beiden anderen ritten zu den beiden Seiten. Der Wagen fuhr auf das Schloß zu.

„Was mag denn das sein?" fragte sehr neugierig der Mann, der die Birnen gesammelt hatte.

„Weiß ich es?" erwiderte die ältere Dame. Auf einmal schien sie sich jedoch zu besinnen. „Ach! der Kreissecretair theilte mir gestern mit, man habe Nachricht von einer Räuberbande erhalten, die plötzlich in der Gegend erschienen sei."

„Eine Räuberbande!" rief erschrocken der Mann.

„Ich wollte, Du unterbrächst mich nicht. In Folge dessen sind alle Landrathsämter der Nachbarschaft aufgefordert, sofort in

der Nacht durch sämmtliche aufzubietende Gensdarmerie Streifpatrouillen zu veranstalten, besonders auch im Walde dort. Sollten sie schon einen Fang gemacht haben, den sie hierher bringen?"

„Du magst wohl Recht haben," sagte gehorsam der Mann.

Der Wagen war näher gekommen. Der an der Spitze des Zuges reitende Gensdarm hatte die beiden Damen und den Mann gesehen. Er ließ den Wagen halten und ritt auf sie zu. Sie standen nur wenige Schritte von der Allee. Er grüßte militairisch.

„Herr Landrath —" hob er an.

Der Mann, der die Birnen gesammelt, aber von der landräthlichen Expedition nichts gewußt hatte, war also der Landrath selbst, also der Gemahl der kleinen runden Dame mit den gefühlvollen blonden Locken, also auch der Vater ihrer hübschen Tochter Lucina.

„Herr Landrath," hob der Gensdarm an, „ich melde, daß dem erhaltenen Befehle gemäß heute Nacht im Walde patrouillirt ist, und daß es auch gelungen ist, vier Subjecte einer Räuberbande einzufangen, leider freilich erst, nachdem sie den Postwagen, der in der Nacht den Wald passirte, überfallen und ausgeplündert hatten."

„Ausgeplündert?" rief erschrocken die Landräthin.

„Zu Befehl, gnädige Frau, rein ausgeplündert."

„Meine zehntausend Thaler! War der Amtmann im Wagen?"

„Der Herr Amtmann waren mit mehreren anderen Reisenden im Wagen, und sind mit ausgeplündert worden."

„Mein Geld! Mein Geld! Hat man es wieder bekommen?"

„Darüber kann ich der gnädigen Frau nichts melden."

„Und die Spitzbuben bringen Sie?"

„Nur drei, gnädige Frau. Der vierte, der gefährlichste, mußte allein transportirt werden. Er folgt nach."

„Und nicht meine zehntausend Thaler?"

„Vielleicht kann der Herr Wachtmeister Auskunft darüber geben, der später nachkommen wird. Er hat die Verhaftung vorgenommen. Meine Cameraden hier und ich haben von ihm nur den Befehl dieses Transportes erhalten."

Die Landräthin schöpfte Hoffnung. „Liefern Sie die Räuber an den Kreissecretair ab," befahl sie dem Gensdarmen.

Der Gendarm ritt zu dem Wagen zurück. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung nach dem Schlosse hin, in welchem sich auch das landräthliche Bureau mit dem Kreissecretair befand. Als er an den beiden Damen und dem Landrathe vorbeifuhr, blickte unter der weißen Plane munter und keck ein bildschönes Frauengesicht heraus, mit rabenschwarzen Locken, die aus einem seidenen Capuchon hervorquollen, und mit einem blendend weißen Nacken, den ein zurückgefallener rother Shawl sehen ließ.

Das Fräulein Lucina erschrak bei dem Anblicke. „Mein Gott, Mutter, eine Dame! Und wie schön sie ist! Und Räuberin!"

Da wurde auch das Gesicht der Landräthin wieder gefühlvoll, alte, süße Erinnerungen tauchten in ihr auf. „Ach, Lucina, in meiner Jugend lasen wir Räubergeschichten von Rinaldo Rinaldini, dem Hecheln= und Mausefallenkrämer — jetzt sind sie nicht mehr Mode. — Aber Adalbert, rufe jetzt die Träger, damit die Birnen in's Haus kommen. Laß nur keine aus dem Korbe fallen. Ich sehe unterdeß nach dem Wachtmeister aus, ob er bald mit dem vierten Räuber und mit meinem Gelde kommt — ach, meine zehntausend Thaler! Und auch nach Deinem Verlobten, meine theure Lucina. Himmel, da fällt mir ein, nach dem Briefe seiner Mutter muß er sich mit in dem überfallenen Postwagen befunden haben, der arme Mensch!"

„Der arme Fritz!" sympathisirte diesmal die Tochter mit der Mutter. „Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist!"

„Ein junger Lieutenant hat immer Glück," versicherte die Mutter. „Ich hoffe daher auch, er hat bei diesem Ueberfalle Gelegenheit gefunden, seinen Muth zu zeigen."

„Er soll sehr muthig sein, Mutter!"

„Alle Damen nennen ihn einen Helden."

„Und auch hübsch, Mutter!"

„Man hat noch keinen reizenderen Officier in der Garde gesehen."

„Ach, Mutter, ich bin doch ängstlich!"

„Kind, die fünfzehntausend Thaler —! Ach, wenn ich die zehntausend nur wieder hätte! Aber wenn man die Räuber hat, muß man ja auch das Geld haben."

„Wenn er mich nur lieben wird, Mutter! —"

Das Gespräch der beiden Damen wurde unterbrochen. Vom Schlosse her kam hastig ein Bedienter herbeigeeilt. „Der Herr Kreissecretair läßt die gnädige Frau unterthänig bitten, sich schleunigst zum Schlosse bemühen zu wollen; es habe sich etwas ganz Außerordentliches zugetragen."

Die Dame hatte im ersten Augenblicke wohl zürnen wollen, daß der Kreissecretair sich nicht zu ihr herausbemühe. Aber die große Dringlichkeit und Außerordentlichkeit imponirten ihr. Sie folgte dem Diener zum Schlosse, und Fräulein Lucina mußte sie begleiten. —

An und in dem Schlosse hatte sich unterdeß Folgendes ereignet. Aus dem haltenden Planwagen hatten die Gensdarmen zuerst eine schöne Dame aussteigen lassen, welche sich munter und keck nach allen Seiten umsah. Ihr folgte eine blasse junge Frau mit einem Kinde im Arme, die kaum aufzublicken wagte. Ein Executor des Landrathsamtes führte beide Frauen ab. Aus dem Wagen kam dann ein bildschöner junger Mann, dessen beide Hände gefesselt waren; er sprang dennoch leicht und behend aus dem Wagen, und als er auf dem Boden stand, schaute er mit den lebhaften Augen so stolz und mit dem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen so übermüthig umher, als wenn er sich eine Herrschaft ansehe, in der er künftig regierender Herr sein solle. „Führen Sie mich sofort zur gnädigen Frau," sagte er befehlend zu dem Gensd'armen.

Der Gensd'arm aber war nicht der Mann, der sich von seinen Arrestanten befehlen ließ. „Zum Arrest!" sagte er trocken.

Der junge Mann verlor seinen Muth und seinen Uebermuth nicht. „Zum Teufel, zum Kreissecretair dann!" rief er.

Darüber konnte der Gensdarm sich besinnen, und er führte den Gefangenen in das landräthliche Bureau zu dem Kreissecretair. „Herr Kreissecretair, ich rapportire, daß wir drei Subjecte von der Räuberbande hierher transportirt haben; zwei Frauenzimmer und eine Mannsperson. Die Frauenzimmer sind an den Executor abgeliefert. Dieser Mensch wollte zu der gnädigen Frau gebracht werden."

Ein Landrath ist mitunter auch ein adliger Herr, der Birnen auflesen und seiner Gemahlin gehorchen kann. Der Kreissecretair versieht dann das Uebrige des landräthlichen Dienstes. Der gnädigen Frau muß freilich auch er gehorchen.

(Schluß folgt.)

Bilder vom Nil.

Von Dr. A. E. Brehm.

II. Ein Kaffeehaus in Kairo.

„Schwarz, doch lieblich ist der Kaffee, wie das Mägdlein, das braune,
Welches bei Tage den Sinn erheitert, bei Nacht aber den Schlaf scheucht,
Lieblicher noch ist der Tabak und wahres Bedürfniß dem Manne,
Der mit den Wolken des Rauchs die Wolken der Sorge hinwegbläst." —

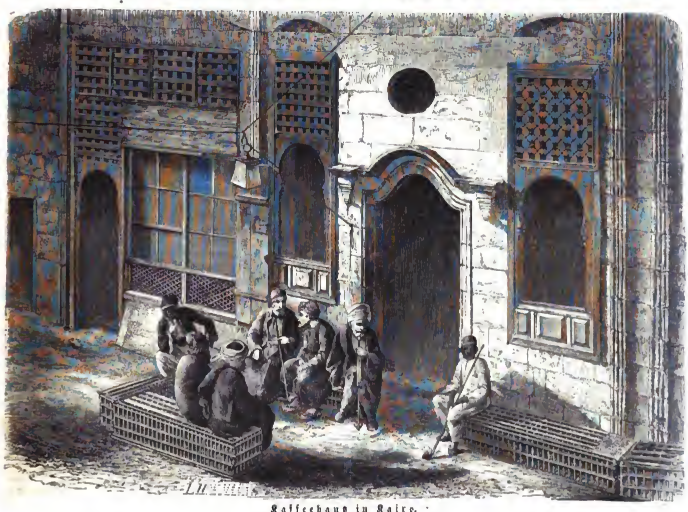
So singt ein alter, arabischer Dichter von Kaffee und Tabak, den beiden Lebensbedürfnissen der Männer des Morgenlandes. Es liegt ein eigner Sinn in der Bitte des Arabers, welcher einen am Wege sitzenden Raucher mit den Worten angeht: „Ja achui etini schwöet neffis!" — „Mein Bruder gib mir etwas Seele." Jedenfalls ist Das echt arabisch gedacht: denn wie der Kaffee nach arabischen Begriffen das einzige Getränk ist, welches den sterblichen Leib so recht eigentlich erquicken kann, betrachtet man den Tabak,

dessen Genuß durch den Rauch gleichsam vergeistigt wird, als die einzige Erfrischung des Geistes. Beide Genüsse stehen außerordentlich hoch in den Augen aller Mahammedaner, und so ist es kein Wunder, daß nicht blos in allen Städten, sondern auch in allen Dörfern sich Räume finden, in denen Leib und Seele erquickt werden können.

Dazu kommt nun noch, daß der Morgenländer die Freuden der Geselligkeit und Häuslichkeit nur in geringem Maße kennt. Sein geselliges Umgehen beschränkt sich blos auf das eine Geschlecht: der Mann ist von der Vereinigung der Frauen ebenso streng ausgeschlossen, als die Frau von einer Versammlung der Männer. Ein männlicher Gast, der in einem Hause einspricht, wird von dem Hausherrn im Diwahn, ein weiblicher von der Herrin des Hauses im Harehm empfangen, und selten nur weiß der andere Theil, wenn der eine Gatte Besuch empfangen hat, oder scheint es wenigstens nicht wissen zu wollen. Mit dieser sorgsam beachteten Sitte

Trauben und die Freuden, die er dem Menschen zu bieten weiß, als Teufelswerk betrachten und alle gläubigen Adamssöhne vor diesem, der tiefsten Hölle Entstammten, väterlich warnen; oder wenn Harihri von Bisra mit gleichberedtem Munde des Wirthshauses oder der Schenke Freuden besingt: solche Freigeister gelten als dem Teufel mit Haar und Haut, Leib und Seele Anheimgefallene und sind dem wahren Gläubigen ein Gräuel ohne Gleichen. Uebrigens glaube ich, daß die morgenländischen Dichter nicht einmal Erfahrenes besingen, sondern mehr die Träume ihrer regen Einbildungskraft wiedergeben, wenn sie so frevelhafte Worte niederschreiben, wie Harihri:

„Denn Wein ist der Glättstein
Des Trübsinns, der Wetzstein
Des Stumpfsinns, der Breitstein
Des Sieges im Schach.
Ja, Wein ist der Meister
Der Menschen und Geister,
Der Feige macht dreister,
Und stärket was schwach;
Der Krankes gesund macht,
Hohlwangiges rund macht,
Verborgenes kundmacht,
Und Morgen aus Nacht.“



Kaffeehaus in Kairo.
Nach einer Photographie.

fällt ein großes Stück des Lebens hinweg, und die Gastfreundschaft, diese dem Mahammedaner so heilige Tugend, gelangt eigentlich gar nicht zur Vollblüthe. Selbst in der Familie ist der Umgang beider Geschlechter auf eine gar geringe Zeit beschränkt; denn Mann und Weib genießen sich nur dann, wenn sich der Eheherr im Harehm befindet.

Wir Abendländer würden uns unter solchen Umständen schadlos zu halten suchen. Wir haben unsere Wirthshäuser, unsere so beliebten Stammkneipen, unsere Bierwirthschaften, Weinstuben und andere derartigen Anstalten und würden eben nicht lange in Zweifel bleiben, wohin wir uns zu wenden haben, um uns zu erholen, oder mit andern Worten ein Stückchen Zeit todtzuschlagen. Der Mahammedaner, wenigstens der strenggläubige, hat keine Kneipe und muß sich anderweitig zu entschädigen suchen. Wenn auch Hafis, der Süßmundige, des Wortes der Propheten vergessend, das Weinhaus in seinen Liedern hocherhebt und auf die Narrethei der Kuttenträger weidlich schimpft, weil sie den süßen Saft der

Man ist auch geneigt, solche Lieder, obgleich man sie als Frevel betrachtet, dem liebenswürdigen Frevler zu verzeihen, und lebt der festen Meinung, daß er vor seinem Ende noch mit gläubiger Seele das Alles sühnende Glaubenswort: „Es gibt nur einen Gott und Mahammed ist sein Prophet!“ mit seinem letzten Seufzer verhaucht und sich dadurch das begründetste Recht erworben haben wird, im Paradies mit den schönsten Huris Becher auf Becher des besten Weins zu leeren.

Der strenge Gläubige meidet alle den Leib berauschende Genüsse; denn „das Gegohrne“ ist ihm verboten. Aber seine Seele darf er tränken lassen und seinen Leib erfrischen mit Dem, was Gesetz und Sitte geheiligt hat; darum geht er mit Lust nach dem einen Orte, welcher dieses erlaubt, wenn er nach des Tages Last und Mühe der süßen Ruhe des Leibes und der Erholung der Seele pflegen will: nach dem Kaffeehause.

Ein arabisches Kaffeehaus ist freilich ein ander Ding, als ein europäisches. Ihm fehlt der äußere Glanz, der unnütze Schmuck, welcher die unsrigen kennzeichnet. Sein Werth liegt tiefer. Selbst in den größten Städten darf man sich unter einem Kaffeehause nur einen höchst einfachen Raum denken, mit dessen Ausschmuck keineswegs Luxus getrieben worden ist. In den besuchtesten Straßen Kaires sieht man es einem Kaffeehause nur durch die vor demselben stehenden, höchst einfachen, aus Palmenblattstielen zusammengebauten Sitzbänke an, daß es ein Kaffeehaus ist, und das Innere desselben ist nichts mehr und nichts weniger als eine einfache Halle, in deren Ecke der Heerd sich befindet und um welche rings herum breite, selten mit Polstern belegte Steinbänke laufen. Ein Springbrunnen in der Mitte des Hauptraumes, geweißte Wände, geschnitzte Fenster oder gar jene tropfsteinähnlichen Gypsgehänge, die sich zu wunderlichen Kuppeln an der Decke wölben, sind sehr seltne Ausnahmen. Sehr häufig ist das Kaffeehaus eine Hütte, so erbärmlich, so zerfallen, daß man kaum wagt, sie zu betreten; nicht selten ist es weiter nichts, als ein Heerd, um welchen Bänke stehen, unbegrenzt von Wänden oder Mauern und überdacht vom blauen Himmel allein. Aber Dem mag sein, wie ihm wolle: sein Werth beruht nicht auf äußerem Schein, sondern liegt tiefer. Der Morgenländer findet Das im Kaffeehause, was er sucht, nämlich Erholung und Erquickung für Leib und Seele; vor Allem aber findet er wirklichen, unverfälschten Kaffee, der mit dem Schandgebräu, welches uns unter demselben Namen in deutschen Kaffeehäusern vorgesetzt wird, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Ich glaube, daß es mancher Leserin, selbst einer solchen, die die Bohnen zu den Tassen gewissenhaft abzählt, lieb sein dürfte, wenn ich hier mit ein paar Worten zu beschreiben versuche, wie wirklicher Kaffee bereitet wird; denn — zu meiner großen Schande sei es gesagt — ich bin durch meine Reisen im Morgenlande ein so großer Barbar geworden, daß ich das deutsche Gebräu noch immer nicht als Kaffee anerkennen kann. Kaffee wird bereitet aus den besten Bohnen, in den vornehmeren Kaffeehäusern aus denen, welche in der Gegend von Mocha gewachsen sind. Niemals werden mehr Bohnen gebrannt, als den Tag über verbraucht werden sollen. Die gebrannten Bohnen werden nicht gemahlen, sondern zu dem feinsten Pulver gestoßen, welches durch die engsten Maschen eines Haarsiebes hindurch gehen kann. Von diesem Pulver rechnet man auf eine unserer Tassen **fünf gehäufte Theelöffel!** Wenn man nun zu kochen versteht wie ein arabischer Kaffeebereiter, erhält man sicherlich ein gutes Getränk.

Wie aber bereitet der Araber diesen Kaffee? Treten wir ein in ein Kaffeehaus, um Dies zu erfahren. Am Heerde steht der Wirth, jedes Winkes seiner Gäste gewärtig. Große, blankgeputzte Kupferkannen stehen vor ihm über dem Feuer. In ihnen siedet das Wasser, welches der Mann verwenden will. Auf Bänken und Matten, die über dem Boden gebreitet sind, sitzen und kauern die Gäste, die einen spielen Schach, die andern schwatzen vertraulich; wieder andere vergnügen sich einzig und allein mit dem langen Tschibuk oder schlürfen den geläuterten Rauch der Tschische oder Wasserpfeife, welche oft nur aus einer ausgehöhlten Kokusnuß mit Mundstück und Kopfaufsatz besteht.

„Friede sei mit Euch!“

„Mit Dir sei der Friede des Allbarmherzigen; sei willkommen, Fremder, nimm verlieb!“

Der Ehrenplatz wird leer, und wir säumen nicht, auch dieses Zeichen der Gastfreundschaft dankbarlichst anzuerkennen.

„Eine Tasse Kaffee!“

„Bei meinem Kopf und bei meinen Augen, Herr, sogleich.“

Und augenblicklich nimmt der Mann von den vielen langgestielten Kupferkännchen, welche von 1/8 bis zu 2 Tassen unseres Maßes fassen dürften, dasjenige, welches genau so viel Wasser aufnehmen kann, als er zu dem Kaffee nöthig hat, den wir bedürfen, füllt es mit dem bereits kochenden Wasser an und schiebt es in die glühenden Kohlen, ohne den langen Stiel aus seiner Hand zu lassen. Einen Augenblick später siedet das in ihm enthaltene Wasser, und der „Khahwedji“ thut nun die nöthige Anzahl gehäufter Löffel des Pulvers in das Kännchen, rührt das Pulver gehörig um, bringt es wieder auf das Feuer, läßt es noch einmal aufkochen, nimmt die nöthige Anzahl jener kleinen Täßchen, geht auf uns zu, reicht Jedem von uns ein Täßchen und füllt es mit dem schäumenden duftigen Getränke, in welchem das feine Pulver sich gleichsam aufgelöst hat. Der Trank ist bitter, aber so köstlich, wie er nur immer sein kann, und wer einmal in seinem Leben solchen Kaffee getrunken hat, dem widersteht der unsrige für immer. Das kann ich versichern, obgleich ich nicht umhin gekonnt habe, mit saurer Miene schon manche Tasse schlechten Kaffee zu loben.

Auf den Kaffee folgt die Pfeife. Den Tschibuk führt der Morgenländer, oder vielmehr sein Diener, bei sich, die Tschische besitzt der Wirth in hinreichender Anzahl. Er versteht sich auch meisterhaft darauf, den in ihr zu verwendenden Tabak zu reinigen, einzuweichen und die feuchte Masse dann in Brand zu setzen, und bringt das Geräth uns eigenhändig, das Mundstück, welches eben an seinen Lippen hing, mit der harmlosesten Miene von der Welt an seiner Hand oder seinem Rockärmel abwischend, um es uns appetitlich zu machen. Das Knattern und „Quallern“ unserer Tschische verstärkt nur die gemüthliche Rauchmusik, welche in dem Kaffeehause herrscht; niemals entwickelt sich ein so unerträglicher Qualm, wie wir ihn in unseren Kaffeehäusern zu ertragen gewöhnt sind: der wohlduftige Rauch, welcher aus dem Kopfe des Tschibuk's oder der Tschische aufsteigt, schwimmt vielmehr in leichten Wölkchen durch die offenen Fenster in die Straße hinein und würde auch, wenn er das Zimmer erfüllte, nimmermehr zugleich jenen unerträglichen Gestank unserer Cigarren mit sich bringen. Da lernt man sich wohlfühlen in kurzer Zeit und empfindet bald eine Behaglichkeit, welche mit Nichts verglichen werden kann.

Gewöhnlich geht es ziemlich still her im Kaffeehause. Es bilden sich bestimmte Gruppen, und Jeder spricht in der ruhigernsten Weise der Morgenländer, ohne viel Geräusch und Lärm zu verursachen. Zudringliche Hausirer oder arme Bettler treten selten in das Innere ein, um die Gäste zu behelligen, und selbst diese sind ziemlich schweigsam. Allein es gibt schon Zeiten, wo das Kaffeehaus ein anderes Leben gewinnt. Das ist vorzüglich im Fastenmonate Ramadtahn, in welchem der Gläubige die Nacht zum Tage macht, ohne doch den Tag in Nacht umwandeln zu können, wie er es gern thun möchte. Sein Gesetz gebietet ihm, zu fasten, von dem Augenblicke an, wo der erste Rand der Sonnenscheibe über den Gesichtskreis sich erhob, bis zu dem, an welchem der letzte im Sande der westlichen Wüsten versunken ist. Das ist ein schweres Stück Arbeit, und es gehört ein recht gläubiges Gemüth dazu, um die Kasteiung des sterblichen Leichnams nicht allzuschwer zu empfinden! Nun gibt es unter den Mahammedanern, wie unter uns, Strenggläubige, die das starre Wort eben so festhalten, wie unsere Rechtgläubigen: sie versagen sich während des Tages nicht nur das Essen und Trinken, sondern sogar den Genuß des Rauchens; sie halten es für eine Sünde, die Zahnbürste anzuwenden, welche sie sonst immer bei sich führen, oder an einem Halme zu kauen, um hierdurch die Speicheldrüsen zu nöthigen, den vertrockneten Gaumen zu befeuchten.

Wenn sie nun nach der durchschwelgten Nacht, da sie keine geistigen Getränke zu sich nehmen, auch nicht gerade von einem so echt zünftigen, abendländischen Katzenjammer befallen werden, leiden sie doch in ihrer Weise noch mehr als Einer, welcher von jener Plage heimgesucht wird, und sehen auch wirklich so katzenjämmerlich elend aus, daß den mitfühlenden Menschen — zu welchen ich mich rechne — das Herz in der Brust weh thut. Wenn dann der Abend herannaht, welcher Erlösung bringen soll von der Qual des Tages, da sammelt sich in und vor dem Kaffeehause eine bunte Schaar. Langsam kommen die ehrwürdigen, ihre Gläubigkeit im Gesicht tragenden Gestalten angeschlichen; schwankenden Schrittes bewegen sie sich so schwach und erbärmlich, daß man fürchtet, sie hinfallen zu sehen; mit einem Seufzer lassen sie sich auf eine der Bänke fallen, mit einem Seufzer blicken sie nach oben; seufzend antwortet der Khahwedji, welcher das Feuer zur hellen Gluth anfacht und nur in dem Singen der Kanne über demselben einigen Trost zu schöpfen scheint. Er bereitet Alles vor, für den rechten Augenblick; denn jede Minute ist jetzt kostbar, jede qualvoller, als früher eine Stunde. Aller Augen sind nach dem Minaret gerichtet oder, wenn man dieses nicht sehen kann, nach dem Gesicht Dessen, welcher eine Taschenuhr besitzt.

„Lissa ja achui?“ — „noch nicht, mein Bruder?“ — ist die schüchterne Frage eines nicht so Glücklichen, — „lissa!“ — „noch nicht!“ — die bedauernde Antwort. Endlich scheint ein Freudenstrahl über die Gesichter zu gleiten. „Fatal tekitein ja achuana!“ — „es fehlen noch zwei Minuten!“ „El hamdu lillahi!“ „Gott

sei Dank!" — mit diesem Seufzer erleichtert sich die Brust. Wie bleiern schleicht die Zeit dahin, wie lange währen die zwei Minuten! Nochmals fragt einer: „Lissa?" und wieder antwortet der Uhrenbesitzer, welcher das kostbare Werkzeug mit kindischer Besitzfreude betrachtet: „Lissa!" Da mit einem Male ertönt hoch vom Minaret herab: „La il laha il Allah, Mahammed rassulil Allah!" und von der Feste herab rollt ein Kanonenschuß über die Stadt. Man hört nur das eine Wort: „Allah!" es sagt Alles; es übertrifft an Inhalt die gelehrtesten Auseinandersetzungen des gelehrtesten Professors; es spricht beredter, als die redseligste alte Jungfrau jemals sprechen kann; es ist ein feuriges Dankgebet, das aus dem tiefsten Herzen stammt, ein rosiger Hoffnungsstrahl, der in die verschmachtete Seele fällt. „Allah!" Alle haben es gehört, Alle haben es nachgeseufzt, nur nicht der Kaffeewirth, denn er hat keine Zeit dazu. In dem größten Kännchen, welches er besitzt, hat er wohl zwanzig Täßchen Kaffee bereitet. Der flinkeste der Gäste erbietet sich, dieselben auszutheilen, und empfängt dafür die erste Tasse. Und nun eilen Beide, schnellfüßig wie Gazellen, von einem Gaste zum andern, um seinen Leib zu erfrischen; denn die Seele schwelgt bereits im Genusse aller möglichen Arten von Pfeifen, welche schon vor dem Kanonenschuß gestopft und angebrannt wurden. Manche greifen zuerst nach dem neben Jedem stehenden Wasserkruge; bei weitem die Mehrzahl aber bemeistert sich und wartet lechzenden Mundes auf die Tasse Kaffee. Diese und noch eine wird getrunken und wieder eine, und freudig blitzen die Augen, kräftig erhebt sich die Brust, federnder wird der Schritt, lebendiger jede Bewegung. Dann geht man zunächst nach Hause, um ordentlich zu essen; bald aber kommt man wieder, und das Kaffeehaus füllt sich bis auf den letzten Platz. Von dem schlanken Thurme herab flimmern und blitzen die Gürtel der brennenden Lampen; in den Straßen leuchten die buntfarbigen Laternen; im Kaffeehaus ist es hell und licht, trotz der schlechten Beleuchtung. Alles ist im eifrigen Gespräch, es summt wie in einem Bienenkorbe.

Da, mit einem Male, wird es still. Ein einfacher, schlichter Mann tritt langsam und würdevoll herein, nach allen Seiten hin den Gruß des Friedens spendend, und von allen Seiten ihn verschönt zurückerhaltend. „Khahwedji, eine Tasse Kaffee!"

„Bei meines Vaters Haupt, sogleich, Du Gesegneter, Du Süßmundiger!"

Und bedächtig schlürft der Ankömmling die Tasse; dann aber beginnt er leise und eindringlich zu sprechen. Doch die Rede steigert sich mehr und mehr; lebhafter werden seine Bewegungen, glühender wird sein Blick, emsig und geschäftig webt er Blüthe auf Blüthe in das wunderbare Mährchennetz, welches er weiter und weiter spinnt. Kein Laut ist hörbar, Alles lauscht regungslos.

„Preist den Propheten, meine Brüder!"

„Wir preisen ihn nach Allah, dem Erhabenen!"

„Seine Gnade sei mit uns für und für!"

„Amen, o du Gesegneter!"

„Meine Brüder! Wißt, man erzählt sich, daß in alten Zeiten in der Begnadigten und Bewahrten, Siegreichen und Siegenden, in Kahira, unserer Mutter und der Mutter der Welt, ein Mann lebte, mit Namen Aali, des Glaubens Leuchte, welchen der Höchste hoch begnadigt hatte auf Erden — — —"

Die tiefste Stille ist eingetreten; die Wolken des Rauchs kräuseln sich sparsamer um die Häupter der Gegenwärtigen; denn das Mährchen hat zu reden begonnen durch seines Hohenpriesters Mund. Und wenn dann dieser selbst vergißt, daß er der Redende ist; wenn er nur noch als Werkzeug des in ihm dichtenden und schaffenden Geistes erscheint; wenn dem Hörenden seine bärtigen Lippen so rosig zu sein dünken, wie die einer Jungfrau; wenn er fort und fort Perlen verstreut, die in der Muschel des Ohres sich zum Geschmeide schnüren; wenn der glühendste Gedanke im schimmernden, überwältigenden Wort zu Tage tritt; wenn jeder der Zuhörer arbeitet und kämpft, um in seiner hochaufklopfenden Brust den Jubelruf der Befriedigung, das Aufjauchzen der berauschten Seele zu unterdrücken: dann schreitet sichtbarlich ein Genius mit goldnen Flügeln und in leuchtendem Gewande durch den einfachen Raum und gibt diesem Leben, Frische, Glanz und Schimmer, wie sie das prächtigste Kaffeehaus der reichsten Stadt der Erde nicht kennt; denn jener Genius, die Dichtung, ist hundertfach lebendig geworden und jubelt auf in Klang und Reim.

Das ist ein morgenländisches Kaffeehaus, und dies der Zauber, mit welchem es den Verstehenden zu bannen weiß. Was thut dabei der Raum?! Er ist vollkommen gleichgültig. Gerade die Kaffeehäuser ohne jeglichen äußeren Schmuck, die aus dem Stegreife erbaueten, wie wir sie nennen möchten, sind oft die alleranziehendsten, weil sie voller Dichtung und Leben sind.

Aus den Sprechstunden eines Arztes.

Nr. IV.

Wer als Patient zu einem gebildeten und gewissenhaften Arzte in die Sprechstunde geht, der sei darauf gefaßt, daß nicht blos gesprochen, sondern daß sein Körper, und zumal der leidende Theil, auch gehörig untersucht (besehen, befühlt, beklopft, behorcht) wird. Geschieht dies von Seiten des Arztes nicht, werden die Patienten von demselben blos ausgefragt und dann mit einem Recepte oder einem Pülverchen heimgeschickt, da ist man in die Hände entweder eines unwissenden oder eines gewissenlosen Heilkünstlers gerathen. Den meisten Frauen mit ihrem Schnürleibchen und ihrer Crinoline gefällt's freilich, wenn ihnen der Arzt nicht zu nahe kommt und ihre Toilette nicht ruinirt, sie nennen das „Zartsein" und den Arzt einen „artigen feinen Mann". Die Thörinnen! Bei dieser Zartheit des artigen Doctors oder auch bei ihrer kindischen Schamhaftigkeit siechen sie gar nicht selten trotz alles Curirens und Badens (in Ems, Marien- und Franzensbad, Pyrmont und in der See) allmählich an solchen Uebeln hin, die bei ordentlicher Untersuchung und bei richtiger örtlicher Behandlung in wenig Wochen vollständig geheilt worden wären.

Es ist übrigens ganz inconsequent von der Gesetzgebung, daß in unserer Zeit, wo doch so Vieles bestraft wird, zumal und ganz mit Recht die Vergehen gegen das Leben, die Gesundheit und das Eigenthum unserer Mitmenschen, trotzdem manchen Heilkünstlern gestattet ist, den Gesetzen der Wissenschaft geradezu zum Hohne, Kranken offenbaren Nachtheil an Leben und Gesundheit zuzufügen. Ist es denn nicht so gut wie Mord, wenn homöopathische Heilkünstler bei heftigen Unterleibsbeschwerden den Bauch des Kranken ununtersucht und eingeklemmte Brüche, die auf mechanische Weise recht leicht zurückgebracht und dadurch ungefährlich gemacht werden können, bei Darreichung ihrer Pülverchen (= Nichts) ganz ruhig in Darmbrand und Tod endigen lassen? Ist es ferner nicht verbrecherisch, örtliche Leiden, die nur durch örtliche Behandlung gehoben werden können, durch innere homöopathische (also nichtsnutzige) Mittel curiren zu wollen und den armen Kranken oft jahrelang ihre Gesundheit vorzuenthalten? Sollte es nicht auch strafbar sein, wenn homöopathische Heilkünstler solche Beschwerden, gegen welche die Wissenschaft wirklich heilsame Mittel besitzt, durch eine ganz unwissenschaftliche Behandlung nicht nur nicht heben oder lindern, sondern sich im Körper einbürgern und die Gesundheit für immer untergraben lassen? Am schimpflichsten ist aber das Gebahren derjenigen Aerzte, die, ohne den Kranken gesehen und genau untersucht zu haben, blos aus der Entfernung an demselben herumcuriren und wohl gar dabei theuere Geheimmittel anwenden.

NB. Also verschone man doch endlich einmal den Verf. mit der Zumuthung, brieflich ärztlichen Rath ertheilen zu sollen.

Der Pseudo-Hämorrhoidarius.

„Mein Uebel, lieber Herr Doctor, was mich schon seit ziemlich zehn Jahren peinigt und trotz der verschiedenartigsten Behandlungen von Seiten der gesuchtesten Aerzte (die mich, beiläufig gesagt, schon viele Tausende kosten) von Tag zu Tag immer schlimmer wird, ist

„hämorrhoidalisch", und damit, sowie mit diesem Stoße von Recepten, habe ich Ihnen hoffentlich Alles gesagt."

„Nein! damit haben Sie mir gar nichts gesagt! Denn unter „hämorrhoidalisch" verstehen die Laien und leider auch die meisten Aerzte die verschiedenartigsten Uebel und Beschwerden und zwar an den verschiedensten Stellen des Körpers. — Ich muß Sie deshalb bitten, mir Ihre Leiden in einfacher Sprache, ohne medicinische Phrasen, zu beschreiben."

„So hören Sie. Ich war in meiner Jugend „scrofulös" und später sehr zu „rheumatischen" —"

„Halt, mein Herr! Das geht nicht. „Scrofulös" ist der Popanz, dem so ziemlich Alles in die Schuhe geschoben wird, was Kindern nur immer passirt; scrofulös werden ebenso Kinder mit blonden Haaren, blauen Augen, dicker Nase, dicker Lippe und dickem Bauche, wie auch abgemagerte, krummbeinige und rothhängige Grindköpfe mit dunkeln Haaren genannt; scrofulös heißen in der Kindheit alle langwierigen Hautausschläge, Gelenkleiden, Augenübel, Verdauungsstörungen, Drüsenanschwellungen u. s. w. Und was Ihr „rheumatisch" betrifft, so ist das im Munde des Laien auch nicht mehr werth, als wie „schmerzhaft", und daraus kann sich der Arzt nichts entnehmen. Lassen wir vorläufig Ihre Vergangenheit, und nennen Sie mir Ihre hauptsächlichsten Beschwerden, von denen Sie eben jetzt heimgesucht werden."

„Nun! da muß ich denn damit anfangen: ich bin sehr „nervös."

„Das verstehe ich nicht! „Nervös" nennen sich auch viele Damen, wenn sie sich aus Aerger, Eifersucht, Launenhaftigkeit u. s. f. so gebehrden, daß man sie richtiger „ungezogen" nennen sollte. Könnten Sie mir denn nicht mit schlichten Worten etwa sagen, ob Sie irgendwo Schmerzen haben, ob Ihnen was im Kopfe oder sonst wo fehlt, ob das Athmen behindert oder die Verdauung gestört ist?"

„Das ist Alles nicht der Fall. Ich verliere nur sehr viel Blut mit dem Stuhle und bin —"

„— Und sind deshalb Hämorrhoidarius? Gut, daß ich endlich das wenigstens aus Ihnen heraus habe. — Hoffentlich sind Sie doch von Ihren früheren Aerzten genau (d. h. an der blutenden Stelle) untersucht worden, ehe Sie die vielen Arzneien schlucken und die verschiedensten Bäder besuchen mußten?"

„Nicht von Einem! Alle erklärten mein Leiden sofort für ein hämorrhoidalisches und verordneten mir danach der Eine dieses, der Andere jenes Mittel und Bad."

„Das sind sehr gewissenlose Heilkünstler! Da ich das aber nicht sein will, so lassen Sie uns zuvörderst nach der Quelle der Blutung forschen, denn ohne Zweifel sind die meisten, wenn nicht alle Ihrer sonstigen Beschwerden die Folgen des übermäßigen Blutverlustes, also der Blutarmuth. Wenigstens spricht Ihre weiße, etwas wachsig glänzende Hautfarbe mit den durchschimmernden, dünnen, rothvioletten Blutadern an der Hand, die blasse Röthe der Lippen, des Zahnfleisches und der innern Augenlidhaut, sowie Ihre große Mattigkeit mit starkem Herzklopfen ganz dafür."

Und was ergab nun die genaue Untersuchung? Nicht eine Spur von Hämorrhoidal-Anschwellungen, am allerwenigsten von blutenden Knoten, sondern eine wunde, aus vielen kleinen Aederchen blutende Stelle an der stark gerötheten, geschwollenen und schwammig aufgelockerten Darmschleimhaut. — Die übrigen Organe des Patienten waren ganz gesund, nur traten hier und da noch Erscheinungen enormer Blutarmuth (s. Gartenlaube 1853, Nr. 49) auf.

Und was war nun die Folge dieser Untersuchung? Nach wenigen Wochen war durch eine örtliche Behandlung (hauptsächlich mit Höllenstein) der Kranke, der gegen zehn Jahre fortwährend gelitten und trotz seines großen Vermögens ein freudenloses Dasein geführt hatte, dabei aber beim Gebrauch verschiedener Aerzte und Badecuren zu einem bleichen, matten Verzweifelnden heruntergekommen war, radical curirt und stolzirt jetzt am Arme einer jungen Frau blühend und kräftig einher. — Natürlich hat derselbe (wie das übrigens bei solchen Fällen dem honetten Arzte stets zu gehen pflegt), in Anbetracht der früher ganz erfolglos verwendeten Summen, für seine radicale Heilung nach den Umständen ganz erbärmlich gezahlt. Hätte ein Charlatan diesem Kranken vor Beginn der Cur versprochen, ihn ganz gewiß in Bälde vollständig herzustellen, aber nur gegen ein sehr hohes Honorar, sicherlich und mit Freuden hätte dieser Knauser jenes Honorar sofort bewilligt. Ueberhaupt sind Kranke, solange sie leiden, schnell bei der Hand, ihrem Arzte große Versprechungen zu machen, jedoch haben sie später, wenn sie wirklich durch die Mithülfe des Arztes gesundeten, kein Gedächtniß mehr dafür. Dann honoriren sie nach der Zahl der Besuche und nicht nach der Höhe der geleisteten Dienste, nicht bedenkend, daß der Arzt einen großen Theil seiner Zeit armen Kranken ohne Entgeltung widmet.

Schließlich sei noch in Betreff der „Hämorrhoidal-Zustände" erwähnt, daß viele Schmerzen, Geschwülste und Blutungen an der Stelle, wo die Hämorrhoiden vorzukommen pflegen, durchaus nicht hämorrhoidaler Natur sind und deshalb stets einer genauen Untersuchung (besonders der Ocularinspection gleich nach dem Stuhle) von Seiten des Arztes bedürfen, um richtig behandelt werden zu können.

Der homöopathische Reconvalescent.

„Vom „kalten oder Wechselfieber" sind Sie also genesen und nur noch etwas schwach?"

„So ist's! Vor zwei Monaten wurde ich zum ersten Male von einem Fieberanfalle heimgesucht, der sich dann einen Tag um den andern wiederholte, nach einigen Wochen jedoch unter homöopathischer Behandlung anfing schwächer zu werden und immer später an der Zeit einzutreten pflegte, bis er dann endlich vor Kurzem ganz verschwunden ist und nur noch ein geringes Frösteln an den früheren Fiebertagen, sowie große Mattigkeit, Schwere in den Füßen und Appetitlosigkeit hinterlassen hat."

So erzählte ein kurzathmiger, schwerbeweglicher Herr mit fahler Gesichtsfarbe, schlaffen Mienen und bleichen Lippen, dessen Beine bei näherer Betrachtung bis an die Kniee wassersüchtig geschwollen und deshalb dem Kranken beim Gehen bleischwer waren.

Die physikalische Untersuchung ergab auf das Evidenteste, daß die Milz und die Leber, also die Organe, welche vorzugsweise auf die Blutbildung einen großen Einfluß ausüben, ganz enorm angeschwollen und dazu auch noch härter geworden waren.

Und diesen ruinirten Mann mit Wassersucht, Milz- und Leber-Anschwellung und Verhärtung nannte man einen „Reconvalescenten"!

Was hatte denn aber diesen Zustand herbeigeführt? Die homöopathische Behandlung, d. h. das Nichtsthun in arzneilicher und diätetischer Beziehung. Denn gerade beim kalten Fieber ist, wenn der Kranke nicht in einer ganz andern Luft und Gegend, als wo er erkrankte, leben kann, die baldige Darreichung eines solchen Arzneimittels ganz unentbehrlich, welches die hauptsächlichste und jene schlimmen Folgen nach sich ziehende Krankheitserscheinung, den Fieberanfall nämlich, zu heben im Stande ist. Und dieses Mittel ist, abgesehen von noch einigen andern weniger wirksamen, das Chinin, also derjenige Arzneistoff, dem die Homöopathie mit Beihülfe einer ganz unverschämten Lüge (denn Chinin erzeugt in einem gesunden Menschen nun und nimmermehr einen dem Wechselfieber ähnlichen Zustand) ihr Dasein verdankt und welches von den sogenannten „Bastard-Homöopathen" (die übrigens, weil Ignoranten, am meisten die medicinische Wissenschaft und Kunst schmähen) beim Wechselfieber in ebenso großer, wenn nicht größerer Gabe verordnet wird, wie von den Allopathen.

Unser Kranker war leider einem strenggläubigen Homöopathen, einem echten Hahnemannianer, in die Hände gefallen und mußte nun natürlich noch längere Zeit dafür büßen, ja muß vielleicht zeitlebens mit kranker (großer, harter) Milz oder Leber einhergehen. Und während derselbe bei homöopathischer Behandlung viele Wochen durch das Fieber in seinem Geschäfte gestört worden ist, hätte er durch eine richtige allopathische Cur in wenigen Tagen von seinen Hauptbeschwerden befreit und wieder thätig sein können. Doch mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens! Bock.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

II.

„Bald folgten wir der Mutter nach Wien," fährt die Gestorbene in ihren Aufzeichnungen fort, „wo auch mein Vater eine kleine untergeordnete Stellung am Burgtheater erhielt und ich mit meinen beiden Schwestern dem Balletmeister Horschalt übergeben wurde.

„Das Wiener Kinderballet war damals weltberühmt und in Wahrheit auch das Reizendste, Feenhafteste, was man sehen konnte. Horschalt war ein Genie in seinem Fach, ein Mensch voller Phantasie, der mit seiner Kinderwelt wahrhaft Zauberisches leistete. So lange ich mit meinen Schwestern bei diesem Ballet war, blieben die Productionen noch in gewissen Grenzen und überschritten auch die Kräfte der kleinen Künstler nicht, — wenigstens was die Aufgaben selbst betraf — denn sonst war das Balletleben wohl dazu gemacht, die Kräfte der armen Kinder aufzureiben. Ich erinnere mich, daß wir wochenlang, während ein neues Ballet einstudirt wurde, um acht Uhr Morgens zur Probe mußten und drei Uhr Nachmittags erst wieder nach Hause kamen. Aber auch jetzt nur zu einer kurzen Ruhe, denn um sieben Uhr Abends begann die Probe auf's Neue und dauerte oft so lange, daß wir erst gegen ein Uhr Nachts erschöpft und ermattet, oft auch mit Spuren von Mißhandlungen in unsere Betten krochen, denn Horschalt schlug unbarmherzig zu, um „die Bande" der kleinen Tänzer in Ordnung zu halten.

„Ich war eins der anstelligsten unter diesen Kindern und avancirte sehr bald zum ersten Liebhaber, den ich mit viel Grazie und Gewandtheit zu geben pflegte. Den ersten rauschenden Applaus des überfüllten Theaters an der Wien erhielt ich in dem Ballet das Waldmädchen, dasselbe Sujet, das Weber unter dem Namen Sylvana componirt hat. Ich hatte darin eine große Erzählung pantomimisch vorzutragen. Die Handlung spielte in Rußland, ich war als Kosake gekleidet und mußte der Fürstin — die von meiner Schwester Betty gegeben wurde — die Meldung machen: der Fürst Gemahl habe ein wildes Mädchen im Walde gefunden, dasselbe wäre nur durch List, mittelst eines Schlaftrunks zu überwältigen gewesen und solle nun, noch immer schlafend, in's Schloß gebracht werden. Den Fürsten gab der später berühmt gewordene Berliner Tänzer Stullmüller, und das Waldmädchen ein reizendes Kind von sieben bis acht Jahren, Angioletta Mayer, die als erwachsenes Mädchen nach München gekommen ist.

„Es folgten nach und nach eine Reihe von Ballets, die reizend erfunden waren und vollendet dargestellt wurden, aber immer in den Schranken des Kinderballets blieben. Eins der beliebtesten hieß die Wäschermädchen und erregte große Heiterkeit durch den Contrast, daß alle diese schneeweiß gekleideten Mädchen Schornsteinfeger zu Liebhabern hatten. Ich war der Anführer dieser schwarzen Schaar und der Liebhaber des ersten Wäschermädchens. Ihr Vater, ein alter, strenger Mann, widerstrebte unserer Liebe, aber endlich wird er dadurch erweicht, daß ich mich in den brennenden Schornstein seines Hauses stürze, das Feuer lösche und dadurch sein Hab und Gut errette. Auf den Proben war ich ängstlich, in den brennenden Schlot zu springen, und mehrmals mißlang der Versuch. Aber endlich verlor der Balletmeister die Geduld, faßte mich beim Kragen und warf mich kopfüber in den Schornstein hinunter. Glücklicherweise fing mich der Theaterdiener auf, der die Flamme heraufblies, so daß ich ohne ernste Beschädigung davonkam. Nur mein Haar, das ich damals noch nach Knabenart trug, war verbrannt, so daß es ganz kurz abgeschnitten werden mußte. Natürlich machte ich nun auf den nächsten Proben keine Umstände mehr, sondern sprang muthig in den brennenden Schlund.

„Ich wurde sehr bald der Liebling unseres Zuchtmeisters, der mich unter den ihm untergebenen Kindern als das gewandteste und intelligenteste erkannte. Besonders leistete ich für ein Kind von zehn bis elf Jahren Bemerkenswerthes in der Mimik. Aber so gewandt, geschmeidig und geschickt ich war, eben so wild und unbändig war ich auch. Meine tollen Streiche haben mir zu jener Zeit viel Prügel eingetragen, und ich war so ganz jungenhaft in meinen Neigungen und Manieren, daß man es aufgeben mußte, mich in Mädchenkleider zu stecken. War mir doch kein Baum zu hoch, kein Graben zu breit! — und so hingen gar oft die leichten Stoffe und langen Gewänder nach kurzer Zeit zum größten Theile in unkenntlichen Fetzen an Hecken oder Bäumen.

„Aus dieser Zeit ist mir besonders eine Scene in lebendiger Erinnerung geblieben. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Gärtner und pflegte den schönen Garten, der damals mit unserer Wohnung verbunden war, mit großer Sorgfalt. Er war immer trostlos, wenn ihm die Beete zertreten oder Blumen und Früchte abgepflückt wurden, was freilich — und zwar hauptsächlich von mir — oft genug geschah. Im Garten stand ein prächtiger Birnbaum mit halbreifen Früchten beladen, und diese lockten mich so unwiderstehlich, daß ich mir eines Tages in der Dämmerstunde alle Scrupel aus dem Sinne schlug und in die höchsten Zweige hinaufkletterte, weil ich da oben die goldigsten Birnen schimmern sah, die ich mir denn auch vortrefflich schmecken ließ. Mein Vater, der gegen Abend immer noch einen Gang durch den Garten machte, entdeckte mich da oben in meiner luftigen grünen Höhe, wo ich mich voll Uebermuth hin und her schaukelte, wie eine Pirole, die gegen Abend die höchsten Wipfel sucht, um ihr Abendlied zu pfeifen. Ich glaube, ich habe da oben auch getrillert, sonst hätte mich mein Vater wohl kaum entdecken können; aber er hatte mich gesehen, und nun sollte ich herunter steigen, um meine gerechte Strafe zu empfangen. Mir kam es jedoch ganz unglaublich vor, daß mein Vergnügen mit Schlägen endigen sollte; ich erklärte rund heraus, daß ich meinen erhabenen Sitz, wo ich mich so sicher fühlte und wo ich dem warmen, schönen Augustabend so selig in die glänzenden Augen gesehen hatte, nicht verlassen würde, wenn man mir nicht das Versprechen vollständiger Verzeihung gäbe.

„Auf diese Capitulation wollte mein Vater nicht eingehen, ich wollte nicht davon ablassen. Meine Mutter war inzwischen als Succurs erschienen, Geschwister und Domestiken waren auch gekommen, um den Ausgang mit anzusehen — ich blieb unerschütterlich. Endlich zogen sich Alle zurück, in der Hoffnung wahrscheinlich, daß ich beim Einbruch der Dunkelheit freiwillig heruntersteigen und mich der Strafe unterwerfen würde — aber sie irrten sich!. es wurde Nacht, ein leichter Wind bewegte die Blätter meines Baumes; der Mond ging auf und ergoß eine magische Helle über den ganzen Garten. Schon damals traten scharfe Contraste in meinem Wesen hervor. So wild und unbändig ich gewöhnlich war, so bewegte eine stille klare Mondnacht meine junge Seele doch schon damals bis in ihre tiefsten Tiefen. Bange und frohe Ahnungen stiegen in mir empor, ich wiegte mich in märchenhaften Träumen da oben in meinem Wipfel und hatte die Welt unter mir vergessen. Aber plötzlich mahnte mich die nahe Thurmuhr, die eben Mitternacht schlug, an die Geisterstunde, und nun überfiel mich eine kindische Angst. Ich erwartete jeden Augenblick, Elfen und Feen zwischen den Zweigen hervorrauschen zu sehen, um ihre Mondscheintänze zu beginnen. Glücklicherweise machte die Stimme meines Vaters dieser Furcht vor Geisterspuk ein Ende. Er kam von ernstlicher Sorge getrieben, redete mir freundlich zu, herab zu kommen, und versprach auch, mir jede Strafe zu erlassen. Wenige Augenblicke später war ich, behend wie ein Kätzchen, auf ebenem Boden angelangt und entschlüpfte durch schnelle Flucht den Händen meines Vaters, der doch wohl Lust haben mochte, mich — wie er zu sagen pflegte — an meinem blonden Schädel zu zausen."

Die Kränklichkeit Friedrich Schröder's nahm um diese Zeit in bedenklichster Weise zu. Im Sommer 1818 ging er nach Karlsbad — und kam nicht zurück. Am 18. Juli starb er fern von den Seinen; der Künstler und Protestant wurde in irgend einem abgelegenen Winkel des Karlsbader Friedhofs zur Ruhe gelegt, und seiner Tochter ist es später, trotz der ängstlichsten Forschungen, nicht gelungen, sein Grab wieder aufzufinden. — Schon zu Lebzeiten des Vaters war Wilhelmine mit ihren Schwestern vom Ballet zurückgetreten. Sie begann nun ihren mangelhaften Schulunterricht zu ergänzen und bereitete sich unter Anweisung ihrer genialen Mutter — von deren Leistungen im tragischen Fach sie immer mit Begeisterung sprach — zu größeren dramatischen Aufgaben vor.

Ihres wissenschaftlichen Unterrichts nahm sich ihr Stiefbruder, Wilhelm Smets, der einzige Sohn aus Sophie Schröders erster Ehe, mit großem Eifer an.* Er war als Hauslehrer nach Wien

* Sophie Schröder, Tochter des Schauspielers Bürger, verheirathete sich 1795 mit dem Schauspieldirector Stollmers zu Reval. Als diese Ehe ein Jahr später getrennt wurde, nahm Stollmers seinen eigentlichen Familiennamen Smets wieder an und kehrte zur juristischen Laufbahn zurück.

gekommen, sah hier nach sechszehnjähriger Trennung die Mutter wieder und schloß sich mit Vorliebe der ältesten Schwester an, deren seltene Begabung er sogleich erkannte. Bis zum Tode ist er ihr ein treuer Freund geblieben — er starb als Kanonikus in Köln und hatte sowohl als Dichter, wie als Gelehrter einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Gedichten findet sich eines an die Schwester mit den wehmüthigen Schlußversen:

„O grüßte mich die Stunde noch einmal,
Wo, so wie damals in des Rheines Thal,
Als mit dem Schicksal grollend, fast vermessen,
An Deiner Seite sinnend ich gesessen
Und Dich, die Ruhmbekränzte glücklich hieß —
Dein Herz jedoch nur Wünsche eng gemessen
Und schlichten Lebens stille Tage pries!“

Und noch im Jahre 1839 schrieb er ihr:

„Cöln, den 16. März.

„Meine liebe Schwester Minna! Nachdem ich nun — zur schlimmen Jahreszeit vielfältig von meinen Körperleiden heimgesucht — dennoch glücklich überwintert habe, so wende ich mich mit herzlich brüderlichem Frühlingsgruß auch an Dich, liebe Minna, und danke Dir auf's Innigste für alle die Erleichterung und Pflege, die ich mir nun während zwei Jahren durch Deine schwesterliche Güte konnte angedeihen lassen; möge der Himmel Dir diese und all Deine große Herzensgüte vergelten, wie Du es verdienst, wie es das, was Dich wahrhaft glücklich machen kann, erheischt. Mit besorgender Theilnahme las ich häufig von Deinem Unwohlsein, bald darauf aber auch wieder von dem begeisterten Zuruf, der Dich bei Deinen stets neuen Kunstschöpfungen empfing; so ringst Du Dich durch das, was Dein innerstes Leben ist, immer wieder los von der hemmenden Fessel trauriger Wirklichkeit!“

1819 debütirte die funfzehnjährige Wilhelmine im Schauspiel. Mit immer steigendem Beifall gab sie Aricia in der Phädra, Melitta in der Sappho, Louise in Kabale und Liebe, Beatrice in der Braut von Messina, Ophelia im Hamlet. Zugleich trat aber auch ihre musikalische Begabung immer deutlicher hervor; ihre Stimme entwickelte sich stark und schön; sie nahm Unterricht bei Madame Grünbaum und Joseph Mozatti, und es verging nicht mehr als ein Jahr, bis sie dem unwiderstehlichen Drange folgen konnte, der sie trieb, das Drama mit der Oper zu vertauschen.

Sie trat zunächst als Pamina in der Zauberflöte auf — es war am 20. Januar 1821. Die „allgemeine musikalische Zeitung“ sagt darüber in dem verschnörkelten Style jener Zeit:

„Demoiselle Schröder realisirte ein vollständiges Bild der zartesten Weiblichkeit. So lange dieser vom Dichter so schwankend gezeichnete Charakter mit eben so viel Unbestimmtheit auf unserer Bühne gegeben wurde, gelang es vielleicht noch nie einer Mime, der prosaischen Poesie eine rein idealisch-poetische Seite abzugewinnen, wie dieser hoffnungsvollen Schülerin einer auf die höchsten Stufen der Meisterschaft gelangten Mutter, die den nicht alltäglichen Beweis lieferte, wie unglaublich ein so ganz gemeiner Dialog durch Sinn, Natur und Gefühl veredelt werden könne.“

Und diese Sängerin, deren erster Versuch für alle Darstellerinnen der Pamina als Muster hingestellt wird, war ein Kind von 16 Jahren. Ein Lieblingskind des Himmels freilich, ausgestattet mit der herrlichsten Stimme, der anmuthigsten Gestalt, den edelsten, ausdrucksvollsten Zügen, der Kopf von einer Fülle blonder Locken umwallt, das blaue Auge ebenso schön in träumerischer Ruhe, wie im Leuchten der Leidenschaft, und über der ganzen Erscheinung jener unbeschreibliche Duft von Poesie, jene sonnenhafte Wärme, welche die Kunst ihren Auserwählten verleiht. Dazu die Gabe, für jeden Gedanken und jedes Gefühl in Wort und Blick, in Ton und Bewegung den schönsten und gewaltigsten Ausdruck zu finden — — es war natürlich, daß ein Schrei des Entzückens dies wunderbare Wesen begrüßte.

Aber sie ließ sich nicht blenden, nicht irren. Mit ernstem Fleiß, beharrlich und bescheiden verfolgte sie den Weg, den sie so glücklich betreten hatte. Schon im März gab sie die Emmeline in der Schweizer-Familie, einen Monat später die Marie in Gretry's Blaubart, und als Weber's Freischütz zum ersten Male in Wien gegeben werden sollte, wurde die Agathe Wilhelminen Schröder anvertraut.

Am 7. März 1822 wurde der Freischütz, der ganz Wien in einen Freudenrausch versetzt hatte, zu Wilhelminens Benefiz zum zweiten Mal gegeben. Das Haus war zum Erdrücken voll, der Enthusiasmus — selbst für das enthusiastische Wien — ein beispielloser. Weber dirigirte seine Oper selbst, aber der Jubel seiner Verehrer hätte die Aufführung fast unmöglich gemacht. Viermal wurde der Meister auf die Bühne gerufen, mit Blumen und Gedichten überschüttet, und zum Schluß fiel ein Lorbeerkranz zu seinen Füßen.

Wilhelmine-Agathe theilte den Triumph des Abends. Das war die blonde, reine, sanfte Jungfrau, die Componist und Dichter geträumt hatten; das einfache schüchterne Kind, das vor Träumen zittert, sich in Ahnungen verliert, aber in Liebe und Glauben Kraft findet, alle Mächte der Hölle zu überwinden. Weber sagte: „Sie ist die erste Agathe der Welt und hat Alles übertroffen, was ich in die Rolle hineingelegt zu haben glaubte.“

Als Beweis, wie ganz Kind sie damals noch gewesen, erzählte Wilhelmine oft, daß sie am andern Morgen, als Weber gekommen war, um ihr zu danken, der Länge nach auf dem Fußboden der Kinderstube gelegen hatte, eifrig beschäftigt mit ihren jüngern Geschwistern Soldaten aufzustellen. „Ich wurde abgestäubt, die Haare wurden mir glatt gestrichen, Schürze und Halstuch zurecht gezupft,“ pflegte sie zu sagen; „dann führte man mich zu Weber, der mich mit Lobsprüchen überhäufte und mir versprach, eine neue Oper für mich zu schreiben. Ich weinte vor freudiger Rührung, war aber herzlich froh, als er ging, sodaß ich zu meinem Spielzeug zurückkehren konnte.“

Auch in Dresden, wohin Wilhelmine im Sommer 1822 mit ihrer berühmten Mutter ging, erregte ihre Schönheit wie ihr Talent allgemeine Bewunderung, — aber das, was sie zur größten Sängerin aller Zeiten machen sollte, der unwiderstehliche Zauber, die Gewalt ihres Genius offenbarte sich zum ersten Male, als sie, nach Wien zurückgekehrt, den Fidelio sang.

Die Oper war seit einiger Zeit zurückgelegt, weil es an einer Darstellerin für die Hauptrolle fehlte. Im November 1822 sollte sie zur Namenstagsfeier der Kaiserin zum ersten Male wieder gegeben werden, und der siebzehnjährigen Wilhelmine wurde die schwere Rolle des Fidelio übertragen.

Als es Beethoven erfuhr, soll er sich sehr unzufrieden darüber ausgesprochen haben, daß diese erhabne Gestalt „einem solchen Kinde“ anvertraut wäre. Aber es war einmal bestimmt; Sophie Schröder studirte der Tochter die schwere Partie so gut als möglich ein, und die Proben nahmen ihren Fortgang.

Beethoven hatte sich's ausbedungen, die Oper selbst zu dirigiren, und in der Generalprobe führte er den Tactstock. Wilhelmine hatte ihn nie zuvor gesehen — ihr wurde bang ums Herz, als sie den Meister, dessen Ohr schon damals allen irdischen Tönen verschlossen war, heftig gesticulirend, mit wirrem Haar, verstörten Mienen und unheimlich leuchtenden Augen dastehen sah. Sollte piano gespielt werden, so kroch er fast unter das Notenpult, beim forte sprang er auf und stieß die seltsamsten Töne aus. Orchester und Sänger geriethen in Verwirrung, und nach Schluß der Probe mußte der Capellmeister Umlauf dem Componisten die peinliche Mittheilung machen, daß es unmöglich wäre, ihm die Leitung seiner Oper zu überlassen.

So saß er denn am Abend der Aufführung im Orchester, hinter dem Capellmeister und hatte sich so tief in seinen Mantel gehüllt, daß nur die glühenden Augen daraus hervor leuchteten. Wilhelmine fürchtete sich vor diesen Augen; es war ihr unaussprechlich bang zu Muth. Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, als sie sich von wunderbarer Kraft durchströmt fühlte. Beethoven, das ganze Publicum verschwand vor ihren Blicken — alles Zusammengetragene, Einstudirte fiel von ihr ab. Sie selbst war Leonore, sie durchlebte, durchlitt Scene auf Scene.

Bis zum Auftritt im Kerker blieb sie von dieser Illusion erfüllt — aber hier erlahmte ihre Kraft. Die Größe ihrer Aufgabe, die sie erst diesen Abend während des Spiels erkannt hatte, stieg riesenhaft vor ihr auf. Sie wußte jetzt, daß ihre Mittel für das, was sie in dem nächsten Momente darstellen sollte, nicht ausreichten. Die steigende Angst drückte sich in ihrer Haltung, ihren Mienen, ihren Bewegungen aus — aber das Alles war der Situation so ganz angemessen, daß es auf das Publicum die erschütterndste Wirkung übte. Ueber der Versammlung lag jene athemlose Stille, die ebenso mächtig auf den darstellenden Künstler wirkt, wie laute Beifallszeichen.

Leonore rafft sich auf; sie wirft sich zwischen den Gatten und den Dolch des Mörders. Der gefürchtete Augenblick ist da — die Instrumente schweigen, aber der Muth der Verzweiflung ist über sie gekommen, hell und rein, mehr schreiend als singend, stößt sie das herzzerreißende: „Tödt' erst sein Weib!" hervor. Noch einmal will Pizarro sie zurückschleudern, da reißt sie das Terzerol aus dem Busen und hält es dem Mörder entgegen. Er weicht zurück — sie bleibt unbeweglich mit blitzenden Augen in ihrer drohenden Stellung. Aber jetzt erschallen die Trompeten, die das Ende ihrer Qual, die Ankunft des Retters verkündigen, und nun wich auch die Spannung, die sie so lange aufrecht hielt. Kaum vermochte sie noch mit vorgestrecktem Terzerol den Verbrecher dem Ausgange zuzutreiben, dann entsank ihr die Waffe — sie war todesmatt von der ungeheuern Anstrengung, ihre Kniee wankten, sie lehnte sich zurück, ihre Hände griffen krampfhaft nach dem Haupte und unwillkürlich entrang sich ihrer Brust jener berühmte, unmusikalische Schrei, den spätere Darsteller des Fidelio auf's Unglücklichste nachgeahmt haben. Bei Wilhelminen war es wirklich ein Aufschrei der von Todesangst befreiten Seele, ein Laut, der Mark und Bein erschütternd in die Herzen der Hörer drang. Erst als Leonore auf Florestans Klage: „Mein Weib, was hast Du um mich geduldet!" mit dem halb weinend, halb jubelnd hervorgestoßenen: „Nichts, nichts, nichts!" in die Arme des Gatten fiel, wich der Zauberbann, der jedes Herz gefangen hielt. Ein Beifallssturm, der nicht enden wollte, brach los — die Künstlerin hatte ihren Fidelio gefunden, und so viel und ernstlich sie später noch daran gearbeitet hat, in den Grundzügen ist er derselbe geblieben.

Auch Beethoven hatte seine Leonore in ihr erkannt. Den Ton ihrer Stimme zu hören, war ihm freilich versagt, aber die Seele ihres Gesanges offenbarte sich ihm in jeder Miene des von Geist durchleuchteten Gesichts, in dem glühenden Leben der ganzen Erscheinung. Nach der Vorstellung ging er zu ihr — seine sonst so finstern Augen lächelten ihr zu, er klopfte sie auf die Wangen, dankte ihr für den Fidelio und versprach eine neue Oper für sie zu componiren — ein Versprechen, das leider nicht erfüllt werden sollte. Wilhelmine kam nie wieder mit dem Meister zusammen, aber unter allen Huldigungen, die der berühmten Frau später zu Theil wurden, blieben die Worte der Anerkennung, die ihr Beethoven gesagt hatte, die liebste Erinnerung.

Vater Arndt.

Es war im Jahre 1848; der Traum und die Sehnsucht des deutschen Volkes nach der heißbegehrten Einheit schien in Erfüllung gehen zu wollen. In der Paulskirche zu Frankfurt am Main, der alten Kaiserstadt, tagte das deutsche Parlament. Unter den dort versammelten Männern erschien eines Tages ein würdiger Greis, den weder die Last der Jahre, noch die erfahrenen Leiden gebrochen hatten; fest und aufrecht stand er da wie eine im Sturm erprobte Eiche, sein Haar war grau geworden, aber sein Herz frisch geblieben, voll grünender Hoffnungen. Bei seinem Anblick ging ein freudiges Gemurmel durch den weiten Kreis, und ein noch junger Mann, der die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande einst mit jahrelanger Verbannung büßen mußte, Jakob Venedey, bestieg die Tribüne und forderte die Versammlung auf, sich zu Ehren des „alten Arndt" zu erheben und so den würdigsten Vorkämpfer der deutschen Einheit zu begrüßen — und Alle erhoben sich wie ein Mann zum Zeichen der Anerkennung.

So ehrte das deutsche Volk den treuen Patrioten!

Am 26. December 1859 feierte der alte Arndt in Bonn seinen neunzigsten Geburtstag, der fast wie ein deutsches Nationalfest begangen wurde. Aus der Nähe und Ferne kamen die Beweise der allgemeinen Liebe und Achtung; kaum vermochte der geschäftige Telegraph alle Wünsche dem berühmten Greise zuzutragen. Lieder, Blumen und Kränze, von zarter Frauenhand gewunden, priesen und schmückten das ehrwürdige Haupt. Es war das schönste Erntefest eines bedeutenden, thatenreichen, segenvollen Lebens.

So liebte das Volk den Dichter und Menschen!

Fünf Wochen später, am 29. Januar 1860, starb der Gefeierte, fast erdrückt von all der Liebe, nachdem es ihm noch vergönnt gewesen, bei seinem Leben die eigene Apotheose, gleichsam einen Vorgeschmack der ihn erwartenden Unsterblichkeit zu genießen, ein Glück, wie es einem Sterblichen, und zumal einem Deutschen, selten oder nie geboten wird. Groß war die Trauer um den Dahingeschiedenen, wie um einen Vater, denn ein Solcher erschien er Allen und „Vater Arndt" war der Name, welchen er mit Ehren trug.

So beklagte und beweinte das Volk seinen Vater! —

Womit aber hat der alte Arndt so große Achtung, Liebe und Theilnahme verdient?

Sein Leben wird die Antwort darauf geben.

Ernst Moritz Arndt wurde im Jahre 1769 auf der Insel Rügen geboren, die damals noch im schwedischen Besitze war. Seine Wiege stand jedoch auf uraltem, germanischem Boden, beschattet von den heiligen Buchenhainen deutscher Götter, umrauscht von den Wogen des Meeres, auf dem die deutsche Flagge einst stolz geweht. Sein Vater, der die Löbnitzer Güter in der Nähe von Stralsund verwaltete, war ein ernster, ehrenhafter Mann von altem Schrot und Korn; er erzog die Kinder streng und duldete keine Verweichlichung weder des Körpers, noch des Geistes. Mitten in der Nacht, im Sturm und Regen mußten die Söhne oft Meilen weit reiten, um eine Bestellung für ihn auszurichten, in der Erntezeit auf dem Felde mit Hand anlegen und im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten. Mild und sanft dagegen war die Mutter, ernst, fromm, sinnig und muthig, durch kein Geschick zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte; das Bild einer echten deutschen Hausfrau mit schönen großen, blauen Augen und prächtig breiter Stirn. Im Kreise der Kinder las sie aus der Bibel, erzählte gern Märchen und sang ihnen Lieder vor, frühzeitig den Keim der Poesie in der empfänglichen Seele des Knaben weckend. Der Eltern Wesen und Natur erbte sich auf den Sohn fort, des Vaters Willenskraft und der Mutter tieferes Gemüth. Von ihr und ihrer Sippschaft stammte seine Liebe für Deutschland, während die väterlichen Verwandten, und besonders der originelle Oheim Hinrich, es mit den Schweden hielten.

Verschiedene Hauslehrer, darunter der wackere, tüchtige Gottfried Dankwardt, leiteten Arndt's Erziehung, so daß er wohl vorbereitet das Gymnasium zu Stralsund besuchen konnte. Hier ergriff ihn plötzlich jener unbestimmte Drang und die Abenteuerlust, wie sie die phantasievolle Jugend zuweilen zu beschleichen pflegt; ohne Ursache und Wissen der Eltern entwich er aus Stralsund, um auf eigene Hand sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Bald jedoch wurde sein Aufenthalt entdeckt und der Flüchtling zurückgebracht; mit eisernem Fleiße setzte er zu Hause seine Studien fort, bis er 1791 die Universität Greifswald bezog, um sich der Theologie und Philosophie zu widmen. Angezogen von dem steigenden Rufe des berühmten Fichte, eilte er später nach Jena, wo er besonders dessen philosophische Vorträge und Anschauungsweise mit Eifer sich zu eigen machte.

Nach beendigten Studien kehrte Arndt wieder in das elterliche Haus zurück. Längere Zeit genoß er hier eine behagliche Muße, indem er den Unterricht seiner jüngeren Geschwister leitete; nebenbei predigte er auch als angehender Candidat der Theologie, nicht ohne Beifall seiner frommen Zuhörer. Indeß kam er bald zu der Erkenntniß, daß ihm zum geistlichen Stande der innere Beruf fehlte, selbst die Aussicht auf eine fette Pfründe mit 2000—3000 Thaler Gehalt lockte ihn nicht. Einstweilen nahm er die Stelle eines Lehrers in der Familie des bekannten Pastors und Dichters Theobul Kosegarten auf Rügen an, die er jedoch schon nach anderthalb Jahren wieder aufgab, um eine größere Reise zu seiner Ausbildung anzutreten.

Mit leichtem Sinn wanderte Arndt über Wien nach Ungarn und Italien, wo indeß der ausgebrochene Krieg ihn nur bis Florenz kommen ließ; von da über Genua, Nizza nach Marseille, durch ganz Frankreich, das er genau kennen lernte, endlich über Brüssel, den Rhein entlang nach der lieben Heimath, die er im Jahre 1799 wohlbehalten erreichte. Auf dieser Reise hatte er die Gelegenheit benutzt, seine Kenntnisse der Welt und Menschen zu bereichern, den Unterschied der Völker kennen zu lernen und besonders den Charakter der Franzosen zu studiren.

Eine alte Liebe, zuweilen „mit dünnen, weißen Aschen bedeckt", die jetzt aber wieder in ihm mit frischer Gluth aufloderte, bestimmte ihn nach seiner Rückkehr, sich um den Posten eines Adjuncten bei der philosophischen Facultät in Greifswald zu bewerben. Er erhielt denselben mit 300 Thalern Gehalt und heirathete seine Geliebte, die Tochter des Professors Quistorp, welche jedoch die Geburt ihres ersten Sohnes mit ihrem Leben bezahlte.

Mit männlicher Fassung ertrug Arndt den schmerzlichen Verlust, indem er in angestrengter Arbeit seinen Trost suchte und fand. Als eine Frucht dieser Studien veröffentlichte er 1803 sein erstes Werk „Germanien und Europa".

Wie so viele bedeutende Männer jener Zeit, hatte sich auch Arndt anfänglich von dem ersten Auftreten Napoleon's blenden lassen, aber auch früher als die meisten seiner Landsleute die Täuschung eingesehen und in dem Despoten und dem französischen Volke „die alten Erzfeinde des deutschen Herzens und des deutschen Landes" erkannt. Gegen die drohende Gefahr erhob er jetzt den Warnungsruf, indem er mit richtigem Instinct seinen Finger in die Wunde des Jahrhunderts legte. Diese fand er in der „übertriebenen Geistigkeit", welche alle Thatkraft und Willensstärke zu lähmen drohte. Er selbst drückte sich darüber folgendermaßen aus: „Man wußte viel und kannte nichts, hatte die lebendigen Bilder in todte Worte, die holden Schattengestalten in nichtssagende Formeln verwandelt; man war arm geworden, indem man prahlte, alle Schätze der alten Welt ausgegraben und abgestäubt, alles Große und Wissenswürdige der neuen zusammengepackt zu haben. Wie aber der Mensch des Jahrhunderts ist, so muß auch der Staat sein."

Denselben Gedanken verfolgte Arndt in einem damals von ihm verfaßten Lustspiele, „der Storch und seine Familie", worin er die transcendentale Philosophie und die zu einem auflösenden Kosmopolitismus hinneigende Pädagogie geißelte.

Zu gleicher Zeit schrieb er eine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", worin er schonungslos die „Gräulichkeit und Ungerechtigkeit" dieser Verhältnisse aufdeckte, die er aus eigener Erfahrung kannte, da sein Vater der Sohn eines Schäfers und Freigelassene eines Grafen war. Der empörte Adel, an dessen Spitze ein Freiherr Schultz von Ascheraden stand, beschwerte sich über den kecken Wahrheitsfreund bei dem Könige von Schweden, aber Arndt verantwortete sich so gut und kräftig, daß der einsichtsvolle Monarch antwortete: „Wenn dem so ist, so hat der Mann Recht." Eine Folge dieser segensreichen Schrift war die später erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft und der Patrimonialgerichtsbarkeit in jenen Gegenden.

Nach dieser That, denn eine solche war dies Buch, nahm Arndt auf einige Zeit Urlaub, um Schweden zu bereisen und genauer kennen zu lernen. Nachdem er daselbst ein Jahr verweilt, kehrte er zurück. Unterdeß hatte sich das traurige Geschick Deutschlands nach und nach erfüllt. Seit dem Frieden von Luneville mit seinen schimpflichen Verhandlungen und Vermäkelungen des Vaterlandes war Arndt's Seele von einem Zorn erfüllt, „der bei dem Anblick der deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward." Die Jahre 1805 und 1806 rissen endlich die beiden letzten Stützen nieder. Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing sein Herz an, „sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem treuen Zorn zu hassen". Auch der schwedische Particularismus war nun auf einmal todt; als Deutschland durch seine Zwietracht Nichts mehr war, umfaßte Arndt's Herz seine „Einheit und Einigkeit".

Von solchem heiligen Zorn erfüllt, schleuderte er seinen „Geist der Zeit" in das Gewissen einer muthlosen, zu den Füßen des Eroberers kriechenden Welt; er achtete des eigenen Lebens nicht, denn er wußte, wessen der fränkische Despot fähig war, um die Stimme der Wahrheit zu ertödten. Wie ein Prophet des alten Bundes saß der damals dreiunddreißigjährige Arndt mit den fürstlichen Sündern zu Gericht, vor Allem mit dem corsischen Tyrannen, Napoleon. Ohne Scheu nannte er ihn „den Emporkömmling, der aus den Trümmern der Republik ein Kunstwerk des Despotismus ohne Gleichen sich erbaut habe und fürchterlich geworden sei durch die Kraft der großen Monarchie und den Kriegsgeist des Volkes, den einzigen, den die Republik geschaffen und die Regierung mit Sorgfalt erhalten habe, während sie alle andern guten Geister verbannte."

Er warf ihm vor, daß er Alles, was des Guten hier und da unter den Gräueln der Revolution entstanden, mit dem Schlechten zugleich vernichtet, alle geistige und leibliche Freiheit getödtet habe; er wolle nur über Knechte, nicht über freie Bürger herrschen. Von den Schöpfungen der Revolution habe er beibehalten, was den Druck und die Bewegung der Regierung schneller und verderblicher mache, aber Alles in den Staub getreten, was durch Gesetze in dem Ganzen, was durch Freiheit in dem Einzelnen Hinderniß sein würde.

Den mit Frankreich verbündeten Fürsten Deutschlands aber rief er zu: „Ihr stehet wie die Krämer, nicht wie die Fürsten, wie die Juden mit ihrem Seckel, nicht wie die Richter mit der Wage, noch wie die Feldherrn mit dem Schwerte, und habt ihr ungerecht gekauft und gewonnen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr es träumt. Als Sclaven und Knechte seid ihr neben dem fremden Fürsten gestanden, als Sclaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet. Aber der Tag der Rache wird kommen schnell und unvermeidlich, und ohne Thränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen."

Zuletzt schließt Arndt mit dem Preise der Wahrheit, die er mit Gefahr des eigenen Lebens verkündigte: „Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und Kolosseen zerbröckeln. Erdbeben und Vulcane, Feuer und Schwert thun ihr Amt, das Größte verschwindet; nur Eine Unsterbliche lebt ewig — die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit sind das reine Element des Lebens des göttlichen Menschen, durch sie ist er, ohne sie nichts."

Wie ein Blitz, der die dunkle Nacht erhellt und das finstere Gewölk zerreißt, kam Arndt's Buch, dessen Wirkung auf die Zeitgenossen sich nicht mehr denken, geschweige beschreiben läßt. Es wurde von ganz Europa gelesen, bewundert, hier mit Begeisterung, dort mit Entsetzen aufgenommen, in alle Sprachen übersetzt und verbreitet. Es war wie ein großes, gewaltiges Ereigniß, das die schlummernde Welt aus ihrer feigen Ruhe aufrüttelte. Ein deutscher Gelehrter, kaum bekannt, hatte es gewagt, dem Könige der Könige, dem Herrn Europa's den Krieg zu erklären, ihm die Maske von dem Tyrannenantlitz zu reißen, seine innersten Schwächen aufzudecken.

Napoleon konnte einen solchen Feind nicht besiegen, weil der Geist und die Wahrheit jeder Waffe trotzen; er konnte Arndt nur — ächten.

Vor der brutalen Gewalt flüchtete der Patriot nach Stockholm, wo ihm Gustav IV. Schutz gewährte und eine Anstellung bei der Staats-Canzlei gab. Nichts desto weniger forderte Arndt einen schwedischen Officier, der in seiner Gegenwart das deutsche Volk beleidigt hatte, und schoß sich mit ihm. Er wurde verwundet und mußte sechs Wochen zu Bette liegen.

Durch die Revolution im Jahre 1809 wurde der König von Schweden gestürzt und der französische Marschall Bernadotte zum künftigen Tronerben ernannt. In Folge dieser Staatsumwälzung mußte sich auch Arndt von Neuem zur Flucht entschließen und Stockholm verlassen. Er wandte sich wieder nach Deutschland, in die alte Heimath, wo er einige Zeit „erkannt, aber unverrathen" bei den Seinigen verborgen lebte. Doch auch hier war seines Bleibens nicht, er sah sich genöthigt, unte der Maske eines „Sprachlehrers Allmann" nach Berlin zu gehen, wo er in der großen Stadt am leichtesten unbekannt bleiben zu können glaubte. Hier fand er in dem Hause des patriotisch gesinnten Buchhändlers Reimer gastliche Aufnahme und einen Kreis herrlicher Männer, zu denen vor Allen sein zukünftiger Schwager, der berühmte Schleiermacher, dann sein großer Lehrer Fichte ꝛc. gehörten. Die gleichgesinnten Vaterlandsfreunde stärkten und kräftigten sich im gegenseitigen Gespräch voll flammender Begeisterung, wofür die Lieder und Gedichte Arndt's aus jener Periode das schönste Zeugniß ablegen.

Ostern 1810 verließ Arndt Berlin, um in Greifswald seine Angelegenheiten zu ordnen und seine förmliche Entlassung aus dem schwedischen Staatsdienst zu nehmen. Dies that er um so lieber, da die Verhältnisse an der Universität, selbst wenn ihm auch keine andere Gefahr gedroht hätte, ihm durch die franzosenfreundliche Gesinnung seiner früheren Collegen und Freunde, besonders seines Schwiegervaters Quistorp und des bekannten Kosegarten, der indeß Professor der Theologie geworden war, immer mehr verleidet wurden. Einstweilen lebte er auf dem Gute seines Bruders, stets zur Flucht gerüstet und zu diesem Zwecke mit einem russischen Paß versehen. Nur zu bald mußte er seine „abenteuerliche Hedschra",



Vater Arndt im neunzigsten Jahr.
Nach einer Photographie.

wie er selbst seine Irrfahrten nannte, wieder antreten. Die Nähe der einrückenden Franzosen trieb ihn im Winter 1812 aus den Armen seiner Familie, von der er sich mit blutendem Herzen losriß. In der Morgendämmerung schlich er sich aus dem Hinterpförtchen durch die Küche in's Freie, wo er über den unter seinen geschwinden Schritten knirschenden Schnee hineilte, begleitet von der Schwester und dem kleinen Sohn, die er gewaltsam unter Küssen und festklammernden Umarmungen abschütteln mußte. Er hörte noch das Knäblein, als wenn es den Vater einholen wollte, ihm nachlaufen und laut schluchzen. Da ward seine Seele zornig und „stuchig", aber die aufgehende Sonne, die den hellsten Wintertag verkündigte, goß ihren strahlenden Trost und Ruhe in die Seele des schwer geprüften Mannes, der zum Gebet die Hände faltete und das „glückweissagende Zeichen" des leuchtenden Tagesgestirns freudiger begrüßte.

Es war damals die Zeit der tiefsten Erniedrigung und höchsten Noth; darum aber auch Gott Arndt und allen Deutschen am nächsten. Napoleon hatte an Rußland den Krieg erklärt und führte, wie einst der persische Xerxes, seine Heerschaaren, bestehend aus unterjochten Völkern, nach dem Norden. Auch Preußen war gezwungen, einen Theil seiner Truppen unter der Anführung des eisernen York gegen Rußland marschiren zu lassen. Die besten Patrioten verließen meist freiwillig, oft auch gezwungen, Berlin, um in dem weniger beobachteten und der österreichischen Grenze nahe liegenden Schlesien eine Zuflucht zu suchen. Dorthin eilte auch Arndt, mit den alten Berliner Freunden, dem edlen Chazot, dem klugen Gneisenau, dem feurigen Gruner in Breslau zusammentreffend. Auch der alte Blücher weilte daselbst mit dem Gesichte, das zwei „verschiedene Welten" zeigte, auf Stirn, Nase und in den „schwarz dunkeln" Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Spiel. Hier sah auch Arndt den großen Scharnhorst wieder, der zu den Wenigen gehörte, die glaubten, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll.

All diese ausgezeichneten Männer freuten sich mit Arndt und sprachen ihm gegenüber ihre Hoffnungen und Befürchtungen für die nächste Zukunft aus, insgesammt wie er von dem Gedanken beseelt, lieber mit Ehren unterzugehen als mit Schmach zu leben.

Ueber das Riesengebirge wanderte Arndt zunächst nach Böhmen, wo er in Prag durch eine Einladung des Freiherrn von Stein überrascht wurde, der ihn aufforderte, sich zu ihm nach Petersburg zu begeben, um geistig an dem großen Entscheidungskampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen. Zunächst galt es, Deutschland selbst durch Wort und Schrift aufzustacheln und in Flammen zu setzen; dann die deutsche Legion zu bilden, in deren Reihen Männer wie Clausewitz, Boyen, Lützow und Döberg eintraten.

Unter Steins Leitung arbeitete Arndt mit frischem Eifer; die verwandten Naturen verständigten sich leicht; Beide waren aus demselben Kern geschnitzt, von derselben Liebe zu dem gemeinschaftlichen Vaterlande, von demselben Hasse gegen die Unterdrücker erfüllt. Hier schrieb Arndt „die Glocke der Stunde in drei Zügen" und den „Soldaten-Katechismus für die deutsche Legion", der, in tausend Abdrücken verbreitet, manches wackere Kriegsherz stärkte und erfreute. Dazwischen fehlte es nicht an gesellschaftlichen Zerstreuungen, an dem jubelnden Zusammenklang der Becher und Herzen, zumal wenn eine Siegesbotschaft die oft ersterbende Hoffnung wieder anfeuerte. Da jubelten die Männer, und schöne Frauen küßten wohl auch in der Freude ihrer Seele den wackern Deutschen, der so redlich mithalf.

Der Brand Moskau's, von Rostopschin angezündet, war das Morgenroth der Befreiung, Napoleon trat gezwungen seinen Rückzug an, verfolgt von dem russischen Heere unter Kutusow, das sich der deutschen Grenze zögernd näherte. Jetzt galt es, Preußen und ganz Deutschland mitzureißen und das große Werk zu vollenden. Am 5. Januar 1813 verließ Arndt mit dem Freiherrn von Stein Petersburg, wegen der grimmigen Kälte tief in ihre Pelze gehüllt, aber innerlich vor Freude glühend; sie kehrten ja in das Vaterland zurück, um auch ihm mit Gottes Hülfe die Freiheit zu bringen. Der Schlitten, der sie trug, jagte durch die vom Kriege zerstörten Dörfer und Städte, vorüber an den zerrissenen und vom Frost erstarrten Leichenhaufen der Franzosen, welche zu Tausenden am Wege lagen. Kaum gönnten sie sich soviel Zeit, um dem am Typhus sterbenden Freunde Chazot die fieberheiße Hand zu drücken und eine Thräne ihm nachzuweinen. Aber aus dem Tode und der Zerstörung, vor der ihr fühlendes Herz schauderte, blühte ja ein neues Leben. (Schluß folgt.)

Der verschmähte Kuß.

Skizze aus dem Leben des Fürsten Blücher.

Im Winter des Jahres 1786 fand in dem Hause eines reichen Privatmannes in Berlin ein glänzender Ball statt. Wie es hieß, wurde er zu Ehren einer jungen Frau gegeben, welche die Flitterwochen ihrer Ehe in Preußens Residenz verlebte und sich vermöge ihrer Schönheit alle Herzen huldigend zu Füßen zog und selbst den Kältesten und Starrsten bezauberte und entzückte.

Frau von R . . . . . g, diese gefeierte Dame, war die Tochter eines der reichsten und angesehensten Excellenz Westphalens und seit Kurzem die Frau eines Gutsbesitzers jener Provinz, der ihr an Geburt und Vermögen gleich stand. Sie war glänzend erzogen, hatte stets in der besten und vornehmsten Gesellschaft gelebt, besaß eine blendende, fesselnde Erscheinung und gehörte zu den verwöhntesten Lieblingen des Glücks. Bot ihr Berlin auch vieles Neue, manches Seltene, so doch keine ungewohnte Huldigung! — Alles in jenes Fach Schlagende war der „reichen Erbin", dem „schönen Mädchen" von frühester Jugend auf als ein ihr gebührender Tribut dargebracht worden, und stets umgeben gewesen von Verehrern, von Bewunderern, kannte sie nur die Rolle — Königin des Festes zu sein, das sie mit ihrer Gegenwart beglückte. Lange war für sie schon die Zeit vorüber, wo das duftende Aroma der Schmeichelei den Sinn berauscht. Sie hätte nur durch eine fehlende Huldigung überrascht werden können; eine ihr zu Theil werdende Anerkennung vermochte es nicht mehr, sie in Erstaunen zu versetzen. So blickte sie denn mit zwanzig Jahren ruhig in die Welt, gleichgültig auf den dichtesten Kreis der Verehrer. Ihr strahlendes Auge verlor nie den kalten Schein, der selbst den Kecksten und Zudringlichsten in ehrerbietiger Entfernung hielt. Das Feuer dieser mandelförmig geschnittenen, durch lange dunkle Wimpern umschleierten Augen mahnte unwillkürlich an den funkelnden Glanz jener kostbaren Brillanten, die mit diademartigem Schmucke ihr glänzend schwarzes Haar zierten, ihren im zartesten Weiß schimmernden Hals und ihre vollen Arme umschlossen und gleich blendenden Thautropfen auf den Kelchen der Blumen zitterten, mit denen ihr schneeweißes, rauschendes Atlasgewand bedeckt war. Zu dem kalten Strahle dieses Auges paßte vortrefflich die stolze Haltung ihrer großen, schlanken Gestalt. Beides gab ihr einen Ausdruck von Hoheit und Würde, Beides verlieh ihr einen Anflug königlicher Majestät, und mit diesem stand wiederum ihr Wesen, das sehr an „Wir von Gottes Gnaden" mahnte, im vollendetsten Einklange. Frau von R . . . . . g war von der Natur zur Königin geschaffen, und dem Geschicke, das sie nicht auf den ihr anscheinend bestimmten Platz gestellt, kam die gefällige, bewundernde Menschheit zu Hülfe, indem sie der schönen, stolzen Dame wenigstens stets auf Stunden bereitwillig ein Reich zur ausschließlichen Herrschaft eröffnete.

Auch an diesem Abende war Frau von R . . . . . g die regierende Königin. Auf ihren Wunsch tanzte man, und war sie ermüdet, schwieg die Musik. Gegen Mitte des Balles hatte sich die schöne, launenhafte Göttin des Festes für eine Stunde den Tanz verbeten. Sie wollte sich unterhalten und wollte ihr klangvolles Organ nicht durch das Getöse der Musik übertönt haben. Etwas ermüdet vom vielen Tanzen, ein wenig abgespannt durch all die Worte, die sie schon tausendfach in ihrem Leben vernommen und welche ihr täglich von ihrer Umgebung variirt wurden, lehnte sie auf purpurrother Ottomane, senkte das leuchtende Auge und zerpflückte mechanisch die vollen Rosen eines prachtvollen Bouquets, das ihr der galante Wirth kurz zuvor dargereicht hatte.

Die Ottomane stand in einer Ecke des Saales, wo zwischen Palmen aus marmornem Bassin duftende Essenzen aufstiegen und mit leisem Plätschern in die Fluth von Aroma zurückfielen. Eine der mächtigsten Palmen, eine herrliche Bambusa arundina, überschattete laubenartig die Ottomane und den Platz, wo die schöne Frau saß. In leuchtender Schönheit trat ihre lichte, glänzende Erscheinung aus dem leichten Halbdunkel hervor, das diese Stelle des Saales umhüllte. Bewundernd hing gar mancher Blick an diesem seltenen Bilde, und seine außergewöhnliche Schönheit fesselte auch plötzlich mit magnetischer Gewalt ein Auge, das mehrere Secunden prüfend über die versammelte Gesellschaft fortgeglitten und an keiner der anwesenden Erscheinungen haften geblieben war.

Die magnetische Gewalt schien rückwirkend zu sein. Der gesenkte Blick Frau von R . . . . . g's hob sich unter dem fest und forschend auf ihr ruhenden Auge und begegnete einer Gestalt, die sie schon einmal gesehen, die ihr schon einmal imponirt hatte und auch jetzt nicht verfehlte, einen vortheilhaften Eindruck auf sie zu machen. Es war die hohe muskulöse Figur eines Mannes von ungefähr vierzig Jahren, der in seinem Anstande etwas Kühnes, Freies und Majestätisches besaß. Diesen Ausdruck verrieth auch jeder Zug des bedeutenden Gesichts. Es war ein so charaktervolles, so schönes Antlitz, wie Frau von R . . . . . g sich nicht erinnerte, je gesehen zu haben. Indem sie all die Vorzüge jenes in der Thüre des Nebenzimmers lehnenden Herrn anerkannte und mit dem flüchtigsten Blick überschaute, daß sich ihr eine außergewöhnliche Erscheinung zeigte, durchkreuzte der Gedanke ihren Sinn, daß diese ihr Achtung und Interesse einflößende Persönlichkeit versäumt hatte, sich ihr vorzustellen, und bis jetzt noch nicht durch das kleinste Zeichen verrathen, daß sie die Macht ihrer Reize anerkenne.

Diese plötzliche Ueberzeugung bestürmte die verwöhnte Dame so überwältigend, daß ihr Mißmuth über die bisherige Vernachlässigung sie nicht bemerken ließ, daß derjenige, der bisher ungerührt durch ihre Schönheit geblieben, sie jetzt anerkannte und bereit schien, seinen Fehler auf glänzende Weise wieder gut zu machen.

Bei der unangenehmen Erkenntniß, daß die unstreitig bedeutendste Persönlichkeit der Gesellschaft keine Notiz von ihrem Dasein genommen, legte sich ein tiefes brennendes Roth über das Antlitz der jungen Freifrau. Ihr funkelndes Auge senkte sich von Neuem und die feinen Lippen zuckten unmuthig, als sie mit einer Geberde heftiger Erregung den letzten Rest ihres schönen Rosenbouquets zerstörte.

Das scharfe Auge des Beobachters gewahrte nicht allein das Erröthen, das stolze Zurückwerfen jenes herrlichen Kopfes, das an Mitleid und Verachtung streifende Lächeln und die Geberde des Unmuths — er errieth den Grund all dieser unwillkürlichen Bewegungen. — Ein Lächeln ganz verschiedener Art umspielte die Lippen seines feingeschnittenen Mundes — es war das des genauen Kenners weiblicher Schwäche! — Flüchtig strich er mit seiner wohlgeformten Hand den etwas lang herabhängenden Schnurrbart, warf

dann mit rascher Gebehrde die Portière zurück, welche den Eingang zum Nebenzimmer halb verhüllte, überschritt die Schwelle und näherte sich mit edlem Anstande der Ottomane, wo die von ihm bisher vernachlässigte Dame saß.

Gleich dem leichten Schatten der Palmblätter, welche dunkle Reflexe auf die lichte, glanzumflossene Erscheinung der schönen Königin des Festes warfen, zitterten Gedanken durch die Seele der jungen Frau, die mit düsterem Schein die freudigen, siegsbewußten Gefühle ihres Innern umwoben.

„Wer mag er sein?" Das hatte sie sich schon das erste Mal gefragt, als ihr Blick jenes kühne, freie und offene Antlitz, jene hohe, imponirende Gestalt bemerkt.

„Wer mag er sein?" Diese Frage, die sie zu stolz war an Jemand zu richten, und welche sie sich nur heimlich vorzulegen wagte, sie durchkreuzte auch jetzt ihren Sinn, nachdem sie die ihr so widerwärtige und überraschende Erkenntniß gewonnen hatte, daß er der Einzige von Allen in der Gesellschaft war, der ihr nicht gehuldigt. —

„Rittmeister von Blücher!" ertönte es plötzlich neben ihr.

Frau von R . . . . . g blickte empor. Derjenige, der sich in den Augen der gefeierten Schönheit des strafbarsten Vergehens schuldig gemacht, verbeugte sich mit einem Ausdruck so gewinnender Anmuth vor der Tiefbeleidigten, daß ihr Zorn wie mit Zauberschlag aus ihrer erregten Seele wich. Ein Lächeln, lieblich und reizend, wie es sich selten in dem etwas kalten Antlitz zeigte, erhellte die umdüsterten Züge, und tiefer, als Frau von R . . . . . g es je zu thun pflegte, neigte sie ihr stolzes Haupt vor dem Fremden.

Der Vorstellung folgte Unterhaltung, und sie wurde von beiden Seiten mit gleicher Gewandtheit, mit gleicher Lebendigkeit geführt. Das Auge der schönen Frau leuchtete dabei heller, als es gewöhnlich der Fall war, und das ernste Antlitz des Rittmeister von Blücher zeigte häufiger ein Lächeln, als man es sonst bei ihm zu sehen pflegte. Erst die von Neuem beginnende Musik unterbrach die fließende Unterhaltung der eifrig miteinander Redenden. Eine Wolke überflog die klare Stirn Frau von R . . . . . g's, als der Tänzer erschien, dem sie das Menuett zugesagt; und nicht die kleinste Bewegung machend, um der Aufforderung zu folgen, sprach sie nachlässig: „Ich bin noch sehr müde, Herr von D**!"

„Gnädigste Baronin, Sie versprachen mir seit drei Wochen dieses Menuett!" rief der junge Mann mit allen Anzeichen bitterer Enttäuschung, und sich zu seinem Landsmann, dem Rittmeister, wendend, setzte er bittend hinzu: „O Herr von Blücher, helfen Sie mir, Frau von R . . . . . g zu dem Tanz zu überreden!"

„Sein Wort muß man halten, jedes Versprechen ist heilig!" entgegnete der zur Hülfe Aufgerufene mit freundlichem Lächeln und verbindlichem Tone; dennoch fiel aus seinem sanftblickenden Auge ein Strahl so mahnenden Ernstes auf die launische Schöne, und seine leichthin gesprochenen Worte hatten einen Anflug so tiefer Bedeutung, daß Frau von R . . . . . g sich schnell erhob.

Dankbar lächelte der Herr, etwas piquirt die Dame den Rittmeister an, indem sie in die Reihen der zum Tanze Antretenden eilten. Mit befriedigtem Ausdruck schaute Der, der die Sache so schnell geordnet, dem jungen Paare nach. Eine Weile sah Herr von Blücher dem graziösen Tanze der schönen Frau zu; dann verschwand er hinter der Portière, die schützend den Eingang zum Spielzimmer verhüllte.

Frau von R . . . . . g söhnte sich mit ihrem Tänzer, der eine so anregende und fesselnde Unterhaltung gestört hatte, aus, als sie bemerkte, wie genau derselbe den Herrn von Blücher kannte, wie warm er ihm anhing und wie bereit er war, ihr die gewünschte Auskunft über ihn zu geben.

Sie hatte bisher noch nichts von ihm gehört. Der Name Blücher besaß zu jener Zeit noch nicht die Berühmtheit, welche der Träger desselben ihm später verliehen. Daß er aber eine bedeutende, hervorragende Erscheinung war, sah und fühlte Frau von R . . . . . g, wenn sie auch nicht dachte, daß ihm eine so glänzende Zukunft bevorstehe, wie seine Thatkraft, sein Muth und seine Kühnheit sie sich geschaffen. Sie streifte nicht gerade oberflächlich über Das, was sie sah, fort, sie blickte aber auch nicht tiefer; da sie sich nun in der Mittelstraße hielt, riefen die Notizen, die sie durch ihren Tänzer, einen pommerschen Landedelmann, erhielt, keinen vorahnenden Gedanken in ihr wach und veranlaßten sie nicht zu dem festen Glauben, daß all die kleinen Züge, welche sie aus Blücher's Leben vernahm, sicherste Gewähr für die Annahme leisten konnten, daß sie bereits die feste Grundlage zu dem Gebäude bildeten, dessen kühner, stolzer Säulenbau bestimmt war, einst von der gesammten Menschheit bewundernd angestaunt zu werden.

Alles, was Frau von R . . . . . g von Herrn von Blüchers bereits bewiesener Energie, Tapferkeit und Kühnheit hörte, fand sie begreiflich, denn es stimmte mit dem Eindruck überein, den sie durch seine Persönlichkeit empfangen. Unendlich belustigte sie die Art und Weise, wie er bei dem großen Könige, dessen Tod das Land zu der Zeit betrauerte, um seinen Abschied eingekommen war, und lachend wiederholte sie des kühnen Rittmeisters Worte: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied!" Sie war überzeugt, sie würde diesen originellen Brief Blüchers nie vergessen.

Die Antwort Friedrich des Großen erzählte der für seinen Landsmann eingenommene Tänzer der jungen Freifrau nicht. Vielleicht wollte er zu Jemand, der ihm ein „Engel" zu sein schien schien, nicht des „Teufels" erwähnen. — Frau von R . . . . . g erfuhr die Entgegnung des beleidigten Monarchen aber noch an demselben Abend von anderer Seite, und die Dame, die ihr erzählte, daß Se. Majestät dem offenherzigen Briefschreiber geantwortet: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheeren!" sie fügte auch boshaft hinzu: „Alle Versuche, die nun Herr von Blücher seit Jahren gemacht hat, um seinen Wiedereintritt in die preußische Armee zu bewerkstelligen, sind vergeblich geblieben, und wahrscheinlich wird auch seine jetzige Bemühung ohne den von ihm so heiß ersehnten Erfolg bleiben."

„So ist er wohl augenblicklich nur aus dem Grunde in der Residenz, um seine Wiederanstellung zu betreiben?"

„Der und noch ein anderer ebenso wichtiger führt ihn stets nach Berlin, meine liebe Frau von R . . . . . g, und täuscht mich nicht Alles, werden Sie diesen Grund bald aus eigener Erfahrung schmerzlich kennen lernen."

Ein kalter, stolzer Blick aus dem Auge der Freifrau hemmte den Redefluß der erregten Dame, die jedes Wort mit dem Accent der Bosheit weihte. Einen Moment stutzte Jene vor dem flammenden Auge, dann rief sie mit kurzem Lachen: „Eh bien, wir werden sehen! — Herr von Blücher hat jetzt Ihre Bekanntschaft gemacht, und nun wird er die Ihres Herren Gemahls und dessen voller Börse suchen. Er ist ein rasender Spieler. Ich will Ihnen gratuliren, wenn Sie bei Ihrer Abreise noch im vollständigen Besitz aller Ihrer schönen Diamanten sind."

Das war der Dame aus der Crème des westphälischen Adels doch zu viel — zu stark! — Ihre Brillanten, die seit Jahrhunderten den Sieg über jeden alten kostbaren Familienschmuck davon getragen, sollten von ihrem Manne verspielt werden können! — Eine solche Aeußerung konnte nur mit Verachtung behandelt werden. Sie wurde es. Ein leichtes Zucken der schönen Schultern, eine flüchtige Neigung der schlanken Gestalt, war Alles, was die im Innern tief empörte Freifrau der boshaften Prophetin zu Theil werden ließ.

Frau von R . . . . . g's Auge durchflog den Saal. Nirgends entdeckte sie jene sich vor Allen auszeichnende Persönlichkeit; aber plötzlich gewahrte sie Herrn von D**. Auf ihren Wink eilte er herbei.

„Sehen Sie meinen Mann nicht?" fragte sie eifrig, um die Unterhaltung einzuleiten und auf Umwegen an ihr Ziel zu gelangen.

Nach kurzer Pause rief Herr von D**: „Dort unter den Palmen, Frau Baronin, wo Sie vorhin saßen."

„Ach ja — ich sehe! — Ist der Herr, mit dem er redet, Ihr Bekannter, — wie heißt er doch? Wir sprachen vorhin von ihm."

„Rittmeister von Blücher?"

„Ja, ja. Den meine ich!"

„Nein, Der ist es nicht!"

„Er ist wohl schon fortgegangen? Ein Ehemann, ein Vater von mehreren Kindern pflegt kein bedeutendes Interesse mehr für dergleichen Vergnügungen zu haben."

„Sie haben Recht, Gnädigste; aber so viel ich eben sah, wird Herr von Blücher noch durch das Spiel hier gefesselt. Er ist dort im Nebenzimmer."

„Ah — so! Also der Rittmeister ist Spieler? Man sagte mir folglich keine Verleumdung."

„Wenn auch kein Spieler, Frau Baronin, so mindestens der Leidenschaft etwas ergeben. Das kann ich nicht leugnen! — Sie

werden stets finden, daß, wo viel Licht ist, auch Schatten zu sein pflegt. Hat aber die Dame, mit der ich Sie eben reden sah, Ihnen die Notiz über den Rittmeister gegeben, so bedenken Sie, daß diese eine gegen ihn erbitterte Persönlichkeit ist, weil sie oft beim Whist zehn Groschen an ihn verloren und dieser Verlust sich vorgestern bis zum halben Thaler gesteigert hat."

Frau von R . . . . . g lachte. Das Lachen war aber gezwungen, denn sie dachte an etwas Anderes, das sie lebhaft beschäftigte. Von einer glücklichen Idee plötzlich durchleuchtet, fragte sie eifrig: „Spielt der Rittmeister heute auch mit Damen?"

„Nein! Die Herren machen jetzt dort ein kleines Hazardspiel."

„O wie gern sähe ich dem einmal zu!"

„Darf ich Sie hineinbegleiten?"

„Darf ich denn dort eintreten?"

„Warum nicht?"

Die junge Frau zögerte.

„Wir suchen Ihren Herrn Gemahl, Gnädigste! Er ist jetzt so hinter den Palmen versteckt, daß — —"

„Gut, gut! Wir suchen ihn. — Schnell fort, ehe er wieder hervortaucht!"

Das Paar verschwand hinter der herabgelassenen Portière. Das Nebenzimmer zeigte sich der Baronin als ein großes, weites Gemach. Nur einzelne der verschiedenen darin befindlichen Spieltische waren um die späte Stunde noch besetzt; aber dicht geschaart standen um einen länglichen Tisch in der äußersten Ecke des Zimmers ältere und jüngere Herren. Dort wurde Pharo gespielt, und Rittmeister von Blücher war der Bankhalter.

Die ihn bewundernde Frau sah fast eine halbe Stunde dem wechselnden Spiele des Glücks zu, ohne daß Jemand ihre Anwesenheit bemerkte. Sie erblickte mehrere Haufen Gold und Silber vor dem Rittmeister, sah die bereits angesammelten Schätze bald sich mehren, bald schwinden und fand, daß keiner dieser Wechsel eine Veränderung in dem Antlitz des Herrn von Blücher hervorrief, sondern daß dasselbe eine unerschütterliche Ruhe, einen unbezwinglichen Gleichmuth ausdrückte. Im scharfen Gegensatze zu diesem unbeweglichen Antlitze standen viele erregte Blicke, viele bleiche, farblose und dunkelgeröthete Gesichter der andern Spieler.

Frau von R . . . . . g sah dieser gewaltigen Leidenschaft zum ersten Male im Leben in's Auge, und die Wirkung blieb nicht aus.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Geistesgegenwart. Der Feldprediger Matthisson, Vater des bekannten Dichters, besaß nicht allein in hohem Grade das Talent, in Versen zu improvisiren, sondern seine Zeitgenossen rühmen ihm auch eine seltene Geistesgegenwart nach, die ihn selbst in den Augenblicken der größten Gefahr nie verlassen. Daß es ihm aber neben allen seinen Talenten, seiner großen Begabung und vielen vortrefflichen Eigenschaften des Herzens und Charakters an persönlichem Muth fehlte, wußte Jeder, der ihn kannte, genau. Nicht selten gab dieser Mangel seinen Freunden zur Neckerei Anlaß, und wie er solche Scherze aufzunehmen pflegte, mag ein Beispiel beweisen.

Als im siebenjährigen Kriege, beim Ueberfall bei Hochkirch, einige Regimenter sich schnell zusammengezogen hatten, um dem feindlichen Angriff Widerstand zu leisten, stürzte sich der Feldprediger Matthisson seinem Burschen entgegen, der sein Pferd hielt. Er bestieg dasselbe mit so rasender Schnelligkeit, daß alle die, welche seine Eile bemerkten und deren Grund kannten, trotz des großen Ernstes der nahenden Stunde der Gefahr, ein Lächeln nicht unterdrücken konnten. Einer der Regiments-Commandeure, Oberst von Pinet, Vorgesetzter des Feldpredigers und zugleich dessen Freund, war einer von denen, die Matthissons Angst bemerkten und sahen, wie eifrig der Mann des Friedens bemüht war, seine Person pflichtgemäß hinter die Fronte des vorrückenden Regiments in Sicherheit zu bringen. Er gab seinem Pferde die Sporen; es flog dem des Feldpredigers nach, und als er ihm auf ungefähr zwanzig Schritt nahe war, rief er ihm mit Donnerstimme zu: „Herr Feldprediger, wohin?"

Matthisson hielt bei dem Zuruf des Commandeurs sein Pferd an. Ein Blick auf seines Freundes schelmisch-blitzendes Auge ließen ihn entdecken, daß er trotz des donnernden Zurufs nichts zu befürchten habe, aber — dennoch auf seiner Hut sein müsse, und — er war es! — Als Oberst von Pinet daher langsam und ernst hinzusetzte: „Bleiben Sie ruhig, Herr Matthisson, bleiben Sie hübsch bei uns!" erwiderte der Prediger kaltblütig mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart:

„Der Ruf ergeht an Euch, Ihr Streiter,
Doch nicht an mich, der ich nur Hirte bin.
Ruh' hab' ich nicht! — Ich reite weiter
Bis dort, — zu jenen Bergen hin!
Da bet' ich, wie Moses that,
Bis sich der Streit geendet hat."

Militairisch grüßend faßte der gewandte Geistliche bei den letzten Worten an seine Mütze; auf ein leichtes Zeichen, das er seinem Pferde gab, trug es ihn schnell weiter. Lächelnd blickte Oberst von Pinet seinem hinter der Fronte des Regimentes verschwindenden Freunde nach. Ein leises: „Gott mit Dir!" glitt über seine Lippen; dann ritt er an seinen Posten, an die Spitze des Regiments, und obgleich er es mit dem lauten Ausrufe: „Gott mit uns!" den feindlichen Colonnen entgegenführte, führte er doch Hunderte seiner treuen Schaar dem Tode entgegen. Daß nicht sein ganzes Regiment aufgerieben wurde, soll seiner Geistesgegenwart im Augenblick der höchsten Gefahr zu danken gewesen sein, und Worte des Lobes und der warmen Anerkennung wurden ihm von Friedrich dem Großen am Abend jenes für die Preußen unglücklichen Tages zu Theil, wo sich die Truppen nach dem nur eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt liegenden Spitberge bei Hochkirch zurückgezogen und in haltbarer Stellung festgesetzt hatten.

Als Friedrich der Große die Commandeure der Regimenter nach flüchtiger Ansprache verabschiedete, trat Matthisson zu seinem Freunde, dessen Antlitz von Stolz und Freude strahlte. Einen Moment überwältigte ihn die Rührung, ihn an dem Tage, der so Vielen das Leben gekostet, gesund und wohlbehalten wiederzusehen, dann erinnerte er sich der Scene des Morgens und heiter rief er dem Obersten zu:

„Am Tag sich tapfer mit dem Feinde schlagen
Und Abends still ein Glück in Demuth tragen! —
Des Nachts! — Nun, Nachts, mein Freund, da magst Du ruhig sagen,
Daß ich mit Freuden nie mein Leben werde wagen.
Es ist ein hohes Gut! Man muß es ehren — schätzen —
Ja seinetwegen selbst dem Spott sich mal aussetzen!
Verliert die Geistesgegenwart bei diesem Spott man nicht,
Verletzt er nie so scharf, da Geist die Spitz' ihm bricht."

L. C.

Kleiner Briefkasten.

L. Kl. in Ostb. Wir würden Ihrem Wunsche gern nachkommen, der Betreffende wünscht aber erst nach seinem Tode in der Gartenlaube portraitirt zu werden. Bei seiner pyramidalen Gesundheit wird das freilich noch Jahrzehnte dauern.

C. F. R. in Hamburg. Sie wünschen Aufklärung der widersprechenden Angaben hinsichtlich der Größe der vorweltlichen Thiere in Giebel's Aufsatz über die fliegenden Drachen der Vorwelt und Zimmermanns Wunder der Urwelt. Lesen Sie gefälligst Burmeisters Kritik dieses wahrhaftigen Wunderwerkes in der Gartenlaube Jahrgang 1856, S. 310 und Giebels Beleuchtung desselben in der Zeitschrift f. gesammte Naturwissensch. 1859 Bd. IV S. 221, und Sie werden nie wieder einem Fachgelehrten mit Zimmermannschen Wundern opponiren. Wollen Sie sich über die Größenverhältnisse der vorweltlichen Thiere genauer unterrichten, so finden Sie befriedigende und sichere Auskunft in der ganz populär gehaltenen Abhandlung „die Riesenthiere der Vorwelt" in Giebels Buche: Tagesfragen aus der Naturgeschichte (Berlin 1859, 3. Aufl.), dessen Lectüre Ihnen noch über viele andere allgemein verbreitete Irrthümer Aufschluß geben wird.

M. L. Unsere Mittheilung in Nr. 6 beruht, wie Sie ganz richtig vermuthen, auf einem Irrthum. Das Geschlecht des preußischen Stammes der Freiherren von Trenck ist noch nicht ausgestorben. In der Lausitz, in Neukirch am Hochwald, lebt noch heute ein Enkel jenes in Paris guillotinirten Freiherrn als hochverdienter Pastor des Ortes.

K. in L. Danke für die Nachricht. Wir werden den Nachdruck der „Erinnerungen der Frau Schröder-Devrient", wo wir ihn auch finden, ohne Nachsicht mit allen gesetzlichen Mitteln auf das Schärfste verfolgen und bitten bei dieser Gelegenheit alle unsere Leser, uns Mittheilungen über etwaige Räubereien zu machen.

B. in B. Allerdings werden die gesammelten Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy erscheinen und zwar bei Hermann Mendelssohn in Leipzig. Die beiden Herausgeber, Professor Droysen und Paul Mendelssohn-Bartholdy in Berlin, erlassen so eben einen Aufruf an alle Besitzer Mendelssohn'scher Briefe, dieselben entweder in Original oder in zuverlässigen Abschriften an einen der beiden Genannten einzusenden.

H. in W. Ihre Anfrage, ob sich die Errichtung des Arndt-Denkmals nicht mit der Wiederaufnahme und Vollendung des Hermanns-Denkmals auf der Spitze des Teutoburger Waldes vereinigen lasse, können wir vorläufig noch nicht beantworten. Vor allen Dingen gilt es jetzt, das Resultat der Sammlungen zu einem erfreulichen und großartigen zu machen. — Ihrem Wunsche kommen wir bereits heute nach. Das Portrait Arndt's ist nach der in Bonn allein existirenden Original-Photographie gefertigt.

Für „Vater Arndt"

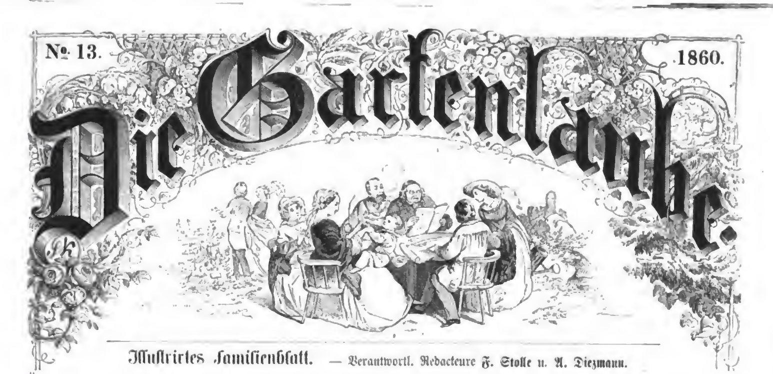
gingen ferner bei dem Unterzeichneten ein: 2 Thlr. Heinr. Kaltschmidt — 2 Thlr. L—r in L. — 10 Ngr. Schuwardt — 10 Ngr. G. A. H. in Meißen — 3 Thlr. Advocat O. A. D. Schmidt in Lpzg. — 5 Thlr. Schbdlr. Baumann.

An alle Freunde des deutschen Mannes ergeht nochmals die Bitte, ihr Scherflein für das Denkmal beizutragen. Mit Bedauern hört man, daß in Oesterreich nirgends Sammlungen für den Bravsten der Deutschen angestellt worden sind. Gehört Oesterreich nicht mehr zu Deutschland? Hat man dort schon vergessen, daß Arndt auch für Oesterreich gekämpft und gelitten?

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 13. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine Brautfahrt.

Von dem Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder.

(Schluß.)

Der Kreissecretair maß mit stolzer Würde den jungen Mann. „Er wollte zur gnädigen Frau geführt werden?"

Der junge Mann maß den Kreissecretair mit stolzem Spotte und sagte: „Mein Herr, ist Ihnen vielleicht bekannt, daß in diesem Schlosse heut ein frohes Familienereigniß gefeiert werden soll?"

Der Kreissecretair stutzte doch. „Es ist das keine Amtssache."

„Aber eine Thatsache, und da Sie von ihr wissen, mein Herr, so wird es Ihnen auch ferner nicht unbekannt sein, daß zu diesem Ereignisse Jemand erwartet wird."

„Allerdings!"

„Ein junger Mann!"

„So ist es."

„Lieutenant in der Garde!"

„Er ist Officier."

„Sein Name ist Fritz von Horst!"

„Bei Gott!"

„Seine Mutter ist eine Jugendfreundin der gnädigen Frau!"

„Auch das ist so."

„Wohlan, mein Herr, wenn Sie so vertraut mit den Geheimnissen der Familie des Schlosses sind, so werden Sie jetzt auch wissen, was Sie dieser Familie schuldig sind. Darf ich bitten, mich zu der gnädigen Frau zu führen, vorher aber mir diese Fesseln abnehmen zu lassen?"

Der Kreissecretair war verlegen geworden. Der Frau Landräthin hatte er zudem zu gehorchen. Er ließ sie herbitten und unterdeß dem Gefangenen die Fesseln abnehmen. Der Bediente kam mit der Meldung zurück, daß die gnädige Frau in ihrem Zimmer sei.

„Folgen Sie mir," sagte der verlegene Kreissecretair zu dem Gefangenen.

„Sie begleiten uns, Gensd'arm," befahl der vorsichtige Beamte dem Gensd'armen.

Der junge Mann lachte über die Vorsicht und folgte dem Kreissecretair, selbst gefolgt von dem Gensd'armen. In dem Vorzimmer der Landräthin ließ der Kreissecretair die beiden Anderen zurück und ging allein zu der Dame. Bei dieser war ihre Tochter, und Beide waren erwartungsvoll genug, bis der Kreissecretair ihnen das am wenigsten Erwartete brachte. „Gnädige Frau, der eingefangene Räuber gibt sich für den Herrn von Horst aus."

„Mein Gott!" riefen beide Damen.

„Der hier heute erwartet werde."

„Fritz von Horst?"

„Fritz von Horst, Lieutenant in der Garde, nennt er sich."

„Der Sohn meiner Jugendfreundin?"

„Und der Verlobte des gnädigen Fräuleins sei er."

„Der Räuber? Der eingezogene Räuber?"

„Er hat die genaueste Kenntniß aller Familienverhältnisse."

„Und wie sieht er aus?"

„Er ist ein schöner, eleganter junger Herr."

„Führen Sie ihn herein," rief rasch entschlossen die Dame.

Der Secretair führte den Gefangenen aus dem Vorzimmer herein. Der junge Mann trat mit der vollen Leichtigkeit und dem vollen Anstande eines adeligen Gardelieutenants und mit dem ganzen Respecte vor, den er den Damen, namentlich in einer Situation wie die seinige, schuldig war. „Gnädige Frau," begann er, „die eigenthümlichen Umstände, unter denen ich hier eingebracht werde, legen mir die sonderbare Verpflichtung auf, vor allen Dingen mich bei Ihnen zu legitimiren. Darf ich Ihnen dieses Schreiben meiner guten Mutter überreichen? Sie empfiehlt sich herzlich der Freundin ihrer Jugend." Mit diesen Worten übergab er der Dame ein Schreiben.

„Von meiner theuren Freundin!" rief sie, riß das Schreiben auf und las es.

Der junge Mann wandte sich unterdeß an die junge Dame. „Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich wurde in Fesseln hierher geführt, aber kaum bin ich ihrer entledigt, so fühle ich mich in neuen gefangen; diese werde ich stets tragen."

Das Fräulein suchte nach einer Antwort. Es schien ihr aber auch nicht viel daran gelegen zu sein, als sie keine fand.

Die gnädige Frau hatte den Brief ihrer Freundin gelesen und war gerührt; in ihre Augen schienen Thränen zu treten, und mit dem umflorten Blick sah sie noch einmal den schönen, gewandten, jungen Mann an. Dann flog ein Lächeln des Entzückens durch ihr volles, rothes Gesicht; sie breitete ihre kleinen dicken Arme aus, legte sorgfältig den gelesenen Brief auf einen Tisch und rief: „Ganz die Züge meiner theuren Amalie! Kommen Sie an mein Herz, Ebenbild der geliebten Jugendfreundin!"

Der junge Mann flog in ihre Arme und sie umarmte ihn lange. „Sie sind entlassen, Herr Kreissecretair," sagte sie dann vornehm zu dem Beamten, der ihr zu gehorchen hatte. Er gehorchte deshalb auch hier und ging. „Und jetzt," rief sie darauf emphatisch, „gehört er Dir, meine glückliche Lucina. — Doch vorher, mein theurer Fritz, welcher Unstern hat Sie verfolgt, daß Sie in solcher Weise hier erscheinen mußten?"

Der junge Mann beugte erröthend sein Haupt und sagte: „Der Leichtsinn, gnädige Frau."

„Wie liebenswürdig der Leichtsinn das sagt! Aber erzählen Sie."

„Ich fuhr im Postwagen, und es war schon dunkel, als wir in den Wald fuhren; an der Waldschenke hielt der Postwagen, während vor derselben schon ein anderer Wagen stand, in welchem nur zwei Damen waren, die in der Nacht weiterfahren mußten. Es war soeben Nachricht von einer Räuberbande angekommen, die in der Gegend hause, und darum fürchteten sich die Damen, allein zu reisen. Sie baten mich um meine Begleitung, meinen Schutz, und ich war leichtsinnig genug, den Postwagen zu verlassen und sie zu begleiten."

„Der liebenswürdige Schelm!" sagte die gnädige Frau wieder, „edle Ritterlichkeit nennt er Leichtsinn. Und wie zerknirscht er ist!"

„O, gnädige Frau, ich habe Grund dazu; doch wie konnte ich Argloser ein Verbrechen, einen so entsetzlichen Verrath ahnen? In dem Postwagen reiste ein Fremder, von dem bekannt geworden war, daß er zehntausend Thaler bei sich führe. Auf einen Raub dieses Geldes war es abgesehen. Die Räuber waren mit in dem Postwagen selbst, ehrbar, sogar würdig verkleidet genug. Ihr Unternehmen hätte dennoch mißlingen können, es erschien ihnen wenigstens gefährlich, solange ich im Wagen war. Ich führte zwei scharf geladene Doppelpistolen mit mir und mußte entfernt werden. Dazu hatten die Schurken jene beiden Damen ausersehen, die zu ihrer Bande gehörten, und sie erreichten ihren Zweck. Bald nachdem ich den Postwagen verlassen hatte, wurde dieser von ihnen ausgeplündert. Dann kamen sie zu dem Wagen, in dem ich mit den beiden Verrätherinnen war, und zum Lohne sollte auch ich jetzt beraubt werden, allein da erschienen die Gensd'armen. Räuber und Weiber hatten nun die Frechheit, mich gar für ihren Chef auszugeben, ich wurde mit ihnen verhaftet und so kam ich hierher."

„Umarmen Sie mich noch einmal, edler junger Mann," rief die Dame. „Aber," sagte sie dann mütterlich, „Sie werden von alle den Strapazen angegriffen sein und sich auszuruhen wünschen."

„Ich leugne nicht, gnädige Frau, daß ich ermüdet bin."

Die Dame klingelte, und ein Bedienter erschien. „Johann, führe den Herrn in sein Zimmer, Du kennst es."

Johann kannte das für den erwarteten Herrn Fritz von Horst bestimmte Zimmer und führte den jungen Mann dahin. „Haben der gnädige Herr noch etwas zu befehlen?"

„Ich wünschte in den nächsten zwei Stunden nicht gestört zu werden." Als nun der so befreite Gefangene allein war, sah er sich nach den Fenstern, dann durch diese, die in einen gebüschigen Theil des Parks führten, in dem Gebüsche, und darauf in dem Zimmer und nach einigen darin befindlichen werthvollen Gegenständen um. Sein Gesicht wurde dabei immer zufriedener, und zuletzt hätte er auf einmal vor Freude beinahe laut aufgelacht, als er einen Secretair öffnete, einen Blick hineinwarf und ein reizendes Zettelchen mit noch einem andern Gegenstande hervorzog. „Man muß nur wollen," rief er, „dann kommt auch das Glück." —

Zehn Minuten später ritten wieder Gensd'armen auf das Schloß zu, welche in ihrer Mitte einen gefesselten Gefangenen führten. Es war ein schöner junger Mann, und trotz der gefesselten Hände ging er stolz und mit seinen lebhaften Augen sah er keck und mit seinem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen fast übermüthig zu den Fenstern des Schlosses hinauf, dorthin, wo die Damen sein konnten. Aber er wurde von den Gensd'armen seitab auf das landräthliche Bureau zu dem Kreissecretair geführt. „Herr Kreissecretair, dieser ist der Gefährlichste der Bande, wahrscheinlich der Hauptmann."

Der Kreissecretair maß ihn mit stolzer Würde. „Hauptmann?" sprach er; „wir wollen ihn —"

Der Gefangene aber lachte und rief: „Vorläufig nur Lieutenant, Lieutenant von Horst, und —"

In dem ersten Moment war es dem überraschten Kreissecretair, als wenn ihm der Gedankenfluß in seinem Gehirn erstarrt sei, dann begriff er und sagte: „Ah, ah, und auch Er will wohl zu der gnädigen Frau geführt sein?"

„Vorläufig nur bei ihr gemeldet."

„Als Lieutenant von Horst?"

„So sagte ich."

„Herr Fritz von Horst?"

„Fritz von Horst."

„Bei der Garde stehend?"

„Bei der Garde."

„Sohn der Jugendfreundin der gnädigen Frau?"

„Aber zum Teufel, Herr —"

„Und Verlobter des gnädigen Fräuleins —"

„Lucina, Herr, und nun, zu allen Teufeln, lassen Sie mich melden."

„Der Herr hat auch wohl ein Legitimationsschreiben bei sich?"

„Alle Teufel, ja, Herr."

„Der gnädigen Frau Mama zu Hause an die gnädige Frau hier."

„Lassen Sie mir die Fesseln abnehmen, und Sie werden es sehen."

„Gensd'arm, nehmen Sie dem Gefangenen die Fesseln ab."

Der Gensd'arm nahm dem Gefangenen die Fesseln ab.

Der Gefangene suchte in seinen Taschen. Aber er fand nicht, was er suchte. „Der verdammte Spitzbube! Er hat mir meinen Brief gestohlen!"

„Aha!" lachte der Kreissecretair.

Der Gefangene aber erblaßte. „Verdammter Leichtsinn!" sagte er, freilich nur zu sich selbst. „Aber sie war so hübsch — die schwarzen Locken — Und wer kann Alles vorher wissen? Allein ist das nicht eben der Leichtsinn?"

Der Kreissecretair hielt es an der Zeit, nicht mehr den Humor walten zu lassen, sondern den hohen Ernst des polizeilichen Inquirenten zu zeigen. „Gefangener," hob er mit diesem hohen Ernste an. „Er hat seine Rolle bis jetzt gut gespielt. Ich hoffe, Er gibt jetzt der Wahrheit die Ehre. Denn, sieht Er, wenn Er so frech, wie bisher, nur halb so frech, beim Lügen bleibt, so haben wir hier polizeiliche Mittel genug, den Geist der Lüge gründlich auszutreiben." Er warf einen Blick nach einer Seitenwand.

Der junge Mann folgte dem Blicke. Es hing dort ein derber Stock, über dessen Bedeutung kein Zweifel herrschen konnte. Das Gesicht des Kreissecretairs wurde bei dem Hinblicke auf das Instrument zum Austreiben des Lügengeistes ernster und würdiger. Dem Gefangenen wurde doch die Stirn feucht. „Aber, mein Herr," sagte er, „lassen Sie mich bei der gnädigen Frau melden. Ich versichere Sie, ich bin der Lieutenant von Horst."

Er erhielt nur die Antwort: „Aber, mein Freund, sowie Er noch einmal die Worte: „gnädige Frau" und „Horst" in den Mund nimmt, so, ich schwöre es Ihm, und ich habe noch nie falsch geschworen, so tanzt jener Stock auf Seinem Rücken."

Das war eine verzweifelte Situation für den hübschen jungen Mann, dessen Augen nicht mehr keck sahen und dem das kleine schwarze Schnurrbärtchen ordentlich beklommen herunter hing. „Verfluchter Leichtsinn!" kam es nur unter dem kleinen Barte hervor.

„Also," fuhr der Kreissecretair in seinem Verhöre fort, „ermahnt ist Er jetzt zur Genüge. Nun antworte Er. Zuerst, seit wann ist Er mit seiner Bande in diese Gegend?"

„Aber alle Millionen Teufel —" brach der Gefangene los.

„Er will nicht antworten? Zehn Hiebe hat Er schon verwirkt. Zum Anfange — Executor!"

„Herr Kreissecretair befehlen?"

„Execution!"

Dem Gefangenen stand der volle Angstschweiß auf der Stirne. Da wurde hastig die Thür des Bureau's aufgerissen. Die gnädige Frau von Eisenring stürzte in das Zimmer. Ihr volles Gesicht war nicht mehr roth, aber fast bedenklich blaß. „Ist er nicht mehr hier?" rief sie.

„Wen meinen die gnädige Frau?"

„Himmel, er ist nicht hier! Er war ein Spitzbube! Der Räuber, der Anführer der Bande."

„Den Anführer der Bande haben wir hier, gnädige Frau!" versicherte der Kreissecretair.

„Nein, nein, er ist fort. Fort mit meinen fünftausend Thalern. Ich hatte sie so zart zusammengepackt, das reizende Zettelchen dabei; dieses hat der Schurke liegen lassen, aber dafür hat er sogar die silbernen Gardinenhalter mitgenommen."

„Ein richtiger Dieb nimmt Alles mit," bemerkte der Gensd'arm.

Der Kreissecretair aber suchte seine Gebieterin zu trösten. „Gnädige Frau, dieser hier soll uns für Alles aufkommen."

Die Dame sah auf den Gefangenen. Der Gefangene hatte seinen Muth, seinen Humor und Alles wieder erhalten, was der Anblick des polizeilichen Instruments zum Austreiben des Lügengeistes ihm genommen hatte. Er lachte; er konnte nicht dafür, in

diesem Augenblicke wahrhaftig nicht. Er mußte der Dame laut in das Gesicht lachen. Darüber wurde die Dame wüthend. „Wer ist der freche Mensch?" rief sie.

„Der Anführer der Bande," berichtete der Kreissecretair.

„Der Lieutenant von Horst," sagte der Gefangene.

„Noch Einer!" rief die Dame, und sie wurde noch wüthender.

„Mensch," bemerkte mit amtlichem Ernste der Kreissecretair, „ich hatte Ihm die Prügel zugeschworen, wenn Er den Namen wieder in den Mund nehme, und meinen Schwur muß ich halten."

Aber hinter der gnädigen Frau war noch Jemand in die Stube getreten. Fräulein Lucina hatte die erboste Mutter wohl nicht verlassen wollen. Schüchtern genug war sie ihr gefolgt. Entschieden, fast eifrig, trat sie jetzt vor. „Nicht doch, mein Herr," sagte sie zu dem Kreissecretair. „Mutter," fuhr sie zu der gnädigen Frau fort, „Dieser gleicht dem Portrait Deiner Jugendfreundin, das in Deinem Zimmer hängt."

„Hier lügt Alles!" rief die Mutter.

„Und seine Hiebe soll er haben," rief der Kreissecretair, der nun einmal ein überzeugter Anhänger des Prügelsystems zu sein schien.

Dem jungen Gefangenen aber trat bei der Drohung der Schweiß nicht wieder auf die Stirn; er warf einen Blick der Dankbarkeit, der Freude, des Entzückens — es war wohl noch mehr darin — auf das schöne, junge, in ihrem Eifer hocherröthete Mädchen. Sie sah den Blick. Ihr Gesicht glühte. Sie wollte beschämt zurücktreten. Der junge Mann flog auf sie zu. Er mußte doch wohl der rechte Gardelieutenant Fritz von Horst sein. Die Gensdarmen wollten ihm wehren. Die gnädige Frau wollte entsetzt zurückspringen, vielleicht gar in Ohnmacht fallen. Das junge Mädchen sah ihm in allem ihrem Erröthen mit einer stillen Freude entgegen. Jenen anderen Fritz von Horst hatte sie nicht umarmen wollen. Diesem hätte sie, trotz alledem und alledem, die Arme geöffnet, wenn nicht — plötzlich wieder die Thür sich geöffnet hätte.

Der Executor des Landrathsamts, der die mit dem ersten Räuber eingelieferten beiden Frauen abgeführt hatte, stürzte leichenblaß herein. „Sie sind fort!" rief er.

„Wer? Wer ist fort?"

„Die beiden Weiber der Räuber. Ich hatte einen Augenblick die Wachtstube verlassen und als ich zurückkehrte, waren sie nicht mehr da. Sie müssen mit Hexerei fortgekommen sein."

„Dieser soll uns auch dafür aufkommen," versicherte der Kreissecretair.

Von Neuem öffnete sich die Thür. Ein kurzer, dicker Herr mit einem rothen, aufgeworfenen Gesichte trat in die Stube. Aber über der Röthe des Gesichts lag es blau, und die Aufgeworfenheit sah sehr niedergeschlagen aus.

„Wo haben Sie meine zehntausend Thaler, Amtmann?" rief ihm die gnädige Frau entgegen.

„Sie sind geraubt, Euer Gnaden," antwortete eine jammervolle Stimme.

„Und Sie haben sie nicht wiederbekommen?"

„Was die Räuber einmal haben, Euer Gnaden —"

„Dieser soll uns für Alles aufkommen!" rief der Kreissecretair.

Da sah der Amtmann den Gefangenen an, und sein rothblaues Gesicht wäre beinahe weiß geworden. „Um Gotteswillen, das sind ja der Herr Lieutenant Fritz von Horst!"

„Um Gotteswillen!" rief auch die gnädige Frau.

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?" fragte noch der vorsichtige Kreissecretair.

„Ich bin ja mit dem Herrn Lieutenant gereist, und mit seinem Freunde, dem Herrn Premierlieutenant von Falkenberg."

Das Gesicht des Kreissecretairs wurde sehr lang. Seinen Schwur konnte er jetzt nicht mehr halten.

Die gnädige Frau aber bekam ihre natürliche Farbe wieder und rief: „Ja, Lucina, Du hast Recht, dieser trägt die edlen Züge meiner theuren Amalie. Kommen Sie an mein Herz, ganzes Ebenbild meiner Jugendfreundin! Ach, und jener hat die fünfzehntausend Thaler!" Sie umarmte den jungen Mann lange, dann führte sie ihn zu ihrer Tochter. „Umarme auch Du ihn, Lucina." Aber das Fräulein wich zurück. „Wie, Lucina?" fragte die Mutter.

„Ach, Mutter, wenn der Andere der Räuber war, so hat dieser Herr die Rolle gespielt, die jener uns vorspiegelte."

„Gewiß," versicherte eifrig der Lieutenant.

„Und dann hat er auch —" Das Fräulein zögerte von Neuem erröthend. Aber ein Zorn, wie klein er sein mochte, gewann plötzlich die Oberhand in ihr. „Dann hat er auch von jener leichtfertigen Person sich anlocken lassen, und sie war — ja, sie war sehr schön." Der kleine Zorn preßte sogar Thränen aus den schönen Augen.

Der leichtsinnige Lieutenant aber schwamm in Entzücken, er bog ein Knie vor der jungen Dame, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Es wird nie, nie wieder geschehen!"

„Nie?" fragte sie, und sie ließ ihm die Hand.

Noch einmal wurde die Thür geöffnet, und der Landrath, Herr von Eisenring, stand auf der Schwelle des landräthlichen Bureau's. „Ist es erlaubt, einzutreten? Ich sah Alles hierher gehen."

„Und Du hast die Birnen verlassen können, Adalbert?" fragte die gnädige Frau.

„Sie sind schon im Keller."

Der verschmähte Kuß.

Skizze aus dem Leben des Fürsten Blücher.

(Schluß.)

Mit lebhaftem Antheil verfolgte Frau von R . . . . . g das sich steigernde Pointiren und das wiederholte Parolibiegen eines jungen Officiers, die schwindenden Schätze des Rittmeisters, des Einen Glück, des Andern Unglück! — die Kühnheit des Pointeurs, der plötzlich den ganzen Gewinn auf die eine Karte setzte, die ihm zehnfach Glück gebracht, machte sie verstummen; doch der schnelle Verlust seines rasch erworbenen Reichthums entlockte ihr einen leisen Schrei des Mitleids. Man sah sich um und erkannte die schöne Beobachterin. Die ihr am nächsten Stehenden wichen ehrerbietig zurück, unwillkürlich wurde sie gezwungen vorzutreten und in der folgenden Secunde stand sie Herrn von Blücher am Tische gegenüber.

„Ich suchte meinen Mann!" sagte sie mit jenem bezaubernden Lächeln um sich blickend, das den eifrigsten Spieler mit der eingetretenen Störung aussöhnte.

„Und erschienen für mich als Glücksgöttin!" sprach der Rittmeister verbindlich, indem er auf seinen wiedergewonnenen Reichthum deutete. Er fuhr nach kurzer Verbeugung gegen sie im Spiele fort. Sie schien wirklich ihm als Schutzengel gegenüber zu stehen, denn das Glück wandte allen Setzenden den Rücken und blieb ihm treu. Die den Spieltisch umgebende Menge lichtete sich, nachdem nicht Wenige stark verloren hatten.

„Pointiren Sie doch einmal!" rief plötzlich Herr von D** der eifrig zuschauenden Frau zu.

„Hätte ich Geld bei mir, im Augenblick!" entgegnete sie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und blitzenden Augen.

Herr von Blücher schob ihr Geld zu, rief aber zu gleicher Zeit warnend: „Fordern Sie nicht das Geschick heraus, das Sie mit allen Gaben des Glücks überschüttet! Hier kann es Ihnen unmöglich auch hold sein!"

„Wir wollen sehen!" rief die schöne Frau übermüthig und legte das erhaltene Gold auf eine Karte.

„Wie? so muthig?" sprach der Rittmeister staunend und zögernd.

„Bitte, legen Sie Ihre Karten aus!" entgegnete sie in fieberhafter Hast.

Er that es. Sie verlor.

„Borgen Sie mir mehr, Herr von Blücher."

„Gern! Doch —"

„Bitte, jenes Gold!"

Der Rittmeister erfüllte den mit Ungeduld ausgesprochenen Wunsch der Dame und reichte ihr 400 Louisd'or.

Frau von R . . . . . g setzte 200 Louisd'or auf eine andere Karte. Sie verlor, setzte von Neuem 100, verlor abermals, borgte

noch 200 Louisd'or, wagte diese an einen einzigen Wurf — gewann, bog Paroli und gewann wieder.

„Nun hören Sie aber auf, Gnädigste!" rief der Rittmeister lachend, indem er der todtenblassen, entsetzlich erregten jungen Frau die gewonnenen 600 Louisd'or überreichte.

„Nein, o nein, ich höre nicht auf, ich spiele jetzt weiter!" rief sie lebhaft und setzte die Hälfte des Goldes auf ein Coeur-Aß.

„Sie sind zu aufgeregt, gnädigste Frau, zu leidenschaftlich!"

„Was thut das?"

„Sie werden verlieren!"

„Weiter nichts?"

„Ist das nicht genug?"

„Nein, ich bin zu reich, um mich ruiniren zu können."

„Sie sind aber Dame, und — ein Verlust wird Sie ärgern."

„Wollen wir es abwarten, Herr Rittmeister?"

„Ich stehe zu Befehl, Frau Baronin!" erwiderte er mit verbindlichem Lächeln.

Das Spiel begann von Neuem, Beide spielten allein. Kein Anderer setzte und alle Umstehenden blickten mit Interesse auf die schöne Frau, die, je länger sie pointirte, immer größere Summen wagte und kaum den Verlust und Gewinn mehr zu unterscheiden schien. Sie gerieth von Moment zu Moment mehr in Leidenschaft. Ihre Augen glühten, ihre Wangen brannten, ihr ganzes Wesen erlitt die auffallendste Veränderung und verrieth eine convulsivische Erregung. Spurlos ging es an ihr vorüber, was sich in ihrer nächsten Nähe ereignete. Sie sah nicht, daß Einzelne den Spieltisch verließen, Andere kamen; sie bemerkte nicht die Anwesenheit ihres Mannes, der sie erstaunt und lächelnd betrachtete und dann leise seinen Rückzug nahm; sie befolgte nicht die Warnungen ihres Gegners, griff nur mechanisch nach dem Golde, das er ihr borgte, setzte, ohne zu zählen, verlor, ohne es zu beachten.

Das Glück, das anfangs wechselnd gewesen, sich bald dem Herrn, bald der Dame zugeneigt hatte, floh im Verlaufe des Spiels die junge Frau vollständig und blieb dem Rittmeister treu.

„Wie viel habe ich jetzt verloren?" fragte Frau von R.....g nach ungefähr einer Stunde und lehnte sich, tief Athem holend, gegen ihren Stuhl zurück.

Man berechnete die Summen. Sie hatte nah an 20,000 Thaler verloren. Ueber ihr jetzt bleiches Gesicht glitt kein Ausdruck der Ueberraschung. Lachend rief sie: „Ihr Geld, Herr von Blücher, hat mir kein Glück gebracht! darf ich einmal mit meinem Eigenthum spielen?" Sie streifte bei diesen Worten eins ihrer kostbaren Brillantarmbänder ab und legte es auf eine Karte. Der Rittmeister von Blücher widersetzte sich ihrem Vorhaben auf das Entschiedenste. Sie bestand mit Beharrlichkeit auf ihrem Willen. Scherzend entgegnete er: „Ich sagte es Ihnen bereits vorhin, gnädigste Frau, das Glück kann Ihnen im Spiele nicht hold sein, denn es hat Sie zu seinem Lieblinge in der Liebe erwählt. Sie brechen zu viele Herzen, und Solchen bringen die Karten nie Segen!"

„Versuchen wir es noch einmal, Herr von Blücher!" bat die schöne Frau mit einem Blick, dem der einst so tapfere Krieger nicht zu widerstehen vermochte und vor dem der spätere kühne Held, dessen Losung das „Vorwärts" war, erbebend zurückwich.

Er nahm den kostbaren Satz an, und die Hand, die in dem Augenblick die Karten umschlug, zitterte leicht.

Dem einen Armbande folgte das andere, das Frau von R.....g ebenfalls abstreifte; dann deutete sie auf ihr Collier. Herr von Blücher zögerte. — Noch ein bedeutungsvoller Blick, und er wurde abermals gezwungen. — Dem Collier folgte das Diadem, diesem Knöpfe, Nadeln, Spangen, und nach zehn bis fünfzehn Minuten besaß sie nur noch die Diamanten, die als Thautropfen an den Blumen ihres Kleides glänzten.

„Jetzt ist's genug!" sagte sie leise und erhob sich langsam von ihrem Stuhle.

Der Rittmeister sprang lebhaft empor, ergriff die Armbänder und näherte sich der jungen Frau.

„Bis morgen Credit, Herr von Blücher!" rief sie lebhaft, „dann wird mein Mann den Schmuck einlösen und die übrige Schuld tilgen."

„Darf ich Sie ergebenst ersuchen, diese Bracelets anzulegen, Frau Baronin?" entgegnete er verbindlich.

„Nein, nein. Sie bleiben bis morgen in Ihrer Hand. Hier auch das Diadem!" rief sie noch erregter und löste schnell den Schmuck aus ihrem Haare und legte ihn, ehe er es verhindern konnte, auf die Armbänder.

„Ich bitte!" flüsterte er leise und sein Auge sah flehend auf die junge Frau. Der Blick verwirrte sie; hastig, scheu, verlegen wich sie zurück; abwehrend streckte sie ihre Hand nach ihm aus, als er ihr mit jenem Blicke folgte, der bis in das tiefste Innere ihres Herzens drang.

„Gnädige Frau!" rief er dringender.

„Bitte — nein! — Nein, nein, ich kann nicht!" hauchte sie kaum hörbar.

Das Wesen des Flehenden erlitt eine schnelle und plötzliche Veränderung. In dem leichten üblichen Tone der Conversation sagte er freundlich: „Sie nehmen den Scherz zu ernst, Gnädigste. Ich bitte, betrachten Sie die ganze Sache als eine flüchtige Unterhaltung!"

Frau von R.....g blickte fast entsetzt empor. Ueberrascht rief sie: „Wie, Sie wollten Verzicht leisten auf den ganzen Gewinn? — Unmöglich, Herr von Blücher!"

„Warum unmöglich, Frau Baronin?"

„Weil meine Schuld sich jetzt ungefähr auf 40,000 Thaler belaufen wird. Vielleicht noch höher, da die Steine überaus werthvoll sind."

„Gut, lassen Sie es 50,000 Thaler sein. Das thut nichts zur Sache."

„Die wollten Sie entbehren?"

„Ein Grund, lebhaft danach zu verlangen, ist nicht vorhanden. Ich werde auch ohne die Summe fertig werden!" antwortete er stolz.

Es entstand eine kurze Pause. Erwartungsvoll sahen alle Anwesenden dem Ende der seltsamen Scene entgegen.

„Nein, nein, Herr von Blücher, ich kann das großmüthige Anerbieten nicht annehmen. Ich kann nicht so tief in Ihrer Schuld bleiben."

„Der Gedanke ist Ihnen also unangenehm?"

„Sehr."

„So geben Sie mir einen Kuß, und — ewig bleibe ich Ihr Schuldner!"

Ein glühendes Erröthen überflog das marmorbleiche Antlitz der jungen Frau. Mit Blitzesschnelle flogen die Gedanken durch ihre Seele, wer und was sie — wer und was er war! Sie — ein Sprößling eines der ältesten Adelsgeschlechter Westphalens — unermeßlich reich! — Er arm, verabschiedeter Rittmeister — pommerscher Landedelmann und — Spieler! — Sie trat einen Schritt zurück, maß den vor ihr stehenden kühnen Forderer mit einem ihrer kältesten Blicke, warf stolz ihr schönes Haupt zurück und sprach in scharfem, klarem, ruhigem Tone: „Ich danke! — mein Mann wird morgen früh meine Schuld an Sie abtragen."

Mit der Würde einer Königin schritt sie aus dem Zimmer. Bewundernd folgten ihr Aller Augen, dann wandten sich die Blicke lächelnd zu dem Rittmeister. Er stand mit fest aufeinander gepreßten Lippen, mit finster zusammengezogenen Brauen da, und sein Auge blickte so starr zu Boden, als könne es sich nimmer von dort erheben. Dennoch schaute er im nächsten Moment frisch und fröhlich auf, als sein Gönner, der General von Bischoffswerder, ihm heiter zurief: „Das war eine verlorne Schlacht, lieber Blücher; indessen, ein guter Soldat verzagt nicht so leicht und vertröstet sich stets auf die Zukunft, wo sich ihm die Hoffnung eröffnet, die empfangene Scharte auszuwetzen und — glückliche Revanche am Feinde nehmen zu können!"

Dreißig Jahre waren vergangen. Blücher hatte sich in diesem Zeitraume durch seinen Muth, seine Kühnheit und Tapferkeit vom einfachen Rittmeister eines Husarenregiments zum Generalfeldmarschall der preußischen Armee emporgeschwungen. — Ihm war jede nur mögliche Auszeichnung zu Theil geworden, und bewundernd wurde sein Name von ganz Europa genannt. Huldigend lag ihm die Welt zu Füßen, als er mit den unverwelklichen Lorbeern des Sieges geschmückt nach dem Friedensabschlusse aus Paris heimkehrte. Seine Reise zur Heimath glich einem Triumphzuge; überall wo der greise Held sich blicken ließ, begrüßte man ihn als den größten Helden seiner Zeit.

Längst hatten die bedeutenden Ereignisse seines vielbewegten ruhmgekrönten Lebens jenes kleine unbedeutende Erlebniß mit Frau von R.....g verwischt. Vor den stürmischen Scenen des Kriegs-

und Lagerlebens war die Erinnerung an jenes Spiel am Ballabend gewichen, und — vergessen hatte der Held, der Sieger, der Fürst und Feldmarschall die kleine Niederlage, die ihm als zweiundvierzigjährigem verabschiedetem Rittmeister durch eine junge Frau bereitet worden. — Das Geschick, das ihm in jeder andern Beziehung günstig gewesen und ihn zu seinem entschiedenen Lieblinge erkoren, es hatte versäumt, ihm jene Gelegenheit zu bieten, mit der damals der General von Bischoffswerder den erregten Mann getröstet und auf die der Gekränkte und Verspottete gehofft. Lange war das Gefühl eine schmerzende Wunde gewesen, endlich hatte sie der Alles beschwichtigende Lauf der Zeit geheilt, und seit vielen Jahren war sie vernarbt.

Der greise Held dachte, als er im Januar des Jahres 1817 nach Berlin kam, nicht daran, daß er dort noch eine Rechnung mit Menschen abzuschließen haben würde. Das Geschäft glaubte er besorgt zu haben, mit der Welt dachte er fertig zu sein. Sein Gewissen sagte ihm, daß er im Leben seine Schuldigkeit gethan, die ihn bewundernde Menschheit fand, daß er Unglaubliches geleistet. Dachte er also daran, mit irgend Etwas Rechnung abschließen zu müssen, so war's mit dem Himmel, und voller Seelenruhe war er dazu bereit. — Frei und offen, wie er jederzeit in's Leben geblickt, sah er nun nach oben, und stieg auch hie und da eine kleine Erinnerung in ihm auf, die nach seiner Ansicht den heiligen Petrus hätte zögern lassen können, ihm die Pforten der ewigen Seligkeit zu erschließen, so beruhigte er sich mit dem Gedanken: „Oeffnet er sie Dir nicht, so thust Du es selber, und der alte Blücher, der mit so Vielen fertig geworden, wird auch schon mit dem Petrus zu Stande kommen!"

So verlebte denn Held Blücher froh und unbekümmert die letzten Jahre seiner irdischen Laufbahn. Er erfreute sich einer für sein Alter seltenen Gesundheit. Namentlich der Winter 1817 fand ihn wohlauf und kräftiger, als er sich die Zeit vorher gefühlt. Er bewohnte in Berlin jenes Haus am Pariser Platze, das ihm der König mit dem Bemerken geschenkt hatte, „der Siegesgöttin, deren Liebling er gewesen, und die er mit aus Paris heimgebracht habe, möglichst nahe zu sein."

Ging Blücher auch selbst nicht mehr viel in Gesellschaft, so liebte er es doch, Leute bei sich zu sehen, und seine Freunde führten häufig Fremde bei ihm ein, die nach der Ehre strebten, im gastlichen Hause des Siegers von Waterloo aufgenommen zu werden.

Unter diesen fremden Gästen begegnete des Fürsten Auge eines Abends einer Gestalt, die ihm sofort bekannt erschien und in der er, trotz des langen Zwischenraumes vieler Jahre, jene schöne Frau von R . . . . . g wiedererkannte, die damals alle Herzen entzündet und auch das seinige — wenigstens auf Stunden — zum schnelleren, heftigeren Schlagen gebracht.

Die Wiedererkennung würde vielleicht nicht so schnell erfolgt sein, wenn nicht zwei Dinge wesentlich zu ihrer Erleichterung beigetragen hätten. Die hohe, edle Stirn der überaus stattlich aussehenden Dame schmückte nämlich ein Brillantdiadem von so antiker, seltsamer Fassung, daß, wer es einmal erblickt, nicht so leicht vergaß, es gesehen zu haben. Außerdem war das schwarze Sammetkleid, das sie trug, reich mit Diamanten verziert, die auch wie das Diadem den Stempel trugen, einem Familienschmucke zu entstammen, wie er nur noch in alten angesehenen Adelshäusern anzutreffen ist. Dieses kostbare Diadem, diese antiken Armspangen, das herrliche Collier — — Alles war einmal, wenn auch nur während weniger Stunden, des Fürsten Eigenthum gewesen, und der Feldmarschall entsann sich, was er als Rittmeister besessen! — — —

Ein ebenso schnell und gut wirkendes Erkennungszeichen war die zur Seite der ältern Dame stehende schlanke, jugendliche Erscheinung. Sie war das verkörperte Ebenbild ihrer entschwundenen Jugendzeit, und in lieblicher Anmuth waren in diesem zarten, feinen Antlitz all die edlen schönen Züge der einst so blendenden Mutter wiedergegeben.

„Frau von R . . . . . g! — Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen!" rief der Fürst, freundlich und ohne Groll derjenigen die Hand reichend, die ihn einst so schnöde behandelt.

„Ist's möglich, Durchlaucht erkennen mich wieder?" entgegnete die Freifrau auf's Aeußerste geschmeichelt, und ein Lächeln stolzen Triumphes umspielte die etwas eingesunkenen Züge des Mundes.

„Das kann Sie, die Sie die ewige Jugend zu besitzen scheinen, doch unmöglich in Erstaunen versetzen, gnädigste Frau."

„Doch, doch, Durchlaucht, denn es sind länger als —" Frau von R . . . . . g stockte. Sie konnte sich nicht entschließen, den ihr so widerwärtigen Zeitraum von dreißig Jahren anzugeben. Voll Gewandtheit sich zu helfen wissend, setzte sie schnell hinzu: „Es sind viele Jahre seitdem vergangen, wo ich das Glück hatte, Ew. Durchlaucht zu sehen!"

„Ich fühlte stets schmerzlich diesen langen Zeitraum, Gnädigste; doch — in diesem Augenblicke machte Ihre noch immer so blendende Schönheit mich die Reihe der Jahre vergessen."

Die Straußfedern am Toque der stattlichen Freifrau wiegten sich anmuthig, als sie wohlfällig ihr etwas taubes Ohr den galanten Worten des Fürsten lieh. Ihr Lächeln verschwand aber, als er sie bald über ihre schöne Tochter vergaß, mit der er heiter plauderte und neckend scherzte. Nie fühlte sie es noch so scharf und bitter, welch gefährliche Nebenbuhlerin sie an ihrem reizenden Kinde besaß! — Ihre Stirne legte sich in schwere Falten, ernst und strenge, kalt und unerbittlich wurden ihre Züge, als sie sich, nachdem der Fürst gegangen, zu ihrer Tochter wandte und tadelnd sprach: „Du verstehst es noch immer nicht, Dich zu benehmen, bist stets zu laut, lachst zu viel, hast keine Manier, keinen Anstand! — Gehe daher im Augenblick zu Deinem Vater und laß Dich von ihm nach Hause geleiten, wo Du über Dich nachdenken magst!"

Die junge Schöne neigte demüthig ihr liebliches Köpfchen, wagte dann mit zitternder Stimme eine Entschuldigung, eine Bitte; doch die gestrenge Mutter beseitigte kurz jeden Einwand, und die reizende Tochter verschwand aus dem Salon des Fürsten, wo Frau von R . . . . . g allein zu herrschen beabsichtigte.

Daß der Feldmarschall der Neigung des Rittmeisters treu geblieben, zeigte Frau von R . . . . . g der sehr bald arrangirte Spieltisch. Auch sie hatte nie wieder der Leidenschaft entsagen können, die sie dreißig Jahre zuvor plötzlich mit Allgewalt erfaßt hatte. Im weitern Verlauf des Abends spielten der Fürst und die Freifrau wieder allein, denn jeder der übrigen Mitspieler war schon vor den bedeutenden Summen zurückgewichen, um welche sie spielten.

Plötzlich erinnerten sich Einzelne der Anwesenden an jene Spielscene vor dreißig Jahren auf dem Balle. Diejenigen, die damals zugegen gewesen, erzählten sie den Andern; und als man lachend des Endes erwähnte, das sie genommen, und von jenem verschmähten Kusse sprach, erreichten einzelne der Worte das Ohr des Fürsten. Der Gedanke an jene Niederlage färbte sein Gesicht mit dunkler Röthe, und mit scharfem Blicke musterte er seine Gegnerin, die wieder wie einst über dem Spiel völlig ihre Umgebung vergaß.

Das Glück, das Frau von R . . . . . g vor dreißig Jahren am grünen Tische so gänzlich geflohen, schien ihr an diesem Abende zu lächeln. Sie gewann fortgesetzt die höchsten Summen und stand nach Ablauf einer Stunde vermöge ihres gewagten Pointirens auf dreißigtausend und mehrere hundert Thaler.

Die Summe genügte ihr noch nicht. Sie wollte ihren ganzen damaligen Verlust ersetzt haben! — —

Daß sich das Glück nicht zwingen läßt, bewährte sich auch bei ihr in auffallender Weise. Es verließ die von ihm Begünstigte, als es gefesselt werden sollte. Frau von R . . . . . g fing an zu verlieren, und der Verlust machte sie noch leidenschaftlicher, als das Glück. Nun wollte sie erhaschen, was sich ihr entzog; aber immer weiter floh es von der, welche es mit krampfhafter Hast zu erreichen strebte.

Frau von R . . . . . g kam erst zur Besinnung, als sie den Fürsten um neue Summen anging und er, um sie aus dem Taumel blinder Leidenschaft zu reißen, scherzend fragte: „Wollen Sie Ihren Verlust bis zu der damaligen Größe treiben, Gnädigste?"

„Nein, o nein!" rief sie entsetzt aufspringend, und hastig fügte sie hinzu: „Wie hoch beläuft sich meine Schuld?"

„Zwanzigtausend Thaler, verehrteste Frau Baronin!"

„Das ist ja furchtbar, schrecklich, gräßlich!" sprach sie zitternd.

Fürst Blücher mußte unwillkürlich daran denken, mit welcher Seelenruhe sie als junge Frau das Doppelte verloren! —

„Zwanzigtausend Thaler!" wiederholte sie langsam und bedeckte das bleiche Gesicht mit beiden Händen. Er entfernte die schöne, mit Ringen geschmückte Hand von ihren Augen und entdeckte mit Bestürzung, daß sie weinte.

„Gnädigste Frau!" sprach er erschrocken und hastig.

Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte die Seele der im Laufe der Jahre geizig und geldgierig gewordenen Dame. Sie blickte auf und sah den greisen Helden zärtlich an, dessen edelmüthige Sinnesart sie aus Erfahrung kannte.

Der alte Feldmarschall hielt diesen Liebesblick mehrere Minuten tapfer aus und gerieth nicht in die Versuchung, in welche der junge Rittmeister damals nach flüchtigster Anschauung ihrer glänzenden Augen gebracht werden.

Als die Freifrau sah, daß ihre Blicke nicht mehr die alte Macht besaßen, griff sie zu einem andern Mittel, um den Edelmuth des Fürsten zu erregen. Seufzend sagte sie: „Mein Gott, wie werde ich es nur anfangen, meinen Mann von diesem ungeheuern Verluste in Kenntniß zu setzen?"

„Ungeheuern Verlust, Frau Baronin? — Sie sagten einst, das Doppelte würde Sie nicht zu ärgern vermögen und eine solche Summe könne Sie nicht ruiniren, da Sie sehr reich wären."

„Ja damals, Durchlaucht! — Doch jetzt sind dreißig Jahre vergangen, und die Zeiten sind anders und schlimmer geworden."

„Wie seltsam klingen diese Worte in Ihrem schönen Munde!" rief der Fürst lachend.

„Schöner Mund!" — Das Wort elektrisirte Frau von R . . . . . g von Neuem. Mit einem unendlich freundlichen — fast zu süßen Lächeln trat sie dem Fürsten einen Schritt näher und hauchte leise: „Entsinnen Sie sich, lieber Fürst, also noch jenes Abends, wo wir zusammen als junge Leute spielten? — O die köstliche Jugendzeit! —"

„Er wird mir unvergeßlich bleiben, Frau Baronin!"

Das Lächeln Frau von R . . . . . g's sollte immer bezaubernder werden, es gestaltete sich aber etwas fratzenhaft um die eingesunkenen Züge des Mundes.

„Auch mir ist er unvergeßlich, Fürst!" flüsterte sie zärtlich.

Die schmale, weiße Hand der Freifrau legte sich auf den Arm des Feldmarschalls. Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen, und seine Augen, die noch die Kraft besaßen, feurig zu strahlen, blickten nieder auf die zarten, schlanken Finger, die leicht seinen Arm drückten.

„Damals kränkten Sie mich tief, Frau von R . . . . . g."

„O, ich weiß und — tausendfach habe ich es bereut!"

„Wirklich?"

„Ganz gewiß, und glücklich würden Sie mich machen, wenn Sie heute den einst verschmähten Kuß als Tilgung meiner Schuld annähmen!"

„Wie? — Sie wollten —"

„Gewähren, was Sie damals vergeblich wünschten!"

Frau von R . . . . . g näherte ihr Antlitz dem des Fürsten. Mit leichter Verbeugung wich er zurück und ernst sagte er: „Die Zeit der Jugend ist sammt ihren Thorheiten vorüber. Bedenken Sie, daß dreißig Jahre seitdem vergangen!"

„Wie? — Sie wollten —"

„Verzicht leisten auf ein Glück, das mir einst nicht hold war, Frau Baronin!"

„Und meine Schuld? —"

„Bitte ich unterthänigst auf die Weise abzutragen, die Sie damals für allein passend erachteten."

Eine fahle Blässe bedeckte das Gesicht Frau von R . . . . . g's; dann enteilte sie rasch dem Zimmer, und nichts in ihrem Wesen mahnte in dem Augenblick an die stolze Würde einer beleidigten Königin, mit der sie an jenem Abend den Spieltisch verlassen.

Ein lauter Applaus wurde dem alten Sieger zu Theil, nachdem sich die Thüre hinter der beleidigten Frau geschlossen.

Lächelnd verbeugte sich Blücher gegen die Anwesenden und heiter rief er: „Dies ist einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens und keiner meiner kleinsten Triumphe!"

Louise Ernesti.

Ein verschwundenes deutsches Lustschloß und die Vermählungsfeier des alten Fritz.

(Mit Abbildung, nach einer alten Zeichnung.)

„Die Stätte, die ein großer Mann betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Goethe.

Eine neue Ordnung hatte das neue Reichsgrundgesetz, der westphälische Friede, in Deutschland eingeführt. Es stand zwar noch ein Kaiser an dessen Spitze, aber dennoch ließ die gesteigerte Macht der unmittelbaren Reichsfürsten es mehr und mehr als einen Staatenbund erscheinen. Die alte, einfache, treuherzige Sitte, womit noch die Väter der Letztern Hof gehalten und wahrhaft patriarchalisch regiert hatten, fand nun keine Statt mehr. Die neue Ordnung erheischte, zum alten Ruhme des Fürstenhauses Pracht und Glanz zu gesellen in bis dahin kaum am Kaiserhofe selbst erhörten Maßen. Und da in diesem Zeitalter unbestritten Frankreich allen andern Staaten vorleuchtete durch verfeinerte Sitten, vervollkommnete Sprache, Institute für Wissenschaft und Künste, ausgezeichnete Dichter und Redner, überhaupt durch hohe Cultur und Gewerbfleiß, so kann es eben nicht verwundern, daß — fast mit alleiniger Ausnahme des preußischen — alle deutschen Höfe und besonders kunstsinnige Fürsten den französischen Sitten nacheiferten, wenn das auch kaum weniger zu beklagen ist, als daß sie zugleich sich mit beugen mußten vor Ludwig des Vierzehnten Macht, seit er die Garantie des westphälischen Friedens übernommen hatte. Zu den kunstsinnigsten, eifrigsten Freunden und Bewunderern des „großen Ludwig" gehörte der Erbauer des Braunschweiger Versailles Salzdahlum, der unter den Schöngeistern seiner Zeit als Dichter und Romanschriftsteller bekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Ein jüngerer Sohn des Herzogs August, des frommen und gelehrten Gründers der berühmten Bibliothek zu Wolfenbüttel, welcher Lessing von 1770 bis 1781

verstand, gelangte er zur Mitregentschaft, dann nach dem Tode seines Bruders Rudolph August zur Regierung des Herzogthums und damit zu der Gelegenheit, sein einnehmendes, galantes Wesen, seinen ungewöhnlichen Scharfsinn, sowie seinen unbegrenzten Ehrgeiz und seine Prachtliebe als Reichsfürst zur Geltung zu bringen.

Braunschweig verdankt der Kunstliebe dieses für seine Zeit fein gebildeten Herrn, neben dem nachherigen Herzog Karl I., dem Gründer des Carolinums und Beförderer der Landes-Universität Helmstedt, alles Schöne, was es an Kunstschätzen besitzt, sein Salzdahlum ward nicht nur der Ort, wo Lustbarkeiten der Art, wie sie jene Zeit gebar, den Hof ergötzten, es ward auch der Platz, der durch seine mit feinem Geschmack zusammengetragenen Kunst-Sammlungen einen großen Ruf erlangte. Diese Wiege der Kunstschätze Braunschweigs, das Lustschloß Salzdahlum, ward neben dem noch vorhandenen gleichnamigen Dorfe, welches einem erst unlängst eingegangenen Salzwerke seinen Namen verdankt und in einer fruchtbaren Niederung, 1½ Stunde etwa von Braunschweig, etwas näher der damaligen Residenz Wolfenbüttel gelegen ist, errichtet.

Unter des Herzogs persönlicher Leitung führte Herrmann Korb den Bau aus. Dieser geniale Mann hatte sich vom einfachen Tischler in seines Herrn Umgebung zum Landesbaumeister empor gearbeitet, obgleich er nicht einmal eine Zeichnung anzufertigen, sondern seine Ideen und Entwürfe nur in rohen Umrissen mit Kreide anzudeuten verstand. Mit dem Hofmaler und spätern ersten Gallerie-Inspector Tobias Querfurt sandte ihn der Herzog nach Frankreich, dort wurde das elegante „Marly" zum Muster genommen. Der Bau begann 1694, leider nur, wie auch Herrenhausen, von Holz, denn die sparsamen Braunschweiger begnügten sich, wie der Frankfurter Tourist von Uffenbach sagt — „allein vor sich zu bauen" — und nicht wie der große Ludwig für die Nachwelt; dennoch war Salzdahlum ein imposanter, schöner Bau.

Durch zwei geräumige Vorhöfe gelangte man zu dem Hauptgebäude, welches in der Mitte und an den Ecken drei, dazwischen aber zwei Stockwerke hoch war, in den Frontispizen befand sich das braunschweigische Wappen, das Dach war reich mit Statuen geziert. Mittels der großen Haupttreppe, deren Wände al fresco gemalt waren, gelangte man in einen Pracht-Saal, der eine auf korinthischen Säulen ruhende Gallerie hatte; zwischen den Säulen standen Statuen von weißem Marmor, die Decke zierten Fresco-Gemälde. Zu jeder Seite dieses Saals lagen sechs große Gemächer, auf das Prächtigste ausgestattet, die Meubel-Ueberzüge, ja selbst die Tapeten, nach damaliger Mode, zumeist von den fürstlichen Damen mit kunstreicher Hand gestickt. Eins dieser Zimmer war dem bewunderten Ludwig besonders gewidmet, es hieß das französische Zimmer, seine Wände waren mit den Portraits des Königs, Mazarins, Richelieus und Anderer geschmückt. Das „Audienz-Gemach" hatte sogar eine Gobelintapete, dazu der berühmte Lebrun die Zeichnung gemacht hatte. Den Glanzpunkt des Baues bildete die Gallerie. Sie befand sich in einem rechter Hand an die Colonnaden des zweiten Hofes stoßenden Gebäude, und stand durch einen Pavillon und ein Vorgemach, in welchem sich die Relief-Büsten des Herzogs und seiner Gemahlin über dem Kamin befanden, mit dem Schlosse in Verbindung. Die große Gallerie war 200 Fuß lang, 50 breit und 40 hoch; aus dieser gelangte man in eine zweite, 160 Fuß lange, an deren Ende sich das durch ein vergoldetes Gitter abgesperrte Cabinet befand, worin die jetzt auf dem Braunschweiger Museum befindliche berühmte Majolicen-Sammlung aufgestellt war. Damals schon zierte der größte Theil der die Kunstfreunde jetzt auf dem Museum anziehenden Bilder die Wände dieser Gallerien. Der Katalog führt vortreffliche Bilder von L. Cranach, Alb. Dürer, v. Dyck, Correggio, J. Jordaens, Rubens, Rembrandt, H. Holbein, Steen, v. d. Werff, Veronese, Corravagio, Ravenstein, G. Reni &c. &c. an.

In gleicher Linie mit dem Gallerie-Gebäude, linker Hand an der Colonnade, lag die Orangerie. Sie hatte ein schönes Deckengemälde, in Nieschen, der Fensterreihe gegenüber, standen die kolossalen Bildsäulen der zwölf ersten Kaiser, an beiden Enden des Saales befanden sich elegante Balcone, von denen ab man die Aufstellung der 400 Orangenbäume im Winter übersehen konnte.

Im Eckpavillon des linken Flügels lag die Schloßkirche. Zwölf auf einem römischen Hauptgesims stehende Engel trugen die perspectivisch wie eine Kuppel gemalte Decke, deren Gemälde die Ausgießung des heiligen Geistes darstellte. Die Sitze waren von Nußbaumholz, das Pflaster der Kirche von weißem und schwarzem Marmor. Der Kanzel gegenüber befand sich der fürstliche Stuhl, daneben Anton Ulrichs Betcabinet, die ganz vergoldeten Wände mit Schildereien behangen, welche die sieben Worte Christi am Kreuze veranschaulichten; die Inschriften hatte der Gründer aller dieser Herrlichkeiten selbst verfaßt. Ueber dem Betpulte hing das Bild, welches den oft gemalten schönen alten Herrn gar als Petrus glorificirte. Nach der in der Apostelgeschichte enthaltenen Erweckung der Tabea componirt, steht der Herzog am Sterbebette seiner als Tabea dargestellten Gemahlin, um ihn her seine Kinder und Enkel, darunter aber der Vers:

Tabea schläft, — der Will' ist da sie aufzuwecken,
Die Zeugen treten auf die Thaten zu entdecken,
Der nimmer müden Hand nur fehlet Petri Macht,
Sonst wäre was hier schläft schon wieder aufgewacht.

In dieser Kirche ward am 12. Juni 1733 der große König von Preußen mit der Braunschweig-Bevernschen Prinzessin Elisabeth Christine copulirt.

Hinter diesen Gebäuden, an die sich noch Wohnungen für Cavaliere, der Marstall, Küchen, auch ein Oekonomiehof schlossen, dehnte sich dann der große, im französischen Geschmack angelegte Garten aus, mit seinen hohen Hecken, schnurgeraden, sonnigen Alleen, Fontainen, Wasserfällen, Grotten &c. Die Haupt-Allee war 800 Fuß lang und zu beiden Seiten mit Statuen der Götter und Helden Roms und Griechenlands besetzt. Bei der spätern Demolirung dieser Anlagen ward die bedeutende Anzahl dieser Figuren der Art verschleudert, daß der größte Theil der Privatgärten um Wolfenbüttel und Braunschweig heute noch, oft in der abenteuerlichsten Zusammenstellung, damit ausgestattet erscheint. Wenn der Hof in diesem Prachtwege bis zu der den Wasserstrahl funfzig Fuß hoch werfenden Fontaine seine Staatspromenade hielt, bot derselbe einen imposanten Anblick dar. Zu beiden Seiten befanden sich kleine Seen mit eleganten Gondeln darauf, auch ein aus grünen Hecken gebildetes Theater. Die als Höhepunkte guten Geschmacks und sinnreicher Erfindung von der damaligen Welt angestaunten und gepriesenen Theile des Gartens aber waren „der Parnaß" und „die Eremitage."

Ersterer lag, den point de vue vom Schlosse ab bildend, am Ende der großen Allee; anscheinend ein rauher Felsen, barg er aber in seinem Innern elegante, kühle Zimmer, vom Hof in der heißen Jahreszeit besonders gesucht, Wasserfälle stürzten aus dem Felsen hervor und sammelten sich in einem Bassin, in welchem „Latona" mit ihren Kindern saß, die sie umgebenden Frösche spieen das Wasser abermals als kleine Fontainen in die Höhe. Als Bewohner dieses Berges zeigten sich ferner Apollo, die neun Musen und Minerva, unter ihnen weilte auch die Brunonia, und auf dem Gipfel sprang der vergoldete Pegasus.

Die „Eremitage" diente einem hölzernen Hieronymus zur Wohnung, der, mit dem Steine in der Hand, um sich wach zu erhalten, in der Kapelle betete, während sein Gesellschafter, der Löwe, aus dem nahen Quell trank. Außer der Kapelle enthielt dieselbe indeß noch einen Saal, dessen Wände mit Scenen aus dem Leben dieses Heiligen al fresco bemalt waren, ein Studirzimmer, Schlafkammer, Küche und einen sorgsam gepflanzten Gemüsegarten, Alles mit einem Comfort ausgestattet, in dessen Genuß der Bewohner hätte sehr angenehm leben können, wenn er nicht von Holz gewesen wäre.

Zu der Aufstellung der schönen Orangerie im Sommer diente der besonders eingehegte, sogenannte „kleine Orangerie-Garten", mit einem Treibhause, worin man seltene ausländische Gewächse zog. Unter der Regierung Herzog August Wilhelms, Sohnes und Nachfolgers Anton Ulrichs, blühete hier 1720 zum ersten Male eine riesige amerikanische Aloe; die bei dieser Gelegenheit geschlagene Medaille trägt die wohl auf die Kinderlosigkeit August Wilhelms nicht ganz unbezügliche Inschrift:

„Wenn's auch an Frucht gebricht,
Fehlt's doch an Blühen nicht."

Vielleicht um dem dort herrschenden üppigen Freudenleben ein Gegengewicht zu geben, stiftete Anton Ulrichs fromme Gemahlin, Elisabeth Juliane von Holstein, das Kloster „zur Ehre Gottes" zu Salzdahlum für zwölf protestantische Jungfrauen, deren Domina eine Adelige sein muß. Seit 1791 ist dies Stift nach Wolfenbüttel verlegt.

Dieses mit so vielem Geschmack ausgestattete Schloß blieb

auch, nachdem sein Gründer am 27. März 1714 dort gestorben war, der Hauptfreudenort des Braunschweiger Hofes. Das glänzende Leben wurde fortgesetzt und erreichte besonders unter Herzog Carl I., eine große Ausdehnung, bis sein Sohn, der weise, sparsame Carl Wilhelm Ferdinand, ihm ein Ende machte.

Neben dem Rufe aber, welchen Salzdahlum seiner Gemälde-Sammlung wegen im Auslande hatte, ist sein Name wohl in weiteren Kreisen am häufigsten als der Ort genannt, wo, wie erwähnt, im Jahre 1733 die Vermählung des damaligen Kronprinzen Friedrich, nachmaligen König Friedrich des Großen, mit der Bevernschen Prinzessin Elisabeth Christine, einer Urenkelin Anton Ulrichs, gefeiert wurde. Am 11. Juni trafen zu diesem Zwecke König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, die Königin Sophie Dorothea, der Kronprinz Bräutigam mit einem glänzenden Gefolge, darunter auch die Speciale des Königs, von Grumbkow und Seckendorf, am Hoflager des regierenden Herzogs Ludwig Rudolph zu Salzdahlum ein.

Abends wurden die Festlichkeiten mit einem Schäferspiele auf dem grünen Theater eröffnet; sämmtliche dabei mitwirkende Herren und Damen des Hofes, fünfzig Paare, auch das Musikcorps, waren in Schäfertracht. Drei junge Arkadier, darunter auch Friedrich, erschienen vor einem Hirtenfürsten, um die Hand seiner Tochter zu werben. Der Vater erklärte, er werde sie nur dem geben, welcher am schönsten die Flöte blase. Der Wettstreit der Bewerber begann, ließ aber den Kunstrichter in seinem Urtheil unentschieden. Da rauschten die Büsche, die goldene Lyra erklang, Apoll erschien und erbot sich, den Streit zu entscheiden; abermals ertönten die Flöten, der schöne Gott erklärte Friedrichs seelenvolles Spiel unübertroffen und führte dem Sieger die Braut zu. Fröhlicher Tanz im Freien beschloß diese Vorfeier.

An einem die Gärten von Salzdahlum im schönsten Grün zeigenden Frühlingstage, Freitag den 12. Juni, fand, nachdem die Ehepacten im Zimmer der Königin-Mutter vollzogen waren, die Trauung in der Schloßkirche durch Abt Dreyßigmark statt. Von dort begab sich der Hochzeitszug, unter dem das Ereigniß dem Lande verkündenden Kanonen-Donner und Trompeten-Schall, in das Audienz-Gemach, wo die gebräuchliche Gratulations-Cour stattfand, dann folgte Tafel und Ball. Sonnabend war Ruhetag. Am Sonntage, früh zehn Uhr, versammelte sich der Hof in der Kirche, wo der berühmte Kirchenhistoriker Lorenz von Mosheim, Abt zu Marienthal und Professor zu Helmstedt, eine „besonders verordnete" Einsegnungspredigt: „von dem Segen des Herrn auf die Ehen der Gerechten", hielt. Abends dirigirte der berühmte Componist des „Tod Jesu", Graun, damals noch fürstlich braunschweigischer Vice-Kapellmeister, seine neue Oper „lo Specchio della fedelta" — der Spiegel der Treue — der am Montage die Aufführung von Händels „Parthenope" und die französische Komödie „le Glorieux" von Destouches folgten. — Am 16. Juni reisete der preußische Hof nach Potsdam ab, wohin am 24. die Braunschweiger Fürstlichkeiten folgten; am 27. hielt Friedrich seinen glänzenden Einzug in Berlin.

Nachdem Salzdahlum hundert und zehn Jahre etwa der glänzende Sammelplatz des braunschweigischen Hofes gewesen war, machte das Unglücksjahr 1806 seiner Pracht ein Ende. Schon der letzte Aufenthalt seines Besitzers war ein tragischer. An der Spitze des bei Jena geschlagenen preußischen Heeres hatte der greise Herzog Carl Wilhelm Ferdinand gestanden, der Erlasser des unglücklichen Manifestes von 1792. Mit der Todeswunde am Haupte, kam er fliehend am 20. October, Mittags ein Uhr, in Salzdahlum an. Der mit Wachsleinwand überspannte Tragkorb, in welchem er seiner Wunde wegen transportirt werden mußte, wurde in dem ehemaligen Wohnzimmer seines Vaters Carl niedergesetzt, und nachdem er hier eine Traube aus dem Salzdahlumer Garten genossen, erquickte „den armen blinden Mann", wie er sich selber nannte, zum letzten Male auf heimathlichem Boden und im eigenen Hause ein vier Stunden langer Schlummer, dann ward die Flucht, ohne die Residenz zu berühren, nach Ottensen fortgesetzt, wo der Held am 10. November starb.

Das Herzogthum ward nun dem neu geschaffenen Königreiche Westphalen einverleibt, und unter einem Regimente, das keine Pietät für das Alte hatte, ging Anton Ulrichs Schöpfung rasch ihrem Verfall entgegen. Am Tage nach seinem glänzenden Einzuge in Braunschweig — am 18. Mai 1808 — kam der junge König Jerome von dort ab auch nach Salzdahlum und durchwanderte die schon verödeten Prachträume. Dann traf Denon ein, um eine Auswahl unter den Kunstschätzen des Schlosses für den Imperator zu treffen und sie als Trophäen nach Paris zu senden; erst mit dem Siegeswagen des Brandenburger Thores zu Berlin kehrte das Geraubte in den rechtmäßigen Besitz zurück.

Die westphälische Commun der alten Welfenstadt Braunschweig hatte dem Könige für den Fall, daß er gelegentlich von Cassel ab dort einspräche, das Residenzschloß ausbauen lassen, und für die daraus entstandenen Kosten schenkte die Majestät derselben huldvoll das wohlfeil erworbene Schloß — zum Abbruch. — Sodann begann im Herbste 1811 die Versteigerung des von Denon Zurückgelassenen; Hunderte von interessanten Portraits wurden damals für einige Groschen das Stück verschleudert, Gleiches geschah mit dem Rococo-Meublement, und die jetzt herrschende moderne Passion, sich Zimmer mit diesem Hausrathe voriger Jahrhunderte auszustatten, hat eben durch die seit der Demolirung des geräumigen Schlosses über das Land zerstreuten Gegenstände der Art nicht unbedeutende Befriedigung aus Braunschweig erhalten. Im Jahre 1812 wurde das also geplünderte Schloß selbst abgebrochen, sein kunstreicher Garten, welcher vielleicht noch jetzt zu den sehenswerthesten Umgebungen der Residenz zählen könnte, ward, in Ackerland verwandelt, der Domaine zugelegt, und wo einst der von den Musen bewohnte Parnaß stand, da zieht jetzt der Pflüger seine Furchen, und im Herbst pfeift der Wind über die Stoppeln, wo sonst Fürsten und Edelfräulein wandelten.

Meine Löwin.

Von Dr. A. E. Brehm.

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Wir hatten uns lieb, wir hatten uns gern.
Die schönen Tage, sie liegen uns fern."
(Chamisso.)

Als ich während meines Aufenthaltes in Charthum einmal meinen Freund und Gönner Latief-Pascha besuchte, zeigte mir dieser eine junge, allerliebste Löwin, von der Größe eines halberwachsenen Pudels, welche er vor Kurzem als Geschenk von einem der „Aschiach" oder Befehlshaber der ihm untergebenen Araberstämme erhalten hatte. Das Thierchen war im höchsten Grade zahm, sehr liebenswürdig, possierlich und dabei vollkommen an den Menschen gewöhnt, hatte gelernt, diesen als seinen Herrn, Gebieter, Ernährer und Beschützer anzusehen, und ließ sich deshalb alle Unbilden, welche der Mensch seinen ihm untergebenen Hausthieren angedeihen zu lassen pflegt, ohne Murren gefallen. „Bachida", zu Deutsch die Glückliche, so hatte man die Löwin benannt, spielte nach Art junger Kätzchen dreist und furchtlos mit dem Beherrscher eines ganzen Landes, dessen Befehl Leben gewähren oder Tod bringen konnte, und sprang auf dem ernsten Manne tollkühn mit aller ihr angeborenen anmuthigen Leichtfertigkeit und Dreistigkeit herum, als sei er eben auch nur ein gewöhnliches Menschenkind; und Latief-Pascha hatte seine große Freude an dem zierlichen Geschöpfe.

Ich will nicht leugnen, daß die Löwin augenblicklich auch mein Herz gewonnen hatte; allein ich bedachte im Stillen, wie viel mich ihre Unterhaltung und später ihre Fortschaffung kosten würde, und konnte bei meiner damaligen Armuth den Gedanken nicht in mir aufkommen lassen, das liebenswürdige Wesen mir zur Gesellschafterin zu erwerben. Mein Freund Bauerhorst aber, welcher mich begleitete, kannte solche Bedenken nicht, und da ihn, wie mich, die

Liebenswürdigkeit Bachida's bezaubert hatte, gab es bald für ihn nur einen Wunsch: das Thier sein eigen nennen zu können. Er bestürmte mich fortwährend, meinen „Einfluß beim Pascha", wie er es nannte, hier geltend zu machen und für ihn die Löwin mir zu erbitten. Ich aber, wohlbewußt dessen, was ich dem großartigen Manne, meinem väterlichen Freunde und Gönner, Alles verdanke, und schon damals ahnend, daß er allein es sein würde, durch dessen Hülfe es mir gelingen könnte, die heimathliche Erde jemals wiederzusehen, ich wollte anfangs nicht recht daran, meinem Beschützer das Gesuch meines Freundes zu unterbreiten, bis mich dieser endlich doch für sich gewann, und ich dem eines Tages besonders gut gelaunten Pascha sagte, seine Löwin habe das Herz meines Freundes gewonnen, und er sei förmlich verliebt in sie. Für einen Türken ist eine solche Aeußerung genug, um den betreffenden Gegenstand sofort als Geschenk anzubieten, und Latief-Pascha war viel zu sehr Türke, als daß er eine solche Artigkeit hätte unterlassen sollen. Kurz nach meiner Heimkehr erschien ein Arnaut mit der Löwin im Arme und der Botschaft im Munde, sein Herr mache sich ein großes Vergnügen daraus, dem Gaste in seinen Landen, seinem Freunde, hiermit diese geringfügige Gabe als Zeichen seiner Achtung zu übersenden. So waren wir in den Besitz des allerliebsten Thieres gelangt, und ich meinerseits fühlte nun auf einmal Wünsche in mir rege werden, vornehmlich aber denjenigen, allein und ausschließlich der Erzieher und Beschützer des jugendlichen Thieres sein zu dürfen. Bauerhorst war damit natürlich vollständig einverstanden, und so erhielt denn ich die Löwin zu ganz besonderer Pflege und Wartung anvertraut. Und ich glaube, diesem Vertrauen keine Schande gemacht zu haben.

Es währte nicht lange, bis das Thier in unserem Gehöfte vollkommen eingewohnt war, obwohl sie sich noch lange Zeit ihres früheren Herren erinnerte. Denn wenn dieser einmal bei unserm Hause vorüberritt, und Bachida zufällig in der Thür stand, unterließ sie es nie, ihn bis zu seinem Palaste, der Hokmodarie Charthums, zu begleiten, und mußte von dort aus regelmäßig zu uns zurückgebracht werden. Wir ließen die Löwin natürlich frei herumlaufen, wie dies bei allen meinen Thieren, welche sich eines solchen Vorrechts würdig zeigten, zu geschehen pflegte. Sie durchstreifte nach Belieben Haus und Hof, Kammern und Speicher, Stallungen und Schuppen, wenn ich von den verschiedenen Höhlen unseres Hauses überhaupt derartige Unterscheidungen gebrauchen darf; sie ging in den Garten, bestieg zuweilen die niedrigen, platten Dächer der untergeordneten Räume unseres Hauswesens und benahm sich bald mit sehr großer Sicherheit und Zuversichtlichkeit.

Nach kurzer Zeit hatte ich ihre Freundschaft mir zu erwerben gewußt. Bachida liebte mich zärtlich, folgte mir wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde nur bisweilen lästig, nämlich wenn sie Nachts auf den Einfall kam, mich auf meinem Lager zu besuchen und durch ihre Liebkosungen aufzuwecken. Dann war sie gewöhnlich so leicht nicht wieder wegzubringen und raubte mir in dieser Weise manche Stunde Schlafs.

Sehr bald hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf unserem Hofe zu erringen gewußt. Die Affen schnitten entsetzliche Gesichter, wenn sie sich zeigte, oder wurden gänzlich außer Fassung gebracht, wenn sie gar nach ihnen hinsprang, um mit ihnen zu spielen; die Kameele, welche bei uns vorübergingen, machten verzweiflungsvolle Sätze, wenn sie das in ihren Augen furchtbare Wesen gewahrten; und oftmals kam es vor, daß die vorübergehenden Kameele eines Zuges sich plötzlich ihres Gepäckes entledigten, wenn Bachida in einer Mauerluke oder auf der Mauer erschien und mit einigen, nach unsern Begriffen gar nicht entsetzlichen Lauten die Kameele von der Anwesenheit eines so furchtbaren Raubthieres belehrte. Die gute Löwin erntete dann oft Fluchen und Schelten in reichem Maße seitens der Kameeltreiber, obwohl selbstverständlich keiner der Sudahnesen es wagte, sich ihr in böswilliger Absicht zu nähern. Es kam vielmehr bald dahin, daß Jedermann in Charthum die Löwin als den Wächter unseres Hauses betrachtete und fürchtete oder wenigstens achtete; und wir hatten so das Glück, von allem lästigen Gesindel für immer befreit zu sein. Ich muß dabei allerdings im Voraus bemerken, daß die gutgesittete Bachida sich zuweilen Scherze erlaubte, welche den Sudahnesen über den Spaß gingen und sie vollkommen berechtigten, in ihr ein wahres Ungeheuer zu erblicken.

Als sich die Zahl meiner zahmen Thiere nach und nach vermehrte, bekam Bachida Gelegenheit, sich unter ihnen nach Herzenslust zu vergnügen. Sie brachte oft den ganzen Hof in Unordnung, weil sie keines der mit ihr dort lebenden Thiere in Ruhe ließ. Es war dies keineswegs Böswilligkeit von ihrer Seite, sondern blos eine unbegrenzte Lust, die anderen Geschöpfe zu necken und zu foppen. Zu den Antilopen, welche wir hin und wieder bekamen, aber immer nur kurze Zeit am Leben erhielten, durfte sie allerdings nicht gelassen werden, weil diese Thiere bei ihrem Erscheinen verzweiflungsvoll gegen die Wände rannten und sich selbst so beschädigten, daß sie zu Grunde gingen. Dagegen waren die Affen und unsere Raubvögel die beständige Zielscheibe ihres Uebermuthes. So lange sie klein war, ging die Sache; denn Bachida fand in einem alten Pavian einen würdigen Gegner, jedoch nur dann, wenn sie besonders zudringlich wurde. Auch er zitterte bei ihrem Erscheinen und verzog das Maul auf grauenvolle Weise, griff sie aber, wenn sie sich näherte, ohne Weiteres muthvoll mit seinen Händen an und rieb ihr die Ohren dergestalt um den Kopf herum, daß ihr Hören und Sehen vergehen mochte und sie gewöhnlich eiligst das Weite suchen mußte. Mit der Zeit jedoch wurde die Löwin so stark, daß der Pavian ihrer nicht mehr Herr werden konnte und nunmehr, wie sämmtliche Thiere, von ihrem Uebermuthe zu leiden hatte.

Da erhielt ich neuen Zuwachs zu meiner Thiergesellschaft, und zwar einen Marabu. Dieser gewaltige Vogel wurde augenblicklich von der Löwin angegriffen, war sich jedoch des Gewichtes seines furchtbaren Schnabels so bewußt, daß er den Angriff nicht nur ruhig abwartete, sondern auch siegreich zurückschlug. Bachida hatte lange Zeit lauernd und ganz nach Katzenart mit dem Schwanze wedelnd auf dem Boden gelegen und den neuen Ankömmling starr betrachtet, welcher sie seinerseits gar nicht zu beachten schien und ruhig auf und niederstolzirte: jetzt gedachte sie, ihn in ihrer gewöhnlichen Weise zu erschrecken, und machte, als er sich ihr hinreichend genähert hatte, einen gewaltigen Satz nach ihm. Der Vogel erschrak allerdings und sprang hoch in die Höhe, besann sich aber keinen Augenblick lang, sondern schritt muthig mit halbgebreiteten Schwingen auf die verwunderte Löwin zu und versetzte ihr rasch hinter einander mit seinem gewaltigen Keilschnabel mehrere Püffe in so nachdrücklicher Weise, daß er sie wenigstens gründlich überzeugte, hier sei ohne ernsten Kampf kein Sieg zu erringen. Zum ersten Male sahen wir jetzt das sonst so sanfte Thier in Wuth gerathen. Ergrimmt über die erlittene Schmach stürzte sie sich brüllend auf den Vogel, welcher sich inzwischen schon zu einem neuen Angriffe vollkommen vorbereitet hatte. Bachida versuchte, ihn mit den Tatzen anzugreifen; allein der Marabu ließ sie dazu gar nicht kommen, sondern brachte ihr wiederum mit außerordentlicher Schnelligkeit und Sicherheit eine Anzahl von Schnabelhieben bei. Wuthbrüllend antwortete die Löwin und stürzte sich nochmals auf den gefährlichen Gegner; dieser aber, vielleicht ahnend, daß der jetzige Angriff ein entscheidender sein würde, nahm seine ganze Kraft zusammen und bediente den Vierfüßler nochmals so reichlich, daß dieser plötzlich umdrehte und die Flucht ergriff. Schnabelklappernd verfolgte sie der übermüthige Sieger in alle Winkel und Ecken, durch alle Gebäude des Hofes. Bachida wußte schließlich keinen Ausweg mehr und kletterte endlich, bestürzt über dieses Ereigniß, an der Wand eines niedrigen Gebäudes empor. Diese empfangene Lehre vergaß die Löwin allerdings nicht wieder und ließ fortan stets den Storchvogel achtungsvoll in Ruhe, trieb es jedoch mit den anderen Thieren wie früher.

Nur mit einem einzigen ihrer Hofgenossen schien sie in besonderer Freundschaft zu leben. Derselbe war ein muthiger Widder und stets geneigt, einen Strauß mit ihr auszufechten. Es war allerliebst, dem Spielen und Kämpfen dieser Beiden zuzusehen. Sobald sich Bachida dem Widder näherte, erhob sich dieser und stellte sich mit niedergebeugtem Kopfe zum Gefecht. Die Löwin legte sich nieder, sah ihn starr an, und schlich dann entweder an ihn heran, oder sprang mit einem, höchstens zwei Sätzen auf ihn zu. Gewöhnlich bekam sie gleich beim ersten Zusammentreffen mit ihm einen tüchtigen Hornstoß von ihrem Spielgefährten, und schien dann vollkommen befriedigt zu sein; in einzelnen Fällen aber gelang es ihr auch, dem Widder einen Tatzenschlag beizubringen, und dann war sie natürlich übermüthiger, als je. Dieses schöne Verhältniß wurde grausam zerrissen. Bei einem der Zweikämpfe mochte der Widder etwas zu derb zugestoßen und die Löwin erzürnt haben, wenigstens

war sie, wie meine Diener mir erzählten, plötzlich wüthend auf denselben losgestürzt und hatte ihm derb mit Tatzenschlägen zugesetzt. Am andern Tage war er todt!

Einen großen Spaß bereitete uns Bachida eines Tages, freilich sehr zum Nachtheile eines Mitbewohners unseres Hauses. Im zweiten Theile unserer Wohnung, in dem sogenannten Harehm oder der Frauenabtheilung desselben, war nämlich ein dicker griechischer Kaufmann eingezogen, welcher uns durch sein eingebildetes Wesen schon vielfach geärgert hatte. Er besaß einen dicken Esel zu seinen Spazier- und Geschäftsritten, welchen wir unserseits als Reitpferd für unsere Paviane zu benutzen pflegten und dadurch den guten Mann bisweilen sehr in Harnisch brachten. Es war während der Regenzeit, als Bachida sich einmal mit diesem Griechen besonders beschäftigte. Halb Charthum und unser Hof war durch die Regengüsse eines Gewitters überschwemmt, und die Löwin machte sich ein Vergnügen daraus, durch Dick und Dünn mit mächtigen Sätzen zu springen und die übrigen Thiere dadurch in Angst zu versetzen. Wir saßen unter der Vorhalle des Hauses, weil wir bei diesem Wetter nicht ausgehen konnten, und erfreuten uns nun an den Sprüngen unseres Lieblings. Da tritt plötzlich durch die Hinterthür eine weiße Gestalt heraus; es ist unser Grieche, in der frischgewaschenen, blendenden Jellabie, dem talarähnlichen Obergewande aller vornehmen Sudahnesen, welcher sich in diesem sauberen Anzuge zu „seinem Freunde", dem Pascha, begeben will. Mühsam schleppt er sich durch den Koth, um nach dem Stalle zu gelangen, in welchem sein Reitthier eingesperrt ist. Bachida liegt im dicksten Schmutze und sieht verwundert lange Zeit starr auf diese weiße Gestalt. Plötzlich duckt sie sich platt auf den Boden, nimmt den Griechen fest in's Auge, macht einen furchtbaren Satz auf ihn und bewirkt dadurch, daß der gute Mann halb ohnmächtig vor Schreck ohne Weiteres die schöne, reingewaschene Jellabie mit dem Lehmwasser des Hofes übertüncht, bezüglich rückwärts in die Schmutzpfütze stolpert.

Bachida hätte genug an dem bereiteten Schrecken gehabt, hätte der Mann nicht laut zu schreien angefangen. Auf dieses Zeichen hin mußte das neckische Thier seinen Muthwillen fortsetzen. Noch ein zweiter Satz bringt unsern Griechen völlig zum Liegen, und nun sitzt ihm das Ungeheuer mit beifälligem Gebrüll auf dem Leibe, umarmt ihn sehr zärtlich, wälzt ihn dabei aber, da er entrinnen will, dergestalt im Kothe herum, daß von der blendenden Kleidung auch nicht ein handgroßer Flecken mehr rein bleibt. Alle Heiligen fleht er um Hülfe an, allein keiner hilft ihm; endlich wendet er sich an uns, und wir entwinden ihn auch glücklich den Klauen seines Peinigers, welcher ihn natürlich nicht im Geringsten verletzt hatte. Der dicke Herr kam wieder auf seine Beine, allein er begann jetzt so furchtbar zu schimpfen, daß wir ihm die erlittene Unbill als ganz gerechte Strafe von ganzem Herzen gönnten. Er schwor, sich zu rächen und diese Fahrlässigkeit von unserer Seite sofort dem Pascha zu berichten, sobald er nur wieder frisch angezogen sein werde. Nach einer halben Stunde erschien er denn auch wieder, noch immer Wuth schnaubend, und begab sich zum Pascha. Leider aber traf das alte Sprüchwort: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen", dies Mal auch bei unserm Griechen ein; denn der Pascha war nicht weniger ergötzt über den geistreichen Einfall der Löwin, und Channa Sabua hatte das Vergnügen, anstatt der gehofften Rache gegen uns, den Spott und das Gelächter seines Freundes und des Hofstaates zu ernten.

Gegen uns benahm sich Bachida immer sehr liebenswürdig, und nur einmal mußte sie von mir derb gezüchtigt werden, was mir freilich beinahe übel zu stehen gekommen wäre. Bachida hatte meinen Lieblingsaffen anfangs erschreckt, später gemißhandelt, und zuletzt getödtet und gefressen, und ich mußte fürchten, daß sie sich mit der Zeit noch an andere Thiere machen und mir großen Schaden verursachen würde. Ich führte sie also, mit der Peitsche in der Hand, zu den einzigen Ueberbleibseln ihres Schlachtopfers, welche ich noch vorfand, zum Kopfe und Schwanze des Affen, und prügelte sie tüchtig ab. Sie suchte zu entfliehen, wurde jedoch von mir verfolgt und schließlich bis in einen der Räume unseres Gehöftes getrieben. Als sie einsah, daß sie nicht entrinnen konnte, nahm sie plötzlich eine andere Miene an, als früher, und stellte sich mir so herzhaft zur Wehr, daß ich fürchten mußte, von dem zu jener Zeit mehr als halberwachsenen Thiere erheblich verletzt zu werden. Ich bin überzeugt, daß sich die im höchsten Grade erzürnte Löwin sofort auf mich gestürzt haben würde, wenn ich auch nur einen Schritt zurückgewichen wäre, allein gleichwohl lag mir Alles daran, ihr freien Ausweg zu verschaffen. Ohne Unterlaß mit der Peitsche ihr Fell bearbeitend, drückte ich mich auf die Seite, und öffnete so der Löwin den Ausweg, welchen sie auch schleunigst benutzte. Schon nach einer halben Stunde war ihr Zorn verraucht, und sie kam wieder, freundlich, wie immer, gleichsam abbittend, mich liebkosend wie vorher, so daß mich jetzt die ihr ertheilte Strafe fast ebenso schmerzte, als dieselbe sie geschmerzt haben mochte. Das war der einzige Streit, welchen wir Beide jemals mit einander gehabt hatten. Ich wiederhole nochmals, daß Bachida sonst nie sich eine Unart gegen uns erlaubte, oder in irgend einer Weise die Wildheit eines Raubthieres bekundigte.

Meine Armuth zwang mich, zu meiner Rückreise die gefährlichste Straße zu wählen, d. h. ein gerade nach Egypten abgehendes Schiff zu benutzen, auf welchem ich über alle Stromschnellen des Nils hinwegtanzen sollte. Der Thiere wegen, welche wir bei uns führten, war dieser Weg in gewisser Weise den andern Straßen durch die Wüste vorzuziehen, da wir auf ihm niemals Mangel an Wasser verspürten. Auf unserm Boote lebten wir nun in sehr inniger Gemeinschaft mit unserem sämmtlichen Vieh zusammen, und namentlich Bachida war der erklärte Liebling aller Bewohner des Schiffes. Ihre Reinlichkeitsliebe war merkwürdig. Niemals verunreinigte sie ihren Käfig während der Fahrt; sie wartete vielmehr mit Schmerzen des Augenblickes, welcher das Schiff dem Ufer zuführen und ihr die gewohnte Freiheit gewähren sollte. Ihretwegen legten wir gewöhnlich ziemlich entfernt von den Dörfern an, und ließen dann sofort nach der Landung das liebe Thier aus seinem Käfig. Sobald dies geschah, stürzte Bachida eiligst auf's Land, um sich zu entleeren, was stets an einer verborgenen Stelle und ganz nach Katzenart geschah, indem die Löwin für ihre Losung jedesmal eine Grube scharrte und dieselbe, nachdem sie ausgefüllt worden war, auch regelmäßig wieder mit Erde bedeckte. Nach Beendigung dieses wichtigen Geschäftes wurde sie lustig und übermüthig. Wie ein junges Füllen sprang sie mit mächtigen Sätzen umher, kürzere oder längere Ausflüge machend, kehrte aber immer bald wieder zum Schiffe zurück. Unsere Ankunft bei einem Dorfe brachte in demselben stets die freudigste Aufregung hervor. Alt und Jung strömte herbei, um die Frendjis zu sehen, welche ein ganzes Schiff mit „wilden Thieren" oder „Söhnen des Waldes" befrachtet hatten. Gewöhnlich war schon eine halbe Stunde nach unserer Landung das Schiff mit einer so großen Menschenmenge umgeben, daß der Besuch uns zuweilen recht lästig wurde. Dies schien auch Bachida einzusehen, und da sie jedenfalls die gute Absicht hegen mochte, uns solcher Last zu entheben, erlaubte sie sich oft tolle Scherze nach ihrer Art, indem sie plötzlich den Einen oder den Andern durch einen wilden Satz erschreckte, sich hinter Buschwerk oder Felsen auf die Lauer legte und unverhofft brüllend hervorschoß oder andere Streiche vollführte, welche den Muth der guten Dorfbewohner jener Gegenden auf allzuharte Proben stellten. Ich muß hervorheben, daß Bachida hier wirklich mit Verständniß handelte und stets sehr erfreut schien, wenn ihr ein solcher Schreck besonders gelungen war.

Zwei Male ging sie jedoch zu Thätlichkeiten über, welche ich nicht ganz billigen konnte, und daher einschreiten mußte. Das eine Mal war sie vom Nilufer hinauf in ein ärmliches Dorf geklettert und hatte dort die eben heimkehrende Schafheerde nicht nur vollständig zersprengt, sondern sich auch einen Zoll aus ihr erhoben, nämlich ein Lamm ergriffen, jedenfalls in der guten Absicht dasselbe abzuwürgen. Die Dorfbewohner erhoben förmlich ihr Kriegsgeschrei, jenes zitternde, durch unnachahmlichen Zungenschlag und gellende Töne hervorgebrachte, weit hörbare Tonunwesen, welches Goltz mit „wildem Waldvogelgesang in Urwäldern vor der Sündfluth und Einführung eines geläuterten Naturgeschmackes" vergleicht. Aus allen Hütten hervor stürzten die erregten Bewohner des friedlichen Dorfes mit Waffen allerlei Art, um dem schauderhaften Feinde zu Leibe zu gehen. Die brüllenden Weiber hielten sich allerdings in entsprechender Entfernung, um sicher zu sein, und die muthigen Männer berathschlagten glücklicher Weise noch, wie sie es anfangen möchten, das Ungeheuer in möglichst gefahrloser Weise zu besiegen, als ich ankam und der ganzen Aufregung dadurch ein Ende machte, daß ich, wie weiland Simson, meine Löwin am Kopfe packte, ihr den Rachen aufriß, und das erfaßte

Lamm mit einem Fußtritte fortschleuderte. Von der Dorfbewohnerschaft erntete ich allerdings Schmeicheleien und Bewunderung für meine Heldenthat, nicht so aber von Bachida, welche Lust zu haben schien, störrisch zu werden und ihre rechtmäßige Beute unter allen Umständen wiederzuerobern. Um auch sie zu befriedigen, wurde deshalb das ohnehin etwas mitgenommene Lamm für baare sechs Silbergroschen unseres Geldes erhandelt und nach dem Schiffe gebracht, wo es Bachida noch selbigen Abend wohlgemuth verspeiste.

Der zweite Fall war ernster. Wir lagen bei Theben, und Bachida ward der großen Menschenmenge wegen mit ihrer Kette an eine der Säulen des Tempels von Luksor gefesselt. Natürlich sammelten sich außer den stets dort sich findenden neugierigen Reisenden aus aller Herren Ländern auch sämmtliche Dorfbewohner, um „die Tochter Abu Fathmes“, wie die Sudahnesen die weiblichen Löwen nennen, in gehöriger Nähe gefahrlos betrachten zu können. Unter ihnen befand sich ein kleiner zudringlicher Negerknabe, welcher Bachida wohl zu nahe gekommen oder sie gar erzürnt haben mochte; denn plötzlich theilte sich der dichte Kreis, der sie bisher umgeben hatte, unter entsetzlichem Geschrei und Geheul, Verwünschungen, Fluchen und Jammern, und mir wurde schleunigst die Nachricht hinterbracht, daß mein „Scheusal“ soeben einen kleinen Adamssohn erfaßt habe und im Begriff stehe, ihn ohne Umstände zu verschlingen. Es sei zwar nur ein Sclave, allein ich möge bedenken, daß er 1000 Piaster gekostet habe, und ich ihn entschieden bezahlen müsse, wenn die Löwin ihn fressen würde. Daß dieser letztere Satz, nach dortiger Ansicht jedenfalls der wichtigste, auch bei mir seine Wirkung nicht verfehlen würde, schien natürlich, und diese Meinung ward auch vollkommen gerechtfertigt; denn ich stürzte diesmal mehr als eilig zu meiner Freundin, um den gefangenen Buben zu befreien. Bachida spielte mit ihm, wie eine Katze mit der Maus, drehte ihn in ihren Pranken hin und her, beroch ihn, zog ihn zu sich heran, ließ ihn wieder los, um ihn augenblicklich von Neuem zu halten, hatte ihm aber bisher auch nicht das geringste Leid zugefügt und nirgends ihn auch nur geritzt. Meine Ankunft brachte sie augenblicklich zur Besinnung, daß der schwarze Schreihals kein Spielzeug für sie sei; sie ließ denselben fahren, noch ehe ich Miene machte, ihr ihn zu entreißen.

In Egypten wurde der Zudrang der Menge zu unserm Schiffe so arg, daß wir öfters unsere Bachida zur Abwehr benutzen, das heißt, sie am Stricke führend die Leute zurücktreiben mußten. Gewöhnlich half blos dieses Mittel, dann aber auch gründlich. Kein Mensch konnte begreifen, daß ein Löwe in dieser Weise gezähmt werden könne, wie es hier ersichtlich war; Jedermann schien vielmehr zu glauben, ein Opfer des Ungeheuers werden zu müssen, und auch die Zudringlichsten machten sich eiligst auf die Socken, wenn wir mit der Löwin auf sie zukamen.

Während unseres Aufenthaltes in Kairo gab Bachida den „Söhnen der Begnadigten“ mehrere Male ein ganz außergewöhnliches Schauspiel. Um ihr zuweilen den Genuß von freier Luft zu verschaffen, führte ich sie nämlich an der Kette spazieren, und einige Male bin ich mit ihr über die stets von Spaziergängern erfüllte Esbek'e gegangen. Man kann sich denken, welche Menschenmenge augenblicklich sich versammelte, um solches nie Gesehene gehörig betrachten zu können. Unter den Ausrufen der vollsten Bewunderung folgte Jeder, welcher uns sah, sodaß unsere Schleppenträger bald zu Hunderten anwuchsen. Ihre Bewunderung schien jedoch vorzugsweise der Löwin, nicht aber meiner Wenigkeit, zu gelten, da ich Ausrufe, wie: „Bewahre uns der Allmächtige vor dem aus seinen Himmeln herausgestürzten Teufel!“ „Behüte uns der Herr vor allem offenbaren Zauber!“ „Gott verdamme diesen Christen!“ und andere öfters zu hören bekam. Gewöhnlich wurde der Zulauf zuletzt so unerträglich, daß ich nach kurzem Spaziergange zurückkehren mußte. Dabei wurde ich aber keineswegs durch die Menge der Zuschauer gehindert; denn wie in Oberegypten machte auch hier Jedermann eiligst Platz, wenn das bewunderte Thier erschien, auf dessen Gutmüthigkeit man sich dennoch nicht ganz verlassen zu können glaubte.

Bauerhorst schenkte die Löwin dem Thiergarten in Berlin, und ich übernahm gern die Begleitung von ihr und einer ganzen Menge anderer Thiere, welche der preußische Generalconsul Hr. v. P. derselben Anstalt geschenkt hatte, obwohl sich unter den Thieren auch ein erwachsener, männlicher Löwe befand, mit welchem nicht gerade zu scherzen war. Unsere Ueberfahrt von Alexandrien war rasch und glücklich, wenn sich auch die Thiere mit dem finstern Schiffsraume nicht recht befreunden konnten. Selbst Bachida schien sehr mißmüthig und ärgerlich darüber geworden zu sein, obschon ich sie tagtäglich zum großen Ergötzen und Erstaunen der Reisenden auf's Verdeck heraufholte. Sie mußte dabei eine leiterartige Treppe heraufsteigen, und dies schien ihr stets viel Beschwerde zu verursachen, wurde jedoch nach Katzenart mit vielem Geschick bewerkstelligt. So oft sie auf Deck erschien, war sie artig und liebenswürdig, wie immer; in den dunkeln Schiffsraum kehrte sie aber stets mit großem Verdrusse zurück. Einmal verkannte sie mich gänzlich und ließ ihrem Grolle freien Lauf, als ich an ihrem Käfig vorüberging. Ich wollte sie streicheln, wurde aber von ihr plötzlich so heftig am Arme gepackt, daß ich heute noch die Narben der dabei erlittenen Verletzungen an mir trage. Allerdings war sie außer sich, als ich sie anrief, und sie ihr Unrecht erkannt hatte; ich aber merkte, daß in dieser Lage mit ihr nicht zu spaßen sei. Sogleich nach unserer Ankunft in Triest war sie wieder das liebe gute Thier, wie früher, und als ich sie nach viertägigem Getrenntsein wiedersah, kannte ihre Zärtlichkeit gar keine Grenzen. Es wurde für mich fast gefährlich, zu ihr in den Käfig zu gehen, da sie mich mit Gewalt dort festhalten wollte, und ich jedesmal nur durch List von ihr loskommen konnte. Unser Abschied ging mir sehr nahe, und ich muß offen bekennen, daß ich von Hunderten von Menschen mich getrennt habe, ohne auch nur entfernt so ergriffen worden zu sein, als ich es in jenem Augenblicke war, welcher mich für Jahre von meiner treuen Freundin scheiden sollte. Auch sie schien es zu ahnen, daß wir nun getrennt werden würden; denn sie jammerte fast kläglich, als ich zuletzt von ihr gehen wollte und doch immer noch einmal zu ihr zurückkehren mußte, um sie von Neuem zu liebkosen.

Und in der That vergingen Jahre, ehe ich Bachida wiedersah. Erst zwei Jahre nach meiner Rückkehr aus Afrika kam ich nach Berlin, und meine erste Frage war natürlich nach Bachida. Ich erfuhr zu meiner Freude, daß sie sich wohl befinde, groß und schön geworden sei und ihre alte Liebenswürdigkeit sich noch bewahrt habe. Da trieb es mich denn fast mit Gewalt zu ihr. Ich bedurfte keiner neuen Vorstellung seitens eines Auswärters, denn ich erkannte meine Löwin auf den ersten Blick wieder. Eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Neugierigen stand vor ihrem Käfig, als ich mit einem Freunde mich näherte. Man warnte mich freundlich, nicht zu nahe zum Käfig zu gehen, allein ich glaubte diesmal dieser Warnung nicht zu bedürfen und beruhigte die Besorgten, indem ich sagte, daß ich die Gewalt habe, die Thiere durch den Blick meines Auges zu bändigen, und ihnen gleich beweisen würde, daß es wahr sei. Und wirklich war das höhnische Gelächter einiger Anwesenden, welches die Entgegnung dieser Worte war, zu früh, denn der Erfolg bestätigte das, was ich erwartet hatte. In der völlig veränderten Kleidung, in welcher ich vor Bachida stand, erkannte sie mich augenblicklich zwar nicht, allein beim ersten Worte, welches ich an sie richtete, lauschte sie hoch auf, ihre Augen funkelten, sie legte sich wie zum Sprunge zurecht und lauschte nochmals. Und als ich dann wie in alten Zeiten zu ihr sagte: „Bachida, ja Bachida, Habibti, kef chalak, kef salamtak?“ das heißt, als ich sie begrüßt hatte, wie man eine theure Freundin begrüßt, in der Sprache, in welcher man zur Freundin redet, da war Bachida mit einem Satze an dem Gitter und reichte mir durch dasselbe beide Pranken. Ich gab ihr furchtlos meine Hand, sie zog sie an sich, legte sich nieder und auf den Rücken, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie sich recht glücklich fühlte, und ließ sich nun mit der höchsten Befriedigung von meiner Seite streicheln und hätscheln wie in vergangenen Tagen. Es bedurfte einer großen Ueberwindung, um mich wieder von diesem Thiere trennen zu können, und ich nahm noch einmal ebenso traurig Abschied von ihr, als ich ihn in Wien genommen hatte.

Es war der letzte; denn Bachida ist todt.

Kubleh.

Eine Geschichte aus der Assyrischen Wüste.

Von B. Taylor. *

Die dunkeläug'gen Wüstenkinder trieben
Zusammen ihre Heerden für die Nacht.
Die Zelte wurden abgesteckt; es bogen
Die müden Dromedare ihre Hälse,
Demüthig bittend knieten sie im Sand.
Die Jäger theilten bei dem Lagerfeuer
Die Beute von der Jagd am Tigrisufer,
Und all der bunte Lärm des Abends tönte
Im Schammarlager rings. Die kühle Luft
Flog auf den weichen, thaugetränkten Schwingen
Durch's blühende Gefilde; und wie nun
Der Schnee der Kurdenberge in dem Strahl
Der Sonne rosig glühte, hob sich ab
Vom safranfarbnen Westen breit und schwarz
Der alte Hügel Nimrod's. Dunkler wurden
Die blauen Schatten, und die Sterne kamen
Im Purpuräther schwimmend. Allgemach
Entflammten rings die rothen Lagerfeuer.
Die dämmrigen Gestalten schlanker Pferde
Und bärt'ger Reiter huschten an den Zelten
Vorbei mit wirrem Schrein und hast'gen Rufen
Und ungeduld'gem Wiehern. Kinder rannten,
Den Zaum zu halten, während jeder Reiter
Die Lanze in die Erde trieb, sein Roß
Vor seiner Thür zu fesseln. In der Mitte
Stand Schammerivah — frei von jedem Band —
Das Füll'n der stolzen Kubleh, und dem Scheikh
Viel theurer, als die schönste Odaliske. —
Doch als das Mahl beendigt, heller strahlten
Die Feuer und das Hundebellen schwieg;
Als Schammarjäger mit den Knaben saßen,
Die Waffen reinigend — kam Alimar,
Des Stammes Dichter, dessen Liebeslieder
Noch süßer als Bassora's Nachtigallen, —
Deß Kampfgesänge schon den Wüstenkindern
Ein halber Kampf — wer kennt nicht Alimar?
Die Männer baten: „Dichter, sing' von Kubleh!“
Und Knaben legten hin die Messer, baten:
„Sing uns von Kubleh, die wir niemals sahn,
Der schönen Kubleh!“ Und sie drängten sich
Mit glüh'nden Augen um das Lagerfeuer,
Als Alimar im Angesicht der Sterne
Jetzt sang den Wüstenkindern:
„Gott ist groß!
O Araber, seitdem Mohammed ritt
Auf Yemens Sande und vor Mekka's Thor
Das Flügelroß bestieg, deß Flammenmähne
Zur Sonne aufschlug, als auf Allah's Ruf
Es den Propheten trug zum hohen Himmel,
War keins gleich Kubleh — Sofuks stolzem Roß.
Nicht die milchweißen Hengste, deren Hufe
Das Feuer schlug aus Bagdad's Marmorställen,
Die durch den schimmernden Bazar stolzirten,
Am Purpurzaum gelenkt von Raschid's Hand;
Noch jenes Streitroß von mongol'scher Zucht,
Das durch die halbe Welt trug Tamerlan;
Noch jene flücht'gen Renner, die vor Zeiten
Aus Ormuz brachten schwarze Indier
Zu Persiens Kön'gen — Füllen heil'ger Stuten,
Die sich vermählt den stolzen Wellenrossen!

„Wer nannte je im ganzen Wüstenland
Die vielen Thaten Kubleh's? wer erzählte,
Woher sie kam, wer ihre Ahnen waren?
O Araber, ein Märchen Scherezade's,
Gehört im Lager, wenn die Lanzenschäfte
Ihr prüft am Abend einer heißen Schlacht,
Ist die Geschichte unsrer schönen Kubleh.

„Fern in des Südens Wüste, sagt man sich,
Fand Sofuk sie bei einer hohen Palme.
Es war versiecht der Quell; ihr rastlos Auge
Geröthet — hohl; die schlanken, jungen Glieder
Vom Durst erschlafft. Er hemmte sein Kameel,
Und als es kniete, band er ab den Schlauch;
Und da das Füll'n getrunken, folgt' es ihm —
Deshalb durft' Sofuk nur den Sattel gürten
Um ihren Leib, und mit dem Kopfputz schmücken
Ihr glänzend Haupt, das kein Gebiß ertrug —
Selbst nicht von ihm; sie war so stolz, wie er.

„Ihr Wuchs war schlanker in der leichten Anmuth
Wie eine Bajadere, wenn der Tanz
Den Gürtel lockert und die weißen Knöchel
Hell schimmern aus dem fließenden Gewand;
Stets hob sie hoch den feinen, freien Kopf;
Das Stirnhaar wehte zwischen ihren Ohren,
Den dünnen, hell durchsicht'gen, seidenweich.
Der Nüstern Bogen, rund und weit gezogen,
Sog ein den Wüstenwind; ihr schöner Hals
Gekrümmt zur Schulter, wie des Adlers Flügel;
Die wunderbaren Linien ihrer Flanken
Und Glieder wie geformt aus weicher Luft
Von Geisterhänden. Wenn der Schlachtruf tönte
Von Zelt zu Zelt, erglänzten ihre Augen
Blutroth wie ein Rubin — ihr helles Wiehern
Klang wilder, schärfer als der Speere Klirr'n.

„Der Tigris und die Wüste kannten sie.
Trug sie nicht Sofuk vor den Schammarkriegern
Zum Kampfe mit den Gebern, die nicht harrten,
Willkommen ihr zu bieten? Sah der Kurde,
Als wir den frechen Eindringling verjagten,
Nicht ihre Hufspur in der Berge Schnee?
Leicht, wie die dunkeläugige Gazelle
Auf steilen Klippen, über jähe Schlünde
Auf Sindjar's Hügeln überholte sie
Den wilden Esel in der vollen Flucht.
Durch manches Kampfgetümmel stürmte sie
Rauchend von Schweiß und Staub und fesseltief
Im dicken Blute. Wenn der Feuernebel
Die Sonne roth verhüllte, jagte sie
Her vor der Trombe, bis im Sturm die Mähne
Sich wirbelnd drehte, während die Kameele
Stöhnend und hülflos auf dem Sande lagen.

„Der Taurus und Cirkassien kannten sie;
Georgiens Fürsten hörten ihr Gewieher
Vor Tiflis' Wällen. Auf dem Libanon,
Dem Alten, schirmten sie die heil'gen Cedern,
Als sie mit Sofuk schlief in ihrem Dunkel;
Die Woge Trebizond's umspülte sie,
Als sie vom Ufer sah das weiße Segel,
Das heim ihn trug von Stambul. Nie,
O Araber, gab es der Kubleh Gleichen.

„Und Sofuk liebte sie; sie war ihm mehr
Als alle seine üpp'gen Odalisken.
Vor seinem Zelte stand sie lange Jahre,
Der Stolz des Stammes. — Endlich starb auch sie —
Starb, als das Feuer noch in ihren Gliedern,
Starb für das Leben Sofuk's, den sie liebte.
Die falschen Gebern — Allah's Fluch auf sie! —
Verlegten einst den Pfad ihm, fern vom Lager,
Und hätten ihn getödtet, wär' nicht Kubleh
Gesprungen gegen ihre Speere. Sie durchbrechend
Gewann die offne Wüste sie. Verwundet
Trieb sie sich selbst zu sinnverwirr'nder Hast,
Den Wind zur Schnecke machend. Fort und fort
Glitt unter ihr der rothe Sand dahin,
Und hinter ihr zog eine Säule Staubes —
Wie wenn ein Stern von Eblis, abgeschleudert
Von Allah's Hand, fegt mit dem Flammenhaar
Des Dunkels Oede. Fort und fort erhoben
Die nackten Hügel sich — sie kamen — schwanden —
Es färbte jeder flücht'ge Sprung die Nüstern
Mit frischem Blut, bis Brust und Stirne Sofuk's
Benetzt mit rothem Schaum. Den Schatz zu retten,
Wär' gern er umgekehrt zum sichern Tod,
Doch Kubleh riß die Zügel wild entzwei.
Zuletzt, als durch den abgehetzten Körper
Die scharfen Schmerzen zuckten — sieh! da zeigten
Sich unsre Zelte, und mit einem Wiehern
Deß jauchzend Uebermaß von Lust
Die Todesqual besiegte, hielt sie an und fiel.
Die Schammarmänner kamen, als sie lag,
Und Sofuk hob ihr Haupt und hielt es fest
An seiner Brust. Ihr trüb verglastes Auge
Traf seins — sie zuckte einmal noch und starb.
Da, wie ein Kind, brach Sofuk aus in Thränen.

* Uebersetzt von Friedrich Spielhagen, dessen bereits früher avisirte Sammlung: „Amerikanische Gedichte“, wir unsern Lesern bei dieser Gelegenheit empfehlen.

Die Redaction.



Kubleh.

In glühend heiße Thränen: mit ihm weinte
Der ganze Stamm.
Sie gruben ihr das Grab
Auf Nimrod's Wall, wo sie begraben liegt
Bei alten Helden. Und seit jener Zeit

Sah niemals man, und wird auch niemals sehen,
O Araber, und stünd' so viele Monde
Die Welt, als Körner zählt der Wüstensand,
Der schönen Kubleh Gleichen. Gott ist groß!"

Vater Arndt.

(Schluß.)

Mit heiliger Rührung betraten sie den vaterländischen Boden nach langer Verbannung und mit Entzücken hörten sie den theueren Laut der Muttersprache. Tausend Herzen schlugen ihnen entgegen; sie waren in Königsberg Zeugen jener großen Begeisterung, deren Andenken uns für immer heilig sein soll, wie sich Männer von Weib und Kind losrissen, um in den blutigen Befreiungskampf zu ziehen, wie Mütter ihre Söhne waffneten und das höchste Opfer brachten; denn „was begeistert das Lied gesungen, jetzt ward es in schöner Wirklichkeit wahr." — „Noch bin ich," preist der alte Arndt von jener herrlichen Zeit, „dieser Königsberger Tage in der Erinnerung froh, ja ich könnte stolz sein, wenn ich bedenke, wie ich zehnmal und hundertmal mehr, als ich werth war, von den besten Menschen hier auf den Händen, ja nach russischer und altdeutscher Weise fast auf den Köpfen und Schultern und Schilden getragen wurde."

In solch gehobener Stimmung schrieb Arndt auf Stein's Veranlassung sein „Wort an die Preußen", den „Soldatenkatechismus" und das Büchlein über „Landwehr und Landsturm", das auf fruchtbaren Boden fiel und die geharnischte Saat der Vaterlandsvertheidiger erwachsen ließ.

Unterdeß hatte Friedrich Wilhelm der Dritte seinen Aufruf an das Volk erlassen, das sich in Breslau um den König sammelte. Dorthin war auch Stein mit seinem treuen Begleiter geeilt, um an der allgemeinen Erhebung Theil zu nehmen. Mit dem Heere der Verbündeten zogen Beide nach Dresden, wo Arndt bei dem Appellationsrath Körner, dem Vater des patriotischen Dichters, eine gastliche Aufnahme fand. Hier traf er auch mit Goethe zusammen, der die allgemeine Begeisterung nicht zu theilen vermochte. „Schüttelt nur," rief damals der zaghafte Dichterfürst, „an Eueren Ketten. Ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist Euch zu groß."

Ihm antwortete der Sänger Arndt mit seinen scharfschneidigen Liedern, welche noch heut im Munde des Volkes leben und damals die Krieger zum Kampf und Tode führten. Vor Allem klang sein herrliches Gedicht: „Was ist des Deutschen Vaterland?" das Hohelied der deutschen Jugend; hieran schlossen sich die patriotischen Gesänge voll Mark und Kern: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" — „Sind wir vereint zur guten Stunde" — „Wer ist der Mann? Wer beten kann" und die Gedichte zur Feier der todten Helden Scharnhorst und Schill.

Diese Lieder sind und bleiben die heiligen Zeugen einer großen Vergangenheit, entsprungen aus dem hohen Geist jener schönen Tage, in ihrer Wirkung mächtiger als alle Proclamationen der Fürsten und der Diplomaten; sie lebten und leben noch heute in der Brust des deutschen Volkes, die Geisterstimmen der jungen Freiheit und Einheit, welche er fortwährend pries:

Nicht Baiern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Oestreich oder Preußen;
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen;
Als echte deutsche Brüder
Hau'n wir die Feinde nieder,
Die unsre Ehr' zerreißen. —

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig, wo Gottes Strafgericht über Napoleon hereinbrach, verwandelte sich der Sänger wieder in den fernblickenden Volkstribun; in dieser Eigenschaft erließ er jene bedeutende Flugschrift: „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze." — Mit überzeugenden Gründen wies er darin nach, daß ohne den Rhein die deutsche Freiheit nicht bestehen kann; denn behält Frankreich den Rhein, so hat es das Uebergewicht über ganz Europa, so ist ihm der Rhein „ein vorgebeugtes Knie, das es, wenn es ihm gefällt, auf Deutschlands Nacken setzen und womit es dasselbe erwürgen kann." Ebenso sind dann die Schweiz und Italien von ihm bedroht. Der Rhein ist ein deutscher Fluß und die Lande jenseits des Rheins, Belgien und die Niederlande mit eingeschlossen, sind deutsch.

Leider wurde Arndt's Stimme auf dem Congresse nicht gehört, so wenig wie seine Wünsche und Ansichten „über künftige ständische Verfassungen in Teutschland".

Nach geschlossenem Frieden ging Arndt von Berlin nach Köln, wo er in demselben Geiste des besonnenen Fortschritts die Zeitschrift: „Der Wächter" in drei Bänden herausgab, worin er den eigentlichen Begriff der politischen Freiheit als „die höchste und ausnahmelose Herrschaft des Gesetzes" auffaßte. Besonders redete er dem Bauernstand, den er von jeher hoch stellte, das Wort in seiner Schutzrede „über Pflege und Erhaltung der Fürsten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung."

Im Jahre 1817 ließ er sich, nachdem ihm der Staatskanzler Hardenberg ein Wartegeld bewilligt und die Aussicht auf eine Professur an einer preußischen Universität eröffnet hatte, in dem reizenden Bonn nieder. Hier an den Ufern des deutschen Rheins, aus dessen Wellen die Sagen der Vorzeit rauschen, erwachte in Arndt von Neuem der Geist der Poesie; nachdem er sich von dem wilden Kriegsgetümmel ausgeruht, schrieb er seine lieblichen „Märchen und Jugenderinnerungen" voll zarter Innigkeit und Gemüth, das Erbtheil seiner milden, liederkundigen Mutter. Zugleich erfaßte ihn die Sehnsucht nach der stillen Häuslichkeit; er hatte in Berlin die Schwester seines Freundes Schleiermacher kennen und lieben gelernt. Diese führte er jetzt, nachdem er eine Anstellung als Professor der neueren Geschichte an der Universität zu Bonn erhalten, in sein Haus, und sie wurde seine „treue, tapfere" Frau.

Das Glück schien ihm zu lächeln, aber neue Prüfungen brachen bald herein, in denen sich der Mann wie das echte Gold im Feuer bewähren sollte.

Auf die allgemeine Erhebung und Begeisterung folgte eine natürliche Reaction, welche zunächst gegen die Freiheit gerichtet war. Die Fürsten vergaßen nur zu schnell die in der Noth ihren Völkern gegebenen Versprechungen. Einer der Ersten, der sie daran erinnerte, war der unerschrockene Arndt. Im vierten Bande von seinem „Geist der Zeit" ließ er kühn seine Mahnung erschallen; er zog sich dadurch das Mißfallen der Machthaber und eine Verwarnung des Königs von Preußen zu. Vergebens vertheidigte er sich in einer an den Staatskanzler Hardenberg gerichteten Rechtfertigungsschrift, worin er sich einen alten, treuen, königlich gesinnten Patrioten mit Recht nennen durfte. Er war derselbe geblieben, aber die Ansichten der Regierung hatten sich geändert.

Immer frecher erhob die Partei des Rückschrittes in Preußen, mit einem Kamptz und dem zweideutigen Schmalz an der Spitze, ihr Haupt, schlau die Ermordung Kotzebue's und das Wartburgfest für ihre Zwecke ausbeutend, die furchtsamen Fürsten und Staatsmänner durch Gespenster schreckend, die besten Patrioten verdächtigend. Die Zeit der Demagogenverfolgungen war gekommen; auch Arndt schien verdächtig, weil er die Sprache der Wahrheit redete. Mitten in der Nacht wurde er von der Polizei überfallen, sein Haus durchsucht, seine Bücher, Papiere und vertrauten Briefe der Freunde und der Familie mit Beschlag belegt, er selbst aber am 10. November 1820 von seinem Amte suspendirt. Im Bewußtsein seiner Unschuld, denn von jeher war er ein Feind aller geheimen Verbindungen, schrieb er tief gekränkt an den Staatskanzler: „Was soll das nichtige und blöde Gefecht gegen die Geister, die durch leibliche Fäuste nicht zu besiegen sind? Was sollen die Streiche gegen das Unvermeidliche und die Banne und Achte gegen das Unsichtbare und Allenthalbene? Wehe uns Alten, wenn, was über der Erde entschieden und geschlichtet werden soll, in den gemeinen Staub des Faustkampfes hinabgerissen wird! Das war von jeher der Weg, aus Wasser Blut zu pressen und fliegenden Sand zu Granitfelsen zu verhärten."

Aber Hardenberg, von den Intriguen der Reaction umgarnt und selbst in seiner Stellung bedroht, blieb taub für den Ruf der Unschuld und Wahrheit. Gegen Arndt wurde eine eben so quälende, als lächerliche Untersuchung eingeleitet wegen „Theilnahme an burschenschaftlichen Umtrieben", wobei ihm verschiedene unter seinen Papieren gefundene Randglossen, welche der König selbst über die Einrichtung des Landsturmes verfaßt hatte, zum Verbrechen angerechnet wurden. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er „Abgenöthigtes Wort aus meiner Sache." Zu seiner Vertheidigung drängten sich Männer wie Welker, Mittermaier, Esser, Leist und Ammon, aber der Schmerz über ein solches Verfahren drückte ihn zu Boden. „Ich wäre längst untergegangen," schrieb er darüber, „wenn ich mich an der eisernen Mauer eines guten Gewissens nicht hätte aufrecht erhalten können."

Zwar mußte er wegen gänzlichen Mangels an Beweisen nach anderthalbjährigem Inquiriren frei gesprochen werden, aber zugleich wurde er von seinem Amte ohne jeden Grund suspendirt. Mitten im Vollgefühle seiner Kraft sah er sich zu einer gezwungenen Unthätigkeit verdammt, willkürlich aus seiner ihm lieb gewordenen Stellung als Lehrer herausgerissen und, wenn auch nicht moralisch, so doch polizeilich in seiner bürgerlichen Ehre gekränkt. Dazu kam noch der Tod seines jüngsten Söhnleins, das er außerordentlich geliebt; der sechsjährige Knabe war in den Fluthen des Rheins ertrunken.

Herzzerreißend war seine Klage über die „Zerreißung und Zermürsung" seiner Kräfte; er verglich sich mit dem Thurme, dem man, so lang er steht, nicht ansieht, wie Sturm, Regen und Schnee seine Fugen und Bänder allmählich gelöst und gelockert haben. Still „wie rostiges Eisen" saß er in seinem Häuschen vor dem Koblenzer Thore, traurig, aber nicht gebrochen. An der Seite der „tapferen" Gattin erhob er sich von den furchtbaren Schlägen des Schicksals und kehrte zu seiner früheren schriftstellerischen Thätigkeit allmählich zurück. Er verfolgte die Geschichte seiner Zeit und gab sein Votum in allen wichtigen Tagesfragen ab; so schrieb er „Christliches und Türkisches", „Belgien und was daran hängt", eine Reihe von Flugschriften, die den Stempel seines Geistes trugen.

Endlich nach zwanzig Jahren unfreiwilliger Muße setzte Friedrich Wilhelm der Vierte beim Antritt seiner Regierung den nun „alten Arndt" in seine frühern Würden ein, „den Greis, der, von der Last des Alters und andern Lasten zusammengedrückt, im Schimmel der Unthätigkeit und Vergessenheit gelegen hatte, der aber noch immer gern die alten, zusammengeschrumpften Blätter regen und entfalten wollte." Durch ganz Deutschland wurde die That des Königs mit Jubel begrüßt, der alte Arndt aber von seinen Collegen in Bonn zum Rector magnificus für das Jahr 1840—41 gewählt, von der akademischen Jugend mit Begeisterung empfangen. Die allgemeine Freude verjüngte auch den alten Stamm, daß er, wie in milder Frühlingsluft, neue Sprossen und Knospen trieb. So erschienen jetzt seine gesammelten Gedichte in neuer verminderter und doch vermehrter Auflage und „die Erinnerungen aus dem äußeren Leben", im Gefolge einer Reihe kräftiger Flugschriften „an und für seine lieben Deutschen", in denen sich der „Geist der Zeit" noch einmal frisch wie in den ersten Jugendtagen folgendermaßen aussprach: „Oeffentlichkeit und gerade Gerechtigkeit in allen unseren Dingen, freie Presse, freie Verhandlungen des Bundestages, freies Aussprechen unserer Schmerzen und Freuden vor ganz Europa, wie die anderen großen Völker es thun dürfen, freier offener Mund unserer Landtage und Gerichte" sind die Forderungen, zu denen er das deutsche Volk berechtigt glaubte.

So lautete gleichsam sein politisches Testament, da er seine Laufbahn für geschlossen hielt; zugleich kehrte jetzt wunderbarer Weise der Greis zu den Neigungen und Erinnerungen seiner Kindheit zurück; eine geheime Sehnsucht zog ihn nach der nordischen Heimath; er beschäftigte sich jetzt fast ausschließlich mit skandinavischen Alterthümern und Uebersetzung von schwedischen Gedichten. In seinen Briefen kam es sogar öfter vor, daß er statt eines deutschen Wortes oder Wendung eine schwedische Redeweise gebrauchte.

Da kam das Jahr 1848 mit seinem Völkerfrühling, seinem Sonnenschein und wilden Stürmen, seinen Hoffnungen und Täuschungen. Vater Arndt durfte dabei nicht fehlen. Denn an ihm und in ihm verkörperte sich gleichsam das Schicksal des deutschen Volkes, dessen Glück und Unglück er vor Allen zu tragen berufen schien. Er trat in die Paulskirche, wie er selbst, zum Sprechen aufgefordert, sagte, „gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen" und weil er an „die Ewigkeit seines Volkes" glaubte.

Seine kurze Rede wurde von dem stürmischen Jubelruf der Versammlung unterbrochen, die auf Soiron's Antrag dem Dichter des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland" ein dreimaliges donnerndes Lebehoch ausbrachte.

So huldigte der Reichstag dem Deutschesten der Deutschen und ehrte ihn, als die Geister der Parteien wild auf einander platzten. Auch Arndt träumte von einem deutschen Kaiser und stimmte für die Erwählung Friedrich Wilhelm des Vierten zum Herrn des Reiches; er selbst war einer der Abgesandten, welche die deutsche Kaiserkrone nach Berlin trugen und abgewiesen wurden. Damals sang der edle Dichter in seinen „Bilder der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt":

> Kaiserschein, Du höchster Schein,
> Bleibst Du denn im Staub begraben?
> Schrein umsonst Prophetenraben
> Um den Barbarossastein?
> Nein! und nein! und aber nein!
> Nein, Kyffhäusers Fels wird springen,
> Durch die Lande wird es klingen:
> Frankfurt holt den Kaiser ein.

Sein letztes Wort auf der Tribune galt der Einheit des deutschen Volkes, „das, wenn es auch nur halb einig wäre, die Welt überwinden müßte, wie weiland." Einige Wochen später verließ er, seiner Ueberzeugung treu, die Paulskirche mit der Partei Gagern, der er sich angeschlossen. Die nachfolgende Zeit der Schmach erschütterte nicht seinen Glauben, seine Treue, seinen Muth. Wieder griff er zu der Feder, der getreue Eckard seines Volkes, und hielt mit offenen, hell glänzenden Augen Wacht gegen die inneren und äußeren Feinde. Wo er Gefahr sah, ließ er seine Stimme erklingen, so gegen die übermüthigen Dänen in seinem „Mahnruf an alle deutsche Gaue in Betreff der schleswig-holsteinschen Sache," dem er sein herzliches Buch: „Pro populo germanico" und „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" folgen ließ, ein Denkmal dem großen Freunde errichtet, wodurch er ihn und sich ehrte.

Solch ein reiches, schönes Leben, bis in's höchste Alter von Thatkraft und Segen geschwellt, konnte nicht ohne äußere Anerkennung bleiben. Ganz Deutschland kannte und liebte den alten Arndt, dem das Volk den höchsten Ehrennamen „Vater" beilegte. Noch bei seinem Leben setzte ihm die Universität Greifswald zu ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier ein Denkmal von Marmor, seine Reliefbüste, wofür er seinen Dank in den schönen Worten aussprach: „Ich habe nach dem Ruhm eines ehrlichen Mannes gestrebt. Will man durch das Denkmal in mir eine gewisse Beständigkeit und Festigkeit des Lebens ehren, was man den nordischen, altsächsischen, pommerschen Charakter nennt, so ist das eine Ehre, die ich mit Stolz annehme, mit dem Stolze, ein Sohn Pommerns zu sein. Möge der Name Pommern als der Name der Tapferkeit, Redlichkeit und Treue ein unsterblicher Name bleiben."

Am klarsten aber sprach sich die allgemeine Liebe bei Arndt's neunzigstem Geburtstage aus, den er in voller Geistesfrische als jugendlicher Greis im Kreise der Seinigen, aber von ganz Deutschland beglückwünscht, feierte.

Der Tod fand ihn noch mit dem Lächeln des eben erst genossenen Glückes auf den Lippen; sanft nahm er die Hand, welcher die nimmer rastende Feder entsank, womit er noch die letzten Dankesworte schrieb, und führte den Sterbenden zur Unsterblichkeit.

Das deutsche Volk wird aber seinen „Vater Arndt" nie vergessen, der für deutsche Freiheit und Einheit gelebt, gekämpft, gelitten und gesungen hat: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Max Ring.

Blätter und Blüthen.

Aus dem Leben Tamburinis. In Palermo, wo sich der berühmte Sänger zwei Jahre aufhielt, gab er einen Beweis von Geistesgegenwart, der ihn für immer zum Liebling des Publicums machte. In jener Stadt herrscht der eigenthümliche Gebrauch, daß das Publicum am letzten Tage des Carneval mit Kindertrompeten, Trommeln, Schellen, kupfernen Kasserolen und andern Lärminstrumenten im Theater erscheint, um während der Vorstellung eine Katzenmusik aufzuführen. Tamburini wurde, sobald er auftrat, mit einem betäubenden Tusch empfangen. Man hätte in dem Getöse kaum einen Donnerschlag, vielweniger die Stimme eines Sängers vernehmen können, und Tamburini, welcher augenblicklich verstand, daß heute Alles erlaubt sei, blieb ruhig stehen, um eine Pause der Erschöpfung abzuwarten und sich dann durch einen Scherz Gehör zu verschaffen. Man spielte Elisa und Claudio, und sobald das Publicum einen Moment schwieg, um Athem zu schöpfen, begann der Sänger seine Baßarie mit Frauenstimme vorzutragen. Die Fistelstimme Tamburini's war von merkwürdiger Reinheit und Biegsamkeit, und die überraschte Menge legte ihre Lärminstrumente vorsichtig bei Seite, um mit Aufmerksamkeit zuzuhören. Der Scherz gefiel; das Publicum, das den hingeworfenen Handschuh so heiter aufgenommen sah, erlaubte Tamburini die Arie ohne Unterbrechung zu Ende zu singen. Aber die übrigen Sänger hatten kein Recht auf gleiche Nachsicht, und als Madame Liparini, welche die Elise spielte, auftrat, begann der Charivari womöglich noch ärger als zuvor. Die Künstlerin hielt

diesen Empfang für eine ihrer Person geltende Beleidigung und nahm sich diest so sehr zu Herzen, daß sie nach einigen Versuchen, sich Gehör zu verschaffen, bewußtlos zu Boden sank. Man trug die gekränkte Sängerin in ihre Garderobe, wo sie die Besinnung nur wieder gewann, um in Verwünschungen gegen das undankbare Publicum auszubrechen, sich die Kleider vom Leibe zu reißen und trotz aller Gegenvorstellungen das Theater zu verlassen.

Die Abwesenheit der Primadonna machte die Fortsetzung der Oper unmöglich, und die Befürchtung, daß das unzufriedene Publicum Alles in Stücke schlagen würde, lag sehr nahe. Tamburini lief nach der Garderobe der Sängerin, um ihr diese Gefahr vorzustellen, aber es war zu spät. Sie hatte das Haus bereits verlassen, und die einzelnen Theile ihres Anzugs lagen auf dem Fußboden umher. Tamburini's Schreck bei diesem Anblicke war vielleicht fast ebenso groß, als der des unglücklichen Pyramus, als er den Schleier der geliebten Thisbe fand. Alles schien verloren, und rathlos stand er mit herabhängenden Armen und gesenktem Kopfe vor diesem wirren Haufen weiblicher Kleidungsstücke, während das Publicum im Saale mit ungeheuerm Geschrei die Primadonna verlangte. Die „Primadonna! die Primadonna!“ rief man in den Gängen. „Die Primadonna!“ heulte die tobende Menge. „Die Primadonna!“ wiederholte der muthlose Sänger. Da taucht plötzlich die tollste Idee in seinem Gehirn auf. „Nun, Ihr Rasenden, wenn Ihr durchaus eine Primadonna haben wollt, so will ich Euch eine verschaffen, wie ihr sie noch nicht gesehen habt,“ sagt er, indem er seinen Rock abwirft. Stück für Stück nimmt er nun den Nachlaß der flüchtigen Sängerin vom Boden auf, zieht das Kleid über, auf die Gefahr hin, es von oben bis unten aufzuschlitzen — wo Armlöcher und Einfassungen nicht nachgeben, bringt ein Ruck sie in Ordnung — die Manschetten passen vortrefflich zu den weiten Atlasärmeln und halb mit Geschicklichkeit, halb mit Gewalt gelingt es ihm endlich, sich in die Schale zu zwängen, welche die Sängerin soeben abgestreift hat. An das Zuhaken des Kleides ist natürlich nicht zu denken. Die gestickte Weste dient der falschen Primadonna als Chemisette; der Atlashut der Liparini wird auf die Perrücke à la Brigadier gestülpt, der Schleier so graziös als möglich befestigt, und so springt Tamburini durch die Gänge, um die Wünsche des ungeduldigen Publicums zu befriedigen. Das Kleid hindert ihn dabei nicht im Geringsten, denn es geht ihm nur bis über die Kniee und läßt ein Paar kräftige Waden sehen, welche sich in den seidenen Strümpfen vortrefflich ausnehmen, und den größten Fuß, welchen je eine Primadonna den Bewunderern ihrer Reize zeigte.

Das Publicum lärmte nach Kräften; das Orchester hatte das Ritornell zu der Cavatine zum zehnten Male gespielt, und einige der ungeduldigsten Zuschauer machten bereits Anstalt, die Bühne zu erklettern, als Tamburini in seiner Verkleidung erschien. Es ist unmöglich, das Klatschen und Stampfen, das Schreien und Trommeln auf alten kupfernen Kesseln zu beschreiben, das sich bei seinem Eintritte erhob. Die falsche Primadonna gab durch zahllose Verbeugungen und Knixe und dankbare, bald zum Himmel, bald auf die Zuschauer gerichtete Blicke ihre Erkenntlichkeit für diesen feierlichen, unerhörten Empfang zu erkennen und drückte ihre Rührung aus, indem sie die eine Hand auf's Herz legte, während sie sich mit der andern die Augen trocknete. Dann begann sie ohne alle Uebertreibung die Cavatine zu singen. Das Costüm allein genügte, das Publicum bei guter Laune zu erhalten. Tamburini zeigte bei dieser Gelegenheit, wie sehr er allen den Damen überlegen war, von welchen man die Rolle bis dahin gehört hatte. Neue Ausbrüche des Entzückens Seitens des Publicums folgten, aber der Enthusiasmus entsprang aus dem wirklich hohen Kunstgenusse, welchen man seinem tollen Einfalle verdankte.

So lange Tamburini nur die einzelnen Stimmen zu singen hatte, erfüllte er seine Aufgabe mit Leichtigkeit. Wenn Elisa sich in Fisteltönen ausgesprochen hatte, antwortete der Graf mit der Baßstimme der edeln Väter, aber beim Duett des Grafen mit Elisa wurde die Sache schwieriger. Dessen ohngeachtet ließ sich Tamburini nicht abschrecken — er sang beide Partien. Der Baß antwortete dem Sopran mit vollkommner Präcision, und umgekehrt. Der Darsteller hatte selbst die Aufmerksamkeit, je nachdem er Vater oder Tochter sang, den Platz zu wechseln und sich auf diese Weise zu verdoppeln. Dies Kunststück krönte seine Leistung. Man hörte die Oper ohne Störung bis zu Ende; erst als der letzte Ton verklungen war, brach der Charivari von Neuem los, aber nicht zur Entschädigung für das lange Schweigen, sondern als Dank für den Künstler, welcher zwölf bis funfzehn Mal gerufen wurde.

Damit hatte der tolle Abend sein Ende indessen noch nicht erreicht. Tamburini ruhte in seinem Ankleidezimmer von der doppelten Anstrengung aus, als die Signori, welche die Oberleitung des Theaters führten, sowie der Impresario erschienen, um ihm für den Dienst zu danken, welchen er ihnen an diesem Abende geleistet, und ihn zu bitten, nun auch in dem Ballet mitzuwirken, das der Oper folgen soll. Vergebens erklärt der Künstler, daß er von Entrechats und Pirouetten nicht das Geringste verstehe, daß er sich erkälten würde und dann vier Wochen nicht singen könnte — die Herren meinen, wer so gut als Dame zu singen verstände, müßte auch vortrefflich tanzen, und um eine Erkältung zu vermeiden, soll er den Anzug des Grafen beibehalten. Kurz, man läßt nicht nach mit Bitten und Vorstellungen, bis er eine goldgestickte Tunika von Mousseline überwirft, in Begleitung des ähnlich costümirten Bouffo Tacci auf der Bühne erscheint und zur großen Befriedigung der Zuschauer mit Taglioni und Mlle. Rinaldini die wunderbarsten Pas ausführt. Das Publicum von Palermo hat diesen Abend nie vergessen.

Noch einmal hatte später Tamburini Gelegenheit, sein Talent in einer Damenrolle zu zeigen. Er war damals in Neapel, und man brachte eine kleine Oper von Donizetti sehr oft zur Aufführung. Eines Tages befand sich die darin beschäftigte Primadonna unwohl und bat, das Repertoir zu ändern. Der Impresario Barbaja wollte sich dazu nicht verstehen — die Sängerin mußte auftreten, aber man hörte, daß sie mit Anstrengung sang, der Aerger darüber vermehrte ihr Unwohlsein und sie erklärte endlich, die Cavatine im Finale nicht singen zu können. Aber der Impresario war unerbittlich. Mme. Boccabadati betritt weinend die Bühne und singt ihr komisches Duett mit Tamburini unter strömenden Thränen. Endlich kommt die Cavatine. Die Sängerin schluchzt während des Ritornell, ihr Kopf verwirrt sich und sie ist unfähig, zur rechten Zeit einzusetzen. Tamburini nähert sich der unglücklichen Primadonna und fängt, um ihr Zeit zu geben, sich zu sammeln, ihre Arie mit Sopranstimme an; aber statt die Noten im Fluge zu erhaschen, läßt die Sängerin ihren Stellvertreter fortfahren, lehnt sich schluchzend an seine Schulter und bleibt regungslos in dieser Stellung, bis Tamburini die Cavatine mit allen möglichen kühnen und glänzenden Fiorituren und Cadenzen zu Ende gesungen hat.

Mericourt's Broschüre: Napoleon III. ist so eben in einer gelungenen Uebersetzung in Berlin erschienen. Zur Charakteristik dieses in Brüssel erschienenen interessanten Büchleins, das in fabelhaften Massen in England und, obwohl dort verboten, auch in Frankreich gekauft worden ist, führen wir den Schluß desselben an: „Napoleon III. trägt unter seinem Hemde einen Panzer, der so ausgezeichnet gearbeitet und von einer solchen Feinheit ist, daß ihm selbst das feinste Gewebe nicht gleichkommt, und welcher nichts desto weniger Kugel und Dolch abhält. Diejenigen, welche der Vorsehung danken, daß sie ihn vor den Streichen seiner Feinde bewahrt hat, kennen wahrscheinlich diesen kleinen Umstand nicht. Mr. Bonaparte entging drei Mal einem gewissen Tode durch die glückliche Gewohnheit, niemals seine Aegide zu verlassen. Pianori's Kugel, beinahe von der nächsten Nähe abgeschossen, plattete sich auf dem Panzer in der Höhe der linken Lunge ab, und hinterließ kaum eine Quetschung.

Kurz vorher, als der Polizeipräfect durch eine unerwartete und geheimnißvolle Ueberwachung den republikanischen Anschlag zu Schanden machte, dessen Urheber M. Bonaparte in die Luft sprengen wollten (es war in einer jener famosen Nächte, wo er glaubte, incognito durch den Garten der verführerischen Gräfin von C........ gehen zu können), hatte ein Verschworener, der es weniger eilig hatte, zu entfliehen, als die anderen, Zeit, dem kaiserlichen Liebhaber einen Dolchstoß beizubringen, aber die mörderische Klinge stumpfte an dem Stahlnetze ab. Endlich wurden drei Bombensplitter, die durch diesen geschmeidigen Küraß aufgehalten waren, in den Kleidern Sr. Majestät an dem Abende gefunden, als der düstere Orsini seinen Exbruder im Carbonarismus für den Bruch des gemeinschaftlichen Eides bestrafen wollte.

Aus allem diesen geht hervor, daß er seinem Panzerhemde viel mehr Dank schuldig ist als der Vorsehung. Wir haben den Charakter des Menschen gezeichnet, wir kennen das Verdienst des Kriegers, wir haben das Werk des .... gesehen, sprechen wir noch von den Handlungen des Despoten. Man kann sie in einige Zeilen zusammenfassen: Niederreißung der Rednertribüne, Strangulirung der Presse; einen doppelten Knebel für den Deputirten, einen vierfachen Knebel für den Journalisten. Keine Geschworenen mehr. Der Schriftsteller und der Schwindler stehen auf derselben Anklagebank, der Anklagebank der Correctionstribunale, wo der ungerechte Richter zu Gericht sitzt, dessen Gewissen verkauft ist, der Richter, der auf Befehl verurtheilt. Außerdem ein Senat von Kammerdienern, eine Kammer von Sclaven. M. Bonaparte entriß alle Güter der Familie Orleans: der Senat hat nichts dagegen, die Kammer billigt es, und Frankreich steckt die Schande ein. Aus Aerger gegen die Fürsten Europa's, heirathete er die Erste die Beste. Man kann dabei nur seine Absicht tadeln, die Wirkung ist ihm nicht ungünstig gewesen, und das Volk mit seinem revolutionairen Instinct hat „Bravo“ geschrieen. Wenn ein böser Dämon, der sich unter die Flügel eines Engels flüchtet, dadurch seiner Strafe entgehen kann, so würde vielleicht Napoleon durch seine Gefährtin gerettet werden. Gott wird es nicht erlauben, denn er hat getödtet, bombardirt .... um das Scepter zu erlangen, und wir glauben an die Gerechtigkeit des Himmels.“

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Im nächsten Quartal dürfen wir unsern Lesern außer den trefflichen Beiträgen von **Bock**, **Roßmäßler**, **Beta**, **Brehm**, **v. Sternberg**, **Max Ring**, **W. Hamm**, **Guido Hammer** &c. &c. &c. folgende bereits vorliegende Arbeiten versprechen: Die drei Großmächte, Erzählung von **L. Schücking** — Die Geschiedenen, Novelle von **Hermann Schmid** (Verfasser der Huberbäuerin) — Novelle von **Theod. Mügge** — Erinnerungen an die **Schröder-Devrient** (Fortsetzung) — Der Prozeß Leuthold von **Temme** — Dosenstücke und beschworene Schatten von **Bogumil Goltz** — Italienische Geschichten von **Moritz Hartmann** — Vom Reisen von **Fr. Gerstäcker** — Eine Erinnerung an Goethe's letzte Stunden — Die Holzschnitzerei im Berner Oberlande von **Berlepsch** — Der Tugendbund von **Max Ring** — Psychologische Studien von **Frauenstedt**.

Mit den ersten Nummern des neuen Quartals beginnen auch die bereits früher angekündigten

Deutschen Geschichten — und — **Bilder aus dem Leben deutscher Dichter**, mit **Illustrationen**.

Leipzig, im März 1860. **Die Verlagshandlung.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Dichtergrab am Rhein.

Von Julius Mosen.*

Ich will eine Rose pflücken,
Die letzte, die ich hab',
Ich komm' damit zu schmücken
Eines deutschen Dichters Grab,

Deß Lied wir oft gesungen,
Den Schläger in der Hand;
Wie das so hell geklungen,
Das Lied vom Vaterland!

Vor dessen Liederstimme
In dunkler, schwüler Nacht
In seinem starken Grimme
Das deutsche Volk erwacht!

Hinweg die Todtenklage,
Dies Lied soll Wächter sein
Mit seiner großen Frage
Beim Dichtergrab am Rhein;

Bis in der Schwerter Sausen
Die rechte Antwort grollt.
Wie wenn mit Sturmes Brausen
Das Meer die Wogen rollt;

Bis alle Fesseln springen
An einem heißen Tag,
Zerrissen sind die Schlingen,
Die Zwietracht und die Schmach.

Die Rose soll er haben,
Des Volkes Herz bleibt sein,
Den sie so schön begraben
Zu Bonn am deutschen Rhein.

* Von seinem Schmerzenslager sendet uns der leidende Dichter diese Blume für das Sängergrab am Rhein. „Leider," schreibt man uns aus Oldenburg, „vermag ich nicht, Ihnen günstigere Nachrichten über des armen Mosen körperliches Befinden zu geben, indem dasselbe von den qualvollsten Schmerzen belastet ist. Sein Dulden ist wahrhaft groß und verehrungswürdig, und das Gedicht gibt Ihnen sicheres Zeugniß seiner Geistesfrische."
Die Redaction.

Die Geschiedenen.

Von Hermann Schmid.

1.

Ein schöner, glanzvoller Frühlingstag war zu Ende gegangen. Zum ersten Male, seit der Winter sich über die Alpen zurückgezogen hatte, lag die Abendsonne warm und voll auf den herausbrechenden Knospen und Blättern; ein angenehmer Abendwind strich über die Gärten hin und trug den Duft der Blüthen, den kräftigen Wohlgeruch der frisch aufkeimenden Pflanzen in's Weite. Es war, als ob Alles das Erscheinen des Frühlings und mit ihm ein Glück empfinde, an dessen Wiederkehr man gezweifelt, und das nun doch, und darum doppelt schön, ein wirkliches geworden.

In der kleinen Laube eines rings von Häusern umschlossenen Gärtchens saß unter halbbegrünten Ranken von wildem Wein und Jelängerjelieber ein rüstiger Mann von ernstem Ansehen, an dem nur die etwas stark weißschimmernden Haare verriethen, daß er bereits auf der Mittagshöhe des Lebens angekommen war. Ohne diese hätte weder der feurige, nur etwas unruhige Blick, noch die straffe Haltung darauf schließen lassen.

Auf dem Tischchen vor ihm lagen Schriften ausgebreitet, in denen er einige Zeit mit Eifer las und sich verschiedene Bemerkungen daraus aufzeichnete; bald aber schien diese Beschäftigung ihre Anziehungskraft zu verlieren, denn die Hand ließ den Stift achtlos entgleiten und erhob sich, um die Stirne zu stützen, die sich ihr schwer entgegen senkte. Nach dem tiefen Ernste in den Zügen zu urtheilen, mußten es unangenehme Gedanken sein, die hinter dieser bleichen Stirne hausten, und doch schien die Blässe, welche wie zuckend das Angesicht überflog, auch auf ein körperliches Leiden zu deuten. Manchmal wohl ging es darüber hin, wie der Versuch sich aufzuhellen an einem gewitterhaften Tage über den bewölkten Himmel. Es mochte das irgend eine freundliche Erinnerung aus vergangenen Zeiten sein, die wie ein Sonnenstrahl durchblitzte, aber immer wieder behielten die Wolken der Sorge und des Leidens die Oberhand.

Jetzt erscholl aus der andern Ecke des Gärtchens der helle, fröhliche Laut einer Kinderstimme und schreckte den Brütenden empor. Es war der Ruf eines kleinen Mädchens von etwa fünf Jahren, das sich dort im jung keimenden Grase unterhielt, Schneckchen und Würmer zusammenzulesen und die zierliche Verschiedenheit der Blätter und Pflanzentriebe kindisch zu bewundern.

„Sieh nur, Vater," rief das Mädchen, in der erhobenen Hand etwas hoch empor haltend, „sieh nur, was ich gefunden habe!" Damit stürmte sie mehr, als sie lief, der Laube zu, flog die Stufen hinan und stand nun vor dem ernsten Manne, das runde Hütchen, das man ihr wegen des Sonnenbrandes aufgesetzt hatte, in den Nacken zurückgesunken, das blonde, reiche Haar über die Schultern hinabfallend, und die vollen Kinderwangen vom Laufe und von der Freude geröthet.

Mit dem Manne war inzwischen rasch eine sichtbare Veränderung vorgegangen. Der erste Laut der Kinderstimme hatte ihn wie ein Zauberton berührt; es war der Faden, den ihm ein gutes Geschick mitten im Labyrinthe zuwarf, um sich aus dem Irrsal seiner Gedanken zurecht zu finden; eine magnetische Berührung, vor deren erstem Strahle die schmerzlich zuckenden Nerven sich be-

ruhigten. Das Angesicht glättete sich, ein Schimmer von Freude breitete sich darüber und belebte es zu einem ungemein liebenswürdigen Ausdruck. Als das Kind zu ihm gelangt war, hatte er die Papiere zurückgeschoben und beugte sich nun auf die Kleine, die sich zwischen seine Kniee drängte, mit dem Blick unaussprechlicher Liebe herab.

„Was hast Du, meine Anna?“ fragte er. „Laß mich Deinen Fund bewundern!“ Das Kind zeigte eine kleine bunte Muschel, wie sie nur am Meeresstrand vorkommen, und die Ereigniß oder Zufall unter den Kies der Gartenwege gestreut hatte. Der Vater belehrte sie darüber, aber es gelang ihm nicht, die Wißbegierde der Kleinen völlig zu befriedigen, denn sie bestand durchaus darauf, zu erfahren, wie die Muschel, wenn sie im Meere daheim gewesen, bis hierher gekommen sei. Der Vater mußte die Erklärung schuldig bleiben und er that es dadurch, daß er die Aufmerksamkeit des Kindes auf einen andern Gegenstand ablenkte und sie befragte, wie sie den Tag zugebracht habe. Die gesprächige Kleine, an den Beinen des Vaters emporkletternd, ging rasch darauf ein und begann nun eine wohl etwas unklare, demungeachtet aber reizende Erzählung ihrer kleinen Tageserlebnisse.

„Anna ist gutes Kind gewesen,“ sagte sie, „Fräulein Amalie hat es gesagt und hat mich gelobt. Ich habe ihr auch recht sehr geholfen, in der Küche und wie sie Nachmittags am Nähtisch saß. O sie kann mich schon sehr gut gebrauchen, ich kann schon eine Nadel einfädeln und weiß schon, wie man es machen muß, um zu stricken!“

„Das Alles weißt Du, mein kluges Kind?“ erwiderte der Vater mit herzlichem Tone. „Da muß ich Dich allerdings auch loben. Und Du wirst auch so fortfahren? Wirst immer gut und fleißig sein, damit Du mir Freude machst?“

Das Mädchen schlang die Arme um den Hals des Vaters, küßte ihn und schmeichelte. „Anna hat Dich immer lieb — Anna wird Dich nie böse machen — Dich nicht und Fräulein Amalie nicht.“

„Auch die nicht?“ fragte der Vater. „Du bist ihr also sehr gewogen?“

„Ich habe sie fast so lieb wie Dich,“ erwiderte das Kind, „und sie hat mich auch lieb und sagt es mir alle Tage.“

Des Vaters Auge glänzte, als ob es feucht geworden. „Es ist mir lieb, das zu hören,“ sagte er, halb zu dem Kinde, halb vor sich hin. „Und doch — sage mir Anna, hast Du gar keine Erinnerung mehr an Deine Mutter?“

Das Kind wendete das reizende Köpfchen rasch und befremdet nach dem Vater, schwieg einen Augenblick wie nachdenklich, schüttelte dann und sagte: „Hab' ich denn eine Mutter gehabt?“

Die schon wach gerufene Rührung des Mannes wurde durch die Rede des Kindes so sehr gesteigert, daß er die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte. „Ja wohl,“ rief er mit unterdrückter Stimme, „Du hast eine gute, edle, vortreffliche Mutter! Wenn Du größer bist, werde ich Dir viel von ihr erzählen, und Du wirst Dein Leben lang glücklich sein, wenn Du Dich bestrebst, ihr zu gleichen.“

„Und wo ist meine Mutter?“ fragte das Kind. „Warum ist sie nicht bei uns? Ist sie gestorben?“

„Nein,“ antwortete der Vater, immer stärker erschüttert, „— aber krank, sehr krank!“

„Warum ist sie dann nicht bei uns?“ fragte das Kind neugierig wieder. „Laß sie kommen, wir wollen sie alle lieb haben und warten, ich und Du und Fräulein Amalie . . .“

„Das wird vielleicht noch geschehen,“ antwortete der Vater. „Es ist meine sehnlichste Hoffnung — aber ihre Krankheit ist leider von der Art, daß sie bei uns nicht sein kann. Frage nicht weiter, Du würdest es doch nicht verstehen — und ich will Dein junges Gemüth nicht mit den Schrecken belasten, die in der Sache liegen und die Du noch früh genug erfährst!“

Das Gespräch wurde durch das Herannahen einer Dame unterbrochen, welche, aus dem Hause kommend, der Laube zuschritt. Es war eine hohe, feine Gestalt von angenehm gerundeten Umrissen und mit anmuthiger Bewegung. Das Gesicht, eben nicht schön, war regelmäßig, und wenn sich auch in den Zügen einige Schärfe ausprägte, that dies ihrem Ausdrucke keinen Schaden; vielmehr gewann sie dadurch ein bestimmtes und entschlossenes Wesen, das Vertrauen erregte. Sie war schlicht, aber mit Wahl gekleidet, hatte über dem einfachen Kattunkleid eine ziemlich grobe Schürze vorgebunden, an der ein Schlüsselbund klapperte, und gewährte so einen vollkommen wirthlichen Anblick, welchem das beinahe frauenhafte Häubchen auf dem dunklen Haare nicht widersprach.

Mit höflichem Gruße trat sie der Laube näher. „Guten Abend, Herr Assessor,“ sagte sie. „Hat der kleine Wildfang Sie wieder in Ihren Arbeiten gestört? Ich komme zu hören, ob Sie das Abendessen hier einnehmen wollen oder droben in der Stube?“

„Es dürfte doch zu kühl werden im Garten,“ antwortete der Assessor. „Die Kleine hat mich übrigens nicht gestört, sondern sehr lieblich unterhalten. Mischte sich auch der unvermeidliche herbe Tropfen darein, so machte mich ihr Geplauder doch auf Secunden lang meine Sorge und mein Kopfleiden vergessen, das sich heute wieder recht fühlbar angemeldet hat. Anna erzählte mir, wie Sie den heutigen Tag miteinander zugebracht haben, und gibt mir dadurch erwünschten Anlaß, Ihnen für die Liebe zu danken, mit der Sie Anna behandeln und in meinem Hause walten.“

Das Fräulein erröthete. „Das ist nicht mehr als meine Pflicht,“ erwiderte sie dann. „War Ihre Gattin nicht meine beste, meine einzige Freundin — ich darf wohl sagen, die Hälfte meines Lebens und meiner Jugend? Was konnte ich nach dem entsetzlichen Unglück, das Theresen betroffen, wohl Besseres thun, als mich ihres verwaisten Kindes und deshalb auch Ihres einsamen Hauses anzunehmen? Ich bin allein auf der Welt; ich habe keine verwandtschaftlichen Beziehungen — ein ähnliches Verhältniß des Dienens wäre überall mein Loos gewesen; ich muß also dem Himmel danken, daß er es mir in Ihrem Hause so freundlich gestaltet hat.“

„Das höre ich mit großem Vergnügen,“ antwortete der Assessor, „und ich kann nur den Wunsch hinzufügen, daß Sie diese Zufriedenheit immer bewahren und mich nie verlassen mögen!“

„An meiner Zufriedenheit wird es nicht fehlen,“ entgegnete Amalie, „aber ob ich Ihr Haus nicht doch verlassen muß, kann ich nicht bestimmen. Ich glaube vielmehr und fürchte, daß es bald geschehen wird und daß ich nicht die Macht habe es zu hindern.“

„Sie erschrecken mich und werfen mir auf einmal einen höchst betrübenden Schatten auf die Zukunft! Wenn Sie selbst zufrieden sind, was könnte Sie aus meinem Hause verscheuchen? Was könnte Sie hindern, das Freundschafts-Opfer, das Sie Theresen gebracht, zu vollenden?“

Das Fräulein schwieg und sah sinnend zu Boden. „Innere Verhältnisse,“ fuhr sie dann fort, „werden mich nicht zwingen, aber der Zwang dürfte wohl von außen kommen. Es ist übrigens gut, daß wir darauf kommen: einmal mußte es doch erörtert werden, und so will ich Ihnen denn sagen, was mir schon lange drückend auf dem Herzen gelegen.“

„Reden Sie.“

„Bezeugen Sie mir erst,“ begann Amalie, „daß ich mich in Ihrem Hause gegen Sie und jede Umgebung genau in den Schranken betragen habe, die meine Stellung mir vorgezeichnet.“

„Immer!“ war die Antwort. „Niemand kann Ihnen auch nur den leisesten Vorwurf des Gegentheils machen! Wohl aber haben Sie mehr gethan — Sie sind meiner Anna in Wahrheit eine zweite Mutter!“

„Ich danke Ihnen für dieses ehrende Urtheil: leider ist es nicht das der Welt, nicht das der Nachbarschaft. Erfahren Sie denn, so peinlich mir diese Mittheilung ist, daß das Gerücht von persönlichen Beziehungen wissen will, in denen ich zu Ihnen stehen soll . . .“

„Wirklich? Solche Verleumdung wagt man auszustreuen?“ fuhr der Assessor auf. „Aber sie ist zu boshaft, um geglaubt zu werden! die Absichtlichkeit und Erdichtung liegt auf der Hand, denn weder ich noch Sie haben Anlaß zu dem Gerede gegeben!“

„Gewiß — aber das hindert böse Zungen nicht; sie messen Andere nach ihren eigenen Maßen. Es ist klar, daß etwas geschehen muß, diese Verdächtigung Lügen zu strafen — ich muß Ihr Haus verlassen!“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein,“ rief der Assessor sich erhebend, „Anna kann Sie nicht missen, ich kann es ebenso wenig! Den größten Theil des Tages in meinen Beruf gezwängt, muß ich Kind und Haus lediglich Ihnen überlassen — was würde daraus, wenn Anna Ihre liebevolle Erziehung, wenn ich Ihre Klugheit, Ihre unersetzliche Umsicht verlieren müßte?“

„Sie sind zu gütig,“ entgegnete Amalie, „allein gegen die Nothwendigkeit läßt sich nicht ankämpfen. Heute Nachmittag er-

fuhr ich durch eine Freundin, die mich besuchte, daß das schmähliche Gerede nicht mehr vereinzelt ist — Sie kennen kleine Städte wie die unsrige und die Schmähsucht ihrer Bevölkerung — ich habe daher meinen Entschluß gefaßt und bitte mir zu gestatten, daß ich Ihr Haus verlasse, sobald Sie Jemand gefunden haben werden, der an meine Stelle treten kann."

Der Assessor schwieg, er konnte den Gründen Amaliens nichts Triftiges entgegnen, und doch war es ihm im höchsten Grade schmerzlich, sich das Gewicht derselben eingestehn zu müssen.

Anna hatte inzwischen mit ihrer Muschel gespielt und dem Gespräche nur halb zugehört — doch begriff sie aus der letzten Wendung, daß es sich um Amaliens Entfernung handelte. Sie hängte sich bittend an Amaliens Kleider und rief, indeß ihr Thränen über die vollen Wangen liefen: „Nicht fortgehn, Amalie! Du darfst nicht fort! Ich will gewiß gut sein, daß Du bleibst!"

„Lassen Sie die Bitte des Kindes auch die meinige sein," sagte der Assessor im Vorwärtsschreiten. „Ueberlegen Sie die Sache noch einmal, ein reines Bewußtsein hilft über Vieles hinweg, und ehe einige Tage vorüber sind, fassen Sie keinen festen Entschluß — darauf Ihre Hand!"

Das Abendmahl war kurz, einfach und einsylbig; Jedes war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Anna, von der ungewohnt genossenen Frühlingsluft rasch eingeschläfert, mußte bald zu Bette gebracht werden, und der Assessor blieb, nachdem Amalie mit dem Kinde sich entfernt, allein. Er zog sich in sein Schlaf- und Arbeitszimmer zurück, nachdem er Amalien beim Nachtgruß noch nachgerufen, sie solle das Gastzimmer in Bereitschaft setzen, er erwarte in den nächsten Tagen den Besuch eines alten Universitätsfreundes.

Der lange Abend schlich dem einsam Wachenden träg dahin. Er fühlte sich müde und abgespannt und darum zur Arbeit nicht aufgelegt. Ein Buch, nach welchem er zur Unterhaltung griff, wurde bald wieder weggelegt, es vermochte den Ton nicht anzuschlagen, den seine Gemüthsstimmung verlangte. Er war nie gewohnt gewesen, diese Stunden außer dem Hause zuzubringen, wozu in dem kleinen und nicht sehr wohlhabenden Städtchen auch wenig entsprechende Gelegenheit geboten war. So versank er in träumerisches Brüten und gedachte der Zeit, wo gerade diese Stunden in den immergrünenden Kranz seiner Häuslichkeit die schönsten Blumen geflochten hatten — immer düsterer senkte sich die Schwermuth auf ihn herab, und erst die Lampe, welche zischend ihr Erlöschen ankündete, erinnerte ihn spät, sein Lager zu suchen.

2.

Wenige Tage später saß der Assessor mit dem erwarteten Freunde in seinem Arbeitszimmer beisammen. Es war wieder Abend geworden, eine Flasche Wein hatte die Jugenderinnerungen beider Männer aufgefrischt und das Gespräch lebhaft und munter gemacht. Der Freund, Doctor Weindler, war ein Mann von vorherrschend jovialem Charakter und jener gutmüthigen Derbheit, wie sie bei den Aerzten einer frühern Schule nicht selten zu finden war.

Der Assessor erhob sein Glas, um mit dem Freunde anzustoßen. „Laß uns mit diesem Trunk noch einmal jener reizenden Vergangenheit gedenken," rief er, „und dann laß uns zu dem eigentlichen Zwecke dieser Unterredung kommen — zur Gegenwart."

„Ach ja," erwiderte der Doctor, „Du hast mir ja geschrieben, Du hättest mir etwas so Absonderliches zu vertrauen, daß ich aus alter Freundschaft meine Kranken für einige Tage ihrem bessern Geschick anheim gab, um Dir zu Willen zu sein! Aber ich sage Dir, Rudolph, wenn es nicht der Mühe werth ist mit dem Geheimniß, wenn Du mich wegen etwas Unbedeutendem den weiten Weg hast machen lassen, so ist mir Deine übrigens sehr liebe Gesellschaft keine Entschädigung, weder für die weite Reise, noch für die Versäumniß. Also heraus damit, was hast Du auf dem Herzen? Aus Deinem Briefe bin ich nicht klug geworden."

„So höre," antwortete der Assessor, „ich bin überzeugt, Du wirst nicht sagen, daß es sich um Unbedeutendes handelt."

„Sei dessen nicht gar zu gewiß, Lieber," erwiderte lachend der Doctor, „Du warst immer ein etwas überspannter Kauz, und es waren nicht viele Dinge, worin wir sympathisirten — doch der Arzt ist bereit, also mag der Kranke reden."

Der Assessor begann: „Ich darf als Dir bekannt voraussetzen, daß ich vor ungefähr sieben Jahren mich verheirathet habe . . ."

„Ich habe es aus der mir geschickten Trauungskarte erfahren," entgegnete Weindler, „aber unsere weite Entfernung, und wenn Du so willst, auch die durch Leben und Beruf hervorgebrachte Entfremdung ist Ursache, daß ich von Deinen Familienverhältnissen so viel als nichts weiß. Ich hielt Dich für einen glücklichen Hausvater, bis mich der Eintritt in Dein Haus belehrte, daß es darin nicht ist, wie es sein soll. Bist Du Wittwer? Oder was ist's mit Deiner Frau? Ich meine, ich habe so etwas von einer Jugendliebschaft munkeln gehört . . ."

„Das war so recht eigentlich der Fall," entgegnete der Assessor; „Therese ist die Tochter eines wohlhabenden und geachteten Kaufmanns in derselben Stadt, wohin mein Vater von seinem Berufe als Gymnasiallehrer geführt worden war. Die Familien waren Wohnungs-Nachbarn; es traf sich also ganz natürlich, daß die Kinder in steten Verkehr und Umgang mit einander kamen, um so mehr, als wir annähernd von gleichem Alter waren. Ein drittes Kind, ein Mädchen, das armen Tagelöhnersleuten im Hause angehörte, schloß sich uns als freundliche Spielgenossin an und bildete zugleich eine Art unparteiischer oder vermittelnder Macht zwischen mir und Theresen. Sie war die beiderseitige Vertraute in unsern nicht selten vorkommenden kindischen Streitigkeiten; darum ward sie auch regelmäßig die Versöhnerin und schien eine Art Stolz darein zu setzen, in solcher Weise zu dienen und gewissermaßen doch zu herrschen. Sie war mehr zurückgezogen und beobachtend, Therese rasch, leidenschaftlich und von rücksichtsloser Offenheit. Es verstand sich unter uns von selbst, daß wir zusammen gehörten; ohne darüber gedacht und gesprochen zu haben, wußten, dachten und empfanden wir nichts Anderes, und unsere Freundin stand wie eine Art Wächter neben dieser Gewißheit. Die reiferen Jugendjahre machten gleichwohl dem liebgewordenen Umgange ein betrübtes Ende: ich mußte fort und kam, da mein Vater inzwischen wegen Beförderung seinen Wohnort veränderte, eine lange Reihe von Jahren hindurch nicht mehr in Theresens Heimath. So schwer mir die Trennung zuerst gefallen war: Studien, andere Erlebnisse und die Zeit drängten das Bild allmählich immer mehr zurück, bis es beinahe ganz verblaßte und nichts davon übrig blieb, als die Erinnerung eines Kinderspiels, wie man so manche gern mit sich herumträgt im Leben . . . Doch ich thue Unrecht, Dich mit solchen kindischen Dingen zu behelligen! Materiell gleich allen Aerzten wird Dir der Sinn für den feinen Duft eines solchen verwelkten Frühlings abgehen, der gleichwohl nun zu den kostbarsten Juwelen in der Schatzkammer meiner Erinnerungen gehört."

„Ich werde es Dir nicht verargen, wenn Du Dich kürzer fassen kannst," erwiderte lächelnd der Arzt. „Derlei Bekanntschaften im Leben hat wohl Jeder gehabt! Auch ich könnte damit aufwarten; aber mich an diese Tölpeleien zu erinnern, macht mir ebensowenig Vergnügen, als wenn ich meine ersten Schreibhefte wieder durchgehen sollte!"

„Kurz gefaßt also," fuhr Rudolph fort, — „nach beendigten Studien, mit der ersten Anstellung in der Tasche, voll Lebenslust und Lebenshoffnung, führte mich eine Vergnügungsreise mit einigen Freunden wieder an die Stätte meiner Jugend. Natürlich gedachte ich dabei auch an Theresen, aber mit nicht mehr als kühler Neugierde, und wollte daher auch nur ganz kurze Zeit in dem Städtchen verweilen. Der Gedanke einer Heirath lag mir im Allgemeinen noch ganz und gar fern; wohl hatte ich hie und da meinen Blick auf Frauen- und Mädchen-Gestalten herumstreifen lassen, — er war immer zurückgekehrt, ohne das leiseste Herzklopfen zu verursachen. So sah ich Theresen wieder — ein blühendes, schönes Mädchen, herrlich entwickelt in jeder Beziehung, die Zierde ihres Geschlechts . . ."

„Auch damit kannst Du mich verschonen, mein Freund," entgegnete der Arzt. „Das versteht sich von selbst! Sie war ein Engel; Du verliebtest Dich in den Engel, der Engel in Dich, und das Ende vom Liede war der gewöhnliche Ausgang aller Lustspiele, eine höchst prosaische Hochzeit!"

„Allerdings war es ein Lustspiel," rief Rudolph seufzend, „aber eines der feinsten und entzückendsten Art! Leider, daß, nachdem der Lustspielvorhang gefallen war, die Bühne sich wieder zu einem Trauerspiele öffnete, das nicht erschütternder sein konnte."

„So schieß' endlich los!" rief Weindler ungeduldig. „Du hast mit keinem Poeten zu thun, bei dem Du durch Spannung die Wirkung erhöhen kannst! Sage mir einfach, was es ist mit Deiner Frau — denn darauf kommt es doch hinaus, wie ich merke. Warum hab' ich sie nicht gesehen? Wo ist sie?"

„Habe nur noch eine kleine Geduld und spiele auch mir gegenüber den Arzt! Du mußt Dir ja doch die Schmerzen des Kranken und ihre Veranlassung erklären lassen! — Wir sahen uns wieder und erkannten Beide im ersten Augenblick, daß alle unsere Jugenderlebnisse nur das Vorspiel dieses Wiedersehens gewesen — wir wußten nun, daß wir uns schon damals geliebt hatten; das erste Wort dieses Bekenntnisses vereinigte uns nicht erst, es zeigte uns, daß wir, ohne es zu ahnen, einander schon angehörten. Unsere Verbindung, der keinerlei Hindernisse im Wege standen, wurde bald vollzogen, und ich führte mit Theresen das Glück in der schönsten Bedeutung dieses Wortes in mein Haus. Niemand war mehr über das Ergebniß erfreut, als unsere Jugendgespielin Amalie. Nach meiner Entfernung hatte sie sich noch inniger an Theresen angeschlossen; sie ward unzertrennlich von ihr und nahm dadurch — anfangs zufällig, dann mit Absicht, an ihrem Unterricht Theil. So wuchs sie mit Theresen heran, eine ernstere liebevolle Freundin, und verweilte in ihrem elterlichen Hause, bis ich Theresen daraus entführte. Wir zogen hierher, Amalie nahm eine Stelle als Erzieherin an, nachdem sie unseren Wunsch, auch ferner mit uns zusammen zu leben, hartnäckig zurückgewiesen hatte. — Meine Ehe mit Theresen war eine von den wenigen, in welchen ein vollendeter Zusammenklang der Gemüther, ein gegenseitiges Sichverstehen und Entgegenkommen zur Erscheinung kommt. Therese war nicht blos eine Hausfrau im tüchtigsten und zugleich im zierlichsten Sinne, sie war ein Musterbild edler Weiblichkeit, durch ihre bloße Berührung auch das Alltäglichste erhebend und verschönernd. Die Häuslichkeit ward meine Welt, und ich habe außer ihr zu leben verlernt. Im freundlichen Austausche unserer Ansichten, in gemeinsamem Lesen entwickelten sich unsere Herzen zu immer steigender Verwandtschaft, und was ja noch fehlte, ergänzte die Allzauberin — Musik. Therese besaß eine zwar nicht starke, aber wundersüße Altstimme, und so flog am Piano die Zeit wie spielend dahin! — Wie spielend — ja, das war der rechte Ausdruck, denn spielend begreift man nicht, wie kostbar die Minuten sind!"

Weindler streifte die Asche von der Cigarre und rückte mit einer Gebehrde der Ungeduld auf dem Stuhle.

„Ich bin am Wendepunkt angelangt," sagte Rudolph, es bemerkend, „abwärts zum Sturze geht es schneller, als hinauf zum Gipfel. — Unser Glück erreichte den höchsten Grad mit der Geburt meiner Anna; ich sah in ihr ein lebendes Pfand für dessen Beständigkeit, um nur zu bald enttäuscht zu werden. Zwei Jahre — sie werden der Kern und Inhalt meines ganzen Lebens bleiben — zwei himmelvolle Jahre gingen uns so dahin; die Geburt eines Sohnes vermehrte die Zahl unserer Lieben und unserer Freuden ... da trat die Katastrophe meines Lebens ein .... Mutter und Kind befanden sich vollkommen wohl, als wir Nachts durch den Brand des Nachbarhauses aufgeschreckt wurden. Die Gefahr war plötzlich da, und in der drohendsten Gestalt, denn nach wenigen Minuten hatten die Flammen schon das Dach über uns ergriffen. Im eigentlichsten Sinne durch Rauch und Feuer, mußte das Kind und die noch zu Bette liegende Mutter weggebracht werden. Zwar gelang es bald darauf, des Brandes Meister zu werden; der größte Theil meiner Habe war gerettet — aber ich hatte verloren, was unersetzbar war. Die vernichtende Wirkung des Schreckens hatte Theresen in ein heftiges Fieber versetzt; sie erkannte Niemand mehr, phantasirte fortwährend und schien am Rande des Grabes zu stehen ... Der Knabe starb nach wenigen Tagen ... erlaß mir, Dir zu schildern, was ich litt — und doch, was war alles damals Empfundene gegen das, was meiner noch harrte! ... Therese genas körperlich — aber vergebens hofften wir, die Klarheit ihres Bewußtseins zurückkehren zu sehen — nach wenigen Tagen blieb nur die entsetzliche Gewißheit ... daß sie wahnsinnig geworden ..."

Der Erzähler athmete tief auf, schlug die Hände vor's Gesicht und machte eine Pause, um sich von der angreifenden Erinnerung zu erholen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Bilder.*

Nr. 1. Eine deutsche Königin.

Nur selten verfehlt der Fremde, welcher zum ersten Male **Berlin** sieht, dem benachbarten Charlottenburg einen Besuch abzustatten, um das weitberühmte Denkmal der Königin **Louise** in Augenschein zu nehmen. Eine dunkle Allee von Trauerbäumen führt zu dem würdigen Mausoleum, in dessen Innerem das Marmorbild der hohen Frau, von der Meisterhand eines **Rauch** geschaffen, zu schlummern und zu athmen scheint. Eine unaussprechliche Anmuth ist über die rührende Gestalt ausgegossen, der Zauber der höchsten Weiblichkeit, gepaart mit der Würde der Königin und dem Frieden einer Heiligen. Man glaubt ein überirdisches Ideal zu erblicken, wie es die schaffende Phantasie in den Stunden der erhabensten Weihe vom Himmel borgt, und doch hat der Künstler, nach der Versicherung der Zeitgenossen, die Wirklichkeit kaum erreicht, geschweige übertroffen, obgleich dies Werk allein ihn schon unsterblich macht.

Aber nicht nur im Marmor lebt die Unvergeßliche, ein unvergänglicheres Denkmal hat sie selbst in den Herzen ihres Volkes, des an ihrer Seite ruhenden Gatten und ihrer Kinder hinterlassen. Die Königin Louise war und ist der Schutzgeist Preußens, ihre Tugenden knüpften das Band zwischen dem Fürsten und seinem Volke fest und unauflöslich; ihre Leiden und ihr Tod weckten das schlummernde Nationalgefühl und den Haß gegen die Unterdrücker des Vaterlandes, ihr abgeschiedener Geist umschwebte die Fahne der preußischen Krieger und führte sie zum Siege; ihr sittliches Beispiel, ihre Einfachheit und Bescheidenheit, ihr Sinn für Häuslichkeit, ihr Pflichtgefühl als liebende Gattin und Mutter wirkten veredelnd auf die Gesellschaft ein, welche bei ihrem Regierungsantritte, angegriffen und angefault von französischer Frivolität, einer moralischen Auflösung entgegenging. Sie weckte von Neuem die ersterbene Liebe zur Familie, sie hob die gesunkene Würde der Frauen, sie stellte durch ihr eigenes Walten die vielfach verletzte Heiligkeit der Ehe wieder her, indem ihre hohe Reinheit das Laster aus ihrer Nähe bannte und die verhöhnte Tugend schützte. Wie von **Stein**, **Hardenberg** und **Scharnhorst** die politische Wiedergeburt Preußens ausging, so war von ihr jene **sittliche** Regeneration schon früher eingeleitet, welche den am Rande des Abgrundes schwebenden Staat einzig und allein noch retten konnte. Ohne je die Schranken der Weiblichkeit zu überschreiten, indem sie stets in ihrem zugewiesenen Kreise blieb, nie in die Zügel der Regierung griff, gewann die hohe Frau einen mächtigen historischen und socialen Einfluß nicht nur auf ihre nächste Umgebung, sondern auf das ganze Volk. In ihrem Herzen wurzelte die Liebe **zu dem großen deutschen Vaterlande**, welche sie als ein Erbtheil ihren Kindern hinterließ; denn wie sie als Frau und Mutter an deutscher Treue und Sitte fest hielt, so fühlte sie sich auch auf dem Throne vorzugsweise als **deutsche Fürstin**. Nicht allein das Unglück und die Schmach Preußens, sondern des gemeinsamen Vaterlandes schlugen ihr die tiefsten Wunden, an denen endlich ihr Herz verblutete.

Sie wurde den 10. März 1776 in Hannover geboren, wo ihr Vater damals die Würde eines kurfürstlich hannoverschen Feldmarschalls bekleidete, indem er erst achtzehn Jahre später seinem unvermählten Bruder als Herzog von Mecklenburg in der Regierung folgte. Ihre Mutter, die Tochter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, wurde frühzeitig den Ihrigen durch den Tod entrissen, nachdem sie dem zehnten Kinde das Leben geschenkt hatte. Louise kam mit ihren Schwestern an den Hof der Großeltern, wo sie eine sorgfältige Erziehung unter der Leitung des Fräulein **Gelieux** aus der Schweiz erhielt. Frühzeitig lenkte die würdige Gouvernante den Sinn der begabten Schülerin auf das Höhere, obgleich

* Wir beginnen mit diesem Artikel die früher versprochenen „**Deutschen Bilder.**" Sie sollen ein Spiegelbild unseres deutschen Geschichtslebens abgeben, eine ungeschminkte Darstellung unserer Größe und Schwäche, unseres Besten und Niederträchtigsten, Bilder zur Beschämung und zum Troste. Wir werden viel Schmerzliches, Bitteres, Schmachvolles, aber auch viel Hohes, Schönes und Glorreiches erzählen können. Aus Deutschlands großer Geschichte wollen wir lernen, uns eine bessere Zukunft zu bauen.
Die Redaction.



Napoleon und die Königin Louise.

die spätere Königin sich öfters beklagte, daß der Unterricht ihrer Jugend seinem ganzen Wesen nach mehr ein französischer als ein deutscher gewesen sei. Dieser Vorwurf traf jedoch weniger ihre hochgebildete Großmutter, deren Obhut sie anvertraut war, als den herrschenden Geist der Zeit, der seine Bildung aus Paris bezog. Herrlich aber entwickelte sich Louise an der Seite ihrer Schwestern, die Jean Paul in der Widmung seines Titans folgendermaßen feierte: „Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Helldunkel hernieder und müde des ewig heiteren, aber kalten Olympos sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, wo sie trüber, aber wärmer ist. — — Da beschlossen sie, den Erdenschleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. Sie gingen vom Olympos herab. — — Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den Scepter auf und sagte: „Der Unsterbliche wird sterblich auf Erden, und jeder Geist wird ein Mensch!" Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich Louise, Charlotte, Therese, Friederike."

Kleinere und größere Ausflüge mit der Großmutter führten Louise nach Straßburg, wo sie den erhabenen Münster bestieg, und weiter nach den Niederlanden, deren sie sich später beim Lesen von Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Staaten gern wieder erinnerte. Auch der Kaiserkrönung Franz des Ersten wohnte sie in Frankfurt am Main bei, wo sie mit Goethe's Mutter bekannt wurde. Die wackere „Frau Rath" verschaffte dem dreizehnjährigen Fürstenkinde das Vergnügen, sich im Hofe am Brunnen einmal satt zu plumpen und schloß die gestrenge Gouvernante, da diese die Prinzessin durchaus abrufen wollte, gewaltsam auf ihr Zimmer ein. Das vergaß auch Louise nicht und schenkte darum als Königin nach langen Jahren der lieben Frau Rath einen prächtigen, goldenen Schmuck, den sie nur bei außerordentlichen Gelegenheiten anlegte, wie bei dem ersten Zusammentreffen mit der berühmten Frau von Staël. Damals erschien sie, „den bekannten goldenen Schmuck der Königin von Preußen um den Hals geschlungen", indem sie der Französin mit den erhabenen Worten entgegentrat: „Je suis la mère de Goethe!"

Aus der kleinen, Wasser plumpenden Prinzessin war schon nach wenigen Jahren eine blühende, mit allen Reizen des Körpers

und des Geistes geschmückte Jungfrau geworden, welche mit ihrer Großmutter und ihrer Schwester Friederike abermals nach Frankfurt reiste, wo der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Zweite, im Kampfe gegen das revolutionäre Frankreich sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Dort erblickte der Kronprinz die siebzehnjährige Louise bei der Tafel nach dem Schauspiele, und eine innere Stimme rief ihm, wie er selbst als Greis noch bekannte, die Worte zu: „Die ist es, oder Keine sonst auf Erden!“ Von der unwiderstehlichen Anmuth der holden Erscheinung mächtig angezogen, warb der Königssohn um ihre Hand, welche sie, von gleicher Liebe durchdrungen, ihm freudig überließ. Nicht die gewöhnlichen Rücksichten der Politik, sondern die innigste Neigung schlang das ewige Band um die jugendlichen Herzen; ein Glück, wie es nur höchst selten auf der goldenen Höhe des Thrones gefunden wird. Und um das Maß der Wonne voll zu machen, fühlte sich auch der jüngere Bruder des Kronprinzen zu der Schwester Louisens in gleicher Weise hingezogen, und wie Beide von frühester Kindheit Ernst und Spiel getheilt, so theilten sie auch jetzt der Liebe Glück und Segen. An einem Tage wurde in Darmstadt das Fest dieser Doppel-Verlobung gefeiert, und zwei selige Brautpaare lächelten zur selben Stunde einander zu.

Am 22. December 1793 hielten die fürstlichen Schwestern unter dem Jubel der guten Berliner ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Die Ehrenpforte mit festlichen Sinnbildern war nach den Angaben des bekannten Odendichters Rammler errichtet, ein kleines liebliches Mädchen begrüßte die zukünftige Kronprinzessin mit einigen passenden Strophen. Von der Anmuth des Kindes entzückt, folgte Louise dem natürlichen Zuge ihres bewegten Herzens; sie schloß die Kleine in ihre Arme und küßte den niedlichen Mund.

„Mein Gott!“ schrie die förmliche Oberhofmeisterin, über solche Verletzung der vorgeschriebenen Formen entsetzt. „Was haben Ew. königliche Hoheit gethan? Das ist ja gegen alle Etikette!“

„Wie?“ entgegnete lächelnd die Fürstin, „darf ich das nicht mehr thun?“

Ihr natürlicher Sinn sträubte sich von vornherein gegen den höfischen Brauch; auch in der Nähe des Thrones bewahrte sie ihr rein menschliches Gefühl, wobei sie an dem schlichten Charakter des Kronprinzen eine mächtige Stütze fand. Beide führten im Gegensatz zu dem regierenden Könige, der mit seiner Lichtenau schwelgte, ein wahrhaft deutsches, inniges Familienleben. Am liebsten verweilten sie auf dem bescheidenen Landgute Paretz in ländlicher Abgeschiedenheit, umgeben von einigen Freunden, fern von dem Geräusch und dem Luxus der Residenz. Hier schaltete Louise als Hausfrau und bewirthete ihre Gäste an dem einfachen Tische, wie ihn besser jeder reiche Privatmann aufzuweisen hatte; hier streifte sie an der Seite ihres hohen Gatten ohne Zwang durch die grünen Felder, oder ruhte unter dem Schatten der Bäume mit einem Lieblingsschriftsteller in der Hand. Die Kinder des Dorfes kannten und liebten die „gnädige Frau von Paretz“, wie sie allgemein hieß, und empfingen manch kleines Geschenk von ihr, Näschereien und Kleidungsstücke. Wenn der goldene Erntekranz auf das Schloß gebracht wurde, mischte sie sich unter das Gesinde und tanzte den Reigen mit ihrem Hofstaat; selbst die gestrenge Oberhofmeisterin mußte dann ein Tänzchen wagen, zur nicht geringen Belustigung der hohen Herrschaften.

Ihre glückliche Ehe wurde mit Kindern gesegnet, welche sie nicht Fremden überließ, sondern selbst mit mütterlicher Sorgfalt bewachte und auferzog.

Diese Gesinnungen verleugnete sie auch als Königin nicht, als ihr Gatte nach dem Ableben seines Vaters den Thron bestieg. Ihre Liebenswürdigkeit, Herzensgüte und Häuslichkeit blieb unter allen Verhältnissen sich gleich; der Glanz der Krone blendete sie nicht, die Huldigungen, welche ihr allgemein zu Theil wurden, bestachen nicht ihr gesundes Urtheil. Sie war das Muster einer deutschen Fürstin, geschmückt mit allen Reizen der Natur, mit allen Gaben des Herzens und des Geistes. Mit ihr begann an dem verwilderten Hofe eine neue Aera, die Herrschaft der bis dahin verbannten und unterdrückten sittlichen Elemente, welche sich um die schöne, tugendhafte Fürstin schaarten. Lüge und Heuchelei mußten vor ihrem klaren Blicke schwinden, jedes Vorurtheil vor ihrer Gerechtigkeit verstummen. Bei einer großen Cour fragte sie eine junge Officiersfrau: „Was sind Sie für eine Geborene?“

Die verlegene Dame stammelte in der Angst ihres bürgerlichen Herzens: „Ach, Ihro Majestät! Ich bin gar keine — — Geborene.“ Die höfische Umgebung lächelte spöttisch, aber der ernste Blick der Königin verscheuchte den aufsteigenden Hohn der adeligen Gesellschaft.

„Ei, Frau Majorin,“ sagte sie, sich freundlich zu der jungen Frau neigend, „Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck: „von Geburt sein,“ wenn damit ein angeborner Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Vorzüge und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen, und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen, und ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur im Herzen liegt.“

Wie sie hier dem Vorurtheile der Geburt begegnete, so suchte sie ein andermal die Ungerechtigkeit der Natur durch ihre Milde auszugleichen. Bei der Huldigungsreise durch Pommern wurde sie in Stargard von einer Schaar weißgekleideter Kinder empfangen, welche vor ihr her Blumen streuten. Bald war sie die Vertraute der Kleinen, die ihr erzählten, sie seien eigentlich ihrer zwanzig Mädchen gewesen, aber die Eine sei wieder nach Hause geschickt worden, weil sie gar zu häßlich ausgesehen habe.

„Das arme Kind,“ rief die mitleidige Königin, „hat sich gewiß gefreut und muß nun zu Hause sitzen und wird seine bittern Thränen weinen!“

Sogleich ließ sie die zurückgesetzte Kleine holen, um sie vor Allen auszuzeichnen und mit reichen Geschenken zu beglücken. In diesen kleinen Zügen offenbarte sich das Herz der Königin.

Kein Wunder, daß sie geliebt und angebetet wurde! Das Volk war stolz auf die gute Landesmutter, Dichter, wie Novalis und Schlegel, besangen sie, die edelsten Männer blickten bewundernd zu ihr empor, während die ganze Frauenwelt in ihr ein unerreichbares Ideal sah; aber vor Allem beseligte sie die unaussprechliche Liebe des Königs, dessen größter Schatz Louise war.

So lebte sie schöne Tage des Glückes, bis das längst drohende Schicksal über Preußen hereinbrach, bis die hohe Frau unter den schwersten Leiden und Prüfungen ihre göttliche Natur bewähren und die goldene Krone mit dem Dornenkranz der Märtyrerin vertauschen sollte.

Der Staat des großen Friedrich war unter seinem nächsten Nachfolger durch Verschwendung und schlechte Verwaltung innerlich tief zerrüttet worden, obgleich er äußerlich durch trügerischen Glanz sein früheres Ansehen zu behaupten suchte. Durch die französische Revolution und das Genie Napoleons wurde das Gleichgewicht Europa's und somit auch die Stellung Preußens bedroht. Friedrich Wilhelm der Dritte zeigte sich besonders im Anfange seiner Regierung den neuen, großen Verhältnissen nicht gewachsen. Aus Bescheidenheit und Mißtrauen gegen sich selbst, eine Folge seiner Erziehung, überließ er die Leitung des Staates seinen Ministern und Rathgebern, die nicht immer die Besten waren. An ihrer Spitze stand der schwache, charakterlose, hin und her schwankende Graf Haugwitz. Der friedliebende König wünschte so lange als möglich in dem großen, welterschütternden Kampfe neutral zu bleiben, während er von allen Seiten gedrängt wurde, Partei zu nehmen. Am Hofe selbst standen sich zwei entgegengesetzte Richtungen gegenüber: auf der einen Seite die Anhänger der Franzosen, Haugwitz, Lombard ꝛc., welche auf eine enge Verbindung mit Napoleon drangen; auf der andern Seite die Gegner Frankreichs, zu denen die königlichen Prinzen, vor Allen der geniale Prinz Louis Ferdinand, die Generale Blücher, Rüchel und Pfuel, die Minister Stein und Hardenberg gehörten. Auch die Königin Louise neigte sich zu der letzteren Partei, weil sie Preußens Heil allein in einem engeren Anschlusse an das gesammte Deutschland und besonders an Oesterreich sah.

Noch zögerte der König mit seiner Entscheidung, als Napoleon

gegen jedes Völkerrecht das preußische Gebiet durch seinen Einbruch in die Ansbachischen Länder verletzte und somit allen bestehenden Verträgen Hohn sprach. Ein Schrei des Unwillens ging durch das ganze Land, das Heer brannte vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen. Oesterreich schickte den Erzherzog Anton nach Berlin und forderte zu gemeinschaftlichem Handeln auf. Der ritterliche Alexander von Rußland erschien selbst in der preußischen Residenz, um Friedrich Wilhelm zu einem Bündnisse zu bewegen. Es kam in Potsdam zu einem geheimen Vertrage, der an dem Sarge Friedrich des Großen besiegelt wurde. Um Mitternacht stiegen die beiden Monarchen in die erleuchtete Gruft, mit ihnen die holde Königin. Alexander neigte seine Lippen auf den Sarg des unsterblichen Todten und küßte ihn, dann reichten sich die Fürsten die Hände und schwuren sich ewige Freundschaft.

Aber der Sieg Napoleons über die vereinigten Russen und Oesterreicher bei Austerlitz und das feige Benehmen des im Lager befindlichen Haugwitz, welcher seinen Aufträgen zuwider einen schimpflichen Vertrag mit dem Sieger schloß, trennte Preußen von seinen Bundesgenossen und isolirte es völlig, so daß es widerstandslos zusammenbrach. Es folgten die Tage der Schmach von Jena, die Auflösung des Heeres, die schimpfliche Uebergabe der Festungen, die Flucht der königlichen Familie nach Königsberg. In seinen Bulletins entblödete sich Napoleon nicht, die unglückliche Fürstin zu verhöhnen und in gemeinster Weise zu verleumden, indem er sie als die alleinige Ursache des Krieges beschuldigte. Bei ihren Leiden suchte und fand sie Trost in dem unerschütterlichen Glauben an eine höhere Vorsehung, in dem Bewußtsein ihres edlen Herzens, in den Worten des Dichters, deren sie sich auf der Flucht erinnerte:

> Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Unterdeß wüthete der Krieg in Preußen fort, bis endlich von russischer Seite der Abschluß des Waffenstillstandes und die bekannte Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Memel folgte, wo Alexander seinen vertrauungsvollen Bundesgenossen rücksichtslos Preis gab. Die Räthe Friedrich Wilhelm des Dritten hofften durch die persönliche Anwesenheit der Königin von dem übermüthigen Sieger minder harte Friedensbedingungen zu erlangen. Sie willigte in das ihr zugemuthete Opfer, so schwer es ihr auch fiel, und erschien als eine Bittende vor dem stolzen Feinde, der sie durch sein wegwerfendes Benehmen zu demüthigen gedachte.

Eine Stunde nach ihrer Ankunft nahte Napoleon mit einem großen Gefolge. Er ritt einen kleinen arabischen Schimmel; Generäle hielten ihm den Steigbügel, als er abstieg. Der König und die Prinzen gingen ihm bis unten an die Haustreppe entgegen. Der Kaiser hatte eine kleine Reitpeitsche in der Hand, nahm den Hut ab, grüßte rechts und links und ging sogleich zur Königin hinauf. Sie empfing ihn mit dem feinsten Tacte, ohne ihrer weiblichen und fürstlichen Würde das Geringste zu vergeben. Nach der ersten Begrüßung kam sie sogleich auf den eigentlichen Beweggrund ihrer Reise zu sprechen; er unterbrach sie jedoch, indem er unter andern die unzarte Frage an sie richtete: „Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?"

„Sire," entgegnete Louise würdevoll, „dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Im Laufe der ferneren Unterhaltung erfuhr auch Napoleon den unwiderstehlichen Zauber ihrer Persönlichkeit, den Reiz der edelsten Weiblichkeit; die Stärke des Geistes und des Charakters der hohen Frau machten einen tiefen Eindruck auf den stolzen Sieger; er überhäufte sie mit allerdings nichtssagenden Artigkeiten und lud sie zur Abendtafel ein. Während der Mahlzeit war es ihr einziges Bestreben, ihm wenigstens ein Wort zu entreißen, woraus sie Hoffnung schöpfen konnte; besonders ließ sie es sich angelegen sein, mindestens die Rückgabe von Magdeburg zu erlangen. Aber Napoleon, dem der schlaue Talleyrand zur Seite stand, war nur zu sehr auf seiner Hut; er benahm sich zwar artig und stets achtungsvoll, aber ausweichend und zurückhaltend; sein Widerstand glich einer fortwährenden Flucht vor dem Geiste und der Liebenswürdigkeit der Königin. Es war gewiß ein ebenso eigenthümliches, als interessantes Schauspiel, diesem Kampfe der weiblichen Anmuth und Feinheit mit dem männlichen Trotze und politischen Egoismus beizuwohnen.

„So wollen Sie mich," klagte Louise nach aufgehobener Tafel, „scheiden sehen, ohne eine Erinnerung in meinem Herzen zurückzulassen, die mir gestattete, mit der Bewunderung für den großen Mann auch eine unauslöschliche Dankbarkeit gegen den großmüthigen Sieger zu verbinden?"

Statt ihr zu antworten, nahm Napoleon aus der vor ihm stehenden Blumenvase eine Rose von seltener Schönheit, die er ihr mit einer galanten Verbeugung überreichte. Sie schien erst geneigt, seine Gabe abzulehnen, besann sich jedoch und nahm sie, wenn auch zögernd.

„Zum Mindesten," fügte sie bittend hinzu, „mit Magdeburg."

„Belieben Euere Majestät zu bedenken," entgegnete er ausweichend, „daß ich es bin, der darbietet, und daß Euere Majestät nur anzunehmen haben."

Nur mit Mühe unterdrückte die Königin ihre hervorbrechenden Thränen; sie hatte sich umsonst gedemüthigt. Der Friede wurde geschlossen, der Preußen fast die Hälfte seiner Länder kostete und unerschwingliche Opfer auferlegte. Niemand empfand die Schmach des Vaterlandes so tief, wie die hohe Frau, vor Allen aber den schimpflichen Verlust von Magdeburg. „Wenn man mein Herz öffnen könnte," sagte sie, „so würde man darin in blutigen Zügen den Namen Magdeburg finden." — Aber sie überließ sich nicht einer dumpfen, hoffnungslosen Verzweiflung; mitten im Unglücke bewahrte sie den ihr eigenen Muth, sie richtete den gebeugten König auf, sie tröstete ihre Umgebung, sie erkannte die Nothwendigkeit, durch sittliche Hebung des Volkes, durch Weckung des nationalen Bewußtseins, durch Erziehung der kommenden Geschlechter eine neue, bessere Zeit heraufzuführen. Zu diesem Behufe suchte sie die edelsten Männer und Vaterlandsfreunde in die Nähe des Königs zu bringen; sie erkannte den Werth eines Stein und Hardenberg, sie beschützte Beide gegen die Intrigue der franzosenfreundlichen Höflinge.

Mit dem berühmten Jugenderzieher Pestalozzi in der Schweiz trat sie in unmittelbare Verbindung, um durch sein System einen besseren Unterricht für die preußischen Schulen anzubahnen. Vor allen Dingen aber lebte in ihrem Herzen der Glaube und die Liebe für das deutsche Volk, die sie mitten in dem größten Trübsal und in der allgemeinen Verwirrung nicht verlor. Sie las fleißig die Geschichte ihrer „lieben Deutschen", unter denen sie besonders der Ostgothe Theodorich ansprach. „Dieser war ein echter Deutscher," schreibt sie an einen Freund, „die Geradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemüths und die Großmuth seines Herzens bezeugen es. Der Charakter Karls des Großen trägt schon ein Gepräge des Frankenthums, welches mich etwas abschreckt."

Bitter klagte sie über die Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes, nach Kräften war sie bestrebt, den unseligen Zwiespalt zu beseitigen, sodaß ihr Sohn als König Friedrich Wilhelm der Vierte mit Recht sagen durfte: „Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist das Erbtheil meiner Mutter."

Von diesen Gesinnungen, der sittlichen Größe, der Klarheit ihres Geistes und der Richtigkeit ihres Urtheils legt ihr Briefwechsel, den Friedrich Adami in seiner trefflichen Biographie der Königin Louise theilweise veröffentlicht, das schönste Zeugniß ab. So schreibt sie an ihren Vater: „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrich des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — — — Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glücke

geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. — — Wie Gott will; Alles wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden."

Kurz nach dem Frieden folgte Louise mit dem Könige einer Einladung des Kaisers Alexander nach Petersburg, wo ihr die glänzendste Aufnahme bereitet wurde. Aber die Pracht und der Luxus der Höfe konnte sie nicht blenden, sie hatte die Nichtigkeit der irdischen Größe nur zu sehr kennen gelernt. Tiefer ergriff und freute sie der Jubel ihres Volkes bei ihrer Rückkehr nach Berlin. Die Treue und unerschütterte Liebe, die ihr hier zu Theil wurde, rührten sie bis zu Thränen.

Aber die vorangegangenen Leiden und die fortdauernden Kränkungen hatten ihre zarte Gesundheit untergraben. Wohl ahnte sie mit prophetischem Geiste die künftige Erhebung des Vaterlandes und trug nach Kräften dazu bei, aber ihr selbst sollte es nicht vergönnt sein, den Tag der Befreiung zu erblicken.

Schon lange war es ihr Wunsch gewesen, ihren Vater und die herzogliche Familie in Strelitz zu besuchen. Rührend war das Wiedersehen, aber bald getrübt durch ein leises Unwohlsein, das sich mit überraschender Schnelligkeit in ein lebensgefährliches Brustleiden verwandelte. Ihr Gatte, selbst krank, eilte mit den beiden ältesten Söhnen an das Lager der Sterbenden. „Ach!" klagte der Unglückliche, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

Fortwährend hielt er ihre Hand in der seinigen, als wollte er sie nicht scheiden lassen.

„Herr Jesus!" flehte sie in banger Todesangst, „mach es kurz!"

Fünf Minuten später, am 18. Juli 1810, hatte sie ausgelitten; ihr bleiches Gesicht war das einer verklärten Heiligen. Zu ihren Füßen knieete der schwer geprüfte König mit seinen Kindern, die Hände der Entseelten mit ihren heißen Thränen benetzend.

Nicht nur Preußen, ganz Deutschland trauerte um Louise; jedes Haus wurde ein Klagehaus, und ihr Tod weckte in jeder Brust den tiefsten Schmerz, aber auch den Haß gegen den fremden Unterdrücker, um dessen willen sie so viel gelitten.

„Wir wissen" — sagte der berühmte Schleiermacher in seiner Gedächtnißrede auf die geschiedene Königin — „wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechtes feststellt, Antheil genommen hat an allen großen Begebenheiten; wie sie sich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die theueren Kinder Alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging!" —

Darum lebt Louise in den Herzen ihres Volkes und aller Deutschen jetzt und immerdar, als die Erste der Frauen, als die beste Königin.

Max Ring.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Elaire von Glümer.

III.

Während sich Wilhelmine mit leidenschaftlichem Eifer ihren musikalischen und dramatischen Studien hingab, blieb ihr doch Sinn und Zeit für die kleinen Aufgaben des täglichen Lebens. Sie sorgte für die Pflege der jüngeren Geschwister, für die Ordnung im Hause, und wer sie Abends auf der Bühne bewundert hatte, konnte ihr Morgens zwischen den Körben der Marktweiber begegnen, wie sie emsig nach dem Guten und Wohlfeilen suchte, oder trotz Sonnengluth und Regenschauern große Körbe voll Proviant nach Hause trug. Hier war es dann ihr größtes Vergnügen, die Vorräthe in Keller und Speisekammer auf's Schönste zu ordnen. „Der Keller war mein Garten," erzählte sie oft; „jede Kohl- und Rübensorte hatte ihr eigenes Beet von weißem Sande. Mein Schmerz war nur, daß sich die Mutter so wenig für diese Herrlichkeiten interessirte."

Auch die Gesellschaft nahm die junge schöne Künstlerin mehr und mehr in Anspruch, und sie gab sich mit voller Jugendlust den Freuden und Huldigungen derselben hin. Sie war die unermüdlichste Tänzerin, sang, so oft sie dazu aufgefordert wurde, freute sich wie ein Kind, wenn sie selbst und ihre Lieder gefielen, und war durch Heiterkeit, Reiz und Anmuth die Seele jedes Kreises, in dem sie sich bewegte.

Aber sie hatte auch schwere Stunden, und was sie quälte, war nicht nur die unbestimmte Sehnsucht, die der Jugend fast immer den Genuß des Augenblicks verkümmert. Eine Schauspielerin kann nicht behütet werden, wie andere Mädchen. Als halbes Kind schon hatte Wilhelmine Leidenschaften und Laster in ihrer häßlichsten Gestalt sehen müssen. Instinctiv bebte ihre reine Seele vor der Berührung mit dem Schlechten zurück, und wo sich diese Berührung nicht vermeiden ließ, wurde sie ihr eine Quelle bittersten Leidens. Auch das Intriguenwesen, das sich um jede Bühne, um jede Berühmtheit der Theaterwelt drängt und in das sie nur zu bald einen Einblick gewann, war ihrer groß angelegten Natur, ihrem durchaus offenen Charakter im tiefsten Innern zuwider. Die Begeisterung für die Kunst erhob sie zwar über diesen Wust, und im Feuer der Arbeit konnte sie ihre Umgebung ganz vergessen — aber es kamen Tage der Ermattung, der Muthlosigkeit, und dann drang alles Schlechte, Häßliche, Unwahre mit erdrückender Gewalt auf sie ein. Das ganze Leben erschien ihr in solchen Momenten wie ein Gewebe von Lüge und Niederträchtigkeit. Sie verzweifelte an sich selbst, an ihrer Aufgabe, fühlte sich von unbezwinglichem Ekel am Dasein, von unerträglicher Angst vor der Zukunft erfüllt und wußte nicht, wohin sie sich retten sollte.

Oft, wenn sie aus den Proben kam, trennte sie sich von den plaudernden Cameraden, um sich verstohlen in die nächste Kirche zu schleichen, wo sie sich zitternd im Schatten eines Pfeilers auf die Kniee warf, das Gesicht verhüllte und weinte und betete. Schon damals erwachte in ihr jene Sehnsucht nach Ruhe, nach einem engbegrenzten, einfachen Leben, die sie wie ein verzehrendes Heimweh bis zum Tode verfolgen sollte, während ihrem Schaffensdrang, ihrem rastlosen Vorwärtsstreben die ganze Welt noch zu eng war. „Wenn ich katholisch gewesen wäre," sagte sie oft, „so hätte ich mich damals in ein Kloster geflüchtet."

Es war anders über sie beschlossen. Sie lernte den Schauspieler Karl Devrient kennen; er war ein schöner Mann, von einschmeichelndem Benehmen, der ihr Herz schnell gefangen nahm. Die Ehe mit dem geliebten Manne, das war das Asyl, die Heimath, nach der sie sich sehnte! Im Sommer 1823 wurde das Bündniß in der Jerusalemerkirche zu Berlin geschlossen, und nach einigen Reisen übersiedelte das Künstlerpaar nach Dresden, wo Beide engagirt waren.

Es ist nicht meine Absicht, hier auf die intimen Lebensverhältnisse der Verewigten einzugehen, deshalb werde ich die Geschichte dieser Ehe nicht näher berühren. Aber wenn es wahr ist, was Wilhelmine Schröder-Devrient so oft tief schmerzlich aussprach — wenn es wahr ist, daß der Künstler unglücklich sein muß, um die volle Weihe des Genius zu empfangen, so ist diese Verbindung eine der mächtigsten Stufen gewesen, auf welcher sie zur künstlerischen Vollendung emporschritt.

Die Ehe war in jeder Beziehung eine unglückliche und wurde schon im Jahre 1828 wieder getrennt. „Ich mußte mich frei machen," sagte Wilhelmine, „um nicht als Weib wie als Künstlerin unterzugehen." Um frei zu werden, brachte sie jedes Opfer; selbst von den Kindern, die sie leidenschaftlich liebte, riß sie sich los, aber von den Erinnerungen an jene Zeit hat sie sich nie befreien können; bis zur Todesstunde haben sie einen tiefen, dunkeln Schatten über ihr Leben geworfen.

Auch die Freude an ihren Kindern — zwei Söhne und zwei Töchter waren ihr geschenkt — hat sie nicht so rein genießen dür-

fen, wie andere Mütter. Ihr ältester Sohn war kaum ein paar Monate alt, als sie ihn fremden Händen anvertrauen mußte, um den Gatten auf einer Kunstreise zu begleiten, und das wiederholte sich auch bei den andern Kindern. „Wie oft habe ich damals mit mühsam verhaltenen Thränen gesungen!" sagte sie, und nach so langen Jahren noch wurden ihr bei der Erinnerung daran die Augen naß. Das Schrecklichste aber war, daß ihr jüngstes Töchterchen, die kleine Louise, der unachtsamen Wärterin vom Arme fiel, während die Mutter in den Proben war. Sie fand das arme kleine Wesen in Convulsionen liegend, in denen es, dem Anschein nach unter entsetzlichen Qualen, verschied. Dies Unglück hätte jede Mutter treffen können; aber Wilhelminens verdüstertem Gemüth erschien es wie ein Fluch ihres Standes, und jahrelang verfolgte sie das Bild des sterbenden, wie sie sich ausdrückte, „für ihre Kunst gemordeten" Kindes.

Trotz ihrer Berufspflichten that sie übrigens mehr für ihr Haus und ihre Kinder, als tausend andere Frauen. Wer sie damals gekannt hat, spricht noch heute mit Bewunderung von ihrem unermüdlichen Fleiße, ihren häuslichen Talenten, ihrer zärtlichen Sorgfalt für die Kleinen. Da sie während ihrer Ehe zu großer Sparsamkeit gezwungen war, verrichtete sie selbst die gröbsten Arbeiten, um ihrem Hauswesen jene Sauberkeit zu erhalten, die ihr so nothwendig war, wie Luft und Licht. Die pedantische Ordnungsliebe, die sie vom Vater geerbt hatte, steigerte sich bei ihr zu einer Art von Fanatismus. So freigebig sie später große Summen hingab — wegwarf, darf man wohl sagen — so genau berechnete sie die kleinen Ausgaben des täglichen Lebens, und der Gedanke, um einen Groschen betrogen zu sein, erregte ihren höchsten Zorn. Die Haarnadeln, die sie trug, hatte sie seit mehr als dreißig Jahren. Sie zeigte sie mit einer Art von Zärtlichkeit und sagte dabei: „Wäre mir jemals, während ich als Euryanthe oder Vestalin mit aufgelöstem Haar auf der Bühne stand, der Gedanke gekommen, diese Nadeln könnten in der Garderobe weggeworfen werden, so wäre ich nicht im Stande gewesen, weiter zu singen," und oft hat sie uns erzählt, daß sie selbst in den Zeiten ihres angestrengtesten künstlerischen Schaffens nicht im Stande gewesen wäre, sich niederzulegen, ohne sich vorher zu überzeugen, daß Alles am bestimmten Orte lag und stand. Die Gläser mußten im Schranke nach dem Muster geordnet sein, die Küchenhandtücher nach der Nummer über einander liegen. Noch in den Tagen der letzten schweren Krankheit habe ich sie oft ein vom Kammermädchen gereichtes Taschentuch zurückweisen sehen, weil diese Nummer noch nicht an der Reihe war. „Wie hätte ich wohl die Ruhe und Sammlung finden können, die dem Künstler unentbehrlich ist," pflegte sie zu sagen, „wenn ich um mich her Unordnung geduldet hätte?"

Es war dies im Grunde eine nothwendige Folge ihres empfindlichen Schönheitssinnes. Etwas Häßliches, Unharmonisches in ihrer Umgebung verursachte ihr ein Unbehagen, das sich bis zum physischen Schmerze steigern konnte. Prunkliebend war sie gar nicht. Das Einfachste genügte ihr, wenn es sich harmonisch zum Ganzen fügte, und zur Herstellung einer solchen Harmonie besaß sie ein seltenes Talent. Sie brauchte nur ein Möbel anders zu rücken, einen Vorhang in ihrer Weise zu drapiren, ein paar Blumen zusammen zu stellen, und das kahlste chambre-garni wurde behaglich und war vom Hauch der Individualität durchweht.

Nach der Scheidung, als sie ihr Leben nach eigenem Geschmacke gestalten konnte, war die Einrichtung ihrer Zimmer berühmt; aber sie glänzten nicht durch blendende Farben, kostbare Stoffe, Vergoldungen oder jene Anhäufung moderner Spielereien, die eine Wohnung zur Raritätenbude macht, in der wir kaum zu athmen wagen. Da war Raum für Luft und Licht und freie Bewegung; ein künstlerisches Auge hatte die Farben zum wohlthuendsten Einklang vereinigt, jeden Hausrath in schöner Form gewählt und jedem Dinge den rechten Platz gegeben, so daß es eben so zweckmäßig, als schön erschien. Selbst die Bilder und Statuen, die Blumengruppen und Epheulauben erschienen nicht wie ein zufälliger Schmuck, sondern wie nothwendige Bestandtheile des Rahmens, der das häusliche Leben der Künstlerin umschloß.

Auch ihr Anzug war immer in diesem künstlerischen Geschmack gewählt; immer in Schnitt und Farbe ihrer Persönlichkeit angemessen; immer — selbst wenn er prächtig sein mußte — so einfach, daß er nur als Fassung für ihre Schönheit, nie als ein prunkendes Zurschautragen von Schmuck oder modischem Putz erschien. Eine unschöne Mode, selbst wenn sie allgemein verbreitet war, nahm sie nicht an. So war es ihr Stolz, daß sie nie eine Crinoline getragen hatte. Mit komischem Entsetzen schilderte sie die Gefahren großer Gesellschaften, „in denen man sich mit den Reifröcken die Augen aussticht". Auch zu einem Kopfputz von Band oder Spitzen konnte sie sich nicht verstehen. Sie wußte, daß ihr Kopf nur für den Kranz oder das Diadem gemacht war. „Und für eine Dornenkrone", fügte einer ihrer Freunde hinzu, in dessen Gegenwart sie dies aussprach.

Ihre Straßentoilette war von gesuchter Einfachheit; im Hause trug sie in der letzten Zeit vorzugsweise dunkle Farben, schwere Stoffe ohne allen Ausputz und wenig einfachen Schmuck. Selbst in der Krankheit war ihr Anzug schön. In einem weiten, weißgrundigen Peignoir lag sie auf ihrem Ruhebette, und nie habe ich dies Gewand zerdrückt oder gar befleckt gesehen. Es war als ob das Unschöne, Unreine äußerlich so wenig wie innerlich an ihr haften könnte.

Auch ihre Handarbeiten waren, wie Alles was ihr angehörte, geschmackvoll und von höchster Sauberkeit. Sie machte die feinsten russischen und türkischen Stickereien, und nie habe ich schönere Strickereien gesehen, als die von ihrer Hand — derselben Hand, die so oft Romeos Degen gezückt und Armidens Fackel geschwungen hatte. Mit der peinlichsten Ordnung ging sie dabei zu Werke; ich werde nie vergessen, wie eifrig sie wurde, als wir sie eines Abends zum Ausgehen abholen wollten und nicht gleich einsahen, daß sie ihre Tour fertig stricken müsse, ehe sie den Strumpf zusammenlegen konnte. Daß die Handarbeit nicht nur ein Zeitvertreib war, den sie in den letzten Jahren zur Ausfüllung müßiger Stunden hervorgesucht hatte, geht aus einem Briefe des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz vom Jahre 1845 hervor, worin es heißt:

„Also alle Talente sind Ihnen eigen, liebe Schröder-Devrient! Ist denn das recht, und muß denn die Muse auch das noch besitzen, was sonst nur zum Schmuck der gewöhnlichen Erdenkinder gehört? Aber so sind die Götter. Wen sie einmal zu ihrem Liebling erkoren, über den gießen sie die ganze Fülle ihrer himmlischen Gaben aus, als wenn sie davon nicht genug zu geben hätten, und so umgekehrt: wer einmal das Unglück hat ihr Stiefkind zu sein, der steht umsonst am Eingang des Olymps, es fällt kein göttlicher Strahl auf ihn herab. Dies sind die Gedanken und Gefühle, die mich durchströmten, als nach Lesung eines unendlich liebenswürdigen Briefes der Anblick eines ebenso unendlich schönen Geschenkes mich beglückte. Es vereint in der That Alles, was der feinste Geschmack und die geschickteste Hand nur liefern können, und ich wiederhole es, nie würde ich geglaubt haben, daß die Muse, die ich so hoch verehre und liebe, auch in Führung der Nadel zu excelliren vermöchte."

Wilhelminens fürstlicher Freund hatte Recht: sie besaß jedes Talent. Obwohl sie niemals Unterricht im Zeichnen gehabt hatte, warf sie während einer Rheinreise die reizendsten landschaftlichen Skizzen auf's Papier, indeß das Dampfschiff sie stromaufwärts trug. Nach zweistündigem Unterricht im Modelliren war sie im Stande den Fuß einer Venus nachzubilden. Die Lieder, die sie componirt hat, athmen die ganze Wärme ihrer Empfindung, und fremde Sprachen machte sie sich im Fluge in Klang und Geist zu eigen.

Wenn ihre Freunde diese Gaben bewunderten, gab sie immer traurig zur Antwort: „Es ist ja nichts in mir ausgebildet; ich habe niemals Zeit zum Lernen gehabt, und so habe ichs in allen diesen Dingen zu nichts gebracht." Um die ganze Bescheidenheit dieses Ausspruchs zu verstehen, mit dem es ihr völliger, schmerzlicher Ernst war, muß man sie persönlich gekannt, muß ihr nahe gestanden haben. Ihre Bildung war eine ganz außergewöhnliche; ihr reicher Geist umfaßte das Große wie das Kleine, nichts lag ihr zu fern oder zu unbequem, und was sie einmal interessirte, das riß sie mit einer Art von Ungestüm an sich. Sie wurde dazu — wie zu ihrem künstlerischen Streben — durch ein unabweisliches Bedürfniß ihrer Natur getrieben. Ihr ganzes Leben war ein Suchen nach Wahrheit. In einem ihrer Tagebücher sagt sie darüber: „Das Forschen des Geistes nach Klarheit und Wissen ist die Erleichterung der Seele, damit sie die Kerkerthüren des Körpers mit weniger Mühe sprengen kann und durch ihre Schwerfälligkeit nicht dem Körper unterthan wird. Bei dummen, geistig ungebildeten Menschen, denke ich, muß die arme Seele wie angeleimt sein, darum kann sie sich auch nicht gleich zur selben Höhe schwingen, wie die Seelen derer, die durch Geist und Wissen schon mehr Durchsichtigkeit und Klarheit erhalten haben. Jene muß erst noch durch reinigende Elemente durchgehen, indessen diese sich, wie ein leichter Luftballon, in reinere Sphären aufschwingen."

Psychologische Studien.

Von Dr. Julius Frauenstädt.

Nr. 1. Das Gedächtniß.

Der Zusammenhang und Zusammenhalt unsers geistigen Lebens ist durch das Gedächtniß bedingt. Denn da wir stets nur in der Gegenwart leben, nur der gegenwärtige Augenblick unser ist: so würde uns die Vergangenheit unsers Daseins ganz verloren gehen, wenn wir sie nicht im Gedächtniß, in der Rückerinnerung aufzubewahren vermöchten. Wir würden gleichsam jeden Augenblick von vorn anfangen zu leben, und somit wäre unser ganzes Leben Nichts, als eine Folge von lauter vereinzelten, zerstückelten Momenten, ohne allen Sinn und Zusammenhang. Ob wir in diesem Falle tausend Jahre oder nur eine Minute lebten, bliebe sich für unser Bewußtsein ganz gleich, denn in jedem folgenden Momente wäre ja der vorhergegangene schon vergessen. Wir müßten uns in jedem Augenblick als ein ganz neues Individuum erscheinen.

Doch nicht blos die Einheit unserer Person käme uns ohne das Gedächtniß nicht zum Bewußtsein, sondern auch die uns umgebenden Gegenstände müßten uns in jedem Augenblick neu und unbekannt erscheinen. Es wäre keine zusammenhängende Arbeit, keine folgerechte Unternehmung möglich ohne das Gedächtniß. Alles Lernen, sei es in der Schule oder aus dem Leben, würde überflüssig oder richtiger unmöglich; denn was wir soeben gelernt, davon würden wir schon im nächsten Augenblick, geschweige denn in der nächsten Stunde, im nächsten Monat, im nächsten Jahre, nichts mehr wissen.

Das Gedächtniß hat zwei Stufen, eine niedere und eine höhere. Die niedere besteht in dem Haftenbleiben der einmal empfangenen Eindrücke oder in dem Behalten derselben. Die höhere Stufe besteht in der Fähigkeit, die haften gebliebenen oder die behaltenen Eindrücke willkürlich wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Denn Unzähliges hat unser Gedächtniß behalten, das wir uns doch nicht in jedem Augenblick zum Bewußtsein bringen; Unzähliges wissen wir, ohne davon zu wissen, daß wir es wissen. Wir müssen uns oft erst mühsam auf ein Wort, auf einen Namen, auf eine Person erinnern, die in unserm Gedächtniß schlummert — ein Beweis, daß das Behalten im Gedächtniß und das Zurückrufen in dasselbe zwei verschiedene Thätigkeiten sind, wovon die erstere bestehen kann ohne die letztere.

Die niedere Stufe des Gedächtnisses, das bloße Behalten einmal empfangener Eindrücke, finden wir auch schon in der Natur, und zwar nicht blos bei organischen, sondern auch bei unorganischen, leb- und bewußtlosen Wesen. Jessen bemerkt in seiner Psychologie mit Recht, daß das Gedächtniß keine bloße Eigenschaft der Seele, sondern eine allgemeine Eigenschaft der Nerven sei, und in gewissem Sinne können wir sogar leblosen Dingen ein Gedächtniß zuschreiben, insofern gemachte Eindrücke in ihnen haften und Spuren zurücklassen. Bei luftförmigen oder flüssigen Körpern ist dies nicht der Fall, wohl aber bei allen festen Körpern mehr oder weniger. Es beruht darauf z. B. das Einspielen von musikalischen Instrumenten, und die größere Reinheit und Leichtigkeit, womit alle Töne auf gut eingespielten Instrumenten reproducirt werden. Ist eine Flöte falsch eingeblasen, so ist es unmöglich, ganz reine Töne auf derselben hervorzubringen; ist ein bestimmter Ton immer auf eine ungewöhnliche Weise gegriffen worden, so kann man ihn manchmal nachher nur auf diese, nicht auf die sonst gewöhnliche Weise erzeugen. Die Atome des Holzes bringen die gewohnten Schwingungen wieder hervor. Was aber das Holz vermag, das vermögen natürlich die Nerven in einem viel höheren Grade. Von jedem Eindruck bleibt in den Nerven eine Spur zurück, und je öfter und stärker dieselben Eindrücke wiederkehren, desto leichter und tiefer prägen sie sich ein, da jeder nachfolgende in den vorangegangenen gleichsam schon gebahnte Wege vorfindet.

Auf dieser Eigenschaft der Nerven beruht die Macht der Gewohnheit, beruht das Erlangen von Fertigkeiten durch wiederholte Uebung. Alle Bewegungen geschehen mit desto größerer Leichtigkeit, Sicherheit und Gewandtheit, je öfter sie wiederholt werden. Auf diesem Gedächtniß der Nerven beruht die oft erstaunliche Fertigkeit von Künstlern und Virtuosen in Hervorbringung ihrer Kunststücke, sei es auf dem Seil, oder auf dem Pferde, oder auf der Violine und dem Clavier 2c.

Außer der Wiederholung ist es besonders auch die Stärke der empfangenen Eindrücke, wodurch das Haftenbleiben derselben bedingt ist. Da nun aber die Stärke eines Eindrucks zum Theil abhängt von dem Grade der Aufmerksamkeit, den man auf denselben richtet, und dieser wiederum bedingt ist durch den Grad des Antheils und Interesses, den man an demselben nimmt, so leuchtet ein, wie großen Einfluß auf das Behalten empfangener Eindrücke der Antheil und das Interesse daran hat. Je mehr man sich für einen Gegenstand interessirt, desto geschwinder und leichter behält man ihn, desto tiefer prägt man ihn sich in das Gedächtniß ein.

Hieraus läßt es sich erklären, warum wir für alle persönlichen, unser eigenes Wohl und Wehe betreffenden Angelegenheiten ein so vortreffliches Gedächtniß haben. Wer oder was uns auf unserm Lebenswege gefördert oder gehemmt, wer uns freundlich oder feindlich begegnet, welche Wendungen unsers Geschickes günstig oder ungünstig waren, das vergessen wir nicht leicht.

Aus diesem Einfluß des Interesses auf das Gedächtniß erklärt es sich auch, warum wir oft entfernter liegende Ereignisse unsers Lebens besser behalten und leichter in die Erinnerung zurückrufen, als näher liegende. Es geschieht dies, weil jene uns lebhafter interessirten, als diese.

Aus der Abhängigkeit des Gedächtnisses vom Interesse erklärt es sich ferner, warum der Eine für diese, der Andere für jene Dinge ein gutes Gedächtniß hat. Was der Eine leicht behält und in die Erinnerung zurückruft, macht dem Andern oft entsetzliche Mühe zu behalten und rückzuerinnern. Frauen haben für ganz andere Dinge ein gutes Gedächtniß als Männer; Gelehrte für andere als Soldaten oder Gewerbtreibende 2c. Denn allemal, wofür sich Einer vermöge seines Geistes und Charakters besonders interessirt, wofür er ein entschiedenes Talent oder einen entschiedenen Trieb hat, das behält und reproducirt er am leichtesten und sichersten im Gedächtniß. Es hat Feldherrn gegeben, die sich die Namen aller Soldaten einer zahlreichen Armee, Gelehrte, die sich die Titel aller Bücher einer zahlreichen Bibliothek merkten. Themistokles wußte die Namen aller seiner Mitbürger auswendig. In neuester Zeit soll der berühmte englische Geschichtschreiber Macaulay ein erstaunliches Gedächtniß für geschichtliche Namen, z. B. für die Reihenfolge der Päpste, gehabt haben.

Im Greisenalter nimmt zwar das Gedächtniß ab; doch bleibt auch bei Greisen das Gedächtniß für solche Dinge, die sie interessiren, noch immer ungeschwächt. Ich habe nie gehört, sagt Cicero (in seiner Schrift über das Greisenalter, Capitel 7), daß ein Greis den Ort vergessen hätte, an dem er einen Schatz vergraben. Die Greise denken immer an Das, was ihrer Sorge obliegt, an den Termin, wo sie als Bürgen sich vor Gericht zu stellen haben, an ihre Schuldner und Gläubiger.

Könnten Traumerlebnisse uns so interessiren, wie die Erlebnisse des wachen Lebens, dann würden wir sie ebenso leicht behalten, wie diese. Diejenigen Träume, die vorbedeutend für unser Leben waren und in Erfüllung gingen, vergessen wir nicht leicht.

Wenn Wahnsinnige ihre Vergangenheit vergessen und sich in ihrer fixen Idee für einen ganz Andern ansehen, als der sie wirklich sind, für einen König oder Kaiser, für den Heiland, für Gott: so rührt auch dieses Vergessen ihrer Persönlichkeit daher, daß sie in ihrem leidenschaftlichen Stolz, in ihrem maßlosen Ehrgeiz und Hochmuth ihre geringfügige Persönlichkeit ihrem Interesse so sehr zuwiderfanden, daß sie sich in eine höhere hineinlogen. Ihr überspanntes Interesse brachte sie um das Gedächtniß für ihre Vergangenheit.

Auch bei Thieren ist das Interesse von großem Einfluß auf ihr Gedächtniß. Die Biene findet die alten Sammelplätze, den Baum und die Blume, wo sie Honig fand, wieder; unter den vielen Stöcken erkennt sie den ihrigen wieder. Schwalben und Störche nehmen, wenn sie im Frühling wiederkehren, Besitz von ihren alten Nestern. Vögel, die man im Winter füttert, stellen sich beim Eintritt der rauhen Jahreszeit wieder ein. Finken, die man den Sommer über vor dem Fenster eines Hauses gefüttert hatte, kamen alle Jahre wieder. Tauben, Katzen, Hunde und Pferde kehren oft aus großen Entfernungen zu ihrem Aufenthalts-

orte zurück. Ziegen, Schafe, Schweine ꝛc. finden den Weg zum Stalle, und unter hundert Ständern erkennt das Pferd den seinigen wieder; es kennt noch nach Jahren seinen Cameraden, seinen Wärter, seinen Reiter oder das Wirthshaus, in dem es ihm wohlgegangen ist; nach langer Zeit weiß es, wer ihm Gutes gethan oder es mißhandelt hat, erkennt nach geraumer Zeit den Thierarzt, der an ihm eine Operation vorgenommen hat, und schlägt nach ihm; sowie der Pudel den, der ihn geschoren hat, erkennt und sich verkriecht, wenn dieser wieder kommt.

Daß die in der Kindheit empfangenen Eindrücke sich so tief dem Gedächtniß einprägen, rührt zum Theil von dem lebhaftern Interesse her, das wir in der Kindheit an Allem nehmen, und von der gespanntern Aufmerksamkeit, die wir auf Alles richten; zum Theil aber auch daher, daß wir, wie Arthur Schopenhauer richtig bemerkt, als Kinder nur wenige und hauptsächlich anschauliche Vorstellungen haben und wir diese daher, um beschäftigt zu sein, unablässig wiederholen. Bei Menschen, die zum Selbstdenken wenig Fähigkeiten haben, ist dieses ihr ganzes Leben hindurch der Fall, daher solche bisweilen ein sehr gutes Gedächtniß haben. Dagegen hat das Genie bisweilen kein vorzügliches Gedächtniß, wie z. B. Rousseau dies von sich selbst angibt. Es ist dies nach Schopenhauer daraus zu erklären, daß dem Genie die große Menge neuer Gedanken und Combinationen zu vielen Wiederholungen keine Zeit läßt; obwohl dasselbe sich nicht leicht mit einem ganz schlechten Gedächtniß verbunden findet, weil hier die größere Energie und Beweglichkeit des Geistes die anhaltende Uebung ersetzt. Es ist eine sehr interessante Bemerkung Schopenhauer's, daß Menschen, die unablässig Romane lesen, dadurch ihr Gedächtniß schwächen, weil nämlich auch bei ihnen, wie beim Genie, die Menge rasch vorüberziehender Vorstellungen und Zusammenstellungen keine Zeit noch Geduld zur Wiederholung und Uebung läßt. Die lesegierigen Abonnenten der Leihbibliotheken werden dies aus eigener Erfahrung bestätigen können. Ueber jeden neuen Roman vergessen sie schnell die alten.

Wenn Genies leicht die kleinen Angelegenheiten und Vorfälle des alltäglichen Lebens vergessen, beschränkte Köpfe hingegen hiefür ein sehr gutes Gedächtniß haben, so rührt dies daher, daß jene mit ihrem Interesse auf größere Dinge gerichtet sind, diese hingegen mit ihrem Interesse am Kleinen und Kleinlichen kleben bleiben. Das Genie behält sich dafür die ihm wichtigen Dinge auf eine leichte, mitunter erstaunliche Weise.

Schüler, die leicht lernen und begreifen, pflegen eben so leicht zu vergessen; dagegen behalten die, welche mit Mühe und Anstrengung lernen, das Erlernte in der Regel besser. Dies erklärt sich einfach daraus, daß der leicht und schnell Lernende mit der kürzern Zeit auch einen schwächern Grad von Aufmerksamkeit auf den Gegenstand richtet, der mühsam Lernende hingegen länger und stärker mit der Aufmerksamkeit dabei verweilt. Also auch in Bezug auf das Gedächtniß gilt das Sprüchwort: „Wie gewonnen, so zerronnen."

Bemerkenswerth ist es, daß zusammenhängende Vorstellungen sich leichter behalten, als vereinzelte, in keinem Zusammenhang stehende. Ein Satz z. B. behält sich leichter, als eine Reihe unzusammenhängender, unverbundener Wörter, Namen oder Zahlen. Es verräth sich hierin die auf Sinn und Zusammenhang gerichtete Natur des Geistes.

Selbst eine Reihenfolge von Vorstellungen, die nur durch das äußere Band der Ideenassociation (Vergesellschaftung der Ideen), nicht aber durch einen inneren Sinn verbunden sind, behält sich leichter, als eine Reihenfolge völlig unverbundener Vorstellungen.

Auf diesem Gesetze, daß verbundene Vorstellungen sich besser behalten lassen, als isolirte, beruhen die Regeln der Mnemonik (Gedächtnißkunst). Es soll z. B. die Bezeichnung der fünf Notenlinien e. g. h. d. f. dem Clavierschüler auf eine leicht zu behaltende Weise beigebracht werden. Man bildet den Satz: „Es geht hurtig durch Fleiß," und der Schüler hat dann nur den Anfangsbuchstaben eines jeden dieser Wörter sich in die Erinnerung zu bringen, um die verlangte Bezeichnung e. g. h. d. f. zu behalten. Auf ähnliche Weise erleichtert man sich das Behalten von Zahlen; man substituirt den Zahlen Buchstaben, verwendet diese zu Worten und Sätzen und erinnert sich dann mittelst dieser der Zahlen. Dies war das Verfahren eines Gedächtnißkünstlers, der vor mehreren Jahren zu Berlin Vorlesungen über Gedächtnißkunst hielt. Die Regeln der Mnemonik laufen alle im Wesentlichen darauf hinaus, Einzelnes, Ungebundenes durch Anknüpfung an eine im Gedächtniß vorhandene zusammenhängende Reihe von Vorstellungen in die Erinnerung zurückzurufen. „Das Bestreben des Geistes," sagt Jessen, „den Zusammenhang der Dinge zu erfassen, wohnt auch dem Gehirne mehr oder weniger ein, und selbst die Sinne suchen Alles im Zusammenhange aufzufassen. Auf dem Zusammenhange der Vorstellungen beruht die Ideenassociation, und was im Zusammenhang mit Anderem steht, reproducirt sich am leichtesten in der Erinnerung. Wenn wir von einem vergessenen Worte oder Namen erst den Anfangsbuchstaben wissen, so knüpft sich an diesen sehr leicht das Hervortreten des ganzen Wortes, und unsere Bemühungen, einen gesuchten Namen zu finden, bestehen immer in dem Hervorrufen von Erinnerungen, die mit demselben in irgend einer Verbindung stehen. Ein gelesener Name kann uns wieder einfallen, wenn wir daran denken, ob er oben oder unten auf der Seite des Buches stand."

Um die Erscheinung zu erklären, daß manche Menschen ein gutes Namen-, Andere ein gutes Zahlen-, wieder Andere ein gutes Ortsgedächtniß, noch Andere ein gutes Personen- oder ein gutes Sachgedächtniß haben, nehmen bekanntlich die Phrenologen besondere Organe des Gehirns als den Sitz dieser verschiedenen Arten von Gedächtniß an. Richtiger aber dürfte die besondere Stärke des Gedächtnisses in einer speciellen Richtung als Folge des Interesses und der Uebung zu betrachten sein. Wir stimmen Jessen bei: „Wer für Personen, für Namen, für Zahlen, für Verwandtschaftsverhältnisse ein außerordentliches Gedächtniß hat, der hat zugleich für diese Dinge ein besonderes Interesse, er hat in seinem Leben viele Zeit und Aufmerksamkeit darauf verwandt, und sein Gedächtniß in diesen besondern Richtungen sehr geübt."

Aber daß man nicht nöthig hat, mit Gall und den andern Phrenologen bei den Virtuosen im Rechnen ein besonderes Organ für Zahlen anzunehmen, sondern diese Virtuosität einfacher und natürlicher erklären kann, das lehrt Dahses Entwickelungsgeschichte. Mit Recht sagt Jessen, der Dahse beobachtet und befragt hat, und dem wir manche schätzbare Mittheilungen über denselben verdanken: „Aus der ganzen Art und Weise, wie die Fähigkeit und Fertigkeit des Rechnens sich bei Dahse entwickelt hat, geht hervor, daß diese bei ihm nicht entstanden sind durch einen angeborenen Zahlensinn, sondern erworben durch beharrliche, mit eisernem Fleiße fortgesetzte Uebung, in einer ähnlichen Weise, wie sie bei Equilibristen und sonstigen Virtuosen zu einem ähnlichen Ziele führt. Wer mit dem siebenten Jahre anfängt, Clavier zu spielen, und täglich sieben Stunden übt, der muß es nach dem Ausspruche eines berühmten Fortepianospielers zu großer Virtuosität bringen. Und warum sollte nicht ebenso, wer mit dem siebenten Jahre anfinge zu rechnen, und zehn bis zwanzig Jahre lang täglich sieben Stunden rechnete, ein zweiter Dahse werden können? In der That schlagen die Phrenologen den Einfluß beharrlicher Uebung und ausschließlicher Beschäftigung mit einem Gegenstande zu gering an."

Schwerer zu erklären, als die Virtuosität des Gedächtnisses in besonderen Richtungen, ist der oft beobachtete theilweise Verlust des Gedächtnisses. Manche vergessen ihren oder anderer Leute Namen, Manche finden das rechte Wort zur Bezeichnung einer Sache nicht und brauchen dafür ein anderes, das eine von ihnen nicht gemeinte Sache bezeichnet, so daß eine Art babylonischer Sprachverwirrung entsteht. So soll z. B. die Frau des berühmten Professors der Mathematik Hennert zu Utrecht, die selbst Mathematiker und Astronom wie ihr Mann war, plötzlich nach einer Krankheit in eine solche Sprachverwirrung gerathen sein, daß sie, wenn sie einen Stuhl begehrte, einen Tisch forderte, oder wenn sie ein Buch haben wollte, einen Spiegel verlangte. In einem andern ähnlichen Falle von Sprachverwirrung sagte eine Frau, als sie ein Glas haben wollte: „Gieb mir doch den Hund." Der gelehrte Director S. zu C. erholte sich von einem hitzigen Fieber, und eines der ersten Dinge, die er nach wiedererlangter Vernunft verlangte, war Kaffee. Allein er hatte in dieser Krankheit nicht nur den Buchstaben f vergessen, sondern er gebrauchte dafür den Buchstaben z, so daß er nun nicht Kaffee, sondern Kazze verlangte, und so in allen andern mit f zusammengesetzten Wörtern. Bisweilen vergessen Personen nach Schlaganfällen oder Betäubungen das kurz vorher oder auch in den letzten Jahren Vorgefallene, das Frühere wissen sie aber noch sehr wohl.

Derartige Erscheinungen sind schwer zu erklären; aber wie

sich Alles natürlich erklären läßt, so wird sich auch für sie eine natürliche Erklärung finden lassen. Jessen hat in seiner Psychologie bereits eine solche versucht. Das Unvermögen, die richtigen Worte für die auszusprechenden Gedanken zu finden, das Verwechseln von Wörtern oder Buchstaben, so wie der Verlust des Gedächtnisses für die Eigennamen von Personen und Sachen beruht nach ihm vielleicht auf einer gestörten Thätigkeit der Hirn-Ganglien. Diese Erscheinungen seien nur höhere Grade dessen, was jedem Menschen häufiger oder seltener begegnet. Wir suchen oft vergebens nach einem Namen, der uns nicht einfallen will, so bekannt er uns auch ist; wir sind manchmal nahe daran, ihn zu finden, er schwebt uns gleichsam auf der Zunge, aber er will doch nicht zum Vorschein kommen, und wenn wir aufhören, uns darum zu bemühen, so kommt er vielleicht ungerufen. Man sieht, daß dies nicht sowohl ein Vergessen, als eine Schwierigkeit des Rückerinnerns bekannter Namen ist, — eine Schwierigkeit, die mit dem Alter zunimmt und in krankhaften Zuständen einen sehr hohen Grad erreichen kann. Ueberhaupt ist angeblicher Verlust des Gedächtnisses sehr oft nur ein Mangel des Rückerinnerungs-Vermögens. Diese Art von Vergeßlichkeit entsteht häufig nach Schlagflüssen und andern Gehirnaffectionen; sie tritt vorübergehend ein, wo das Gemüth von einer Sache so ergriffen ist, daß der Mensch an nichts Anderes denkt, für nichts Anderes sich interessirt. Das Vergessen des kurz vor einer eingetretenen Bewußtlosigkeit Geschehenen läßt sich nach Jessen vielleicht dadurch erklären, daß hier keine innerliche Wiederholung der aufgenommenen Eindrücke stattfindet, während man sonst das Erlebte in der Erinnerung zu wiederholen und dadurch dem Gedächtniß fester einzuprägen pflegt.

Auf diese Weise lassen sich auch die außerordentlichsten Erscheinungen im Gebiete des Gedächtnisses ganz natürlich erklären, und man hat nicht nöthig, besondere Fächer im Gehirn für diese oder jene Art von Gedächtniß anzunehmen. Das Gedächtniß ist kein todtes Behältniß, sondern eine lebendige Kraft, die der Uebung bedarf und die mannichfachen Hemmungen unterliegt.

Die Victoriabrücke in Canada.

Zu den Vortheilen, welche die neue Welt vor der andern voraus hat, gehört die Mannichfaltigkeit und riesige Ausdehnung ihrer Stromsysteme. Wir haben nichts, was sich den Gebieten des Plata, Amazonas, Orinoco, Mississippi und St. Lorenz ebenbürtig an die Seite stellen ließe. Im Süden des Welttheils hat die romanische Bevölkerung von ihren prächtigen Wasserverbindungen noch



Die Vi

wenig Nutzen gezogen. Im Norden, wo auch die klimatischen Verhältnisse günstiger sind, beutet man nicht blos aus, was die Natur geschaffen hat, sondern man verbessert ihr Werk und fügt zu ihren Straßen künstliche hinzu. Nirgends sonst ist man in der Entfernung oder Umgehung von Wasserfällen und Stromschnellen, in der Reinigung der Flußbetten, im Canal- und Schleußenbau so thätig, wie hier. Insbesondere hat das große Becken der Seen im Norden zu Werken Veranlassung gegeben, welche eben so beispiellos sind, wie jenes wahrhafte Süßwassermeer selbst. Nicht nur von New-York, auch von Neu-Orleans gelangt man zu Schiff in jene Seen, die zusammen eine Küste von 2500 Wegstunden Länge haben, die Wellen werfen, wie der Ocean, und deren Oberfläche 300 Fuß höher als das Becken des obern Missisippi liegt, während ihr Grund eine merkwürdige Einsenkung, tiefer als der Wasserspiegel des atlantischen Meeres, darstellt.

Der amerikanische Nordwesten, der die großen Seen umgibt, entwickelt sich in einer Weise, die man fast Schwindel erregend nennen könnte. Die Union besitzt viele Städte, die wie Pilze aus der Erde geschossen sind, aber wenige können sich an Schnelligkeit des Wachsthums mit Chicago vergleichen. Vor zwanzig Jahren dehnte sich an dem Ufer des Michigansees, wo jetzt dieser Haupthafenplatz des Staates Illinois sich erhebt, Urwald aus, von wenigen Lichtungen mit Blockhütten unterbrochen, und jetzt wohnen hier mehr als 100,000 Menschen, von denen 1855 schon 6610 Schiffe von zusammen 1,608,000 Tonnen Gehalt mit Getreide und Mehl befrachtet wurden. In einem Jahre (1858) sind dort zweitausend neue Häuser entstanden, und auch an allen übrigen günstigen Punkten der Seen regt es sich mächtig. Die ungeheure Menge von Ackerbauerzeugnissen, welche dieses Gebiet versendet, greift bereits stark in den Getreidehandel der alten Welt ein. Man wird dies begreiflich finden, wenn man weiß, daß allein Chicago in den Jahren 1855—1858 mehr als 90¼ Millionen Bushel (zu 60 Pfund Weizengewicht) in seine Speicher aufgenommen hat.

Die Vereinigten Staaten und England wetteifern, diese Handelsbewegung an sich zu ziehen. Beide theilen sich in die Ufer der Seen so, daß den Engländern etwa 1000, den Nordamerikanern 1500 Wegstunden derselben gehören. Bis jetzt waren die Nordamerikaner ihren Gegnern voraus. Sie bauten zugleich Eisenbahnen und Canäle, so daß es ihnen gelang, den Handel jener Gegenden zu beherrschen, da die Engländer sich längere Zeit darauf beschränkten, den St. Lorenz schiffbarer zu machen. Dieser mächtige Strom ist der Ausfluß der Binnenseen. Sucht man seine Quelle da, wo der längste von den Zuflüssen des Obern Sees entspringt, so erhält man für seinen Lauf mindestens neunhundert Stunden. Berechnet man seinen Lauf von da an, wo er, aus dem östlichen Ende des Ontario-Sees heraustretend, den Namen St. Lorenz annimmt, so erhält man nicht viel mehr als 300 Stunden. Immerhin eröffnet er auch in der letztern Ausdehnung dem Handel ein bedeutendes Gebiet, das durch seine Zuflüsse noch erweitert wird. Die bedeutendsten der letztern sind der Ottawa und der



… iabrücke.

Saguenay, die von Norden kommen, und der St. John (Richelieu, Sorel), der von Süden her einmündende Abfluß des Champlain-Sees. Die Wasserfälle und Schnellen des St. Lorenz hatte man durch Canäle unschädlich gemacht, den berühmten Niagarafall durch den Welland-Canal, die gefährlichen Stromschnellen zwischen Dickinson's Landing und Montreal durch den St. Lorenz-Canal, die Hindernisse zwischen dem Francis-See und dem St. Louis-See durch den Beauharnais-Canal und die Stromschnellen von La Chine durch den La Chine-Canal. Der Schiffahrt war durch diese Arbeiten, zu denen noch die mannichfachen Wasserbauten im seichten Petersee zu rechnen sind, geholfen, aber beim Eisenbahnbau hatte man eine große Saumseligkeit bewiesen, und diese eben war es, die den thätigeren Nordamerikanern das Uebergewicht verschaffte.

Vor zwölf Jahren besaß Canada nicht mehr als zwei Eisenbahnen, welche beide blos eine örtliche Bedeutung hatten. Die eine, die von Montreal nach Lapnairie, gegenüber von St. Johns, führt, wurde im Winter nicht benutzt und beförderte die Reisenden, die sich im Sommer einstellten, mit einer Schnelligkeit von drei preußischen Postmeilen in der Stunde. Die zweite Bahn hatte ebenfalls Montreal zum Ausgangspunkte und endete bereits anderthalb deutsche Meilen weiter in La Chine. Wer die für den Handel so wichtige Straße von Montreal nach Toronto bereisen wollte, hatte sich in der schlechten Jahreszeit nicht blos auf Beschwerden, sondern selbst auf Gefahren gefaßt zu machen. Im Winter brauchte die Post auf dieser Strecke in der Regel sechs Tage. Von dem Augenblicke an, wo der Lorenz Eisschollen trieb, kam der Handel so ziemlich in's Stocken.

Die Kaufmannschaft von Montreal hat das Verdienst, auf die großen Nachtheile dieser mangelhaften Verbindung unaufhörlich aufmerksam gemacht und die Ausführung eines canadischen Eisenbahnsystems angeregt zu haben. Der Plan einer canadischen Hauptbahn, die eine Länge von 215 deutschen Meilen erhalten und in sieben Abtheilungen ausgeführt werden sollte, wurde entworfen und vom canadischen Parlament genehmigt. Die größte Schwierigkeit lag in der Ueberbrückung des St. Lorenz, und vielleicht wäre der ganze Eisenbahnbau daran gescheitert, daß die Meisten eine Brücke über den Riesenstrom für unmöglich erklärten, wenn ein Kaufmann aus Montreal, John Young, die Regierung und das Parlament, dem er als Mitglied des Oberhauses angehörte, nicht überzeugt hätte, daß der Bau allerdings ausführbar sei.

In der Sitzung von 1853 genehmigte das canadische Parlament unter der Verwaltung von Sir Francis Hinks, des jetzigen Statthalters von Barbados, den Bau der Brücke, ungefähr eine halbe englische Meile von Montreal westlich entfernt, unterhalb der Lachine-Stromschnelle, für die der Name der Victoriabrücke gewählt wurde. Robert Stephenson hatte ein günstiges Gutachten eingeschickt und das Röhrensystem empfohlen, das er erfunden und bei der Britanniabrücke der Meerenge von Menai zuerst angewendet hat. Ob er Pläne einschickte, welche so weit in's Einzelne gingen, daß man ihn den Urheber der Victoriabrücke nennen kann, wie dies von Seiten seiner englischen Landsleute geschieht, vermögen wir nicht zu entscheiden. Die Canadier widersprechen seinen Ansprüchen auf diesen Namen mit Eifer. Nach ihrer Darstellung sind alle Pläne von Alexander Roß entworfen worden, der auch die Oberleitung aller Arbeiten der großen canadischen Bahn hatte. Roß ist übrigens ein Schüler von Robert Stephenson und hat unter dessen Aufsicht an der Britanniabrücke mitgearbeitet. Ausführender Baumeister war James Hodges, in die einzelnen Arbeiten theilten sich die Bauunternehmer Peto, Brassay und Betts. Die Kosten wurden auf 8,340,000 Thaler angeschlagen. Für die ganze Eisenbahn, einschließlich der Brücke, waren 63,300,000 Thaler ausgesetzt worden.

Die Vorarbeiten begannen noch im Winter des Jahres 1853. Sie bestanden darin, daß man auf dem Eise des Flusses die Richtung feststellte, welche die Pfeiler von Ufer zu Ufer nehmen sollten. Man bezeichnete die Lage jedes derselben durch einen sogenannten Führer, das heißt einen langen eisernen Pfahl, der in das Felsbett des Flusses eingetrieben wurde. Die eigentlichen Brückenarbeiten begannen 1854 und wurden 1859 vollendet. Man würde trotz der Schwierigkeiten des Werks und trotz der Unmenge von Arbeiten, welche ausgeführt werden mußten, um volle zwei Jahre früher fertig geworden sein, wenn nicht die letzte Handelskrisis ein Stocken der Geldzuflüsse und mithin auch des Baues herbeigeführt hätte. Erst 1859 wurden die Arbeiten energisch wieder aufgenommen und rasch zu Ende geführt. Man verfügte jetzt über sechs Dampfschiffe von 450 Pferdekräften, über 72 Prahmen und eine große Anzahl kleinerer Fahrzeuge. Die Dampfschiffe und Prahmen hatten zusammen einen Gehalt von 12,000 Tonnen. Die Arbeiter bestanden in 500 Schiffern, 450 Steinbrechern und 2090 Bauhandwerkern und Tagelöhnern, also zusammen aus 3040 Mann. Die Arbeitskräfte wurden durch vier stehende Dampfmaschinen und 142 Pferde vervollständigt. Die täglichen Kosten für Arbeiter, Pferde und Maschinen stiegen jetzt auf 6250 Thaler. Der ganze Bau wurde mit einem Aufwand von $8\frac{3}{4}$ Millionen Thaler ausgeführt. Der Veranschlag wurde allerdings überschritten, aber in einer Weise, die man sehr mäßig nennen muß, da es sich um einen Wasserbau handelte, der in der Regel weit höhere Kosten verursacht, als vorher angenommen wird.

Große Ströme, wie der St. Lorenz, lassen sich nicht abdämmen. Damit man an den Pfeilern arbeiten könne, werden besondere Vorrichtungen zum Fernhalten des Wassers nöthig. Hierwendete man vorzugsweise den schwimmenden Damm an, d. h. einen wasserdichten eisernen Kasten, der mit einer Thür versehen ist und vom Lande aus mit einem Dampfschiffe an die Stelle gezogen wird, wo er gebraucht werden soll. Dort öffnet man die Thür, das Wasser dringt ein und der Kasten sinkt auf den Grund des Flusses, über dessen Spiegel sein oberer Rand hervorsteht. Man pumpt nun das Wasser mit einer Dampfmaschine heraus und kann den Grund legen und die Mauer nach oben weiter führen. Bei dieser Grundlegung machte man die unangenehme Entdeckung, daß das Bett des Stromes nicht unmittelbar aus Felsen bestehe, sondern mit einer Lage großer runder Steine, die durch Thon zu einer Masse verbunden waren, bedeckt sei. Da man auf einen solchen Untergrund den Bau nicht stützen konnte, so mußte man Steine und Thon, die eine Dicke von sechs bis zehn Fuß hatten, völlig entfernen.

Das System der Röhrenbrücken können wir als bekannt voraussetzen. Diese Tunnel in der Luft sind viereckige Gallerien, die wie der hölzerne Steg über einen Bach flach auf Stützen liegen. Trotzdem ist ihre Festigkeit so groß, daß der schwerste Eisenbahnzug sie nicht im Mindesten beschädigt. Bei der Victoriabrücke ist jede der fünfundzwanzig Pfeileröffnungen 242 Fuß und die mittlere Oeffnung sogar 330 Fuß lang. Rechnet man die Fortsetzung auf beiden Ufern hinzu, so erhält man für die Länge der ganzen Röhre 9480 Fuß, oder etwa $1\frac{3}{4}$ englische Meilen. Diese Länge hat die Britanniabrücke bei weitem nicht, wenn sie auch bedeutend höher ist. Sie erhebt sich nämlich 105 Fuß über das Meer, während die Victoriabrücke nur 36 Fuß über dem Spiegel des Sommerwassers liegt und in ihrem höchsten Punkte, bei dem mittleren Pfeiler, bis zu 60 Fuß aufsteigt. Daraus entsteht eine Steigung von den Seiten zur Mitte hin, die 1 Fuß auf 132 Fuß beträgt. Dieser Mittelpfeiler ist 24 Fuß breit, jeder andere Pfeiler nicht mehr als 16. Der Grund liegt zum Theil 23 Fuß unter dem Spiegel des Sommerwassers. Die Festigkeit der Brücke wird durch Strebepfeiler erhöht, gegen den Eisgang schützen Eisbrecher. Die letztern bestehen aus vollem Mauerwerk, während man die Strebepfeiler aus Mauern und Zwischenwänden aufgeführt und die hohlen Räume mit Kies und kleinen Steinen ausgefüllt hat. Einige Zahlen werden von der Großartigkeit des Baues einen Begriff geben. Die Pfeiler der Brücke enthalten drei Millionen Cubikfuß Mauerwerk, in den Kästen der Röhre stecken 10,000 Tonnen oder 200,000 Centner Schmiedeeisen, zur Verbindung der Kasten unter einander hat man zwei Millionen Bolzen gebraucht, und der Oelanstrich ist über eine Fläche von 168 Acker oder 302 Morgen auszubreiten gewesen.

Ehe die Brücke eröffnet wurde, unterzog man sie einer entscheidenden Prüfung. Man ließ nämlich von zwei Dampfwagen ein Gewicht hinüberziehen, welches dasjenige eines gewöhnlichen Frachtzugs um das Fünffache übertraf. Als die Brücke diese Last ausgehalten hatte, konnte man am 20. December 1859 unbedenklich zur Einweihung schreiten. Manchem der Gäste mochte etwas ängstlich zu Muth werden, als der mit Fahnen und Immergrün geschmückte Dampfwagen in die Röhre einlenkte, wo eine solche Dunkelheit eintrat, daß die Lampen angezündet werden mußten. Zu der Fahrt über die Brücke brauchte man neun Minuten. Auf die Fahrt folgte das hergebrachte Zweckessen, das in diesem Falle bedeutend abgekürzt werden mußte, da die meisten Gäste lieber einen Spaziergang in der Röhrenbrücke machen wollten. Beim Scheiden konnte Jeder die Ueberzeugung mitnehmen, der Einweihung eines Werkes beigewohnt zu haben, welches zu den größten der Erde gehört. Die

Actieninhaber erhielten wenige Tage später die Gewißheit, daß die aufgewendeten Millionen sich verzinsen werden. Die Güterzüge, welche in den ersten fünf Nächten über die Brücke gingen, beförderten 11,723 Faß Mehl, 1552 Faß Fleisch, 140 Ballen Baumwolle, 170 Tonnen Eisen, 644 Tonnen gemischter Güter und 39,000 Fuß Balken. Diese Zahlen beweisen zugleich, welche ungemeine Förderung der canadische Handel von der großen Hauptbahn und ihrer Riesenbrücke zu erwarten hat.

„Punte" Jagd in England.

„Die geheimnißvollen englischen Lockteiche" sind den Lesern der Gartenlaube aus einer früheren Nummer bekannt geworden und hoffentlich geblieben. Wir vergaßen damals, glaub' ich, zu erwähnen, daß jeder solcher Lockteich eine gute jährliche Ausbeute von allerlei wildem Geflügel liefern muß, wenn sich Boden, Wartung, Wärter und Fänger bezahlt machen sollen, und je nach Lage und Größe und nach den Marktpreisen der wilden, gefiederten Braten von 200 bis 800 Pfund Sterling jährlich aus je einem einzigen solchen Teiche erlistet werden. Ein Geistlicher, Bate Dudley in Essex, steht nicht im Weinberge des Herrn, wohl aber als Vogelfänger auf seinem Teiche oben an und rühmte sich, vor einigen Jahren nicht weniger als zehntausend wilde Enten verschiedener Art binnen zwölf Monaten in die Falle gelockt, erwürgt, verkauft und verzehrt zu haben. Die Eisenbahnen und Dampfschlote und Fabriken und das Geräusch civilisirten Lebens, womit sich England immer dichter bedeckt, haben diese kostbaren, künstlichen Wildnisse allerdings bedeutend eingeengt und die menschenscheuen, listigen, wachsamen Schaaren derselben vertrieben; aber noch immer überlistet der listigere Mensch noch jährlich solche Tausende und Millionen wilden Sumpf- und Wassergeflügels, daß, obgleich alle höheren Classen täglich ihren „Geflügel-Gang" auf der Tafel haben müssen, doch oft noch ein paar wilde Enten für zwanzig, ein Paar Schnepfen für einen Silbergroschen verkauft werden. Die Menge der Waare und deren Wohlfeilheit hängt großentheils von der Härte und Dauer des Winters ab. Mit dem fallenden Thermometer und Schnee füllen sich die Fallen und Märkte und fallen die Preise.

Die Lockteiche allein würden's freilich nicht thun. Es blüht daneben noch eine sehr beliebte Art von wilder Geflügel-Jagd, die wegen ihrer Abenteuerlichkeit und Gefährlichkeit und der damit verbundenen Aufregung der verschiedensten Leidenschaften einen ganz besondern Reiz ausübt und deshalb von muthigen Jüngern der Jagd mit vieler Vorliebe ausgeübt wird. Außerdem ist's ein Vergnügen in schweigender, dunkler, kalter Nacht, ein Kampf der List und Kraft gegen Naturhindernisse und die feinste Diplomatie der wilden Enten und Gänse, wahrer Genies im Vergleich zu unseren dummen Schnatterern auf Bauermisthöfen. Es blitzt und donnert kanonenartig im entscheidenden Momente durch die nächtliche Stille. Lauter Genüsse, die besonders für den noch nicht zum Philister abgematteten, civilisationsmüden Gentleman ungemein einladend sind.

Diese Specialität der wilden Geflügeljagd heißt „punting", weshalb wir ohne Weiteres „punte Jagd" sagen, weil sich das Wort eben so wenig in deutsche Sprache, wie das Donnerbüchsen-Boot, genannt „punt", von welchem aus diese Jagd prakticirt wird, auf deutsche Füße übersetzen läßt.

„Punting" ist die Kunst, wildes Geflügel in einem kleinen Boote, genannt „Donnerbüchsen-Punt", zu verfolgen und zu erlegen. — Das ist die wahre, wissenschaftliche Definition aus dem „Wildvogel-Buche" des Henry Coleman Folkard, der das Neueste und Praktischste über diesen interessanten, pyramiden- und mumienuralten Zweig des edeln Waidwerks geschrieben.

Das Boot des Wild-Voglers ist eine Art Kanonen-Boot, mit der Schrot-Kanone an seiner Spitze, wo sie, auf einem Punkte befestigt, an zwei andern beweglich ist zum Richten. In der Regel wird ein halbes Pfund Schrot geladen, der, im entscheidenden Momente richtig in die Mitte einer wilden Heerde geschleudert, in einem Augenblicke lange Mühsale und gefährliche Kunststücke bezahlt.

Der „Punt"-Jäger legt sich im Boote auf den Bauch, Gesicht nach vorn, und treibt es mit ein Paar sehr kleinen, unter dem Wasser gedrehten „Schädeln", d. h. kleinen, hohlen Rudern. Das ist in dieser Position im nächtlichen Winter auf einem der englischen, stark fluthenden und ebbenden Flüsse schon ein Kunst- und Kraftstück. Während dieser Ebbe darf er sich, in ein paar tüchtigen, mit „Splashers" oder achtzehn Zoll langen und breiten dünnen Bretern untersohlten Wasserstiefeln, die Mühe nicht verdrießen lassen, das Boot watend und schlammtretend am Ufer leise hinzuschieben, immer oder wenigstens häufig in Lebensgefahr, da er stolpernd und fallend nur dann wieder auf die Beine kommen kann, wenn er genau weiß, wie man's machen muß und ihm außerdem die Kraft dazu nicht abhanden kam. Mancher, der mit dem Boote glücklich war, fiel hernach bei Verfolgung angeschossener Beute in den Schlamm und wurde Zoll für Zoll von der anbrausenden, mit jeder Minute ein klein Wenig steigenden und erst nach stundenlanger Qual über seinem Haupte zusammenschlagenden Fluth begraben.

„Die einzige sichere Methode, aus dem Uferschlamme wieder auf die Beine zu kommen, ist, sich auf den Rücken zu wenden, die Hände frei zu machen, einen Fuß anzuziehen und fest und flach mit dem „Splasher" auf den Schlamm zu fixiren, dann mit beiden Händen die Kniee zu umklammern und sich mit einem Sprunge aller Muskeln auf dem so fixirten Fuße empor zu schnellen. Ganz nutzlos ist es, mit Händen und Füßen, knieend und platschend, sich empor bringen zu wollen. Die Arme sinken nur tiefer und tiefer, und wenn der Schlamm sehr verwittert ist, reicht keine Kraftanstrengung hin, sich auf diese Weise zu retten, so daß die Fluth einen bis zum Tode Ermatteten und Halberstickten zu begraben haben wird." — Trotz dieser Gefahren und sehr unangenehmen Schlammbäder gilt das „Punten" doch für eine fashionable Jagdlust.

Der „Punter" bricht mit dem Abende auf, gut versorgt mit Victualien, Pulver und Schrot. Alle seine Kleidung ist wasserdicht und gut mit Wolle unterlegt. Es muß aber eine ruhige und mondhelle Nacht zu erwarten sein, sonst kehrt er bald um. Der Wind kräuselt und bewegt das Wasser, in dessen Lichtbrechungen dann das Wild nicht zu unterscheiden ist. Der Mond ist nöthig, weil er die Vögel blendet, und an der einen Seite des Ufers schattet. Der Punter legt sich in voller Länge in sein Flach-Boot und treibt es mühsam und langsam, leise und vorsichtig entlang in schattigen Stellen. Die verschiedenen Wasservögel haben jede Art ihre eigene Sprache, die der Punter wohl kennen und unterscheiden muß. Er weiß denn auch, daß jedes verdächtige Geräusch, das er machen würde, daß jeder Wind, der den Geruch eines Menschen in eine Nachtherberge der Vögel wehete, den Warnungsruf des nie fehlenden oder schlafenden Wachpostens zur Folge haben und die ganze Vogel-Colonie davon jagen würde. Hört oder sieht er Beute auf der „unrechten Seite des Mondes," d. h. an einer dunkleren Stelle von seiner lichteren aus, muß er oft stundenlang schleichen und laviren, um sie in das rechte Licht zwischen dem Punte und dem Monde zu bringen. Sodann muß er die in der Nacht kommende Fluth zu benutzen wissen. Die Fluth rippelt und dunkelt das Wasser. Die noch unbedeckten Schlammstellen sehen pechschwarz aus, während die leicht bedeckten und die seichten Stellen silbern blenden. Die Vögel bleiben auf den unbedeckten Schlammhaufen, bis das steigende Wasser sie immer mehr zusammendrängt. Erst wenn das Wasser sie wirklich zu heben anfängt, brechen sie auf. Der rechte Moment für den Punter ist nun der, wenn das scheinige Wasser sie auf ihrer dunkeln Ruhestätte zusammendrängt und sichtbar macht. Hat er jetzt Wasser genug unterm Boote, um bis zur gehörigen Schußweite zu nahen, macht er jetzt sein Meisterstück katzenartigen Heranschleichens. Alles ist mäuschenstill, selbst der Schildwachvogel merkt nichts. Auf einmal knallt die Donnerbüchse durch die stille Nacht, mit deren Blitze die ganze schlafende Colonie auffliegt — mit Ausnahme der Getroffenen, 40—60—100 mit dem einen Schusse, wenn er gut gerichtet war. Freilich das sind nur Früchte der günstigsten Bedingungen und der höchsten Punt-Kunst.

Der Punter muß ein eben so feines Ohr für die Tonsprache der Vögel haben, wie der beste Musiker für Harmonie und Melodie. Jeder Wildvogler kennt die gewöhnliche Umgangssprache jeder Art von wilden Enten und Gänsen, das trompetenartige Gegackel der letzteren, das in der Ferne wie Chorgebell aufgeregter Fuchshunde klingt, das sonore und kecke Qualqual der gewöhnlichen wilden Ente, das milde, anmuthige Whiu, Whiu der rothhalsigen,

scheckigen Pfeifente, den scharfen melancholischen Pfiff des Regenvogels, den schrillen, unheimlichen Schrei des Steinwälzers, das simple Kibit des Kibitzes und das majestätische Frank! — Frank! des hochbeinigen Reihers. — Das ist bekannt und keine ornithologische Philologie, keine Vogelsprachgelehrsamkeit. Aber die Vögel reden von Lust und Schmerz, von Sicherheit und Gefahr, von Hunger und Fülle und halten ihre Parlamente und stimmen ab, wenn es gilt, etwas Gemeinsames zu thun. Nur Wenige verstehen etwas Weniges von dieser Sprache und die Besten nicht mehr, als um eben zu merken, was für Art von Vögeln Töne der Warnung oder der Beruhigung ausstoßen. Doch wird man mit der Zeit auch in dieses Sprachgebiet näher eindringen. Jetzt kennt der gewöhnliche Punter nicht viel mehr, als die Warnungs- und Sicherheitsrufe, z. B. daß die Solan- oder schottische Rothgans nur von steifem „Grog! Grog!" spricht, wenn sie sich sicher fühlt und auch ihren Colleginnen Vertrauen einflößen will. Der Vogler erfährt damit auch, daß er sicher ist und weiter fortschreiten darf. Aber ein „Birr! Birr!" der Schildwache trifft ihn wie ein tödtender Blitz. So wie er die Wächterin „birren" hört, steht oder liegt er wie todt, bis ein tröstendes „Grog! Grog!" ihm wieder sagt, daß sie sich für sicher halten und wieder schlafen. Der Warnungsruf des Schildwachvogels (die wilden haben immer eine Wache, Nacht und Tag, die so regelmäßig abgelöst wird, wie der Posten an einem preußischen Schilderhaus) durchzuckt immer wie ein galvanischer Ruck in einem Augenblicke die ganze Gesellschaft auch im tiefsten Schlafe. Im Nu sind alle Köpfe in der Luft, alle Ohren horchend, alle Augen blitzschnell in allen Richtungen forschend und prüfend. Bestätigt sich der Warnungsruf nur in einem Auge oder Ohre der Hunderte durch die leiseste Entdeckung einer Gefahr, ist die ganze Gesellschaft sofort auf Flügeln der Flucht, und der Vogler hat das Nachsehen.

Der erfahrene Punter oder Lockteich-Mann versteht so viel von seinen Untergebenen, daß er weiß, wenn diese oder jene Art von Wasser- oder Sumpfvögeln vom Aufbruche, von Ruhe, von Gefahr, von Sicherheit, Liebe, Zorn &c. redet. Vor dem üblichen Aufbruche des Morgens (vor Tagesanbruch) nach dem Meere, nach Sümpfen und Wiesen findet in der Regel eine lebhafte Discussion statt, wobei die Damen von wilden Enten immer das große, lauteste Wort führen und auch immer, wie viele Schönen unter den Menschen, das letzte Wort haben zu müssen scheinen. Die Discussion dauert freilich nicht so lange, wie in unseren Kammern: nach 10—20 Minuten ist immer Alles abgemacht und geordnet, sodaß sofort gehandelt wird. In Häufchen von 10 bis 20 Stück, jedes mit einem Anführer, verlassen sie nach einander ruhig den Fluß oder Lockteich und kommen Abends ebenso ordentlich und vorsichtig wieder. Mr. Folkard, der Wild-Vogel-Schriftsteller Englands, meint sogar, daß die Menschen viel von diesen Wilden lernen könnten. Im Uebrigen bedauert er häufig in seiner wissenschaftlichen Genauigkeit, daß gewöhnliche Dilettanten die edle Waidsprache auf diesem Gebiete so barbarisch verhunzen und z. B. überhaupt von Heerden wilder Vögel sprechen, da doch für jede Art mindestens doppelte Bezeichnungen zum Unterschiede, ob sie auf Flügeln seien oder säßen, gebraucht werden müßten. Ein Heerde wilde Gänse auf dem Wasser ist ein „Gaggle", auf den Flügeln ein „Skein". Wilde Enteriche unter sich bilden ein „Gefolge", Schnepfen einen „Gang", Brausenhähne und Kragenhühner „Hügel". Und so geht es fort. Doch das ist uns zu waidlich. Wir begnügen uns damit, kurz und vorübergehend gesehen zu haben, wie die Engländer in kalten Winternächten auf Sumpf und Wasser „punte Jagd" machen.

Blätter und Blüthen.

Gewalt der Mutterliebe. Von F. wird uns Folgendes berichtet: Eine Schwalbe hatte ihr Nest an dem Balken eines Schuppens angebracht, welcher durch das Oeffnen und Schließen der Thüre oft heftig erschüttert wurde. So kam es, daß das Nest schließlich allen Halt verlor und trotz der Nachbesserungen seitens der Schwalben mehr und mehr sich loslöste. Die Eltern wagten zuletzt beim Füttern gar nicht mehr den Rand des Nestes zu betreten, sondern erhielten sich durch rasche Flügelschläge fliegend vor demselben. Allein der Verfall des Nestes nahm überhand, und endlich stürzte es mit sammt den Jungen zu Boden, glücklicher Weise jedoch nur bis auf einen sich fast bis zu dem Balken erhebenden Holzstoß. Allein hier wartete der armen Thiere neue Gefahr. Eine Katze, welche eben in den Schuppen gekommen war, schickte sich an, die leicht zu erlangende Beute wegzunehmen. Ohne Besinnen stürzte sich die geängstigte Mutter auf das Raubthier, stieß es, so kräftig sie konnte, auf den Kopf, verwirrte es durch Flügelschläge und hielt es wirklich von ihrer Brut entfernt. In diesem wichtigen Augenblicke erschien auch das Schwalbenmännchen, sah und erkannte die Gefahr, flog eilend zurück, stieg rasch hoch empor und stieß das Gefahr verkündende „Bihwist, Bihwist, Dewihlik, Dewihlik" aus, um andere ihrer Art herbei zu locken, kehrte mit einer ganzen Schaar Hülfsgenossen zurück und brachte die Katze jetzt so in Verwirrung, daß sie trotz alles Pfauchens, Brummens und Hauens mit den Tatzen ihren Zweck doch nicht erreichen konnte. Mitleidige Menschen kamen den muthigen Schwalben rechtzeitig zu Hülfe, um den Erfolg des ersten Zurückschlagens des Feindes zu sichern, und trugen die jungen Schwälbchen in ein leerstehendes, sicheres Nest, in welchem sie von den treuen Eltern auch glücklich großgezogen wurden.

Dr. A. E. Brehm.

Freiligrath und Marx. Von London aus werden wir um Aufnahme der nachfolgenden Zeilen ersucht:

„Verehrter Herr Redacteur!

„Die Biographie F. Freiligrath's in Ihrem geschätzten Blatte ist hier mit großem Interesse von zahlreichen Freunden desselben gelesen worden. Wir alle wissen Ihnen und Ihrem geehrten Herrn Mitarbeiter Dank für die zeitgemäße Besprechung. Schmerzlich fiel jedoch ein Mißton auf. Ich meine die Art und Weise, wie der Beziehungen zu Marx erwähnt wurde. Ich will das Urtheil, das der Biograph über Marx selbst fällt, keineswegs anfechten. Jedoch die Aeußerung, Freiligrath habe unter dem Einfluß von Marx seine Stimmung, seine Freiheit, seine Charakterstärke verloren, muß ich als eine ungerechte bezeichnen. Wenn Freiligrath's Muse Jahrelang schwieg, so liegt doch die Erklärung aus den Londoner Verhältnissen, in die er, des nöthigen Lebenserwerbes wegen, gebannt ist, nahe genug. Seine Freiheit und Charakterstärke hat er sich stets gewahrt. Die Feindseligkeiten von Marx sind nicht die seinigen. Er isolirt sich nicht in kleinliche Sectirerei, absolute Negation und trauriges Coteriewesen. Den besten Beweis dafür liefert sein Verhalten zu Kinkel, auf dessen heroische Frau er den schönen Todtengesang gesungen, während Marx zu Kinkel die feindseligste Stellung einnimmt. Andererseits verhält sich Freiligrath zu Kinkel ganz ebenso frei; er steht mit einem Worte unabhängig da. Doch genug davon. Diese Bemerkungen sollten Ihren geehrten Mitarbeiter nicht verletzen, sondern nur eine Steuer der Wahrheit sein. Ich bin überzeugt, daß Sie zahlreiche Deutsche hier verbinden werden, wenn Sie in einer Ihrer nächsten Nummern einen „Nachtrag zur Biographie" geben, worin diese Andeutungen in der Ihnen passend scheinenden Form eingeflochten werden könnten."

Französische Gewissenhaftigkeit. Daß die Franzosen schlechte Geographen und Geschichtsforscher sind und den heitersten Blödsinn zu Tage fördern, ist genugsam nachgewiesen worden, daß sie aber ihre eigene Geschichte nicht einmal kennen und in „kaiserlichen Almanachen" die gröbsten Verstöße gegen die Wahrheit drucken lassen, dürfte doch neu sein. In dem „Petit-Almanach-Imperial pour 1860. Paris. H. Plon. Impr. Editeur de S. M. l'Empereur. pag. 131" steht wörtlich: „Polen schloß sich von Herzen dem Kaiser Napoleon I. an und hielt beständig bei ihm aus, in der Hoffnung, sich als selbstständiges Reich wieder hergestellt zu sehen. Die Ergebenheit des Fürsten Poniatowski gegen Napoleon inmitten der feigen Abtrünnigkeit derjenigen, die ihm Alles verdankten, und wie dieser tapfere polnische Fürst beim Uebergange über die Beresina verunglückte, als er den glorreichen und schmerzlichen Rückzug aus Rußland deckte, ist bekannt."

Für „Vater Arndt"

gingen weiter bei dem Unterzeichneten ein: 1 Thlr. Seifarth, Obergerichtsrath in Gera — 5 Thlr. Albert Heinrich Müller in Leipzig — 2 Thlr. Ferber und Seydel in Leipzig — 4 Thlr. Lusatia in Zittau, erste Sendung — 1 Thlr. Thomas, Lehrer in Leipzig — 1 Thlr. Claire von Stümer in Dresden — 1 Thlr. Auguste Scheibe in Dresden. — 3 Thlr. S. in Schrimm. — 1 Thlr. Nicolaus von Urbanstadt in Eger **(der erste Beitrag aus Oesterreich).**

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 15. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Geschiedenen.

Von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Der Doctor zündete die ausgegangene Cigarre wieder an, und indem er einen Schluck aus dem Weinglase that, sagte er: „Das ist schlimm, sehr schlimm! Eine Milchversetzung vermuthlich ... verkehrte Behandlung dazu ... ich kenne das! — Nun, und weiter?"

„Das Weitere kannst Du Dir denken. Alles, was nur die Kunst der Aerzte vermochte, wurde von mir und Theresens Eltern aufgeboten, kein Opfer wurde gescheut, sie wieder herzustellen — es war vergebens. In sich gekehrt und still brütete sie fortwährend vor sich und hatte sogar für mich und ihre Tochter das Gedächtniß verloren. Zuletzt machten Anfälle von Tobsucht es unvermeidlich, sie in einer Irrenanstalt unterzubringen — war es doch zugleich die letzte Hoffnung, sie wieder hergestellt zu sehen .... O mein Freund, wie soll ich Dir den Auftritt schildern, als sie aus dem Hause schied, das durch sie eine Stätte des Glücks, ein Tempel der Freude gewesen! Als ich sie, die einst lächelnd, blühend, voll Frohsinn und Entzücken in dasselbe eingezogen war, nun verwelkt, gebrochen, zerstört hinausgeleiten mußte in den entsetzlichen Aufenthalt! Ich begreife noch jetzt nicht, wie ich es überlebte!"

Der Doctor blickte ihn theilnehmend an. „Ich glaube Dir's, lieber Freund; Du bist allerdings bitter heimgesucht. — Aber was gedenkst Du nun zu thun? Was soll ich mit der ganzen Sache?"

„Der Arzt der Anstalt schildert Theresens Zustand unverändert als denselben und gibt keine Hoffnung, daß er ein Ende nehmen werde. Ich habe Zutrauen zu Deinem medicinischen Wissen; deshalb habe ich Dich gebeten, hierher zu kommen, um mit mir die Kranke in der Anstalt zu besuchen, zu beobachten, für ihre Heilung zu wirken und mir den Trost zu geben, daß nicht alle Hoffnung verloren ist."

„Ich bin herzlich gern zu dem traurigen Dienst bereit," erwiderte der Doctor, indem er aufstand und dem Freunde die Hand schüttelte. „Du hast Recht, Du hast mich allerdings nicht wegen etwas Unbedeutendem bemüht, sei daher überzeugt, daß ich alle meine Kraft aufbieten werde, zu helfen oder doch zu lindern. Indessen thut es noth, daß Du Dich selbst zusammen nimmst und Dich Deinem Kummer nicht zu sehr hingibst — das Kopfleiden, von dem Du mir erzählt, verträgt solche Aufregungen nicht ... Wann wollen wir aber hin?"

„Ich habe mich für den morgigen Tag vom Dienste frei gemacht; wenn es Dir also genehm ist, kann es morgen geschehen," antwortete Rudolph. Als der Doctor beistimmend nickte, erhob er sich und rief: „Laß uns nun die Ruhe suchen, wir werden gesammelter Kraft bedürfen!"

Am andern Morgen, eh' es kaum hell geworden war, rollte ein Wagen mit den beiden Freunden der Irrenanstalt Wallhof zu, und hielt nach einigen Stunden in einem schönen waldumschlossenen Thalgrunde vor der Thür des verhängnißvollen Hauses.

Als auf das Glockenzeichen der Pförtner öffnete, und aus dem breiten lichten Hausgange, in welchen man hineinsah, ein kühler Luftzug strich, wankte Rudolph und drohte, vor innerer Erschütterung zusammenzubrechen. Weindler ermunterte ihn. „Fasse Dich," sagte er, „oder bleibe hier, wenn schon die Erwartung Dich so sehr angreift. Du verträgst den wirklichen Anblick nicht — also laß mich allein gehen, ich bedarf Deiner nicht."

„Nein," rief Rudolph abwehrend, „es war nur ein vorübergehender Schwindel — ich will und muß sie sehen! Es war nichts als eine eigenthümlich beklemmende Empfindung, die mich beim Oeffnen der Thüre befiel ... es ward mir so unheimlich, als ob sie sich für mich selbst öffnete! Gott, Gott, wie entsetzlich muß es sein, in solchem Zustande zu leben! ..."

Nach einigen Augenblicken raffte er sich zusammen und schritt an des Doctors Seite gefaßt durch die hallenden Gänge. Die Gespräche mit dem Arzte und Vorstand der Anstalt waren bald beendigt, und in kurzer Zeit standen sie vor Theresens Zelle.

„Treten Sie immer ein," sagte der Arzt, „Nummer acht ist keine von den gefährlichen Irren. Die tobsüchtigen Anfälle haben sich längst verloren und einer tiefen Melancholie Platz gemacht, die bisher trotz aller Versuche nicht zu verscheuchen war. Alles, sogar die Musik, welche die Kranke so sehr geliebt haben soll, habe ich vergebens angewendet. Sie leidet an dem fixen Gedanken, daß sie bis zum Abend eine bestimmte Arbeit für ihr Kind zu Ende bringen müsse, und so sitzt sie den ganzen Tag über und zupft wortlos an irgend einem Fleckchen Zeug, das man ihr reichen muß, und beginnt morgen, wo sie heute aufgehört hat."

Man trat ein. In der Fenster-Ecke des weißgetünchten unscheinbaren Zimmers saß, am Boden kauernd, eine weibliche Gestalt mit bleichem ausdrucksloſem Gesicht, über das glänzend schwarzes Haar in wirren Flechten herunter fiel. Vor sich auf den Knieen hielt sie ein Stückchen Leinwand, das sie emsig und ohne aufzublicken, in feine Fasern zerzauste. Sie wurde durch den Eintritt der Kommenden nicht gestört und schien sie nicht im Geringsten zu beachten.

Rudolph hatte wieder eine Anwandlung, wie beim Eintritt in das Haus; ohne den stützenden Arm des Freundes wäre er zusammengesunken. „Sammle Dich!" rief dieser. „Rede sie an; ich will sehen, welche Wirkung Deine Stimme auf sie hervorbringt."

Der Assessor war todtenbleich; er zitterte, und kalter Schweiß stand in großen Tropfen an seiner Stirn. „Es ist entsetzlich!" murmelte er vor sich hin. „Dieses Jammerbild und die Engelsgestalt meiner Therese!" Endlich ermannte er sich, trat ihr einen Schritt näher und rief in einem Tone, der allen Anwesenden in die Seele drang: „Therese! Mein theures, geliebtes Weib — erhebe Dich! Komm' zu mir, Therese, kennst Du mich nicht mehr?"

Die Wahnsinnige hob beim ersten Laut den Kopf ein wenig nach der Seite empor, blickte aber nicht auf; im nächsten Augenblicke sank sie wieder zusammen und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Rudolph ertrug den Anblick nicht länger; er schwankte hinaus, während Weindler mit dem Arzte des Hauses in der Zelle zurück blieb, die genauere Untersuchung der Kranken vorzunehmen und sich die Geschichte ihrer bisherigen Behandlung erzählen zu lassen.

Der Abend brach ein, als die Freunde zur Stadt zurück kehrten. Rudolph war sehr angegriffen und vermied es sichtlich, Weindler um seine Meinung zu fragen, er wollte halb unwillkürlich die Entscheidung so lange wie möglich verzögern. Weindler war der entgegengesetzten Ansicht; rasch sollte geschehen, was doch unvermeidlich war.

„Das Geschäft, wegen dessen Du mich berufen hast," sagte er, „ist zu Ende. Meine Kranken rufen mich wieder nach Hause; ich werde keinen Augenblick länger, als unumgänglich nöthig ist, fortbleiben und will morgen mit dem Frühesten abreisen. Laß' uns daher Deine Angelegenheit noch heut' in's Reine bringen. — Du willst mein Urtheil über den Zustand Deiner Gattin hören und würdest mich nicht gefragt haben, wenn Du nicht gerade von mir offene, rückhaltlose Wahrheit zu hören hofftest — die sollst Du denn auch erfahren . . . ."

Eine leidenschaftliche Bewegung Rudolphs hieß ihn inne halten; dann begann er wieder: „Ich habe Deine Frau genau untersucht und beobachtet, habe die trefflich geführten Tagebücher des Arztes geprüft und muß Dir sagen, daß ich hiernach den Zustand Deiner Frau als einen solchen erkläre, zu dessen Heilung Menschenkunst nicht ausreicht. Sie ist, was wir Aerzte sagen — unheilbar!"

Rudolph sank im höchsten Grade erschüttert in den Wagen zurück. „Also nie wieder!" rief er schmerzlich. „Dieses schöne Leben unwiderruflich dahin, dieser herrliche Geist unerbittlich zerstört! O wie öde liegt nun mein Dasein vor mir — die letzte Hoffnung ist mir genommen!"

Eine kleine Pause trat ein, dann begann der Arzt auf's Neue: „Sie ist unheilbar — das ist gewiß, und wenn Du die Aerzte der halben Welt zusammen riefest, ihr Urtheil wird das nämliche sein. Die Wissenschaft kann irren, wo es gilt, einzugreifen und die Natur zu bestimmen; aber ihr Ausspruch ist unerschütterlich, wo es sich nur darum handelt, eine Zerstörung festzustellen, welche die Natur selbst begangen hat. — Aber fasse Dich, ertrage das Unvermeidliche als ein Mann! Auch leuchtet mir nicht ein, warum mit diesem Verluste aus der Vergangenheit auch die ganze Zukunft verloren sein soll. Nimm Dich zusammen und betrachte die Verhältnisse ohne alle Sentimentalität und wie sie nun einmal sind. Du bist es Dir selbst und Deiner Tochter schuldig, Dich aus dieser Versunkenheit aufzuraffen. Denke lieber daran, wie Du Deine Verhältnisse ordnen und Dir das neue Glück gründen kannst, dessen Ihr Beide bedürft!"

„Ein neues Glück!" seufzte Rudolph. „Es ist nicht möglich!"

„Ob es möglich ist, weiß ich nicht," rief Weindler, „aber zu versuchen ist es wenigstens. Als Rechtskundiger weißt Du selbst, daß der unheilbare Wahnsinn Deiner Frau Dir das Mittel an die Hand gibt, Dich von ihr zu trennen und ein neues Bündniß einzugehen, das Dich, wenn nicht eben so beglücken, so doch vergessen lassen kann, was Du verlorst."

„Nein!" entgegnete rasch der Assessor. „Soll ich mich von ihr lossagen, sie in ihrem entsetzlichen Zustand sich selbst überlassen?"

„Das sag' ich nicht!" antwortete der Arzt. „Sorge für sie, wie man für einen Menschen in diesem Zustande sorgen kann; sorge für sie, wie für eine Person, die Dir das Theuerste auf der Welt war, aber sorge dann auch für Dich! Wie kannst Du sagen, das hieße Dich von ihr lossagen? Ist sie nicht bereits von Dir durch eine Kluft geschieden, tiefer und unausfüllbarer als jede andere? Du hast keine Gattin, Deine Tochter keine Mutter an ihr; sie ist nichts mehr als ein vegetirender Körper, der kein Recht hat, Dich in Deinen Lebensentschlüssen zu hemmen, kein Recht, zu verlangen, daß Du um seinetwillen allen Ansprüchen an das Dasein entsagst. Ueberlege Dir die Sache, fasse sie fest in's Auge: alle Dinge gewinnen ein anderes Ansehen, wenn man sie an sich heran rückt und genau und lange betrachtet. Ich gebe zu, daß der Gedanke Dich im ersten Augenblick verletzt, allein Du wirst finden, daß es im Grunde doch nur falsche Empfindsamkeit ist, wenn Du Dein volles berechtigtes Leben für immer an ein halb ersterbenes knüpfen willst."

Der Wagen hielt vor dem Hause; Rudolph erwiderte nichts, und mit einem herzlichen Händedruck gingen Beide schweigend in ihre Zimmer. Am andern Morgen nach kurzem, herzlichem Abschiede der Freunde rollte der Wagen mit dem Arzte davon. Das Abends zwischen ihnen Besprochene war nicht mehr berührt worden.

3

Tage und Wochen gingen in gewohnter stiller Weise vorüber; nur daß Rudolph noch zurückgezogener, noch einsylbiger geworden war, als früher. Er blieb, wenn er zu Hause war, fast immer abgeschlossen in seinem Arbeitszimmer, in welches Niemand ungerufen kam, als Anna. Diese zog er denn auch in jeder Weise an sich, und suchte sie und sich allmählich von der bisherigen Art des häuslichen Lebens und insbesondere von dem Umgange mit Amalien zu entwöhnen. Es war am klügsten, wenn sie dieselbe nach und nach entbehren lernte, denn Rudolphs Entschluß stand fest. Er wollte dem Wunsche Amaliens, das Haus zu verlassen, kein Hinderniß entgegen setzen, und hatte schon seinen Plan gemacht, wie es nach ihrer Entfernung werden sollte. Er hoffte, mit einer zuverlässigen alten Dienstmagd, die ihm empfohlen worden, die Besorgung des Haushaltes selbst überwachen zu können; für sich selbst bedurfte er ja so wenig, und was Anna an dem bildenden und belehrenden Umgange der Erzieherin verlor, das sollte ihr seine ausschließende Liebe, seine verdoppelte Zärtlichkeit ersetzen.

Wohl waren die Mahnungen des Freundes in seinem Gemüthe nicht wirkungslos verhallt; unter der Frische des ersten Eindrucks erschien seine Darstellung als klar unwiderleglich. So sehr sein Gefühl sich dagegen sträubte, er mußte sich selbst gestehen, daß seine eigenen Gedanken schon hier und da denselben Weg eingeschlagen hatten, daß der Ausweg ein vor Recht und Gesetz tadelloser war — dennoch reichten nach Weindlers Abreise wenige Stunden des Alleinseins hin, ihn wieder umzustimmen und ihm das, was sein Verstand billigen mußte, als herzlose Härte erscheinen zu lassen. Erweicht blieb er vor dem Piano stehen, dem Therese so süße Töne zu entlocken gewußt hatte und das seit ihrer Entfernung stumm und verschlossen dastand — er langte von der Wand oberhalb seines Schreibtisches ein von Theresen gesticktes Uhrkissen herab, das aus ihren Haaren gebildet seinen Namenszug trug. — Beim Anblick der holden Liebespfänder gelobte er sich aufs Neue, das Unvermeidliche mit Fassung zu ertragen. Er verzichtete auf jedes weitere Lebensglück, als das, welches in Anna's Entwicklung ihm entgegenblühte.

Diese fühlte die eingetretene Veränderung sehr schwer; sie hing an Amalien wie an einer Mutter und wollte durchaus den ständigen Umgang mit ihr sich nicht schmälern lassen. Sie liebte ihren Vater, aber sie liebte Amalien ebenso sehr, und wenn dessen Ernst trotz aller Güte und Herzlichkeit sie ferne hielt und einschüchterte, flog der mütterlichen Freundin alle Lust und Freude des Kinderherzens entgegen. Es gab Auftritte, denen alle Vorsicht Rudolphs den darin liegenden Stachel nicht zu nehmen vermochte, und wenn die Verhältnisse sich gleichwohl ruhig und anständig abwickelten, war es nur Amaliens Werk. Ohne die mindeste Gereiztheit oder Bitterkeit zu verrathen, verständig und besonnen und doch geschmeidig wie immer, wußte sie die schärfsten Kanten zu brechen oder zu umgehen und ging mit weiblicher Feinheit auf Rudolphs unausgesprochenen Plan beistimmend und fördernd ein, während sie andererseits wieder ihr ganzes Benehmen so einzurichten wußte, als geschähe all' dieses absichtslos, und als habe sie keine Ahnung von dem, was man vorhabe.

Rudolph bemerkte und empfand dies mit lebhaftem Dank, und doch wieder mit Unbehagen, es machte Amalien nur um so mehr in seiner Achtung steigen und erhöhte seine Verbindlichkeiten gegen sie, deren er doch am liebsten sich entledigt hätte. Er nahm sich daher vor, bei Amaliens Abschied die Sache zur Sprache zu bringen.

Als er eines Abends vom Gerichte nach Hause kam, wo ihm

die neugedungene alte Wirthschafterin mit zudringlicher Höflichkeit die Thüre öffnete, traf er Anna in Thränen schwimmend und auf seinem Arbeitstisch ein versiegeltes Päckchen. Es enthielt die Schlüssel, welche Amalien übergeben gewesen waren, ihre Abrechnung bis zum letzten Augenblick und ein kurzes freundliches Abschiedsbillet. Sie traue sich, schrieb sie, die Festigkeit nicht zu, aus dem ihr so liebgewordenen Hause so ruhig zu scheiden, wie es um Anna's willen nöthig sei; darum habe sie, auf seine Zustimmung zählend, es vorgezogen, dem Abschiede durch eine unvermuthete und etwas frühere Entfernung auszuweichen. Sie zeigte Rudolph an, daß sie auf dem benachbarten Gute einer adeligen Familie eine Stelle als Erzieherin angenommen habe, und schloß mit der Bitte, ihrer in liebender Freundschaft zu gedenken.

Rudolph konnte Amaliens Benehmen nicht mißbilligen; gleichwohl berührte es ihn unangenehm, denn es blieb dadurch so Vieles zwischen ihm und ihr unausgeglichen, was er sich für den Abschied vorgenommen hatte, zu thun. Auch liebte er, durch seinen Beruf an eine streng ordnungsmäßige Abwicklung aller Verhältnisse gewöhnt, derlei rasche und unvermuthete Ereignisse nicht, weil sie sich mehr oder minder störend in seine wohlüberdachten Pläne und Berechnungen drängten. Indessen, es war geschehen; er beruhigte Anna, so gut es gehen wollte, mit dem Versprechen, Amalien besuchen zu dürfen, und ging der Neugestaltung seines Hauses mit entschlossener Zuversicht entgegen.

Je fester aber diese Zuversicht gewesen, desto empfindlicher war die Reihe bitterer Enttäuschungen, die der neue Zustand ihm täglich, ja stündlich bereitete. Er fühlte sich beengt, ja geradezu verletzt durch die Menge und Art peinlicher Kleinigkeiten, die alle ihre Lösung von ihm, der in einer ganz andern Sphäre lebte, erwarteten — deren Nichtbeachtung sich empfindlich rächt, die aber, von der Sorge einer Hausfrau überwacht, gar nicht oder doch nur selten in den Gedankenkreis des Mannes hinüberspielen. Der Unterschied zwischen dem Walten einer liebenden Hausfrau und der eigensüchtigen Thätigkeit einer Miethlingshand war ihm nie so klar und überzeugend entgegen getreten. Während Amaliens Anwesenheit hatte er nichts davon empfunden; auch sie war mit Liebe an ihrer Stelle gestanden.

Unterschleif jeder Art begegnete ihm und widerte ihn unsäglich an, nicht sowohl wegen des Schadens, den er dadurch erlitt, als wegen des gemeinen Sinns, wegen des mißbrauchten Vertrauens, das sich darin kund gab. Bald konnte er sich auch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß jene Pünktlichkeit und Sauberkeit des Hauses abnahm, welche, von Theresen geschaffen und von Amalien bewahrt, ein Lebensbedürfniß für ihn geworden war. Mit Grauen sah und bedachte er, welchen Einfluß solcher Umgang und solches Beispiel auf Anna haben müßte, und mußte zweifeln, ob seine angestrengteste Sorgfalt und Liebe auf die Dauer im Stande sein werde, denselben aufzuheben. Zwar hatte er, um während der Zeit, in welcher ihn der Dienst in Anspruch nahm, sein Kind gut aufgehoben zu wissen, dafür gesorgt, daß Anna eine nahe gelegene Erziehungsanstalt besuchte, allein er fühlte täglich schmerzlicher, daß sie dort, wie im Hause selbst, fremden Händen übergeben war. Sein einziger Trost warAnna's Liebe und Anhänglichkeit an ihn, die sich nun, da sie allein auf ihn angewiesen war, mit jedem Tage steigerte. Sie konnte den Augenblick seiner Heimkehr fast nie erwarten und war dann unzertrennlich von ihm. Aber auch hier war ihm bald die Ueberzeugung unabweislich, daß das Mädchen zur vollen entsprechenden Entwicklung weiblicher Anleitung bedurfte, die auf weiblicher Anschauung und weiblichem Wesen beruht. Am peinlichsten waren ihm die vielen Fragen, mit denen ihn Anna gleich allen lebhaften Kindernaturen bestürmte, und worunter jene wegen Amalien und ihrer dem Kinde unbegreiflichen Entfernung am häufigsten und dringendsten wiederkehrten.

Die Sache erreichte ihren Gipfel, als Anna nicht unbedenklich erkrankte und nun doppelt die Sorge einer liebenden Mutter vermißte, während ihm der Gedanke, sie allein und hülflos daheim lassen zu müssen, geradezu unerträglich wurde.

So war es natürlich, wenn die frühern Gedanken, so ernst sie zurückgewiesen worden waren, unwillkürlich und in immer kürzeren Zwischenräumen wieder auftauchten. Ein über ganz andere Dinge geschriebener Brief Weindlers, der eben während Anna's Krankheit eintraf, reifte die Entscheidung. In einer Nachschrift hieß es: „Ich habe noch immer nichts über eine Wendung Deiner Familienverhältnisse vernommen, muß also annehmen, daß Du noch nicht die Kraft des Entschlusses in Dir gefunden hast und Alles beim Alten ist. Habe ich ganz in den Wind geredet? Ich meine, das sollte schon um Deines lieben Kindes willen nicht sein!"

Damit hatte er den allerempfindlichsten Punkt getroffen; von ihm aus betrachtet, hatten alle Gründe des kaltblütigen Arztes, die jetzt mit neuer Stärke vor seine Erinnerung traten, ein anderes und zwar ein doppelt überzeugendes Ansehen. Fast jeder Tag legte ein Sandkorn neuer Unannehmlichkeiten in die schwankende Wagschale, bis sie sank. Der Plan einer Scheidung wegen Theresens unheilbarem Wahnsinn ward zum Entschlusse und sollte zur That werden.

Nach einer langen schlummerlosen Nacht trat Rudolph vor den Arbeitstisch, nahm das Uhrkissen mit Theresens Haaren herab und sah es lange mit den heißgewachten ermüdeten Augen an. „Ich werde Dir und Deinem Andenken nicht ungetreu!" rief er, seine Lippen auf die verblichene Locke drückend. „Ich scheide nicht von Dir! Ich verbinde mich Dir noch inniger, denn es ist Dein geliebtes einziges Kind, Dein Ebenbild, wegen dessen ich den verhängnißvollen Schritt thue! Bleibe stets um mich als segnender Engel, wie Du nicht aufhören wirst, in meinem Herzen zu wohnen!"

Beruhigter hängte er das Kissen wieder an seine Stelle, schloß Anna, die zum Morgengruße hereingehüpft kam, mit innigem Kusse an sich und ging an's Werk.

Die Zeugnisse der Aerzte über Theresens Unheilbarkeit waren bald in aller Form und vollkommenster Uebereinstimmung erlangt; die nicht zweifelhafte Entscheidung des Gerichts ließ ebenfalls nicht lange auf sich warten, und Rudolph war von seinen Banden befreit, ehe er auf den neuen Zustand noch vollständig sich vorbereitet hatte. Lange und mit eigenthümlich gemischten Empfindungen hielt er das inhaltschwere Blatt in der Hand. Er hatte besorgt, dieser Schritt werde ihn, wenn er gethan sei, wie ein begangenes Unrecht innerlich mit Theresens Andenken entzweien — zu seiner Ueberraschung fand er gerade das Gegentheil in sich. Sie stand ihm immer noch nahe, wie eine theure unglückliche Schwester, für die er in gleicher liebevoller Weise gesorgt haben würde — zugleich aber empfand er mit angenehmem Behagen, daß eine schwere Last ihm abgenommen war. Er war der Welt und sich selbst wiedergegeben.

Dem ersten Schritte folgte naturgemäß der zweite. Rudolph dachte an Wiederverehelichung, und es war wohl begreiflich, daß seine Gedanken sich zunächst auf Amalien richteten. Wohl hatte er flüchtig hier und da die bekannten Kreise überblickt, er fand nichts, was ihn zu fesseln vermocht hätte, und kehrte immer zu ihr zurück. Das Gefühl, das er für Theresen gehabt und noch in sich trug, konnte und wollte er seiner Erwählten nicht mehr entgegen bringen — von Amalien durfte er hoffen, daß sie, mit den Verhältnissen vertraut, sich mit dem freundlichen und herzlichen Wohlwollen begnügen werde, das ihn schon mit der Jugendgespielin vereinigt hatte und das in gleicher Stärke wie in gleicher Dauer unter allen Verhältnissen bewährt geblieben war.

Der inzwischen herangekommene Winter war vorüber; es war wieder Frühling, und Rudolph benutzte den ersten heitern Tag des wieder erwachten Naturlebens, um Anna den längst versprochenen Besuch bei Amalien machen zu lassen. Mit einer der Lehrerinnen, die er darum gebeten, ließ er das entzückte Kind nach dem Landgute fahren, wo sie sich befand, und übergab ihm den Brief, der seine Bewerbung enthielt. Es schien ihm bedeutungsvoll, daß sie ihn aus der Hand des Kindes empfange; dessen Stimme sollte es gleichsam sein, die sie in sein Haus und an seine Seite rief.

Rudolph glaubte an Amaliens Entschluß, so wie er sie kannte, nicht zweifeln zu dürfen; gleichwohl erwartete er mit Bangen den Augenblick, bis Anna Abends zurück kam, und mit ihm selbst befremdlichen Herzklopfen empfing er den Antwortbrief, den sie brachte. Er gewann es über sich, ihn uneröffnet bei Seite zu legen und dem freudig verworrenen Berichte des Kindes zu lauschen, das von den erlebten Herrlichkeiten und von dem Wiedersehen Amaliens nicht genug zu erzählen wußte. Erst als sie, müde von den überwältigenden Eindrücken, vorzeitig eingeschlafen, erbrach er in der Einsamkeit seines Zimmers das entscheidende Siegel.

Er kannte Amaliens Handschrift; der Brief war klar und fest geschrieben — höchstens hier und da verrieth ein minder ruhig geführter Strich, daß die Hand, die ihn führte, etwas gezittert haben mochte. „Sie bieten mir Ihre Hand," schrieb sie, „und verhehlen

mir nicht, daß Ihr Herz Theresen gehört und gehören wird. Entgegen mache auch ich Ihnen kein Hehl daraus, daß nach meiner Ueberzeugung eine ohne Zustimmung des Herzens eingegangene Ehe jederzeit zum Unheil führt; und wenn Sie das bei meiner sonstigen Anschauung — die Ihnen, wie Sie schreiben, als verständig bekannt ist — etwas befremdlich finden, werden Sie das Uebergewicht des Verstandes dennoch sogleich wieder erkennen, wenn ich Ihnen sage, daß ich, im Widerspruche mit dieser Ueberzeugung, die mir ohne Herz gebotene Hand nicht zurückweise. Ich habe drei Gründe, dies zu thun: das Andenken meiner theuersten und einzigen Freundin Therese, die Liebe zu ihrem einzigen mutterlosen Kinde und — doch den dritten Grund erlauben Sie mir bis nach der Hochzeit zurückzubehalten. — Bis nach der Hochzeit! Es ist also entschieden — ich will es mit Ihrem Wohlwollen wagen und nenne mich zum ersten Male, aber für immer — die Ihrige — Amalie."

Der Brief war für Rudolph eine neue Beruhigung; eine Bestätigung, daß er in der verhängnißvollen Wahl nicht fehlgegriffen hatte — die ruhige Klarheit desselben machte einen günstigen Eindruck; er erinnerte sich mit Vergnügen, wie sie dieses Wesen während ihres frühern Zusammenlebens fortwährend ungetrübt und rein zu erhalten gewußt hatte, und es gab ihm Bürgschaft für die Wiederkehr eines, wenn nicht glücklichen, so doch nicht unseligen Zustandes.

Es überraschte Niemand, als sich im Städtchen die Nachricht verbreitete, Rudolph habe sich mit Amalien verlobt; wenn auch Manche den Kopf schüttelten, ging doch das allgemeine Urtheil dahin, daß es das Klügste war, was der Assessor hatte thun können. Die Hochzeit ward in der Stille gefeiert und die Trauung auf dem Landgute, wo Amalie gelebt hatte, vollzogen. Von dort führte Rudolph seine Gattin in sein Haus, in angenehm freudiger Stimmung und unter dem Jubel Anna's, die sich vor Freude nicht zu fassen wußte, daß die geliebte Freundin wiedergekehrt war, daß sie nun für immer da bleiben sollte und daß sie nun sogar ihre Mutter geworden war. Es lag in den Verhältnissen, daß das Kind nur eine unklare Vorstellung davon hatte, was und wer eine Mutter sei; aber sie trug in dem jungen Gemüth einen so starken dunklen Drang nach der Liebe einer Mutter verschlossen, daß die bewiesene Liebe ihr Amalie längst zur Mutter gemacht hatte. Jetzt kam auch das ihr bis dahin versagte geheimnißvolle Wort hinzu und erfüllte das Kinderherz mit der reinsten Glückseligkeit.

Als Rudolph mit Amalien zum ersten Male in der wiederbetretenen Wohnung allein war, ergriff er ihre Hand und zog sie an die Brust. „Laß uns denn," rief er, „mit diesem ersten Kusse das Gelöbniß unseres Lebens erneuen! Möge der Himmel es hören und vor Stürmen bewahren, wie sie über uns schon dahin gegangen — der Name Therese aber sei sein Losungswort."

„So sei es!" erwiderte Amalie in Rudolphs Armen, den Kopf an dessen Brust gelehnt. Er blickte in ihre klaren, zu ihm emporschauenden Augen herab und schloß sie enger an sich.

„Und jetzt, nach der Hochzeit," sagte er lächelnd, „darf ich jetzt den dritten Grund erfahren, dem ich Dein Jawort verdanke und den Dein Brief mir verschwieg?"

Amalie antwortete nicht. Tiefer barg sie das Gesicht an die Brust des Gatten, und eine feine, tiefe Röthe flog über Wangen, Hals und Nacken.

„Nun?" fragte er wieder und dringender. „Darf der Schleier vor diesem Geheimnisse noch nicht fallen?"

Amalie zögerte noch einen Augenblick; dann richtete sie sich auf und sah ihn mit offenen, freien Augen an. „O Ihr Blinden," sagte sie, „denen das Herz des Weibes ein ewiges Räthsel bleibt! — Der dritte Grund ist . . . weil ich Dich liebe, weil ich Dich geliebt habe, so lang ich Dich kenne, so lang ich denken kann . . . ."

Ueberrascht blickte Rudolph auf das erröthende Weib, aber die Ueberraschung war eine freudige. Im Grunde seines Wesens trägt jeder Mensch eine Faser der Eitelkeit, und die Gewißheit, Liebe eingeflößt zu haben, ist die schönste Schmeichelei für sie. „Ist es möglich?" rief er, „und diese Liebe hast Du in Dir verschlossen gehalten, daß auch nicht der schwächste Funken ihr Dasein verrieth?"

„O doch — ich kann mich solcher Standhaftigkeit vor mir selber nicht rühmen — aber es war gut, daß unachtsame Augen eben so wenig sehen — als blinde. Ohne die jetzt eingetretene Wendung wär' es auch mit mir zu Grabe gegangen . . . Der Freundin habe ich den Geliebten geopfert; ich habe ihn dahin gegeben, um ihrem Kinde Mutter sein zu können — dem Gatten darf ich ja mein Geheimniß und mich selbst zum Opfer bringen . . ."

„Und es soll vergolten werden," erwiderte Rudolph mit weit wärmerem Kusse, als der erste gewesen war, und in seinem Herzen ging die Morgenahnung eines Gefühles auf, das er an seinem Horizonte längst für immer hinabgesunken geglaubt hatte.

Tags darauf traf ein Brief von Weindler ein, mit allerlei eingestreuten Spöttereien, aber mit entschiedner lauter Billigung des gemachten Schrittes und einem Anhängsel von jovialen, darum nicht minder herzlichen Glückwünschen. Diese erfüllten sich auch.

In Rudolphs Hause war mit Amalien, wie die Ordnung und das Gedeihen, so auch der Friede und die Heiterkeit wieder eingezogen. Er lebte und athmete wieder auf; die Schwermuth entschwand allmählich, das quälende Kopfleiden ward seltener — die Arbeiten seines Berufs, bis dahin nicht selten eine widrige, erdrückende Last, wurden ihm wieder Bedürfniß und Freude, und das Gefühl ihres Gelingens steigerte den Erfolg. Amalie blieb sich immer gleich; nie leidenschaftlich, aber immer warm, theilnehmend und anregend waltete sie wie ein freundlicher Geist in dem neu erstandenen Hause.

Am allerschönsten zeigte sich aber ihr günstiger Einfluß in der Entwicklung und Ausbildung Anna's, die geistig und körperlich in der erwünschtesten Weise fortschritt. Sie blühte förmlich auf in dem warmen Luft- und Licht-Strom von Liebe, der das Haus durchdrang und sie umwehte. Verstand und Gemüth erschlossen sich immer bedeutender und harmonischer in ihr und ließen immer mehr die Aehnlichkeit hervortreten, die sie im ganzen Wesen mit ihrer unglücklichen Mutter hatte. Unter den hervortretenden Zügen machte sich auch ein hartnäckiger Trotz geltend, der indeß unter so kluger Leitung zu weiser Festigkeit sich zu gestalten versprach. Da die neue Ehe kinderlos blieb, trat auch kein Zwischenfall ein, welcher dabei irgendwie zu stören vermocht hätte, und Anna erhielt und verdiente die ungetheilte Aufmerksamkeit, Sorge und Liebe beider Gatten.

Mehr als zwei Jahre waren in dieser Weise ungestört und vergnügt vorübergegangen; das alte Verhältniß befestigte sich immer mehr, und mit Rudolphs Beförderung zum Rath wurde auch die äußere Stellung der Familie eine noch behaglichere. Treu wurde auch das Gelöbniß gehalten, daß das Andenken Theresens in dem Hause ein heiliges bleiben sollte; ihr Name war wirklich in gewissem Sinne dessen Losungswort, und selten verging ein Tag, an welchem nicht Rudolph und Amalie im Gespräche ihrer gedachten; keiner aber verfloß, ohne daß Amalie dem Kinde von seiner Mutter erzählte, sobald sie einmal im Stande war, das ganze Verhältniß und das Unglück zu begreifen, von dem ihre Mutter betroffen worden war. Sie hielt es für ihre Pflicht, in dem Kinde das Bild der Mutter zu erwecken und so recht lebendig zu machen, damit sie ihr wenigstens im Bilde bekannt und von ihr geliebt würde. Anna ging auch mit der ganzen ererbten Leidenschaftlichkeit ihres Wesens darauf ein, und die arme nie gesehene Mutter in ihrem bejammernswürdigen Zustande, in der schrecklichen Einsamkeit des Irrenhauses wurde bald die stete stille Sehnsucht ihrer Gedanken, der stehende dunkle Hintergrund ihrer Vorstellungen. Mit Begier hatte sie es daher auch aufgegriffen, als der Vater ihr das verwaiste Piano der Mutter übergab, und ihre Fortschritte auf demselben gehörten wirklich in's Gebiet des Unglaublichen.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und die Brüder von Humboldt bei Schiller.

In der geistigen Entwicklung des Menschheitslebens hat Thüringen von alter Zeit her eine wichtige Rolle gespielt, und eine wunderbare Gegenseitigkeit der Dichtkunst, vorzüglich der lyrischen, mit dem Ringen nach freierer Gestaltung der Form des Lebens in seinen beiden Hauptausläufen, dem politischen und dem religiösen, strahlt von dem Herzen Deutschlands aus in die übrige Welt, und von dieser zum Herzen zurück. Am Hofe des kunstsinnigen Landgrafen Herrmann I. auf der Wartburg war es, wo die größten Meister



Schiller, Wilhelm und Alexander von Humboldt und Goethe
in Jena.
Originalzeichnung von Andr. Müller.

der deutschen Dichtkunst, Heinr. v. Waldecke, Walther von der Vogelweide und Wolfram v. Eschenbach, gemeinschaftlich sangen und die Blüthen mittelalterlicher christlicher Bildung nach allen Seiten hin ausstreuten; Thüringens größter und kühnster Sohn, der Doctor Martin Luther, warf von dort aus zuerst die zündenden Funken seines Protestes gegen geistige Knechtung und Verdummung in die Welt; und in Thüringen wieder war es, wo sich Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Kreis von Dichtern und Philosophen zusammenfand, wie er zum zweiten Male schwerlich wieder in Deutschland zusammentreten wird. Mitten in dem blutigen Kampfe der Autorität gegen das aufstrebende Geistesleben sehen wir im kleinen Thüringerlande die echte und wahre Flamme des Geistes auftauchen, nicht die wilde, düstere, fanatisch zerstörende, sondern die sanft erwärmende und bildende, und was einer der Hauptträger dieser edlen Geistesflamme, Friedrich Schiller, in seinem lyrischen Lebenspanorama, dem herrlichen Liede von der Glocke, vom materiellen Feuer sagt, das paßt Wort für Wort auch auf das Feuer des Geistes:

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Denn was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur!

Während in Paris die hohe Himmelskraft des Geistes nach gesprengter Fessel furchtbar einherschritt auf der eignen Spur, wurde sie in dem kleinen bescheidenen Jena von keuschen Händen zur „wohlthätigen" Bildnerin des künftigen Geschlechtes gepflegt und genährt. Wieder fand die heilige Geistesarbeit unter dem Schutze eines Fürsten statt, dessen Ahnherr der Landgraf Hermann gewesen und dem die Wartburg als Eigenthum gehörte.

Und wie die schönsten Gebilde des schaffenden Genius in der letzten Verlaufszeit des Mittelalters an jenen sittlich und politisch verkommenen Höfen Italiens in's Leben traten, so fällt die Blüthe der deutschen Poesie, der Aufschwung zur sittlichen Freiheit mit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Reichs und der Fäulniß des politischen und socialen Lebens in unserm Vaterlande zusammen.

Während in Deutschland die abgestorbenen Formen des öffentlichen Lebens noch in peinlicher Beengung und Bedrückung bestanden, und in Frankreich sie in chaotischer Auflösung zusammenstürzten, bauten in Jena und Weimar die Priester der Poesie und Wissenschaft am Tempel der Geistesfreiheit, von welchem die reine Altarflamme in die Zukunft erleuchtend und erwärmend ausstrahlte. Der Kreis jener Männer ist für alle Zeit von der höchsten Bedeutung. Als Persönlichkeit war ohnstreitig Goethe das wichtigste Glied desselben, als Träger einer die Welt befruchtenden Idee — Schiller.

Eine höchst interessante Erscheinung in dem jenaischen Kreise jener Fackelträger des Geistes ist auch Wilhelm von Humboldt, der nachher so berühmt gewordene Gelehrte und Staatsmann, der ältere Stern des am deutschen Geisteshimmel so prächtig glänzenden Dioskurenpaars. Die beiden Brüder, Wilhelm, geb. 22. Juni 1767, und Alexander, geb. 14. Septbr. 1769, hatten durch die Mutter, eine geborene v. Colomb — der Vater, preußischer Major und Kammerherr, war schon 1778 gestorben — eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft waren ihre Lehrer gewesen. Nach beendigten Studien in Frankfurt a. O. und Göttingen, wo er neben den Rechtswissenschaften mit Liebe und Eifer der Alterthumskunde obgelegen und mit den hervorragendsten Männern in persönliche Verbindung gekommen war, hatte Wilhelm mit seinem ehemaligen Lehrer Campe die stereotype Reise der Söhne der deutschen Aristokratie nach Paris gemacht, wo er am Tage nach seiner Ankunft jener welthistorischen Sitzung der Nationalversammlung vom 4. August 1789 beiwohnte, in welcher der einst so mächtige Feudalstaat mit all seinen wunderlichen Schnörkeln und Anhängseln unter dem Zujauchzen der Betheiligten zusammenstürzte. Auf den zweiundzwanzigjährigen preußischen Baron machte dieses Erlebniß einen unauslöschlichen Eindruck, doch trübte es seine klaren und besonnenen Anschauungen vom echten und fruchtbringenden Entwickelungsgange der Cultur nicht. Weder der feurige Georg Forster, den er auf der Rückreise in Mainz aufsuchte, vermochte ihn auf die schlüpfrige Bahn der sich überstürzenden Revolution mit fortzureißen, noch der eitle, genießsüchtige Lavater in Zürich ihn über die innere Hohlheit seiner Mystik zu täuschen.

Ebenso glücklich entging er in Berlin den Verlockungen des hypergenialen, lüderlichen Gentz, der damals den salopen Jakobiner spielte, und verfolgte im Kreise der edlen und liebenswürdigen Henriette Herz, der Gattin des jüdischen Arztes Dr. Marcus Herz, das ihm vorschwebende Ziel edelster Humanitätsbildung, deren Ideal er bei den alten Griechen zu finden glaubte. Unablässig mit dieser idealen Selbstbildung beschäftigt, verließ er sogar den Staatsdienst, in welchen er getreten war, bald wieder und vermählte sich mit einer geist- und gemüthreichen, liebenswürdigen und begüterten Thüringerin, einer Freiin von Dacheröden, und lebte auf dem ihr gehörigen Rittergute Burgörner bei Mansfeld in Nordthüringen seiner höhern Ausbildung und dem Glück der häuslichen Liebe. Die scharfen Extreme, die sich auf der Lebensbühne zum wilden und erbitterten Kampfe gegenüber traten, vermochten ihn, den Mann der rechten Mitte in allen Lebensbeziehungen, sich vom Streite fern zu halten.

Durch seine Gattin, eine Freundin der Familie von Lengefeld in Rudolstadt, wurde Humboldt zur persönlichen Bekanntschaft mit Friedrich Schiller, dem Gatten Charlottes v. Lengefeld, geführt, und die beiden Männer lernten sich bald als nahverwandte Geister verstehen, schätzen und lieben, so daß diese Verbindung zu Anfang des Jahres 1794 zu einer Uebersiedelung W. von Humboldt's nach Jena führte. Ein und ein viertel Jahr lang lebten die beiden edlen Geister sich ineinander, und durch Schiller wurde Humboldt auch Körner's in Dresden vertrauter Freund. Diese drei hochbegabten edlen Männer bilden eine engverbundene Trias, welche die höchsten Güter der Menschheit mit reiner Hand pflegen und die Flamme der Freiheit auf dem unentweihten Altare des Herzens nähren, sie aber auch hüten, daß sie nicht, wie in Frankreich, den massenhaft aufgehäuften Brennstoff veralteter oder abgestorbener Zustände ergreife und zum wilden, verheerenden Brande ausarte.

W. v. Humboldt wurde im Sommer 1795 von Familienangelegenheiten nach seinem Familiengute Tegel bei Berlin gerufen, aber im November 1796 kehrte er zu seinem geliebten Schiller nach Jena zurück.

In diesen zweiten Aufenthalt Humboldt's in Jena, bis zum April 1797, drängt sich ein großer Theil des Schönsten zusammen, was dieser herrliche Schillerkreis genossen und erzeugt hat. Denn nicht nur, daß Goethe sich mit Humboldt befreundete und, in den Kreis getreten, vielfache Anregung empfing (besonders zum „Wilhelm Meister", namentlich aber zu „Hermann und Dorothea") und gab, auch Körner kam mit seiner Gattin von Dresden, und Schiller's geist- und gemüthreiche Schwägerin Caroline hatte sich im August 1796 mit dem weimarischen Oberhofmeister Wilhelm Freiherrn von Wolzogen vermählt und kam öfter nach Jena, wo sie die Anregung zu ihrem trefflichen Romane „Agnes von Lilien" empfing, der anfangs, da er anonym erschienen war, allgemein für ein Werk Goethe's gehalten wurde. So bildete sich jener herrliche Frauenbund um Schiller: Frau von Humboldt, Frau von Wolzogen, Frau Schiller, Frau Körner — auch sie hatte die Freundschaft zwischen Schiller und ihrem Gatten vermittelt —, der ihn mit dem „beglückenden Bande" hoher idealer Liebe umschlungen hielt und in sein „irdisches Leben" „himmlische Rosen flechten und weben" durfte, jener Bund, dem er seine unsterbliche, das deutsche Frauenthum für alle Zeit verherrlichende „Huldigung der Frauen" sang.

Von diesem Kreise empfing der große Dichter der Menschenwürde die Impulse zu seinem höheren Auffluge, zur sittlichen Verklärung der Idee der Freiheit im Lichte der Schönheit und Wahrheit. Er wurde von seinen Freunden und Freundinnen von der Philosophie hinweg wieder der schaffenden Poesie zugeführt. Er gab den Musenalmanach heraus, den er mit seinen und Goethes Dichtungen schmückte und in dem beide das prächtige Gewitter der Xenien losließen, das so heilsame Erschütterungen brachte und die alten literarischen Zustände in Deutschland zertrümmerte. Man kann wohl sagen, daß er schon damals der Mittelpunkt des großen Kreises ausgezeichneter Menschen war, welche sich in dem lieblichen kleinen Jena zusammengefunden hatten. Die „Allgemeine Literaturzeitung", die von den Professoren Schütz und Hufeland herausgegeben wurde, stand in ihrer Blüthe; auf fast allen Kathedern lehrten ausgezeichnete Professoren; Fichte begeisterte die Jugend; Schelling kam; die Brüder Schlegel ließen sich da nieder; Woltmann war thätig; Gries fand sich ein; Knebel lebte stillwirkend in seiner schönen Besitzung; bedeutende Fremde strömten fortwährend nach dem Städtchen an der Saale, und alle bemühten sich in Schillers Gesellschaft zu gelangen. In der bescheidenen Wohnung desselben, bei Butterbrod und einer Tasse Thee, saß oftmals ein Kreis von Männern, die alle heute noch bewundert werden. Man erging sich da ungezwungen in Gesprächen über die wichtigsten Fragen, und Alle bewunderten namentlich Schiller, der fast so schön gesprochen haben soll, als er schrieb. Am liebsten unterhielt er sich mit Wilhelm von Humboldt über philosophisch-ästhetische Gegenstände, während Goethe, der gar häufig von Weimar herüberkam, vorzugsweise gern die Natur und deren Gesetze zum Gegenstande der Unterhaltung wählte. So kam es, daß er sich mehr zu dem jüngern Humboldt hingezogen fühlte, mit dem er namentlich oft über die Erscheinungen des Galvanismus sprach, der damals großes Aufsehen machte und über den Alexander von Humboldt sein erstes Werk schrieb. Er hatte seine dienstliche Stellung als Oberbergmeister am Fichtelgebirge in Bayreuth aufgegeben, um sich auf eine große wissenschaftliche Reise vorzubereiten und war zu seinem Bruder nach Jena gekommen. Oftmals saß man bis spät in der Nacht in Schillers Stube, in Knebels Garten, in dem Garten, den Schiller im nächsten Jahre kaufte, oder sonst im Freien, oder man machte in Gesellschaft Spaziergänge. Und war Schiller recht angeregt, oder wollte er die Meinung der Freunde hören, so trug er ihnen eines seiner neuen Gedichte vor, oder wohl auch Einzelnes von dem „Wallenstein", an dem er ernstlich zu arbeiten begonnen hatte. *Eine solche Vorlesung in solchem Kreise* stellt unser Bild vor. Wir freuen uns, den Lesern der Gartenlaube versichern zu dürfen, daß der Künstler die Abbildung der beiden Humboldt's nach Originalgemälden auf Holz übertrug, welche sich jetzt noch auf Schloß Tegel befinden und die beiden Brüder in ihrer Jugend vorstellen.

Es sind unstreitig Tage hohen Genusses und geistiger Förderung gewesen, welche die großen Menschen, Goethe, Schiller, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, zusammen und im Kreise Anderer verlebten. In Alexander von Humboldt namentlich ist der vom Umgang mit Schiller empfangene sittliche Eindruck und geistige Aufschwung nachhaltig geblieben bis an sein spätes Lebensende, und stets erinnerte er sich der in seiner Jugend mit Schiller und Goethe verlebten Tage mit hoher Freude.

Im Frühling 1797 verließen die Brüder von Humboldt Jena, um nach Italien zu gehen, Alexander blieb aber, von der revolutionären Bewegung zurückgehalten, mit Leopold von Buch in Salzburg und Berchtesgaden, wie Wilhelm in Paris, wo er später mit dem Bruder zusammentraf. Beide sahen den theuren Schiller nur noch einmal flüchtig wieder; Alexander unternahm seine Reise nach Amerika, Wilhelm blieb wenigstens in Briefwechsel mit dem Dichter bis zu dessen Tode, und er hat diesen Briefwechsel, ein Denkmal ihres beiderseitigen Hochsinns, der Oeffentlichkeit übergeben, wie überhaupt mit Körner und Frau von Wolzogen das Meiste dazu beigetragen, uns ein klares Bild von der Geistes- und Seelengröße unsers geliebtesten Dichters aufzustellen. Gleich auf die Nachricht von dem Tode des großen Freundes schrieb er in einem erst vor Kurzem bekannt gewordenen Briefe aus Rom vom 20. Juli 1805: „Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochenem edlen und sanften Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder auferstehen, als eine solche Kunst im Reden und Schreiben."

Reise durch die Bank von England.

London ist der Mittelpunkt alles festen Landes der Erde, wovon sich Jeder durch eigenes Experiment an einem Globus überzeugen kann. Theilt man ihn so in zwei Hälften, daß auf die eine Hälfte so viel festes Land fällt, als überhaupt auf eine Hälfte zu bringen ist, und sucht dann den Mittelpunkt dieser Halbkugel, so finden wir London. In Handel und Wandel ist's auch Brennpunkt aller Meere und wird es in viel höherem Grade in Folge der großen Cobden-Brightschen Revolution in Paris. Cobden und Bright, die blutlosen Helden von 1846, die den Engländern zum ersten Male unbesteuertes Brod verschafften, haben 1860 auch den von ganz Europa feig gefürchteten Napoleon besiegt, ihn zu dem englisch-französischen Handelsvertrage überredet und so die seit zehn bis zwölf Jahren erste, einzige, vernünftige historische That in Europa gethan, alle Handelsartikel — bis auf funfzehn — von Besteuerung und Vertheuerung befreit und so England zum Emporium der Welt, zum Freihafen der Bedürfnisse, Fabrikate, Producte und Lebensfreuden civilisirter Menschen erhoben. London wird nun erst recht Mittel- und Brennpunkt der Güter dieses Lebens, Bank und Börse aller Reichthümer der Erde.

Mittelpunkt im Mittelpunkte des Handels und Verkehrs, Brennpunkt und Herz Londons ist die **Bank**. Alle Wege, alle Omnibus in London, jeder City-Kaufmann, alle Herzen und Bestrebungen gehen bankwärts. Die Reichen und Mächtigen der Erde in allen civilisirten Theilen derselben pochen gleichsam im Geiste auf diesen Felsen ihres Vertrauens, und Potentaten, die fürchten, eines schönen Abends weggejagt zu werden, wie südamerikanische Republiken-Präsidenten und selbst der schwarze Faustin, deponiren vorher der Zukunft wegen ihre „sauern Ersparnisse" in diese Herzkammer des Welthandels und Credits.

Die Bank zieht sich düster und augenlos an Fenstern als nördliche Seite der Hauptverkehrsschwingungsknoten im Londoner Verkehre. Diese Knoten werden in der Regel durch fünf zusammenlaufende große Verkehrsadern oder Straßen gebildet. Die fünf Straßen, welche hier in dem von Bank, Börse und Mansion-Haus (Wohnung des Lord-Mayors) gebildeten Dreieck zusammen- und wieder auseinanderlaufen, sind die Hauptschlagadern aller andern. In der Mitte vor der Börse reitet Wellington, umgeben von rothjackigen, numerirten Schuhputzerjungen, als wär' er zu deren Director herabgesunken. Nördlich gegenüber führt ein einziger, enger, unscheinbarer Eingang in die ersten innern Höfe des ungeheuren, solarisch über die Erde strahlenden Mauerwerks, das die Reichthümer und den Credit des Welthandels enthält, erwärmt und befruchtet, die englische Bank. Sie bildet architektonisch ein unregelmäßiges, nordwestlich ausschwellendes, einstöckiges Viereck und bedeckt über vier Morgen Landes. — Ich war wohl gelegentlich in der Bank gewesen, aber nur in diesem oder jenem Bureau. Alles Uebrige war mir bis zu einem Märzmorgen dieses Jahres Geheimniß. Jetzt aber hatte ich einen „Paß" für die ganze Bank von einem Director in den Händen, lautend für mich und fünf Freunde. Solch eine Karte — und nur eine solche — sichert uns einen officiellen Führer in erbsengrüner Uniform und öffnet alle Räume und deren Thätigkeit. Durch den engen Eingang von der Börsenseite her in den ersten Hof tretend, besuchten wir erst den größeren zweiten links mit dem immer muntern, trichterförmig sich drehenden Springbrunnen in der Mitte von Bäumen und Blumen. Seltsames Geplätscher in der plötzlichen Stille, da das ewige Knattern, Donnern und Krachen des Verkehrs draußen nicht durch die dicken Mauern hierher dringt und nur als ein allgemeines, dumpfes Beben und Schüttern, ein schwaches Brummen und Brausen, wie ein fernes Erdbeben mehr durch die Füße, als durch die Ohren vernehmbar wird. Springbrunnen, Blumen und Bäume und sogar zwitschernde Spatze zwischen deren noch kahlen Zweigen! Naturleben mitten zwischen diesem düsteren Gestein, ringsum meilenweit fern von Feld und Flur, hier wo die bescheidene Krokuszwiebel ungestört den Raum einnimmt, der zehnfach mit Gold belegt wird, um ihn in dieser Nachbarschaft **nur** als leere Baustelle **nur** zu pachten!

Ringsum in den Höfen öffneten und schlossen sich immerwährend ganz schweigend und von selbst Flügelthüren hindurchlaufenden, eifrigen, schweigenden Menschen links nach innen, rechts nach außen, sodaß die Leute immer, ungestört durch einander, geräuschlos durch die Thüren hinein- und herauslaufen, wie durch alle die Hunderte von Thüren und Räume der ganzen Bank.

Wir wußten nicht, durch welche wir unsern Führer suchen sollten, und wandten uns wieder an den Eingang zurück, wo links in einem engen Kasten ein ungeheurer, betreßter Dreimaster über die Times etwas hervorragte. Wir entdeckten dahinter einen dünnen Mann mit einem dicken, langen, schwerbesetzten, rothen Schlafrock, den Portier (alle Beamten-Uniformen in England sind nach unseren straffen, preußischen Begriffen komisch, schlotterig, reich und geschmacklos). Er wies uns durch verschiedene Corridors und Gänge in ein Bureau, wo unsere Karte geprüft, unsere Namen eingeschrieben und uns in einem Nebenzimmer Stühle angewiesen wurden, zum Warten auf den noch nicht disponiblen Führer. Durch die offene Thür hatten wir Gelegenheit, den ganzen Corridor der Directoren-Zimmer und ihres Salons zu besichtigen: dunkel marmornes Mauer- und Säulenwerk, schön gemalte Decken mit Glasdächern, die blos Licht von oben herein lassen und den Räumlichkeiten unten, Menschen und Decorationen darin eine angenehm gedämpfte Licht- und Farbentönung geben, wie uns hernach in unzähligen anderen Räumen mit „Himmelslichtern" auffiel. Unten lagen kostbare Teppiche, die marmornen weißen Gänge waren mit regelmäßigen Figuren von Strohgeflechten belegt, so daß jeder Schritt der wichtig und geheimnißvoll schweigend hin und herschreitenden Personen geräuschlos hinglitt. Auch die lebensgroßen Portraits oben (darunter das von Abraham Newland, der erst Bäcker, hernach 60 Jahre lang Buchhalter der Bank war) sahen wichtigthuend und mysteriös herab aus ihren weißen Perrücken.

Der graugrün beleibrockte Führer, mit einem den lebendigen beinahe vollkommen ersetzenden künstlichen Arme, hielt mit uns zuerst draußen vor einem Balkon, von welchem man auf einen inneren offenen Hof hinabsah. Unten von einem eisernen Lastwagen warf ein gewöhnlicher Arbeiter schwitzend Kohlköpfe, wie es erst schien, auf den Balkon herauf. Es waren aber Säcke neuen gemünzten Goldes, eben von der Münze mit einem Fuhrmann und einem Schreiber durch die dickbevölkerten Straßen hergebracht (ohne Dragoner und sonstige Vorsichtsmaßregeln). Eine gewöhnliche Fuhre von 175,000 Pfund in Säcken à 701 Pfund. „Warum gerade à 701 Pfund?" fragte ich. „Ist so immer gewesen, jeder Sack muß 701 Pfund enthalten," war die Antwort. Also eine jener Sonderbarkeiten, die sich in tausenderlei komischen, alten Gerechtigkeiten durch alle Labyrinthe des englischen Lebens ziehen. — Unten hielten noch mehr Lastwagen mit Goldstaub von Australien, andere, die Gold luden, scheinbar ohne alle Vor- und Aufsicht, da gewöhnliche Arbeiter, je 2—3, auf den Wagen und um dieselben beschäftigt waren.

Weiter. Durch Corridore und Labyrinthe von Gängen hinunter durch die Buchbinderei und Druckerei, wo alle Bücher und Drucksachen für die Bank und nur für die Bank gemacht werden, bis an die Glasthür der Banknoten-Druckerei. Bis an die Thür und nicht weiter. Kurz vorher war einem Besucher von dieser Oldham'schen Notendruckmaschine ein Arm abgerissen worden. Deshalb und um das Wunder besser geheim zu halten, war kurz vorher jeder Besuch Fremder streng verboten worden. Durch die Thür sahen wir eben blos eine complicirte, feine, ruhig und leicht arbeitende Maschinerie mit geheimnißvollen Uhrwerken und Chiffreblättern, durch welche die gedruckten Noten — Fünf- bis Einhunderttausendpfundnoten — genau controlirt und gezählt werden, so daß kein Betrug möglich bleibt. Wir sahen eben, wie zunächst nasse Papierstückchen erst mit mysteriösen Wasserzeichen, dann, von selbst weiter getragen, auf einem, später auf anderen Theilen bedruckt wurden und nach etwa zehnfachen Druckoperationen an einer Stelle von selbst herauskamen und sich vor den Augen eines controlirenden Beamten übereinander legten. Die Maschinerie druckt in ihren verschiedenen Abtheilungen zugleich die verschiedensten Noten, von der Fünf- bis Funfzigpfundnote. Blos die höheren bis zu 100,000 Pfund haben bestimmte Tage.

Im Uebrigen werden hier täglich viel mehr Exemplare dieser größten „Credit-Zeitung" der Welt gedruckt, als von der Times, da die Bank immer nur neue Noten und keine zum zweiten Male ausgibt.

Wieder durch verschiedene Bureaux und Corridors, deren Merkwürdigkeiten wir bei Seite liegen lassen, kamen wir an einer zahllosen Reihe von langen abgefächerten Arbeits-Pulten voller Menschen vorbei, die zum Theil hinter Stößen von alten Banknoten (die hier zum „Löschen" gebucht und in großen Bündeln der „Bank-Bibliothek" für zehnjährige Verwahrung und endliche, tägliche Verbrennung überliefert werden) versteckt waren und hier und da blos mit dem Scalp hervorragten, in den großen Salon des Hauptcassirers, der selbst nicht sehr bei Casse zu sein, sondern nur die Gold- und Notenmassen untergebener Beamter neben und um sich zu dirigiren und zu controliren schien. Rechts neben ihm durften wir durch eine große Spiegelglasthür in das Allerheiligste schauen, aber es nicht betreten. Wir sahen links eine lange Reihe von Glaskasten, in denen niedliche Mechanismen von Rädern, Hebeln und Federn mit goldenen Sovereigns oder Pfundstücken spielten. Diese Sovereigns waren oben an einer schräg in den Kasten führenden Rinne angebracht und wurden von da ruhig und regelmäßig mit feinster Präcision einer nach dem andern — 30—40 in der Minute — über feine, äußerst empfindliche Blättchen oder Plättchen in einen Kasten links geworfen. Nur manchmal — dann und wann — aber selten, bekam einer dieser mechanischen Genien den Einfall, einen Sovereign rechts in einen andern Kasten zu werfen, d. h. jedesmal, wenn ihn die Münze (bis zu einem hundertstel Gran) zu leicht gemacht hatte.

Dies war also die berühmte Cotton'sche Goldwage. Wir können dieses patentirte, kostbare Geheimniß natürlich nicht schildern und begnügen uns blos mit Andeutung der Operation, so weit sie aus einiger Entfernung zu beobachten war. Ueber jedem Wägekasten befindet sich ein schräg ableitender Cylinder oder Schneller, der die Sovereigns einzeln vor die Oeffnungen des Kastens herabschiebt. Hier operiren zwei Aufnehmeplättchen oder Recipienten für die vollwichtigen und leichten Goldstücke. Dies geschieht durch zwei in rechten Winkeln neben einander angebrachte feine Kolben, die genau so groß sind, daß sie über den Recipienten hinstreichen und das darauf geschobene Goldstück entfernen können. Der eine Kolben streicht über den anderen, der eine just da, wo das vollwichtige Goldstück auf der Wageplatte liegt, der andere darüber weg durch die Spalte, wo der zu leichte Sovereign auf der mit ihm gestiegenen Platte sich befindet. So streicht der eine Kolben die vollwichtigen Stücke links, der andere die leichten rechts weg und spart dadurch die nicht so genaue Wäge-Arbeit von mehr als funfzig Menschen, die früher Tag für Tag ein Stück nach dem andern auf den feinsten gewöhnlichen Goldwagen zu prüfen hatten. Neben diesen still und sicher arbeitenden Reihen von Mechanismen, die täglich bis 100,000 Goldstücke sortiren, schaufelte ein Mann in ungeheuere Haufen von Goldstücken hinein, um immer je 500 Stück auf der Wage zu zählen und immer je zwei Wagschalen in einen Tausendpfundsack zu binden. Solcher Tausendpfundsäcke standen schon ganze große Phalangen neben einander, und der Mann fügte mindestens in jeder Minute einen neuen hinzu, so schnell und sicher arbeitete er mit seiner kostbaren Wage. Wagen sind überhaupt ein Stolz der Bank. Sie rühmt sich der besten in der Welt, namentlich einer, welche schon ein Hunderttausendstel eines Grans und sogar die Wärme einer darunter gehaltenen Hand (als Störung) angibt. Auch sind alle die Hunderte von Gold- und Silberwagen, die in den verschiedenen Bureaux vertheilt sind, so genau und präcis, daß sie nicht nur den Gewichtsmangel des einzelnen Geldstücks allein, sondern mitten in einem Sacke von Tausenden verrathen.

Von unserer Spiegelglasthüre weg traten wir durch verschiedene Gänge, Thüren und Mauerwerke in den **„strong-room"**, die feuer-, wasser- und bombenfeste Vorrathskammer disponibler Baarschaft, einen langen, schmalen Saal mit einem langen, massiven Zahltische in der Mitte entlang. An beiden Seiten und an der Hinterwand eine einzige, neben einander ununterbrochen fortlaufende Reihe von doppeleisernen, dicken, feuerfesten Wandschränken für Noten oder Gold. Der eine Hüter dieser Schätze, ein freundlicher, dicker Kahlkopf, schloß uns mit Hülfe seines Collegen (deren Jeder einen besondern Schlüssel für die je zwei Schlösser jedes Wandschranks hatte) eine Schatzkammer nach der anderen auf und hatte die Freundlichkeit, Jedem von uns eine ganze Million Pfund Sterling (in zwei Päckchen à 500 Eintausendpfundnoten) ein Weilchen in die Hand zu geben, „just," sagte er, „um uns in Stand zu setzen, sagen zu können, daß wir einmal eine Million Pfund gehabt hätten, die in gemünzten Goldstücken 180 Centner wiegen würden." Es waren eine ziemliche Menge Schränke mit solchen Papierchen angefüllt; in den andern schien es erst, als wären zusammengeknüllte Strümpfe dicht neben einander aufgeschichtet; es waren aber lauter Tausendpfundsäcke, in jedem Schranke 75, hübsche, schwere Säcke, nicht gut mit einer Hand zu heben, wie man uns probiren ließ, und eine lange, lange Reihe von Schränken, alle eben so hübsch und solid ausgefüllt. Mehreren von uns wurde sehr andächtig, sogar fieberisch zu Muthe in dieser Festung der Sovereigns, welche die Welt regieren und vor welchen sich auch die absolutesten Souveraine beugen; der freundliche Kohlkopf meinte aber, wir solltens uns nicht so zu Herzen nehmen. Das sei Alles Lumperei hier. Respectabel dagegen nenne er die circulirenden Tausende von Millionen, die hier vertreten und solid verbürgt seien im großen, goldenen Keller unten, wo die Goldbarren à 16 Pfund schwer (= 800 Pfund Sterling) wie Feuerholz aufgeschichtet in langen Stößen und Reihen neben einander ständen, ohne die Silberbarren-Gänge und die Haufen ungemünzten Goldes, das die Bank auf Vorrath und Speculation kaufe. Großartig und vielleicht ohne Gleichen sei das Geschäft der Bank, die täglich 1000 Beamten und Dienern (à 50 bis 2000 Pfund Jahresgehalt) vollauf und in der Regel schwere, Kopfnerven anstrengende Arbeit gebe. Sie hat, um einige Hauptgeschäftszweige anzudeuten, unter Anderem über 1,500,000,000 von Potentaten und Privatleuten deponirte Sovereign-Werthe zu wachen, sie zu verwalten und zu verzinsen und muß jeden Tag bereit sein, Geld und Leute haben, Exchequer-Bills, d. h. die auf Autorität des Parlaments ausgegebenen Staatscreditbriefe, die jeden Tag Zinsen tragen ($1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Penny auf je 100 Pfund täglich) mit Baar zu honoriren; sie muß über 450 Millionen Pfund Actien-Capital (von Eisenbahnen, Bergwerken, Compagnien verschiedener Art) sichern, verwalten und verzinsen und endlich ganze tausend Millionen Pfund Stocks, Fonds, Consols und verschiedene „Annuitäten" (verschiedene Namen für die verschiedene Zinsen tragenden Papiere der Staatsschuld) * bewirthschaften und immer am 5. Januar und 5. Juli, am 5. April und 10. October mit 3 oder $3^1/_2$ Procent, d. h. mit jährlich baaren 30 Millionen Pfund an die Tausende von Inhabern verzinsen. Sie druckt und verbürgt alle in der weiten Welt circulirenden Banknoten, sie kauft und münzt alle die fabelhaften Massen englisches Gold und Silber, vor welchem sich die Menschen jedes Standes, jeder Farbe und Race beugen, sie thut mit ihren tausend Beamten täglich tausenderlei Dinge, von denen wir schwachen Sterblichen mit unsern paar Groschen klein Geld in der Tasche keine Ahnung haben, uns keine Vorstellung machen können.

* Sehr lehrreich und vielsagend ist die Thatsache, daß die drei stupidesten Kriege (nach den Folgen beurtheilt) fast allein die englische Nationalschuld hervorgebracht haben. Der Krieg gegen Amerika endete mit 121, der Krieg gegen Napoleon mit 601, der Krieg gegen die Türkei (officiell gegen Rußland) mit 1000 Millionen Pfund Kriegsschulden.

Als wir durch den großen, runden Saal, wo auf der einen Seite Gold, auf der andern Silber gezahlt wird, gingen, stießen und drängten sich die Menschen massenweise mit schweren Gold- und Silbersäcken auf den Schultern. Etwa 30 Beamte warfen immer Gold, immer Silber hin, dem Einen Hunderte, dem Andern Tausende von Pfunden und immer mit derselben Gleichgültigkeit, wie sie diesem und jenem armen Schlucker eine einzelne Fünfpfundnote wechselten. Unser Führer verabschiedete sich höflich und machte sogar mit seinem künstlichen Arme eine graciöse Schwenkung des Abschieds. Wir aber sahen uns draußen stumm an, bis der Lustigste von uns ausrief: „Noch sind wir freie Bürger und Herren auf diesem goldenen englischen Boden, aber von nun an, börslich und pecuniär betrachtet, unerlösbare ausgemachte Proletarier."

Der Proceß Leuthold.

Von Dr. J. D. H. Temme.

Im Canton Zürich lebte noch vor wenigen Monaten der reichste Fabrikenbesitzer der Schweiz; er gehörte zu den reichsten des Continents. Seine Spinnereien verbreiteten sich durch einen großen Theil des Schweizerlandes. Sie sind vor einigen Tagen unter seine Erben vertheilt, und man las da von 150,000 und noch mehr Spindeln.

Sein Vermögen wurde schon bei seinen Lebzeiten zu ungeheuren Summen angegeben. Anderswo hört man im Munde des Volkes von einem sehr reichen Manne oft sagen: „Er ist so reich, daß er selbst sein Vermögen nicht zählen kann." In der Schweiz können sie zählen, und der Oberst Kunz, so war der Name des Krösus, gab selbst zum Zwecke der Versteuerung — in der Schweiz schätzt man für die Versteuerung sich selbst ab — sein Vermögen zu sechs Millionen Franken an. Nach seinem Tode stellte es sich zu siebenundzwanzig Millionen heraus. Seine Erben haben, nebenbei bemerkt, den — Rechnungsfehler dadurch wieder gut gemacht, daß sie dem Lande zu wohlthätigen Stiftungen 750,000 Franken schenkten.

Der Oberst Kunz war unverheirathet, auch nie verheirathet gewesen. Er lebte sparsam, vielleicht mehr als sparsam, und man erzählt von ihm, daß er einen Fabrikinspector entließ, weil er den Mann im Weinhause hatte einen Schoppen Wein für 36 Centimes trinken sehen, während er selbst seinen Schoppen nur für 30 Centimes trank; Leute, die so verschwendeten, könne er nicht gebrauchen. Gegen seine fast zahllosen Fabrikarbeiter soll er mitunter hart gewesen sein. Doch werden ihm auch manche Züge von Wohlthätigkeit gegen die Armen nacherzählt.

Er hatte als armer Fabrikarbeiter zu arbeiten und zu wirken begonnen und sein kolossales Vermögen durch Fleiß, durch Sparsamkeit, durch Klugheit und durch Glück erworben. Nie hat man eine Unredlichkeit von ihm behauptet. Daß ein solcher Mann schon bei seinen Lebzeiten der Gegenstand der Neugierde, der Bewunderung, des Geheimnisses, des Aberglaubens im Volke wurde, ist begreiflich.

Er hieß fast allgemein nur der Spinnerkönig, und man erzählte die wunderbarsten Geschichten von ihm. Nach seinem Tode vermehrten sich diese. Er hatte kein Testament hinterlassen, und entferntere Verwandte — ich glaube, vier Neffen — waren seine gesetzlichen Erben. Allerlei Gerüchte wollten diesen lange Zeit die Erbschaft streitig machen. Bald sollte doch noch ein Testament da sein; bald eine plötzlich aufgetauchte Frau; bald gar ein in geheimer, aber rechtmäßiger Ehe geborener Sohn. Wahr war aber nichts davon.

Begreiflich ist auch, daß der Spinnerkönig, gleichfalls schon bei seinen Lebzeiten, zu mancher Speculation dienen mußte. Nicht gegen ihn selbst; — ich glaube, kein Mensch kann sich rühmen, den Oberst Kunz überlistet zu haben — aber Schwindler beschwindelten Andere unter Mißbrauch seines Namens. Einen interessanten Beleg dazu liefert der Proceß Leuthold, der im Januar dieses Jahres (1860) vor den Geschworenen in Zürich verhandelt wurde. Ich erzähle ihn hier. Ich erzähle ihn in seiner Entwickelung vor den Geschworenen, denn er ist reich an dramatischen, psychologischen und juristischen Momenten. Er ist zugleich ein Bild von dem in mancher Beziehung eigenthümlichen Züricher Schwurgerichtsverfahren.

Im Anfang August 1859 war der Oberst Kunz gestorben. Erst mehrere Monate später verbreitete sich das Gerücht, daß sein Name bei seinem Leben und nach seinem Tode von einem verschmitzten Weibe in fast unglaublicher Weise zu einem großartigen Betruge mißbraucht sei. Bei Gelegenheit der Entdeckung und Untersuchung des Verbrechens waren mehrere andere Verbrechen desselben Weibes zur Sprache und Untersuchung gekommen, namentlich eine ganz eigenthümliche Betrügerei gegen einen jungen, hübschen Arzt. Bei dem Betruge durch Mißbrauch des Namens Kunz war der Mann des Weibes Gehülfe gewesen, bei den anderen Verbrechen andere Personen, unter diesen ein hübsches, junges Mädchen, von dem man bisher nichts Nachtheiliges wußte und nur wissen wollte, daß sie gern Männer sähe.

Am 20. und 21. Januar standen die Angeklagten vor dem Schwurgerichte. Es waren ihrer sechs. Sie wurden zusammen in den Gerichtssaal eingeführt. Bevor ich die Verhandlung der Sache erzähle, muß ich einige Bemerkungen über einige Eigenthümlichkeiten des Züricher Schwurgerichtsverfahrens vorausschicken.

Es ist im Ganzen das französische, das sie leider seit einigen Jahren zur Genüge auch in Deutschland haben kennen lernen müssen, mit aller seiner Ostentation von Recht und Schutz der Unschuld, und mit allem Gegentheil in der Wirklichkeit. Es ist hier nur durch einige Modificationen im republikanischen und demokratischen Sinne gemildert, und es findet hier Institutionen und Beamte, die ein Ausbeuten im französischen Sinne nicht zulassen können und nicht zulassen mögen. Auswüchse kommen vor, aber selten. Das eigentliche Schwurgericht besteht nur aus einem Präsidenten und zwei Richtern. Der Präsident ist ein Mitglied des „Obergerichts" (des obersten Landgerichts); die Richter werden gewöhnlich aus Mitgliedern der Bezirksgerichte oder Ersatzrichtern des Obergerichts genommen. Sämmtliche Richter des Landes werden bekanntlich vom Volke und aus dem Volke und nur auf wenige Jahre gewählt. Sie sind deshalb auch nicht immer Juristen, bei den Bezirksgerichten sogar selten.

Die Geschworenen sind Männer aus dem Volke, wie anderswo. Sie werden kirchengemeindweise gewählt und in öffentlicher Sitzung des Obergerichts durch Ausloosung bestimmt, die gewöhnlich für eine Reihe von Sachen der jedesmaligen Schwurgerichtssitzung gilt. Dauert die Sitzung längere Zeit, so pflegt für jede Woche eine besondere Abtheilung gebildet zu werden. Der Staatsanwalt ist — leider — mit großer obrigkeitlicher Macht ausgerüstet, wie auch anderswo. Aeußerlich steht seine Stellung freilich der des Vertheidigers gleich. Er sitzt in der Schwurgerichtssitzung mit den Vertheidigern in einer und derselben Bank; er vertritt den klagenden Staat, wie diese den Angeklagten. Er hat auch in der öffentlichen Verhandlung um kein Haar breit mehr Rechte, als der Vertheidiger. Er befragt die Zeugen, das thun auch die Vertheidiger. Das englische Kreuzverhör durch die Parteien ist auch hier eingeführt. Der Präsident des Gerichts verhört nur die Angeklagten, aber auch nur er, und so wenig wie ein Vertheidiger, darf auch der Staatsanwalt unmittelbar an einen Angeklagten eine Frage richten.

Eine große Garantie liegt in der großen äußeren Einfachheit der hiesigen öffentlichen Schwurgerichtssitzungen. Keine Spur von Prunk, von gemachter Feierlichkeit, wie die Franzosen das Alles sehr pomphaft eitel zur Schau tragen, und die Deutschen vielfach mit bureaukratischem Hochmuth es ihnen nachmachen. Richter und Staatsanwalt und Vertheidiger, selbst Geschworene, Alles verkehrt in der Sitzung, auch amtlich, ohne alle steifen Formeln, fast wie in einer Privatgesellschaft mit einander. Sie sind ja auch in der Republik Alle einander gleich, und wissen das, und darum kann Keiner suchen, sich über den Anderen überheben zu wollen, und Keiner sucht es. Solche Einfachheit, solcher nahezu vertraulicher Verkehr läßt auch die Leidenschaft, das falsche Pathos, das gebieterische Einschüchtern der Geschworenen und manche andere anderswo herrschende ähnliche Uebelstände nicht wohl aufkommen. Richter und Staatsanwalt unterscheiden sich von den Anderen nur da-

durch, daß sie zu ihrem schwarzen Frack einen Degen tragen. Es soll das aber nicht feierlich sein, es ist nur die alte, in der Schweiz conservirte deutsche Sitte, daß die Männer in den Versammlungen bewaffnet erschienen.'

In dem Proceß Leuthold fungirte als Präsident des Schwurgerichts der Oberrichter von Orelli, ein eben so tüchtiger Jurist, wie humaner Mann. Beisitzer waren ein Bezirksgerichtspräsident und ein Bezirksrichter aus dem Canton. Die zwölf Geschworenen waren meist vom Lande, ein paar Bezirksgerichtsschreiber, mehrere Gemeindevorsteher und Gemeinderäthe. Aus der Stadt Zürich war nur ein Particulier da. Die sechs Angeklagten waren und saßen auch so in der Reihe:

Jacob Leuthold, ein Mann von etwa sechzig Jahren, der aber wie ein Siebenziger aussah. Er war früher ein vermögender Mann gewesen, aber ein träger, schlechter, liederlicher Wirth, der Alles durchbrachte, dann Betrügereien machte, mehrmals in's Zuchthaus kam und im Jahre 1854 seine jetzige Frau, die Hauptangeklagte, heirathete, um mit ihr in Gemeinschaft das Geschäft des Betrügens desto besser fortsetzen zu können. Er war ein hagerer Greis, saß auf der Angeklagtenbank immer unbeweglich und mit einem unbeweglichen, freundlichen und nichtssagenden Gesichte. Man konnte aus seinem Aeußeren während der ganzen Verhandlung nicht entnehmen, ob er in höchstem Grade bornirt, oder ein alter Gauner war, der den Idioten spielt. Der Fall zeigt freilich deutlich genug das Letztere.

Die Frau Leuthold, eine schon bestrafte Betrügerin, 39 Jahre alt, etwas corpulent, von Gesicht schön; der sinnlich stark aufgeworfene Mund trat unangenehm hervor. Ihre Kleidung war einfach; ihre Haltung durch und durch gemacht und berechnet. Am ersten Tage saß sie ununterbrochen still vor sich hin, die Hände über den Knieen gefaltet, die stets niedergeschlagenen Augen unverwandt auf die Hände gerichtet. Man konnte nur einmal in diese Augen blicken, und da sah man denn freilich hell glühende Katzenaugen. Ihr Mann, vom Präsidenten befragt, hatte sich als völlig unschuldig und von seiner Frau ohne sein Wissen zum blinden Werkzeug mißbraucht darstellen wollen. Da hob sie ihre Augen zu ihm auf, kein Wort sprechend, aber mit einem Hohne, mit einer Verachtung und mit einer Bosheit, wie nur ein recht böses Weib ihrer fähig ist. Es war das einzige Mal, daß sie während der zwei Tage, die sie unmittelbar an seiner Seite saß, ihn ansah. Gesprochen hat sie kein Wort mit ihm. An dem ersten Tage war es auch das einzige Mal, daß sie überhaupt aufblickte. Selbst wenn sie dem Präsidenten antworten mußte, erhob sie sich zwar — wie das Gesetz es befiehlt —, aber ihr Auge blieb unbeweglich zur Erde niedergesenkt. Am zweiten Tage verfuhr sie anders. Sie blickte freier umher, aber mit der Miene des stillen und tiefen innerlichen Leidens. Man würde an eine Miene der gekränkten Unschuld gedacht haben, wenn sie nicht — in der Hauptsache — schuldig plaidirt hätte. Leidend, sanft, einschmeichelnd und unschuldig war auch ihre Stimme und ihre Sprache, und ruhig und langsam waren ihre Bewegungen. Sie war eine äußerst verschmitzte und gewandte Betrügerin.

Auf sie folgten in der Reihe der Angeklagten die Eheleute Mobiliarhändler Kambli. Beide im mittleren Lebensalter, gewöhnliche Menschen, gewöhnliche Gesichter; der Mann wegen Betrugs schon bestraft.

Die unverehelichte Anna Messerschmidt, ein junges, hübsches Mädchen, „ein hübsches Frätzchen", wie ihr Vertheidiger sagte; eine Verbrecherin, eine Betrügerin sah man ihr wahrhaftig nicht an. Sie war es auch nicht. Sie ernährte sich als Weißnäherin bei der sechsten und letzten Angeklagten.

Dies war eine Wittwe Suter, Lohnwäscherin, 40 Jahre alt, früher hübsch gewesen, jetzt mager, mit einem Gesichte, aus dem man nicht viel herauslesen konnte. Ihr Ruf sollte kein besonderer sein.

Sämmtliche Angeklagte waren wohnhaft in Zürich. — Der ihnen schuldgegebenen Verbrechen waren fünf, alle als Betrug charakterisirt. Der erste war der durch den Mißbrauch des Namens Kunz verübte. Sein Betrag war zu 14,000 Franken angegeben. Der Betrogene war ein Militair-Instructor aus dem Canton Zürich, Namens Weidmann. Angeklagte waren die Ehefrau Leuthold, und als ihr Gehülfe ihr Mann. Der zweite sollte an dem Silberarbeiter Knecht in Zürich zum Betrage von 1158 Franken verübt sein. Die Frau Leuthold war allein angeklagt. Das Opfer des dritten sollte ein Dr. A. aus dem Canton Zürich sein. Er war als „unbenannter Betrug" bezeichnet. Theilnehmer waren die sämmtlichen Angeklagten, mit Ausnahme des Ehemanns Leuthold.

Außerdem war die Ehefrau Leuthold allein noch zweier Betrügereien zum Betrage von 300 und 400 Franken angeklagt, die sie unter lügenhaften Vorspiegelungen zweien Aufwärterinnen im Spitale zu Zürich, beziehungsweise dem Gastwirth zum Bären in Bern als Darlehen abgeschwindelt hatte. Dieser beiden letzten war die Angeklagte geständig. Sie kamen daher nach dem Zürcherischen Strafproceßgesetze vor den Geschworenen nicht weiter zur Verhandlung. — Der Betrug gegen Weidmann war der schwerste und wichtigste Fall. Er wurde zuerst verhandelt. Die Ehefrau Leuthold hatte auch hier schuldig plaidirt. Aber ihr Ehemann leugnete. Deshalb die Verhandlung vor den Geschworenen, in der die Frau nur als Zeugin (Kronzeugin im englischen Recht) vernommen werden konnte.

Das Zürcherische Strafverfahren unterscheidet sich von dem französischen (und diesem nachgebildeten neuen deutschen) unter Anderem auch dadurch, daß keine ausführliche Anklage verlesen wird. Das Verbrechen wird von dem Präsidenten des Gerichts nur mit wenigen Worten ganz allgemein bezeichnet, nicht mehr, als ich es oben gethan habe. Es wird dann auch nicht der Angeklagte verhört. Es beginnt vielmehr sofort die Vernehmung der Zeugen (durch die Parteien selbst), und erst nach deren Vernehmung hat der Präsident die Verpflichtung, an den Angeklagten Fragen zu richten, hauptsächlich zum Zwecke der Vertheidigung. Die Vorzüge dieses Verfahrens leuchten Jedem ein, der von den leidenschaftlichen, von vornherein auf Captivirung der Geschworenen und moralische Vernichtung der Angeklagten berechneten Anklagen des modernen Verfahrens, so wie von den nur zu oft mit empörender Einseitigkeit vorgenommenen inquisitorischen Verhören der Angeklagten, namentlich durch französische Assisenpräsidenten, nur einmal etwas gehört hat. In Zürich entwickelt der Fall sich dramatisch von selbst, ohne alle jene Uebelstände.

1. Betrug gegen Weidmann.

Der Damnificat, Jacob Weidmann, wurde zuerst als Zeuge aufgerufen. Verheirathet, Vater von fünf Kindern, lebte er in dem Dorfe Unter-Embrach, ein paar Stunden von Zürich, in bescheidenen Vermögensverhältnissen, als Landmann und zugleich als Militair-Instructor (Exercirmeister — Unterofficier). Der Mann war auf eine unglaubliche Weise, durch die plumpsten Mittel von der Welt um 14,000 Franken betrogen, um sein ganzes Vermögen. Er war mit Frau und Kind Bettler geworden. Alles war gespannt auf seine Erscheinung. Ein großer, magerer Mann in mittleren Jahren trat ein, mit einem feinen Gesicht, stillem, anspruchslosem Wesen. Welch ein Contrast gegen stolze, ihrer Würde bewußte Unterofficiere anderswo! Aber auch den entsetzlich dummen Betrogenen sah man ihm nicht an. Im Gegentheil, das prüfende Gesicht, das aufmerksame Auge schien recht gut jeden Fehlgriff der Rekruten sehen, jeden Knopf an der Uniform zählen zu können. Warum hatte er der Betrügerin gegenüber so schlecht gesehen und gezählt? Die Habsucht vermag die Menschen arg zu verblenden.

Er erzählte ruhig, wie sein Wesen war. Im Herbst 1858 besuchte er einmal seine Schwester. Diese war an einen Landmann, Namens Boller, verheirathet. Die Eheleute Boller wohnten im Balgrist, unweit Zürich. Er traf bei ihnen eine arme Frau, die sehr leidend war, und klagte, sie sei lange im Spital zu Zürich gewesen, die Aerzte hätten ihr aber nicht helfen können. Er fragte seine Schwester, wer die Frau sei. Es sei eine arme Frau, war die Antwort, die von der Armenbehörde bei ihr, der Schwester, in Kost gegeben sei. Es war die Frau Leuthold. Weidmann sprach damals nicht weiter mit ihr. Aber zu Fastnacht 1859 kam er wieder zu seiner Schwester, und nun erzählte ihm diese, sie werde sehr glücklich werden, jene arme Frau habe zur Belohnung für die Krankenpflege ihr 500 Franken, ihrer Tochter ein Clavier und jedem ihrer Kinder ein einschläfiges Bett und noch mehr versprochen. Woher das Alles? Die Frau Leuthold stehe mit dem Obersten Kunz in Verbindung.

Der Name Oberst Kunz hatte ausgereicht, die Frau Boller zu verblenden. Er hatte auch den Weidmann verblendet. Ob er

da nicht auch etwas abbekommen könne? Er sagte es zwar nicht vor den Geschworenen, aber gewiß hatte er mit der Schwester so gesprochen. Nach einiger Zeit, im Mai, kam die Frau Leutholb in einem Wagen bei ihm in Embrach angefahren. Mit ihr waren die Eheleute Boller. Es war an einem Sonntag. Sie blieben zu Mittag da. Vor Tisch erzählte die Frau Boller, auch er, der Weidmann, solle glücklich werden. Der Oberst Kunz wolle ihm „einen Gewerb" (eine Besitzung) schenken, der mindestens 15,000 Franken werth sein müsse. Nach Tisch fragte die Frau Leutholb selbst den Weidmann, ob er nicht „einen guten Gewerb" wisse, der zu verkaufen sei; es sei für ihn selber. Weidmann zweifelte. Aber die Leutholb versicherte, sie sage nichts als die Wahrheit, der Oberst Kunz sei zwar geizig, aber er sei „Präsident der Freimaurer", und die Freimaurer seien unendlich reich, die hätten über zweitausend Millionen Franken, und der Herr Oberst habe das Geld für die Freimaurer an brave Leute zu vertheilen und auch von ihm, dem Weidmann, gehört. Und Weidmann glaubte. Er sah sich noch an dem nämlichen Tage in der Nachbarschaft nach einem „Gewerbe" um, und theilte das Resultat der Leutholb mit. Von da an war es mit dem Mann vorbei. Der Teufel der Habsucht hatte ihn gefangen und verblendet, obgleich seine eigene Frau fortwährend zweifelte und ihn fortwährend warnte.

Schon am nächsten Donnerstag kam die Leutholb wieder angefahren. Sie war allein. Sie traf zuerst nur die Frau Weidmann. Sie las dieser einen Brief vor, den ihr der Oberst Kunz geschrieben habe. Der Oberst versprach darin dem Weidmann 70,000 Franken; vorläufig aber sollte dieser monatlich 120 Franken bezahlen. Der Oberst hoffe nicht, daß Weidmann sein Glück mit Füßen treten werde. Was das heißen sollte? Die Frau Leutholb forderte von der Frau Weidmann 100 Franken, und als die Frau die nicht geben wollte, 80, und dann 60. Und wozu? Ein Anderer hätte dem Herrn Obersten nur 5 Franken geben sollen, er habe es aber nicht gethan und darauf von dem Herrn Obersten nichts erhalten, denn dieser habe sich überzeugt, daß der Mann nicht „freigebig", und also nicht brav sein könne. Die Frau Weidmann wollte sich dennoch auf nichts einlassen. Aber zu Mittag kam Weidmann nach Hause und er gab her, er gab sogleich die vollen 100 Franken, zu denen er die Hälfte in der Nachbarschaft leihen mußte. Er wollte nur als ordentlicher Mann einen Handschein. Allein: „das dürfe nicht sein, sonst sei Alles umsonst; er dürfe auch keinem Menschen ein Wort davon sagen; er dürfe nicht einmal wissen, wozu das Geld bestimmt sei."

Und vier Tage später war die Betrügerin schon wieder da, um Geld zu holen und zu empfangen. Sie brachte diesmal einen Brief des „Obersten Kunz" an Weidmann selbst. „Werthgeschätzter Herr Weidmann," schrieb der Oberst und Besitzer von siebenundzwanzig Millionen an den Exercirmeister, „ich danke Ihnen ehrerbietigst für die empfangenen 100 Franken." Er verspricht ihm dann „ein schönes Heimwesen" (Besitzthum) zu 70,000 Franken, um Zürich herum; er werde selbst nach Embrach kommen und das Geld bringen. Für heute aber müsse Weidmann der Frau Leutholb 50 Franken oder etwas mehr geben, je mehr, desto besser. Es dürfe aber Niemand davon wissen. „Dem Verlangten entgegensehend, grüßt Sie freundschaftlich Kunz, Oberst." Der Brief war bei den Acten und wurde verlesen. Die Frau Leutholb erhielt die 50 Franken. Aber schon am nächsten Tage mußte sie wieder Geld haben, und jetzt hatte sie einen anderen Vorwand. Der Oberst Kunz habe eine Tochter, die in Morgenthal krank liege und nur durch Geld gesund werden könne, das von einem braven Manne komme. All das eigene Geld des Obersten könne nicht helfen. Sie forderte nur 35 Franken, und Weidmann gab sie. Schon nach wenigen Tagen war sie abermals bei ihm. Die 35 Franken hätten nicht gewirkt, weil Jemand (seine Schwester, die Frau Boller) zugegen gewesen, als er sie hergegeben habe. Sie forderte und erhielt 150 Franken.

Auch die hatten jedoch nicht gewirkt, „weil es Wirthschaftsgeld gewesen sei; sie müsse anderes Geld haben." Sie forderte 250 Franken. Freilich ließ ihm der Oberst Kunz dafür zu dem „schönen Heimwesen" noch „12 einschläfige Betten" versprechen, und das Heimwesen sei auch schon für ihn gekauft, es dürfe das nur noch Niemand wissen, und es sei der bestimmte Wille des Herrn Obersten, daß Weidmann sich nicht länger als Instructor plage. Leutholb gab die 250 Franken, ging dann zu seinem Bataillonscommandanten und forderte seinen Abschied als Instructor, „er wolle keinen Dreck mehr stampfen."

(Fortsetzung folgt.)

Petersburger Winterleben.

Von August Stahlberg.

Welch ein Leben und Treiben, wenn in Petersburg der Winter eintritt! Welche Veränderung haben einige Grade Frost und einige Zoll hoch Schnee auf Alles hervorgebracht!

Gestern noch keuchte der durch das schlechte Wetter in tiefe Melancholie verfallene Droschkengaul, bis an die Fessel in den schmutzigen Wasserlachen pantschend, durch die Straßen; der sonst so lustige Kutscher hatte nur verdrießliche harte Worte und manchen kräftigen Fußtritt, von einem echt russischen Kernfluch über die schlechten Zeiten begleitet, für sein treues Roß, während der fröstelnde Fahrgast, bis über die Ohren in einem großen Mantel steckend, vorsichtig Mund und Nase zu verstopfen schien, um sich nicht durch das Einathmen der feuchten, ungesunden Atmosphäre einen tüchtigen Schnupfen oder gar die hier, besonders in den Herbstmonaten, stark grassirende Halsbräune zuzuziehen.

Heute saust der leichte Schlitten unhörbar über die weiße Fläche dahin; der melancholische Gaul scheint neubelebt in seinem wahren Elemente zu sein und gibt seine Freude durch ein geräuschvolles Prusten und Wiehern zu erkennen; der Kutscher hat sein freundlichstes Gesicht aufgesteckt, er hat seine Stiefeln heute von den während der drei vergangenen Jahreszeiten darauf abgelagerten Kothschichten gesäubert und mit dem besten Birkentheer eingeschmiert, daß vor diesem alle andern Odeurs und Essenzen an Liebreiz überbietenden Gerüche selbst der verhärtetste Stockschnupfen fliehen würde; kokett auf einem Ohr sitzt ihm die viereckige, blaue oder rothe Pelzmütze, und seine fröhliche Laune macht sich durch lautes Schnalzen mit der Zunge oder durch lärmende Ermunterungen in allen Tonarten Luft. Der Fahrgast hat den Mantel, der ihn noch gestern vor dem feinen, durchdringenden Regen schützte, mit dem nationalen Pelze vertauscht, und in kräftigen Zügen athmet er die reine, stärkende Winterluft ein.

Das Vergnügen, das Behagen ist auf allen Gesichtern zu lesen; einen Jeden treibt es aus der engen Behausung auf die belebten Straßen, und die breiten, von dem Schnee gesäuberten Trottoirs des Newsky-Prospectes, dieses Boulevard des Italiens Petersburgs, fassen schon zu ungewöhnlich früher Stunde kaum mehr die Menge von Spaziergängern beiderlei Geschlechts.

Auf die sonst so blassen, fast krankhaft aussehenden Gesichter der Damen scheint die frische Luft die schönsten Rosen gezaubert zu haben, und man liest das Vergnügen in ihren Augen, welches sie empfinden, einmal wieder das Parquet ihres Salons mit dem Trottoir vertauschen zu können, ein Vergnügen, welches ihnen nur selten zu Theil wird. Ich könnte sagen, um mich doch einigermaßen dichterisch auszudrücken und mir vielleicht einen Dank von dieser oder jener Schönen zu verdienen, man sehe sie in ihren eleganten, mit kostbaren Pelzen besetzten Wintermänteln dahinschweben, oder in irgend einer anderen poetischen Art und Weise von ihrem leichten graciösen Gange sprechen, doch muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich lieber auf den Dank dieser schönen Spaziergängerinnen verzichte und, der Wahrheit die Ehre gebend, rundweg erkläre, daß die Petersburger Damen weder dahinschweben, noch den Boden nur so mit ihren Füßen berühren, sondern so recht nach Herzenslust dahinwatscheln, ein Watscheln, welches um so stärker wird, je vornehmer sie sind oder sich wenigstens dünken. Es ist nicht jenes leichte Hüpfen der munteren Französin, jenes weiche geschmeidige Durchbiegen des Körpers, wo jede Muskel Leben, jedes Glied Elasticität zu haben scheint; nicht das üppige, wollüstige Sichgehenlassen der spanischen Sennora; nicht der stolze,

abgemessene Gang der kalten Tochter Albions; nicht der edle, kühne Schritt der schönen Polin. Nichts von alle dem, und vor allem nicht der sinnende, liebreizende Gang der deutschen Frau, wo jede Bewegung Gefühl, jede Gebehrde Grazie und Anmuth athmet; es ist ganz einfach ein mühsames Sichdahinschieben, ein schwerfälliges Vorwärtskommen ohne Leben, ohne Reiz. Man sieht es der Petersburger Dame auf den ersten Blick an, sie ist nicht gewohnt, sich auf den Trottoirs einer belebten Straße oder auf den Gängen einer freundlichen Promenade zu bewegen. Ihre Promenade ist das Parquet der Salons, wo sich ihre Bewegungen auf die einstudirten ceremoniösen Verbeugungen des Empfanges oder auf die künstlerisch schmachtende Stellung des Tanzes beschränken, und die frische Luft genießt sie in der Regel nur auf die weichen Kissen ihres Wagens hingestreckt, um, wenn sie nach Hause kommt, sich um so ermüdeter und gelangweilter in eine womöglich noch weichere Sophaecke zu werfen und dort, aller häuslichen Beschäftigung fremd, entweder eine höhere geistige Speise in irgend einem französischen Romane zu suchen, oder sich den Träumen an ein Glück hinzugeben, das ihr indessen doch so nahe liegt, wenn sie es nur nicht immer in dem Strudel der Bälle und Gesellschaften, in dem Taumel der sinnlichen Lüste und Vergnügungen suchen wollte.

Es ist indeß auch nicht Mode, zu Fuß zu gehen; das sähe aus, als hätte man keine Equipage; höchstens kann ein erster Wintertag, wie der eben beschriebene, sie die Convenienzen, den guten Ton so weit vergessen lassen, einen Spaziergang zu wagen. Und welche Wohlthat ein solcher Spaziergang in der frischen reinen Winterluft für diese verzärtelten Treibhauspflanzen ist, sieht man alsdann an den lieblichen, frischen Farben, welche diese blassen, nur an die Stubenluft gewöhnten Wangen überziehen.

Es ist übrigens nur der Reiz der Neuheit, die Wiederkehr des Winters, was sie heraustreibt; in einigen Tagen hat sich die blasirte Dame daran gewöhnt, es scheint ihr schon unschicklich, daß sie sich so oft auf der Promenade gezeigt, und bald sehen wir sie daher, auf die weichen Kissen eines eleganten Schlittens gestreckt, sausend an uns vorüberfahren.

An solchen schönen Wintertagen bietet der Newsky-Prospect einen der interessantesten Anblicke dar: an beiden Seiten die gefüllten Trottoirs, das langsame Hin- und Herwogen der müßigen Fußgänger, und in der Mitte auf der breiten Straße das rasende Durcheinanderstürmen der leichten, von feurigen Rossen gezogenen Schlitten. Wie ein Blitz gehen sie an uns vorüber, und ehe wir noch Zeit gehabt, irgend ein schönes Frauengesicht näher in's Auge zu fassen, ist es schon weit verschwunden und verloren in der Menge; wie ein reizendes Phantom ist es an uns vorübergegangen, und läßt uns nur die Erinnerung an ein schönes Bild, eine Erinnerung, für die wir indessen stets glücklich genug sind, unsern Lethe zu finden. Nur ab und zu sieht man in diesem sturmwindartigen Wogen, wie einen festen Punkt in diesem Rennen, Gekreuze und Gejage, irgend einen altersmüden Droschkengaul keuchend seinen Schlitten hinter sich herschleppen. Den Lenker dieses invaliden Vierfüßlers hört man in der Regel alles andere Schreien und Rufen durch sein schrilles „beregis" (Nehmt Euch in Acht) übertönen, nicht etwa weil er befürchte, irgend Jemand in seinem Schneckengange zu überfahren, sondern weil er, mehr für seine eigene Sicherheit und die seines Gefährtes besorgt, von den hinter und an ihm vorbeisausenden flüchtigen Renuern in Grund und Boden gefahren zu werden befürchtet.

Ein Versuch, an solchen Tagen, besonders gegen zwei oder drei Uhr, den Prospect zu kreuzen, ist ein waghalsiges Unternehmen, und man hat es jedenfalls nur der Geschicklichkeit des russischen Kutschers zu verdanken, wenn man unbeschadet die andere Seite erreicht. Es wäre übrigens ein so rasendes Fahren auch gar nicht möglich, wenn nicht das Begegnen der Fuhrwerke dadurch vermieden würde, daß sich dieselben stets auf der rechten Seite halten müssen, und man riskirt daher höchstens von einem uns überholenden Fuhrwerke, im Fall es das unsrige faßt, eine Streckweit gratis mitgenommen zu werden. — Doch nicht allein die Straßen und öffentlichen Plätze haben ein anderes Aussehen erhalten. Die Newa, dieser breite, majestätische Strom, wälzt nicht mehr ihre tiefen Wasser schwer und bedächtig dem Meere zu. Einige Tage lang hat sie freilich, als empöre sich ihr Stolz gegen die ihr angelegten Fesseln, die aus dem Ladogasee einhertreibenden Eisschollen, ohne ihnen einen längeren Aufenthalt in ihrem weiten Becken zu gestatten, dem Meere zugeführt; doch immer dichter wird das Getreibe, Massen auf Massen folgen; hier und dort setzen sich schon einige umfangreiche Schollen hartnäckig an das Ufer an, jeden ihrer vorbeitreibenden Cameraden aufhaltend, um so, mehr und mehr verstärkt, endlich den Stolz des schönen Stromes zu brechen und auch ihn in die winterlichen Fesseln zu schlagen. Noch einige scharfe Frostnächte, und es ist gelungen. Die Newa steht; ihre blauen Fluthen sind gebannt, und bald sehen wir ihre feste Decke in einen wahren Tummelplatz verwandelt. Es sind freilich nur erst Fußgänger, die jetzt, die Brücken von Menschenhand verschmähend, nach allen Richtungen sich kreuzen, um so den Weg von dem einen zum andern Ufer abzukürzen. Man sieht es Jedem an, er setzt mit einem gewissen stolzen Selbstbewußtsein



Petersburger Schlitten.

den Fuß auf den Rücken dieses verrätherischen Stromes, und Manchem fällt dann, wenn er ihn so, einem gefangenen Riesen gleich, unter seinen Füßen sieht, wohl ein, wie furchtbar dieser Riese in seiner Entfesselung ist, wie verderbenbringend er schon in solchen Wuthanfällen in das Herz Petersburgs, Alles vor sich niederwerfend, eingedrungen ist. Welcher Petersburger hätte z. B. den 19. November 1824 vergessen?

Noch kurze Zeit, und die schon stark gefrorene Decke der Newa wird immer belebter. Die Schlittschuhläufer erscheinen auf den von Schnee gesäuberten und rund herum mit Tonnen eingefaßten Plätzen, und schlagen künstlich verschlungene Kreise auf der spiegelglatten Fläche. Bald wagen es auch die Fuhrwerke, und dann beginnt erst das wahre Leben und Treiben. Die eleganten Schlitten, von ihren scharf beschlagenen Pferden gezogen, sausen in allen Richtungen über die ebene Fläche, Wettrennen werden veranstaltet, der Petersburger Dandy, denn Dandies gibt es nun einmal überall, metamorphosirt sich zum Sportman, und mancher blasirte Sohn Albions, der mit großem Eigendünkel von seinen Vollblutrennern spricht, würde alsdann über die Leichtfüßigkeit eines russischen Trotters mit Recht erstaunt sein.

Der Petersburger beschränkt sich indeß nicht auf diese Vergnügungen in den Grenzen der Stadt. Es treibt ihn hinaus in die winterliche Landschaft. Wie der Pariser im Sommer das Bedürfniß empfindet, nach Passy oder Fontainebleau zu wandern, um dort im Grünen auf üppigem Rasen ein frugales Mahl zu verzehren, der Berliner in Saatwinkel oder Tegel seinen traditionellen Familienkaffee trinkt, und der gemüthliche Dresdner in Loschwitz hinter seinem „Dräsner" Waldschlößchen sitzt, so hat der Petersburger seine Picknicks in Serpia, Strelna oder sonstigen zu diesem Zwecke auf das Eleganteste eingerichteten Etablissements. Doch müssen wir bemerken, daß diese Vergnügungen nicht, wie die eben genannten, allgemeine Volksvergnügungen sind, sondern im Gegentheile nur die haute volée und Alle die, welche sich für berechtigt halten, sich unter diese zu zählen, an diesen Ausflügen Theil nehmen, aus dem einfachen Grunde, weil ein solches Vergnügen, wenn sich die Theilnehmer auch mit dem größten Anstande auf demselben ennuyiren, stets mit bedeutenden Ausgaben verbunden ist.

Bei derartigen Partien spielt das nationale russische Dreigespann, die sogenannte „troika", die Hauptrolle. Zu einer bestimmten Zeit, in der Regel gegen die Mittagsstunde, versammelt sich eine zahlreiche Gesellschaft an einem Orte, und bald jagen die zahllosen Schlitten auf der Straße dahin, welche nach dem zwei bis drei Meilen von der Stadt entlegenen Orte führt.

Aufrecht steht der Kutscher in dem Vordertheile des Schlittens, sein Dreigespann durch lautes Rufen zu einer größeren Eile anspornend; Einer sucht dem Andern den Rang des Ersten streitig zu machen, und gleich höllischen Dämonen fliegen die dampfenden Pferde, mit ihren tief eingreifenden Hufen den losen Schnee hoch hinter sich aufwerfend, über die ebene Fläche. In kurzer Zeit hat die Gesellschaft ihr Ziel erreicht; ein warmer Imbiß, oder auch eine elegant besetzte Mittagstafel empfängt sie, und wenn die Gesellschaft gut gewählt, und besonders die steife Etiquette einer vertraulichen ländlichen Gemüthlichkeit Platz macht, so kommt es wohl vor, daß man von einem solchen Picknick die heiterste Erinnerung mitnimmt. Besonders wenn manch' Gläschen Wein während des Diners vollkommen alles steif Ceremonielle verscheucht hat, und ein einladender Walzer oder Contre-Danse im Tanzsaale erschallt, kann man mit Recht sagen, daß ein derartiger Ausflug ein sehr gemüthliches Vergnügen ist. Getanzt wird, und zwar tüchtig, denn oft bricht die Gesellschaft erst gegen drei bis vier Uhr Morgens auf.

Ist nun schon die Hinfahrt ein wahrhaft dämonisches Rennen gewesen, so ist dies noch weit mehr bei der Heimfahrt der Fall. Wie Gespenster sausen die Schlitten über die in hellem Mondschein erglänzende Bahn, und weit durch die stille Nacht hin hört man das Gejauchze der fröhlichen Kutscher. Denn diese haben nicht, wie man wohl glauben könnte, eine Tasse Kaffee getrunken, während ihre Herren hinter feurigen Weinen und schäumendem Champagner saßen, sondern so recht nach Herzenslust einen kräftigen Zug aus der Schnapsflasche genommen, und mancher von ihnen glaubt, während er so an dem andern vorbeirast, wenigstens ein Dutzend Pferde vor seinem Schlitten und mehrere Dutzend Personen in demselben zu haben.

Doch nicht immer thaut das Eis der Etiquette und des steifen Ceremoniells auf; die Petersburger Salondame kann einmal das Künstliche, Gemachte, dieses Positionenstudium und ästhetische Gliederverrenken nicht leicht ablegen, und — o weh — dann, welche Ungemüthlichkeit, welche Langeweile, welche fade, einschläfernde Verdrossenheit! Mögen sie aber schlecht oder gut ausfallen, diese Picknick's, Jeder, der das Vergnügtsein in der wahren, ungezwungenen Gemüthlichkeit suchen will, wird jedenfalls immer eine echte deutsche Gesellschaft, und sei es auch nur hinter der traditionellen Bunzlauer Familienkaffeekanne oder der schäumenden Weißen, diesem Künstlichen, Gemachten vorziehen.

Zur Geschichte des Volks-Aberglaubens.

Der Freibrief. (Mit einem Original-Freibrief.)

(Aus der sächsischen Ober-Lausitz.)

Auf dem Lande geboren und erzogen, hatte ich schon als Kind mannichfache Wunderdinge und Spukgeschichten vom wilden Jäger und seinen nächtlichen Zügen durch die Luft mit feuerschnaubendem Roß und kläffender Hundemeute, von verführenden Irrlichtern, erschienenen Geistern und dem unheimlichen Umgehen des leibhaftigen Bösen mit Hörnern, Pferdefuß und Kuhschweif gehört. Ein besonderes Capitel aber, welches nur im engeren Kreise, in stillen Winterabenden, wo die Hausthüre verriegelt war, abgehandelt wurde, war das Capitel von den Freibriefen. Die Knechte, die in der Hölle hinter'm Ofen oder auf der Ofenbank Spähne schlissen, ließen dann wohl das Messer ruhen und spitzten die Ohren länger, die Mägde am Spinnrade vergaßen zu treten, ließen den Faden in die Spille gerathen und horchten mit offenem Munde, wenn erzählt ward, daß eben diese Briefe die geheime Macht hätten, **frei** von allen Gefahren durch Schwert oder Geschoß jeglicher Art zu machen. Wer einen Freibrief bei sich habe, der könne durch einen Kugelregen gehen, er werde unverletzt bleiben, denn kein Metall werde ihm etwas anhaben. „Aber," fügte man halblaut hinzu, „die Polizei — — sie suche und fahnde überall nach solchen Briefen, und habe die meisten schon weggenommen, sodaß leider Freibriefe jetzt nur noch höchst selten seien. Es sei das mit dem sechsten Buch Mosis gerade so gewesen. Der Rath der Stadt Z. habe alle Bibeln wegnehmen lassen, welche auch das sechste Buch enthalten hätten. Darin ständen aber eine unzählige Menge von Moses selbst beschriebener Mittel und Geheim-Recepte, Gold zu machen, edles Metall in der Erde sofort zu entdecken, wo es liege, übernatürliche Kräfte in seine Gewalt zu bekommen, die heut noch wie ehedem vorhanden, aber nicht mehr gekannt seien. Was hätten früher nicht alte Leute Alles gekannt! jetzt wisse Niemand etwas mehr, außer etwa der Scharfrichter oder die Zigeuner und Seiltänzer. Die Hexen seien ersäuft oder gehangen worden, und die Bibeln mit dem sechsten Buch Mosis lägen zehnfach verschlossen auf dem Rathhause zu Z."

Als ich später von einer auswärtigen Universität zurückkehrte, fand ich mein Elternhaus ziemlich verändert. Meine Mutter hatte sich in's Ausgedinge zurückgezogen und ein Bauer des Nachbardorfes unser Gut gekauft. Ich sollte in dessen Weibe eine der originellsten Frauen kennen lernen. Anne-Rose besuchte uns bald, zunächst aus Neugier, manches von fremden Ländern, die ich unterdessen gesehen hatte, zu hören, eine Neugier, die bei den untern Ständen meist in einer gutmüthigen Naivetät auftritt. Sie brachte mir als Willkommen ein „Sträuchel" (Blumenstrauß) und eine Wurst mit und entwickelte durch tausend Fragen und hingeworfene Scherze über ihr geschilderte Menschen und Gewohnheiten sehr bald eine lebhafte Unterhaltung. Wir wurden ziemlich rasch näher bekannt, und ich war über ihre geistige Begabung oft nicht wenig verwun-

dert. Sie machte sehr witzige Spottverse und gereimte Charaden und kam oft mit ihrem Rocken eigens zu diesem Zwecke des Abends zu uns, um sich von mir darin secundiren zu lassen. Was sie aber besonders originell erscheinen ließ, war nicht nur dieses Talent und ihre Kenntniß der Heilkraft jeder Feld- und Wiesenblume, sodaß sie allmählich der geheime Arzt des Dorfes geworden war, sondern ihr großer Aberglaube und ihre Gespensterfurcht. Dies machte sie gerade für mich besonders interessant, weil sie alle Geschichten, die in der Gegend umher durch die Geister, böse und gute, verübt worden waren, genau kannte und somit eine lebende Chronik von Erzählungen für mich wurde, welche sich Jahrhunderte von der erzählenden Großmutter im Lehnstuhl auf die horchenden Enkel vererbt und erhalten haben mochten. Sie blieb Abends nie allein, seitdem ihr selbst der letzte Spuk am Heerde passirt war.

Das hatte sich so zugetragen. Ihr Großvater, längere Jahre irrsinnig, durfte, da er lediglich fixe Ideen verfolgte, ohne Jemandem zu schaden, frei umhergehen und machte dabei allerhand Schwänke. So warf er sein Taschentuch auf den Weg und lauerte versteckt wohl stundenlang, bis es Jemand aufhob. Alsdann folgte er unbemerkt dem Finder. Erkundigte sich dieser in der nächsten Nachbarschaft, ob Jemand ein Tuch verloren, so war der Großvater befriedigt. Er trat dann herzu und meldete sich als Verlierer. Wehe aber, wenn der Finder Miene gemacht hatte, das Tuch ohne Weiteres still beiseit zu sich zu stecken und, ohne in der Nachbarschaft zu fragen, zu behalten! Der Großvater erklärte, als er wegen eines Vorfalls zur Rede gesetzt wurde, bei dem er einen verdächtigen Finder mit Schimpfreden überschüttet hatte, „daß er ehrliche Menschen suche und deshalb diese Proben mache.“ Sein Stübchen sah aber nicht anders aus, als Faust's Küche. Er hatte nämlich mehrere Schock Pflanzenbündel an den Wänden hängen, meist solche von einer irgendwie eigenthümlichen Form, die seine Phantasie gereizt haben mochte, Bündel von Pilzen, Disteln, Dornen ꝛc., und versicherte, daß der Teufel sich vor seiner Stube sicher hüten werde. Der gutmüthige Alte verfiel zuletzt in Schwermuth und erhängte sich an einem Bret auf dem Heuboden.

Anne-Rose versicherte leise, man könne nie vorsichtig genug mit möglichst baldiger Vertilgung desjenigen Holzes sein, an welchem ein solcher Mensch gehangen, da der Teufel auch damit seinen Spuk treibe. Unglücklicherweise war jenes Bret mit zu Brennholz verhackt worden. Sie ahnte dies nicht und wollte eines Abends spät, nachdem schon alle Anderen sich schlafen gelegt, noch für den folgenden Tag Kaffee brennen. Das Feuer fängt an zu flackern, kaum hat sie die Kaffeetrommel einige Male gedreht, da — ein furchtbarer Knall und — die Holzscheitel fliegen brennend zur Esse hinaus! — — Sie waren von dem Bret, an dem sich der Großvater gehängt!

Einfache Bauersfrau, hatte sie doch ein warmes deutsches Herz und fragte bald, ob ich auch Schleswig und Holstein gesehen hätte. Sie trug einen tiefen Dänenhaß in sich, der ihr in der schönen, wenn auch schlichten Weise, in welcher sie vom letzten Kriege der deutschen Truppen sprach, sehr wohl anstand und manche stolze Frau der Städte beschämte, deren ganzes Vaterland im Putzzimmer liegt. Sie hatte mir schon früher offenbart, daß sie mehrere Sprüche besäße, welche mich gegen Gefahren jeder Art schützen würden. Ich hatte mir allmählich ihre Liebe erworben. So oft ich von der Universität kam, schickte sie mir des Sonntags früh zur Kirche ein „Sträuchel“ (jeder Mann nimmt auf den dasigen Dörfern einen Blumenstrauß mit in die Kirche, der während des Gottesdienstes die Runde unter den Kirchnachbarn neben der Tabaksdose macht); so oft ich wieder zurückging, mußte ich jederzeit eine Wurst oder sonst etwas aus der Esse zum Abschied nehmen; das eine Mal sogar, da es ihr an Consumtibilien fehlte, — ein Fläschchen Magentropfen aus ihrer eigenen Apotheke.

Ich hatte also auch ihr mütterliches Vertrauen, und diesem verdanke ich den folgenden Freibrief. Bei allen diesen Dingen halten solche Leute ungemein zurück, und es wird einem Culturhistoriker sehr schwer werden, zu diesem oder jenem Aberglauben in seiner wahren Gestalt zu gelangen, wenn er nicht, auf dem Lande selbst geboren, schon hierdurch dem Volke näher steht.

Sie zeigte mir nun eines Tages mehrere schmale Papierstreifen, auf denen ich zu meiner Verwunderung griechische Buchstaben geschrieben sah. Die Zettel waren also jedenfalls ursprünglich von einem gelehrten Betrüger und mochten vielleicht viele Menschenalter hindurch von den Landleuten nachgemacht worden sein. Es ließen sich nämlich die Worte nicht mehr entziffern. „Die Zettel helfen,“ sagte mir meine alte Freundin, „gegen gewisse Fieber, bei deren Epidemien man sie bei sich zu tragen habe, vollständig alsdann gegen Ansteckung geschützt.“

Im Vertrauen theilte sie mir nun mit, daß, wenn ich einmal Nachts durch einen Wald oder sonst in einem fremden Lande reise, ich nur einen der folgenden Sprüche sagen möge:

„Gott der Vater vor mir,
Gott der Sohn über mir,
Gott der heilige Geist hinter mir,
Wer mehr Macht hat, als diese drei Personen,
der greife nach mir!“

oder ich solle vor mich hinsprechen:

„Zu jeder Zeit und Stelle
Sei Gott Vater mein Geselle,
Christi Kreuz mein Schild und Schwert,
So bin ich überall wohlbewehrt!“

Ich möge nur daran glauben, so werde mich kein Räuber anzufallen wagen. Sie habe genügende Beweise der Kraft solcher Sprüche. Die sämmtlichen aus dem Dorfe gebürtigen Soldaten seien aus dem schleswig-holsteinschen Kriege unversehrt zurückgekehrt, und zwar — mit ihrer Hülfe. Sie offenbarte mir nun auf mein Befragen, daß sie noch einen uralten Freibrief besitze, der kugel-, hieb- und stichfest mache. Auf meine Bitte brachte sie ihn mir eines Tages, und ich theile ihn hier der Merkwürdigkeit wegen mit, da ich glaube, daß es wenig solcher Documente mehr geben, seltner aber noch eines derselben zu Gesicht der gebildeteren Stände kommen wird. (Für Culturhistoriker hier gleichzeitig das Anerbieten, daß ich auf weitere etwaige Anfragen unter Vermittlung der geehrten Redaction gern bereit bin.)

Frei-Brief.
im
Namen Gottes des Vaters und des Sohnes
und des heiligen Geistes,
Amen.

„Das Blut Jesu, der wahrer Mensch und Gottes Sohn ist, „behüte mich.

† † †

„vor allen Waffen und Geschoß, langen oder kurzen Schwerdtern „und Degen, Karbienern und Feldpanzern, Bley und dergleichen. „So sei der Herr Christus bei uns und verschone uns vor allen, „es sei von Eisen oder Stahl, Metall oder Ertz, es sei Kugel, „Messing oder Holz. Jesus Christus, der behüte mich. †. †. †. „vor allen bösen Brauchstücken. (?) O Heiland Jesu, verlaß mich „nicht und laß mich nicht verdammet werden, noch verloren gehen „und sei bei mir biß an mein letztes Ende und laß mich nicht „sterben ohne Dein heiliges Sacrament. Das helfe mier die „Heilige Dreifaltigkeit und Gottheit; sey bei mir auf Wasser und „Lande, in den Hauß, in derselben Stadt oder Dorf oder wo ich „mich befinde, gehe oder stehe, wo ich bin.“

„Der Herr Jesus Christus, der behüte mich †. †. †. vor „allen sicht- und unsichtbaren Feinden, es bewahre mich die ewige „Gottheit und Heilige Dreifaltigkeit, durch das bittere Leiden und „Sterben Jesu Christi und sein rosinfarbenes Blud, das er am „Stamme des heiligen Kreuzes vergossen hat. Jesus Christus, „vom heiligen Geist empfangen, zu Bethlehem gebohren, zu Jeru„salem gekreuziget worden und gestorben, das sind wahrhaftige „Worte, also müssen auch wahrhaftige Worte sein, welche hier ge„schrieben sind, (!) daß es helfe den Menschen vom Gefangenen „und Gebundenen, oder, wenn ich in Gefahr komme, so müssen „weichen von mier † † † * daß Geschütz, Gewehr und Waffen „keines an mir hafte, daß sie von mier weichen und ihre Kraft „verlieren, wie Pharao sein Gewand verloren hat. (? Blut und „Geschoß (?), meine Schutzheit müsse ganz an seine heilige fünf „Wunden angereimet und gebunden sein, alles Geschütz müsse ver„schwinden, wie der Mann, der dem Herrn Jesum seine rechte „Hand both. (?) Geschoß, behalte (beachte?) den Schutz bei dem „gemeldeten Heiligen Band, (?) wie der Sohn Gottes gehorsam „war bis in den Tod †. †. †.“

„Es müsse von mier alles weichen und alles Geschütz und „Geschoß verschwinden im Namen Jesu. Jesus ging über das „Rote Meer, er fuhr in das heilige Land, er sagt, es müssen „zerreißen alle Strick und Band, zerbrechen alle Geschoß und „Gewehr, Herr Jesu, behüte mich, daß mich kein Feindfall (Feind-

* Wohl der unausgesprochene Name des Teufels.

„überfall) bedrift, daß mich kein Wassers- noch Feindesnoth übereilt, „daß mich alle Waffen scheuen, es sei Stahl oder Eisen, Metall „oder Blei, Kanonen oder Flinten, Kugeln, Messing oder Kupfer,

„daß ich so voll gesegnet sey
„als der Kelch und der heilige Wein
„als das wahre Himmels Brodt,
„das Herr Jesu Jüngern both. †. †. †.

„Den Segen, den Gott über den ersten Menschen that, da er ihn „erschaffen hat, den Segen, den Gott über den Ertz-Engel that, „da er Maria den Genuß bezahlte. (— — —).

„Gehe durch das Feindes Land
„trag das Rohr in Deiner Hand."

„Daß mich kein Wolf zerreiße, deß behüte mich †. †. †. Jesus „von Nazareth."

„Das zähl ich mir zu gut im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes, Amen.

†. †. †.

Dieser Brief kommt von Ehelichen Titel.

Rex."

Diejenigen Leser, welche die Worte des Freibriefes etwas genauer prüfen, werden zu erkennen vermögen, daß der Verfasser desselben ein gelehrter Schalk gewesen sein muß, den man hinter den Zeilen über den Betrug an dem thörichten Volk, welches ehemals diese Briefe jedenfalls um theures Geld kaufte, lachen sieht. Der Schluß läßt auf einen Juristen schließen.

Der Brief ist jedenfalls alt, wie die Erwähnung des „Feltpanzers" und reißenden Wolfes, außerdem auch die juristische Sprachweise des Schlusses, welche nicht ganz verständlich erscheint, beweisen. Jedenfalls mag er oft wieder abgeschrieben und so der Text verunstaltet worden sein. „Ehelich" heißt ursprünglich rechtlich, wie das Wort „Ehe" Recht, Gesetz, „Titel" Erwerbungsart. Die Erklärung des Satzes muß ich indessen Culturhistorikern überlassen. Der Brief ist vielleicht anfänglich in lauter Versen geschrieben gewesen, wenigstens finden sich noch eine Anzahl Reime darin, der mir vorliegende Text ist indessen in fortlaufenden Zeilen, und habe ich nur, wo die Verse noch ganz unverkennbar waren, dieselben als solche angeführt.

Blätter und Blüthen.

Schamyl in Kaluga.* — — Nachdem ich in mein Zimmer zurückgeleitet war, überlegte ich vor allen Dingen, in welcher Stimmung sich der Gefangene nach seiner Trennung von einer so anziehenden Persönlichkeit, wie Herr v. Boguslawsky, befinden müsse, und kam bald zu dem Schlusse, daß es am gerathensten sein dürfte, ihn für's erste seinen eigenen Gefühlen zu überlassen. Deshalb beschloß ich, Schamyl in den ersten Augenblicken meine Gegenwart nicht aufzudringen, sondern mich um meine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern. Aber kaum hatte ich meine Papiere zur Hand genommen, als sich die Thüre öffnete und Schamyl in Begleitung seines Dolmetschers Grameff und meines Freundes Chadshio eintrat. „Chosch giäldü!" sagte ich, indem ich aufstand, „sei willkommen. Setze Dich, ich bitte."

Schamyl setzte sich, entschuldigte sich aber vorher sehr artig, daß er mich vielleicht gestört habe. Auf meine Versicherung vom Gegentheil fügte er hinzu, er wünschte mit mir über einen wichtigen Gegenstand zu sprechen, möchte aber vor Allem wissen, ob ich Zeit hätte, ihn vollständig anzuhören. Dazu war ich natürlich vollkommen bereit, und so begann er eine lange Rede, in welcher er mit ebensoviel Würde als Klarheit seine Ansichten über unsere nunmehrigen gegenseitigen Beziehungen auseinander setzte. Nach orientalischem Gebrauche holte er ziemlich weit aus.

„— Wenn es Gott gefällt," sagte er, „ein Kind zur Waise zu machen, so gibt man demselben an Mutterstatt gewöhnlich eine Wärterin, welche das Kleine füttert, anzieht, wäscht und vor Schaden bewahrt. Ist nun das Kind gesund, sieht vergnügt und reinlich aus, so lobt man die Wärterin und meint, sie pflege das Kind gut und habe es lieb. Ist aber das Kind krank, unreinlich und unartig, so tadelt man nicht das Kind, weil es noch klein und unverständig ist, sondern die Wärterin, welche sich vermuthlich nicht darum gekümmert, es nicht gelehrt und nicht geliebt hat .... Ich bin ein Greis," fuhr Schamyl fort, „aber hier bin ich in der Fremde; ich kenne weder eure Sprache, noch eure Gewohnheiten, und deshalb kommt mir's vor, als sei ich nicht mehr der alte Schamyl, sondern jenes kleine Kind, welches nach Gottes Willen zur Waise geworden ist und der Pflege einer Wärterin bedarf. Indem der Kaiser Sie mir als Begleiter zugewiesen, hat er wahrscheinlich nur die besten Absichten; daher bitte ich Sie, wenn auch nicht, eine zärtliche Wärterin zu sein, aber mich wenigstens so zu lieben, wie eine gewöhnliche Wärterin ihr Kind zu lieben pflegt; und ich meinerseits verspreche Ihnen, mich an Sie anzuschließen, nicht nur so, wie das Kind sich an seine Wärterin hängt, sondern wie der alte Schamyl den zu lieben pflegt, der mit ihm Gutes im Sinne hat."

Schamyl hatte geendigt; aber während Grameff mir dessen Worte verdolmetschte, richtete er sein blitzendes Auge auf das meinige und verwandte keinen Blick von mir, gleich als wollte er auf meinem Gesichte auch die kleinste Gemüthsbewegung erspähen, die seine Rede in mir erregen könnte; er wußte, daß er in diesem Augenblicke Worte gesagt hatte, die er nie wieder aussprechen würde. Bei den ersten Worten des Dolmetschers hatte ich errathen, worum es sich eigentlich handelte, ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, den Schamyl's grünliche Augen auf mich machten, und gab mir Mühe, diesen Blick bis zum letzten Augenblicke zu ertragen. Es bedurfte dazu auch keiner großen Anstrengung, denn in Form und Ausdruck seiner Gedanken und Wünsche lag soviel Gutmüthiges, soviel Kindlich-Naives, daß auch der entschiedenste Misanthrop darin keinen Anlaß hätte finden können, eine saure Miene zu machen, noch weniger ich, der zu einem ganz entgegengesetzten Schlage von Menschen gehört. Dennoch nahm ich mich zusammen, besonders da ich bemerkte, daß auf Chadshio's bleichem Gesichte sich ein ähnlicher Ausdruck kund gab, und daß selbst Grameff's broncefarbene Züge fast noch dunkler wurden, gleichsam als empfände er eine schmerzliche Rührung.

„Schamyl," sagte ich, indem ich ihn fest und ruhig anblickte, „ich werde Dich lieben, nicht nur weil es mir anbefohlen ist und ich eine „gute Wärterin" sein möchte, sondern auch, weil ich Dich persönlich achte."

Meine Antwort brachte augenscheinlich eine günstige Wirkung hervor, denn sein prüfender Blick nahm bald den Ausdruck freundlicher Erwiderung an, die er mit einem so kräftigen Drucke seiner kriegerischen Hand bestätigte, daß mir alle Finger davon schmerzten.

„Als ich Dich zum ersten Male sah," erwiderte er, „und man mir sagte, daß Du mein Begleiter werden würdest, blickte ich Dich lange, lange an, und endlich sagte ich zu mir selbst und dann zu Kasi-Mahomed: „Cy adam, jächschi bulür" (das muß ein guter Mann sein)."

Auf dieses Compliment antwortete ich mit dem bekannten Syllogismus, „daß das Aeußere trügt."

„Das ist wahr," antwortete Schamyl, „aber es ist ebenso wahr, daß der alte Schamyl sich nie in einem Menschen getäuscht hat, auf den er lange seine Augen heftete .... Ich weiß, daß ich auch jetzt mich nicht getäuscht habe."

Auf meine Versicherung, daß ich mein Möglichstes thun würde, um seine Freundschaft zu gewinnen, und daß er mir durch unsere erste Unterhaltung die Mittel dazu gegeben hätte, entgegnete er: „— Kop jächschi! was hätte ich nun noch zu thun?" Hier neigte er den Kopf vorwärts und blinzelte mit den Augen.

Ich kannte Schamyl's Vorliebe für jede Art sonderbarer Einfälle, Sprüchwörter, Fabeln, und nahm dazu meine Zuflucht. „Sieh," sagte ich, „wir haben ein Sprüchwort: wenn das Kind nicht weint, so glaubt die Mutter es brauche Nichts."

„Wir haben dasselbe Sprüchwort," erwiderte Schamyl, „ein sehr wahres Sprüchwort .... Eh! biljäman! (ich verstehe)" rief er aus, „das heißt, wenn ich nicht weine, so wirst Du nicht wissen, was ich wünsche?"

Ich bestätigte es.

„Kop jächschi!" sagte er lachend, „wenn ich Etwas brauche, so werde ich in Zukunft weinen."

„Wohlan," fuhr er lächelnd fort, „so will ich denn um Etwas bitten. In Kaluga sind, wie ich höre, viele gute Leute, die mit mir Bekanntschaft zu machen wünschen. Auch ich wünsche dasselbe, aber in eurer Gesellschaft, dünkt mich, darf ich nicht meinen Gebräuchen folgen, sondern muß mich den eurigen fügen, unter denen mir viele sehr gefallen. Da ich aber mit manchen derselben noch unbekannt bin, so könnte es kommen, daß ich Etwas thäte oder sagte, was unschicklich wäre, oder Lachen erregte, und was meinen Bart beschimpfte .... Mein Bart ist grau," setzte er, gleichsam zur Erklärung, hinzu, „aber ich färbe ihn, wie es auch mehrere meiner Landsleute thun, damit die Feinde nicht in unseren Reihen die Menge der Alten und unsere Schwäche entdecken. Nun freilich, scheint es, ist das überflüssig," fügte er seufzend hinzu, und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Nach einigem Schweigen fuhr er fort: „Damit mir das nun nicht widerfahre, bitte ich Dich, mir immer offenherzig zu sagen, was ich zu thun habe, wenn ich in Gesellschaft fremder Personen bin. Du sollst sehen, daß Du an mir ein gehorsames „Kind" finden wirst."

Ich versicherte ihn, daß er auch an mir eine ebenso aufmerksame „Wärterin" haben sollte.

Nach einer Weile stand Schamyl auf und sagte: „Bulür! ghettach aschamachä!" (genug, es ist Zeit zu Mittag zu essen.)

— — — „Kop jächschi!" rief Schamyl bei Tische, „ich danke Deinem großen Kaiser für seine außerordentliche Gnade; ich danke auch Dir, daß Du Dich freundlich gegen mich benimmst .... Jetzt erst sehe ich, wie übel ich die gefangenen Fürstinnen behandelt habe; ich meinte aber, mein Benehmen gegen sie wäre sehr gut, ja, man könnte sie gar nicht besser behandeln, als ich .... damals hatte ich so Vieles noch nicht gesehen. Jetzt aber quält mich mein Gewissen so, daß ich es nicht mit Worten auszudrücken vermag. Und nicht blos für meine Person erfahre ich des Kaisers Gnade: ich sehe hier in Kaluga zwei Kaukasier, die um eines Vergehens willen hierher verschickt sind: sie gehen frei umher, empfangen vom Kaiser ihren Unterhalt, beschäftigen sich mit eigener Arbeit und wohnen in ihren Häusern .... So hielt ich nicht meine russischen Gefangenen .... die Wahrheit zu sagen, hatte ich wohl die Möglichkeit, sie besser zu halten; hätte ich es aber gethan, so hätte das Volk gemurrt. Zwar stand es in meiner Gewalt, die Unzufriedenen zum Schweigen zu

* Der Verfasser dieses Aufsatzes war im October v. J. von der kaiserlichen Regierung beauftragt worden, den frühern Begleiter Schamyl's, Herrn von Boguslawsky, der eine anderweitige Bestimmung erhalten hatte, in Kaluga zu vertreten.

bringen, allein das eben that ich nicht, und darum bin ich allein strafbar .... Wie tief ich das nun fühle, mag ich nicht sagen ...."

Schamyl hatte mich gebeten, bis zur Ankunft seiner Familie immer mit ihm zu speisen. Die Unterhaltungen, die bei Tische geführt wurden, boten viel Anziehendes und lösten manche Räthsel, deren Schlüssel wir lange vergeblich gesucht hatten, und die uns wohl nie klar geworden wären. Im Allgemeinen bemerkte ich, daß Schamyl gegen das Ende der Mahlzeit gesprächiger wurde, stufenweise in heitere Stimmung gerieth und zu offenen Mittheilungen geneigter war, als zu Anfang der Tafel.

Nachdem mich Schamyl mit den Worten „ghettach amamachab" zu Tische geladen hatte, fand ich beim Essen ein Gericht vom Koche des Gasthofs so verdorben, daß ich mich darüber tadelnd aussprach. „Findest Du das nicht auch?" fragte ich Schamyl. Er antwortete mir, das Gericht sei allerdings nicht schmackhaft; wie könne man aber so etwas aussprechen?

„Und warum nicht?" fragte ich.

„Das wäre eine große Sünde."

„Aber thut der Koch keine Sünde, indem er uns ein so schlechtes Gericht vorsetzt?"

„Allerdings ist es auch eine Sünde; aber dafür wird Gott ihn strafen."

„Wenn ich aber dem Koche sein Vergehen nicht vorhalte, so wird er vielleicht fortfahren, uns schlecht zu bedienen, in der Meinung, es müsse so sein, und so kann er unserer Gesundheit schaden und uns mancherlei Verlust verursachen."

„In den Büchern," sagte Schamyl, „steht geschrieben, daß der Mensch nie seine Unzufriedenheit mit irgend Etwas mündlich äußern solle. Wenn man mir ein verdorbenes oder versalzenes Gericht vorsetzt (Schamyl kann das Salz nicht ausstehen), so darf ich es nicht tadeln, sondern muß es schweigend verzehren, ganz, als wäre es gut zubereitet. Um so weniger darf ich auf einen Hausgenossen zürnen, wenn er mich auf irgend eine Weise kränkt. Schelte ich ihn, so ist das eine große Sünde; so steht in meinen Büchern geschrieben."

Diese Aeußerungen Schamyl's erinnerten mich an das, was Herr von Boguslawsky mir von dem Besuche erzählte, den der Gefangene einst in einer Menagerie ausländischer Thiere machte. Die Affen zogen besonders seine Aufmerksamkeit auf sich. Er beobachtete sie lange, ergriff endlich die Pfote eines Affen und wandte sich mit den Worten an Boguslawsky:

„Weißt Du, wer das ist?"

„Ein Affe," antwortete dieser.

„Jetzt allerdings, aber früher, weißt Du, was sie waren?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Es waren Juden," antwortete Schamyl mit echt kaukasischem Fanatismus — „nachdem sie Gott erzürnt hatten, verfluchte er sie und verwandelte sie in Affen."

„Sollte das wahr sein?" fragte Boguslawsky.

„So steht in den Büchern geschrieben."

„Das kann aber doch nicht sein! Wären alle Juden in Affen verwandelt worden, woher kämen dann die jetzt noch lebenden?"

Schamyl sann etwas nach. „Wahrscheinlich sind es nicht diese, sondern andere."

„Woher kämen aber die Anderen, wenn die Ersten nicht existirt hätten (Affen gewesen wären). Nein, das ist Thorheit, das kann nicht sein!"

„Wie, das kann nicht sein? Sieh nur die Pfote hier, gänzlich einer Menschenhand ähnlich .... und den Körper, ist er nicht ganz der Körper eines Menschen?"

„Aber das Gesicht?"

„Nun, das Gesicht?"

„In der Schrift ist gesagt, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ... steht dies in Euren Büchern?"

„Allerdings."

„Nun wohl, kann die Gottheit ein solches Gesicht haben?" — Dieser Einwurf schien dem Schamyl doch gegründet; aber er nahm sich wohl in Acht, es merken zu lassen, daß sein Glaube einen Stoß erlitten hatte; beim Hinausgehen machte er eine abwehrende Bewegung mit der Hand und wiederholte: „In den Büchern steht's geschrieben! In den Büchern steht's geschrieben!"

Caspari.

Die bedeutungsvollen Gedankenstriche. In das gastliche Haus eines seit mehreren Jahren in Paris lebenden deutschen Edelmanns, Baron G**heim, ließ sich zu Anfang des Winters 1859 ein Franzose einführen. Der Geist und die Gewandtheit dieses jungen Herrn von F...an, der sehr gut deutsch sprach, gefielen dem alten Baron; er lud ihn ein, an dem Mittagessen Theil zu nehmen, das er an dem Tage gab. Herr von F...an stellte sich zur festgesetzten Stunde ein und fand, wie er erwartet hatte, nur Landsleute des Barons. Einige derselben erwiderten seinen tiefen verbindlichen Gruß so kurz und kalt, daß es Herrn von G**heim unangenehm auffiel und er sich über diesen Empfang in der Seele seines jungen Gastes verletzt fühlte. Er forschte leise und eindringlich bei einigen seiner nächsten Bekannten nach dem Grunde dieser Aufnahme und Rücksichtslosigkeit, und man flüsterte ihm zu: „Bester Baron, wie konnten Sie diesen Menschen einladen? Herr von F...an ist einer der schlauesten Spione, und wenn er öfter Ihr Haus besuchen sollte, so bleiben wir fort."

„Ein Spion!" rief der alte Edelmann entsetzt.

„Nichts anderes! Noch dazu der gefährlichste!"

„Was will ein Spion bei mir?"

„Sich wahrscheinlich über Ihre Ansichten in's Klare setzen. Man wird endlich erfahren haben, daß hier im Hause ein freies Wort, eine offene Meinung über den Kaiser geäußert wird, und ohne Zweifel sind unsere unbefangenen Urtheile von Interesse für Andere."

Der Baron ließ bei dieser Erklärung einen derben deutschen Fluch hören. Man gab ihm Winke, sich zu beherrschen, und er that es; doch als er sich von der Gruppe seiner Freunde trennte, sagte er ernst: „Herr von F...an soll sich nicht umsonst in mein Haus bemüht haben, und früher, als er es ahnt, über meine Ansichten in's Klare gesetzt werden."

„Nehmen Sie sich in Acht, er gehört zu der schlimmsten Sorte."

Der Baron lächelte fein. Während des Diners sahen die Landsleute Herrn von G**heims oft mit Schrecken das Gespräch eine Wendung nehmen, die eine Explosion herbeizuführen im Stande war, und geschickt wußte immer Einer oder der Andere die in deutscher Sprache geführte Unterhaltung in's Gleis der alltäglichen Lebensinteressen zurückzulenken. Der Wirth ließ es ruhig geschehen und war nie bemüht, ein gefährliches Thema festzuhalten. Sinnend blickte er aber einige Male vor sich nieder. Das Dessert kam, und es wurden Toaste ausgebracht. Die etwas lebhafter werdenden Deutschen stießen jetzt, angeregt durch ihren Wirth, auf rein deutsche Interessen an, und auf deutsches Wohl wurde manches Glas französischen Weins geleert! — Nach dem freundlichen Lächeln zu urtheilen, das Herrn von F...an's Lippen umschwebte, schien er Alles äußerst natürlich und durchaus in der Ordnung zu finden. Er war ja in einer Gesellschaft, die nur aus Deutschen bestand. — Baron G**heim fixirte ihn scharf, und als der junge Franzose wiederum bereitwillig auf Etwas angestoßen, das gänzlich außer dem Bereiche seiner Interessen lag, rief er plötzlich verbindlich, sich mit leichter Verbeugung zu seinem neuen Gaste wendend: „Herr von F...an, wir sind nicht höflich gegen Sie, indem wir nur an uns denken! Nicht mehr als recht und billig wird es daher sein, auch Sie an die Reihe kommen zu lassen. Erlauben Sie mir, daß ich meinem und meiner Landsleute Dank für Ihre liebenswürdige Nachsicht Ausdruck gebe."

Der junge Franzose verneigte sich zustimmend; Baron G**heim füllte sein Glas und sich erhebend sprach er langsam nachstehende Worte, zwischen denen er zum Erstaunen seiner Zuhörer an Stellen eine kleine Pause machte, wo die Sätze durchaus im Zusammenhange standen und wo ihnen eine Trennung als störend erschien:

„Es lebe weit und breit — Napoleon Deine Macht
Der Deutschen Einigkeit — werd' von der Welt verlacht!
Es steige mehr und mehr — Napoleons hoher Glanz
Der Deutschen Glück und Ehr' — umdunkle bald sich ganz!
Es leb' in voller Pracht — des Franzmanns kluger Krieg
Die deutsche Heeresmacht — bleib' ohne allen Sieg!
Gott sende Segen, Heil — Napoleon ganz allein
Auf aller Deutschen Theil — fall Unglück nur anheim!"

Je weiter der Baron sprach, desto mehr umdüsterten sich die Züge der Deutschen und nur das Antlitz des Franzosen leuchtete von Freude. Als der seltsame Toast beendet, brach er in warme Dankesworte aus, während alle Andern stumm dasaßen. Erregt schloß er: „O hätte ich diesen herrlichen Toast doch aufgezeichnet!"

„Wer weiß ob er Ihnen dann noch so gefiele, Herr von F...an! Geschrieben macht sich dergleichen oft nicht so gut."

„Doch, doch, Herr Baron! Er kann nicht dadurch verlieren."

„Gut! Ich werde ihn aufschreiben."

„Können Sie es — wissen Sie ihn noch?"

„Mein Gedächtniß ist ausgezeichnet, Herr von F...an."

„Ich werde mich überzeugen, ob Sie wahr sprechen, denn bemerken würde ich das Geringste, das Sie ausließen."

„Beunruhigen Sie sich nicht unnöthig, ich werde Nichts fortlassen und sogar die Pausen, die ich im Vortrage eintreten ließ, durch Gedankenstriche bemerkbar machen!"

Herr von F...an lächelte dankbar. Der Baron schrieb den Toast in zwei Exemplaren und reichte ein Blatt seinem jungen Gaste, das andere seinen alten Freunden.

Alle griffen eifrig darnach. Auf den ersten Blick, den sie auf das Papier warfen, fiel ihnen die Trennung der zusammenhängenden Zeilen auf, und sie lasen jetzt den gutverdeckten schönen Toast auf ihr Vaterland.

Während sie lächelnd die Feinheit ihres Wirths bewunderten, hing das Auge des Franzosen wie gebannt an dem zweiten Theile der Reih, und mit sprachlosem Entsetzen las er:

„Napoleon Deine Macht
werd' von der Welt verlacht!
Napoleons hoher Glanz
umdunkle bald sich ganz!
des Franzmanns kluger Krieg
bleib' ohne allen Sieg!
Napoleon ganz allein
fall Unglück nur anheim!"

„Die Gedankenstriche scheinen mir sehr bedeutungsvoll, Herr Baron!" rief Herr von F...an mit erzwungener Ruhe.

„Das pflegen Gedankenstriche gewöhnlich zu sein!" entgegnete der Baron mit vollkommenster Fassung.

„Durch die Trennung der Sätze bekommt die Sache eine ganz andere Wendung!"

„Jede Trennung pflegt der Sache eine andere Gestalt zu geben. Nehmen Sie einfach mein schönes Vaterland. Was würde Deutschland sein, wenn es nicht getrennt wäre?"

„Dann wäre es Frankreichs Un — —" Herr von F...an brachte diesen Satz nicht zu Ende. Die Gedankenstriche, die er, von plötzlicher Vorsicht erfaßt, im Geiste machte, waren auch bedeutungsvoll! L. E.

Für „Vater Arndt"

gingen weiter bei dem Unterzeichneten ein: 1 Thlr. Wolf, Gastwirth in Kotteritz — 1 Thlr. W. Opetz in Gotha — 15 Ngr. Aug. Opetz in Gotha — 18 Thlr. 15 Ngr., erste Sammlung der Redaction der Turnzeitung.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 16. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Geschiedenen.

Von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

An einem Abend im Hochsommer saß Rudolph auf dem Sopha unweit des geöffneten Fensters, durch welches die laue, duftige Luft in das halb dämmrig gewordene Zimmer drang. Er hatte Anna so eben wieder von der Mutter erzählt und dann aus einem hervorgesuchten Notenhefte ihr ein Lied bezeichnet, das sie stets mit Vorliebe gesungen hatte. Das Mädchen, das in der letzten Zeit ungemein rasch über das Kindermaß hinausgewachsen war, saß jetzt am Piano, um das Lied mit noch etwas unsicheren Fingern zusammen zu suchen. Es gelang wider Erwarten, und schüchtern setzte sie dann auch mit der Stimme ein, aus deren Tone Rudolph den Gesang Theresens an sein Herz dringen fühlte. „Du hast Deine Sache gut gemacht, Anna!“ rief er. „Wiederhole die Strophe . . . mich verlangt, sie nochmal zu hören.“

Sicherer begann jetzt die kleine Sängerin wieder, und die einfache Melodie klang recht wehmüthig ernst durch die Dämmerung.

Ungehört von ihr und von dem Zuhörer hatte sich die im Rücken Beider befindliche Thüre geöffnet, und geräuschlos war eine Frauengestalt eingetreten, deren Umrisse das Zwielicht nur schwach erkennen ließ.

Jetzt endete das Lied; Anna schlug mächtig den Schluß-Accord an und während er verhallte, saß Rudolph, die Hand vor die Augen gedrückt, wie träumend in dem Sopha zurückgelehnt. Halblaut und fast unbewußt sprach er die Schlußzeilen des Liedes nach:

> Viel Pfade zieh'n bergauf, thalab,
> Sie münden all' im stillen Grab:
> Darin zu ruhn ist Schlafengehn . . .

„Und das Erwachen — Wiedersehn!“ schloß, ihn unterbrechend, die eingetretene Frauengestalt mit leiser, vor innerer Bewegung zitternder Stimme.

Entsetzt sprang Rudolph auf und starrte, keines Wortes mächtig, die vor ihm Stehende an. Es war eine hohe, schlanke Erscheinung, in ein unansehnliches dunkles Gewand gehüllt — von dem Antlitz war nichts erkennbar, als dessen todtenhafte Blässe, durch reiches, nur nachlässig geordnetes Haar von tiefstem Schwarz noch greller hervorgehoben.

Auch Anna flog herbei und schmiegte sich erschreckt an den Vater.

„Du erkennst mich nicht mehr,“ sagte die Frau . . „ach, ich verarge es Dir nicht — aber ich, ich erkenne Dich wieder! Du bist mein Rudolph noch — das ist noch die liebe freundliche Wohnung, in der wir so glücklich waren . . .“

„Therese . . .“ stammelte Rudolph vernichtet . . . er erkannte die Unglückselige, aber er vermochte ihr plötzliches Erscheinen nicht zu begreifen — in einem entsetzlichen Moment zog blitzgleich Alles, was sich daran knüpfen mußte, an ihm vorüber . . . die Gedanken begannen ihm zu kreisen . . . wüthender als je riß plötzlich der lang verbannt gewesene Schmerz an den Nerven des Kopfs . . .

„Und dies hier . . .“ fuhr Therese fort . . . „ist dies . . .? O mein Gott rede, daß ich das unsägliche Glück glauben lerne . . . das ist Anna, mein süßes Kind? — O komm' an mein Herz, mein Kleinod! Komm in die Arme Deiner Mutter, die Dich so lang entbehren mußte! O bringt mir Licht, daß ich mich überzeuge — Licht, daß ich Deine holden Züge sehe und Dich wieder erkenne, wie mein Herz Dich kennt trotz der Dunkelheit . . .“

Erschreckt wich Anna vor der eingedrungenen Unbekannten zurück, als sie sich ihr näherte. Ihre Klugheit ließ sie den Ruf nach Licht zur Ausflucht benutzen — sie eilte an den Tisch und hatte im Augenblick die schon bereit stehenden Kerzen angezündet.

Unwillkommene Klarheit lag auf der Gruppe, die mit so verschiedenen Gefühlen sich gegenüber stand.

„Sie ist's! Es ist mein Kind!“ rief Therese und wankte mit ausgebreiteten Armen auf Anna zu — aber die Erschütterung ihres Wesens war zu stark — mit einem tiefen Seufzer brach sie in das Sopha zusammen.

Rudolph war noch immer wie versteinert.

„O wie danke ich Dir diese edle Liebe und Ausdauer!“ rief Therese wieder, indem sie den Blick ermattet in dem angenehm geschmückten Zimmer umhergleiten ließ. „Sie hat Alles bewahrt! Ich finde Alles wieder, wie ich es verließ! . . . Aber schweige nicht so, Rudolph . . . Sage auch Du mir, daß Dein Herz mich willkommen heißt! Sage mir's zum Troste . . . ach, ich habe ja so viel, so unaussprechlich gelitten!“

Rudolph rang mit sich selbst — das Wort des Willkommens wollte nicht aus seinem Herzen, und das entscheidende der Wahrheit wagte er nicht auszusprechen. „Therese,“ stammelte er endlich . . . „Du hier . . . jetzt . . . in solcher Weise . . . ich begreife nicht . . . Anna, was stehst Du so fern? Begrüße diese Frau — es ist Deine Mutter!“

Anna hatte bis zu diesem Augenblick der Unbekannten gegenüber gestanden; sie ahnte die Wahrheit — das Herz krampfte sich ihr zusammen bei dem erschütternden Anblick derer, die sie geboren — mit hochfliegender Brust, die Hände fest davor in einander ge-

klammert, horchte sie der Entscheidung — jetzt nach dieser Rede des Vaters war kein Zweifel mehr! Die unglückliche Mutter, die sie unbekannt in ihrem Leiden geliebt, die das stete Ziel ihrer geheimen Sehnsucht gewesen, sie stand vor ihr — ihre ganze Seele flog der rührenden blassen Leidensgestalt entgegen — mit dem Aufschrei: „Mutter — meine Mutter!" stürzte sie zu ihren Füßen hin und verbarg schluchzend das Gesicht in ihrem Schooße.

Therese zog sie zu sich empor und überdeckte sie mit glühenden, athemlosen Küssen. „O keine Worte mehr," rief auch sie unter stürzenden Thränen, „an diesem Herzen fühle ich, daß ich willkommen bin!"

Eine Secunde lang waltete Schweigen im Zimmer; draußen wurde die Hausglocke gezogen und tönte gellend in die unheimliche Stille.

„Verzeih' mir, Rudolph," sagte Therese jetzt, „verzeihe meiner Ungeduld, Euch wieder zu sehen, daß ich Dich so plötzlich überfallen habe. Mein Erscheinen hat Dich erschreckt . . . ach, ich weiß ja wohl, daß ich nicht mehr jene Therese bin, die Du einst die Deinige nanntest — aber Du kannst Dir denken, was in mir vorging, als ich durch ein entsetzliches Ereigniß meine Besinnung wieder erhielt, — als ich mich an jenem entsetzlichen Orte erkannte, — als es mir zu entfliehen gelang! Hätte ich zögern können, zu Dir zu eilen? Verzeihe mir um meiner Leiden willen — nach so langer Zeit wieder laß mich am Schlage Deines Herzens fühlen, daß Du mir meine Stelle darin bewahrt hast . . . ." Sie ging auf Rudolph zu und breitete die Arme aus, ihm an die Brust zu sinken . . . er vermochte in der Qual, die ihn durchtobte, nur wieder ihren Namen zu stammeln.

Da öffnete sich die Thüre; in dem Spalt wurde der Kopf des Dienstmädchens sichtbar, das in gleichgültigem Tone rief: „Der Herr Rath und Fräulein Anna möchten in's Wohnzimmer kommen. Die Frau Räthin ist nach Hause gekommen."

Therese taumelte in das Sopha zurück . . . Sie war noch bleicher geworden und ihr Auge starrte erschreckend. „Wer?" lallte sie, „habe ich recht gehört? . . . Rudolph . . . es ist noch jemand in Deinem Hause, die diesen Namen trägt . . .? O nun, nun begreif' ich Alles! Nun weiß ich, warum kein armes Wort des Grußes von Deinen Lippen will! Ich war lebend eine Todte für Dich — ich bin auch in Deinem Herzen gestorben!"

Das Wort der bittersten Enttäuschung war ausgesprochen — es war der heftigste Schlag des Gewitters, das auf Rudolphs Seele lag; er befreite sie und gab ihm die Fähigkeit des Denkens und Handelns zurück. Tief aufathmend, aber gefaßt, wendete er sich Theresen zu, um zu begütigen und zu erklären.

Ihr Entgegentreten verhinderte ihn daran. Sie hatte sich gesammelt und stand in würdiger Haltung vor ihm. „Verzeihen Sie, mein Herr," sagte sie mit gewaltsamer Ruhe, „ich hatte vergessen, daß über meiner Abwesenheit, die mir ein Augenblick geschienen, Jahre vergangen sind . . . ich habe keine Rechte mehr an Sie!"

„Therese," rief Rudolph innig, „nicht diesen Ton! Ich schwöre Dir . ."

„Beschwören Sie nichts, mein Herr," erwiderte sie, „ich habe erfahren, was Eide bedeuten! — Kein Wort mehr . . . ich würde meiner Würde damit vergeben. Leben Sie wohl und verzeihen Sie mein Eindringen in ein Haus, worin keine Stelle mehr ist für mich. Ich bestrafe mich selbst für meine Uebereilung, indem ich es schweigend verlasse und nicht einmal zu wissen begehre, wer mich verdrängt hat." Sie machte einen Schritt gegen die Thüre zu, als dieselbe aufging und Amalie, über das lange Ausbleiben der Ihrigen befremdet, eintrat.

Therese erkannte die Jugendfreundin augenblicklich; ebenso schnell errieth und durchschaute sie den Zusammenhang. „Du bist's?" rief sie. „Dich treff' ich hier? O, nun weiß ich Alles! Nun seh' ich, Du hast den Dank abgetragen für alle Liebe, die ich zu Dir trug von Jugend auf! Freilich, Dir mußte es leicht werden, mich zu verdrängen — im Bunde mit meinem eigenen Andenken hast Du Dich in ein treues Herz geschlichen, und mich daraus verdrängt —"

Die peinliche Scene lähmte alle Betheiligten. Auf Amalien hatte Theresens plötzliches Erscheinen seine erschütternde Wirkung nicht verfehlt, aber auch bei diesem gefährlichen Anlaß bestand ihr klarer und verständiger Geist die Probe. In dem Bewußtsein, daß sie sich auch nicht die leiseste unreine Regung vorzuwerfen hatte, sammelte sie sich schnell und erwiderte gelassen: „Therese, so sehr Dein Erscheinen die Verhältnisse dieses Hauses verwickeln mag — ich begrüße Dich im Leben und in der Genesung mit jener wahren Liebe, die stets für Dich in meinem Herzen war . . . ich begreife Dein Leiden, Deinen Schmerz . . . ich fühle ihn mit und verzeihe Dir Deine Vorwürfe. Blick' um Dich, sieh auf Gatten und Tochter . . das ist meine Antwort."

„Ich fühle, daß ich kein Recht habe, Jemand Vorwürfe zu machen," entgegnete Therese mit eisiger Kälte, „darum will ich Sie auch von dem Vorwurfe meiner Gegenwart befreien."

Rudolph war in das Sopha gesunken, Amalie trat neben ihn — sie fühlte bei seinem Anblick nur zu gut, daß es doppelt galt, ihre Aufgabe bei ihm zu erfüllen. Therese schritt der Thüre zu; Anna, an ihren Arm gehängt, folgte zögernd.

„Anna!" rief Rudolph schmerzlich, als er es bemerkte. „Wo willst Du hin?"

Hoch aufgerichtet trat Therese vor das Mädchen, als wollte sie dasselbe schützen und verdecken . . . „Alles habt Ihr der Verlassenen und Verstoßenen geraubt — freut Euch des Besitzes, auf den ich verzichte, aber was mein ist vor Gott und Welt, mein Kind, sollt ihr mir nicht entreißen."

Anna stellte sich neben sie; der Trotz ihres Wesens brach aus ihrer ganzen Haltung hervor — sie war ganz das Bild der Mutter im Kleinen, sie gehörte offenbar zu ihr, sie hatte das empfunden und gewählt und schien entschlossen, sich ebenfalls zur Wehre zu setzen. „Ich gehe mit meiner Mutter," rief sie — und stand, hastig von dieser fortgezogen, an der Thüre.

Dort wandte sie sich, blickte mit vorstürzenden Thränen nach dem Vater und Amalien und flog in deren ihr weit entgegen gebreitete Arme. Einen heißen Kuß drückte sie auf die Lippen des Vaters und auf Amaliens Wangen — dann riß sie sich los, eilte der Mutter zu und war mit ihr verschwunden.

Die Zurückbleibenden fanden keine Worte, das Vorgefallene zu besprechen. Rudolph's bis zur gänzlichen Betäubung gesteigertes Kopfleiden machte es unerläßlich, ihn sogleich zur Ruhe zu bringen. Die Nacht verging unter schweren Sorgen, und noch der Morgen traf Amalien schlaflos und leidend, aber gefaßt neben dem Lager des Leidenden.

4.

Das Wiedererscheinen Theresens, ihre unerwartete Heilung konnten nicht verfehlen, allgemeines Aufsehen zu erregen. Die nächsten Tage brachten die Erklärung des fast wunderbaren Ereignisses.

In dem Irrenhause zu Wallhof war nächtlicher Weile ein Brand ausgebrochen und hatte in dem vielfach aus Holz gefügten Gebäude so ungeheuer rasch überhand genommen, daß es nach wenigen Stunden nur ein Trümmerhaufen war, und nicht einmal alle darin verwahrten Kranken gerettet werden konnten. Mehrere wurden verbrannt aufgefunden, Andere vermißt, und es war ungewiß, ob auch sie den Tod in den Flammen gefunden, oder ob sie diesem und dem Irrenhause durch die Flucht entkommen waren.

Theresens Zelle hatte sich in dem obern Stockwerke etwas abseits befunden, um ihr die Aussicht über die schönen Baumgruppen des Gartens zu gewähren, an denen sie manchmal ein Gefallen zu zeigen schien. In der durch den Brand entstandenen gräßlichen Verwirrung war sie in der entlegenen Zelle von den Wärtern und Aufsehern vergessen worden, und als man sich ihrer erinnerte, war es bereits nicht mehr möglich, durch die brennenden und einstürzenden Gänge zu ihr vorzudringen. Schlaflos in dem dunklen Gemache sitzend, sah sie dasselbe von den herandringenden Flammen allmählich immer heller und heller erleuchtet, ohne daß sie dadurch aus ihrem stumpfen Brüten aufgeweckt worden wäre. Endlich wurde die Helle blendend, die Hitze des Brandes machte sich bereits fühlbar, und nun erst begann in ihr eine Ahnung der Gefahr, in der sie schwebte, instinctmäßig aufzudämmern. Sie stand auf, bewegte sich gegen die Thüre, und als sie dieselbe verschlossen fand, taumelte sie mit wildem Aufschrei zurück und gegen das Fenster hin. Nun bemerkte sie den massenhaft durch die Ritzen und Fugen hereinqualmenden Rauch, hörte über sich das Krachen der einstürzenden Dachbalken, das wilde Geprassel der entfesselten Flammen und begriff mit einem Male, wie durch einen Blitzschlag, was vorging.

Es war gewissermaßen die Fortsetzung jener Nacht, welche sie

in ihren bisherigen Zustand versetzt hatte, und wie dort der Anblick des Feuertodes ihr die Sinne zerrüttete, so war es die unmittelbare Nähe desselben Schreckbildes, die das Band ihres Geistes gewaltsam abriß und ihr das Bewußtsein wiedergab.

Der erste vernünftige Gedanke war ihr Gatte, ihr Kind. Sie sah und hörte nichts von Beiden; sie rief — keine Stimme antwortete. Sie begriff nicht, wo sie sich befand und wie sie dahin gekommen war. Auch war ihr nicht viel Zeit zur Ueberlegung vergönnt; unter und über ihr begannen bereits die Wirkungen des Feuers immer sichtbarer zu werden, und wenn sie nicht lebend die Beute der Flammen werden wollte, blieb ihr kein anderer Ausweg, als durch das Fenster. Mit der Riesenkraft der Verzweiflung rüttelte sie an demselben, bis die Vernagelung brach; von der Todesangst gehetzt, schwang sie sich hinauf und sprang, obwohl vor dem Abgrunde schaudernd, in die Tiefe. Glücklicherweise wurde die Heftigkeit des Falles durch die unten befindliche weiche Erde von Gartenbeeten gemildert, so daß sie unverletzt den Boden erreichte.

Der Lärm und das Geschrei der Löschenden, der Aufruhr des ganzen Hauses gestattete ihr, unbemerkt in dessen untere Räume zu gelangen und von dort einen Ausweg zu suchen. Um sich her sah sie mehrere ihrer bisherigen Leidensgenossen, die von den Wärtern fortgeführt, manchmal auch gewaltsam fortgeschleppt wurden — bei ihrem Anblick ward ihr auf einmal klar, wo sie sich befand, und in welchem Zustande sie bisher gelebt hatte. Zwischen dem gegenwärtigen Augenblicke aber und jenem, der sie in diesen Zustand gestürzt hatte, war für ihren Geist ein Zwischenraum nicht unterscheidbar. Es konnten ihrem Gefühle nach höchstens Tage sein, daß sie von den Ihrigen getrennt war, und sie pries Gott aus tiefster Seele, daß er das schreckliche Uebel, wenn auch durch ein nicht minder schreckliches Heilmittel, von ihr genommen und sie dem Leben, der Besinnung wiedergegeben hatte.

Trotz ihrer Schwäche und ihrer durch das Erlebte gesteigerten Abspannung dachte sie nicht daran, sich den Aufsehern des Hauses zu zeigen — ihr erster und einziger Wunsch war, die Ihrigen wiederzusehen. Dem brennenden Hause entronnen, wanderte sie rastlos auf dem ihr aus früherer Zeit im Allgemeinen bekannten Wege nach der Stadt zu. Sie wußte, daß dieselbe nur wenige Stunden entfernt sein konnte — so lange, hoffte sie, würden ihre Kräfte wohl ausreichen, und dann . . . . mit einem Meere von Entzücken überschauerte sie der Gedanke! . . . dann — in ihrem Hause, am Herzen ihres Mannes, beim Lächeln ihres Kindes, jedem Glücke zurückgegeben, dachte sie bald die entsetzliche Zeit zu vergessen, die schon jetzt wie ein verworrener, nur halbverständlicher Traum hinter ihr lag.

So erreichte sie beim Morgengrauen die Stadt und wurde nun bald durch die sonderbaren Seitenblicke, mit welchen die einzeln vorübergehenden Arbeiter oder Landleute sie musterten, daran erinnert, daß ihr Aeußeres sich wohl in einem Zustande befinden mochte, der es nicht räthlich machte, die Stadt unvorbereitet zu betreten. Die Fensterscheiben eines Landhauses vor den Thoren dienten ihr zum Spiegel; sie fuhr zurück, erschreckt von ihrem Aussehen, wie von der Zerrüttung ihrer Kleider. Es wurde ihr klar, daß sie, ohne aufzufallen, so nicht in die Stadt gelangen konnte. Sie mußte befürchten, daß ihr Hindernisse entgegengestellt würden, und so entschloß sie sich, den Abend abzuwarten und unter dem Schutze der Dämmerung unbeanstandet ihre Wohnung zu erreichen.

In einem dichten, unweit der Stadt gelegenen Wäldchen brachte sie den Tag in fieberhafter Erwartung zu, ohne Nahrung, als die, welche sie aus ihrem sehnsüchtigen Herzen schöpfte — ohne andere Stärkung, als einen tiefen Schlummer, in welchen allgemach die Natur sie wider ihren Willen versenkte. Ungemein gekräftigt und beruhigt, erwachte sie, als die Sonne bereits zu sinken begann. Noch wenige kurze Viertelstunden, und sie durfte sich unbesorgt auf den Weg machen. Nachdem sie, so gut es möglich war, ihr Haar und ihren Anzug geordnet, trat sie in das Thor und schlüpfte durch die ihr nicht fremden Hintergäßchen an den dunklen Wänden hin bis an den Platz, wo sie ihre Wohnung wußte. Unbeachtet gelangte sie bis dahin; unangehalten betrat sie das Haus und die zufällig offen stehende Wohnung.

. . . Als sie es, ihrer schönen Hoffnungen beraubt, am Arme ihrer Tochter schwankenden Schrittes wieder verließ, hatte sie keine bestimmte Vorstellung dessen, was sie thun wollte — sie wollte nur fort, so weit als möglich fort! Hätte sie nicht am Arme die Hand des Kindes gefühlt, nicht seine Stimme gehört, sie wäre in Versuchung gewesen, sich in die Zelle und ihre dumpfe Bewußtlosigkeit zurück zu sehnen — so grenzenlos elend fühlte sie sich. Anna mußte für sie denken und sie dachte für sie, denn in ihrem Innern war eine jener ungeheueren Umgestaltungen vorgegangen, welche oft in einem Momente den Knaben zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau machen. Von ihr geleitet, suchten und fanden sie Unterkommen in einem nahen Gasthause und reisten vor Tagesanbruch in Theresens Heimath ab, wo nach Anna's Bestätigung Theresens Vater noch am Leben war.

Um dem Greise und sich eine Scene des Wiedersehens zu ersparen, wie sie solche bereits erlebt hatte, schrieb ihm Therese von einer der letzten Stationen aus, theilte ihm das Vorgefallene mit und zeigte ihre Ankunft an. Sie wurde mit schmerzlicher Freude aufgenommen — denn das Haus des alten Mannes war einsam geworden durch den Tod seiner Frau, welche wenige Wochen zuvor dahin gegangen war, ohne den Trost, ihre Tochter der Welt wiedergegeben zu wissen. In der wie vom Tode erstandenen, ihm wie neugeborenen Tochter, in dem lieblichen Enkelkinde schlossen sich für den Rest seines Lebens noch zwei Spätrosen auf, deren Anblick ihn verjüngte und die bittere Beigabe vergessen machte, mit der ihr Blühen erkauft ward.

Umgeben und getragen von der Liebe des Vaters und Anna's, trat auch in Theresens stürmisch fluthendem Gemüth nach und nach die Ruhe der Ergebung ein; sie fand sich in die neue, ungewohnte Lage zurecht und begann das Vorgefallene, Rudolphs Entschluß, seine Verbindung mit Amalien und die Gründe zu Beidem mit kälterem Blute zu betrachten und zu würdigen — aber in der Tiefe ihres Gemüths grub sich eine haßerfüllte Bitterkeit immer fester ein, je mehr sie äußerlich bemüht war, dieselbe zu verbergen. Den mildernden Eindruck machte Anna auf sie, als sie nach und nach die vortreffliche liebevolle Pflege und Erziehung erkannte, die das Mädchen erhalten hatte, und als sie aus dessen Erzählungen erfuhr, daß ihr Name und ihr Gedächtniß in dem Hause niemals vergessen worden war. Sie schrieb in ihrer Vorstellung das Alles Rudolph und seinem überwiegenden Einflusse zu, mit ihm waren daher ihre Gedanken in der Stille zur Versöhnung geneigt — aber bei der bloßen Erinnerung an Amalien wallte ihr Innerstes mit einer Heftigkeit auf, die jede Ahnung von Annäherung mit Abscheu von sich wies.

Auch aus Rudolphs Hause war das Glück entflohen, um nicht wiederzukehren — es war wie ein blitzgetroffener Baum; die verschont gebliebenen äußeren Zweige trieben und keimten noch, aber die stolze Krone, das Herz des Stammes, war gebrochen. Ueber die ersten peinlichen Tage und Wochen nach dem Vorgefallenen half Rudolphs Krankheit hinweg, die jede Erörterung unter den Gatten unmöglich machte. Während dessen hatte Amalie Zeit, sich die Lage und deren Pflichten vollkommen deutlich zu machen; sie rief sich das klare Recht ihrer Stellung lebendig vor die Seele und war entschlossen, es behauptend bei Rudolph auszuharren. Sie hatte das Gesetz für sich, und mit dem Gesetze die mächtige Stimme ihres Innern, daß nicht sie es so geleitet hatte, wie es gekommen war. Es war eine dunkle Fügung des Himmels; sie lebte der Ueberzeugung, daß er auch lösen werde, was er zu verwirren für gut befunden.

Das Einzige, was sie beängstigte, war der Zweifel über den Eindruck, welchen die erschütternden Ereignisse auf Rudolph hervorgebracht hatten, und den sie nur unsicher zu erkennen vermochte. In den Zwischenräumen, in welchen seine Fieberphantasien nachließen, lag er erschöpft und todesmatt mit geschlossenen Augen da, als wisse und empfinde er auch jetzt noch nicht, was um ihn und mit ihm vorgehe. In diesem Zustande war also über die Zustände seines Innern um so weniger etwas zu erfahren, als sie die kargen Momente der Erholung nicht stören und ihn schonen wollte. Aber auch die wirren Reden und Ausrufungen während der Fieberanfälle gaben keinen Grund zu bestimmten Vermuthungen; es hatte sogar den Anschein, als sei ihm auch während derselben ein Rest von Besinnung geblieben, vermöge dessen er Amaliens Anwesenheit erkannte und vor ihr zu verbergen suchte, was in ihm vorging. Eine dunkle Ahnung davon schauerte durch das Herz seiner Pflegerin und lehnte sich unwillig gegen die kalte Regel auf, die der Verstand vorschreiben wollte.

Rudolph genas; noch einmal widerstand die kräftig angelegte Natur den mörderischen Schlägen, womit das Leben auf sie ein-

drang; die erschütterten Nerven spannten sich noch einmal zu dem lange verweigerten Dienste. Aber die Genesung war nur eine körperliche; die Heiterkeit des Geistes, die ihn in den letzten Zeiten durchströmt und gehoben hatte, war dahin — verwischt, wie der Flügelstaub des Schmetterlings, den eine rohe Hand auch nur eine Secunde lang gefaßt hielt. Auch für den Riß, der sich zwischen den beiden Gatten gebildet hatte, gab es keine Heilung mehr.

Vergebens war Amaliens redlichstes Bemühen, durch immer gleiche Milde und Sicherheit das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, ihre Thätigkeit fand keine Erwiderung an Rudolph, der nicht unfreundlich, aber verschlossen und düster neben ihr dahinging. Er kämpfte mit sich selbst, Amaliens wohlwollenden, herzlichen Ton zu erwidern, er machte sich Vorwürfe, daß er es nicht vermochte; er zürnte über sich selbst wegen des offenbaren Unrechts, das er dadurch gegen sie beging — aber er konnte nicht anders. Theresens Stimme klang ihm an's Ohr, wenn er wie sonst zu ihr reden wollte; Theresens Gestalt trat wie zürnend und abwehrend vor ihn, wenn er sich ihr nähern wollte — sein Herz war getheilt, und der Verstand scheute sich, den Zwiespalt zu heben, der ihn zu verwirren drohte.

Die zwischen Beiden entstandene Leere war um so fühlbarer, als auch die durch Anna's Verlust gebildete unersetzliche Lücke sich täglich und stündlich in schmerzlichen Erinnerungen geltend machte. Amalie hatte das Kind wie ein eigenes geliebt; auch ihr fehlte das liebenswürdige Kind überall, aber sie ertrug die Trennung um Theresens willen; wußte sie doch, daß es ihr nun Alles sein mußte, daß es wohl das einzige Band war, sie wieder mit dem Leben zu vereinen. Rudolphs Empfindung dagegen war die entgegengesetzte: er fand es von Tag zu Tag unerträglicher, sein Kind entbehren zu müssen, er rechtete mit sich selbst darüber, daß es so war; er dachte nach, ob es denn nicht anders sein könne — in seinem Hause war nur der Körper, Geist und Herz zogen ihn dahin, wo er Mutter und Tochter wußte und deren Zusammensein mit aller Leidenschaft einer zügellos gewordenen Phantasie ausmalte.

(Schluß folgt.)

Ein Gang auf den Neuen Friedhof zu Leipzig.

Ein Blatt für Steinmetzen.

Auf dem Gefilde der großen Völkerschlacht, nahe der Stelle, von welcher aus Napoleon seine Heeresmassen leitete, liegt der Neue Leipziger Friedhof. Es ist eine durch des Menschen Lust am Leben sehr erklärliche Erscheinung, daß man sich von den Grabstätten der Todten, die uns zu gewaltig an die eigene Hinfälligkeit mahnen, lieber fern hält. Wenn uns auch der mittelalterliche Aberglaube, welcher die Kirchhöfe als geisterhafte Spuk- und Schauerplätze bezeichnete, nicht mehr anhängt, zumal die moderne Gesundheitspolizei solche Orte dem belebten Tagesverkehre ferner gerückt hat, so fühlt doch Mancher, mag er es eingestehen oder nicht, ein unheimliches Schauern beim Anblicke des Gottesackers und wendet seine Blicke und Schritte lieber schneller von dannen. Wir geben gern zu, daß ein überschwänglicher Hang zur Romantik dazu gehört, den Gottesacker vorzugsweise zum Spaziergang zu erwählen, indessen der zeitweilige Besuch eines denkwürdigen Friedhofs hat immerhin Nutzen für unsere sittliche und ästhetische Bildung. Nur ein völlig rohes und verstocktes Herz kann sich der innern Sammlung des Gemüths, welche die Erinnerung an die Todten erzeugt, völlig verschließen. Diese Erinnerung aber bildet einen wohlthätigen und reinigenden Gegensatz zu dem gewöhnlichen Treiben des Tages. Wir empfanden dies beim Anblicke der freundlichen Gärten, welche den Neuen Friedhof bilden. Der alte sogenannte Johanniskirchhof, welcher in der Dresdner Vorstadt liegt und zahlreichere Denkwürdigkeiten enthält, wird seit 1850 abgetragen, weil bei der fortschreitenden Ausdehnung der Vorstädte seine jetzige, den Wohnungen zu nahe gerückte Lage die Gesundheit der Anwohner benachtheiligt. Der neue, etwa eine halbe Stunde von der innern Stadt am Thonberge gelegene Begräbnißplatz faßt einen Flächenraum von fast 150,000 Quadrat-Ellen und besteht aus drei großen Abtheilungen, von denen die letzte erst neu angelegt und noch unbesetzt ist. Grüne, mit Blumen geschmückte Rasenhügel, einfache Kreuze und reiche Denksteine bezeichnen die Grabstätten.



Grabstätte des Superintendenten Dr. Großmann.

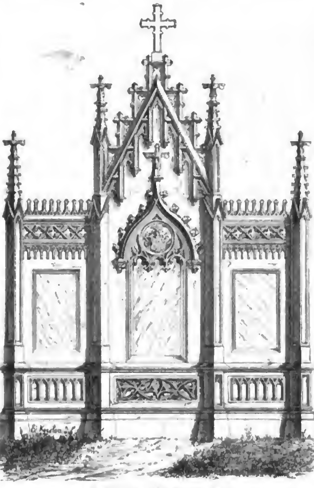
Ein einfacher Würfel von bläulichem schlesischen Marmor, umgeben von einem Eisengitter, in der rechten Mitte der ersten Abtheilung deckt das Grab des Kaufmann Schletter, eines eifrigen und über Leipzigs Marken hinaus wohlbekannten Kunstmäcens, welcher 1853 starb und der Stadt Leipzig seine werthvolle, namentlich an Gemälden der neueren französischen Schule reichhaltige Kunstsammlung unter der Bedingung vermachte, daß die Stadt binnen fünf Jahren ein zur Aufnahme dieser Kunstschätze bestimmtes Museum erbauen sollte. Dieses stattliche Gebäude, nach einer Zeichnung des Prof. Lange in München auf dem Augustusplatze der Universität gegenüber ausgeführt, ist bereits seit 1858 eröffnet.

Dem Schletter'schen Würfel gegenüber, in der Mitte der linken Hälfte derselben Abtheilung, befindet sich die Ruhestätte eines andern Leipziger Patriciers, des Rathsherrn Stieglitz, vorzugsweise bekannt als Erbauer eines am Marktplatze gelegenen Hauses, Stieglitzens Hof.

Am Eingange in die zweite Abtheilung zeichnen sich durch architektonische Schönheit zwei von Sandstein aufgeführte Wandstellen vortheilhaft aus: rechts im byzantinischen Styl die der Familie Sellier, links die von Troost-Simons. Ueberhaupt ist dieser Friedhof reich an plastischen Kunstwerken, welche von der Pietät gegen Verstorbene, wie besonders von dem Kunstsinne und künstlerischer Tüchtigkeit ein gleich rührendes Zeugniß ablegen.

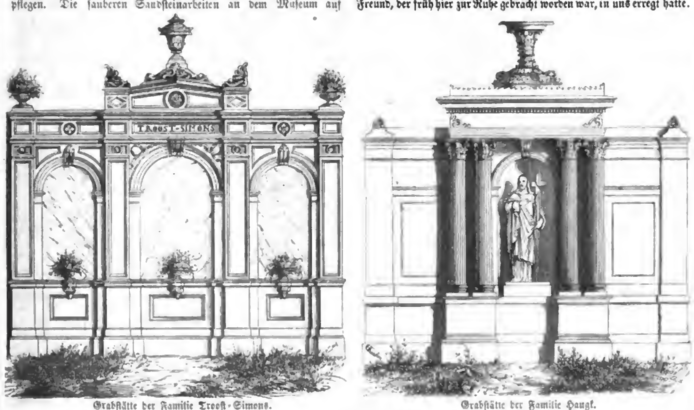
Besonders bemerkenswerth in dieser Hinsicht ist die in der

zweiten Abtheilung befindliche, unmittelbar hinter der Sellier'schen Grabstelle gelegene Ruhestätte der Familie Haugk, deren noch lebender Gründer hier eine der bedeutendsten Hutfabriken besitzt. Unter einem von vier römischen Säulen getragenen Architrav, verziert durch eine Vase, steht eine aus Sandstein gemeißelte Christusstatue, das Kreuz haltend. Die Figur ist ein Werk des hier lebenden Bildhauers Knaur, desselben, der die Leibnitz-Statue in der Aula der Universität Leipzig und die italienische Malergeschichte als Fries im Treppenhause des Dresdner Museums ausgeführt hat. Die Zeichnung der Haugk'schen Grabstelle ist vom Architekt Mothes in Leipzig, und die Steinmetzarbeit von dem Steinmetzmeister Einsiedel daselbst. Die vielfachen Arbeiten des Letzteren, eines würdigen Vertreters des Steinmetzgewerkes, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Die vielen schönen, meist in Form gothischer Kapellenportale aufgeführten Familienbegräbnisse auf dem Neuen Friedhofe sind fast ohne Ausnahme aus der Einsiedel'schen Werkstatt hervorgegangen und legen ein sprechendes Zeugniß dafür ab, daß die künstlerische Ausbildung des Steinmetzgewerkes, eines alten Kunsthandwerkes, welches seit dem 16. Jahrhundert etwas in Verfall gerathen war, in der Neuzeit wieder den alten Aufschwung und die früher gerühmte Tüchtigkeit zu erlangen strebt, welche wir in den großen Werken der mittelalterlichen Baukunst zu bewundern pflegen. Die sauberen Sandsteinarbeiten an dem Museum auf dem Augustusplatze sind ebenfalls in der rührigen und bedeutenden Werkstatt des genannten Meisters ausgeführt worden.


Grabstätte der Familie Teubner.

Durch Schönheit der Zeichnung und Feinheit der Ausführung zeichnen sich noch die Grabstellen der Familie Teubner (auf der rechten Seite der zweiten Abtheilung, kenntlich durch die in Sandstein sehr zierlich ausgeführten Buchdrucker-Embleme), Dürr und Böhme (auf der linken Seite) vortheilhaft aus. Inmitten der Wandfläche derselben Abtheilung ist die Begräbnißstätte des verstorbenen Kramerconsulenten Dr. Mothes, eines bekannten Leipziger Sachwalters, dessen Brustbild en relief von dem erwähnten Bildhauer Knaur ausgeführt ist.

Ein einfaches weißes Marmorkreuz auf Sandsteinpostament am Ende der zweiten Abtheilung bezeichnet das Grab eines Mannes, der die hohe Achtung der Mitwelt in vollstem Maße verdiente und genoß, und den die Nachwelt zu den wackersten Rüstzeugen des evangelischen Glaubens zählen wird, des Superintendenten Dr. Großmann. Das Denkmal, welches der Gustav-Adolph-Verein seinem Gründer zu errichten beabsichtigte, hat die Großmann'sche Familie im Sinne des Verstorbenen, der jeden Prunk verschmähte, abgelehnt. Die Erinnerung an den wahrhaft großen Mann, dessen Gediegenheit des Charakters und des Wissens in seiner ehrwürdig schönen und kräftigen Gestalt uns wiederum lebendig vor die Seele trat, versöhnte wohlthuend mit den trauernden Anklängen, welche der Gedanke an manchen Freund, der früh hier zur Ruhe gebracht worden war, in uns erregt hatte.



Grabstätte der Familie Troost-Simons.

Grabstätte der Familie Haugk.

Der Proceß Leuthold.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Zu der fingirten Krankheit der fingirten Tochter des Obersten Kunz trat unterdeß die wirkliche Erkrankung des wirklichen Obersten Kunz, und damit eine neue doppelt ergiebige Betrugsquelle für die Frau Leuthold. Der Herr Oberst selbst sei krank geworden, kam sie zu dem Weidmann, und mit der Tochter wolle es immer noch nicht besser werden, und auch der Herr Oberst könne nur durch das Geld anderer braver Leute gesund werden, und je mehr gegeben werde, desto besser sei es für den Obersten und den Geber. Und sie erhielt von dem gläubigen Weidmann am 9. Juni 130 Franken, am 11. 600 Franken, am 19. 250, am 25. 250, und am anderen Tage nochmals 250, indem sie ihm schrieb, das Geld sei nicht an sie übergekommen und sie habe gehört, daß es an eine andere Frau Leutholo abgegeben sei, indeß werde der Herr Oberst Alles tausendfach ersetzen. Am 2. Juli mußte er wieder 2 0 Franken schicken und am 9. 400. Das Geld hatte gewirkt, aber noch nicht völlig, weil es noch nicht genug gewesen sei. Einmal hatte es gar nicht wirken können. Sie hatte mit dem Gelde zugleich einen Vierling Zwetschen gefordert, und Weidmann hatte vergessen, diese mitzuschicken. Weil er sie nicht geschickt habe, sei der Kranke nicht besser geworden, schrieb sie ihm.

Und nun forderte sie auch keine bestimmte Summe mehr. So viele hundert Franken er schicke, schrieb sie ihm das nächste Mal, so viele Jahre könne ihr gemeinsamer Wohlthäter, der Herr Oberst, noch leben. Und Weidmann schickte mit Einem Male 3000 Franken und erhielt dafür einen Brief, in welchem es hieß: „O, welche Freude! O, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch 30 Jahre leben! Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Familie." Freilich mußte er acht Tage nachher wiederum 600 Franken schicken, und sie schrieb ihm dafür (am 19. Juli), sie habe das Geld sofort dem Herrn Obersten gegeben, und sobald er es in die Hände genommen, habe er wieder reden können, und seine ersten Worte seien gewesen: „O Du lieber Weidmann, wie kann ich Dir das je ersetzen?" dabei seien „ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen."

Allein im Anfang August war der Oberst Kunz todt. Alle Zeitungen verkündeten es, alles Volk redete davon. Und die Frau Leuthold schrieb an Weidmann: „Mit weinenden Augen und tiefbetrübtem Herzen melde ich Euch, daß unser Freund und Wohlthäter selig im Herrn entschlafen ist. O, welch' trauriger Bericht! Unser Wohlthäter ist entschlafen! Wenn Ihr aber noch Etwas thun könnt, so wird er wieder lebendig!" Es müßten aber wenigstens 600 Franken sein, setzte sie hinzu. Und Weidmann schafft die 600 Franken an — er hatte schon längst bei Verwandten, Freunden und Nachbarn borgen müssen — und sendet sie dem Weibe. Es war aber nicht genug. Nach wenig Tagen schrieb sie ihm wieder, „mit weinenden Augen und betrübtem Herzen", wie ihr gemeinschaftlicher Wohlthäter feierlich „nach der Ruhestätte geführt sei, Blumen auf seinem Sarge gelegen und in sein Grab gestreut worden, und wie man ihn einbalsamirt" habe. Aber er werde ihnen wieder geschenkt werden; nur seien 1800 Franken nöthig. Weidmann schickte die 1800 Franken. Am 2. September zeigte sie den Empfang des Geldes an, forderte aber neues, dann werde der Herr Oberst ihnen ganz gewiß bald wieder geschenkt werden. Weidmann hatte nicht gleich geschickt. Am 8. September schrieb sie schon wieder „in großer Trauer, in letzter Nacht wäre unser Wohlthäter uns wieder geschenkt worden," wenn — Weidmann das Geld geschickt hätte. Der „Herr Oberst habe nur einen Nervenschlag, aber es werde je später, je böser." Tausend Franken müßten wieder da sein, und Weidmann schickte dieselben und erhielt darauf einen Brief von ihr, am nächsten Sonntag Abend neun Uhr sei's, wo der Wohlthäter ihnen werde wieder geschenkt werden. Die Freunde des Hauses „stehen schon an seinem Grab, um ihn aus der Erde in Empfang zu nehmen." Sie würden am Montag Alle zu Weidmann nach Embrach kommen.

Sie kamen zwar nicht, aber ein Brief traf ein, daß der Oberst wirklich vom Tode erwacht, jedoch noch äußerst schwach sei, und zu seiner völligen Wiederherstellung neuer Gelder bedürfe. Der zum Wahnsinn verblendete Mann schickte sie, und schickte sie bis in den November hinein, täglich den bald völlig wiedergenesenen Obersten Kunz, dessen Erwachen vom Tode das tiefste Geheimniß bleiben müsse, und mit demselben die Erstattung alles von ihm Hergegebenen und die versprochene Belohnung von 70,000 Franken erwartend.

Der Unglückliche wurde endlich selbst wegen Betruges zur Untersuchung gezogen. Er hatte viele Tausende für die Betrügerin zusammenborgen müssen und hatte dabei den wahren Grund nicht angeben dürfen, sondern andere, falsche Vorspiegelungen gemacht. Er konnte nicht zurückzahlen, war so dem Strafgesetze verfallen, und dabei kam erst heraus, wie elendig er betrogen war und noch immer betrogen wurde, und die Gerichte setzten den Betrügereien des schändlichen Weibes ein Ziel.

Das Alles erzählte der unglückliche Mann in der Schwurgerichtssitzung mit großer Fassung, obwohl er mit Frau und fünf Kindern zum Bettler geworden war, und mit voller Offenheit und Wahrheit. „Ob es denn menschenmöglich gewesen sei," wurde er gefragt, „solchen unsinnigen Lügen nur ein oder zwei Mal Glauben zu schenken und nur einen Centime darauf hinzugeben, geschweige über ein halbes Jahr lang in siebenundzwanzig verschiedenen Malen sich 14,000 Franken abschwindeln zu lassen?" „Die Bollers (sein Schwager und seine Schwester) hätten es ja auch geglaubt," meinte er, „und der Reichthum des Obersten Kunz sei bekannt gewesen, und an die Freimaurer dachte er auch." Was er nicht sagte, wessen er sich wohl nicht einmal bewußt war, das war, daß das Mysteriöse dem Menschen überhaupt so leicht imponirt, und daß die Leidenschaft den Aberglauben weckt, und keine mehr, als die Habsucht.

Die Angeklagte Leuthold hatte während seines ganzen langen Verhörs die Augen nicht aufgeschlagen, keine Bewegung gemacht; auch in dem freundlichen, imbecillen Gesichte ihres Mannes hatte sich kein Zug verändert. Die beiden Betrüger saßen wie taube Menschen da.

Nach Weidmann wurde seine Frau vernommen. Es war eine gewöhnliche, beschränkte Bauersfrau. Aber wie ihr Mann äußerlich ruhig war, so war sie heftig erbittert, ingrimmig. Haß und Wuth kochten in dem Innern der armen Frau gegen die Leutholo, durch die sie so tief elend geworden war, und was in ihr kochte, mußte sie gegen das schlechte Weib aussprudeln und ausstoßen. Fast ein Drittel ihrer Antworten richtete sie nicht an den Fragenden, sondern in Haß und Zorn gegen die Angeklagte. Sie ballte die Fäuste gegen das Weib und verfluchte sie. Das war ihr Recht, und es war Gerechtigkeit, es ihr nicht zu wehren. Sie bestätigte die Aussagen ihres Mannes, sie hatte nicht geglaubt und den Mann gewarnt. So versicherte sie, und sie mochte es jetzt wohl selbst so meinen. Aber sie gestand doch auch, daß sie Angst gehabt habe, daß ihr Mann so viel Geld von dem Obersten, dem Präsidenten der Freimaurer, und eigentlich für nichts, erhalten solle; sie habe gefürchtet, er werde dafür etwas unterschreiben müssen. „Was?" wurde sie gefragt. „Nun, sich dem Teufel verschreiben!" Ja, dem Teufel hatte er sich verschrieben, dem Teufel der Habsucht! Die Eheleute Leuthold blieben auch gegen sie taub und blind.

Die Eheleute Boller aus dem Balgrist wurden noch als Zeugen vernommen. Sie bestätigten gleichfalls die Aussagen des Weidmann und zeigten sich als sehr einfältige Leute. Man hätte dennoch, nach den Angaben des Weidmann, zuweilen den Verdacht einer Mitschuld mit der Leuthold gegen sie fassen können, zumal da sie mit dieser dem Weidmann zugeredet, und da die Leuthold während der Betrügereien noch längere Zeit bei ihnen gewohnt hatte. Ein eigenthümlicher Zwischenfall sollte jeden solchen Verdacht vollständig vernichten. In den Schwurgerichtssaal kam die Kunde einer gegen die Eheleute Boller selbst ganz neuerdings verübten und mit der eben verhandelten im genauen Zusammenhange stehenden Betrügerei. Der Betrüger war, wenn ich nicht irre, am Abend vorher verhaftet und an demselben Morgen, während der Schwurgerichtssitzung, bei der städtischen Polizei verhört worden.

Der Präsident des Schwurgerichtes ließ auf die Mittheilung

sofort den Beamten der Polizei, der das Verhör geleitet hatte, in den Sitzungssaal als Zeugen eintreten, und es ergab sich aus seiner Mittheilung Folgendes: In der Woche vorher war zu den Eheleuten Boller ein Fremder gekommen, hatte sich als einen Freund ihres Verwandten Weidmann vorgestellt und ihnen anvertraut, die Leuthold habe von dem Weidmannschen Gelde 40,000 Franken „verlochet" (vergraben); die Kapuziner in Rapperschwyl könnten das Geld heben; es gehöre aber Geld dazu, ob sie es daran setzen wollten? Etwas von dem Schatze habe er schon, 6400 Franken; er wolle sie ihnen in Versatz lassen, wenn sie ihm das Geld für Hebung des Ganzen gäben. Die Leute borgten 210 Franken zusammen und gaben sie dem Betrüger, der ihnen dafür ein schweres verschlossenes Kästchen zurückließ. Sie schickten ihn in ihrem Glauben zugleich an den (mitangeklagten) Mobiliarhändler Kambli, von dem die Leuthold gleichfalls Geld geliehen hatte. Kambli aber überlieferte ihn der Polizei. Das Kästchen enthielt Steine und Straßenschmutz. Der Betrüger hatte gestanden.

Die Beweisaufnahme über den Betrug gegen Weidmann war damit dem Wesen nach beendet. Der Präsident befragte sofort den Ehemann Leuthold. Die Frau Leuthold schied für den Fall aus; sie hatte schuldig plaidirt. Der Mann war der Theilnahme angeklagt, dadurch, daß er die sämmtlichen oben genannten und während der Vernehmung der Zeugen verlesenen Briefe geschrieben habe. Er erkannte an, daß er die Briefe geschrieben, aber er leugnete, irgend etwas von dem betrügerischen Thun und Treiben seiner Frau gewußt zu haben; er habe die Briefe willenlos abschreiben müssen, „sonst hätte sie mich verzehrt." Sie sei immer „wüst" gegen ihn gewesen. Sie habe mit Geistern geflüstert und ihn dann weggeschickt. Er habe geglaubt, daß sie viel Vermögen vom Obersten Kunz habe. „Hochgeachteter Herr Präsident, hochgeachtete Herren! ich bin von meiner Frau und von Weidmann hinter's Licht geführt worden." Hier war es, wo seine Frau, zum ersten Male aufsehend, ihm den Blick voll Hohn und Verachtung zuwarf.

Daß die Frau entschieden das Regiment geführt hatte, wurde noch durch zwei Mägde, die im Hause gedient hatten, bestätigt. Sie selbst leugnete es auch nicht. „Er hat mich geschlagen, ich habe ihn geschlagen," sagte sie zwar; als sie dann aber gefragt wurde: „Wer hat im Hause regiert?" antwortete sie ohne Zögern: „Ich!" Trotzdem stand ihm entgegen, daß er ungeachtet aller Verstellung, ein alter, abgefeimter, oft bestrafter Betrüger war; daß er vor seiner Heirath seine Frau als Zuchthäuslerin gekannt; daß sie später aus Armenmitteln ernährt worden; daß sie in Folge ihres Verkehrs mit Weidmann, also auch der von ihm geschriebenen, stets Geld fordernden und den Empfang von Geld anzeigenden Briefe, auf einmal in den Besitz von vielem Gelde gekommen, mit ihm eine eigene Wohnung gemiethet, diese elegant eingerichtet, Mägde gehalten und gar luxuriös gelebt habe.

Seine Verurtheilung durfte unbedenklich erwartet werden, und wurde allgemein erwartet. Es konnte sich nur fragen, ob ihm der ganze erschwindelte Betrag von 14,000 Franken werde zugerechnet werden. Das Züricher Strafgesetzbuch stuft die Strafe des Betrugs nach dem höheren oder geringeren Betrage desselben verschieden ab.

2. Betrug gegen den Silberarbeiter Knecht.

Die Frau Leuthold wollte von dem Gelde, das sie von dem armen Weidmann erschwindelt hatte, auch gut, selbst elegant leben. Unter Anderem schaffte sie sich eine Menge Luxusgegenstände an. Namentlich entnahm sie im Sommer und Herbst (1859) von dem Silberarbeiter Knecht in Zürich goldene Uhren, goldene Ketten, Bracelets, Brochen u. s. w. zu bedeutenden Beträgen. Sie bezahlte jedesmal gleich baar. Am 3. November kaufte sie wieder bei ihm für 1158 Franken, aber ohne zu bezahlen, sie versprach schriftlich Zahlung zu Martini, also in acht Tagen, wo ihre Zinsen eingingen. Knecht creditirte unbedenklich der Frau, die er nach dem Vorhergegangenen für reich hielt. Er erhielt aber zu Martini kein Geld, erkundigte sich nun näher nach den Leuthold's, erfuhr, daß sie „Lumpenpack" seien, und begab sich zu der Frau Leuthold in ihre Wohnung, sofortige Bezahlung oder Zurückgabe der gekauften Waare fordernd. Sie suchte ihn anfangs hinzuhalten, als er aber nicht wich, schrieb sie ein Billet, schickte es fort und gab ihm nach einer Viertelstunde die sämmtlichen gekauften Sachen zurück, und zwar noch in derselben Verpackung, in der sie von ihm erhalten hatte.

Der Zeuge Knecht — Damnificat konnte man ihn nicht nennen, weil er nicht den geringsten Schaden erlitten hatte — trug selbst die Sache mit vielem Humor so vor. Seine Aussage wurde ergänzt durch das Zeugniß eines in der Nähe der Frau Leuthold wohnhaften Specereihändlers. Von diesem hatte die Frau Leuthold im November ein Darlehn von 600 Franken entnommen, unter Verpfändung jener Waaren. Einige Tage nachher hatte sie mit einem Billet die 600 Franken ihm zurückgeschickt und dafür die Pfänder zurück erhalten.

Die Frau Leuthold gab die vorgetragenen Thatsachen zu, wollte aber den von der Staatsanwaltschaft angeklagten Betrug um 1158 Franken nicht darin finden. Sie habe weder die Absicht gehabt, den Knecht zu betrügen, noch sei sie unvermögend gewesen, ihn zu bezahlen. Der beste Beweis sei, daß sie Geld gehabt habe, die Sachen sofort einzulösen. Sie habe sich nur nicht auf einmal von dem Gelde entblößen wollen. Hätte sie die Absicht zu betrügen gehabt, so würde sie die Sachen verkauft, anstatt versetzt haben.

Das Zürcherische Strafgesetzbuch faßt zwar (im §. 239) den Begriff des Betruges sehr weit auf: „Jede zum Nachtheil der Rechte eines Anderen absichtlich unternommene Täuschung, sie mag durch Erzeugung eines Irrthums oder durch unerlaubte Vorenthaltung oder Unterdrückung der Wahrheit geschehen, ist Betrug."

Gleichwohl glaubte man hier, da weder eine absichtliche Täuschung anzunehmen sei, noch eine Rechtsverletzung verliege — Knecht selbst hatte sich befriedigt erklärt — ein Nichtschuldig der Geschworenen erwarten zu dürfen.

3. Betrug gegen den Dr. A. *

Die Leuthold, als sie zu Gelde gekommen war, wollte alle ihre Liebhabereien befriedigen, und sie hatte deren mancherlei. Unter anderen suchte sie junge Männer an sich zu ziehen, und besonders hatte sie es auf junge Aerzte abgesehen. Sie fingirte zu dem Zwecke allerlei Krankheiten, am liebsten solche, die kein Arzt kannte und erkennen konnte. Sie ließ sich so nach und nach, in wenig Monaten, von funfzehn Aerzten aus Zürich und Umgegend behandeln. Alle zogen sich alsbald von ihr zurück, nachdem sie den eigentlichen Zweck des wollüstigen Weibes erkannt hatten. Nur Einer hatte bei ihr ausgehalten, und sie suchte ihn dauernd an sich zu fesseln. Dazu wählte sie ein eigenthümliches Mittel, das freilich der Staatsanwalt als Betrug ansah.

Sie nahm von der Straße ein ihr völlig fremdes Mädchen, gab es gegen den jungen Arzt für ihre reiche Tochter aus und verlobte es mit ihm, Alles unter allerlei, zum Theil romantischen Zuthaten. Unter Anklage wegen dieses Betruges standen: sie, die Leuthold, das junge Mädchen, Namens Anna Messerschmidt, und die Eheleute Kambli mit der Wittwe Suter, die in Zuführung, Ausputzung 2c. des jungen Mädchens, und also zu dem verübten Betruge geholfen haben sollten.

Der Betrogene war der Doctor der Medicin A. Das Publicum urtheilte schon vor der Verhandlung anders, ja strenger über ihn, als über die Angeklagten. Er habe um des schlechten Weibes und der leichtfertigen Person willen eine brave Braut sitzen lassen, hieß es; er habe mit dem Weibe wohlgelebt; er habe sich theure Geschenke von ihr machen lassen, und es werde in der öffentlichen Verhandlung noch manches Andere zum Vorschein kommen. Ein solcher Mensch wolle sich als einen Betrogenen darstellen?

Der sogenannte Betrogene selbst mochte gleichfalls wohl fühlen, daß von Betrug gegen ihn nicht viel die Rede sein könne, daß er eigentlich nur gefoppt und zum Narren gehalten sei. Als er als Zeuge vernommen werden sollte, war er nicht da. Dagegen ging ein ärztliches Zeugniß ein, daß er an einem Augenübel leide, durch welches er verhindert werde, das Zimmer zu verlassen.

In dem ganzen Schwurgerichtssaale herrschte augenblicklich eine große Entrüstung. Die sämmtlichen Vertheidiger der fünf Angeklagten erhoben sich einmüthig zu unverhohlener Bezeichnung einer solchen Simulation und zu dem Antrage, unter allen Umständen den Mann in die Schwurgerichtssitzung zu schaffen. Man habe ihn gestern oder vorgestern noch frisch umhergehen sehen; dagegen habe es schon vor mehreren Tagen geheißen, daß er am

* Warum ich mich nicht dazu entschließen mochte, den Namen des Mannes mitzutheilen, obwohl Blätter und Broschüren über den Proceß ihn offen nennen, wird das Folgende hinlänglich ergeben.

Schwurgerichtstage krank sein werde; ein leichtes Augenübel, sogar mit bedenklichem Anschein, könne Jeder, zumal ein Arzt, sich leicht künstlich machen. Die Richter zogen sich zurück, um über die Anträge zu entscheiden. Sie faßten die richtige Entscheidung: die Sitzung würde für heute (es war der erste Tag) aufgehoben, um den Zustand des Zeugen amtlich feststellen zu lassen und danach das Weitere zu befinden. Die Versammlung ging in großer Aufregung auseinander. Wird der Dr. A. erscheinen müssen? das war die einzige Frage, die man hörte.

Früh am anderen Morgen waren Saal, Gebäude und Hof des Gerichts schon wieder gedrängt voll Menschen. Alles war in der gespanntesten Erwartung, für den Augenblick nur, ob der Dr. A. erscheinen werde. Er war plötzlich die, wenigstens momentane, Hauptperson geworden, gegen die sowohl die Angeklagten, wie der arme Weidmann in den Hintergrund traten. Warum? Das Rechtsgefühl des Volkes machte sich geltend. Jeder hatte, nach Allem, was man gehört, das lebendige Gefühl, daß, bestätige sich durch die Verhandlung das Gehörte, gegen den Mann, wenn er auch nicht auf der Anklagebank, sondern auf dem Zeugenstuhle sitze, ein Strafact der sittlichen Volksgerechtigkeit erfolgen müsse und erfolgen werde.

Aber mußte der Zeuge das nicht selbst einsehen? Hatte er es nicht schon eingesehen, als er durch die Allen nur als fingirt erscheinende Krankheit sein Ausbleiben entschuldigen ließ? War er nicht jetzt doppelt lächerlich gemacht und compromittirt, wenn er erschien? Und konnte man ihn zum Erscheinen zwingen? Ein Vorführungsbefehl gegen ihn war allerdings zulässig; aber eine vorherige Verhaftung des Zeugen gestattete das Gesetz nicht. Wer konnte ihn halten, wenn er in der Nacht, selbst vor der amtlichen Untersuchung seines vorgegebenen Augenübels, sich auf und davon machen wollte?

Er erschien.

Die Vertheidiger der fünf Angeklagten hatten durch ein eigenthümliches Mittel ihn zu halten gewußt. Zu seiner Verhaftung oder auch nur Observirung lag für das Gericht keine Veranlassung vor. Die Vertheidiger ließen auf ihre eigene Hand seine Wohnung bewachen. Gewalt war ihm übrigens nicht angethan. Er erschien, und auch, was allgemein erwartet war, sollte sich erfüllen.

Ich habe in meiner langen und reichen criminalistischen Praxis selten einem Verhöre beigewohnt, das ein so hohes psychologisches Interesse gewährt hätte, wie das dieses Mannes. Es war ein wohlgewachsener, kräftig gebauter junger Mann, dieser Zeuge. Auch seine Gesichtszüge schienen hübsch zu sein. Man konnte sie indeß nicht genau unterscheiden. Er trug eine schwarze Binde über den Augen, besonders dem rechten, das krank war oder krank sein sollte. Später, während seiner mehr als zweistündigen Vernehmung, verschob er in Verwirrung und Aufregung die Binde zwar oft, aber sein Gesicht war jetzt wahrhaft nicht schön. Er trat natürlich mit Befangenheit ein. Diese wich aber bald. Der Staatsanwalt befragte ihn zuerst, als Damnificaten und Belastungszeugen, und im Interesse der Anklage lag es nur, von ihm solche Thatsachen zu erhalten, die zum Nachtheile der Angeklagten gereichten. Das andere ging die Vertheidiger an. So wurde er bald unbefangen, immer mehr, zuletzt erzählte er lachend, scherzend. Es war das freilich die beste Art und Weise, das Lächerliche der Rolle, die er gespielt hatte, den Zuhörern weniger zum Bewußtsein zu bringen.

Als darauf aber die Vertheidiger an die Reihe seiner Vernehmung kamen, und nun Schlag auf Schlag immer mehr Thatsachen angeregt, ihm vorgehalten und abgefragt wurden, die zuerst das Lächerliche der Rolle, die man ihn hatte spielen lassen, dann aber gar das Unwürdige seines Benehmens in dieser Rolle an den Tag brachten, ihm selbst und dem Publicum: da kam mehr und mehr eine ungeheure Angst über ihn, das Gefühl seiner inneren und seiner äußeren Vernichtung, und der Zeugenstuhl war ihm härter, als eine Anklagebank, er war ihm ein Marterstuhl.

Er erzählte: Er war im Sommer 1859 nach Zürich gekommen, als Assistent eines Züricher Arztes. Als solcher hatte er die Frau Leuthold behandelt. Er hatte sie regelmäßig besucht, er hatte ihr Sorgfalt gewidmet. Sie wollte ihm dankbar dafür sein. Sie machte ihm Anträge, ihr Schwiegersohn zu werden. Sie habe eine Tochter aus erster Ehe, erzählte sie ihm, Barbara Zollinger, die sei hübsch und reich. Der Oberst Kunz sei ihr Pathe (Götte), wohl auch noch mehr, wie sie zu verstehen gab. Von dem Obersten habe die Babette schon jetzt ein Vermögen von dreißig Millionen Franken. Der junge, vermögenslose Arzt ging auf den Antrag ein. Er sah bei der Frau Leuthold Wohlhabenheit, Eleganz, Luxus. Sie sprach ihm viel vor von ihrem Reichthum und von ihrer Verwandtschaft und anderen Verbindungen mit dem Obersten Kunz. Er glaubte ihr, der wissenschaftlich gebildete, in der Welt erfahrene Arzt ganz, wie der beschränkte Exercirmeister in dem abgelegenen Dorfe. Wie diesen ein „Heimwesen" und 70,000 Franken, so blendeten jenen eine hübsche Braut und 30,000,000 Franken. Freilich waren auch noch andere Unterschiede da.

(Schluß folgt.)

Eine Erinnerung an Goethe's letzte Stunden.

Von Dr. J. Schwabe.

In Weimar erzählt man sich eine seltsame Geschichte von einem Ereigniß eigener Art, welches bei Goethe's Tod stattgefunden haben soll. Dieses Ereigniß ist noch wenig bekannt, obgleich man sich die Kunde davon nun schon seit acht und zwanzig Jahren zuraunt. Ja, zuraunt! Die Sache wird von denjenigen Personen aus Goethe's Umgebung, welche sie mit erlebten, so halb und halb wie ein Geheimniß gehalten, als scheute man die Profanation der wunderbaren Kunde.

Wir gehören zu denen, die solche geheimnißvolle Geschichten lieben, sie aber auch gern wiedererzählen und an das Tageslicht ziehen. Auch diese trete aus ihrem mystischen Dunkel an's Licht!

Am 15. März 1832 rollte in raschem Trab ein Wagen durch das Kegelthor in die Stadt Weimar ein, am Schloß vorbei und über den Markt hinweg nach dem sogenannten Plan, der jetzt Goetheplatz heißt. Ein schneidend kalter Wind fegte durch die Straßen und sauste durch die kahlen Zweige der in der Nachbarschaft des Schlosses stehenden Bäume. Die Meisten von den Wenigen, welche dem Wagen begegneten, grüßten den darin sitzenden, sich dicht in seinen Mantel einhüllenden alten Herrn mit sichtlicher Ehrerbietung und sahen dann mit einiger Verwunderung dem rasch dahin rollenden Wagen nach, den sie sonst im gemessenen Schritt der Pferde über das damals entsetzlich holprige Pflaster der Stadt Weimar dahin gezogen zu sehen gewohnt waren.

An jenem Haus, das seitdem ein Wallfahrtsort geworden ist für viele Tausende, hielt der Wagen an, ein Diener trat aus dem Hause und öffnete den Schlag des Wagens, aus welchem ein Herr von ungebeugter hoher Gestalt stieg. Besorgt sah ihm der treue Diener in die veränderten Gesichtszüge und folgte ihm die breite, sanft ansteigende Treppe hinauf.

Auf dem obersten Treppenabsatz kam dem greisen Dichterfürsten — denn er war es — seine Schwiegertochter Ottilie entgegen, besorgt gemacht durch das ungewöhnlich rasche Anfahren des Wagens. Auf ihre ängstliche Frage, ob ihm ein Unfall widerfahren sei, erwiderte Goethe freundlich, doch ohne den Ausdruck großer Unbehaglichkeit verbergen zu können: „Nicht doch, meine Liebe! Es ist da draußen gar rauh und unfreundlich, und ich muß mir wohl auf meiner Spazierfahrt eine kleine Erkältung zugezogen haben. Mich verlangt gar sehr nach meinem warmen Stübchen."

Eine kleine Erkältung! das klingt so unschuldig, so unbedeutend, und ist doch so oft das Maal, welches der eisige Finger des Todes auf die Stirn des blühenden Kindes, der jugendfrischen Jungfrau, des kräftigen, gesunden Mannes gedrückt hat, zum Zeichen, daß er sich ein Opfer auserwählt habe.

Der rauhe Luftzug, von welchem Goethe auf seiner gewohnten Spazierfahrt am 15. März 1832 getroffen worden, ward ihm zum Hauche des Todes. Goethe stand im dreiundachtzigsten Lebens=

jahre und befand sich noch im vollen, ungeschwächten Besitz seiner geistigen Kräfte. In gewohnter, unermüdlich schaffender Thätigkeit brachte er den größten Theil des Tages zu. Die Abende verlebte er im Kreise seiner Familie und der ihn besuchenden Freunde, unter heiterem geistreichen Gespräche, Lectüre, musikalischen Unterhaltungen. Auch sein mächtiger körperlicher Organismus schien der nagenden, zerstörenden Zeit unbezwinglichen Widerstand zu leisten. Ungebeugt trug und bewegte er, früher ein Apollo, jetzt ein Zeus, die hohe, kräftige Gestalt mit gewohntem königlichen Anstande.

So schien es, als ob der Tod es nicht wagte, an den herrlichen Greis heranzutreten; es schien, als bedürfe der Tod erst eines Vorwandes, um sein Recht auch diesem Sterblichen gegenüber geltend zu machen. Der Vorwand war aber jetzt gefunden; es war jene leichte Erkältung. Nach einer schlaflosen Nacht ließ Goethe seinen Hausarzt, den Hofrath und Leibarzt Dr. Vogel rufen, zu dessen ärztlicher Kunst er unbedingtes Vertrauen hegte, und den er überhaupt seiner vorzüglichen geistigen Eigenschaften wegen sehr schätzte und gern bei sich sah. Dem ärztlichen Blicke entging nicht, daß hier ein höchst bedenklicher Zustand vorlag. Das strahlende Auge war matt und starr, die Gesichtszüge waren apathisch und unbeweglich, der Kranke klagte über große Eingenommenheit des Kopfes, über schmerzhafte Schwere der Glieder. Dabei hatte sich ein Zustand von Schwerhörigkeit eingestellt, so daß Goethe nur die mit sehr lauter Stimme an ihn gerichteten Worte verstand.

Die Kunde von Goethe's Erkrankung hatte sich rasch in der Stadt verbreitet. Das Haus wurde nicht leer von Anfragenden, und obgleich im Laufe des Tages die Krankheitserscheinungen einen Nachlaß zeigten, so ging doch bereits an diesem Tage das Gerücht im Publicum, Goethe liege im Sterben — ja man sagte ihn bereits todt.

Aber so leicht und schnell ergab sich die gewaltige Natur dem Feinde nicht, der seine Bande um sie zu schlagen begann. Der Kopf wurde wieder frei, die Kräfte kehrten mehr und mehr zurück, auch der Appetit stellte sich wieder ein. Mit jedem Tage schritt die Besserung weiter vor; der Kranke freute sich, die gewohnte Thätigkeit nun bald, ja schon am nächsten Tage wieder aufnehmen zu können. Doch diese Freude war leider eine kurze; schon in der nächsten Nacht, vom 19. auf den 20. März, trat die Krankheit mit erneuter und wesentlich erhöhter Heftigkeit auf, der Kranke wurde von den heftigsten Brustbeklemmungen gepeinigt und vertauschte in fortwährendem angstvollen Wechsel das Lager mit dem danebenstehenden Armstuhl. Den vom Arzt gegen Morgen angewendeten wirksamen Mitteln gelang es bald, diesen qualvollen Zustand zu beseitigen und dem Leidenden Ruhe zu verschaffen, sie vermochten es aber nicht, die deutlich auf seinem Haupte liegende Hand des Todes wieder zu entfernen. Die letzte Stunde des langen, reichen Lebens — so lang und reich zugleich, wie es wenigen Sterblichen beschieden war — sie nahte sichtbar und unvermeidlich heran.

Sanft ruhend, saß der Kranke in seinem bequemen Lehnstuhl, den er lebend nicht wieder verließ. Vom Mittag des 21. März an traten bisweilen Sinnestäuschungen und leichte Delirien ein, abwechselnd mit vollem Bewußtsein und Beweisen seiner wohlwollenden Theilnahme an den ihn umgebenden Personen. Diese waren, außer dem Hofrath Dr. Vogel, Goethe's Schwiegertochter, seine drei Enkel Walther, Wolfgang und Alma, sein Copist John und der Bediente. Allen anderen näheren und ferneren Freunden war auf ärztliche Anordnung der Zutritt zu dem Sterbenden untersagt.

Vor Goethe's Haus standen Gruppen ängstlich wartender Menschen, die jeden Augenblick die Todesnachricht zu hören fürchteten; nahe und ferne Freunde des Goethe'schen Hauses fuhren vor oder kamen zu Fuß, um sich drinnen nach dem Stande der Krankheit zu erkundigen. Für sie war ein ärztliches Bulletin ausgelegt, während nur sehr wenigen, nahe befreundeten Personen gestattet wurde, Goethe's Arbeitszimmer, neben welchem der Sterbende sich in seinem Schlafcabinet befand, zu betreten.

Es war am 22. Vormittags gegen zehn Uhr, zwei Stunden vor Goethe's Tode, als ein Wagen vorfuhr, aus dem eine Dame stieg. Hastig eilte sie in das Haus und frug mit bebender Stimme den ihr entgegentretenden Diener: „Lebt Herr von Goethe noch?" — Es war die Gräfin V., eine enthusiastische Verehrerin Goethe's und von diesem wegen ihrer geistvollen, lebhaften Unterhaltung, wegen ihrer Anmuth und Schönheit sehr gern gesehen. Mit beklommenem Herzen stieg sie die Treppe hinauf. Plötzlich blieb sie stehen, horchte hoch auf und wendete sich dann nach dem Bedienten um. „Was ist das?" frug sie befremdet. „Musik im Hause? Mein Gott, Musik heute, in diesem Hause?" — Auch der Diener stand da in horchender Stellung, aber er war bleich geworden und zitterte. Er vermochte der Gräfin nur durch ein stummes Achselzucken zu antworten.

Diese eilte durch die ihr bekannten Räume nach dem Hinterhaus zu Goethe's Arbeitszimmer, wo ihr als einer Bevorzugten der Einlaß gestattet wurde. Frau von Goethe trat zu ihr aus dem Cabinet in das Zimmer, und beide Frauen sanken sich weinend in die Arme. „Aber ich bitte Sie, beste Ottilie," sagte die Gräfin V., nachdem sie die Mittheilungen jener über den Zustand des Sterbenden empfangen, „ich bitte Sie, was ist das für Musik, die mir entgegentönte, als ich Ihr Haus betrat? Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen."

„Also auch Sie haben es gehört?" entgegnete Frau von Goethe, indem ein Schauer sie zu überrieseln schien. „Unerklärlich! Seitdem der Tag angebrochen ist, klingen diese wunderbaren Töne uns von Zeit zu Zeit in's Ohr, Herz und Nerven erschütternd."

Und in diesem Augenblicke tönte wieder, wie aus einer andern Welt herüber, sanft anschwellend ein langgehaltener Accord, ebenso sanft wieder verklingend, verhauchend. „Haben Sie gehört, gnädige Frau?" frug mit leiser Stimme der treue John, aus dem Schlafcabinet in die zum Arbeitszimmer führende Thüre tretend. „Ich glaube ganz deutlich unterschieden zu haben, daß die Klänge dicht vor den Fenstern im Garten entstanden."

„Nicht doch," entgegnete die Gräfin V., „es war ohne Zweifel draußen auf dem Corridor."

Man öffnete die Fenster der nach dem Hausgarten sehenden Arbeitsstube und blickte suchend hinaus. Der Wind spielte leicht mit den blätterlosen Zweigen der Bäume und Sträucher; von fern hörte man einen durch die Straße fahrenden Wagen; aber nichts war zu entdecken, was die geheimnißvolle Musik erklären konnte. Die Frauen gingen hinaus auf den Corridor — auch hier dasselbe Resultat. Und während sie noch suchten, erklangen in harmonischer Aufeinanderfolge wieder zwei, drei Accorde, und zwar, wie sie meinten, aus dem Arbeitszimmer heraus.

„Ich glaube mich nicht zu irren, es ist ein ferner vierstimmiger Gesang, von welchem einzelne Töne bis hierher dringen," sagte die Gräfin, mit der Freundin wieder in das Zimmer tretend.

„Mir schienen die Töne von dem Anschlagen eines Claviers in der Nachbarschaft herzurühren," erwiderte Frau von Goethe. „Ich glaubte dies so deutlich zu vernehmen, daß ich heute Morgen in die Häuser der Nachbarschaft schickte und bitten ließ, man möge aus Rücksicht auf den Sterbenden das Clavierspielen unterlassen; aber von allen Nachbarn ging mir die Versicherung zu, man wisse wohl, daß der Herr Geheimerath sehr krank sei, und man nehme viel zu aufrichtig Theil, als daß Jemand sich beikommen ließe, die Ruhe durch Musik zu stören. Ah, jetzt wieder!"

Leise, aber scheinbar ganz in der Nähe, erklang abermals die geisterhafte Musik, dem Einen wie ferner Orgelton, dem Anderen wie Vocalmusik, dem Dritten wie Clavierspiel klingend. Der Rath S., der eben mit dem Doctor V. im Vorderhause seinen Namen unter das aufliegende Bulletin einzeichnete, sah seinen Begleiter verwundert an und frug: „Waren das nicht die Töne einer Harmonika?"

„Es schien mir auch so," meinte der Doctor; „vermuthlich irgendwo in der Nachbarschaft."

„Aber es war mir doch ganz so, als wäre es hier im Hause," versetzte S., mit dem Doctor auf die Straße tretend.

So erlönte denn die unerklärliche Musik bis kurz vor dem Hinscheiden Goethe's, verschiedenen Personen deutlich vernehmbar, mit bald längeren, bald kürzeren Pausen, bald hier, bald da, aber allem Anschein nach immer im Hause, oder dicht darüber oder dicht daneben. Alle Bemühungen, ihren Ursprung zu entdecken, blieben fruchtlos.

Die Gräfin V. hatte das Haus wieder verlassen, Ottilie saß neben dem Sterbenden, der ihre Hand oft in der seinen gefaßt hielt. Die Auflösung ging sanft und schmerzlos vor sich. Leichte Phantasien ließen erkennen, daß das herrliche Organ hinter jener breit und hochgewölbten Stirn aufhörte seine regelmäßige Function auszuüben. „Warum laßt ihr Schillers Briefwechsel da liegen? hebt ihn doch auf!" sagte Goethe, die großen hellbraunen Augen, deren strahlender Glanz fast schon erloschen war, auf ein am Bo-

den liegendes Blatt heftend. „Wie schön, wie schön!“ fuhr er mit leiserer Stimme fort. „Dieser liebliche Frauenkopf, von schwarzen Locken eingefaßt!“ Immer unvernehmlicher wurde die Stimme, die noch vor kurzem in unvergleichlicher Fülle zur Freude Aller, die sie zu hören so glücklich waren, erklang. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand schrieb er Buchstaben in die Luft, erst hoch, und dann, als auch die Muskeln des Armes ihren Dienst zu versagen begannen, auf die über seine Kniee gebreitete Decke. Noch einmal und zum letzten Male wurde die Stimme des Sterbenden deutlich; „Licht! mehr Licht!“ waren die letzten bedeutungsvollen Worte, die über seine Lippen kamen; sanft, den Umstehenden kaum merklich, schlummerte er darauf zum Nimmererwachen ein, zu derselben Tagesstunde, in welcher er geboren war, in der Stunde, wo das Gestirn des Tages seinen höchsten Stand erreicht hat.

Ich sollte vielleicht hier Abschied vom Leser nehmen, es Jedem überlassend, was er von jener sonderbaren Musik denken wolle. Doch würde ich damit nur die eine Hälfte der Aufgabe, welche ich mir gesetzt, erfüllt haben. Diese eine Hälfte bestand darin, dem Leser Kunde zu geben von jenem geheimnißvollen, noch wenig bekannten Ereigniß, welches gewiß nicht ohne poetisches, Vieler Gefühl ansprechendes Interesse ist. Ich wünsche mich aber noch ein wenig mit meinem werthen Leser darüber zu unterhalten, wie wohl die wunderbare Musik zu erklären sein mag.

Vielen dürfte es nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß in Goethe's Hause, so lange die Goethe'sche Familie noch darin wohnte, ein Spiritus familiaris sein Wesen trieb. Derselbe zeigte die Eigenthümlichkeit, daß er nicht wie andere Gespenster zur Nachtzeit, sondern am hellen Mittag spukte. Seine Wirksamkeit beschränkte er nicht allein auf das Haus, welches Goethe in der Stadt bewohnte, sondern er ließ sich auch mitunter in dem bekannten Gartenhaus am Stern sehen. In letzterem befand sich Goethe an einem Sonntagvormittag im Sommer des Jahres 1824. Eben schlug es zwölf Uhr in der Stadt, die Julisonne schien warm und glänzend von der Mittagshöhe hernieder, als Goethe aus der Hausthüre trat, um nach der Stadt zu gehen. Vor dieser Hausthüre befindet sich ein kleiner gepflasterter Platz. Zu seiner Ueberraschung fand Goethe beim Heraustreten hier ein ihm völlig fremdes Mädchen, in den Händen emsig einen Reisbesen führend. „Ei, mein Kind, wo kommst denn Du her?“ redete Goethe sie an. Das Mädchen aber fuhr fort, den Platz vor dem Hause eifrig zu kehren, ohne Goethen anzublicken oder ihm eine Antwort zu geben. „Nun, das ist doch seltsam,“ sprach Goethe, „antworte mir, wer bist Du denn?“ Aber das Mädchen antwortete nicht und kehrte ruhig weiter, und während ihr Goethe verwundert zusah, wurde ihre Gestalt plötzlich undeutlich, nebelhaft und löste sich gänzlich in den Strahlen der Sonne auf.

Auch die Rolle des Klopfgeistes spielte dieser merkwürdige Spiritus familiaris, und zwar zu einer Zeit, als die Klopfgeister von Profession noch lange nicht erfunden waren. Am liebsten übte er seine Kunst in einer Remise, die sich gerade unter Goethe's Arbeitszimmer befand. Da fing er oft an zu klopfen und zu pochen, wie Holzmacher, wenn sie einen widerspenstigen Wurzelstock spalten. Schickte dann Goethe hinunter, um sich nach der Ursache des ungebührlichen, ihn störenden Lärms zu erkundigen, so war nichts zu hören und zu sehen. Kaum war aber die Untersuchungscommission wieder fort, so begann der Klopfgeist seine nichtsnutzige Arbeit wieder. Es sind eben närrische, neckische Käuze, diese Spiritus familiares.

So erzählte Goethe selbst einer ihm sehr nahe stehenden Person, aus deren Munde ich diese Mittheilungen empfangen habe. War es ihm wohl damit Ernst? — Es ist bekannt, daß Goethe eine große Hinneigung zum Wunderbaren und Geheimnißvollen hatte; dasselbe gewährt ja jeder lebhaften Phantasie eine angenehme Aufregung. Diese Neigung bewog den edlen Meister nicht selten, in munterer Laune Den und Jenen zu mystificiren. So wird es wohl auch mit jener Geschichte vom Spiritus familiaris sich verhalten haben.

Gesetzt aber auch, wir dürften die werthe Persönlichkeit des Goethe'schen Klopfgeistes nicht bezweifeln, so können wir doch nicht wohl annehmen, daß dieser Spiritus, dessen Wirksamkeit sich bis dahin lediglich auf Pochen, Rumoren und auf die Führung des Kehrbesens beschränkt hatte, plötzlich musikalisch geworden sei und jene ätherischen Töne hervorgebracht habe.

„Ah, ätherisch! vielleicht ist damit das rechte, das erklärende Wort ausgesprochen. Es läßt sich wohl denken, daß in den Augenblicken, wo ein so mächtiger Geist, wie der Goethe's, im Begriff ist, aus dem irdischen Leben zu scheiden, wo er gewissermaßen noch halb dieser und schon halb jener Welt angehört, daß in solchen Augenblicken ein Herüberragen, ein Herübergreifen des Ueberirdischen in das Irdische statt fände, und daß dieses Herübergreifen des Ueberirdischen sich unserem Gehörsinn in der Form von Tönen, die mit der Musik der Sphären verwandt oder identisch sind, bemerkbar machte.“

Wohlan, halten wir einen Augenblick diesen musikalischen Zipfel einer außerirdischen Welt fest und betrachten, aus welchem Gewebe er besteht. — Sehr viele Leute reden von der Musik der Sphären, ohne eine Idee davon zu haben, was eigentlich darunter zu verstehen ist. Pythagoras stellte vor einigen tausend Jahren die Idee auf, jeder der Planeten, zu denen er auch Sonne und Mond rechnete, habe seine eigenthümliche Sphäre, in welcher er sich bewege. Diese Bewegung durch den Aether bringe einen Ton hervor, der für jede Planetensphäre ein anderer sei, je nach der Größe des Planeten, nach der Schnelligkeit seines Umschwunges und nach seiner Entfernung von der Erde. Bei der nirgends mangelnden Vollkommenheit des Weltgebäudes sei mit Bestimmtheit anzunehmen, daß jene verschiedenen Töne zusammen eine vollkommene Harmonie bilden. Das also ist die oftererwähnte Musik oder Harmonie der Sphären, von der noch nie Jemand, auch Pythagoras nicht, einen Ton vernommen hat. Es ist gewiß, daß die Weltkörper ihre gewaltigen Bahnen in völligem Schweigen wandeln, weil der Weltäther, den sie dabei durcheilen, wohl zur Erzeugung von Lichtwellen, nicht aber von Schallwellen geeignet ist. Der Schall braucht zu seiner Entstehung ein viel dichteres Medium. Schon die verdünnte Luft auf hohen Bergen ist ein sehr schlechter Schallleiter.

Um einen körperlichen Gegenstand mittels des Gehörsinnes wahrnehmen zu können, ist es nothwendig, daß dieser Gegenstand auf mechanische Weise in Schwingungen, d. h. in eine zitternde (oscillirende) Bewegung versetzt werde. Diese Schwingungen theilen sich der umgebenden Luft mit, in welcher sie Wellen, die sogenannten Schallwellen, bilden. Dringen die Schallwellen bis zum Gehörorgan, so empfängt der Gehörnerv einen Reiz, der im Gehirn als diejenige Sinnesempfindung, die wir „hören“ nennen, wahrgenommen wird. Die Luft ist allerdings in den bei weitem meisten Fällen das Mittel, welches die Schallwellen zu unserem Ohr leitet. Aber auch viele andere Körper außer der Luft (z. B. Holz, Wasser) sind dazu geignet, Schallwellen zu bilden.

Es gibt aber noch eine andere Art von Wahrnehmungen des Gehörsinns, die man als „subjective“ zu bezeichnen pflegt. Sie haben ihren Ursprung nicht außerhalb des hörenden Subjectes, sondern in ihm selbst; sie werden nicht durch die Einwirkung von Schallwellen, sondern durch anderweitige Reizungen des Gehörnerven erzeugt, welche meist krankhafter Natur sind. So bringt z. B. Blutandrang nach dem Gehörorgan Ohrenklingen hervor.

Von „subjectivem“ Hören kann in unserem Falle nicht wohl die Rede sein, weil die fragliche Musik nicht von einer, sondern von mehreren Personen zugleich vernommen worden ist. Wir müssen also annehmen, daß wirklich Schallwellen von einem in Schwingungen versetzten Körper hervorgebracht worden sind, welche die Ohren jener Personen getroffen haben. Möglich ist es z. B., daß der Luftzug durch ein Kamin unter gewissen Verhältnissen einen Ton hervorbrachte, der von der Phantasie zu dem Range eines musikalischen Accordes erhoben wurde. Man darf nicht übersehen, daß die Hauptzeugen, durch Nachtwachen erschöpft und gemüthlich stark afficirt, sich in nervöser Spannung befanden. Auch auf die Gräfin ist dies, abgesehen von den Anstrengungen der Pflege und Wartung, anzuwenden. Möglich ist es ferner, daß, ungeachtet aller Versicherungen der Nachbarschaft, doch in einem naheliegenden Hause, vielleicht im Dachstübchen, musicirt worden ist. Und wenn weder diese, noch hundert andere Möglichkeiten aus dem Bereiche des Zufalls zugegeben werden, so glaube ich wahrlich zu Ehren der gesunden Vernunft lieber, daß eine vorwitzige Magd eine vergessene Aeolsharfe in einer Esse oder in einer Dachluke des Goethe'schen Hauses aufgehängt habe, als daß die Musik von den lieben Engelein oder anderen geisterhaften Wesen herrührte.

Nehmen wir doch hier, wie in allen Fällen von wunderbaren, unerklärlichen Geschichten, vor Allem das als gewiß an: die Sache ging natürlich zu, d. h. sie wurde durch die in ihren Wirkungen und Eigenschaften uns bereits bekannten, wenn auch keineswegs ganz erforschten Naturkräfte bewirkt. Ich höre da schon von vielen Seiten den leider auch bei sonst gebildeten Leuten beliebten Einwurf: „Man kann ja nicht wissen, ob es nicht Naturkräfte gibt, die uns noch gänzlich unbekannt sind, und deren Wirkung uns nur in seltenen Fällen, wie eben in dem und dem, wahrnehmbar wird." Dieses „man kann nicht wissen" u. s. w. ist ein böser, falscher Wegweiser, der uns nicht auf die Hochstraße des menschenwürdigen Erkennens hinweist, sondern gradesweges in den alten Sumpf, in welchem Geistererscheinungen, Psychographie, Homöopathie, Mesmerismus und die zahlreichen anderen Gewächse des Aberglaubens in beklagenswerther Fülle gedeihen. Jene Leute mit ihrem „man kann nicht wissen" glauben, die noch unentdeckten Naturgesetze wüchsen wie Trüffeln unter der Erde. Es ist weit wahrscheinlicher, daß die jetzt bekannten Naturgesetze oder Naturkräfte bei fortgesetzter Forschung sich auf wenigere reduciren, als daß neue hinzu erfunden werden.

Man mache mir keinen Vorwurf daraus, daß ich den poetischen Reiz von meiner kleinen Geschichte abgestreift habe. Die wahre Poesie wohnt nicht im Dunkel des Mysticismus! Ihr Reich ist das des Lichtes, des Lebens. Schlage die Werke des größten Meisters aller Poesie, Shakespeare's, auf und lies, wie er die Schmerzen und Wonnen, die Leidenschaften und Gefühle des Menschenherzens, die Freudigkeit des unbefleckten Gewissens, das drückende Bewußtsein der Schuld — kurz, das Leben der Menschen in seinen tausendfachen Beziehungen schildert, das ist die wahre, gesunde Poesie! Und mit Liebe und Verehrung kehre ich am Schlusse dieses Aufsatzes wieder zurück zu dem Altmeister unserer deutschen Poesie, der in seinen herrlichen Schöpfungen es genugsam dargethan hat, daß er das Licht und die Wahrheit zu den höchsten Gütern des Menschenlebens zählte, zu unserem Goethe, der sterbend rief: „Licht, mehr Licht!"

Ja, „Licht, mehr Licht!" sei auch unsere Parole!

Turnvater Jahns Haus zu Freiburg.

(Mit Abbildung.)

Wenn man im gesegneten Thüringer Lande bei Naumburg aus dem Dampfwagen steigt, und das schöne rebenumkränzte Thal, in welchem die Saale und Unstrut sich zu einem schiffbaren Flusse vereinigen, nordwestlich hinausschaut, so erblickt man rechts auf der Bergeshöhe den wie eine Selterssflasche geformten Thurm des Freiburger Schlosses, links die hübschen Gebäude der Champagnerfabrik und im Thale die Häuser der Stadt Freiburg mit dem Doppelthurm ihrer Kirche zu St. Anna. Am Fuße des Schloßberges, etwas erhöht gegen den übrigen Theil des Ortes, liegt das vom Turnvater Jahn im Jahre 1840 erbaute Haus, auf welches sich neuerdings die Aufmerksamkeit gelenkt hat, da es vom Vorstande der deutschen Schiller-Lotterie angekauft worden ist, um als einer der Hauptgewinne mit zur Ausspielung zu kommen.

Die Erwerbung dieses reizend gelegenen Etablissements für den erwähnten Zweck war ohne Zweifel ein passender und guter Gedanke. Das Haus ist weit bekannt und viel aufgesucht, und wenn Stadt und Schloß Freiburg durch die Thüringer Landgrafen, Ludwig den Springer und Ludwig den Eisernen, durch die Deutschen Ritter, welche eine Comthurei darin hatten, und durch Luthers Aufenthalt auf eine frühere Zeit hinweisen, so ist auch Jahn's Haus nicht ohne seine kleine Geschichte. Der Erbauer, welcher darin nach einer bewegten Zeit und vielen Schicksalen seinen Lebensabend zubrachte, wirkte in mancher Beziehung, und auf die Bewohner von Freiburg ist seine Regsamkeit nicht ohne geistigen Einfluß geblieben, wenn es auch hier, wie allenthalben, aufgeblasene Wichte gibt, die ein gemeinnütziges Schaffen nicht zu begreifen verstehen. Von den Jahnschen Erben kaufte das Grundstück ein Edelmann, welcher das Wappen des alten Turnvaters vom Giebel entfernte und die bisher offene Thür den Fremden schloß. Dann siedelte sich Nawald darin an, der, von der Festung kommend, in einer freundlichen Natur bei materiellem Wirken die langen Kerkerjahre vergessen wollte. Von Letzterem datiren die industriellen Bewegungen des Ortes; es entstanden die Dampfschornsteine der Cement- und Wasserglasbereitung und die Champagnerfabriken.

Das kleine Unstrutthal von Freiburg bis Scheiplitz ist eine liebliche Vereinigung von sonnigen Rebenhügeln mit lustigen Weinbergshäuschen, grünen Wiesen mit dem Wasserbande, bewaldeten Abhängen und lohnenden Aussichten auf die thüringische Eisenbahn, umliegende Dörfer, Großjena und Naumburg. Der Wein aus Freiburgs Schweigenbergen ist mild und feurig, die Luft ist rein und gesund, und aus den Eisen- und Cementsteinflötzen springen Quellen, die manche heilsame Wirkung üben.

Das auf stark massiven Mauern erbaute Haus Jahns, mit seinem Turnerspruche: „Frisch, frei, fröhlich, fromm!" ist sehr geräumig, im Innern wohnlich und elegant, und aus dem hübsch angelegten Garten überblickt man die ganze anmuthige Gegend mehrere Stunden weit. So mag sich freuen, wem das Glücksloos zufällt, zu welchem er bei Schillers Gedächtnißfeier gekommen ist!

Deutsche Bilder.

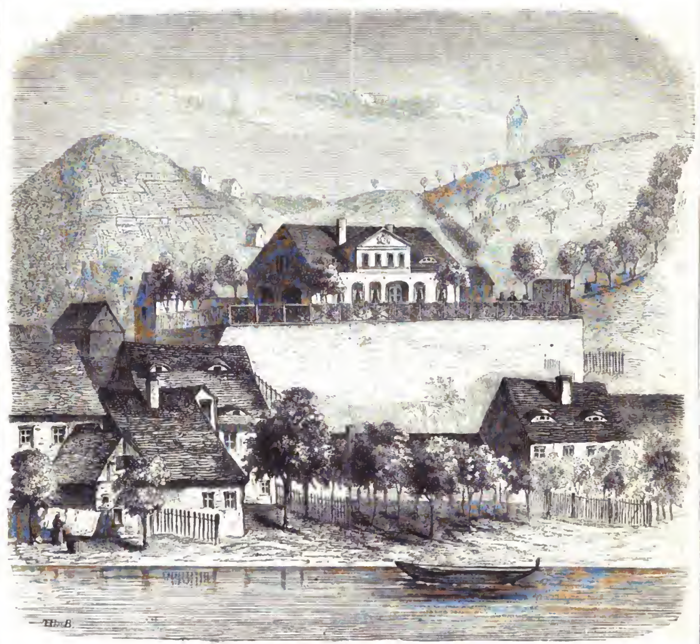
Nr. 2.

Scharnhorst und die preußische Landwehr.

Von S.-W.

In einem Zimmer des Schlosses zu Breslau saß König Friedrich Wilhelm III. und hielt nachdenklich ein Actenstück in seiner Hand. Neben ihm stand ein großer, ziemlich schlanker Mann von etwa sechsundfünfzig Jahren in preußischer Generalsuniform. Es war Scharnhorst, der den noch immer zagenden und zögernden, bangenden und unschlüssigen Monarchen auf's Neue zum thatkräftigen Handeln zu bestimmen suchte, ihm von Neuem alle die Hülfsmittel vorhielt, welche die Patrioten, welche er und seine Freunde, ein Stein, ein Gneisenau, ein Boyen, Grolmann, Clausewitz, York und Dohna seit Jahren und in der Stille zum Kampf gegen den Unterdrücker mit Mühe und unsäglicher Ausdauer vorbereitet hatten. Friedrich Wilhelm schüttelte mit dem Kopfe; er bezweifelte des Generals Angaben und die allgemeine Erhebung des Volks für den Thron. Nicht allein, daß er mißtrauischer als je auf diese von Scharnhorst fast mit Gewalt durchgeführte Volksbewaffnung blickte und allen Ernstes glaubte, er bewaffne selber die Revolution gegen sich und seine Dynastie: er konnte auch den Gedanken nicht fassen, daß so schnell bewaffnete, undisciplinirte Volkshaufen irgend etwas gegen die kriegsgeübten Truppen eines Napoleon ausrichten würden. Das Actenstück, das er jetzt in den Händen hielt und mit zweifelnder Miene durchblätterte, enthielt die Aufzeichnung der preußischen Streitmittel, wie sie Scharnhorst vorbereitet hatte: 120,000 Mann Truppen, eine Landwehr, die auf 100,000 Mann veranschlagt war; freiwillige Jäger, die der General zu 10,000 Mann berechnet hatte. Der König glaubte nicht daran. Sein Land hatte kaum noch fünf Millionen Seelen; Napoleon hatte ihn gezwungen, nur 42,000 Mann zu halten; französische Truppen und Behörden hatten seinen Staat überwacht — und Scharnhorst versicherte trotzdem, es sei eine Armee von über 200,000 Mann bereit, auf den ersten Ruf des Königs sich zu erheben und über die Franzosen herzufallen. Fast war dies so unmöglich, daß der Zweifel wohl berechtigt war.

Und dennoch war Wahrheit, was in dem Actenstücke stand. Ein glühender Haß gegen die Unterdrücker, eine feurige, alle Hinder-



Turnvater Jahns Haus, ein Hauptgewinn der Schillerlotterie.

nisse überspringende Vaterlandsliebe hatte geschaffen, was gewöhnlichen Kräften unmöglich gewesen wäre. Scharnhorst war es, der sechs Jahre lang geschaffen und gearbeitet hatte, unbemerkt und angefeindet, im Stillen und oft trotz des Königs Befehl. Er hatte, wie Stein, ein neues Preußen geschaffen, einen neuen, großen, bewunderungswürdigen Militairstaat; wunderbar war er noch hinter dem Vorhang verborgen — ein Wort des Königs, und der Vorhang fiel, ein ganzes Volk in Waffen entstieg dem Erdboden! Scharnhorst war es, der am Lager des schwerverwundeten Löwen gewacht, ihn gepflegt und gestärkt und die Krallen der Tatzen gestählt hatte. Mit unbegreiflicher Energie hatte er, trotz der Argusaugen der Feinde, eine Armee geschaffen, die dreimal stärker war, als sie sein durfte, versehen mit allem Rüstzeug, ohne daß die erschöpften Finanzen des Staates ihm die Mittel dazu gegeben hätten. Daß er es gekonnt, das ist sein Genie, die Größe, die Unsterblichkeit verdient.

Er war ein Bauersohn aus Hannover und hatte das Glück, in die Militairschule des als wissenschaftlicher Querkopf hochberühmten Grafen von Schaumburg-Lippe auf Schloß Wilhelmsstein zu kommen. Als einer der besten Zöglinge dieser trefflichen Anstalt kam er darauf als Lehrer an die Kriegsschule zu Hannover und machte später als Hauptmann den Krieg in Flandern mit. Die von ihm erdachte und ausgeführte Befreiung der Garnison der kleinen Festung Menin ist eine der wenigen Heldenthaten des ersten Coalitionskrieges gegen die französischen Republikaner, welche der Kaiser und der König von England nicht hoch genug zu rühmen wußten. Die militairischen Schriften Scharnhorst's hatten ihn überdies zu einer Autorität gemacht, und der Herzog von Braunschweig berief ihn deshalb 1801 in preußische Dienste, um an der schon damals beschlossenen Reorganisation der Armee sich zu betheiligen. Er ward Director der Berliner „Akademie für junge Officiere", die er zu der jetzigen Kriegsschule umgestaltete, und seine Vorträge erwarben ihm die Liebe seiner Schüler, von denen besonders Clausewitz den Lehrer am meisten verstand. Vorträge wie Schriften erregten jedoch wegen ihrer Kühnheit der Ideen den Haß der zöpfigen Generäle und bereiteten dem einfachen, schlichten Major der Cabalen soviele, daß er schon 1804 um seinen Abschied bat. Der König indessen bewilligte ihm denselben nicht, versetzte ihn vielmehr zum Generalstab und verlieh ihm den Adel. Vergeblich suchte Scharnhorst hier reformatorisch zu wirken — es ist bekannt, daß der Generalstab nach jahrelanger Berathung über die Reformen in der Armee endlich das Gutachten abgab: „man könne allenfalls ein Packpferd bei jeder Compagnie eingehen lassen."

Nach der Schlacht von Auerstädt, in der er leicht verwundet wurde, schloß er sich als Generalquartiermeister dem Blücher'schen Corps an und leitete, verstanden von dem bravsten Haudegen der

Armee, die berühmte Retirade Blücher's nach Lübeck, wo dies letzte und tapferste Corps endlich capituliren mußte. Scharnhorst wie Blücher wurden gegen französische Officiere ausgewechselt und gingen nach Ostpreußen, wo sich damals die Russen und der letzte Rest der preußischen Armee befanden. Scharnhorst kam zum Lestocq'schen Corps, welches in der Schlacht bei Eylau die preußische Waffenehre wieder herstellte. Nach dem unglückseligen Frieden von Tilsit wurde er Mitglied der Militairorganisations-Commission, welcher auch Gneisenau, Grolmann, Boyer und Clausewitz angehörten, und bald nachher interimistischer Kriegsminister.

In dieser Stellung legte Scharnhorst, im Verein mit seinen militairischen Freunden und dann mit dem Minister von Stein, den Grund zu der Neugestaltung Preußens. Das Werben wurde abgeschafft, ebenso die Stockschläge und die Bevorzugung durch die Geburt. Schon im Juli 1807 schlug Scharnhorst die Errichtung einer Landwehr vor, sowie die Organisation einer großartigen Vertheidigung. Mehr und mehr, und fast allein, sorgte von nun der sinnende General auf diese Organisation des Volkskriegs, auf die militairische Revolutionirung des ganzen Landes, wenn man so sagen darf. Die Art und Weise des spanischen Krieges bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß man neben einem stehenden Heere auch hier im Norden Guerillabanden organisiren müsse, die vornehmlich im Stande seien, eine überlegene Armee zu schwächen und aufzureiben. Als der Krieg mit Oesterreich 1809 ausbrach, war diese militairische Umgestaltung schon so weit gediehen, daß Scharnhorst in Verbindung mit Stein und Gneisenau den König beschwor, sich aus der Furcht und Vorsicht aufzuraffen, die Ketten des Eroberers abzustreifen, mit Oesterreich vereint und mit der über ganz Deutschland verzweigten Insurrection zusammen den Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Der König scheute diese Energie — vielleicht zu seinem Glücke. Oesterreich ward von Neuem besiegt, die große, von Stein hauptsächlich geleitete Insurrection Deutschlands verpuffte in den Schillerhebungen Dörnbergs und des Herzogs von Braunschweig: das Volk war noch nicht reif zur Befreiung, der Druck noch nicht schwer genug, die Noth noch nicht in's Herz gedrungen, die Vaterlandsliebe war im Haß und in der Ehre noch nicht stark geworden. Vier Jahre noch, vier lange, schwere Jahre — und das Unglück hatte die Deutschen einig gemacht, einig, leider nur auf wenige Jahre!

Den Feuereifer eines Scharnhorst freilich erbitterte, wie alle Patrioten, diese Zaghaftigkeit des Königs damals; aber er blieb auf seinem Posten. Und als Alle gingen, als ein Stein geächtet war, ein Gneisenau nach England ging, ein Blücher sich fluchend in Pommern verbarg; als das schwache, franzosenfürchtende Ministerium Altenstein zur Herrschaft kam und mit ihm die Patrioten aus dem Cabinet des Königs gehen mußten, — da wankte Scharnhorst nicht; er blieb an der Spitze der Militairangelegenheiten, ob angefeindet und ob scheel angesehen, ob von des Königs Thatenscheu und Mißtrauen gekränkt: er blieb, eine, eine einzige Hoffnung des aus dem Schlafe erwachten Volks, ein Atlas, der auf seinen Schultern allein damals das neue Preußen trug! Still, fast unbemerkt war er da, um fortzuarbeiten, was so energisch angefangen worden: Keiner unterstützte ihn, selbst Hardenberg, der höfische Minister nicht, der seit dem Juni 1810 zum preußischen Staatskanzler ernannt worden war.

Aber gerade in dieser Zeit des politischen Lavirens und der vollständigen Demüthigung Preußens vor der brutalen Gewalt Napoleons, von 1810 bis 1812, da schuf Scharnhorst unbemerkt und in der Stille jene furchtbaren Streitmittel, die 1813 die Welt in Erstaunen setzten. Ganz Preußen wurde von ihm insurgirt; die „tausend Vendeen", welche Napoleon gefürchtet, wurden von ihm in Verbindung mit den Getreuen jetzt wirklich geschaffen. Er theilte das Land in kleine Bezirke, in dem alle waffenfähigen Mannschaften in den Waffen geübt und dann wieder entlassen wurden; Agenten gingen umher und kauften Waffen auf; die Berliner Gewehrfabrik mußte 1000 Stück Gewehre im Monat liefern; in die verschiedenen Cantons wurden junge, fähige Officiere als Civilbeamte geschickt, um die militairische Organisation zu vollenden; drei große verschanzte Lager bei Pillau, Kolberg und Glatz wurden errichtet, um als Hauptpunkte der Vertheidigung zu dienen. Die Kanonen wurden umgegossen, um aus dem schlechteren Metall deren mehrere zu gewinnen. Die stehende Armee selbst hatte durch die neuen Kriegsgesetze einen neuen Geist erhalten; der Soldat achtete sich selbst und hatte Ehre und Vaterlandsliebe. Jedes Gesetz, welches zu dieser neuen Organisation nothwendig war, hatte Scharnhorst dem Könige, oft fast gegen dessen Willen, entwunden; Mißmuth und Laune des Monarchen hatten ihn nicht ermattet, er blieb immer ruhig und fest, und der König, der ihn hochachtete, gab zuletzt den unaufhörlichen und bestimmten Vorstellungen des Generals nach. So war nach und nach eine Reihe von Verordnungen unterzeichnet worden, die Scharnhorst noch sorgfältig in seinem Schreibpult verborgen hielt, um zu gelegener Zeit von ihnen Gebrauch zu machen.

Und diese Gelegenheit schien endlich da zu sein. Als der Krieg mit Rußland bevorstand und Napoleon Preußen zum Bündniß zwang, da traten die alten, hochherzigen Eisenmänner wieder vor den Thron und beschworen den Neffen Friedrichs des Großen, um die Ehre des Staats das Letzte zu wagen. Jacta est alea — entweder, oder! Mit den Russen ein Bündniß schließen, das Volk, das Volk, welches Scharnhorst in Waffen geübt und mit Rachelust erfüllt, aufrufen gegen den Tyrannen — wer konnte zweifeln, daß man siege? Und besser, ganz zu Grunde gehen, als so ehrlos weiterleben, geschleift von dem Hermelin eines unersättlichen Cäsar, ruhmlos und als Vasall! „Es ist Alles kampfbereit, Majestät, schlagen Sie zu!" Scharnhorst rief es, und der König, von allen Seiten gedrängt, blieb schwankend. Napoleon machte endlich kurzen Proceß; er ließ ein Armeecorps auf Berlin rücken. Da unterzeichnete der König das Bündniß mit Frankreich und ließ seine zornigen Soldaten nach Rußland ziehen.

Man hatte so fest das Gegentheil erwartet und mit so außerordentlichem Eifer dazu gerüstet, daß diese Wendung der Dinge überall den schmerzlichsten Eindruck erregte. Scharnhorst war betäubt von Schmerz, und Thränen rollten aus den Augen dieses ehernen Mannes, der die Mühen von fünf Jahren nun mit einem einzigen Federstrich vernichtet sah. „Wer jetzt noch hoffen kann," meinte er zu Gneisenau, „ist unendlich glücklich. Gebe Gott, daß ich es nicht verlerne!" Die besten der preußischen Officiere nahmen ihren Abschied und gingen in russische Dienste. Gneisenau ging, Graf Chasot ging, Golz, Gruner, Lützow, Graf Dohna, Clausewitz — Alle und hundert Andere gingen! Auch Scharnhorst bat um seinen Abschied. Der König weinte und ernannte ihn zum Inspector der schlesischen Festungen, eine Stellung, welche den General selbstständig ließ, zugleich aber auch, wie er meinte, ihm den Fuß im Bügel erhielt, um noch in dieser verzweiflungsvollen Zeit der Mittler zwischen dem unglücklichen Könige und dessen Volk zu sein.

Und er that viel für die kommenden Ereignisse. Nicht allein, daß er es jetzt noch beim Könige durchsetzte, daß General York, der murrköpfige, eigensinnige, aber kerndeutsche, brave und tollkühne Soldat, dem General Grawert als zweiter Befehlshaber des preußischen Hülfscorps gegen die Russen beigegeben wurde; er blieb auch mit den preußischen Officieren in russischen Diensten in Verbindung und erleichterte deren so folgenschwere Anknüpfungen mit den Preußen unter York. Es lebte eine Ahnung in ihm, daß Napoleon an den großen Dimensionen des russischen Reichs zu Grunde gehen müsse, und diese Ahnung betrog ihn nicht.

Hoch oben im Norden, an den ostpreußischen Grenzen bereitete sich zu derselben Zeit, wo die halbe Million Streiter Napoleons von der Kälte, den Russen und den Elementen vernichtet ward, die lange angestrebte Befreiung Preußens, Deutschlands — ganz Europa's vor, ohne daß der König es ahnte. York war in Folge der Krankheit Grawerts alleiniger Commandant des preußischen Hülfscorps geworden und hatte jeden ernstlichen Kampf mit den Russen zu vermeiden gewußt. Im December 1812 waren die Russen unter Wittgenstein auf ihn losgerückt, und die deutschen Officiere dieses Corps, worunter Clausewitz, suchten York zu bestimmen, von den Franzosen abzufallen, um so mehr, als sie ihm bestimmt die schreckliche Niederlage Napoleons melden konnten. Ein guter Genius verleitete den General York, seine Pflicht zu vergessen, um das Vaterland zu retten. Er schloß ohne Vollmacht des Königs den Vertrag von Tauroggen, just in der Weihnacht, und sagte sich von den Franzosen los. Die Revolution begann damit. Die letzten, decimirten Corps der Franzosen zogen sich vor den in Ostpreußen einrückenden Russen zurück; Stein kam nach Memel und übernahm im Namen des russischen Kaisers die Regierung der Provinz; Schön und Dohna organisirten die Volksbewaffnung im Sinne und mit den Mitteln Scharnhorst's; die ostpreußischen Stände wurden berufen, und die Schriften des braven Arndt über

Landwehr und Landsturm gingen durch's Land und riefen das Volk zur Befreiung des Vaterlands auf.

Der König war außer sich, als er Nachricht von diesen gewichtigen Ereignissen erhielt. Sein dynastischer Stolz empörte sich darüber, daß man ohne seinen Willen dies Alles gethan, daß man ihn zwingen wollte, die russische Partei zu ergreifen, daß Stein eine preußische Provinz im Namen Alexanders verwaltete! Und nun die Angst um den Thron, um die Zukunft! Noch standen die Franzosen im Lande, in Berlin selbst; Preußen war mit Frankreich alliirt — welche Gefahr rief nicht dieser Bruch der Verträge durch York hervor! Welches Verderben mußte nicht über das Land und die Dynastie hereinbrechen, wenn Napoleon wieder Sieger wurde? York wurde abgesetzt, der Vertrag von Tauroggen annullirt — — es geschah wahrlich nur, um die Franzosen zu täuschen, denn der König war unmerklich anderer Ansicht geworden.

Scharnhorst hatte ihn gewonnen! Er war gleich nach dem Eintreffen der wichtigen Nachrichten zum König geeilt und hatte ihn beschworen, jetzt endlich sich aufzuraffen, diese günstige Gelegenheit, vielleicht die letzte, wie einen Wink des Himmels zu betrachten, um das Joch abzuschütteln. Es gelang, den König zu bestimmen; nicht frohen Muthes ließ er geschehen, was die Getreuen thaten, sondern rathlos und bangend, bald von Napoleon um neue Hülfstruppen bestürmt, bald vom Czaren zum Bündniß aufgefordert, von Stein, von Schön, von York und Scharnhorst und den Besten seines Landes bestürmt. Düster und zagend sah er in die Zukunft, ohne Vertrauen und ohne Hoffnung; aber er folgte willenlos dem mächtigen Rauschen, das durch's Land ging und im Nu die dumpfe Masse des Volks mit der Begeisterung für den Kampf um die Freiheit erfüllte. Am 22. Januar 1813 flüchtete der König von Berlin nach Breslau; — am 3. Februar erlangte Scharnhorst den Aufruf zur Bildung der freiwilligen Jägercorps, in den folgenden Tagen andere Verordnungen, welche die Entpuppung seiner seit Jahren betriebenen militairischen Schöpfungen ermöglichte. Friedrich Wilhelm glaubte nicht anders, als daß die Revolution, die losgebrochen war, gegen ihn gerichtet sei; er sah mißtrauisch und bange drein und verdrossen darauf, daß die Gewalt der Umstände „das Volk an die Seite seines Souverains" setzen wollte!

Vergeblich suchte Scharnhorst den König mit diesem Gedanken vertraut zu machen; der Monarch blieb zweifelnd, mißtrauisch und düster, ja, er betrachtete den biedersten aller Generäle wohl selber mit Argwohn. Jetzt saß er im Schlosse zu Breslau und blätterte ungläubig in dem Actenstück, das ihm Scharnhorst gegeben hatte. Immer und immer schien er zu sagen: „Ich glaube nicht an diese Zahlen; ich glaube nicht, daß das Volk für mich sich erhebt, ich traue ihm nicht!" Da plötzlich tönt ein brausender Lärm von der Straße herauf; Hurrah und Jubelgeschrei erfüllt die Luft, die Fenster klirren vom Gerassel der Wagen und dem Vivatruf einer sich heranwälzenden Menge . . . Der König horcht erschrocken auf; Scharnhorst geht zum Fenster und meldet, vor Freude zitternd, daß die **Freiwilligen von Berlin** vor dem Schlosse ihres Königs vorüberziehen!

Friedrich Wilhelm sieht selbst herab, eine lange Reihe Wagen mit jungen, blühenden, freudigen Männern zieht vorüber, jubelnd und zum Schlosse hinauf die Hüte schwenkend, gefolgt und begleitet von zahllosem Volk. Und der König steht da gerührt und mit nassem Aug'. „Majestät," ruft jetzt Scharnhorst, „glauben Sie denn noch nicht an die Liebe Ihres Volkes?" — Ja, jetzt glaubte er daran, dieser König! Die Thräne sagt's, die über die Wange rinnt; die Hand zeigt's, die zitternd und lebhaft herabgrüßt. Die Rinde des Mißtrauens, welche Erziehung und bittere Leidensjahre um sein Herz gelegt, begann sich zu lösen. Was hatte denn diese Nation auch gethan, daß ihr Fürst so schwer an ihre Tugendgröße glaubte? Aber das ist das alte Unglück der Könige, daß sie nicht an die freie Liebe ihrer Völker glauben können, daß sie nur Unterthanen, keine freien, selbstständigen Staatsbürger wollen! Was konnte ein König denn geben für so viel Liebe, so viel Treue, so viel Opfer?!

Noch immer war es nicht ausgesprochen, daß dieser preußische Aufstand gegen die Franzosen gerichtet sei, obwohl Niemand daran zweifelte. Alexander bat um diese Zeit den König, ihm den General Scharnhorst zu senden, mit Vollmachten zu einem Bündniß. Am 23. Februar reiste Scharnhorst nach Kalisch, wo denn am 28. der von allen Patrioten heißersehnte Vertrag mit Rußland abgeschlossen wurde, der den Kampf gegen Napoleon mit allen Kräften bestimmte. Am 15. März zog der Czar, begrüßt als Befreier, an der Spitze seiner Garden in Breslau ein; Preußen übersandte an demselben Tage Frankreich die Kriegserklärung. Und nun folgte Schlag auf Schlag: die Russen trieben die Franzosen aus Berlin; York nahte sich mit der durch Landwehren verstärkten ostpreußischen Armee. Am 17. März erschien der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk"; am gleichen Tage ließ Scharnhorst die Errichtung der Landwehr und des Landsturmes verkünden. Proclamationen und Aufrufe folgten in betäubender Schnelligkeit und riefen es laut unter die Völker und in den Himmel hinein, daß der Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit begonnen habe!

Jetzt zeigte sich, was Scharnhorst geschaffen, auf was für festen Grund er gebaut. Außer der stehenden Armee konnte man im Nu schlagfertige Reservebataillone, 52 an der Zahl, aufstellen, lauter Männer, die Scharnhorst seit 1808 im Stillen als sogenannte Krümper hatte in den Waffen üben lassen. Sämmtliche Garnisonscompagnien gestalteten sich plötzlich zu Bataillonen; die Cavallerie bildete sich im Nu, da das Land die Pferde unentgeltlich stellte. Schon Ende März hatte dieser kleine preußische Staat 110,000 ausgebildete Truppen im Felde. Und die Landwehren! Wer wüßte es nicht, wie sie hinströmten, als der König gerufen, und Weib und Kind, Haus und Hof verließen, um sich vom Pfarrer für den kriegerischen Beruf segnen zu lassen! Buntschedig, ohne Uniform, der Eine im Bauerkittel, der Andere im Stadtrock, der Dritte mit halber Uniform, schiefe Hacken am Stiefel und geflickte Jacken auf dem Leibe, so kamen sie zu den Waffenplätzen, nahmen die Mütze mit dem Kreuz von weißem Blech „Mit Gott für König und Vaterland", alte Piken, schlechte Kuhfüße, verrostete Säbel — ein paar Groschen im Sack und scharfe Patronen. Was thut's, ob sie schön und gedrechselt aussehen — schlägt doch ein schönes Herz unter diesen Lumpen und führt doch die herrlichste Begeisterung die schlechten Waffen! Scharnhorst hatte sich nicht getäuscht: die Vaterlandsliebe stellte eine unglaubliche Menschenzahl; binnen sechs Wochen waren 271,000 Streiter auf den Beinen; d. h. von achtzehn Einwohnern Preußens war immer einer im Felde!

Die Würfel waren gefallen, der Krieg vor der Thür. Schon rückten die zusammengerafften Corps der Franzosen heran, um „diesem schlechten Gesindel" den Garaus zu machen. Scharnhorst flog von Stadt zu Stadt; er organisirte selber die Landwehren, half dem Fehlenden ab und sorgte besonders für Proviant, Munition und zweckmäßige Vertheilung der mangelnden Officiere. Am 4. April ging er zur Armee Blüchers nach Sachsen ab. Er war der Generalquartiermeister dieses braven Helden, der Kopf zu diesem nervigen Arm, den Blücher noch in Gneisenau, dem Schüler und Nachfolger Scharnhorsts, nach dem Ende der Siege verehrte.

Bei Großgörschen, am 2. Mai, 's war just die erste Schlacht mit den Franzosen und Napoleon selbst — da haben die Blücher und Scharnhorst, die York und Gneisenau die Heldendegen mitsammen erprobt. An der Spitze der Schwadronen fegten sie ein, zwei, drei Mal übers leichenbesäte Schlachtfeld auf das brennende Kleingörschen und Rahna los, zuletzt noch Scharnhorst allein, im dichtesten Kartätschenfeuer, mit einer halben Schwadron halber Leichen im Bügel, die endlich, von der Natur überwunden, von den Pferden heruntersanken. Bei dieser letzten Charge dieses heißen und glorreichen Tages traf eine Kugel Scharnhorsts Bein — es war der Pfeil des Todes, der hiermit in's Fleisch gedrungen.

Der General mußte nach Zittau, um die Heilung der Wunde abzuwarten. Seine Ungeduld ließ ihm nicht Ruhe, besonders als er erfuhr, daß der König, wegen der Zögerung Oesterreichs und der Erfolglosigkeit der bisherigen mörderischen Kämpfe, zaghafter denn je geworden war. In der Heißbegierde eines Patrioten edelster Art flog er vom Krankenlager, aus den Armen seiner ihn pflegenden Tochter zum Könige, um sich die Mission nach Wien zu erbitten. Er erhielt sie, und sie war sein Tod. Ohne sich Ruh und Rast zu gönnen, war er nach Wien und wieder zurückgeeilt. In Prag mußte der General bleiben; seine noch nicht vollständig geheilte Wunde war wieder aufgebrochen. Am 28. Juni, inmitten des Friedenscongresses zu Prag, der die Aera der großen Völkerkämpfe vorbereitete, die Aera der preußischen Landwehr, seiner Landwehr, an demselben Tage, wo Metternich in der berühmten Audienz bei Napoleon in Dresden Oesterreich frei und zum

Bundesgenossen der Befreiungssache machte, starb Scharnhorst, kaum 57 Jahre alt. Ihm hatte das aufopfernde Bemühen um dieses Bündniß den Tod zugezogen — einen Tod, schmerzlich und doch beneidenswerth, da er kam, als dieser herrliche Geist die Blüthen seines Wirkens in aller Herrlichkeit aufgehen sah, und bevor eine Täuschung späterer Tage ihm den Frühling deutschen Erwachens verbitterte.

Scharnhorst! Ein preußischer, ein deutscher Held, ein Vorbild männlicher und kriegerischer Tugenden: nicht um ihn trauern gilt's, nein, an seinem Andenken sich aufraffen, erheben, begeistern und stählen! Es wird die Strafe kommen für das Unrecht, das die Fürsten ihren Völkern gethan; es naht die Zeit, wo 1806 den Kreis beschrieben und wo das Unglück unseres Vaterlandes dessen Heil und Glück, dessen unfindbare Einigkeit und Einheit bringen wird! Habt Acht, daß ihr nicht Lust und Athem unterm wucht'gen Knie des Feindes verliert! Ein Scharnhorst thut uns Noth, ein Horst der Schaaren aus dem Volk und für das Volk und mit dem Volk, ein Mann, wie er, an der Spitze unserer Söhne, wenn es übermüthigen Grenznachbarn einfallen sollte, die räuberischen Hände nach unserem Vaterlande auszustrecken.

Blätter und Blüthen.

Der elektromagnetische Telegraph. In dem kurzen Zeitraume seit seiner Erfindung hat sich der elektromagnetische Telegraph mit Riesenschritten über den Erdkreis verbreitet; nicht allein Europa's äußersten Osten mit dem Westen, den Norden mit dem Süden verbindet ein Telegraphennetz, in welches fast jeder Ort von Bedeutung eingeflochten ist; auch in allen übrigen Welttheilen ist derselbe heimisch geworden, und nur eines kurzen Zeitraumes wird es noch bedürfen, so erkennt er selbst des atlantischen Oceans trennende Fluthen nicht mehr als ein Hinderniß des unmittelbaren Wortaustausches und der Gedankenmittheilung weit von einander entfernter Völker an. Leicht und mit der Schnelligkeit des Gedankens, mit dem der menschliche Geist nach und durch entfernte Länder und über der Meere und des Oceans Fluthen schweift, trägt der elektromagnetische Telegraph seine Zeichen und Signale von dem einen Welttheile zu dem andern. Bedenkt man, wie groß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des elektrischen Stromes ist, nämlich 63,000, nach neueren anderen Messungen auch 67,000 geographische Meilen per Secunde, so würde demnach ein von einem Punkte der Erde ausgehender Strom in $^1/_{12}$ Secunde den Weg um die ganze Erde machen und wieder zu seinem Ausgangspunkte zurückkommen, da, wie bekannt, der größte Erdumfang nur 5400 geographische Meilen beträgt. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß, wenn sich der elektrische Strom mit dieser Geschwindigkeit von einem Orte zum anderen durch eine Drahtleitung fortbewegen soll, dieselbe von solcher Dicke und Stärke sein muß, daß sie ihrem Leitungsvermögen vollkommen entspricht, indem sonst der Strom bei seinem Durchgange auf einen Widerstand stößt, den er erst zu überwinden hat und durch den er theils aufgehalten, theils geschwächt wird. Auch muß diese Drahtleitung vollkommen von der Erde isolirt und an keinem Punkte mit derselben in leisester Berührung sein, indem sonst an diesen Stellen ein Theil des Stromes in die Erde abgeleitet wird und derselbe eine abermalige Schwächung zu erleiden hat. Den ersten Fehler besitzen alle unsere gegenwärtigen Drahtleitungen, wie sie denn auch theils mehr, theils weniger gut von der Erde isolirt sind.

Bei den in die Erde und durch Wasser gelegten Drahtleitungen kommen auch noch andere, dem Physiker und Mann der Wissenschaften wohlbekannte Ursachen und Fehler vor, wodurch in denselben der elektrische Strom gebunden und festgehalten wird. Doch Vieles ist ja schon dem Scharfsinne des menschlichen Geistes gelungen, und so dürfte die nächste Zukunft auch diese Fehler beseitigt sehen, wie es auch nur noch weniger Jahre bedürfen wird, bis die herrlichen Riesenprojecte der Herstellung einer Telegraphen-Linie, welche sich wie ein Gürtel um alle Theile des Erdkreises schlingen und dieselben trotz Oceansfluthen und Meereswogen einander nähern und in Verbindung bringen soll, vollendet sein werden.

Jedem Leser der Gartenlaube wird es gewiß willkommen sein, wenn wir ihn einmal mit diesen Projecten bekannt machen und ihm zugleich einen Theil der Apparate und Maschinen verführen, durch welche der Mensch das geheimnißvolle Wesen und Agens der Elektricität zwingt, seine Wirkungsweise zu offenbaren.

Durch das Gelingen der ersten, von dem Engländer John Watkins Brett ausgeführten unterseeischen Telegraphenleitung zwischen Frankreich und England, und zwar von Calais nach Dover, welche nunmehr seit beinahe zehn Jahren mit dem besten Erfolge besteht, war vollständig nachgewiesen, daß der Meeresboden wohl geeignet sei, ein auf ihn niedergesenktes Telegraphenlau sicher zu bergen und aus dem Bereiche von Beschädigungen zu bringen, die etwa durch Strömungen in der Tiefe des Wassers und daraus entstehende Abreibungen der äußeren Umhüllung des Drahtes veranlaßt werden möchten. Zugleich war aber auch bewiesen, daß die Einsenkung und Auslegung des Taues mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, weshalb dabei alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln angewendet werden müssen. Das erste Signal, welches auf diesem Verbindungsdrahte gegeben wurde, war von großer Bedeutung, nicht allein für die Geschichte der elektromagnetischen Telegraphie, auch nicht deshalb, weil es das herrlichste und erhabenste Siegeszeichen für den menschlichen Geist war, sondern es war und wird noch weit mehr in der Zukunft von der größten Bedeutung für alle Völker und für die Weltgeschichte sein. Die Gründe zu dieser Behauptung liegen nicht sehr ferne und dürften leicht zu errathen sein; auch ist es nicht unsere Aufgabe, hier dieselben näher erörtern und auseinandersetzen zu wollen.

Durch diese unterseeische Leitung war bereits auch der Grund gelegt zu den weiteren Telegraphenlinien von Ostende (in Belgien) nach Dover, welche seit 1. Mai 1853 dem Verkehr eröffnet und übergeben wurde, ferner zu der von Haag (in den Niederlanden) an die englische Küste bei Oreford Neß, welche am 15. August 1853 eröffnet wurde.

Die dritte größere Unterseeleitung war die durch das schwarze Meer von Varna nach Balaklava, welche vom 10. bis 14. April 1855 eingesenkt wurde und eine Länge von 370 englischen Meilen hat. Die Veranlassung zur Anlage dieser Leitung war durch das Bedürfniß einer raschen und schnellen Correspondenz mit den vor Sebastopol stehenden alliirten Heeren hervorgerufen, weshalb sie auch nur provisorisch hergestellt und nur zu militairischen Zwecken verwendet wurde.

Zwei projectirte Leitungen sind es aber besonders, welche gewiß das Interesse jedes intelligenten Menschen fesseln und erregen müssen, nämlich die Herstellung einer unterseeischen Telegraphenleitung nach Afrika (bereits vollendet und ausgeführt) und deren Fortsetzung nach Alexandrien, Cairo, Ostindien, China und Australien, und zweitens die Legung eines Telegraphen-Taues durch den atlantischen Ocean, wodurch die Telegraphennetze von Europa und Amerika aneinander geknüpft werden sollen. Ueber die leider mißlungene Einsenkung dieses Telegraphen-Kabels zwischen der irländischen Küste und Neufoundland, welches eine Länge von 1680 englischen Meilen hatte, wurde bereits in allen Zeitungen und Journalen vielfach geschrieben und berichtet. Wir erwähnen deshalb hier nur, daß der unglückliche Ausgang dieses Versuchs keineswegs das Unternehmen aufgehoben und die Gesellschaft der Actionaire entmuthiget hat. Vielmehr dürfte die Einsenkung des wieder ergänzten Drahtes in kürzester Zeit erfolgen, wobei man die gemachten Erfahrungen wohl benutzen und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anwenden wird.

Ebenso dürfte sich schon in der nächsten Zukunft ein zweites Project verwirklichen, nach welchem eine unterseeische Leitung von der französischen Küste bei Bordeaux ausgehen, das Cap Finisterre in Spanien und Lissabon in Portugal berühren, zu den azorischen Inseln führen, und in Boston (Vereinigte Staaten von Nordamerika) münden soll. Zur Ausführung dieses Projectes hat sich schon vor zwei Jahren eine Gesellschaft von Actionairen gebildet, deren Vertreter, Herr W. Glower, mit der kaiserlich französischen Regierung den erforderlichen Staatsvertrag abgeschlossen hat.

Noch müssen wir hier eines dritten, von dem Amerikaner T. P. Shaffner entworfenen Projectes erwähnen, nach welchem die telegraphische Verbindung der beiden Hemisphären Europa und Amerika auf folgende Weise stattfinden soll. Dieselbe soll von der Ostküste des britisch-nordamerikanischen Festlandes, und zwar von Labrador ausgehen und durch die Davis-Straße nach Grönland überführen. Hier könnte sie längs der Küste fortgeführt oder wieder unterseeisch nach Island gehen, dasselbe durchschneiden und endlich über die Faroerinseln nach Norwegen laufen, so daß sie in Bergen münden würde, wo sie durch die bereits bestehenden norwegischen Linien mit den übrigen europäischen Continentallinien in Verbindung treten würde. Ob die Anlage dieser Leitung stattfinden wird, steht noch in Frage, wenngleich ein Staatsvertrag, die Ausführung dieser Leitung betreffend, zwischen der königlich schwedisch-norwegischen Regierung und dem erwähnten Herrn Shaffner besteht und abgeschlossen wurde.

Was die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Afrika anbelangt, so ist dieselbe, wie schon erwähnt, bereits ausgeführt und vollendet. Dieselbe geht von La Spezzia an der Westküste von Oberitalien aus und führt zu den Inseln Corsica und Sardinien über, läuft sodann an der Westküste dieser letzteren bis nach Cagliari und theilt sich hier in zwei Arme, von denen der eine zum Cap Teulada, und von hier aus unterseeisch bis zur afrikanischen Küste führt, wo er unweit Bona mündet und mit den algierischen Linien in Verbindung steht. Der zweite Arm dagegen läuft zur Insel Malta, und von hier aus zur Insel Corfu. Zum Anschlusse an die ostindischen Linien sind nun zwei Wege vorgeschlagen, von denen der eine, von Bona ausgehend, längs der afrikanischen Küste über Tunis, Susa, Tripolis, Alexandrien, Cairo, Suez, Jerusalem, Damascus, Anah, Bassora und durch Persien und Beludschistan nach Hydrabad in Vorder-Indien führen soll, wo sie sich an die Linien der ostindischen Compagnie anschließen könnte, die von Hydrabad nach Bombay und über das Carnatic und die Küste Coromandel nach Hogtag gehen. Dem zweiten Vorschlage zufolge würde die Leitung von Malta direct nach Alexandrien vermittelst eines circa 1000 englische Meilen langen unterseeischen Kabels führen und von hier aus zu Lande über Cairo, Suez bis Kosseir am rothen Meere laufen, durch welches eine zweite unterseeische Leitung nach Aden an der arabischen Meeresküste führen würde, die sich dann nach den Inseln Kouria Mouria und bis Kurachee und Bombay fortsetzen könnte.

Welchen dieser zwei vorgeschlagenen Wege man beibehalten wird, ist noch unbestimmt, dürfte sich aber bald entscheiden, wenn die telegraphische Verbindung mit Alexandrien hergestellt sein wird, welches gleichsam die Basis und der Vermittlungsort zwischen den europäischen und ostindischen Linien ist. Eine Verbindung mit Alexandrien wird jedoch schon in diesem Jahre stattfinden, und zwar von Constantinopel aus, da von derselben die

Strecke von Constantinopel bis zum Cap Hellas an den Dardanellen vollendet und dem Verkehr übergeben, während die weitere Leitung vom Cap Hellas bis Alexandrien in Angriff und Ausführung genommen ist.

Die Anknüpfung der australischen Linien an das europäische Telegraphennetz, und zwar vermittelst der ostindischen Linien, soll auf folgende Weise geschehen: Die Leitung würde von Rangoon, als dem östlichsten Punkte der ostindischen Linien, ausgehen und nach Malacca und Singapore, sowie zur Insel und Stadt Borneo laufen. Nachdem sie durch das Innere dieser Insel bis zu deren Ostküste fortgeführt würde, sollte dieselbe wieder unterseeisch werden und über Celebes und die Melville-Inseln an der Nordspitze von Australien münden, an welche sich dann eine weitere durch den Golf von Carpentaria gelegte unterseeische Leitung anschließen könnte, mit welch letzterer die von Melbourne und Sidney kommenden und bereits bestehenden Linien in Verbindung stehen würden.

Nachdem wir nun die Leser der Gartenlaube mit diesen Projecten bekannt gemacht, dürfte sich bei vielen die Frage und der Zweifel aufdrängen: ob dieselben auch ausgeführt und glücklich vollendet werden? Wir glauben ihnen mit Bestimmtheit antworten zu können, daß es nur eines kurzen Zeitraumes, vielleicht nur noch weniger Jahre bedürfen wird, bis dieselben, wenn auch nicht in der beschriebenen Art und Weise, doch mit weniger Abänderung und Verlegung ausgeführt sein werden. Der Unternehmungsgeist und Scharfsinn unserer Zeit kennt keine örtlichen Hindernisse und Schwierigkeiten mehr, die er nicht zu umgehen und zu beseitigen wüßte, noch dazu wo die Herstellung einer solchen telegraphischen Verbindung der einzelnen Welttheile so große und unberechenbare Vortheile sowohl der Verkehrs- und Geschäfts- wie auch der politischen Welt bietet.

Oss.

Aërirtes Brod. Nach hergebrachter Meinung muß unser tägliches Brod „gesäuert“, mit Sauerteig, Hefen oder Wärme aufgetrieben und locker gemacht sein, um zu gerathen und schmackhaft zu werden. Allerdings verdankt das Brod dem Gährungsprocesse, der durch Sauerteig und Hefen erzeugt und dann durch das Backen unterbrochen wird, seine Porosität, Leichtigkeit, theilweise auch Verdaulichkeit, aber diese Gährung selbst ist weder nöthig, noch nützlich, im Gegentheil wohl öfter schädlich, wenn sie nicht zu rechter Zeit unterbrochen oder durch Temperatur-Einflüsse chemisch verändert ward. Man hat deshalb in England angefangen, aërirtes, d. h. durch Lufteinknetung aufgegangenes Brod zu backen. Dr. Dauglish, der sich diesen Proceß der „Aëration“ patentiren ließ, sagt: „Die Herstellung lockeren, porösen Brodes durch Gährung und begonnene Zersetzung ist mit vielen Nachtheilen verbunden. Diese ergeben sich besonders aus der überaus großen Schwierigkeit, den richtigen Grad der durch Gährung entstandenen Zersetzung zu bestimmen und diese zwischen einem Zuviel und Zuwenig zu treffen. Eine Form der Zersetzung geht während des Gährungsprocesses so leicht in die andere über, theils durch die Temperatur, theils durch Bestandtheile des Teiges, daß ein großer Theil des Mehls, das auf den Markt kömmt, besonders das, welches von nassem Wetter gelitten hat, unfähig ist, in lockeres Brod verbacken zu werden, wenn man nicht Alaun oder andere schädliche Artikel beimischt.“

Er hat deshalb drei Patente darauf genommen, aërirtes statt gesäuertes Brod zu backen, und die nöthigen Anstalten zur Ausführung seiner Patente getroffen. Diese sind, wie wohl alle Patente, ein Unsinn, da Jeder auf seine Weise Brod aëriren kann und die größte Dampfmaschinen-Bäckerei Englands, die von Peak und Frean in Rotherhithe, weit draußen im Südosten Londons, längst täglich viele Tausende von aërirten Broden oder Biscuits aus ihren Oefen förmlich purzeln lassen. Es ist eine Bäckerei ohne Bäcker, blos mit einer Armee von Jungen und Arbeitern, welche der Alles selbst machenden Maschinerie dienen. Sie schütten an einem Ende der Maschine einen Sack Mehl nach dem andern in eine große Oeffnung und bekommen ihn kurz darauf am andern Ende wieder als einen Hagelregen von braunen, hübsch geformten, leicht und gut gebacknen Abernethy-, Brighton-, Macaroon-, Picnic-, Preßburg-, Schiffs- und zwanzig anderen Sorten von Biscuits. Das Mehl fällt hinunter in ein eisernes Gefäß, wo es sich selbst mit zuströmendem Wasser mischt, dann mit wüthend und wild aussehenden Messern und Quirlen sich selbst furchtbar zerfleischt und zerwühlt und unter schweren metallenen Walzen knetet. Hernach breitet sich der wohlgeknetete und mit Luft durchreichte Teig selbst zu flachen, großen Kuchen aus und zerschneidet sich selbst in regelmäßige, runde oder viereckige rc. Biscuits, wobei die unbrauchbar gewordenen unregelmäßigen Teigstückchen von einem unsichtbaren Maschinengeiste rein und richtig weg- und in ein besonderes Gefäß geschafft werden. Die Biscuitschnitte legen sich hierauf auf flache, metallene Platten, die nun von selbst langsam in den Ofen wandern und gerade so lange drin bleiben, bis sie eben just durchgebacken sind. Die Biscuits scheinen selbst den rechten Augenblick zu fühlen, denn sie fallen immer just im rechten Momente, nicht zu blaß und nicht zu braun, von selbst heraus in bereit stehende große Körbe. Alles dies thut die Maschine selbst und allein, sodaß Menschenhände blos als Maschinisten und Träger des Mehls und der Gebäcke dabei thätig sind.

*Dies ist kein Wunder mehr. Die neuen Hoe'schen Dampfmaschinen-Pressen, die in der Stunde bis 25,000 Foliozeitungen fix und fertig drucken, die amerikanischen Wasch-, Trocken-, Stärke- und Plättmaschinen, die auf der einen Seite die schmutzigen Hemden in Empfang nehmen und auf der andern fein weiß, geplättet wieder hinlegen (Alles in einer Stunde, sodaß der Gentleman mit einem Hemde im Gasthofe jeden Morgen ein reines anziehen kann — er wirft es früh 7 Uhr vor die Thür, kriecht wieder in's Bett und holt es sich um 8 Uhr schneeweiß und spiegelblank wieder), und andere mechanische Zauberer beweisen schon, wie viel Plack und Qual Kolben, Räder und Dampf den Menschen abnehmen können. Spätere Geschlechter werden sich wundern, wie es die Frauen unserer Zeit mit ihrem verwaschenen, verkochten und verflickten Leben nur aushalten konnten, wundern über die Erbärmlichkeit dieser Tage, die so lange zögerten, sich der unendlichen Wohlthaten dieser längst vorhandenen Wasch-, Back- und Nähmaschinen zu bedienen und dafür etwas Schöneres, Edleres, Nützlicheres mit intelligenter Hand zu schaffen.

Doch zurück zu unserm „aërirten Brod“. Dr Dauglish leichtet und lockert den Teig durch mechanische Einmengung kohlensaurer Luft ohne Gährung und Zersetzung. In einem Gefäße des Backapparats wird Kohlensäure durch Schwefelsäure und kohlensauren Kalk erzeugt, chemisch gereinigt und in einen Gasbehälter geleitet. In ein Gefäß daneben wird nun Wasser aus einer Cisterne und Gas aus dem Behälter getrieben und durch bedeutenden Druck in einander gezwängt. In das Mischgefäß daneben von Kugelform, reichlich mit Messern und Kräueln versehen, die von außen durch Dampfkraft in rasche Drehungen versetzt werden können, wird nun ein Sack Mehl geschüttet und die atmosphärische Luft durch einen energischen Strom von Kohlensäure ausgetrieben. Das Mehl, mit condensirter Kohlensäure und eingepreßtem Wasser in dem Mischgefäße fest verschlossen, wird nun durch die rasend arbeitenden Knetemesser rasch in Teig verwandelt, der dann durch eine untere Oeffnung aus dem Mischgefäße in solche Formen eingelassen wird, in welchen man das Brod eben haben will. Der ganze Proceß dauert eine halbe Stunde. Backöfen nehmen dann die Teigformen durch mechanische Hebelkräfte ebenso leicht auf, wie sie durch Maschinerie wieder herauskommen. Noch vollkommener sind freilich die Einrichtungen in der Riesenanstalt von Peak und Frean. Die Hauptsache in den Apparaten des Dr. Dauglish ist reines Brod, das keiner Gährung und Zersetzung ausgesetzt war, reines, blos mit etwas Salz gemischtes Brod mit Kohlensäure, die im Magen so wohlthut, wie Weißbier- und Champagnertrinker beschwören können.

Hauptsache für uns ist, daß hier wieder eine Anregung für leichte, mühelose, schnelle Zubereitung gesunden Nahrungsstoffes gegeben ward, was gewiß in einer Zeit der Fälschung und Vergiftung fast aller Lebensmittel und Industrieartikel nicht unerfreulich gefunden werden wird. Es wird in Deutschland mit etwas Chemie, Mechanik, gutem Willen und Capital nicht schwer sein, auch aërirtes Brod zu backen.

Aus dem Tagebuche eines Thürstehers. Vor kurzem starb in Paris ein alter, fast achtzigjähriger Greis, der seit dem Anfang dieses Jahrhunderts Portier im Tuilerienschloß war und dieses Amt bis kurz vor seinem Tode versah. Seine Hinterlassenen fanden unter seinem Nachlaß auch ein kleines, in Leder gebundenes altes Buch, das nur drei bis vier Blätter Schreibpapier enthielt. Auf der ersten Seite stand der Titel des Buches: „Verzeichniß der Bewohner des Tuilerienschlosses während meiner Dienstzeit“. Auf der zweiten Seite aber stand folgendes Verzeichniß:

1) Napoleon Bonaparte, erster Consul der Republik, sodann Kaiser der Franzosen, eingezogen den 29. Februar 1800 aus dem Luxembourg-Palais, ausgezogen den 30. März 1814 nach der Insel Elba.

2) Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra, eingezogen den 3. Mai 1814 aus England, ausgezogen den 19. März 1815 nach Gent.

3) Napoleon, Kaiser der Franzosen, eingezogen den 20. März 1815 aus Elba, ausgezogen den 3. Juli 1815 nach der Insel St. Helena.

4) Ludwig XVIII., eingezogen den 18. Juli 1815 aus Gent, gestorben im Schloß den 16. September 1821.

5) Karl X., König von Frankreich und Navarra, eingezogen den 17. September 1824 aus dem Pavillon Marsan, ausgezogen den 29. Juli 1830 nach Schottland.

6) Das Pariser Volk, Insurrectionsgesellschaft, eingezogen den 29. Juli 1830 von der Straße, ausgezogen den 29. August d. J. zu seinen Geschäften.

7) Ludwig Philipp I, König der Franzosen, eingezogen den 29. August aus dem Palais Royal, ausgezogen den 24. Februar 1848 nach England.

8) Das Volk von Paris, Barricadenkämpfer, eingezogen den 24. Februar 1848, ausgezogen den 20. März 1848 zu seinem Berufe.

9) Napoleon III., Kaiser der Franzosen durch die Gnade Gottes und den Willen des französischen Volks, eingezogen am 2. December 1852 aus dem Palais Elysee, ausgezogen . . . . ? — Der Tod überraschte den braven Portier, um den Auszug des jüngsten Bewohners der Tuilerien in seinem sicher nicht uninteressanten Verzeichniß einzutragen.

Louis Böhner, der „wandernde Spielmann“, wie ihn L. Storch so liebenswürdig in Nr. 1 und 2 dieses Blattes geschildert hat, ist vor einigen Tagen in Gotha hinübergeschlummert in eine bessere Welt. Seine letzten Tage waren fast freudige zu nennen, denn von allen Seiten kamen ihm Beweise der innigsten Theilnahme zu, die ihn oft zu Thränen rührten, viele in Folge des obenerwähnten Artikels, z. B. ein sehr zart und warm empfundenes Gedicht: „Der wandernde Spielmann“. Am Palmsonntag ward er in das enge Bett eingesenkt. Der einfache Sarg war überdeckt mit Blumen, ein Lorbeerkranz krönte das alte Haupt, und unter dem Gesang der Chorschüler und der Militairmusik schloß sich das kleine stille Haus, in dem nun der Spielmann für immer ausruhen darf von seines Lebens Mühen. Mit ihm ist ein „echter Musikante“ schlafen gegangen.

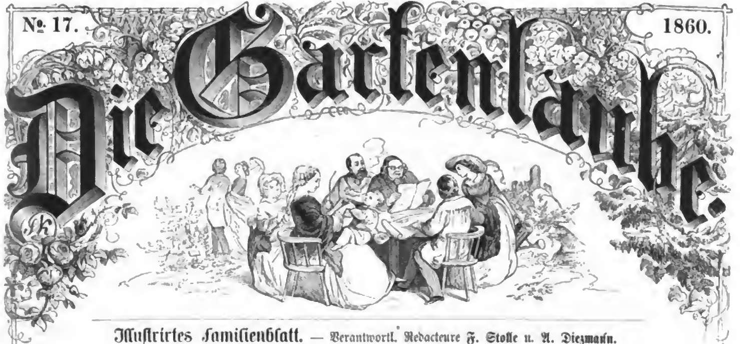
Für „Vater Arndt“

gingen weiter bei dem Unterzeichneten ein: 2 Thlr. 15 Ngr. Einige Schüler der ersten Classe der Leipziger Handelsschule — 3 Thlr. 10 Ngr. Ertrag der Sammlung bei Herrn Dr. B. in Lößnitz den 25. März — 2 Thlr. Albert Träger, Assessor in Naumburg — 18 Thlr. 16½ Ngr. Ertrag einer Sammlung durch Herrn C. F. Schmidt in Frankenberg — 1 Thlr. W. S. D. aus Karlsruhe. — 1 Thlr. Zwei Verehrer des Vater Arndt im Fürstenthum Göttingen. — 20 Ngr. R. F. in Leipzig.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 17. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Nicht wie die Welt.

Nicht wie die Welt — was weiß die Welt? —
Nicht wie die Welt verlanget,
Sie, die den Sinn auf Täuschung stellt,
Mit buntem Schaume pranget,
Nicht wie die Welt begehrt und liebt,
Ich handle, wie das Herz es gibt.

Was habt ihr von der Gleißnerei
Und all den glatten Lügen?
Den Schelm wird doch, wie klug er sei,
Ein andrer Schelm betrügen.
Spitzbüberei ist eitler Wahn,
Gradaus bleibt dennoch wohlgethan.

Nein, weil die Welt im Argen liegt,
Sollst Du im Guten stehen.
Wer sich zum losen Strudel fügt,
Muß mit zu Grunde gehen.
Will gar kein Andrer mit Dir sein,
So tritt seitab und steh' allein.

Karl Lappe.

Die Geschiedenen.

Von Hermann Schmid.

(Schluß.)

Amalien konnte Rudolphs Gemüthsstimmung nicht entgehen — sie erkannte klar, daß dieses Verhältniß unhaltbar war, aber ehe sie sich entschloß, zu handeln, mußte sie gewiß wissen, daß keine Täuschung obwaltete.

Sie erhielt diese Gewißheit bald. Bald nach jenem verhängnißvollen Abende hatte sie bemerkt, daß das von Theresen gestickte Uhrkissen mit ihren Haaren von seiner Stelle über Rudolphs Schreibtisch verschwunden war. Sie fragte nicht darnach, aus zarter Schonung, aber sie freute sich einen Augenblick an der Hoffnung, Rudolph könnte dasselbe entfernt haben, um sich eine herbe Erinnerung zu ersparen. — Als sie einmal zu etwas ungewöhnlicher Stunde Rudolphs Zimmer betrat, hatte er weder ihr Pochen noch ihr Eintreten gehört, und stand von ihr abgewendet vor dem Schreibtische. In der Hand hielt er das vermißte Uhrkissen und starrte mit leidenschaftlichen Blicken darauf hin. „Gewiß," murmelte er halblaut und rasch vor sich hin, „Du würdest mir verzeihen, wenn Du wüßtest, was ich leide! Mit diesen Locken hast Du mich gebunden für die Ewigkeit ... es hält mich noch, das selige Band! Es zieht mich zu Dir — ich schwebe im Geiste um Dich ... es ist nur der hülflose Körper, den die Sclavenkette zurückhält ..."

Amalie zuckte schmerzlich zusammen — aber sie zog unbemerkt und geräuschlos die Thüre wieder zu und schritt leise von dannen. Sie wußte genug. Von nun an war es ihr einziger Gedanke, das Verhältniß zu lösen, das Rudolph an sie fesselte — er sollte um ihretwillen keine Sclavenketten tragen; er sollte so frei sein, als ob sie ihm nie begegnet wäre — ungehindert von ihr sollte er zu Theresen zurückkehren können, um bei ihr das Glück zu finden, das sie ihm nicht mehr zu gewähren vermochte.

Welchen Weg sollte sie dazu wählen? Zu einer vom Gesetze vielleicht gestatteten Scheidung fehlte jeder Grund — zu einer Unwahrheit wollte sie nicht greifen, auch war es zweifelhaft, ob Rudolph zu einem solchen Schritte seine Zustimmung geben, ob er nicht Stolz genug besitzen würde, ein solches Opfer von ihr zurückzuweisen. Auch das unvermeidliche Aufsehen, das ein solcher Schritt mit sich bringen mußte, stellte sich ihr abmahnend entgegen. Bald war es ihr klar: was geschehen sollte, war auf diesem Wege unmöglich, es mußte vielmehr natürlich und ohne alle Auffallenheit kommen, wie irgend ein anderes Ereigniß des Tages.

Sie kannte nur einen Weg, der zu diesem Ziele führte, und sie beschloß, ihn zu gehen, nicht in einer leidenschaftlichen Wallung, sondern mit voller Ueberlegung, mit der bewußtesten Ruhe — sie beschloß, zu sterben.

Wenn sie ihr ganzes Leben zurück dachte, konnte sie in Wahrheit sagen, daß es eine stete Aufopferung für die Freunde ihrer Jugend gewesen; sie wollte jetzt, wo sie allein trennend zwischen Beiden stand, das letzte Opfer bringen und ihr Glück neu begründen. Niemand, am allerwenigsten Rudolph und Therese, sollte ahnen, was sie gethan; ihr Tod sollte ein natürlicher sein, von keiner Absicht, sondern von einem traurigen Zufalle veranlaßt.

Das Herannahen des Winters reifte ihren Plan, indem es ihr die Möglichkeit der Ausführung zeigte. Die kalten Herbstnächte gaben ihr Veranlassung, sich, wie es auch wohl früher geschehen war, Kohlen in den Ofen ihres Schlafzimmers stellen zu lassen. Das wurde zur täglichen Anordnung, und so konnte es Niemand auffallen, wenn sie eines Morgens vom Kohlendampf getödtet gefunden wurde, denn Jedermann mußte annehmen, daß sie aus Versehen den Ofen zu schließen unterlassen hatte.

Der Entschluß stand fest und der Tag der Ausführung war bestimmt; aber ihr Benehmen blieb unverändert dasselbe, und der aufmerksamste Beobachter hätte kaum ein Anzeichen ihres finsteren Entschlusses zu bemerken vermocht. Rudolph war ein solcher nicht; seiner Befangenheit entging es unschwer, wenn hie und da in Amaliens einfachen Worten der Ton tieferer Rührung hörbar wurde. An dem festgesetzten Tage zog sie sich ruhig, wie sonst, in ihr Schlafzimmer zurück, öffnete den Ofen, damit der Kohlendampf einströmen konnte, und begab sich gelassen zur Ruhe. In leisem, aber innigem Gebete kam es über sie . . . die Sinne vergingen ihr . . . sie wußte nicht, ob im Schlafe, oder im beginnenden Tode . . .

Heftige Schläge an die Thüre schreckten sie empor; sie fühlte eine schwere Beklemmung auf ihrer Brust lasten, wie bleiern lagen die Glieder — aber sie vermochte noch, sich empor zu raffen, als sie die Stimme des Dienstmädchens vernahm, die laut und dringend um Hülfe rief. Sie öffnete, und das Mädchen trat ein. „Um Gotteswillen, gnädige Frau," schrie sie unter lautem Weinen, „denken Sie sich das Unglück! Der Herr ist fort . . ."

„Was sagst Du?" rief Amalie.

„Fort, sag' ich Ihnen," erwiderte das Mädchen, „rein verschwunden! Ich höre die Thüre gehen, und weil ich mir nicht einbilden kann, wer das sein soll, gehe ich aus meiner Kammer und sehe den gnädigen Herrn, wie er eben die Stiege hinabläuft, in seiner Hausjacke, ohne Hut . . . Ach, wenn er sich nur nichts zu Leide thut!"

Amalie hörte sie schon lange nicht mehr; sie war dem Zimmer Rudolphs zugeeilt. Das Mädchen aber ließ sich nicht irre machen. „Und wie es hier riecht!" sagte sie, „man kann ja kaum Athem holen . . . um Gotteswillen, die gnädige Frau hat den Ofen zu schließen vergessen! Na, da bin ich gerade zu rechter Zeit gekommen! Das hätte ein noch größeres Unglück geben können!"

Amalie kam todesbleich aus dem Zimmer Rudolphs zurück, er war nicht zu finden, und auch keine Spur ließ errathen, weshalb und wohin er sich entfernt haben mochte. Die Schilderung des Mädchens ließ befürchten, daß sein Kopfleiden wiedergekehrt sei und sich bis zu einem Grade gesteigert hatte, den die Aerzte längst als sehr möglich voraus befürchteten. Augenblicklich wurde Lärm gemacht, nach allen Richtungen wurden vertraute Leute ausgesandt, den Entflohenen zu suchen. Sie kehrten alle unverrichteter Dinge zurück, und als nach der winterlich durchstürmten Nacht ein eisiger Morgen anbrach, war es fast zur Gewißheit geworden, daß Rudolph entweder selbst den Tod gesucht habe, oder unfreiwillig von ihm ereilt worden sei.

Vernichtet kniete Amalie an ihrem Bette, auf das sie sich schon zum Tode gelagert hatte, und sandte ein heißes, wortloses Gebet zum Himmel.

. . . . Am andern Tage Abends saß Therese mit Anna und dem alten Vater um den Ofen versammelt. Draußen fiel der Schnee in feuchten Flocken, ein kalter Wind rüttelte unheimlich an den Fenstern, und es wäre recht traulich gewesen in der warmen behaglichen Stube, wären die Herzen ihrer Bewohner dafür offen gewesen. Der Alte war eingenickt, denn Therese schwieg, sie hatte einen ihrer bösen Tage, die hin und wieder kamen und an denen der unversöhnte Zwiespalt ihres leidenschaftlichen Gemüths sich durch schwere Verstimmung rächte. Auch Anna schwieg; ihre Gedanken waren bei dem fernen Vater, zu dem ihr Gefühl sie immer mehr im Stillen hinzog, als das Erlebte die Frische der Neuheit verlor und dahinter die Erinnerungen alle emportauchten, die ihr bewiesen, wie sehr er sie geliebt.

Plötzlich wurde ein rascher Tritt die Stiege herauf hörbar und näherte sich ungestüm der Thür. Erschrocken sprangen die Frauen auf, auch der Alte erwachte, als die Thüre, heftig aufgerissen, an die Wand schlug. Auf der Schwelle stand Rudolph, bleich, verwildert, in dürftigem, zerrissenem Gewand, Eis und Schnee im durchfrorenen Haar — ein entsetzliches Bild des Wahnsinns.

Therese schrie laut auf und wollte entfliehen; aber sie vermochte es nicht, denn schon lag der Unglückselige zu ihren Füßen, hatte ihr Gewand ergriffen und rief im herzzerreißendsten Tone: „Sie sind hinter mir! Sie verfolgen mich! Sie wollen mich von Dir wegreißen, wollen mich wieder in das Gefängniß zurückschleppen! Ich habe meine Ketten zerbrochen — ich bin frei, Therese — ich will keine Ketten mehr tragen . . . ich will nicht mehr zurück in's Gefängniß . . . o . . . o, es ist so finster, so entsetzlich finster in dem Gefängniß . . ."

Der Auftritt war zu erschütternd, als daß ihm gegenüber die Regung des Hasses oder irgend ein Bedenken Stand halten konnte. Therese brach in Thränen aus, Anna wollte laut jammernd sich neben dem unglücklichen Vater niederwerfen, als dieser sich wieder halb von den Knieen erhob und zu kreischen anfing: „Sie kommen! Da sind sie schon! Hörst Du sie nicht schon hinter mir? . . . o schütze mich vor ihnen . . . laß mich nicht von Dir, Therese . . ."

Er wollte aufspringen zu neuer Flucht, aber die erschöpfte Kraft hatte ihr Ende erreicht; sie hatte im Feuer des Wahnsinns ausgehalten und ihn auf dem weiten Wege durch Kälte und Unwetter geführt — jetzt ließ sie mit einem Male nach; mit aller Schwere des Körpers stürzte Rudolph zusammen und blieb wie entseelt liegen.

Das Dringende der Lage gab keiner langen Erwägung Raum; Rudolph wurde auf ein Lager gebracht, und der herbeigerufene Arzt erklärte mit bedenklichem Kopfschütteln, vor der Hand sei Ruhe das Einzige, was er anordnen könne. Anna wich nicht von der Seite des Vaters; Therese war kälter — sie gedachte, daß der Kranke nur für die erste Zeit der unvermeidlichen Sorge bei ihr verbleiben könne, und daß für seine Unterkunft an einem andern Orte gesorgt werden müsse. „Ich werde seine Frau von dem Geschehenen in Kenntniß setzen," sagte sie zu ihrem Vater, „seine Frau mag bestimmen, wohin er gebracht werden soll."

Der Brief an Amalien ging ungesäumt ab. Inzwischen entzog auch Therese sich der traurigen Aufgabe nicht, den Kranken zu pflegen, der regungslos und in fortdauernder Bewußtlosigkeit dalag. Da — an seinem gramvollen Lager, in der stillen Dämmerung des Krankenzimmers, bei dem Tone der bangen Athemzüge, die sich aus seiner gemarterten Brust emporarbeiteten, da stieg das Andenken an die eigenen langen Leidensjahre mildernd vor ihrer Seele empor. Zurücksinnend gedachte sie der vergangenen Zeiten — ein rosig beleuchteter Zug, schwebten die Tage der Kindheit, die Jahre ihres Glücks an ihrer Seele vorüber . . . unter ihnen und überall in sie verflochten die lächelnden Bilder von Amalien und Rudolph . . . und von der innern Erweichung brach die Rinde, die noch um ihre Gefühle gelegen war. Erleichtert, beruhigt, erhob sie sich, faßte Rudolphs fühllose Hand und rief: „Von jetzt an sei Friede zwischen uns Allen!"

Dem schönen Gelöbnisse folgte die Gelegenheit, es zu erproben, auf dem Fuße. Von Anna geleitet, trat Amalie in das Zimmer. Einen Augenblick standen die beiden Frauen unsicher und befangen einander gegenüber; dann eilte Therese mit ausgebreiteten Armen auf Amalien. „Vergeben Alles und vergessen!" rief sie im zärtlichsten Umfangen. „Möge der Himmel über uns nach seinem Gefallen walten — Friede sei von jetzt an zwischen uns!"

Amaliens Festigkeit war erschüttert, wie noch nie — Hand in Hand traten sie an das Lager des Leidenden; wechselnd und vereinigt pflegten und bewachten sie ihn, und das gleichgeliebte Kind zweier Mütter stand, sie Beide noch inniger verbindend, zwischen ihnen. Rudolphs Zustand blieb geistig der gleiche; er kam nicht zu sich, aber die Zerstörung des Körpers stand darüber nicht still — er verfiel sichtbar und täglich mehr und mehr, und es bedurfte nicht der Bestätigung des Arztes, um zu erkennen, daß seine Laufbahn zu Ende gehe.

Eine letzte Hoffnung hatte man auf des Kranken vielerfahrenen und bewährten Freund gebaut, und er hatte auch nicht gezögert, sich einzufinden, als er das Schicksal des Freundes erfuhr. Weindler war vielleicht nie so befangen an ein Krankenbett getreten, aber auch er schied ohne Hoffnung. „Armer Freund!" sagte er, „das waren der Schläge zu viel für Deine empfindlichen Organe! Es mag wohl sein, daß man manch feineren Genuß darüber entbehren muß — aber es ist doch ganz gut, wenn man mit etwas gröberen Nerven geboren wird! . ."

Ergriffen, wie selten, nahm der Arzt Abschied von den Frauen. „Haben Sie Acht," sagte er, „er wird in diesem Zustande bleiben bis an's Ende. Dann wird er einen hellen Augenblick haben und mit ihm hinübergehen."

Und so kam es. Wenige Tage nachher bewegte sich Rudolph ungewöhnlich hastig und wiederholt; wie ein Schleier flog es von den starren Zügen weg, der Mund wurde weich und ein tiefer Seufzer stieg aus der todeswunden Brust. Therese und Amalie standen zu beiden Seiten des Lagers und beobachteten in ängstlicher Spannung jeden Athemzug des geliebten Kranken. Jetzt be-

gannen seine Lippen sich zu bewegen, und leise, aber wohlverständlich lispelte er in kurzen Absätzen:

Viel Pfade zieh'n bergauf, thalab,
Sie münden all' im stillen Grab;
Darin zu ruhn ist Schlafengehn . . .

— „Und das Erwachen — Wiederseh'n!" rief Therese, leise über ihn gebeugt. Auch Amalie neigte sich zu ihm. Wie von elektrischem Schlage berührt, öffnete Rudolph die Augen: er sah die Beiden über sich, las in ihren schmerzverklärten Zügen die Versöhnung . . . er erblickte Anna in Thränen aufgelöst neben ihnen . . . . und auch über seine Züge glitt ein lächelnder Schimmer des Entzückens, wie mitten in finsterer Waldeinsamkeit ein verlorener Sonnenstrahl sich Bahn bricht. Dann sank er zurück; Theresens Kuß nahm ihm den letzten Hauch von den Lippen; Amalie und Anna weinten auf seine erstarrenden Hände. Hand in Hand folgten sie dem Befreiten zum Grabe; Hand in Hand in unzertrennlicher Freundschaft gingen sie Beide bis zum eigenen Grabe.

Die Wolfsgrube am Superior-See.

Von F. Fenneberg.

„Schneid' das Canoe los, wenn Dir Dein Leben lieb ist! Hinein und fort!"

Es war gut, daß die Weisung schnell vollzogen wurde, denn der Sprecher und sein Gefährte waren kaum im Canoe und hatten dasselbe vom Lande abgeschoben, als nahe an hundert mit den Kriegsfarben bemalte und bewaffnete Indianer auf die Stelle kamen, wo das Canoe lag, und einen Hagel von Pfeilen auf die Fliehenden abschossen. Deren Schnelligkeit hatte sie indeß von Folterqual und Tod, die sie sicher erwarteten, gerettet, und sobald das leichte, aus Birkenholz gebaute Schiffchen sich von der Küste entfernt hatte und auf den klaren, kalten Fluthen des Superior-Sees tanzte, sodaß die eilbeschwingten Pfeile sie nicht mehr erreichen konnten, erhoben sich die Beiden von ihrer liegenden Stellung und handhabten die leichten Ruder kräftig, um sich so schnell wie möglich jeder Gefahr zu entziehen.

Laute der Entrüstung und Wuth über getäuschte Hoffnungen erreichten ihr Ohr, unbeachtet oder nur mit einem schweigenden Lächeln erwidert, und dann ruhte der, der zuerst gesprochen, von seiner Arbeit aus und füllte seine Pfeife mit einer Mischung von Tabak und gut getrocknetem Kin-ne-ken-ic und sagte lachend zu seinem Gefährten: „Unsere Scalpe sind jetzt sicher, und diese blutdürstigen Teufel müssen sich nun eine andere Belustigung suchen, als die, zu sehen, wie lange es dauert, uns bei langsamem Feuer zu rösten."

„Der gute Manitou vergißt seine Kinder nicht."

„Manitou oder nicht Manitou, wir würden eben jetzt an einen Pfahl gebunden, voll von hervorstehenden feinen Splittern, mit einigen hundert Messerschlitzen am Leib, ein Haufen Holz würde um uns herum brennen, und wir schnell der künftigen Welt entgegeneilen nach der beliebtesten Mode der Indianer, ihre Feinde zu rösten, wenn nicht glücklicher Weise unser Canoe nahe für uns versteckt gewesen wäre. Wie hätte Dir das gefallen, alter Junge?"

„Ching-wau-konce würde, den Todesgesang auf seinen Lippen, gestorben sein."

„Ich weiß das, „Weiße Fichte", aber ich liebe es eben nicht, zu solcher Musik zu tanzen."

„Der rothe Mann fürchtet den Tod nicht!"

„Auch ich nicht, aber ich möchte doch lieber einen andern Weg einschlagen, als diesen. Und dann, wer weiß wohin wir kommen, wenn der Tod uns überfällt?"

„Nach dem Lande der glücklichen Jagdgründe, wo die Blumen nie welken und der Matcha Manitou (böser Geist) keine Macht hat!"

„Indianer-Religion und des weißen Manns Bibel — glücklicher Jagdgrund und Himmel sind das Gleiche, wie ich denke, und was mich anbelangt — doch sieh dort!" Der Redende deutete nach dem Norden, wo der Himmel und das Wasser sich zu begegnen schienen, während die Wolken, dunkel und von unbeschreibbarer Gestalt, dahin eilten und ein dumpfer, tiefer Klang gleich fernem Donner zu hören war.

„Die Möve fliegt hoch und landwärts. Der Geist der Gewässer ist erzürnt über seine Kinder, und sein dunkler Flügel breitet sich rasch von seiner nördlichen Heimath aus," war die Antwort des Indianers, während sein Ruder tief und kräftig durch das noch ruhige Wasser schnitt.

„Lieber dem Sturm als der Folter trotzen!" sagte sein Gefährte und griff wieder nach seinem Ruder. Getrieben von ihren kräftigen Armen flog das kleine Boot, gleich einem Strauß der Wüste, seinem Ziele zu.

Die Freundschaft zwischen dem weißen Manne und seinem rothen Bruder war nicht so sonderbar, als man vielleicht zu glauben geneigt ist, denn selbst heut zu Tage sind solche Verhältnisse nichts weniger als ungewöhnlich, wenn wir fern von dem schrillen Laute, der aus den mächtigen Lungen des eisernen Pferdes ertönt, unsere Fußstapfen auf dem felsigen Pfade gegen Sonnenuntergang richten, wenn wir es wagen, in beinahe unbekannte Regionen zu dringen, in denen das wilde Pferd ungefesselt durch Zaum und Zügel umherschweift und nie durch Sattel oder Sporn belästigt wurde, und wo der Tritt der Büffelheerden gleich dem zornigen Brüllen des Oceans zu dem Ohre des Wanderers dringt, wo der graue Bär seine Höhlen wühlt, und der Adler inmitten ewigen Schnees sein Nest baut und sich hoch in die Lüfte sonnenwärts erhebt, das Sinnbild von Macht und Freiheit!

Erzogen in einer wilden Schule, in der halb civilisirten, halb wilden Weise, wie es an den äußersten Grenzen der Civilisation üblich, wäre es sonderbar gewesen, wenn der kräftige und furchtlose Bursche nicht frühe den Fesseln der Gesellschaft entflohen wäre und das wilde, herumschweifende und oft gefährliche Leben eines Jägers und Trappers erwählt hätte.

Richard Winters war für ein solches Leben geschaffen, denn die gütige Mutter Natur hatte ihn mit Muskeln von Eisen und einem Pulse geschaffen, der nie durch bleiche Furcht getrieben schneller schlug. Schlank und groß, an Entbehrungen und harte Arbeit gewöhnt, mit der Büchse nie sein Ziel verfehlend, in allen Geheimnissen der Waidmannskunst erfahren, schnellfüßig und unermüdbar auf der Fährte, wie mit seinem Ruder auf Strömen und Seen, in den finstersten Stunden der Nacht, wie im dichtesten Urwald sich heimisch fühlend, waren nur Wenige, wenn nicht Keine, die von den Freuden und Früchten eines solchen Nomadenlebens einen so reichen Antheil wie er zogen. Ohne einen Anstrich der modernen Verfeinerung von Sitten und Manieren besaß er ein edles, mannhaftes Herz, das nur durch das Recht regiert wurde, das alle menschlichen Geschlechter als Brüder erkennt.. Seine schwarzen Augen waren stets wachsam, seine Züge hatten nur wenig Schönheitslinien aufzuweisen, trugen aber den Stempel unerschütterlicher Entschlossenheit, und wie er in seinem birkenen Canoe saß, nach echter Jägerweise phantastisch gekleidet, konnte man in ihm das meisterhafte Musterbild des furchtlosen Pioniers der Civilisation sehen.

Sein Gefährte Ching-wau-konce, die „Weiße Fichte" genannt, ein vollblütiger Indianer, war ihm an Größe überlegen, aber nicht an Stärke und Muth. Stolz auf seine Federn, seinen Wampum und seinen Ruf als tapferer Krieger, ein echtes Kind des Waldes, vergaß er nie einen ihm erwiesenen Dienst oder eine ihm zugefügte Beleidigung. In einer Stunde furchtbarer Gefahr, zu der Zeit, wenn der Bär aus seinem langen Winterschlafe erwacht und die Gegenwart des weißen Mannes nicht fürchtet, hatte Winters ihn gerettet. Er hatte ihn gerettet, im Augenblicke, wo der Tomahawk aus des rothen Kriegers Hand geschleudert, sein Messer gebrochen war, er aus vielen schweren Wunden blutete und die Klauen des Bären in seinem Körper begraben, seine scharfen Zähne nahe seinem Herzen waren! Er hatte ihn gerettet mit Gefahr seines Lebens, wie tiefe Narben bewiesen, von sicherem Tode durch den wüthenden hungerigen Bären des Nordlandes, ihn, der für Richard dazumal ein Fremder und noch dazu ein Indianer war.

Freundschaft, auf solchem Webstuhl gewoben, ist nicht jenes dünne, sommerfadenartige Gewebe, das in der Gesellschaft der Reichen und der Modeherrn unter diesem Namen bekannt ist, sondern sie war stark und tief und dauerte so lange als ihr Leben selbst. Die Zeit knüpft solche Freundschaft nur fester, und nur dann, wenn Erinnerung und Leben zu Ende, ist solch' ein Gewebe ge-

brochen oder ein einzelner Faden seiner ursprünglichen Stärke und Schönheit beraubt.

Von dieser Zeit an, nun schon vier oder fünf Jahre — lebten diese zwei Männer, die sich in einem Tamarack-Gehölz an der Küste des Superior-Sees in der obenerwähnten Weise begegneten, als Brüder, und der rothe Mann würde sich den schrecklichsten Folterqualen unterzogen haben, wenn er dadurch seinen weißen Freund auch nur vom geringsten Schmerz oder Uebel befreien konnte. Sie waren Brüder, wenn auch nicht durch die Bande des Bluts, so doch durch den Bund ihrer Herzen, und wehe dem, der es wagte, seine Hand drohend gegen einen von ihnen zu erheben!

Der Sturm hatte nun begonnen, und das kleine Schiffchen ward von den hochgehenden Wogen wie eine Feder umhergetrieben. Fern von dem Lande und von der laubbedeckten Küste, wo der Koem-au-is-tique seine Fluthen in den See ergießt, fuhren sie gegen Isle Royal, das noch viele Meilen entfernt war. Sie waren furchtlos und gewandt, aber was kann der schwache Arm des Menschen thun, wenn er mit dem Nordsturm und der zürnenden Woge kämpft? Als die Gefahr am höchsten war, der Sturm am wüthendsten heulte und die Wogen über dem Schiffchen zusammenschlugen, brach das Ruder des Indianers, wie eine dünne Gerte. Winters verdoppelte nun seine Anstrengungen, aber auch sein Ruder war zu schwach, um dem Druck der Wogen zu widerstehen, es brach ebenfalls, und sie waren hülflos dem Toben des wüthenden Sturmes preisgegeben.

Widerstandslos von dem Sturme fortgetrieben, waren sie bald von ihrem Wege entfernt und wurden nach der Küste getrieben, die sie erst vor kurzer Zeit verlassen. Nur ihre vollkommene Selbstbeherrschung, ihre genaue Kenntniß der Handhabung eines Canoes und die bewegungslose, statuengleiche Haltung, die sie beobachteten, rettete sie von dem Umstürzen des gebrechlichen Fahrzeuges. So saßen sie mehrere Stunden lang auf dem Boden des Canoes, bis sie der Sturm auf einen Felsen an der Küste trieb und das Canoe zerschmetterte.

Winters hatte sich glücklicherweise an einem kleinen Baume, der in einer der Felsenspalten festgewurzelt war, festgehalten und war verhältnißmäßig sicher. Nicht so sein rother Freund, der bei dem Umschlagen des Canoes von demselben getroffen und, von den scharfen Felsenriffen verwundet, durch die zurücktreibenden Wellen weit vom Lande ab in den See getrieben wurde. Winters athmete tief auf, dachte einen Augenblick über seine Lage nach, und dann ertönte der Schrei des weißen Mannes selbst durch den heulenden Sturm, denn sein erster Gedanke war die Sicherheit seines Freundes gewesen. Eine Zeit lang kam keine Antwort, und Winters war im Begriffe ihn als verloren aufzugeben und sich einen Platz zu suchen, von dem aus er die Küste erreichen konnte, als eine freundliche Woge den verwundeten Indianer der Küste nahe brachte und er dessen mit schwacher Stimme gegebene Antwort hörte. Ohne an sich oder an die drohende Gefahr zu denken, stürzte sich Winters in die schäumenden Wogen und faßte den Körper seines Freundes. Furchtbar und lang war der Kampf mit dem wüthenden Elemente, doch endlich war er mit Unterstützung der Macht, die den Wirbelwind regiert, erfolgreich und Beide erreichten das feste Land.

Ihre Lage war aber nicht die angenehmste. Auf einer feindlichen Küste, ohne zu wissen, wo sie waren, umgeben von dem Sturm und dichter Finsterniß, ihre Büchsen im tiefen See begraben, ohne es wagen zu dürfen, ein Feuer anzuzünden, ohne Lebensmittel oder die Gelegenheit solche beizuschaffen, und einer von ihnen schwer verwundet: dies war eine Lage, die selbst Nerven von Stahl und waldgeborne Männer auf die Probe setzen konnte. Sie suchten sich indeß einen Platz aus, wo sie sich bequem niederlassen konnten, legten sich neben einander nieder und waren so schnell entschlafen wie ein Kind, das von seiner Mutter in Schlaf gewiegt wird. Sie schliefen, während der Sturm wüthete und tödtliche Gefahr sie umringte, trotz Hunger und Schmerz, — ruhig schlafend, bis Mutter Natur ihnen sagte, daß ein anderer Tag glorreich für ihr schönes Reich, die Erde, hervorbreche!

Der Morgen brach an in Glorie und Sonnenschein, und mit dem ersten Vorgesang der Vögel des Waldes brachen unsere kühnen Jäger auf. Die Natur, stets gebieterisch in ihren Forderungen, verlangte Nahrung, und diese war für waffenlose Männer im dichten Urwalde nicht so leicht zu erhalten. Die feuchten Moose (Leberkraut), die überall auf den Felsen wuchsen, konnten wohl ihr Leben fristen, aber dies war keine genügende Nahrung für sie. Wie konnten sie sich eine bessere verschaffen? Sie waren zu erfahren und hatten zu viel gelernt in der rauhen Schule eines Lebens an der Grenze der Civilisation, als daß sie einen Augenblick gezögert hätten, um zu berathen, was sie thun sollten. Die „Weiße Fichte“ war kaum erwacht, als er aus den dünnen Wurzeln, die sich an die beinahe erdlosen Felsen anklammern, kunstvolle Schlingen machte, um die Hasen, von denen der Wald voll war, zu fangen. Er stellte die Schlingen vorsichtig auf, und nur kurze Zeit verging, bis mehrere Schlingen ihre Opfer festhielten. Während der rothe Mann die Hasen abbalgte, ausweidete und zum Braten zurecht machte, fertigte Winters aus einem Hasenbeine einen groben aber scharfen Angelhaken an. Dann flocht er aus Baumrinde einen starken und langen Faden, befestigte die Angel daran, steckte auf dieselbe ein Stück Fleisch als Lockspeise und versuchte sein Glück im tiefen See. Auch er hatte Erfolg, und ihr Mahl von gerösteten Hasen und Fischen war ihnen ein größerer Genuß, als ein Mahl auf silbernen Tellern in der Heimath des Reichen.

„Weiße Fichte,“ sagte der Trapper, als er einen Haufen Beine, die er von jeder Fleischfaser befreit hatte, bei Seite schob und seine Pfeife anzündete, „es ist nicht Zeit für uns, lange hier zu bleiben.“

„Die Krieger der Ojib-was wissen, daß der böse Geist des Sturms über den Gewässern schwebte,“ sagte der Indianer, „und sie werden nicht vergessen, an der Küste nach seinen Spuren zu forschen!“

„Ja, und unser Feuer wird sie auf unsern Weg führen, gleich dem Aasgeier, der uns zeigt, wo ein todter Büffel liegt.“

„Der Rauch von trocknem Holze mischt sich mit den Wolken und verschwindet, und nur grünes Holz trübt den heitern, sonnerfüllten Himmel.“

„Aber ihre Augen sind scharf wie die des Adlers, wenn er mit ausgebreiteten Flügeln segelt und nach seinem Opfer späht,“ erwiderte Winters.

„Das Auge des Fischreihers kann nicht den Pfad der Forelle unter dem Wasser sehen, noch das Auge des Kriegers den weißen Rauch in dem Nebel der Morgenluft.“

„Das ist Alles wahr, aber ich bleibe nicht gern hier.“

Die Weiße Fichte sann einige Secunden nach. „Der Jäger möchte seinen Mocassin vom Pfade der Gefahr abwenden. Es ist gut!“

„Ja, und welchen Weg wollen wir einschlagen?“

„Der gejagte Cariboo * versucht vergebens die Jäger von seiner Fährte abzubringen; er weiß nicht, wohin er seine Schritte richten, noch in welchem Dickicht er seine vielzweigigen Hörner verbergen soll.“

„Wir wissen indeß doch mehr, als die stummen Thiere des Waldes.“

„Der Manitou gab seinen Kindern das Wissen, das sie zum Meister über Alle macht.“

„Ja, und wir thäten besser es zu benützen, wenn wir hoffen sollen uns zu retten.“

„Mein Bruder ist kein Kind,“ erwiderte die Weiße Fichte, „sondern ein gewaltiger Jäger. Sein Stamm ist zahllos wie die Blätter auf den Bäumen, wie die Tropfen in dem Busen des großen Sees.“

„Du sprichst wahr, und wir wollen zu ihnen gehen.“

„Die Winde und das Moos am Baume sind am dicksten an der Seite, von wo der mächtige Nordwind bläst.“

„Die Sonne geht im Osten auf und weit über die westlichen Prairien unter.“

„Das glänzende Auge des Manitou funkelt stets vom nördlichen Himmel, und das Blitzen seines Gürtels strömt weit über die Welt.“

„Ich kenne den Nordstern und das Nordlicht gut genug,“ sagte Winters. „Es ist keine Gefahr, daß wir uns verirren, so lange wir dem See folgen; komm denn und laß uns aufbrechen.“

„Wenn die Sonne den Thau auf den Blumen getrocknet, dann läßt der Mocassin keine Spur hinter sich.“

„Das ist auch wahr, und so, Weiße Fichte, haben wir nichts zu thun, als so ruhig wie ein Biber zu sein für eine Weile, und dann wollen wir unsere Scalps retten, wenn wir können.“

„Der Gesang meines Bruders wird noch in den Wigwams seines Stammes gehört werden. Ching-wau-konce hat gesprochen.“

Jetzt legte er sich auf den Boden nieder, schloß seine Augen und war anscheinend bald in tiefen Schlaf versunken.

* Cariboo (sprich Karibu): eine Hirschgattung, deren Hörner sich durch eine ungewöhnliche Zahl von Zweigen auszeichnen.

(Schluß folgt.)

Die Holzschnitzerei im Berner Oberlande.

Von H. A. Bertepsch (in St. Gallen).

Aus dem lauten, wirren Getriebe der völkerbewegenden Welt-Industrie hat sich ein still bescheidenes Naturkind in einen der heimlichsten Winkel des großen, erhabenen Alpengebäudes, an die Ufer des Brienzer Sees geflüchtet; es ist die Berner-Oberländer Holzschnitzerei. Während es drunten im gehügelten Mittellande dampft und braust, surrt und klappert und die Maschinen des Fabrikgebäudes mit dämonischer, geisterhafter Thätigkeit den Dienst der Menschenhand überflüssig machen zu wollen scheinen; — während dort die reichen Geldleute rechnen und speculiren, Briefe hin- und herfliegen, das Steigen und Fallen der Baumwollen- und Rohseiden-Preise Berichte von größter Wichtigkeit, die Ernte-erzeugten Flachs und die darauf basirte Leinen-Industrie verdrängte), — nicht Momente des Zufalls gaben die Veranlassung oder den ersten leisen Anstoß zur Anhandnahme einer ursprünglich den localen Bedürfnissen und subjectiven Fertigkeiten des Volkes fernliegenden Erwerbsbranche; — der gut ökonomische, echtschweizerische, haushaltende Grundsatz:

„Die Axt im Haus' erspart den Zimmermann"
(Schiller's Tell.)

das Selbstständigkeits-Bedürfniß eines Gebirgsvolkes und dessen Unbekanntsein mit dem eindringenden Luxus, welcher heutzu-



Schnitzler-Saal in der Fabrik der Gebrüder Wirth in Brienz.

Resultate in fremden Ländern Lebensfragen des schweizerischen Manufactur-Erwerbes geworden sind und die Arbeitskräfte wie todte Nullen betrachtet werden, die erst Werth durch den davorgestellten Zähler des Fabrikanten, Kaufherrn oder Exporteurs bekommen, — hämmert und sägt, schnitzelt und raspelt das stille Bergvölklein der Berner Oberländer daheim in seinen vier Pfählen, unbekümmert um die großen weltbewegenden Handels-Conjuncturen, in naiver Einfalt den Führungen des Genius der Kunst folgend. Die Geschicktesten unter ihnen sind auch die allzeit Gesuchten, und freiherrlich-unabhängig liegt die Größe ihres Verdienstes in ihren eigenen Händen.

Die Oberländer Holzschnitzlerei ist ein Erwerb, der aus sich selbst entstanden ist, ein Industriezweig, der, von der Pike auf dienend, durch eigene Kraft sich emporgearbeitet hat zu der Bedeutung, welche er seit kurzer Zeit einzunehmen beginnt. Nicht Einflüsse von außen schufen, beförderten und hoben diese autodidaktische Volksbeschäftigung, nicht mächtig bewegende Fluctuationen führten als Nothwendigkeits-Folge deren Aufnahme und Cultur herbei (wie z. B. im Gebiete der gewebten Waaren seiner Zeit das siegreiche Emporkommen der fremdländischen Baumwolle, welche den inländisch tage am Wohlstande des schlichten Bürgers als zehrende Schmarotzerpflanze nagt, — die urthümlich alte, einfache und solide Bauernregel: „Meiner Hände Arbeit ist der Boden meines Wohlstandes," war die Basis, auf welcher die Holzschnitzerei zu wachsen, zu blühen und Früchte zu tragen anfing. Schon Jahrhunderte und Jahrhunderte lang war sie von den viehzüchtenden, Alpenwirthschaft treibenden Thalbewohnern der Schweiz ausgeübt worden, und nicht über die Grenzen seiner stillen, schönen Heimath hinaus bekannt geworden; die Urväter des Grütli-Bundes hatten sich selbst ihre „Melchkübeli" und „Nidelkellen" (Rahmlöffel), ihre „Gepsli" (Schüsseln) und „Täuseli" (Milchgefäße), ihre Teller, Löffeli und Gabeln aus Holz geschnitzt und hingen in dieser Beziehung bei ihren häuslichen Einrichtungen weit weniger von den eingeführten Eisenschmiedewaaren Steiermarks, Solingens und Schmalkaldens oder den zerbrechlichen Thonproducten Schwabens und der Eidgenossen im Pruntruter Lande ab, als die Städter.

Bis zu den Zeiten des Sturzes der ersten napoleonischen Herrschaft wurde die Schweiz noch wenig von Fremden bereist; nur Naturforscher und sehr reiche Leute, namentlich Engländer, waren

die einzigen, die mit großem Kostenaufwande in jene Gebirgswinkel eindrangen, wo jetzt Gasthof-Paläste stehen und im Sommer ein drängendes Touristenleben sich jagt. Napoleon hatte durch den Bau der Simplonstraße zuerst den praktischen Beweis geliefert, daß im wildesten Gebirge Weg und Steg für den Verkehr zu ebnen sind; seinem Vorgange folgten, gedrängt von den größeren Anforderungen der Zeit, andere Thalschaften. Es entstanden die großen Alpenstraßen über den Gotthard, Bernhardin und Splügen. Hiermit erweiterte sich das Straßennetz im Alpenlande allgemein; der Aufschwung aller Industrie trug wesentlich dazu bei. Aber mit den verbesserten Verkehrsmitteln wurde es auch leichter, bequemer, billiger, das Wunderland der Schweiz zu besuchen; der Fremdenverkehr wuchs, und alle jene abgelegenen schönen Thalgelände, die bis dahin zur Außenwelt in kaum irgend einer Beziehung standen, wurden jetzt Reiseziel. — Die Wanderer, überrascht und schwärmend für des Bergvolkes Sitten und Gebräuche, Einfachheit und Genügsamkeit, nahmen neben seltenen Mineralien und gepflückten Alpenpflanzen auch Exemplare jener urthümlichen Holzgeräthe als Reise-Erinnerung mit in die Heimath. So kam's, daß nach und nach aus den anfänglich für den eigenen Gebrauch geschnitzten Holzwaaren ein kleiner Luxus-Handelsartikel wurde. Die Schnitzler (deren es von ausschließlichem Beruf nur wenige gab) verwendeten mehr Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit, lauschten die Wünsche und Meinungen der Fremden schlau ab und suchten die ursprüngliche derbe Naivetät, welche diese Holzsculpturen kennzeichnete, durch allerlei verzierende Beigabe zu verschönern.

Ein junger Lauterbrunner, Heinrich Mugel, soll der Erste gewesen sein, der im ersten Decennium unseres Jahrhunderts Einfassungen zu Tintengläsern schnitzelte und so die in der Kindheit schlummernde, ungekünstelte Handfertigkeit auf ein bis dahin fremdes Gebiet übertrug. Als eigentlicher Begründer der Holzschnitzerei, wie sie in der Gegenwart eine namhafte Stellung einnimmt, wird jedoch allgemein Christen Fischer von Brienz bezeichnet. Jetzt beschäftigt sie einige tausend Menschen und setzt jährlich etwa eine halbe Million Franken um, die, da das Rohmaterial, beinahe an Ort und Stelle gewonnen, sehr billig ist, nahezu als reiner Verdienst anzusehen sind. Thun, die beiderseitigen Ufer des Thuner und besonders des Brienzer Sees, sowie das Hasli-Thal sind die Heimath dieser ihre Producte über die ganze civilisirte Erde verbreitenden Industrie.

Die meisten Arbeiten trugen bis in die jüngste Zeit das entschiedenste Gepräge des selbstwüchsigen Dilettantismus, der sich eine gewisse Fertigkeit in Behandlung stereotyper Formen angeeignet hat. Vor zwanzig Jahren konnten die meisten Schnitzler kaum eine Figur, eine Blume oder Arabeske anatomisch oder proportionirt richtig zeichnen, geschweige denn daß sie klare Begriffe von den Gesetzen der plastischen Composition, von den ästhetischen Bedingungen der Gruppirung gehabt hätten. Alles, was die Besten unter ihnen kannten und konnten, waren die der Natur unmittelbar abgelauschten Momente, und auch diese beschränkten sich wiederum nur auf Gegenstände, die ihrem Wahrnehmungsvermögen, dem Gesichtskreise der Alltäglichkeit entsprachen. Gemsen und Alpenrosen gaben die hervorragendsten Modelle für ihre Kunstfertigkeit ab, also Dinge, die ihres alpinen Charakters halber von den Fremden am Ehesten gekauft wurden. Ein droben in den Felsenlabyrinthen durch das Fernglas in seinen Stellungen beobachtetes Gratthier, eine als Schildwacht auf hervorragendem Vorsprung aufgestellte Vor-Geis, ein ruhig als Einsiedler grasender Gemsbock war vielleicht von einem talentvollen Schnitzler ziemlich naturgetreu wiedergegeben worden, und die ganze große Schaar der übrigen Gemsenschnitzler warf sich als Freibeuter über dieses Prototyp her und copirte es, je nach den subjectiven und individuellen Fähigkeiten, gut oder krüppelhaft. Woher kam es, daß man noch jüngst in den bedeutendsten Magazinen von Interlaken, Bern, Thun, Brienz &c. so wenig Gemsengruppen sah, in denen lebhafte Action ausgedrückt wurde? Eben daher, daß den Schnitzlern gute Vorbilder fehlten und sie von sich aus nicht fähig waren, das Thier anders als in ebenmäßig passivem Zustande darzustellen. Hierzu gesellte sich nach und nach noch eine den Fremden zu Lieb ausgebeutete Unwahrheit, eine Carrikirung der Natur. Die Schnitzler nahmen im Laufe der Zeiten wahr, daß Damen und elegante Touristen, welche für ihren Schreibsecretair, für ihren Curiositäten-Tisch daheim eine Gemsengruppe kaufen wollten, immer denen den Vorzug gaben, welche am kokettesten mit spindeldürren Steckelbeinchen, am ballettänzerhaftesten, am blasirtesten geschnitzt waren. Die „Holzschnäßler", welche recht wohl wußten, daß die Gemse derben Knochenbau, eisenfeste Schenkel und gar nicht so feenhaft zarte Spinnebeine hat, die dem Thiere bei seinen lebensgefährlichen Sprüngen schlechte Dienste leisten möchten, zogen es vor, der Thorheit der Fremden, der sublimen Geschmacksverirrung zu huldigen und eine ganz neue Species von Gratthieren zu schaffen. Als ich im vorigen Sommer einem der besten Gemsenschnitzler, dem im Rosenlaui-Bade stationirten Jean Zurflüh * von Meiringen, dahin bezügliche Bemerkungen machte, holte er mir aus einem Winkel seines Ausstellungs-Glaskastens einen pompös in Nußbaumholz geschnitzten, strammen, derbbeinigen Gemsbock. „Den kauft mir kein Mensch ab," sagte er lachend, „d'Lüt wei derige Gamsche nöd." Später hörte ich die gleiche Aussage von anderen Schnitzlern bestätiget.

Seit den letzten Jahren hat sich bezüglich der einseitigen Auffassung, der incorrecten Zeichnung, der beschränkten Formen-Auswahl viel gebessert. Verschiedene Factoren haben dazu beigetragen. Zuvörderst gebührt der Regierung des Kantons Bern die Anerkennung, daß sie zur Aushülfe besseren Zeichen-Unterrichtes und praktischer Anleitung im Jahre 1852 in Gadmen und 1854 in Meiringen unter Leitung des Bildhauers Lüthi von Solothurn Schnitzlerschulen etablirte und mit Geldmitteln begabte, in denen arme Knaben Unterricht empfingen. Ja, letzteren wurden sogar, da den meisten alle und jede Mittel fehlten, die erforderlichen Werkzeuge auf Staaskosten angeschafft und geschenkt. So wurde dem namentlich in diesem Kantonstheil furchtbar im Aufblühen begriffenen Proletariate auch von dieser Seite entgegengearbeitet. Leider soll der Besuch der Schulen so unregelmäßig gewesen sein, daß dieselben wieder eingehen mußten. — Von wesentlichem Einfluß auf die Geschmacksverbesserung war es ferner, daß große Unternehmer, mit guten Kenntnissen ausgerüstete Fachmänner die bisher von Schnitzlern ganz auf eigene Faust ausgeübte Kunst systematisch organisirten, fabrikmäßig zu betreiben anfingen, gute Vorlagen beschafften und auf eine Verbesserung und Abklärung des Geschmackes hinwirkten. Solche Progressisten sind namentlich die Herren Gebrüder Wirth in Brienz und Kunsthändler Wald in Thun, von denen gleich ausführlicher die Rede sein wird. Immerhin ist's wunderbar, daß diese Leute bei ihrer enormen Material-Fülle, die sie in Modellen aus Paris beziehen, nicht einmal die vortrefflichen Rittmeyer'schen Zeichnungen in „Tschudi's Thierleben der Alpenwelt" kannten.

Ein, wenn man will, fabrikähnlicher Betrieb des Geschäftes nach bestimmten Branchen bestand schon früher; nur dadurch konnte jeder dieser Empiriker einigermaßen es zur Vollkommenheit in einem Fache bringen, daß er sein ganzes Leben hindurch ein und dasselbe Modell oder doch ganz verwandte bearbeitete. So ist noch heutigen Tages die Arbeit ziemlich ausgeschieden. Die kleinen, puppenhaften Berner-Oberländer Holzhäuschen, mit den steinbelasteten Dächern, grünen Jalousieen und fein durchbrochenen Lauben-Geländern, die so saftig-braun aus Mahagoni-Fournitüren und tannenem Resonanzbodenholz construirt werden und in allen feinen Spielwaarenläden Deutschlands zu haben sind, kommen meist aus Iseltwald (nördlich unterm Faulhorn am Brienzer-See gelegen), während das gegenüber am anderen Ufer liegende Oberried fast nur Salat-Bestecke liefert. Einer der besten Baumeister dieser pygmäischen Holzhäuser ist Ulr. Abegglen in Iseltwald. — Meiringen und Guttannen im Hasli-Thal galten lange Zeit als die Orte, wo die meisten Gemsengruppen geschnitten wurden, und wieder andere hatten besonderen Ruf für Cassetten u. dergl. m.

Jetzt ist Brienz, gegenüber den berühmten Gießbach-Fällen, unstreitig der Hauptort der Holzschnitzerei, und jeder Tourist, welcher das Berner Oberland bereist, sollte nicht unterlassen, die dort etablirten Fabriken und einzelnen Künstler zu besuchen. An der Spitze derselben steht das Etablissement der Herren Gebrüder Wirth (geborene Elsasser), die in einem langen Gebäude über 200 Arbeiter in den verschiedensten Branchen beschäftigen, an Ort und Stelle aber nichts verkaufen. Wir geben in beikommender Zeichnung einen ihrer Arbeitssäle. Ihre Magazine sind in Paris (Bd. des Italiens 17 und Rue d'Hauteville 40). Sie zählen die besten

* Nicht zu verwechseln mit jenem Ruedi Zurflüh, den J. Scherr in seiner vortrefflichen Alpengeschichte: „Rosi Zurflüh" kürzlich debütiren ließ. Allen Alpenfreunden möge bei dieser Gelegenheit die kernige Novelle empfohlen sein.

Schnitzler zu den Ihrigen, unter denen Joh. Huggler und Rud. Trauffer für Figuren, Jakob und Peter Thomann und Peter Fischer für Ornamente zu nennen sind. Hier geht die persönliche Kunstfertigkeit, das freie selbstbildende Schaffen Hand in Hand mit dem Dienst der Maschine, mit der mechanischen Vervielfältigung eines Modells. Die Theilung der Arbeit ist hier, so viel möglich, Grundgesetz des Geschäftsbetriebes geworden. In einem der Säle arbeiten die Schreiner, welche mit Hülfe der Circular-Säge und anderer durch Wasserkraft in Bewegung gesetzter Instrumente aus großen Nußbaumbohlen die platten Wände zu den reizenden Cassetten zuschneiden, die für zarte Frauenhände der cultivirten Welt beider Hemisphären bestimmt sind. Daneben ist ein Saal, in welchem minutiöse strohhalmbreite Vertical-Sägen, durch Wasserkraft und Brangen in Bewegung gesetzt (ähnlich wie die breiten Blätter einer Sägemühle), senkrecht sich hebend und fallend in ungemein rapidem Tempo arbeiten. An diesen feinen Schneide-Mechanismus bringt der Arbeiter einen handhohen, glatt vorgerichteten Nußbaumklotz, auf dessen oberer Fläche in scharfen, zarten Linien eine Arabeske, ein gothisches Ornament oder irgend ein Dessin gezeichnet ist. Mit großer Fertigkeit dreht und schiebt der Arbeiter den Klotz, daß der Sägenschnitt den Zeichnungen in den feinsten Wendungen folgt, und binnen wenig Minuten (wenn die Figur nicht sehr complicirt ist) zeigt sich der Block als ausgesägtes Stirnprofil irgend einer eleganten Verzierung. Er wandert nun in eine zweite Hand. Diese bringt ihn abermals an eine Vertical-Säge, welche im Querschnitt bleistiftdicke oder noch dünnere Scheibchen davon absägt, reizend gestaltete, durchbrochene Täfelchen nunmehr darstellend. Noch immer aber sind es rohe Formen. Jetzt erst kommen diese Täfelchen in die Werkstätten der Schnitzler, welche mit Hohlmeißeln und feinen Grabsticheln die Kreuzrippen und Quergurte aushöhlen, die sich durchschlingenden und umrankenden Ornamentzweige abrunden, hohlkehlen und gleichsam ciseliren. Diese in ihren Größen genau berechneten, „niedlinetten" Verzierungsplättchen werden nun auf die platten Wände der Cassetten, auf die Flächen der vorgerichteten Rahmen, Lesepultchen, Meubles und was sie überhaupt schmücken sollen, so fein befestigt, daß sie wie aus einem Stück geschnitzt erscheinen. Mit dem Braunbeizen ist die eigentliche Holz-Arbeit beendet. In diesem halbfertigen Zustande sendet die Fabrik ihre Producte nach Paris. Dort erst werden sie völlig garnirt, die Cassetten mit Scharnieren und Schlössern versehen, mit Sammet ausgeschlagen, überhaupt für den Verkauf und Export erst vollendet. Dies ist aus dem fabrikativen Betriebe beispielsweise nur ein Bild; die Vielseitigkeit des Geschäftes in seinen andern Branchen zu schildern, mangelt hier der Raum. Der Katalog dieser Fabrik enthält allein 900 Nummern verschiedener hier verfertigter Gegenstände. Unser Bild stellt einen Schnitzlersaal dar, wo Uhrengestelle und Spiegelrahmen, Weihwasserkessel und Reliquienschreine, Kartenhalter und Lichtschirmträger, Zündholzkästli und Damen-Necessaires, Consolen mit heidnischen Karyatiden und Schreibzeuge mit alpinen Thiergruppen, kurzum Artikel des Luxus, wie sie das gesteigertste Bedürfniß der noblen Welt, die größte Eleganz nur verlangen mag, gefertigt werden. Man lasse sich von Herrn Flury-Urfer zum Kreuz in die Fabrik der Herren Wirth führen, um dort Modellkammern zu sehen, die sicherlich das Schönste wie ein Museum in sich vereinen, was die moderne Holzschnitzlerkunst producirt hat. Mit gleicher Anerkennung muß indeß auch anderer derartiger sehr tüchtiger Werkstätten gedacht werden, die leichtere, courante Waare, namentlich viel in Ahorn- und Legföhren-Holz liefern. Zu diesen gehören namentlich die der Herren Joh. Flück, Michel und Abplanalp, J. M. Roetter und Comp. und Jacob Wyder in Brienz. Als geschicktester Blumenschnitzler unserer Tage gilt Andreas Baumann daselbst, und die Gebrüder Buri in Ringgenberg (unweit Interlaken) haben großen Ruf als Gemsen-Sculpteurs.

Außerdem arbeiten aber noch Hunderte von Familien daheim in ihrem Stübli mit den Kindern und verkaufen die Producte ihrer Kunstfertigkeit an die Händler, unter denen die Firma Wald in Thun eine der ersten Stellen einnimmt. Auch dieses Geschäft hat große Verdienste um die Hebung der Schnitzlerkunst und stellte seiner Zeit in Bern bei der dritten schweizerischen Industrie-Ausstellung die reichste Sammlung künstlerisch gearbeiteter Stücke aus. Sein bester Ornamenten-Schnitzler ist Joh. v. Almen.

Zu den feinen und gut ausgeführten Schnitzereien wird, wie schon bemerkt, Nußbaumholz verwendet, für die minder kostbaren das des Berg-Ahorn (Acer pseudoplatanus); doch ziehen die Schnitzler das Holz der „Lenne" (Acer platanoides) jenem noch vor, weil es von feinerem Gewebe und noch weißer und zäher sein soll. Für Löffel, Salatscheeren, Serviettenbänder, Nußknacker und ähnliche Producte der geringsten Sorte benutzt man meist das sehr feste, theils okerröthlich, theils gelbweiß aussehende Holz der Legföhre (Pinus pumilo). Arme Leute machen es sich zur Aufgabe, geeignete Stämme des letzteren, oft mit Lebensgefahr, vom Gebirge zu holen, namentlich von Wänden, deren Föhren-Gestrüpp nicht unter dem Schutz und der Wacht der Forstbehörden steht. — Als Seitenzweige sind die mit Schweizerlandschaften bemalten Holzschnitzlereien zu betrachten, die, seit 1833 besonders von den Gebrüdern Wirtz in Bern, für alle Gegenstände unserer Kunst, sogar für Meubles in Anwendung gebracht werden.

Eine Vorlesung über und für Kinderwärterinnen und Erzieherinnen.

Was immer der Mann für einen Beruf erwählt, er muß erst jahrelang darauf losstudiren und dazu lernen. Dagegen lernt das Weib für die wichtigste ihrer Lebensaufgaben, für die Erhaltung und Erziehung des Kindes in seinen ersten Lebensjahren, geradezu nichts oder höchstens Dummes und Schädliches von Groß- und Schwiegermüttern, von Tanten und Muhmen. Als ob der liebe Gott dem Weibe im Schlafe den Verstand für seinen Beruf gegeben hätte, und als ob Mädchen und Frauen bei ihrem kleinern Verstandesorgane (Gehirn) und bei ihrer zur Zeit noch äußerst mangelhaften Schulbildung nicht einer längeren und gründlichern Vorbereitung für ihren so äußerst wichtigen Beruf als der Mann bedürften!

Soll die Menschheit anders und besser werden, so muß man auf die Erziehung der Menschen in ihren ersten Lebensjahren sein Hauptaugenmerk richten, denn in diesen Jahren wird der Grund für das ganze übrige Leben gelegt, und alles Gute und Schlechte, was der Erwachsene thut, verdankt er seiner ersten Jugend. Die Unmasse der verschiedensten Aberglauben und Glauben, die Unzahl der Unarten und Laster stammt aus der frühesten Kindheit; Nichts davon ist angeboren, Alles anerzogen.

Man trenne sich doch ja endlich einmal von dem Gedanken, daß der Verstand beim Kinde später schon noch kommt und mit dem Verstande auch der Sinn für das Gute, die Tugend. Damit ist's nichts. Vom ersten Augenblicke des Lebens an beginnt schon mit Hülfe der Eindrücke durch die Sinne und das Gefühl innerhalb des Gehirns die Entwickelung des Selbstbewußtseins, des Verstandes, des Gemüthes und Willens, und ganz allmählich schreiten bei richtiger Uebung und Gewöhnung diese sogen. geistigen Thätigkeiten und die damit innig verbundenen moralischen Eigenschaften ihrer Vervollkommnung zu, während sie bei falscher Anregung in Folge unpassender Eindrücke zum Bösen ausarten.

Das Hauptgesetz bei der geistigen und moralischen Erziehung des Menschen läßt sich mit wenigen Worten ausdrücken und lautet: man halte Alles vom Kinde ab, an was es sich nicht gewöhnen soll, und wiederhole dagegen beharrlich das, was ihm zur andern Natur werden soll. Man bedenke dabei stets, daß das Kind zunächst vorzugsweise durch Nachahmung lernt, ebenso Schlechtes wie Gutes, und deshalb sorge man für gute Vorbilder. Erziehen Eltern von mehreren Kindern das erste Kind nur recht gut, dann wird dieses den andern als gutes Vorbild dienen und den Eltern das so schwierige Geschäft der Erziehung sehr erleichtern.

Was die körperliche Behandlung des kleinen Kindes betrifft, so ist vor Allem auf die richtige Ernährung durch passende Nahrungsmittel, auf ordentliches Athmen in guter (reiner, warmer) Luft und auf naturgemäße Pflege der Haut und Sinne zu achten.

Nach diesen wenigen, aber die Hauptregeln der Erziehung enthaltenden Vorbemerkungen wenden wir uns nun zu den Kinderwärterinnen (Ammen, Muhmen und Kindermädchen). Sie sind es leider, die in den meisten Familien dem Kinde als Vorbilder und

Erzieher dienen müssen, denen das Kind ebenso seine guten wie schlechten Eigenschaften, und in den allermeisten Fällen auch seine Gesundheit wie Krankheit zu verdanken hat, weil sie es sind, mit denen das Kind die meiste Zeit umgehen muß. Würden die Mütter ihre Kinder überhaupt so wenig als nur möglich Wärterinnen anvertrauen, oder würden sie wenigstens in der Wahl und Beaufsichtigung derselben gewissenhafter zu Werke gehen, sicherlich würden sie, vorausgesetzt nämlich, daß die Mütter selbst verständig und zum Erziehen reif genug wären, an ihren Kindern weit mehr Freude erleben, als dies zur Zeit der Fall ist. — Furcht, Ekel, leichtes Erschrecken, Aberglauben, falsche Gemüthsstimmungen sind bei Kindern schlechte Angewöhnungen, die sich in der Regel, ebenso wie üble Gebehrden, durch Nachahmung von der Wärterin (oft freilich auch von den Eltern) auf das Kind übergetragen haben und in den späteren Lebensjahren nicht so leicht wieder abzugewöhnen sind, die sich übrigens die Meisten auch gar nicht abzugewöhnen bestreben, da man dieselben als angeboren, ererbt, mit der Mutter- oder Ammenmilch eingesogen, als Folgen der Constitution (besonders der nervösen) oder des Temperamentes (zumal des reizbaren, sanguinischen, cholerischen) und deshalb als unabänderlich ansieht.

Eine mürrische oder traurige, mundfaule, brummige Kindermuhme wird ganz gewiß aus ihrem Pflegling, der ja seiner Pflegerin Alles nachmacht, kein freundlich-lächelndes, jauchzend-zappelndes Kind erziehen, wie dies ein redseliges, heiteres, mit dem Kinde scherzendes und tanzendes, singendes Kindermädchen thut. Freundlichkeit in der Stimme und Miene, im Blick und überhaupt im ganzen Benehmen gegen das Kind ist deshalb ein Haupterforderniß einer guten Wärterin, denn diese Freundlichkeit übt den größten Einfluß auf die Entwickelung des Gemüthes im Kinde aus. — Eine Wärterin, die vor Spinnen, Raupen, Würmern, Mäusen und dergl. Thierchen unter den Gebehrden des Schreckens oder Ekels Widerwillen zeigt, wird sehr bald auch im anvertrauten Kinde diesen unverständigen Widerwillen erzeugen; ebenso wie die Furcht vor Gewitter, Finsterniß, Alleinsein u. dgl. recht leicht dem Kinde durch seine Umgebung angewöhnt werden kann. — Es ist ferner für die Entwickelung des musikalischen Gehörs und der Liebe zur Musik gar nicht egal, ob ein Kind von einem jungen, melodisch und reinsingenden Trinchen, oder von einer alten, heiser und mißtönig krächzenden Trine gewartet wird, ob es öfters einen alten verstimmten Klimperkasten oder ein gutes Instrument spielen hört.

Sehr gefehlt wird von den Erziehern und Wärterinnen kleiner Kinder während der Entwickelung und Ausbildung der Sprache, die ja nur durch das Nachahmen des gehörten Vorgesprochenen zu Stande kommt. Anstatt durch deutliches und richtiges Vorsprechen, sowie durch gleichzeitiges Vorzeigen der eben genannten Gegenstände, Laut und Vorstellung in inniger Verbindung mit einander dem Gehirne ordentlich einzuprägen, verunstaltet man die meisten Worte und lehrt dem Kind ein Kauderwälsch, welches sich nur schwer wieder abgewöhnen läßt. — Ebenso werden leider nur zu häufig kleinen Kindern durch ungebildete Dienstleute schlechte Redensarten und Heucheleien beigebracht, die anfangs sogar von den Eltern dem klugen Kinde als possirliche angerechnet werden, später aber, wenn das Kind allmählich verständiger wird, zu groben Fehlern heranwachsen.

Der häufigste Grund zur Verziehung des Kindes, vorzugsweise zur Entwickelung des Eigensinnes, wird durch das Herumtragen, Schaukeln, Wiegen und Einsingen gelegt, weil diese Bewegungen im Kinde allmählich ein Behaglichkeitsgefühl erzeugen, welches, wenn es nicht befriedigt wird, dasselbe zum Schreien veranlaßt. So entwickelt sich nach und nach beim Kinde die Gewohnheit, durch Schreien die Erfüllung seiner Wünsche zu erzwingen, und es kommt dann, wenn die Eltern und Wärterinnen so schwach sind, diesem Eigensinn des schreienden Kindes nachzugeben, recht bald dahin, daß das Kind bei jeder Verweigerung seines Willens trotzt, starrt, bis zum Steckenbleiben schreit und unbändig wird, was schwache Eltern wohl gar noch für krampfhaft erklären und vom Arzte mit Medicin wegcurirt haben wollen. Jetzt soll nun erst mit Schlägen eine Unart aus dem Kinde vertrieben werden, die in Folge der früheren verkehrten Erziehung (Gewöhnung) sich bilden mußte. Verdienten nicht weit mehr die Eltern als das Kind diese Schläge?

Wie das trotzige Schreien eines Kindes zum Erzwingen des Gewünschten, sodann die Bildung des widerwärtigsten Eigensinnes und selbst Jähzornes die Folge eines anfangs scheinbar ganz unschuldigen Gebahrens des Kindes und Nachgebens von Seiten der Erzieher ist, ebenso entwickeln sich die schimpflichen Laster des Heuchelns, Lügens und Stehlens meistens aus einem „niedlichen" Gethue des Kindes, wofür es nämlich die Erzieher ansehen. Ja als schon recht klug und verständig bewundern sie das Kind, wenn es sich, allerdings oft auf recht komische Weise, verstellt, oder eine scherzhafte Unwahrheit sagt, oder mit List Etwas unrechtmäßig an sich bringt. Aber diese den Eltern gar nicht selten große Freude bereitenden Thaten im ersten Kindesalter sind es, welche mit dem Kinde zu Unthaten heranwachsen, die durch die Schule nicht mehr zu tilgen sind und den Eltern später das Herz brechen. Jedoch sind solche Eltern stets weit entfernt, sich selbst die Schuld an der Verworfenheit ihrer erwachsenen und der erduldeten falschen Erziehung wegen mehr beklagens- als verdammenswerthen Kinder zuzuschreiben; sie betrachten das Nichtgerathensein eines Kindes als ein unverdientes Unglück oder die Lasterhaftigkeit wohl gar als ein unabänderliches Angeborensein.

Einem Kinde eine gute Erziehung zu geben, ist übrigens dann gar nicht so schwer, sobald man dasselbe von frühester Jugend an zum Gehorchen gewöhnt hat. Freilich läßt sich der Gehorsam dem Kinde nur durch die consequenteste und gleichförmigste Behandlung beibringen. Man verbiete nicht zuviel und Unerhebliches, überhaupt Nichts, was man nicht wirklich hindern kann, und niemals im Scherze oder mit Lachen, oder im Zorne mit heftigen Gebehrden, sondern ruhig und mit wenigen Worten. Was dem Kinde einmal befohlen wurde, muß es vollziehen und jedem Verbote muß es sofort Folge leisten; was sich das Kind nicht angewöhnen soll, aber doch thut, darf demselben nicht blos manchmal (wie es gerade die Laune der Mutter und Erzieherin mit sich bringt), sondern muß stets, wenn es geschieht, verboten werden, bis ihm endlich dieses unrechte Thun und Treiben ganz unmöglich wird. Den Gehorsam des Kindes zu erbitten und zu erschmeicheln oder wohl gar durch Versprechungen und Belohnungen zu erlangen, ist ein großer Fehler bei der Erziehung. Ueberhaupt versehen es die meisten Mütter darin, daß sie über ein ganz unschuldiges Gebahren des Kindes, wie über das zufällige Beschmutzen der Kleider und das Zerbrechen von Gegenständen, über lautes und lebhaftes Benehmen des Kindes während eines Besuches 2c., lange Strafpredigten, oft in großem Zorne, halten, während sie wirklich unmoralische Vergehen stillschweigend zulassen. Man trifft's in Familien wohl auch, daß stolze Mütter den Wärterinnen gar nicht erlauben, dem unartigen Sprößlinge Etwas zu verbieten, sodaß dieser recht bald in der Heuchelei so weit kommt, daß er unter den Augen der Eltern artig zu sein sich bestrebt, während er an den Dienstleuten sein Müthchen kühlt und so zu einem inhumanen, seine Untergebenen maltraitirenden, also verächtlichen Menschen heranwächst.

Kurz, zum Guten wie zum Schlechten wird beim Menschen der Keim in seiner ersten Jugendzeit gelegt (nicht etwa mit auf die Welt gebracht), und dabei helfen die Wärterinnen getreulich mit. Darum muß diesen, wie nächstens noch weiter besprochen werden soll, weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, als dies zur Zeit geschieht.

Bock.

Der Proceß Leuthold.

Von Dr. J. D. H. Temme.

(Schluß.)

Nachdem Dr. A. mit der Mutter einig war, erhielt er durch diese ein Schreiben von der Tochter. Sie hielt sich zu ihrem Vergnügen bei einem Verwandten, Amtmann Hotz, in Bern auf, hieß es. Von da schrieb sie. Sie dankte ihm für die Sorgfalt, mit der er ihre Mutter behandle, wünschte ihren Dank ihm mündlich aussprechen zu können und bestellte ihn auf einen bestimmten Tag (gegen Mitte

September) nach dem Bade Heinrichsbad bei St. Gallen. Er antwortete ihr, wie ihr entgegenkommendes Wohlwollen ihn rühre, und daß er an dem bestimmten Tage in Heinrichsbad sich einfinden werde. Er reiste mit der Frau Leuthold hin. Babette war aber nicht da. Man wartete drei Tage vergeblich auf sie. Am dritten traf endlich ein Brief an die Mutter von ihr ein, sie könne unmöglich kommen, weil ihrem Verwandten Hotz 80,000 Franken gestohlen seien.

In Zürich erhielt er dann bald nachher selbst einen Brief von ihr, des zärtlichsten Inhalts: „Theuerster Herr Doctor!“ Er möge ihr Ausbleiben im Heinrichsbade nicht falsch auslegen. In ihrem Inneren glühe es von Freundschaft, die an Liebe grenze. Sie habe nie geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freunde sie so quälen könne. Sie hoffe ihn bald zu sehen. „Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gesinnung. Ihre Barbara Zollinger.“ Zärtliche Antworten folgten hin und her.

Zuletzt gegen Ende September kam eine Einladung nach Bern, in den Gasthof zum Bären. Dr. A. reiste mit der Frau Leuthold hin. Babette war aber wieder nicht da, und die Leuthold ging in ihre Wohnung allein, sie zu holen; A. mußte im Gasthofe zurückbleiben. Die Leuthold kam allein zurück, die Babette habe nicht mitkommen können; es sei ein junger Doctor da, der Absichten auf sie habe, und von dem sie sich nicht habe losmachen können. A. und die Leuthold blieben dennoch drei Tage zusammen in dem Gasthofe und lebten wohl. Am dritten Tage schickte sie ihn nach Thun, wohin sie mit der Tochter nachkommen werde; er mußte dort wiederum mehrere Tage warten. Endlich kam die Leuthold mit der Geliebten; es war ein hübsches, elegant gekleidetes junges Mädchen. Sie blieben die Nacht in Thun und fuhren am andern Tage nach Aeschi; dort wurden die jungen Leute bald einig, und es fand die Verlobung statt.

Die junge Braut mußte dann aber sofort verreisen, in Erbschaftsangelegenheiten nach Uster, wie man ihm sagte, wo im August der Oberst Kunz gestorben war, der Pathe der Braut „und noch mehr“. Sie reiste mit der Mutter ab; A. aber wurde nach Interlaken bestellt, wo er die Braut bald wiederfinden werde; sie kam zwar nicht, statt ihrer aber traf die Frau Leuthold wieder ein, und die Beiden blieben wieder beisammen. Die Babette werde in Bern zurückgehalten. Erst nach einiger Zeit langte endlich auch die Braut an, aber sie mußte bald in ihren Erbschaftsangelegenheiten wieder fort; A. und die Leuthold blieben allein in Interlaken zurück, und lebten da wohlauf und vergnügt im Hotel Ritschard, einem Gasthofe ersten Ranges; A. ließ sogar einen Freund hinkommen, in dessen Gesellschaft sie dann Reisen in dem schönen Berner Oberlande machten. Das lustige Reiseleben setzten A. und die Leuthold fort, nachdem der Freund sie wieder verlassen hatte, drei Wochen lang im Ganzen. Die Braut kam nicht zu ihnen zurück, obwohl mehrere telegraphische Depeschen von verschiedenen Seiten sie jedesmal vergeblich anmeldeten.

Als endlich Mitte October A. nach Zürich zurückkehrte, erfuhr er dort, daß eine Babette Zollinger gar nicht existire, daß die Leuthold gar keine Tochter habe, und daß die Person, die ihm als solche vorgestellt worden und mit der er sich verlobt, eine Weißnäherin Namens Anna Messerschmidt aus Zürich sei. Von wem er zuerst die Aufklärung erhalten hatte, erinnere ich mich nicht mehr ganz genau; entweder war es die Wittwe Suter, bei der die Messerschmidt wohnte, oder diese war es selbst. Die Suter behauptete nachher bei ihrer Vernehmung, sie sei es gewesen, und eine Confrontation hat darüber nicht stattgefunden. Gewiß ist, daß auch die Messerschmidt bei der ersten Gelegenheit, da er sie wieder sah, ihm Alles offen und aufrichtig bekannt hatte.

A., nachdem er von der mit ihm gespielten Komödie — oder wollen wir es einstweilen noch mit der Staatsanwaltschaft als Verbrechen des Betrugs bezeichnen? — Kenntniß hatte, wurde von der Leuthold nach Aarau bestellt, wo er dann unter der Drohung, er werde sie sonst mit ihrer ganzen Sippschaft einsperren lassen, von dem Weibe, die er noch immer für reich hielt, eine Entschädigung forderte. Sie stellte ihm ohne Schwierigkeit einen Schuldschein von 10,000 Fr. aus.

Das war im Wesentlichen die Aussage des Dr. A. auf die Befragung des Staatsanwalts. Er hatte sie, wie gesagt, vielfach leicht, lächelnd, selbst scherzend abgegeben. Das sollte anders werden. Das Kreuzverhör der Vertheidiger mit ihm begann.

„In welchem Verhältnisse,“ wurde er zuerst befragt, „er mit der Anna Messerschmidt geblieben, nachdem ihm schon Alles entdeckt sei?“ Der Vertheidiger der Messerschmidt las dabei einen Brief vor, den er, A., am 27. October an sie geschrieben, und in dem es hieß: „Geliebte Anna, ich berichte Dir, daß ich morgen um zehn Uhr nach Baden reise, um zu sehen, wie Wort gehalten wird. Ich hoffe, daß Du Schritte für Deinen Paß gethan hast, wie ich für den meinigen. Sei unverzagt und bleibe treu; zweifle nicht an mir, der ich Dich liebe“ u. s. w.

Seine Antwort sagte Folgendes: Er hatte ihr Alles verziehen. Er hatte sie selbst für betrogen gehalten. Er verlobte sich von Neuem mit ihr und redete mit ihr ab, daß sie zusammen nach Amerika gehen wollten, da er doch hier einmal in eine „schandvolle Lage“ gekommen sei. Darum jener Brief und die Besorgung der Pässe. Das war zu der Zeit, als er die Schuldverschreibung über 10,000 Fr. von der Leuthold hatte und diese noch für reich hielt. Als aber darauf die Leuthold wegen des Weidmann'schen Betrugs in Untersuchung gerieth und nun ihre Verhältnisse bekannt wurden, da brach er auch das mit dem Mädchen kaum wieder angeknüpfte Verhältniß wieder ab, und er konnte, trotz der „schandvollen Lage“, in die er hier gerathen war, hier in seiner bisherigen Stellung als Assistenzarzt verbleiben.

„Ob er schon früher verlobt gewesen?“ wurde er gefragt. Er mußte Ja sagen. Er war seit Jahren mit einem braven Mädchen in seiner Heimath verlobt gewesen. Er hatte das Verhältniß aufgelöst, als ihm eine gemeine Betrügerin die erste beste Person zuführte, unter der Vorspiegelung von Geld, unter eben so frechen wie lächerlichen weiteren Vorspiegelungen und Schwindeleien. Er hatte das Verhältniß aufgelöst, ohne einen Grund angeben zu können, obwohl von Freunden ermahnt und verwarnt, ja obwohl —

„Auf wessen Kosten er seine Studien vollendet und sein Doctorexamen gemacht habe?“ fragte ihn der Vertheidiger.

Der Vater seiner Braut hatte ihm, der keine Mittel besaß, 900 Fr. dazu hergegeben. Er mußte es selbst sagen vor dem Gericht, vor den Geschworenen, vor allen den Leuten. Und er hatte diese Braut verlassen, unglücklich gemacht, das Geld hatte er nicht zurückerstattet, konnte er nicht zurückerstatten. Ein Gemurmel der Entrüstung erfüllte den Gerichtssaal.

„Wußte die Messerschmidt von dem Verhältniß zu Ihrer Braut?“ fragte der Vertheidiger. Es war die Zeit gemeint, da A., nach Mittheilung des Betrugs, sich zum zweiten Male mit der Messerschmidt verlobt hatte.

Der Zeuge mußte „Ja“ antworten.

„Und was that sie?“

„Sie wollte zurücktreten.“

Und die Messerschmidt saß auf der Anklagebank, und er auf dem Zeugenstuhle! Aber freilich, eine andere Anklage, als der Staatsanwalt gegen ihn anstellen konnte, hatte schon gegen ihn begonnen und wurde immer weiter geführt, und die Strafe ereilte ihn schon während und mit dieser Anklage.

„Wie lange die Reise mit der Frau Leuthold und theilweise der Messerschmidt nach Thun, Interlaken und weiter in das Berner Oberland gedauert habe?“ fragte ein anderer Vertheidiger.

„Drei Wochen.“

„Ob die Reise viel Geld gekostet?“

„Zwölfhundert Franken.“

„Wer das Geld bezahlt habe?“

„Die Frau Leuthold.“

Sie waren auf den Eisenbahnen in der ersten Classe gefahren; sie hatten in den Gasthöfen ersten Ranges logirt. Sie hatten sich nichts abgehen lassen, meist der Herr Doctor mit der Frau Leuthold allein. Sie hatte ihm eine vollgespickte Börse zum Bezahlen der Reisekosten übergeben. Er hatte ihren Leibarzt und Reisemarschall gemacht, und noch mehr. So war das Geld des armen Weidmann verpraßt, der unterdeß schon angefangen hatte, mit Weib und Kindern zu hungern, um die Geld- und Lustgier des nichtswürdigen Weibes noch immer mehr befriedigen zu können. Freilich der Teufel der Habsucht hier und da!

„Ob ihm die Leuthold nicht auch Geschenke gemacht?“ fragte wieder ein anderer Vertheidiger den A.

Er mußte es einräumen; er hatte von der Frau erhalten: neue Kleider, Tabatieren, goldene Hemdknöpfe, zwölf feine Battisthemden, Foulards, einen goldenen Ring, eine silberne Cigarrenspitze, baar Geld, zusammen über 1000 Fr. werth. Ein Theil

war ihm im Namen der Messerschmidt übersandt worden, wenn er in deren Namen Briefe erhielt.

In dem Gerichtssaale verbreitete sich das Gerücht, der Zeuge habe sogar die Frechheit gehabt, gerade in der Kleidung hier vor Gericht zu erscheinen, die er von der Leuthold zum Geschenk angenommen habe.

„Von wem der Rock sei, den er da trage?" fragte ihn ein anderer Vertheidiger.

„Von der Frau Leuthold," mußte er antworten.

„Auch die Beinkleider?"

„Ja."

„Ich habe genug," sagte der Vertheidiger, und nur Blicke der Verachtung trafen den Zeugen.

Er hätte auf die letzten Fragen nicht zu antworten brauchen, aber er hatte den Kopf verloren unter der Wucht, mit der ihn vernichtend die sittliche Strafe des Volksgerichts traf. Mit dem Gefühle seiner Vernichtung verließ er den Zeugenstuhl und den Saal.

Nach ihm wurden noch ein paar andere weniger erhebliche Zeugnisse erhoben. Dann begannen die Vernehmungen der Angeklagten über den Fall.

Die Frau Leuthold räumte die ihr zur Last gelegten Thatsachen ein, fand aber kein Verbrechen darin. Sie wollte die ganze Sache mit den Eheleuten Kambli verabredet haben; die Frau Kambli habe ihr auch die Anna Messerschmidt als brauchbare Person zugewiesen. Im Kambli'schen Hause sei die Messerschmidt für ihre Rolle instruirt, angekleidet und aufgeputzt worden, die Frau Kambli selbst habe noch Sachen dazu zusammengeholt. Er, der Kambli, habe die telegraphischen Depeschen nach Interlaken besorgt.

Die Eheleute Kambli bestritten, von dem Plane und der ganzen Komödie der Leuthold irgend etwas gewußt zu haben. Die Frau Kambli wollte ihr auch die Messerschmidt nicht zugewiesen haben; das sei von der Witwe Suter geschehen, bei der die Messerschmidt gewohnt und die eine Jugendfreundin der Leuthold sei. Die übrigen Bezichtigungen der Leuthold räumten beide Eheleute Kambli ein, aber sie wollten nicht gewußt haben, um was es sich handle; die Leuthold habe ihnen vielmehr nur gesagt, es handle sich um eine Commission, die die Messerschmidt bei vornehmen Leuten ausrichten solle.

Die Frau Suter wollte von gar nichts wissen; sie gab nur zu, daß sie die Leuthold in ihrer Jugend gekannt, und daß die Messerschmidt bei ihr gewohnt habe und jetzt wieder bei ihr wohne. Sobald sie — wie ich meine, von dieser selbst — die Geschichte erfahren, habe sie dieselbe von der Fortsetzung abgemahnt, und auch sie habe zuerst den Dr. A. über Alles aufgeklärt.

Die Messerschmidt bekannte offen die ganze Komödie oder Betrügerei. Die Leuthold habe sie aber erst auf dem Wege nach Bern unterrichtet, mit folgendem Vorgeben: Sie habe eine Tochter in Bern, mit dieser wolle sie einen armen jungen Mann, den Dr. A., glücklich machen; sie, die Messerschmidt, solle einstweilen die Rolle dieser Tochter spielen, bis es ihr, der Leuthold, gelungen sein werde, das Verhältniß ihrer Tochter zu einem reichen Manne, mit dem sie verlobt sei, zu trennen. Die Messerschmidt hatte, zugleich gegen das Versprechen, daß auch sie glücklich gemacht werden solle, die Rolle, in der sie nichts Verbrecherisches fand, übernommen. Sie hatte dem A., der ihr ebenfalls gefallen, und dessen frühere Verlobung sie erst später erfahren, schon in Thun und Interlaken Alles entdecken wollen, die Leuthold hatte sie aber keinen Augenblick mit ihm allein gelassen. In Zürich hatte sie ihm nachher sogleich Alles mitgetheilt. Die Messerschmidt mochte ein leichtsinniges Mädchen sein; sie war unverkennbar ein ehrliches und gutmüthiges Geschöpf. Sie machte einen günstigen Eindruck, man interessirte sich fast allgemein für sie.

Nach den Vernehmungen der Angeklagten folgten die Plaidoyers des Staatsanwalts und der sämmtlichen Vertheidiger über alle zur Verhandlung gekommenen Verbrechen. Die Reden waren geschickt, leidenschaftslos; einzelne Vertheidiger redeten meisterhaft. Der Präsident gab ein bündiges, klares, völlig unparteiisches Resumé; er verlas dann die von den Geschworenen zu beantwortenden Fragen.

Eine der nichtsnutzigsten, verwirrendsten und schädlichsten Proceßinstitutionen ist das System der Fragestellung an die Geschworenen in dem französischen Strafprocesse. Es ist in die deutschen Strafproceßgesetze übergegangen. Anstatt, wie es die Natur des ganzen Geschworeneninstitutes nothwendig mit sich bringt, und wie es auch im englischen Processe geschieht, die Geschworenen einfach die Frage beantworten zu lassen: ob der Angeklagte des angeklagten Verbrechens (Mord, Diebstahl, Betrug u. s. w.) schuldig sei, wird die That, die das Verbrechen bilden soll, in möglich viele einzelne Momente, Thatsachen und Thatsächelchen zerlegt, mit allen möglichen Einschachtelungen, Alternativen, Eventualitäten, Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, daß oft den Richtern selbst und den Staatsanwälten und Vertheidigern wüst und wirr darüber im Kopfe wird, und die Geschworenen gar nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht. Da werden oft achtzig bis hundert solcher Fragen aufgestellt, wo eine einzige zureichte und in England zureicht. Das nennt man Recht, und es geschieht, damit den Geschworenen, den Volksrichtern, ja nicht zu viele Macht eingeräumt werde. Der alte Napoleon wußte wohl, was er that, als er den Franzosen das Scheinbild eines liberalen Strafprocesses gab.

Das Züricher Strafproceßgesetz hat jenes einfache und richtige englische System der Fragestellung aufgenommen. Den Geschworenen wurde über jedes der einzelnen verhandelten Verbrechen nur eine Frage vorgelegt.

Sie gingen in ihr Berathungszimmer. Das Publicum war wesentlich nur in einer Beziehung auf ihr Verdict gespannt. Ueber den Hauptbetrug, — an Weidmann verübt, — hatten die Geschworenen gegen die Hauptverbrecherin, — Frau Leuthold, — kein Verdict abzugeben; daß der Ehemann Leuthold werde für schuldig erklärt werden, bezweifelte man nicht; es konnte sich nur fragen, bis auf welchen Betrag; die Frage war untergeordnet.

Der Knecht'sche Fall hatte nur ein theoretisch-juristisches Interesse, und richtig bemerkte ihr Vertheidiger, in Beziehung der Leuthold sei es gleichgültig, ob sie den Fall auf ihre ohnehin schon große Rechnung nehmen müsse oder nicht, es komme aber auf das Recht an.

Mit großem, allgemeinem Interesse wurde aber der Entscheidung des sog. Betrugs gegen den Dr. A. entgegengesehen, bei dem zugleich vier, außerdem straflose Personen betheiligt waren. Das Züricher Strafgesetzbuch faßt zwar, wie oben bemerkt wurde, im §. 239 den Begriff des Betrugs sehr weit auf, und es rechnet unter denselben ausdrücklich im §. 256 als „unbenannten Betrug": „Vergehen, welche zu keiner der in diesem Gesetzbuche besonders benannten Arten des Betruges gehören, allein unter die Bestimmungen des §. 239 fallen, sollen mit der Strafe derjenigen Art belegt werden, mit der sie, nach dem Ermessen des Richters, am meisten verwandt sind." Und als solcher unbenannter Betrug war die That angeklagt.

Allein der §. 239, der danach der zuletzt entscheidende bleiben soll, fordert immer eine zum Nachtheil der Rechte eines Anderen unternommene Täuschung, und da fragte sich denn mit Recht Jeder, welches Recht des Dr. A. denn in Nachtheil oder nur in Gefahr gebracht worden sei. Die Vertheidiger gingen alle möglichen Rechte des Mannes durch. Daß ein Vermögensbetrug nicht vorliege, habe die Staatsanwaltschaft selbst anerkannt, indem sie eben auf unbenannten Betrug geklagt habe; auch habe klar der Dr. A. keinen Vermögensschaden, vielmehr mancherlei pecuniäre Vortheile bei und von der Geschichte gehabt. Auch ein Betrug in Bezug auf den Familienstand habe nicht stattgefunden. Das Gesetz erfordere dazu rechtswidrige Veränderung oder Unterdrückung des Familienstandes eines Menschen. Möglicherweise könne man daran hier nur bezüglich der Messerschmidt denken, die sei ja aber Angeklagte und nicht Beschädigte. Wolle man etwa speciell eine betrügliche Verleitung zur Ehe annehmen? Weder die Leuthold, noch die Messerschmidt, noch irgend ein Anderer habe nur im Entferntesten ernstlich daran gedacht, den A. mit der Messerschmidt zu verheirathen. Die Leuthold habe nur den jungen Mann an sich fesseln und mit ihm allein ungestört und in Freuden ein paar Wochen in der Welt umherreisen wollen; die Anderen hätten nur an einen Scherz gedacht. Welches Recht des Dr. A. sei dann verletzt? Sein Leben, seine Gesundheit war nicht in Gefahr. Seine Keuschheit? Oder vielleicht seine Ehre? Es sei ein schlechter Scherz, eine heillose Posse mit ihm gespielt. „Wenn aber für alle Männer, denen das passirt, eine Criminalklage erhoben werden soll, dann müssen wir uns hier permanent erklären." Habe wirklich die Ehre des Dr. A. gelitten, so habe er sie selber vernichtet. Er habe sich roh, gemein, habsüchtig benommen; er habe seine Braut, die Jugendfreundin, verlassen, um Millionen zu heirathen; als es mit den Millionen nichts geworden, habe er sich

an die 10,000 Fr. gehalten und der Messerschmidt die Ehe versprochen, um auch sie wieder sitzen zu lassen. Gewiß schütze der Staat auch ideale Güter, aber der Dr. A. habe nur sich selbst entehrt; und die Genossen dieser Selbstentehrung säßen auf der Anklagebank? Es bleibe ordentlich nur ein Recht auf Wahrheit übrig. Ein solches Recht gebe aber das Leben nicht, mithin könne das Gesetz es nicht durch Strafe schützen. Es sei schön, wenn alle Menschen nur die Wahrheit sagen möchten. Aber jeden Lügner zu einem Criminalverbrecher machen? Ueberdies verlange das Gesetz zum Betruge ausdrücklich eine Täuschung zum Nachtheile fremder Rechte; also neben der Wahrheit noch eine besondere Rechtsverletzung.

Der Vertheidiger der Messerschmidt hatte für diese noch besonders hervorgehoben, daß sie in keiner Weise auch nur unanständig bei der Sache sich benommen habe, sowie daß sie auch bisher in gutem Rufe gestanden.

Die Geschworenen berietehn lange und kehrten mit folgendem Verdicte zurück:

„Der Ehemann Leuthold sei schuldig der Theilnahme des Betrugs gegen Weidmann, jedoch nur zu einem Betrage von 100 bis zu 800 Fr.

„Die Ehefrau Leuthold sei schuldig des Betrugs gegen Knecht und gegen den Dr. A. (Der anderen Betrügereien hatte sie sich selbst schuldig bekannt, die Geschworenen hatten daher kein Verdict darüber.)

„Anna Messerschmidt sei schuldig der Theilnahme an dem Betruge gegen den Dr. A."

Die drei anderen Angeklagten, die Eheleute Kambli und die Wittwe Suter, wurden nichtschuldig erklärt. In dem Saale gab sich vielfache Ueberraschung kund. In Betreff des Dr. A.'schen Falles hatte man überhaupt kein Schuldig erwartet, am wenigsten gegen die Anna Messerschmidt, unzweifelhaft die auch moralisch am wenigsten Compromittirte auf der Anklagebank, weit weniger, als die drei nicht schuldig Befundenen. Und gerade sie hätten die Geschworenen ausgesucht! sagte man.

Staatsanwalt und Vertheidiger plaidirten noch über das Strafmaß. Der Staatsanwalt beantragte gegen die Frau Leuthold zwölf Jahre Zuchthausstrafe. Das Weib hatte bis dahin ihre unerschütterliche äußere Ruhe bewahrt. Die Aussicht auf eine so schwere und lange Strafe versetzte sie in große Aufregung; sie konnte lautem und heftigem Weinen und Schluchzen nicht gebieten. Ihr Mann blieb nach wie vor freundlich und stumpf.

Psychologisch interessant war das Benehmen der Anna Messerschmidt. Sie hatte während der ganzen zweitägigen Verhandlung sich sehr ernst, ehrbar, bescheiden und äußerlich ruhig benommen. Nur als ihr Vertheidiger in seiner Rede hervorhob, daß sie die Unverdorbenste und am meisten zu Berücksichtigende in der Gesellschaft auf der Anklagebank sei, mußte sie lange und bitterlich weinen. Die Verkündigung des Wahrspruchs der Geschworenen hörte sie dann wieder äußerlich ruhig an; als sie darauf aber das Weinen der Frau Leuthold hörte, brachen auch ihre Thränen wieder hervor, und sie wurde erst wieder ruhig, als der Präsident des Gerichts ihr Strafurtheil verkündete. Sie war zu vier Wochen einfachem Gefängniß verurtheilt, worauf jedoch drei Wochen unverschuldeter Untersuchungsarrest angerechnet wurden, so daß sie nur noch acht Tage zu verbüßen hatte. Eine so geringe Strafe hatte sie wohl nicht erwartet. Die helle Freude stieg ihr in das Gesicht.

Der Ehemann Leuthold wurde zu achtzehn Monaten Gefängniß verurtheilt; er hörte es mit seinem vollen Gleichmuth an. Die Frau Leuthold erhielt eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren. Sie wurde abgeführt, indem sie laut heulte. Mitleid begleitete sie nicht aus dem Saale.

Das Bedürfniß anderer Richter über die verbrecherische Schuld, als der von der Regierung angestellten und abhängigen ständigen Richter, hat sich vielfältig, auch in deutschen Ländern, gezeigt. Wo gar diese Richter unter dem Damoklesschwerte moderner Disciplinargesetze stehen, da ist das Bedürfniß in der That ein unabweisbares, wenn nicht das Recht und alles Vertrauen zu der Rechtspflege vernichtet werden sollen. Ich kenne aber kein bedenklicheres Surrogat für solche ständige Richter, als das moderne französisch-deutsche Geschworeneninstitut.

In der Schweiz, namentlich in Zürich, ist dieses Institut mehr der englischen Jury nachgebildet. Ich habe es hier dennoch immer mindestens für Luxus gehalten, da hier die Richter sämmtlich, vom untersten bis zum obersten, von und aus dem Volke, von dem gesammten Volke und aus allen Classen des Volkes, und nur auf wenige Jahre gewählt werden. Der Proceß Leuthold hat in meiner Ansicht mich — nicht irre gemacht.

Aber eins hätte ich beinahe vergessen. Der Mitangeklagte Kambli, der, wie bemerkt, schon früher bestraft worden, war damals auch auf mehrere Jahre zur Strafe der „Eingrenzung" verurtheilt, einer Art von Stellung unter polizeiliche Aufsicht, so daß er ohne polizeiliche Erlaubniß die Grenzen seiner Kirchgemeinde nicht überschreiten durfte. Diese Eingrenzung bestand noch, als er im October v. J. Nachricht erhielt, daß es mit der Leuthold nicht ganz richtig stehe. Er hatte damals der Leuthold Geld geliehen; sie befand sich gerade in Bern, und um sein Geld zu retten, reiste er schleunigst nach Bern, ohne vorher jene polizeiliche Erlaubniß einzuholen. Hierfür wurde er der „Verletzung der Eingrenzung" schuldig erklärt und zu zehn Tagen Gefängniß und 50 Fr. Buße verurtheilt.

Reisende.

Von Fr. Gerstäcker.

Mit Illustrationen von L. Loeffler.

Es gibt auf der Welt zwei Menschenclassen, die sich wesentlich von einander unterscheiden. Die Einen, besonders reich mit Sitzfleisch begabt, kleben an der Scholle, werden groß und alt dabei und sterben endlich, ohne von Gottes Erdboden mehr gesehen zu haben, als was sie eben nicht gut vermeiden konnten —: ihre unmittelbare Umgebung. Wie es draußen aussieht, glauben sie Anderen auf's Wort; daß der Himmel sich auch noch über andere Länder, als die spannt, die ihren festen Horizont bilden, haben sie aus Büchern gelernt und sind mit diesem Bewußtsein zufrieden. In dem gewöhnlichen Kreislauf des Lebens arbeiten sie ihren steten Gang, und wenn man sie einmal in ihr letztes ruhiges Kämmerchen legt, können sie von den gehabten Strapatzen ordentlich ausruhen.

Und sind sie glücklich dabei? — warum nicht? Sie bilden sich um sich selbst ihre kleine, abgeschlossene Welt, mit Sorgen und Mühen genug für einen ganzen Erdtheil, wie mit Freuden hinlänglich für ihre Bedürfnisse, und begnügen sich damit, ein Halm in dem großen Aehrenfelde zu sein, das unser Schöpfer auf die Erde gesäet hat. Mit den Nachbar-Aehren können sie sich ja immer unterhalten, und am letzten Tage werden wir doch alle mitsammen ausgedroschen.

Die andere Gattung hat, mehr oder weniger, kein Sitzfleisch. Wie der Wandervogel durchstreift sie die Welt, bald in größeren, bald in kleineren Zügen, nach allen Richtungen; sie erkennt keine Grenzen an, hat deshalb aber auch großentheils keine ordentliche Heimath: sie ist nirgends Stammgast, und fliegt (an einen dünnen Faden gebunden, den die Polizei in Händen hält und Paß nennt) nach allen Seiten hin gar fröhlich aus.

Und ist die glücklich? — warum nicht? Jedenfalls wollen wir uns dieselbe einmal näher betrachten.

Diese letzte Gattung wird gewöhnlich — um sie von der anderen, die gar keinen Namen hat, zu unterscheiden — unter die etwas allgemeine Rubrik: Reisende gebracht. Das Wort „Reisende" faßt aber viel zu verschiedene Begriffe in sich, um so ohne Weiteres verstanden zu werden. Es möchte deshalb nöthig sein, diese diversen Reisenden schärfer zu zergliedern.

Eigentlich versteht man unter dem Wort: Ein Reisender, wenn nicht das ganz bestimmte Adjectiv „armer" dazu gesetzt wird, nur Länder- und Waaren-Reisende. Die Uebrigen sind, solange sie sich unterwegs befinden, Passagiere, sobald sie in einem Gasthaus einkehren, Fremde. Nur Länder- und Waa-

ren=Reisende behalten ihr Prädicat unter allen Umständen und Verhältnissen bei, und man versteht hier unter den Ersteren nur solche, die in einem wissenschaftlichen Interesse oder aus reiner Neugierde die Welt durchstreifen, während der „Waaren=Reisende" in einem weit beschränkteren Kreis den Gegenstand oder die Waaren an den Mann zu bringen sucht, „in denen er macht".

Um mit den Ersteren, als den unabhängigsten, zu beginnen, so haben Reisende, die in einem etwas großartigen Maßstab die Welt durchziehen — gleichgültig welchen Zweck sie dabei verfolgen — also solche, die sich an keine Grenzen kehren und, wie der Deutsche sagt, „immer fortgehen und nie wiederkommen", das Vorurtheil der Menge vollständig zu ihren Gunsten.

Wer einen einzelnen Menschen oder eine Familie todtschlägt, heißt ein Mörder und wird entweder gehenkt oder zu Zuchthaus begnadigt — wer sie dagegen in Masse und zu Tausenden schlachtet, ist ein Held und wird erst nach seinem Tode (in Marmor) ausgehauen. Aehnlich so ist es mit den Reisenden.

Wer sich auf der Landstraße, in einem kleinen District ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Landstreicher und gelangt in irgend eine Besserungsanstalt, oder wird auch, zum Besten des Nachbarstaates, einfach und in passender Begleitung über die Grenze geschafft. — Wer sich dagegen auf einem recht großen District, womöglich über die ganze Welt, ohne bestimmte Beschäftigung und Arbeit herumtreibt, heißt ein Reisender, und sogar die Polizei ist freundlich gegen ihn.



In Kattun.

Aber auch solche Reisenden gibt es wieder verschiedene Arten und Classen. Einige ziehen über den ganzen Erdball, um jeden einzelnen Berg so genau auszumessen, als ob sie einen passenden Rock für ihn zuschneiden wollten; Andere sammeln Steine und Pflanzen, wieder Andere balgen Vögel ab, stopfen größere Thiere aus, blasen Fische und Spinnen auf und spießen Schmetterlinge und Käfer, um sie später in besonders dazu bestimmten Kasten durch einheimische Insecten getrocknet fressen zu lassen. Wieder Andere thun von allerem ein Wenig, oder auch gar Nichts; diese wollen nur sehen und genießen, und dabei die Welt „kennen lernen"; alle aber schreiben mehr oder minder dicke Bücher mit passenden oder unpassenden Illustrationen dazu, und ärgern sich nachher über Nachdrucker und literarische Diebe, die von ihnen doch nun einmal leben müssen.

Diese Art von Reisenden ist meist harmlos und wird nur in einzelnen seltenen Fällen durch eine krankhafte Wuth, irgend etwas vorzulesen, gefährlich. Selbst dann ist ihnen aber immer ziemlich leicht auszuweichen, während die zweite Art von Reisenden, die sogenannte Gattung der „commis voyageurs" vollkommen unausweichlich ist.



Im Fechten.

Diese durchziehen besonders Europa nach allen Richtungen hin, brandschatzen dasselbe zum Besten der Hauptbücher ihrer Principale, wie ihrer eigenen Portemonnaies, und gehören dabei zu den unwiderstehlichsten und unausstehlichsten Exemplaren ihres Geschlechts.

Kenntlich sind sie sehr leicht an ihrem auf der Mitte des Kopfes gescheitelten Haar, an einem kleinen, elegant gearbeiteten und eigenthümlich geformten Lederkoffer, den ein Lohnlakai hinter ihnen her durch die Stadt trägt, wie überhaupt an ihrem ganzen faren Wesen. In Gesellschaft von Damen spielen sie dabei stets die Liebenswürdigen, in Gesellschaft von Herren erzählen sie nur unanständige Anekdoten, und untereinander prahlen sie mit dem Nutzen, den sie ihren Principalen bringen, die sonderbarer Weise alle zu den geizigsten, kurzsichtigsten und ungerechtesten Exemplaren des genus homo gehören.

Der commis voyageur fuhr früher nur in Einspännern, kannte alle Wirthshäuser an der ganzen Straße und war eigentlich der alleinige und unumschränkte Colporteur von Neuigkeiten und Anekdoten für sämmtliche kleine Städte und einzeln gelegene Wirthshäuser. Durch die Eisenbahnen hat sich das freilich bedeutend verändert. Der vermehrte Verkehr sendet jetzt seine Boten und Zeitungen nach allen Winkeln aus, und dem commis voyageur widerfährt es zuweilen, daß er nach Vortrag einer, wie er glaubt, nagelneuen Anekdote ein altes Heft der Fliegenden Blätter vorgezeigt bekommt, in dem er auch eine Illustration dazu findet. So fährt er jetzt meist mürrisch über die unpassende Gesellschaft, aber doch aus Sparsamkeitsrücksichten dritter Classe von einer Stadt zur anderen. Es versteht sich indeß von selber, daß dem Principal zweite Classe dafür verrechnet wird.

Die commis voyageurs machen in verschiedenen Artikeln, als da sind: in kurzen und langen Waaren, in Knöpfen, Wein, Kattunen, Schwertern, Lederwaaren, Glas, Scheeren, Stecknadeln und tausend anderen Gegenständen. So verschieden aber auch das Product, mit dem sie umgehen, so gleich und ähnlich sind sie sich im Ganzen untereinander, und wenn es einen Superlativ unter ihnen gibt, so bilden diesen nur die in Wein machenden, also die sogenannten und überall bekannten Weinreisenden. Es sind dieses die liederlichsten und unvermeidlichsten von Allen, und so hartnäckig sie Nachts in ihrem Hotel hinter Flaschen und Gläsern sitzen und keine frühere Polizeistunde als zwei oder drei Uhr Morgens anerkennen, so unabweislich sind sie, wo sie einem alten oder neu zu gewinnenden Kunden ihrer „weltberühmten Firma" ein Faß saueren Weines aufhängen wollen — und auch wirklich aufhängen, denn sie gehen einmal nicht eher wieder fort. Doch ihr Charakter ist geschichtlich geworden und deshalb eine weitere Beschreibung derselben völlig unnöthig.

Ein so zahlreiches Corps nun diese commis voyageurs bilden, so haben sie doch noch, und zwar seit Errichtung der Eisenbahnen, eine neue Gattung beigefügt bekommen, und zwar: die Diplomaten, die wir jetzt nothwendig dieser Classe einreihen müssen. Die Diplomaten machen eben „in Politik", wie Andere in Kattun, Band, Stecknadeln oder Wein, nur mit dem Unterschied, daß sie zweite Classe fahren und erste berechnen, nie auf ihre Principale schimpfen, überhaupt außerordentlich vorsichtig in ihren Ausdrücken sind, Alles „gewußt haben" (wie sich erst später herausstellt), nie etwas verrathen und Adressen statt Preiscourante bei sich führen. Uebrigens stiften sie im Ganzen, bei einem vortrefflichen Gehalt und noch besseren Diäten, mehr Unheil als alle übrigen commis voyageurs (selbst inclusive Weinreisende) zusammen.

Gleich nach den Diplomaten, von diesen aber sehr verschieden, kommen wir zu den sogenannten „armen Reisenden", eine sehr wunderliche und gemischte Menschenclasse, deren Existenz aber, im Gegensatz zu den vorigen, durch die Eisenbahn einen sehr be-

deutenden Stoß erhalten hat. Ihre Wirksamkeit konnte sie freilich nur erschweren, nicht vernichten.

Die „armen Reisenden" gehören meist Alle dem Handwerkerstande an, denn liederliches Gesindel, das sich mit einem heugestopften Tornister bettelnd an Kreuzwegen herumtreibt und sich fälschlicher Weise für einen „armen Reisenden" ausgibt, kann nur als ein Auswuchs des sonst gesunden, kräftigen Stammes betrachtet werden. Der wirkliche „arme Reisende" hat in den letzten Tagen nie etwas Warmes gegessen, trägt seine Stiefeln statt an den Füßen oben auf dem Tornister, wodurch er stets auf dem einen Beine etwas hinkt, und nennt betteln in seiner Kunstsprache fechten — symbolisch dadurch vielleicht seinen ewigen und hartnäckigen Kampf mit dem Leben anzudeuten. Eine andere auffallende Eigenschaft an ihnen ist, daß sie in Gegenwart von anständig gekleideten Fremden stets äußerst schwermüthig und niedergedrückt aussehen, während sie unter ihres Gleichen und in der nächst zu erreichenden Schenke heiter und glücklich scheinen.



Auch ein Reisender.

Das Zeitalter vor der Erfindung der Eisenbahnen war indeß ihr goldenes, als noch Lohnkutscher und Extraposten die Landstraßen belebten, Frachtwagen ihre Tornister oft meilenweit trugen und sie selber, aus einer Arbeit entlassen, wochenlang dazu gebrauchten, ehe sie einen anderen Arbeitsort erreichen konnten.

Damals hatten sie keine Feinde auf der Welt, Postillone und Gensd'armen vielleicht ausgenommen. Bequem hinten auf dem Bedientenbod einer Extrapost stationirt, den Tornister neben sich, ein Knie über das andere geschlagen, die kurze, qualmende Pfeife im Munde, war die Chaussee ihre eigentliche Heimath, und an ihrem Lebenspfad standen zwei Reihen hochwüchsiger Pappeln — wie traurig hat sich das aber jetzt verändert!

Welcher Handwerksbursche kann jetzt noch bei einem Bahnzug hinten aufsitzen? und fahren sie selbst in einem Coupé, wofür sie — etwas Unerhörtes im früheren Handwerksburschenleben — sogar bezahlen müssen, wo bleibt ihnen dann noch Zeit, das unterwegs so nöthige und unentbehrliche „Fechten" zu besorgen? Ehe sie nur an irgend einer Station — auf denen überhaupt nie etwas gegeben wird — den Hut abgezogen und ein klägliches Gesicht geschnitten haben, pfeift die verwünschte Locomotive schon wieder, und jede weitere Hoffnung auf Erfolg ist erbarmungslos abgebrochen.



Zwangspassagier.

Außerdem existiert durch die Eisenbahnen gar keine Entfernung mehr zwischen Hauptstädten. Die Pappelalleen, neben denen sie hinliefen, fliegen wie Gespenster einer früheren, glücklicheren Zeit an ihnen vorüber, und der am Morgen kaum gepackte Tornister muß an dem nämlichen Abend schon wieder entlastet werden, die Beine unter einen neuen Arbeitstisch zu strecken, den Kampf mit einer frischen Meisterin aufzunehmen.

„Es wird Nichts besser auf der Welt," ist ein altes gutes deutsches Sprüchwort, und die „armen reisenden Handwerksburschen" vor allen Anderen haben diesen traurigen Wahlspruch, unter der Fülle der Ereignisse, zu ihrem Motto genommen.

Alle diese vorgenannten Classen nun könnten wir auch noch unter den Sammeltitel „Zweck-Reisende" bringen, von denen wir zu den Vergnügungs-Reisenden übergehen würden, blieben nicht noch zwei Gattungen, die keinen eigentlichen, wenigstens keinen freiwilligen Zweck haben, und nie im Leben zum Vergnügen reisen würden.

Die Ersten sind die Postillone und Frachtfuhrleute und in neuerer Zeit die Conducteure, die Alle nur ein bestimmtes kurzes Ziel haben und dann umkehren, ihre Bahn von vorne zu beginnen. Früher machten die Frachtfuhrleute davon eine Ausnahme, indem sie, fast wie die Schiffscapitaine, eine gewisse Fracht für irgend einen entfernten Theil Deutschlands übernahmen und denselben auch, ob die Reise Wochen oder Monate dauerte, getreulich ablieferten. Jetzt erstreckt sich ihre Wirksamkeit höchstens von einer Eisenbahnlinie bis zur anderen, und wie bei Postillonen und Conducteuren liegt ihr Reiseziel innerhalb zweier Stationen — ein ewiges Kommen und Gehen, Abschiednehmen und Wiedersehen, wenn man in neuerer Zeit überhaupt noch von dem sentimentalen Abschiednehmen etwas Anderes beibehalten hätte, als vielleicht den Abschiedstrunk.

Derartige Angestellte könnte man auch füglich Zwangs-Reisende nennen, denn was einem Theile des Menschengeschlechts Erholung und Vergnügen gewährt, wird bei ihnen zur oft unangenehmen Pflicht, mit der sie Jahr aus Jahr ein dieselbe Strecke durchfliegen. Reisende kann man sie eigentlich gar nicht nennen, und doch sind sie stets auf Reisen, sind ununterbrochen unterwegs. Ja, sie lernen die Strecke, die sie hin und her fahren, so genau kennen, daß sie jeden Steinhaufen, jeden Baum und Strauch auswendig wissen, und vollständig competente Richter über das beste Bier in allen Gasthäusern oder Stationen auf eine Entfernung hin werden, über die man sonst nur brieflich Nachricht erhalten konnte.

Aber sie führen kein gemüthliches Leben, denn nicht umsonst hat die deutsche Sprache für das Wort Heimath gar keinen Plural. Es gibt eben für den Menschen nur eine Heimath, und wer, wie ein solcher Conducteur oder Postillon, sich zwei, drei oder noch mehr derselben gründen muß, um an den verschiedenen Orten, wo er gezwungen ist, seinen Rasttag zu halten, nothdürftig zu Hause zu sein, der entbehrt vor allen Dingen das größte und höchste Glück, das der Mensch kennen sollte, das Glück des eigenen Heerdes. Wollten wir es recht genau nehmen, so wären das eigentlich die richtigen und einzigen „armen Reisenden."

Noch gibt es eine Art von Zwangspassagieren, die eben wie die vorigen ein gegebenes Ziel haben; sie gehören aber einer unheimlichen Gattung des Menschengeschlechts an, und man trifft sie auch nie einzeln, sondern immer nur paarweis: den „Zwangspassagier" mit zusammengebundenen Händen, seinen Gefährten mit Czackow oder Helm, Flinte und Seitengewehr. So sitzen sie in den Wartesälen dritter Classe, bis der nächste Zug kommt, mit Niemandem verkehrend, von Allen gemieden, und wenn die keuchende Locomotive hält, nimmt ein besonderes Coupé die Beiden auf, bis sie an irgend einer anderen Station plötzlich wieder verschwunden sind — still und unheimlich, wie sie gekommen. Reisende sind es freilich, wenn sie auch Beide gerade nicht zu „ihrem Vergnügen" reisen.

Ehe wir aber zu den wirklichen Vergnügungsreisenden übergehen, gerathen wir auf ein Mittelding zwischen Vergnügen und Zweck, das gewissermaßen den Uebergang von einer Classe zur an-

deren bildet. Es sind dies die Badereisenden, insofern der angebliche Zweck ihrer Reise oft weiter Nichts als nur ein Vorwand ist — eine Thatsache, die sich besonders bei der schönen Hälfte dieser Art von Reisenden nur zu häufig ergeben soll.

Der Ursprung wirklicher Badereisenden, d. h. solcher, die in der That genöthigt sind, zum Besten ihres maltraitirten Körpers eine Heilquelle aufzusuchen, verliert sich in das graue Alterthum, und die Meisten von ihnen verlangen, daß ein paar Gläser Wasser mit einem Dutzend warmer Bäder das wieder in drei oder vier Wochen aus dem Körper jagen soll, worauf elf Monate im Jahre mit allem nur erdenklichen Eifer gesündigt wurde. Trotz aller vergebens erhofften Erfolge aber bleiben die Versuche doch Jahr nach Jahr dieselben, und die Einbildungskraft muß dann ersetzen, was die Natur nicht im Stande war zu erreichen. Wenige Menschen haben soviel Phantasie, wie Badereisende.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

IV.

Mit der Scheidung trat Wilhelmine Schröder-Devrient in die Sturm- und Drangperiode ihres Lebens ein. Während sich ihr ganzes Wesen in Kampf und Schmerz rasch entwickelte, wurde sie auch immer selbstbewußter in ihrem künstlerischen Schaffen; mehr und mehr offenbarte sich in ihr jene Gluth und Kraft, durch welche sie auf der Bühne wie im Leben so unwiderstehlich hinriß.

Um die Kunst war und blieb es ihr bis an's Ende heiliger Ernst, und ihrem schöpferischen Genius kam der beharrlichste Fleiß zu Hülfe. Mit Entrüstung hörte sie die vielverbreitete Ansicht aussprechen, daß Talent und Genie nicht zu arbeiten brauchen.

„Es ist ja doch nur ein ewiges Suchen in der Kunst," sagte sie oft, „und der Künstler ist verloren, ist todt für die Kunst, sobald er sich dem Wahne hingibt, am Ziel zu sein. Bequem ist es freilich, mit dem Costüm die ganze Aufgabe abzustreifen und ruhen zu lassen, bis man sie nach Anordnung des Repertoirs wieder aufnehmen muß. Ich habe das nie gekonnt. Wie oft, wenn mir das Publicum seinen Beifall zujauchzte und mich mit Blumen überschüttete, bin ich beschämt in mein Kämmerlein gegangen und habe mich gefragt: Wilhelmine, was hast Du nun wieder gemacht? und dann hat es mir keine Ruhe gelassen; ich habe tagelang, nächtelang darüber nachgedacht, bis ich das Bessere gefunden hatte."

Sehr empfindlich war die Künstlerin gegen die Verstöße und Unachtsamkeiten, durch welche der Schauspieler so oft die Illusionen des Publicums zerstört. Es empörte sie, wenn Rebecca den Schmuck, durch den sie ihre Rettung zu erkaufen versucht und von dem sie noch eben gesagt hat: „er ist von hohem Werth", zu Boden fallen läßt, sobald sie seiner nicht mehr bedarf; oder wenn Agathe das Taschentuch, das sie als „Flagge der Liebe" dem Geliebten entgegen wehen ließ, in die Coulisse wirft, wenn die Arie zu Ende ist. „Es fehlt diesen Leuten an Respect vor ihrer Kunst," sagte sie; „sonst könnten sie sich nicht in dieser Weise gegen sie versündigen."

Bis in die geringsten Einzelheiten suchte sie sich ihre Aufgabe klar zu machen. Sie studirte nicht allein am Charakter der Musik, es genügte ihr nicht, die Handlung des Stückes, die Gestalten der Mitspielenden und vor allem das Wesen, das sie selber darstellen sollte, bis in die leiseste Nüance jeder Stimmung zu kennen, auch das äußere Beiwerk war ihr wichtig. Sie lernte fechten, um den Romeo geben zu können; sie forschte nach den Sitten des Landes und der Zeit, worin sich die Handlung jedes Stückes bewegte, nach den geselligen Formen der verschiedenen Stände, nach den häuslichen Gebräuchen, und ihr Costüm war immer auf's Genaueste dem Geist ihrer Rolle angepaßt.

Dabei wurde sie von dem richtigsten Instinct, dem feinsten Geschmack geleitet. Eine reich gekleidete, mit Schmuck überladene Agathe, eine Emmeline in Florschürze und seidenem Mieder, eine Norma oder Armida mit geschnürter Taille war ihr ein Gräuel. Gegen die Ristori, die sie nie gesehen hatte, war sie eingenommen, weil diese Künstlerin auf einem ihrer Bilder den antiken Gürtel mit der Spitze nach unten trägt. Es war Wilhelmine unbegreiflich, wie eine „gescheidte Frau" solchen Verstoß begehen könnte. Sie wußte freilich ebenso genau um den Hochzeitsschmuck einer altdeutschen Bürgerstochter Bescheid, wie um das Priestergewand einer Vestalin und um die Tracht des Schweizermädchens, wie um den malerischen Anzug einer Jüdin aus dem 12. Jahrhundert.

Wenn sie die Agathe gab, trug sie im ersten Act ein schmuckloses, häusliches Kleid, wie sich's für eine Försterstochter paßt. Um die Stirn hatte sie als Verband ein weißes Tuch gelegt, um den Zuschauer an die Verwundung durch das herabstürzende Bild zu erinnern, von der wir heutzutage, bei der undeutlichen Aussprache der meisten Sängerinnen, kaum etwas erfahren. Erst zu Ende des Duetts mit Aennchen nahm sie das Tuch wieder ab. Im zweiten Act ließ sie das blonde Haar in langen Locken auf die Schultern fallen — ein Schmuck, der in alten Zeiten Vorrecht der Bräute war. — Ihr Kleid war von schlichtem weißen Stoff und altväterischem Schnitt, an die Zeit des 30jährigen Kriegs erinnernd, und die grüne Schärpe, die sie leicht um die Taille geschlungen hatte, bezeichnete ebenso graziös als zeitgemäß die deutsche Jägerbraut.

Als Emmeline erschien sie in einem Rock von grobem Wollenzeug, in einfachem rothen Mieder mit Hemdsärmeln von Leinwand. Dazu trug sie eine weite Schürze, bunte Strümpfe, die vom Knie zum Knöchel reichten, sodaß sie barfuß in ihren Lederschuhen stand, und das blonde Haar fiel in langen Zöpfen über den Rücken hinunter. Aber auch in dieser schmucklosen Tracht war sie von hinreißender Schönheit. Wenn sie im dritten Act am Fenster der Hütte erschien, die Hände gefaltet, die Augen in träumerischer Freude zum Himmel erhoben, sprach sich die Bewunderung des Publicums oft so stürmisch aus, daß sie eine ganze Weile wie im stummen Gebet dastehen mußte, ehe sie das Terzett:

> Ach, wie herrlich ist der Morgen;
> es entschwinden alle Sorgen!

beginnen konnte.

Ueber den Romeo sagt sie in einem Brief an Emmy La Grua, eine junge Sängerin, die sich, wie viele Andere, Rath und Belehrung suchend an sie gewendet hatte: „Die größte Schwierigkeit für die Darstellung dieser Rolle liegt darin, daß sie für eine Frau geschrieben wurde; die Künstlerin hat daher die ungeheuere Aufgabe, ihr Geschlecht vergessen zu machen und in Haltung, Bewegung, Stellung einen feurigen, von der ersten Liebesgluth durchdrungenen Jüngling darzustellen. Nichts darf ihr Geschlecht verrathen, soll die ganze Situation nicht lächerlich werden. Sie muß gehen, stehen, hinknieen wie ein Mann; sie muß den Degen ziehen und sich zum Kampfe anstellen wie ein geübter Fechter, und vor allen Dingen muß alles Weibische aus ihrem Costüm verbannt sein. Keine zierlichen Locken, kein eingezwängter Fuß, keine „schöne Taille"! Das Hutaufsetzen und Abnehmen, das Handschuh-Aus- und Anziehen ist nicht minder wichtig."

Wie Wilhelmine Schröder-Devrient diese Aufgabe erfüllte, wird Jedem unvergeßlich sein, der sie darin bewundern durfte. Vom ersten Auftritt an, wo Romeo mit festem Schritt und trotzig erhobenem Kopfe an der Spitze seiner Krieger erscheint, um den Capuletti Frieden zu bieten, bis zu dem letzten Aufschrei im Todeskampfe, dem letzten Zusammensinken an Giulietta's Sarge war sie in jedem Blick, in jedem Zucken der Lippe, in jeder Handbewegung der stolze Patriciersohn, der liebeglühende junge Held, den sie — Shakespeare nachdichtend — in die Bellinische Oper übertrug.

In dieser dichterischen Kraft, die ihr in einem Maße verliehen war, wie keiner anderen Bühnenkünstlerin, lag das Geheimniß ihrer Größe. Im Fidelio, in Donna Anna, in Gluck's und Weber's Opern, in allen Rollen, in die sie sich mit Bewunderung und Liebe versenkte, befähigte sie diese Kraft, sich jeder Intention des Meisters anzuschmiegen und Alles, was er gedacht, gefühlt, vielleicht nur geahnt hatte, so lebendig zu gestalten, daß die Darstellung das vollendetste Weiterschaffen im Sinn und Geist des Dichters, des Componisten war. Aber wurde ihr eine jener gehaltlosen Aufgaben zu Theil, wie sie in hundert alten und neuen Opern zu finden sind, so waren Dichtung und Handlung nur noch der Rahmen, in dem sich ihre Dichtung bewegte, und die Musik war nur das Idiom, in welchem sich ihre Freuden und Schmerzen,

ihre Sehnsucht oder Leidenschaft aussprach. Darum erschien selbst Bellini's Musik gewaltig, wenn sie den Romeo sang.

Sie hat uns oft erzählt, wie ihr der Romeo — später eine ihrer Lieblingsrollen — „offenbart" wurde. Die Capuletti und Montecchi wurden in Dresden zuerst von der italienischen Operngesellschaft gegeben. Signora Schiasetti gab den Romeo. Von einer längeren Urlaubsreise zurückkommend, hatte Wilhelmine die Oper einige Mal gesehen, hatte aber — so wenig wie das übrige Publicum — weder dem ungeschickten Text noch der seichten Musik Geschmack abgewinnen können. Plötzlich wurde ihr die Partie des Romeo mit dem Bemerken zugeschickt, daß sie dieselbe in acht Tagen für die erkrankte Signora Schiasetti singen müsse. Wilhelmine erschrak vor dieser Aufgabe; es erschien ihr fast unmöglich, die große Rolle in so kurzer Zeit, noch dazu in fremder Sprache, einzustudiren. Dennoch ging sie fleißig an's Werk, und es gelang ihr, sich die Musik in der gegebenen Frist zu eigen zu machen. Aber die Gestalt, die sie darstellen sollte, war ihr fremd geblieben, sie konnte sich nicht dafür erwärmen, fühlte sich unsicher und war überzeugt, daß sie in dieser Stimmung wenig zu leisten vermöchte.

„Die Befangenheit verschwand zwar, sobald ich in's Costüm kam," sagte sie, „aber statt dessen kam eine Art von Taumel über mich. Als der Vorhang zum letzten Male fiel, wußte ich nicht, was und wie ich gesungen und gespielt hatte. Das Publicum überschüttete mich mit Beifall, ich wußte nicht warum. Ich war wie im Traume. Statt, wie sonst, die Kleider zu wechseln, ließ ich mir nur den Mantel geben, fuhr nach Hause, warf mich — noch immer im Costüme Romeo's — auf das Sopha und blieb dort, die Hände unter den Kopf gelegt und mit weit offenen Augen zur Decke starrend, bis fünf Uhr Morgens liegen."

In diesen Stunden zog die Oper Scene auf Scene an der Künstlerin vorüber. Sie sah Romeo — ihren Romeo, wie er an diesem Abend das Publicum entzückt hatte — eine herrliche Jünglingsgestalt voll Feuer und Leben. Stolz, trotzig, aufbrausend dem Feinde gegenüber, liebeglühend im Verkehr mit Julia, aber auch hier unfähig, den stolzen Sinn zu beugen. Wie flammt er auf, als das Mädchen sich nicht entschließen will, mit ihm zu fliehen! wie wendet er sich von ihr ab, stampft mit dem Fuße und preßt die übereinander geschlagenen Arme fest zusammen, als wäre er nur so im Stande, den Ausbruch seines Zorns zurückzuhalten! Und doch ist die Liebe noch mächtiger als der Zorn. Singend bricht sie hervor mit dem innigen Flehen:

„Des Geliebten Glück und Leben
Sind in Deine Hand gegeben!"

Er kann nicht leben ohne die Geliebte, er muß sie besitzen und wird den Kampf mit einer Welt nicht scheuen, um sie zu erringen.

Aber plötzlich heißt es: „sie ist todt!" und nun bricht der junge Held zusammen. Mit dem herzzerreißenden Aufschrei „Giulietta" wirft er sich zu Boden, als ihr Sarg vorüber getragen wird — und als er sich nach langer, langer Pause langsam aufrichtet, spricht sich's in dem zum Himmel erhobenen Blick, den wie in Schmerz erstarrten Zügen, dem Zusammensinken der eben noch so kräftigen Gestalt unverkennbar aus, daß alle Saiten dieser tief und heftig fühlenden Seele zerrissen sind, daß Romeo nur im Tode Erlösung zu hoffen hat.

So tritt er, gebrochen und doch stark im Entschluß, zu sterben, in Julias Gruft. Aber die Jugend glaubt schwer an den Tod, die ganze Lebenskraft des Jünglings sträubt sich gegen die Schauer des Grabes. In jedem Wort, in jedem Ton seiner herzzerreißenden Klagen spricht sich das Grausen aus — leise anklingend in dem ersten Seufzer: „Hier ist ihr Grab!" deutlicher in dem zagenden: „Oeffnet des Sarges Deckel, daß ich sie sehe!" endlich in dem lauten in Thränen ersterbenden Jammerruf: „Wach', o erwache bei meinen Klagetönen, Dich rufet, Dich rufet Dein Romeo!" womit er sich über die Leiche der Geliebten hinwirft. Julia hört ihn nicht; sie bleibt starr und stumm, Romeo muß sterben!

Er trinkt das Gift. Mit verhülltem Gesicht steht er da, sieht nicht, wie Julia erwacht, umherblickt, ihn erkennt. Aus anderen Welten glaubt er ihre Stimme zu hören. Aber sie ruft noch einmal — er wendet sich, sie lebt! Mit vorgestreckten Händen stürzt er vorwärts — nur um einen Schritt, dann bleibt er stehen, wie versteinert vor Entsetzen. Aber nur für einen Augenblick, dann entringt sich ein Schmerzensschrei der tief athmenden Brust und mit dem verzweiflungsvollen Ausruf: „Du lebst!" schließt er die Geliebte in die Arme. Er will nicht sterben. Noch einmal flammt alle Liebesgluth, alle Lebenskraft in ihm auf — aber der Tod gibt sein Opfer nicht los. Noch einmal umfaßt Romeo mit zitternden Händen das Haupt der Geliebten; noch einmal drückt er den Mund auf das bleiche Antlitz, dann sinkt er zurück, der Blick erlischt, und während das letzte matte Lächeln auf den Lippen erstarrt, greift die Hand wie im Traume nach den Blumen, die auf den Stufen zu Giulietta's Sarge liegen.

„Als ich im Morgengrauen von meinem Lager aufstand", erzählte Wilhelmine, „war mir der Romeo, wenn ich so sagen darf, in Blut und Leben übergegangen, und ich habe ihn seitdem mit Begeisterung gesungen."

Fast immer war die Künstlerin während des Spiels so begeistert, daß ihre ganze Umgebung dadurch gleichsam belebt und vergeistigt wurde. Charakteristisch sind die Antworten, die Jenny Lind, Henriette Sontag und Wilhelmine Schröder-Devrient gaben, als sie gefragt wurden, wie sie bei ihren Darstellungen die Decorationen betrachteten. Jenny Lind sagte: „Für mich existiren keine Decorationen, ich weiß gar nicht, wozu sie da sind. Ich trete hinaus und weiß nicht anders, als daß ich singe, singen muß." Henriette Sontag erwiderte: „Ich sehe bei meinem Wirken die Decorationen stets als das an, was sie sind, aber ich bin bemüht, so gescheidt und so eifrig, als es mir möglich ist, sie zu meinen künstlerischen Zwecken zu benutzen. Ich denke und empfinde mich so lange in sie hinein, bis sie mich mit inspiriren können, doch nie so, daß ich mir dessen nicht mehr bewußt wäre." Wilhelmine Schröder-Devrient antwortete: „Das Alles ist mir freilich nur Kram und Plunder, aber das Zeug muß zu dem werden, was ich will. Es muß vergeistigt werden, bis es mir wirklich lebt, zu Gestalten wird. Im nächsten Augenblicke ist's mir zwar wieder der nackte Plunder, aber im Moment haben mir doch wirklich die Bäume gerauscht, die Blumen geduftet, die Cascaden geschäumt, die Gestirne geleuchtet, die Gewitter geflammt und gedonnert. Wem das nicht geschehen kann, der kann selbst nicht flammen und donnern."

Ging ihr durch zu häufige Wiederholung einer Oper die Illusion verloren, so mußte sie selbst ihre Lieblingsrollen eine Weile ruhen lassen. Wie französische Schauspieler hundert Mal hinter einander dieselbe Rolle ganz in derselben Weise und mit demselben Erfolge geben können, war ihr ein Räthsel. Als sie in London acht Mal hinter einander im Fidelio aufgetreten war, konnte sie ihn eine Weile nicht mehr singen, und daß ihr auch zu andern Zeiten ihre Aufgabe oft schwer geworden ist, spricht sich in ihren Tagebüchern aus. Einmal schreibt sie nach dem Fidelio:

„Das Räderwerk meiner Gefühle konnte heute nicht gehörig in Schwung kommen; es hackte und knarrte recht störend in Beethovens himmlische Harmonien! Unser abscheulich zugiger Musentempel *, den ein höllisches Feuer verzehren möge — machte meinen ganzen Körper in bitterem Frost erbeben, und die physische Kälte ging über auf meine Seele, die heute wie ein wahrer Eiszapfen war, von dem die göttlichen Töne des Meisters nur einzelne, kaum erwärmte Tropfen loslösen konnten. Nicht immer schwingt sich die Begeisterung zur rechten Höhe. Die moralische Kraft fehlte mir heute, und an den kalten Seelen, die unser Publicum bilden, kann man sich auch nicht wärmen; da gibt es keinen Funken, trotz allem Daraufschlagen! Lederne Seelen!!"

Eine Lieblingsgeschichte der Künstlerin war, wie sie sich von der Aufgabe befreit hatte, in Halevy's „Guido und Ginevra" zu spielen. Sie hatte schon manchen häßlichen, unsinnigen Operntext, manche langweilige Composition überwunden, aber diese Ginevra ging über ihre Kräfte. Nachdem sie sich vergebens in Bitten und Vorstellungen erschöpft hatte, um die Aufführung der Oper zu verhindern, beschloß sie, das häßliche Stück „todt zu spielen".

Im ersten Act trifft Ginevra von Medicis, Tochter des Herzogs Cosmo, ihren Geliebten, den Bildhauer Guido, bei einem ländlichen Feste. Die Sängerin Ricciarda, die den jungen Künstler ebenfalls liebt, wird eifersüchtig und fordert im zweiten Acte den Anführer der Landsknechte, Fortebraccio, auf, die Prinzessin zu ermorden. Er singt zwar erst:

„Sagt, wie kann man denn an Schätzen
Fröhlich sich ergötzen,
Wenn man hoch ohne Gnade
An dem Galgen schwebt?
Nein, ich will ganz bescheiden
Lieber Armuth leiden,
Und will huld'gen der Tugend,
Die mich stets belebt."

* Das alte Theater in Dresden.

Gleich darauf läßt er sich aber durch einen Schmuck bestimmen, die Unthat zu vollführen. Er bringt der Prinzessin einen vergifteten Schleier, den sie auf der Stelle um ihr Haupt schlingt und der sogleich — während sie einem ländlichen Tanze zuschaut — seine Schuldigkeit thut. Mit dem Ausruf:

„Ha, wehe! welche Qual!
Ein ungeheurer Schmerz, er tobt in mir —
O sterb..n! — Ha, hinweg mit dem Schleier!“

fährt Ginevra empor. Fortebraccio erzählt dem erschrockenen Herzoge, daß ein Schiff vom schwarzen Meer den Schleier soeben nach Livorno gebracht hat. Der Haushofmeister Lorenzo fügt hinzu:

„Schon hat viel Opfer sich grausam die Pest gesucht,
„Und wer noch lebt, entweicht in wilder Flucht.“

worauf denn auch sämmtliches Hofpersonal und alle Landleute, die noch eben so fröhlich tanzten, das Weite suchen, indeß die arme Ginevra an den Folgen des Giftes verscheidet.

„Da starb ich denn wirklich einmal wie eine Vergiftete,“ sagte Wilhelmine; „ich machte die Sache mit Zuckungen und Grausen so überzeugend, daß nach Schluß des Actes der Intendant mit dem Arzt herbei gestürzt kam und angstvoll fragte: „„Um des Himmels willen, was ist Ihnen — sind Sie krank? das war ja fürchterlich!““ „Nein,“ gab ich ruhig zur Antwort, „krank bin ich nicht, ich sterbe nur an Gift, das ist nicht meine Schuld.“

Im dritten Acte wird Ginevra beigesetzt in einer finstern Gruft, deren Zugang eine Steinplatte verschließt. Aber das Gift ist nicht zureichend gewesen — sie erwacht, erinnert sich der Trauergesänge, die sie wie im Halbschlaf gehört hat, und bald wird ihr klar, daß sie „lebendig hier im öden Grabe“ dem gräßlichsten Tode entgegen geht. Eine Scene haarsträubender Verzweiflung beginnt. „Mit den Worten:

„O Qual sonder Gleichen,
Mitten unter Leichen
Hier im ew'gen Schweigen
Begraben zu sein!“

begann ich wie rasend in Entsetzen und Todesangst umher zu jammern“, erzählte die Künstlerin. „Ich kratzte mit den Händen an der Wand umher, zerraufte mein Haar, zerschlug mir die Brust. Es war so entsetzlich, daß der Hof mitten im Acte aufbrach und das Publicum in die äußerste Bestürzung gerieth. Der Intendant kam und fluchte, — ich blieb unerschütterlich. Warum gebt Ihr mir solche Dinge zu singen? es ist Eure Schuld, sagte ich. Nun habt Ihr was Ihr verdient, da Ihr eine Künstlerin zwingt, das Häßliche darzustellen.“ Die Rolle der Ginevra mußte einer andern Sängerin übertragen werden, und bald darauf wurde die Oper ganz vom Repertoir gestrichen.

Daß Wilhelmine Schröder-Devrient auch Rollen, die ihr nicht zusagten, zur Geltung bringen konnte, hat sie oft bewiesen, auch noch in ihrer letzten dramatischen Schöpfung, der Venus in Richard Wagners Tannhäuser. Mit Widerstreben, nur aus Gefälligkeit für den Componisten, den sie schätzte, übernahm sie die Partie, die für eine 43jährige Frau nicht paßte. „Ich weiß nichts aus der Rolle zu machen“, sagte sie. Und doch ist sie bis jetzt die einzige Sängerin, welche die zauberreiche Frau Venus der Sage darzustellen vermochte.

Blätter und Blüthen.

Endlich haben wir die Seeschlange doch? Wieder die alte Ente, die schon tausend Mal durch die Zeitungen geschwommen ist! So wird der Leser ausrufen, und wir können es ihm nicht verdenken. Bisher hatte man aber das räthselhafte Ungeheuer des Oceans immer nur gesehen, jetzt, so sagt man, ist es gefangen worden, und das würde einen Unterschied machen. Wir wollen die Sache erzählen: Vor der Küste von Nord-Carolina, etwa hundert und sechzig Meilen vom nordamerikanischen Festland entfernt, liegt im stürmischen Meer die Inselflur der Bermudas. Sie besteht zum großen Theil aus Korallenriffen; die Zahl der Inseln beträgt, genau gezählt, so viel als das Jahr Tage hat; aber nur fünf sind bewohnt, und unter ihnen ist Bermuda die größte; dort hat der englische Gouverneur seinen Sitz. In der Hafenstadt Hamilton erscheint ein Wochenblatt, „the Bermudian“, und dieses berichtet in seiner Nummer vom 25. Januar 1860 Folgendes: „Am Sonntag, 22. d. Monats, zwischen zehn und elf Uhr Morgens trieb in der Hungarybay ein merkwürdiges Seethier auf den Strand. Zwei Männer, die am Wasser hingingen, vernahmen ein Geräusch, wie von einem großen Fische, der die Fluth peitscht, und eilten nach der Gegend hin, wo sie etwas sich bewegen sahen. Sie fanden ein, ihnen unbekanntes Thier noch lebend, aber es war erschöpft, obwohl es noch zuckend um sich schlug. Es war hellfarbig, hatte einen wie Silber glänzenden Ueberzug, von dem in Folge der Zuckungen Vieles abgescheuert war und in Menge umherlag. Sie zogen das Thier völlig auf's Land. Die Haut fühlte sich rauh und warzig an, war aber ohne Schuppen. Fast über die ganze Länge des Thiers lief eine Rückenflosse; sie bestand aus kurzen, dünnen Stacheln, welche durch eine transparente Haut mit einander verbunden waren und keinen Zoll weit auseinanderstanden, mit andern Worten, diese Rückenfinne war gleichsam unterbrochen durch regelmäßige Zwischenräume. Der Kopf hatte etwas Hundsartiges und eine vorstehende Schnauze, die Augen lagen flach, die Brustflossen waren klein, die Flossen am Bauche noch kleiner, die Kiemen groß, aber ohne Zähne. Auf dem Kopfe hat das Thier einen Kamm, der aus acht röthlichen Stacheln besteht, von denen die drei ersten bis zur halben Höhe durch eine dünne, durchsichtige Haut mit einander in Verbindung stehen. Diese feinen Kammstacheln können nach Belieben aufgerichtet oder niedergelegt werden und sind von unregelmäßiger Länge. Von der Spitze der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes mißt das Seethier sechszehn Fuß sieben Zoll; es hält elf Zoll im Durchmesser vom Rücken bis zum Bauche, an der Stelle, welche etwa fünf Fuß vom Kopf entfernt ist, von da ab läuft der Leib nach unten hin verjüngt zu und in einen spitzigen Schwanz aus, der keine Flosse hat. Man schnitt diese „Seeschlange“ auf und fand in ihr einen Rogen von etwa drei Fuß Länge; das Thier war also ein Weibchen und ein Fisch. Die drei Doctoren Hinson, P. B. Tucker und Cullen zerlegten es. Herr Matthew Jones, Verfasser des Werkes: „Der Naturforscher auf Bermuda“, ist im Besitze des Kopfes und anderer Theile des Skelets; er will das Thier wissenschaftlich beschreiben. Ist nun dasselbe vorhanden, so fragt sich, wohin dasselbe zu classificiren sei.“ — So steht, wie gesagt, im Bermudian vom 25. Januar 1860. Die Zoologen werden wissen, ob ein Seethier, wie das obige, überhaupt möglich sei, und ihnen überlassen wir die Entscheidung, da wir selbst kein Urtheil haben. Daß viele Schiffscapitaine und Gelehrte steif und fest an eine Seeschlange glauben, ist bekannt; manche wollen sich sogar den norwegischen Kraken nicht nehmen lassen. Daß wir überhaupt schon alte Seethiere kennen, wird im Ernst Niemand behaupten wollen; kann nun Matthew Jones mit dem Geripp jenes bermudischen Schlangenfisches hervortreten, so wäre ein bisher nicht beobachteter Bewohner der Tiefe bekannt. Ob und in wie weit der Bermudian „gehumbugt“ hat, wird sich gelegentlich herausstellen.

Aus Nordamerika. Die deutschen Blätter in Nordamerika haben sich schon oft darüber lustig gemacht, daß die dortige Thran- und Stockfischaristokratie, das heißt die reich gewordenen Kaufleute, während ihrer Reisen in Europa sich gern an die Höfe drängen, für vornehme Leute gelten wollen und nach der Heimkehr sich dann der hohen Bekanntschaften rühmen. Dieses „Knack- und Protzenthum“ drängt sich seit einigen Jahren auch in die napoleonischen Tuilerien, wird aber dafür in folgender Art gegeißelt. „Diese amerikanischen Faullenzer (so ruft einer unserer Landsleute aus), welche sich Europa aus dem Eisenbahnwagen betrachten und sich in Paris vierzehn Tage in einem Hotel garni aufhalten! Ihr erster Gang ist zum amerikanischen Gesandten, um durch ihn Einlaß in die Tuilerien zu erhalten. Diese stoischen Republikaner, diese Käsekrämer, Landschwindler, Seifenfabrikanten, Schweins- und Walfischthranhändler, oder was sie sonst sein mögen, stürzen sich mit einer Servilität zu den Füßen des Menschen, welcher jetzt zeitweilig in den Tuilerien wohnt, daß die Franzosen und ihr dermaliger Despot sich über solche Republikaner mit Recht mocquiren. Welcher grimmige Hohn, wenn wir an den alten Franklin denken, wie er bescheiden und doch stolz am Hofe Ludwigs des Sechzehnten erschien, und wenn wir dagegen die Laffen betrachten, welche sich haufenweise in Napoleons Zimmer treiben lassen. Es ist hübsch von ihm, daß er mit diesen das Maul aufreißenden Käsehändlern seinen Spott treibt und mit einem Lächeln an ihnen vorübergeht, ohne sie eines Wortes zu würdigen. Darin zeigt er mehr Charakter, als diese republikanischen Lumpen, die vor seiner Hofclique sich entwürdigen. Auch hier zu Lande machen sie sich lächerlich. Der erste beste Schwindler, der sich für einen deutschen Baron, ungarischen Grafen oder polnischen Edelmann ausgibt, kann die pfiffigen Yankees und ihre Frauenzimmer über's Ohr hauen. Und weshalb sollten nicht lebenslustige Industrieritter diese Lächerlichkeit der Amerikaner ausbeuten? Sie erwerben sich überdies ein Verdienst um die republikanischen Principien, indem sie ihre einfältigen Opfer vor der ganzen Welt blamiren und beweisen, daß andere Leute eben so gut den Baron spielen können, als ein Baron selber. Wie lächerlich ist es, daß der Hüter des Grabes auf St. Helena, Rougement, dem Amerikaner Kimball einen Stein von dem leeren Grabe des Tyrannen Napoleon geschenkt hat, um diesen Stein in die Säule Washingtons setzen zu lassen! Die Amerikaner finden das erhaben! Welche Zärtlichkeit: ein Napoleonsstein im Washington-Obelisk! Welche feine Anspielung auf das Schicksal Amerika's, da ja Napoleon der französischen Republik einen großen Leichenstein auf das Grab gesetzt hat!“

Für „Vater Arndt“

gingen weiter bei dem Unterzeichneten ein: 1 Thlr. G. Bley in Bernburg — 1 Thlr. Hiritz, Amtsgerichtsarzt in Salem — 1 Thlr. Richter in Lübben — 2 fl. C. St—n. in Wien, **der zweite Beitrag aus Oesterreich** — 10 Ngr. Gesington in Sch. — 9 fl. K. in Reichenberg **(dritter Beitrag aus Oesterreich).**

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 18. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Gedenkbuche der Gartenlaube.

Wir streben nach Volksbildung! — Wer hat vor hundert Jahren, wo die Bildung noch ein Fremdling im deutschen Volke war, mit tieferm Blick und schärferm Urtheil den Werth der Wissenschaft höher geschätzt und den verdumpfenden Einfluß orthodoxer Weltanschauung entschiedener von sich abgewiesen, als der große König Friedrich II.? Seine unsterblichen Worte hierüber lauten wie folgt:

„Es finden sich falsche Staatsmänner, die in ihren beschränkten Begriffen, ohne in die Sache tiefer einzugehen, geglaubt haben, es sei leichter, ein unwissendes und dummes Volk, als eine gebildete Nation zu regieren. Das heißt aber wirklich stark schließen, da die Erfahrung lehrt, daß, je dümmer das Volk ist, es desto eigensinniger und hartnäckiger sei und die Schwierigkeit, dessen Eigensinn zu besiegen, weit größer als die, ein um Vernunft anzunehmen hinlänglich gebildetes Volk von einer gerechten Sache zu überzeugen!"

Wir kämpfen noch immer gegen das Vorurtheil, das den Fürsten eine übermenschliche und übernatürliche Macht andichten will, vor der die Rechte des Volkes zurückstehen müssen! — Friedrich der Große aber sprach es schon vor hundert Jahren aus: „Ein Fürst ist der erste Diener und der oberste Beamte des Staates!"

Wir suchen immer noch nach künstlichen Lösungen, um Verfassung und Landesvertretung ihre richtige Stellung im Staatsleben zu verschaffen. — Der große König aber hat vor hundert Jahren hierüber bereits das Tiefste und Wahrste in folgenden Worten niedergelegt: „Mir scheint, daß, wenn eine Verfassung heut zu Tage als Muster der Weisheit gelten sollte, es die englische wäre. — Da ist das Parlament Schiedsrichter zwischen Volk und König; und dieser (der König) hat alle Macht Gutes, aber gar keine Böses zu thun!"

Wir streben nach Gleichheit der Rechte, nach Abschaffung der Geburts-Privilegien und nach alleiniger Geltung der geistigen Begabung! — Friedrich der Große ging uns auch mit diesem Streben voran. Er sagt hierüber: „Die Justiz, das Finanzwesen, die Politik, der Kriegerstand sind Zierden einer hohen Geburt; aber im Staate wäre Alles verloren, wenn die Geburt mehr gälte als Verdienste. Eine Regierung, die einen so irrigen, abgeschmackten Grundsatz befolgte, würde die traurigsten Folgen davon empfinden!"

Wir haben noch immer viel zu schreiben und zu lehren, um die Achtung des einen Glaubens in den Augen von Andersgläubigen zu heben und die staatlichen Bevorzugungen und Hintansetzungen in diesem Punkte zu bekämpfen. — Der große König hat das Weiseste und Wahrhafteste hierüber bereits vor hundert Jahren erkannt und anerkannt. Er sagt hierüber: „Es gibt keine Religion, welche in Betreff der Sittenlehre von der andern sehr abwiche. Daher können sie der Regierung alle gleich sein, welche also Jedem die Freiheit läßt, auf welchem Wege es ihm beliebt in den Himmel einzugehen. Nur soll Jeder ein guter Bürger sein. Mehr verlange man von ihm nicht!" — Ueber dasselbe Thema schreibt er an die Fürsten: „Ihr seid das Haupt der bürgerlichen Religion Eures Landes! Diese besteht in Rechtlichkeit und allen sittlichen Tugenden. Es ist Eure Pflicht sie ausüben zu lassen. Besonders Menschenliebe, welches die Haupttugend jedes denkenden Wesens ist. Die geistliche Religion überlasset dem höchsten Wesen!" — „Die Politik eines Fürsten verlangt meiner Meinung nach, daß er den Glauben seines Volkes nicht berühre und vielmehr, so gut er kann, die Geistlichkeit seiner Staaten und seiner Unterthanen zur Sanftmuth und Duldung anleite!"

Noch immer haben wir wegen Ungleichheit der Steuern zu klagen. — Friedrich der Große aber sprach bereits hierüber: „Um solche Fehler zu vermeiden, muß der Fürst stets den Zustand des ärmeren Volkes im Auge haben und sich öfter an die Stelle der Bauern und Handwerker versetzen und zu sich selber sagen: wenn ich in der Classe der Bürger geboren wär, deren Arme ihr Capital sind, was würde ich vom Fürsten fordern? — Was ihm da der gesunde Verstand eingibt, das ist seine Pflicht zu thun." — „Es gibt in den meisten Staaten Europa's Länder, wo die Bauern an der Scholle haften, Leibeigene ihrer Edelleute sind. Das ist unter allen Verhältnissen das unglücklichste, welches die Menschen am meisten empört. — Sicherlich ist kein Mensch geboren, um der Sclave seines Nebenmenschen zu sein!"

B. Z.

Die Wolfsgrube am Superior-See.

Von F. Henneberg.

(Schluß.)

Winters, der den Charakter des rothen Mannes genau kannte und in Folge andauernden Verkehrs manche seiner Gewohnheiten angenommen, folgte dem Beispiele des Indianers, und sie blieben ungefähr eine Stunde in so schweigsamer und lautloser Haltung, daß selbst ein Feind, der sie gesucht, hart an ihnen hätte vorübergehen können, ohne sie zu entdecken. Dann erhob sich der Indianer langsam, lauschte aufmerksam, blickte prüfend auf den Himmel und flüsterte, gleich als fürchte er, die Bäume und Felsen könnten ihn hören:

„Kein Auge kann Fußstapfen auf dem graslosen Felsen sehen. Der Manitou des Tages schwebt hoch auf seinen feurigen Flügeln. Der Pfad meines weißen Bruders führt zu dem Rauche des Wigwams seiner Väter. Laß uns gehen!" Er kehrte sich um und ging in den pfadlosen Wald, und der Trapper dicht hinter ihm.

Sie bedurften keines Compasses außer dem der Natur, um sie auf ihrem Wege nach den Fällen am Fuße dieses ungeheuren Sees zu den Wohnstätten des weißen Mannes zu leiten — zu dem nun berühmten Sault St. Marie — und ehe die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verschwanden, hatten sie bereits viele Meilen ihres Weges zurückgelegt. Da sie den ganzen Tag hindurch, ohne anzuhalten, marschirt waren, so mußten sie sich nach einem Ruheplatz umsehen, und Winters war der Erste, der hiervon sprach, obgleich sein Gefährte in Folge seiner Wunden von ihrem schnellen und anhaltenden Marsche am meisten gelitten hatte.

„Weiße Fichte," sagte er, „die Sonne wird gleich untergehen, die Nacht kömmt heran und es ist Zeit, daß wir daran denken, wo wir unser Lager aufschlagen."

„Die Nacht kommt für den Müden so willkommen, als der Tod dem von der Feuerqual Gefolterten," sagte die Weiße Fichte.

„Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich müde bin. Es war ein verwünscht langer Marsch, und ich bin weder ein Wolf noch ein Cariboo," erwiderte Winters.

„Mein Bruder ist stark, sein Fuß ist schnell und er ermüdet nicht auf dem Pfade."

„Ich weiß, daß ich groß und stark bin, aber am Ende bin ich doch nur von Fleisch und Blut."

„Der gewaltige Flügel des Adlers muß ruhen, der schnellfüßige Hirsch sich niederlegen im grasigen Tiefland, der sehnige Stör seine Floßfedern rasten in der Untiefe, Alle müssen ruhen, nur nicht der gute Manitou."

„Und die großen Feuercanoes (Dampfschiffe), von denen ich Dir oft erzählte."

„Der rothe Mann kennt nicht die feuerbeschwingten Häuser der Blaßgesichter auf den großen Gewässern."

„Es ist so wahr, als die Religion der Indianer oder irgend eine andere, aber dies hat nichts mit dem zu thun, was ich will. Meine Gebeine schmerzen mich, als wäre ich wie Maiskorn zerquetscht worden, und ich bin so hungrig wie ein Bär im Frühjahr."

„Der Manitou gab uns die Erde als einen Ruheplatz. Der dichte Wald schützt ihn vor dem kalten Hauch der Nacht, und der Stern flammt von seinem Wigwam, um seinen Kindern als Leuchte zu dienen!"

„Das ist Alles wahr, Weiße Fichte, aber wenn ich mich nicht irre, so muß eine Höhle, in der Du und ich mehr als einmal Schutz vor dem Sturm und der Kälte gefunden, ganz in der Nähe hier sein."

„Das Ohr des Todsenders (Winters war wegen seiner Geschicklichkeit mit der Büchse, die, von seiner Hand abgefeuert, sichern Tod brachte, von den Ojib-was-Indianern so genannt worden) vergißt nicht die Worte, die in sein Ohr geflüstert werden, noch sein Auge den Berg, Felsen oder Strom, auf denen er einmal gerastet."

„Aber die Höhle, Weiße Fichte!"

„Mein blasser Bruder sehe sich um."

„Ja, da ist sie, ich kenne jetzt den Platz gar wohl," und von dem Wege gehend, klimmte er auf eine felsige Klippe und das hohe Gras und dichte Buschwerk, das den Eingang zur Höhle verdeckte, bei Seite schiebend, zeigte er dem Indianer die niedrige und enge Mündung der Höhle.

Ein Augenblick der sorgfältigsten Prüfung, ob die Höhle nicht ein Zufluchtsort wilder Thiere geworden, genügte sie zu überzeugen, daß dem nicht so war, worauf sie sich in die Höhle begaben und von dem Wilde, das sie am Morgen in Schlingen gefangen, ein kräftiges Mahl bereiteten. Nachdem sie die Oeffnung der Höhle sorgfältig mit noch mehr belaubten Zweigen verdeckt hatten, legten sie sich auf den steinigen Boden und suchten die Ruhe, deren sie so sehr bedurften.

War ihre Ruhe auch sicher? Beinahe zur selben Stunde, als sie aufbrachen, waren dunkle Gestalten, unermüdlich und blutdürstig wie der Wolf und geräuschlos wie der fallende Schnee, ihrer Fährte gefolgt und warteten jetzt auf einen günstigen Augenblick, um sie zu Gefangenen zu machen. Schlaft zu, so lange Ihr könnt, wackere Brüder, denn bald wird ein Erwachen kommen, verbunden mit Gefahr, Blutvergießen und selbst Tod. Schlaft zu, denn Ihr wißt nicht, schlafend in eingebildeter Sicherheit, wie bald die Glocke schlagen wird, deren Laut Euer unglückliches Schicksal ankündigt!

Mitternacht ging vorüber, und ein dunkler Gegenstand, gleich einer großen Schlange, kroch langsam und geräuschlos nach der Mündung der Höhle, und das den Eingang verbergende Gebüsch ward vorsichtig bei Seite geschoben. Das Sternlicht, das in die Höhle einen schwachen Schein warf, war indeß hell genug, um die in tiefen Schlaf versunkenen zwei Gestalten sichtbar zu machen. Nach einem Augenblick ertönte ein schwacher Ruf, gleich dem eines halb träumenden Nachtvogels, und Alles war still.

Eine andere Gestalt und wieder viele andere erschienen am Eingang der Höhle, der schrille Kriegsruf (war-whoop) ertönte in der stillen Nacht, Krieger um Krieger füllten die Höhle, sich auf den Trapper und seinen Gefährten werfend und Beide mit Lederriemen fest bindend, während sie im Schlafe auf den blumenbedeckten Pfaden des Traumlandes wandelten. Welch' ein Erwachen aus diesem Schlafe! Wie schrecklich war es, daß sie sich als die Gefangenen der wilden, rachsüchtigen und grausamen Ojib-was fanden! Fest gebunden brachten sie die Nacht, scharf von einem Theil des Indianerhaufens bewacht, zu, wobei die rothen Teufel, die selbst bei dem wehrlosen Zustand ihrer Gefangenen ihrer Neigung, ihre Feinde zu foltern, nicht widerstehen konnten, fortwährend ihre Arme und Füße, die so fest zusammengeschnürt waren, daß sie stark aufschwollen, mit der scharfen Spitze ihrer Scalpmesser stachen oder mit den Feuersteinspitzen ihrer Pfeile, die sie in dem wohlunterhaltenen Lagerfeuer glühend machten, brannten. Sie wußten, daß sie für den grausamsten Tod, den indianische Wildheit erfinden konnte, bestimmt waren und daß sie keine Aussicht oder Gelegenheit zu entfliehen haben würden.

Als der Morgen anbrach, wurden Winters und die Weiße Fichte theilweise von ihren Banden befreit und mit Lebensmitteln versehen. Nachdem ihr Frühstück vorüber war, brachen die Indianer auf, und die Gefangenen in ihrer Mitte, schlugen sie den Pfad ein, der nordwärts nach der Heimath der Ojib-was an den Ufern des Kam-au-is-tique führte. Spät in der Nacht ruhten sie aus, wurden wieder gebunden und mißhandelt, und dann ward bei der ersten Morgendämmerung die Reise wieder fortgesetzt.

Es war Mittag, als die wilden Krieger mit ihren Gefangenen die Wigwams der Ojib-was erreichten. Ohne ein Wort zu sprechen und ohne einen grüßenden Blick gingen sie durch das Dorf und führten ihre Gefangenen in den Gefängniß-Wigwam, der in der Mitte des Dorfes gelegen war. Da wurden sie gelassen, Beide gebunden an Händen und Füßen, und jeder Krieger eilte nach seinem Wigwam.

Obgleich aller Hoffnung zu entkommen beraubt, und obgleich sie wußten, welch qualvoller Tod ihrer wartete, so konnte doch dadurch die lebhafte und sorglose Gemüthsart Winters' nicht zerstört werden; denn kaum hatte der letzte Indianer den Wigwam verlassen, als er sich zu seinem Gefährten hinrollte und halblachend sagte: „Ich glaube, unser Spiel ist ausgespielt. Alles aus mit uns, wie die Ratte in der Falle."

„Die Weiße Fichte kann brechen, aber nie sich beugen."

„Ja wohl, aber Du wirst verwünscht zersplittert werden."

„Die Weiße Fichte wird mit dem Kriegsgesang auf den Lippen nach den glücklichen Jagdgründen wandern."

„Ich werde es auch, wenn ich muß, aber wenn ich eine gute Gelegenheit ersehe, so will ich ihnen meinerseits Gelegenheit zu einer langen Jagd geben, ehe sie meinen Scalp erwischen."

„Ching-wau-koncé wird sterben!"

„Wir sind aus einer schlimmeren Klemme als diese entwischt, und warum nicht auch aus dieser?"

„Laß den Todsender meinen Worten lauschen! Letzte Nacht, als die schwere Hand des Schlafes auf jedem Augenlide ruhte, außer meinem, als der Mond und die Sterne durch die schwarze Sturmwolke verhüllt waren und der Nordwind murmelte, als er durch den Wald strich, als der See ein klagevolles Lied gleich einem Grabgesange sang, als die Blätter der Bäume längs des Pfades rasselten, gleich dem Rasseln vieler schuppiger und zorniger Schlangen, da kam eine Stimme zu dem Ohre der Weißen Fichte und er trank ihre Worte. Die Tod weissagende Eule ruhte auf einem entlaubten Zweige über ihm, und er wußte, daß die dunklen Geister des Verhängnisses auf den Flügeln des Sturmes ruhten. Die Worte, die geflüstert werden, mögen nicht wieder erklingen, aber es wird kein anderer Mond über die athmende Gestalt der Weißen Fichte aufgehen! Die Blätter sagten es ihm, der heisere See murmelte es, die schwarzen Geister sangen es, und die Eule, als sie mit ihren Flügeln sein Gesicht schlug, krächzte es in seine Ohren. Das Canoe wartet an dieser Seite des Todesflusses, um ihn über die schwarzen Fluthen zu tragen, und eine Geisterbraut hat in dem neuen Wigwam an dem jenseitigen Ufer ein Feuer angezündet und wartet auf ihn. Ching-wau-koncé wird sterben!"

Da Winters wußte, daß es nutzlos sei, die abergläubischen Gefühle des Indianers zu bekämpfen, so machte er auch keinen Versuch hierzu, da er selbst von trüben Ahnungen ergriffen war. Er bemühte sich jedoch, seinen rothen Bruder aufzuheitern und Mittel zur Flucht zu ersinnen, und so ging die Zeit vorüber, bis die Indianer, die Beide gefangen genommen, mit geschwärzten Ge-

fichtern eintraten, sie fortführten und an einen verkohlten Pfahl vor der Thür des Berathungshauses der Ojib=was banden.

Nachdem die verschiedenen Formen und Ceremonien, die bei solchen Gelegenheiten üblich, erfüllt waren, nachdem die Pfeife geraucht worden und der Medicin=Mann feierlich die Runde gemacht und seinen Sitz eingenommen, erhob sich der „Brüllende Wind", der Häuptling der Ojib=was, und sprach:

„Die Hände der Weißen Fichte und des Blaßgesichtes sind mit dem Blute unseres Bruders befleckt. In den tiefen Wildnissen des Waldes, fern von dem beschützenden Arm seines Stammes, trafen sie ihn. Sein Scalp hängt in ihrem Wigwam, und sein Blut schreit laut um Rache. Der Uebel verkündende Rabe und die Raubthiere haben seinen Leichnam in Stücke zerrissen, seine unverletzten Gebeine bleichen im Sonnenschein und Sturm, und sein Geist wandert fern von den glücklichen Reichen der Ruhe!"

Die Weiße Fichte richtete seine Gestalt zu ihrer ganzen Größe auf, warf stolz einen Blick der Herausforderung auf seine Feinde, seine dünnen Lippen kräuselten sich verachtungsvoll, aber er sprach kein Wort. Nicht so Winters, der die Anklage als falsch erklärte, sagend:

„Es ist eine elende, gemeine Lüge!"

„Das Blaßgesicht spricht nicht gut," erwiderte der Häuptling.

„Gut oder bös, ich spreche die Wahrheit."

„Die Winde haben es für die Ohren der Ojib=was gesungen, und das strömende Blut hat unsere Nüstern erreicht."

„Die Winde sind falsch und das schwarze Blut faul!"

„Der Manitou des Windes spricht stets die Worte der Wahrheit und Weisheit. Seine Zunge ist nicht gespalten und seine Wege nicht krumm. Das Blaßgesicht soll sprechen, die Krieger werden ihn hören!"

„Die Weiße Fichte und ich bewachten unsere Biberfallen, die wir an dem Ufer des Guargontwa aufgestellt. Wir waren müde von der Jagd und träumten nicht von Gefahr, doch des Jägers Augen sind stets offen. Als wir daselbst lagen, da fiel ein Laut in unser Ohr, gleich dem sanften Tritt des Panthers, wenn er in den dunklen Stunden der Nacht auf Raub ausgeht. Wir stellten uns schlafend, wachten jedoch, wie die Schlange den Vogel bewacht, der um sein kleines Nest kreiset. Die „Kriechende Rebe" der Ojib=was stahl sich vorsichtig durch die dicken Zweige, sein Bogen ward gespannt und der Pfeil auf die Armbrust gelegt. Er zögerte einen Augenblick und sah um sich. Er glaubte, die Weiße Fichte und der Todsender schliefen, aber sie schliefen nicht. Dann schnellte der giftgetränkte Pfeil von der schwirrenden Sehne, als ein Todesbote, wie er hoffte, für seinen rothen Bruder. Euer Manitou jedoch lenkte den Pfeil seitwärts, und als die Kriechende Rebe vorwärts sprang mit seinem Tomahawk, um ihr Blut zu trinken, begegneten sie ihm in tödtlichem Kampfe, und er fiel, wie ein teuflischer Mörder fallen sollte! Die Kriechende Rebe war ein Dieb! Er würde seinen rothen Bruder und mich ermordet und dann unsere Fallen gestohlen haben. Nun macht vorwärts mit Eurer Berathung und thut Euer Schlimmstes."

„Das Blaßgesicht spricht wie der müßige Wind zu der Herbstblume, und flüstert ihr von den Freuden des Sommers zu, während der Frostkönig seine Flügel mit Federn besetzt, um den Flug der Zerstörung zu beginnen."

„Bindet mich los, wenn Ihr es wagt, und ich will Euch diese Lüge verschlucken machen!"

Der Häuptling kehrte sich, ohne die Worte des Todsenders weiter zu beachten, und sprach zu der Gruppe der Krieger, die ihn umringte, und es währte nicht lange, so war ihre Berathung geschlossen. „Die Weiße Fichte von den Ojib=was und der Todsender von den weißen Männern müssen den Foltertod erleiden. Laßt den weißhaarigen Medicin=Mann — ihn, auf dessen Haupt die Weisheit von hundert Wintern gefallen — zu dem der große Manitou in der Stunde des Schweigens, wie während des Heulens des Sturmes und des Brüllens des Donners kommt, sprechen."

„Nicht durch die Hand seiner Brüder, noch auf diese muß der Flecken von eines Mörders Blut fallen," sagte der Medicin=Mann. „Laßt sie uns den wilden Thieren des Waldes, deren Herzen sie sich angemaßt haben, vorwerfen. In die Wolfsgrube sollen sie geworfen werden! Ich habe gesprochen."

Fürchterlich, wie dieser Urtheilsspruch war, verstanden die Weiße Fichte und der Todsender gar wohl, was es hieß, in die Höhle der wilden Wölfe, durch Hunger und Durst toll gemacht, geworfen zu werden; und doch kannten sie die ganze Schrecklichkeit des ihnen bevorstehenden Schicksals nicht. In Stücke zerrissen zu werden, zu fühlen, wie das Blut aus vielen klaffenden Wunden strömt, und zu leben, bis ihre noch immer schlagenden Herzen aus ihrer Brust gerissen wurden, war ein schreckliches Schicksal, aber noch immer nicht so schrecklich, als die teuflischen Folterqualen, die vorbereitet waren und vollzogen worden wären, wenn der Medicin=Mann nicht diesen Ausspruch gegeben hätte.

In einer stark gebauten Holzumzäunung befanden sich zwei große schwarze Waldwölfe, die wildesten, kräftigsten und unzähmbaren Thiere des Wolfsgeschlechtes, und beide rasten in Folge der Wasserscheu (Hydrophobia), die sie ergriffen hatte. Aller Nahrung beraubt und fortwährend durch den Anblick von Wasser, das man ihnen vorhielt, wüthend gemacht, das wilde Geheul, die mit blutigem Schaum bedeckten Lippen, die schnappenden Kinnbacken und feurigen Augen, all dies sagte, wie gut sie vorbereitet waren, den schrecklichen Urtheilsspruch der Ojib=was über die wackern und kühnen Gefangenen auszuführen.

Von ihren Banden befreit und von einem Haufen grimmiger Krieger umgeben, wurden sie nach der Wolfsgrube gebracht. Ching=wau=konce ging mit festem Schritt und ungebeugtem Haupte in ihrer Mitte, ohne in seinen Zügen irgend eine Bewegung zu verrathen, seine Augen sahen herausfordernd und stolz auf seine Feinde, und über seine Lippen kam der Schlachtgesang. Winters, der eben so tapfer wie sein Gefährte war und den Tod eben so wenig fürchtete, stieß furchtbare Verwünschungen und Flüche aus.

Als sie die Wolfsgrube erreicht hatten, und das Dach geöffnet war, riß die Weiße Fichte ein Messer aus dem Gürtel eines Kriegers und sprang auf das Dach. Einen Augenblick zögerte er und dann, ehe noch der Schall seines Schlachtgesanges in der Luft erstorben war, sprang er hinab zu den rasenden Thieren.

Der Todsender schritt, einen schauerlichen Fluch ausstoßend, vorwärts, um seinem Gefährten zu folgen. Schon hatte er die Hand auf das Dach gelegt, als plötzlich ein Gürtel von Wampum um seinen Hals geworfen und eine Adlerfeder in sein Haar geflochten wurde. In demselben Augenblick fühlte er auch den Druck einer warmen Hand und sah vor sich ein Indianer=Mädchen zu seinen Füßen knieen, die mit feuchtem Blicke zu ihm hinauf schaute. Er kannte die Bedeutung dieses unerwarteten Zwischenfalles, er war gerettet, denn die „Feder des Raben" von den Ojib=was" hatte ihn im letzten Augenblicke zu ihrem Gatten erwählt, und von da ab war sein Leben gesichert.

Mit geöffnetem Rachen und ausgestreckten Klauen stürzten sich die tollen, wilden Bestien auf Ching=wau=konce, ehe er noch den Boden der Grube erreicht hatte. Er faßte den, der ihm am nächsten war, bei der Kehle mit der linken Hand, und zwar so fest, als hätte seine Hand Sehnen von Stahl, während er mit der Rechten das Messer mehrere Male tief in den Körper des Wolfes begrub. Er hielt die Bestie so lange und handhabte sein Messer so kräftig, daß endlich das tödtlich getroffene Thier im Todeskampfe zusammensank. Dann warf er es weit von sich und kehrte seine Aufmerksamkeit auf den andern, der ihn fortwährend gebissen hatte. Er führte einen mächtigen Stoß mit dem Messer auf das Thier, aber das Messer senkte sich auf den dicken Schädel und zersplitterte bis zum Handgriffe. Er war nun waffenlos! Das Herz der Weißen Fichte verzagte indeß nicht und er faßte den Wolf mit beiden Händen bei der Kehle, nahm seine Riesenstärke zusammen, um ihm die Kehle zuzudrücken, und die hängenden Füße und schlaffen Kinnladen zeigten, daß das Leben der Bestie erloschen war.

Dieser Mann hatte mit seiner überlegenen Kraft und mit unbeugsamem Muthe einen der wildesten Bewohner des Waldes erwürgt, der durch Hunger und Wasserscheu rasend geworden war.

Befreit von seinen wilden Feinden, setzte sich Ching=wau=konce, ohne daran zu denken, seine Wunden zu verbinden, in den dunkelsten Winkel der Grube und sein Haupt auf seine Kniee beugend, erwartete er ruhig sein Schicksal. Er wußte nur zu wohl, was es sein würde: lange und furchtbare Tage schrecklicher Schmerzen und dann ein qualvoller Tod, den keine Feder zu beschreiben vermag.

Winters, so unerwartet von Folterqualen und Tod befreit durch eine der schönsten Töchter der Ojib=was, Rabenfeder, die Tochter des Anführers des ganzen Stammes, genannt der „Brüllende Wind", stand wie bewegungslos, bis die weiche Hand des Mädchens die seinige sanft ergriff und ihn freundlich nach ihrem Wigwam führte.

Daselbst angekommen, schloß sie den Eingang mit der Hirschhaut'decke, und als sich der Trapper auf einen Haufen Pelze setzte, so kniete sie zu seinen Füßen und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen, wartend, bis die dunkle Wolke von seiner Seele gewichen. Das im Walde aufgezogene Mädchen, furchtlos, unerzogen, aber weichherzig, wußte sehr wohl, daß sein Herz für seinen rothen Bruder trauerte, daß Worte unpassend und nutzlos in einer solchen Stunde seien, daß im Schweigen eine tiefe Beredsamkeit herrsche, und daß der Sonnenschein sicher dem Sturme folgen werde, daß die Zeit Blumen auf den Gräbern der Geliebten blühen lassen und Hoffnung und Glück das sorgenbeladene Herz wieder freudig machen würden.

Die Nacht hatte ihren ebenholzschwarzen Mantel über die Erde ausgebreitet, ehe irgend eines von ihnen sich rührte. Das Mädchen stand auf, bereitete ein Nachtmahl, stellte es vor ihren Gatten und bat ihn, er möchte essen.

„Das Herz des Todsenders weint um Ching-wau-konce. Sein Körper ist schwach vom Fasten, seine Füße sind ermüdet von dem langen und steinigen Pfad, und seine Glieder sind wund von den tief einschneidenden Riemen. Der Gesang der zum Himmel sich aufschwingenden Lerche wird die dunkle nachtschwärmende Eule verscheuchen, und Rabenfeder wird süße Lieder für ihren Gatten singen und ihn in seinem Wigwam froh und freudig machen."

Winters folgte, von den Liebkosungen seines jungen Weibes gerührt, ihrer Aufforderung und hielt ein köstliches Mahl, während dessen Rabenfeder sich für eine kurze Zeit entfernte. Dann kam sie wieder und beobachtete ihn schweigend, sehr zufrieden, daß es ihr gelungen, ihrem auf eine so sonderbare Weise gewonnenen Herrn zu gefallen. Als sein Hunger endlich befriedigt war, füllte sie das Calumet (Pfeife), zündete es an und brachte es an seine Lippen. Dann an seiner Seite niederknieend und ihm liebend in's Antlitz sehend, sprach sie:

„Die Rabenfeder weiß, daß von dem Flügel der Trauer dunkle Schatten auf das Herz des Todsenders fallen. Sie rettete ihn vor den giftigen Bissen der wilden Thiere. Möge er nicht trauern um die Weiße Fichte. Während mein Herr aß, habe ich die Weiße Fichte besucht. Seine Feinde sind todt! Er war ein gewaltiger Krieger und Jäger und hat die Wölfe getödtet; aber deren Gift fließt in seinen Adern, und er hat nur wenige Tage zu leben, und die sind qualenreich und schrecklich!"

„Ja, Feder, Du rettetest mich; verflucht sei Richard Winters, wenn er es je vergißt."

Er erhob sie vom Boden und setzte sie zu sich. „Was können wir für die Weiße Fichte thun, Rabenfeder?"

„Der Todesengel schwingt seine Flügel über ihn."

„Kann denn nichts für ihn geschehen, um ihn wenigstens von der Qual und Pein der Tollheit zu erlösen?"

„Die Rabenfeder," erwiderte sie, „weiß, wo die dunklen Todeswolken ihren Thau destilliren, wo die Mandragora wächst, die Nachtvögel ihr Nest bauen und der Medicin-Mann der Ojib-was seine Zauber webt. In den dunkelsten Schatten wächst die Wurzel, die den Schlaf des Todes bringt, schweigend, schnell und schmerzlos! Der Tag ist am Sterben und die Nacht bricht an. Die Rabenfeder wird die lebenzerstörende Wurzel ausgraben und sie der Weißen Fichte geben, und er wird in das Land der Geister gehen, so ruhig als ein Kind einschläft, das sich auf den schwingenden Zweigen der Birke wiegt."

„Ich danke Dir, Feder — ich danke Dir. Bring ihm die Wurzel, sie wird ihn wenigstens retten vor Qualen und —"

Rabenfeder hatte nur auf seine Beistimmung gewartet, und während er noch sprach, war sie bereits auf dem Wege, seinen Wunsch zu erfüllen. Rückkehrend, eilte sie zu der Wolfsgrube, in der sich Chink-wau-konce befand, und ehe noch der Vollmond eintrat, sang die „Weiße Fichte" bereits ihren Jubelgesang in den glücklichen Jagdgründen jenseits des Grabes!

Reisende.

Von Fr. Gerstäcker.

Mit Illustrationen von L. Loeffler.

(Schluß.)

Wie schon gesagt, bilden die Badereisenden den Uebergang von Zweck- zu Vergnügungs-Reisenden. Viele von ihnen wurden nämlich durch einen wirklich kranken Körper, oder einen gesunden Arzt — der sich auch einmal eine Sommererholung gönnen wollte — in ein Bad geschickt — Andere wollen theils Menschen sehen, theils ihr Geld am grünen Tisch verlieren, theils auch — und das ist besonders die schöne Hälfte der Badegäste — einen Platz und Gelegenheit suchen, um gesehen zu werden; die schlechte Badekost verzehren sie dann nebenbei.



Nach Baden-Baden.

Mit einem derartigen Schwanken zwischen Zweck und Vergnügen, mit diesem ewigen ängstlichen Streben, das Angenehme mit dem Nothwendigen zu verbinden, ist aber nun ein für alle Mal Nichts anzufangen. Das Dasein solcher Badegäste theilt sich deshalb auch — solange ihre sogenannte Cur dauert — in die unausgesetzten Bemühungen, ihren Körper zu mißhandeln und wieder zu versöhnen, ihn Morgens selbst vor der kleinsten Aufregung zu bewahren, und ihn Abends der schlimmsten und gefährlichsten hinzugeben, die überhaupt auf der Welt existirt: dem Spiel.

Wasserbad und erbärmliches Essen mit harten Betten und saueren Weinen zehren dabei den Körper ab, und durch den ganzen Monat August fahren sämmtliche Bahnzüge, zur directen Verzweiflung aller gesunden Reisenden, mit heraufgezogenen und festverschlossenen Fenstern, weil in jedem Coupé wenigstens ein solches unglückseliges Menschenkind sitzt, das keinen Zug, nicht einmal mehr frische Luft vertragen kann. Natürlich kommt es direct aus einem Bade.

Doch fort mit der langweiligen Gesellschaft; da finden wir noch mehr Interesse an den wirklichen Vergnügungs-Reisenden, die, blos diesen einen Zweck verfolgend, zwei oder drei Monate im Jahre mit allen Wirthen Europa's wegen bougies und service in Fehde liegen und sich, sobald sie nach beschwerlicher Fahrt irgend einen nächsten, erstrebten Ort erreichen, augenblicklich erkundigen, wann der nächste Zug weiter geht. Ihre Zeit wird denn auch während der Reise durch ein fortdauerndes Aus- und Einpacken in Anspruch genommen, das sie nur dann und wann einmal unterbrechen, auf irgend einen steilen Berg hinauf zu klettern. Oben angelangt finden sie nachher, daß „gerade heute" ein dichter Nebel die ganze Gegend hermetisch verschließt; beim Heruntersteigen lassen sie sich von einem furchtbaren Gewitter erwischen, und bezahlen Abends noch, todtmüde, einen Lohnbedienten, um die Namen verschiedener Gebäude und Plätze, auf die sie sich später nie wieder besinnen können, mit ihrem Reise-Handbuch zu vergleichen.

Am gefährlichsten sind unter diesen eine gewisse Classe von Engländern, die nämlich der Mr. Smith's und Jones &c., deren

sicheres Ziel jedes Jahr der Continent ist. Hier treten nun diese Herren, die daheim einen kleinen Specereiladen oder eine Schneiderwerkstätte besitzen, mit mühsam ersparten hundert Pfund Sterling als Lords auf und werden von Wirthen, Lohndienern und anderen unschuldigen Continentsbewohnern angestaunt und verehrt.

Den Engländern selber muß man darin allerdings Manches nachsehen. Die angeborene Unverschämtheit der ungebildeten Classe gegen Alles, was deutsch ist, gibt ihnen gerade das nöthige, anscheinend vornehme Wesen, und wie ein Berliner Levy oder Meier, der mit einer Kiste Kattun nach Leipzig zur Messe kommt, die Stadt für die Zeit seines dortigen Aufenthalts als ihm gehörig betrachtet, so sieht der jener Classe von Engländern Angehörende, wenn er den Continent betritt, schon seine Existenz als eine dem festen Land erwiesene Wohlthat an. Opfert er ihm doch so und soviel Pfund Sterling, die er auf viel langweiligere und schnellere Art hätte in Old England selber loswerden können!

Diese Gattung von Albionskindern wird nur mit einem rotheingebundenen Murray (ihrem Koran), dann mit Plaid, Regenmantel und Mütze von leichtem carrirten Stoff getroffen. Eine solche Mütze ist nämlich zu einer Reise nach dem Continent unentbehrlich, und so wenig Mr. Jones daran denken würde, sich mit einer solchen Bedeckung in the hearing of St. Paul's sehen zu lassen, ebenso wenig möchte er ohne eine solche den Rhein befahren oder sich in einen deutschen Waggon setzen.

Mr. Jones.

Von London ab fahren alle diese Mr. Smith's und Jones dritter Classe, selbst noch von Ostende oder Calais bis Cöln — von da an aber beginnt für sie der Continent, und solange ihr Geld reicht, sind es lauter Lords. Je unverschämter sie sich dabei betragen, desto höflicher und achtungsvoller werden sie von den Deutschen behandelt, und würdevoll genießen sie, als eine der Continental-Früchte, solche ungewohnte Huldigungen. Lieber Gott, sie dauern ja überdies nicht lange, und daheim sinken sie doch wieder nur zu bald in ihr altes Nichts zurück!

Der wirklich vornehme Engländer ist indeß bald von diesem Auswuchs zu unterscheiden. Wie jeder wirklich vornehme und gebildete Mann, zeigt er sich überall freundlich und anspruchslos, läßt sich — als auf Reisen, gern eine kleine Unbequemlichkeit gefallen, und schmiert seinen Namen nicht auf jede Statue, an jedes merkwürdige Gebäude an, das er erreicht.

Das Wort „Vergnügungs-Reisender" ist übrigens ein sehr unbestimmter und oft nur imaginärer Begriff, denn wie selten finden solche Reisenden wirkliches Vergnügen unterwegs! Gewöhnlich sind sie freilich selber daran schuld, denn mit wenigen Ausnahmen verbittern sie sich das Reisen so viel als irgend möglich dadurch, daß sie an der Straße alle die Bequemlichkeiten zu finden erwarten, ja verlangen, die sie daheim verlassen haben. Eine Unmasse Gepäck erschwert dabei jede ihrer Bewegungen und vertheuert ganz unnützer Weise ihr Fortkommen. Ebenso wenig mögen sie sich an die Speisen und Getränke des fremden Landes gewöhnen und sind außer sich, wenn sie das dem Boden Ungewohnte schlechter als zu Hause bekommen und theurer bezahlen müssen.

16 Jahre alt.

Ein Franzose z. B., der nach London kommt, fordert ohne Weiteres Suppe und Bordeaux so gut wie daheim; der Engländer in Paris dagegen Beefsteak und Ale. Beide müssen dafür doppelte Preise bezahlen und können das Bestellte kaum genießen, und diesen Fehler begehen die meisten „Vergnügungs-Reisenden", von welchem Lande sie auch immer kommen.

So, mit harten Betten und theueren Preisen, zerbrochenen Rädern, versäumten Zügen, mit schlechtem Wetter und vergessenen Reisesäcken, verlorenen Schlüsseln, heillosen Paßschereien und zahllosen anderen Reisetrübsalen, kämpfen sie sich durch die Zeit, die sie zu ihrer „Vergnügungs-Reise" bestimmt hatten, und sind seelenglücklich, wenn sie dieselbe endlich überstanden, die Heimath wieder erreicht haben.

Aber eine Art von Vergnügungs-Reisenden gibt es trotzdem, die wirklich nur Vergnügen auf ihrer Reise haben, und denen jedes kleine Ungemach, jedes Hinderniß, jede gestörte oder vereitelte Bequemlichkeit nur den Reiz ihrer Fahrt erhöht, und sie noch lange nachher mit Jubel selbst an der Erinnerung zehren läßt.

O sel'ge Schulzeit! sel'ge Zeit der Ferien, wo das junge Volk, den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, hinausstreift über Berg und Thal, und mit zwei Thaler zwanzig Groschen Europa zu durchwandern meint. In deren Herzen liegt wirklich Glück und Freude, und wie Jean Paul von seinem in die Ferien ziehenden kleinen Wuz sagt, „haben sie Mitleiden mit allen Menschen, die daheim bleiben müssen." Das sind denn auch die wahren und leider auch die einzigen Vergnügungs-Reisenden, die sich die kurze Lust nicht unnöthig verbittern, sondern sie ganz und voll genießen.

Reisen und Reisen — ein Name begreift all' die verschiedenen Arten in sich, eine Bedeutung hat das Wort in dem gleichmäßigen Entgegenstreben eines Ziels, und welcher Unterschied trennt die verschiedenen Classen, welche Kluft des Einen Seligkeit von des Anderen Jammer!

Reisen und Reisen — hier haben wir den lebensfrischen, frohen sechszehnjährigen Bursch, der mit ein paar Thalern — mehr als er je in seinem Leben zusammen besessen — jubelnd in das Leben hinauszieht, seine längst ersehnte Ferien-Reise anzutreten; und mit ihm auf derselben Bank, eine kurze Strecke denselben Weg verfolgend, fährt der Auswanderer seine müde, dornenvolle Bahn.

Die Maschine rasselt, aber mit jedem klappernden Schlag, den sie gibt, zuckt sie dem Einen in Freude und Jubel durch die Adern, denn näher und näher trägt sie ihn dem duftigen, schattigen Wald — stößt sie dem Anderen einen Dorn in's Herz, denn weiter und weiter führt sie ihn fort von den Lippen der Lieben, von den Gräbern der Seinen.

Reisen und Reisen! und malen wir uns das Bild weiter aus, das uns ein einziges solches Coupé dritter Classe in einem Bahnzug bietet. — Nur zehn Personen enthält der kleine, für sich abgeschlossene Raum, und wie gemischt die einzelnen Charaktere: der junge Bursch, der in die Ferien zieht, schaut nur voraus, den fernen blauen Bergen, seinem Ziel, entgegen; der Auswanderer nur zurück, nach jeder Bergkuppe, jedem Kirchthurm, jedem Baum. An Jedes knüpft sich irgend eine Erinnerung: es sind ihm lauter liebe Freunde, die er läßt. Jugend und Alter! hat doch das eine nur eine Zukunft, das andere nur eine Vergangenheit.

Jugend und Alter! — Dicht neben dem jungen, lebensfrohen

Burschen, der Alles sieht, was um ihn webt und lebt, an Allem Theil nimmt, sich an Allem freut, sitzen Seite an Seite zwei ganz verschiedene Wesen — andere Repräsentanten von Jugend und Alter: ein junges Mädchen das Eine, ärmlich, aber sauber und anständig gekleidet, bleich und schüchtern dabei, denn die vielen fremden Menschen ist sie nicht gewohnt. Und doch will sie gerad' allein in's Leben ziehen, allein und unbeschützt, die eben noch des Schutzes so sehr bedürfte. Als Gouvernante sucht sie eine Stelle, und wenn auch mit all den dazu nöthigen Kenntnissen ausgestattet, fehlt ihr doch der Muth, dem künftigen Schicksale fest in's Auge zu schauen, fehlt ihr die Zuversicht noch auf sich selbst. Ist sie ja doch noch so jung, und leise nur und verstohlen hebt mancher schwere Seufzer ihr die sorgenvolle Brust.

Und wie verschieden von ihr sitzt ihr Nachbar mit ihr auf derselben Bank! Der „Vieh=Beitel" — wie ihn die Bauern nennen, weil er ausschließlich mit Vieh handelt, ist eine kurze, schwammige, gedrungene Gestalt, in sich zusammengedrückt, und die kleinen Augen halb zugekniffen. Das verhindert ihn aber nicht, Alles, was um ihn her vorgeht, scharf und aufmerksam zu beobachten, und die dicken, schmutzigen, mit einem breiten Siegelring verzierten Finger auf einem schweren, um den Leib geschnallten Geldgurt gefaltet, die Wäsche unsauber, und doch auf dem mehrtägigen Vorhemdchen eine unechte Tuchnadel, die alte fettige Mütze neben sich gedrückt, die grauen Haare wirr und ungekämmt um die hohe gewölbte Stirn hängend, so sitzt er da, lauernd, wie eine fette, gesättigte und doch wieder beutegierige Spinne, den letzten Handel berechnend, den nächsten überlegend. Was kümmert ihn die Reise selber! sie dient nur dazu, ihn rasch von Ort zu Ort zu schaffen; je schneller das geschieht, desto besser; und seine Mitpassagiere? — was scheeren ihn die; ist doch mit ihnen kein Handel abzuschließen!

Ihm gegenüber sitzt sein vollständiges Gegentheil. Wohl wissen wir, daß es nicht zwei Menschen auf der Welt gibt, die sich einander vollkommen ähnlich sehen, aber man sollte trotzdem doch nicht glauben, daß zwei — im Aeußeren wenigstens — so verschieden sein könnten.

Das Gegenüber des Vieh=Beitels ist ein junger geschniegelter Mann — natürlich commis-voyageur, die eingeölten und gekräuselten Haare mitten auf dem Kopfe bis hinten in die Cravatte hinein gescheitelt, daß es ordentlich aussieht, als ob der Kopf einmal mitten voneinander gebrochen und nur nothdürftig wieder verkittet wäre. Er ist äußerst modern und eng gekleidet, nur mit sehr weiten, kirschroth gefütterten Aermeln, mit sechs, sieben Ringen an den Fingern der rechten Hand, die linke in einem Glacéhandschuh, mit echt goldener — oder vergoldeter Uhrkette, Tuchnadel, Hemdknöpfchen, Rockhalter und eine Kneiplorgnette im rechten Auge, das junge, gar nicht auf ihn achtende Mädchen damit zu fixiren. Ein geöffnetes Taschenbuch, das getrocknete Blumen, Locken und Wirthshausrechnungen enthält, liegt auf seinem übergeschlagenen Knie, und nachdenkend hebt er den Bleistift zwischen die mit einem kleinen Schnurrbart gezierten Lippen — er muß seine Kostenberechnung vom letzten Nachtquartier zusammenstellen. Jetzt ist er damit fertig, steckt das Buch ein und nimmt eine gestickte Cigarrentasche vor, knipst seine Fünfpfennig=Cigarre mit einem an der Uhrkette hängenden goldenen Hufeisen ab, zündet sie mit einem Patentfeuerzeug an und erkundigt sich dann, um ein Gespräch anzuknüpfen, bei dem jungen Mädchen, ob ihr das Rauchen vielleicht unangenehm wäre.

„Nein," sagte sie leise, ohne ihn anzusehen.

„Sehr schönes Wetter heute, mein Fräulein!"

Keine Antwort.

„Reisen Sie weit mit uns?"

„Nein." Lange Pause.

„Ihr Arbeitskorb wird Sie belästigen."

Keine Antwort, der Jüngling dampft stärker; das Gespräch ist total abgebrochen, der Vieh=Beitel lacht still und vergnügt vor sich hin, denn er haßt Jeden, der reine Wäsche trägt, und der commis-voyageur findet das „Landgänschen abominabel abgeschmackt."

Neben ihm sitzt eine ältliche Dame, die fortwährend den Rauch gerade in's Gesicht bekommt und schon ein paar Mal heftig husten mußte, aber ihr Nachbar bemerkt es nicht. Der commis-voyageur lebt nur ganz sich selbst, und wie der Auswanderer keine Zukunft, der auf Ferien gehende Knabe keine Vergangenheit kennt, so existirt für ihn weder die eine noch die andere, denn Alles, was für ihn Berechtigung hat zu sein, ist nur die Gegenwart. Er reist für Breihuber und Comp., eines der geachtetsten Häuser in Xstadt — er führt reizende Proben mit mäßigen Preisen, hat vortreffliche Diäten und Procente, und ist einer der glücklichsten Sterblichen, weil er eben nicht einsieht, daß er einer der unbedeutendsten ist. Ihn drängt auch keine Zeit, und doch sitzen neben ihm und ihm gegenüber zwei andere Personen, die selbst die Minuten zählen und vor Ungeduld vergehen wollen, wenn der Zug auf den Stationen zögernd hält.

Die alte Dame neben dem glücklichen commis-voyageur eilt an das Sterbebett ihres Kindes — ihrer einzigen Tochter — die weit von da erkrankt ist und sich nach der Mutter sehnt. Die Stunden wachsen ihr dabei zu Wochen, zu Monaten an, und wieder und wieder nimmt sie einen zerlesenen, zerweinten Brief aus ihrem Arbeitsbeutel, die traurigen Zeilen, die er enthält, noch einmal verstohlen zu durchlesen. Wohl kennt sie den Inhalt schon lange auswendig, wohl weiß sie jedes Wort, das darinnen steht, denn das Herz ist ihr ja fast darüber gebrochen — aber möglich bleibt es ja doch, daß sie trotz alledem noch irgend einen bis dahin übersehenen Trost herausfände, denn an die letzte Hoffnung klammern wir uns an.

Der Andere ist ein kräftiger Mann mit lockigem Haar und vollem Bart, sonngebräunt, mit wetterharten Zügen, und im Schnitt seiner bequemen einfachen Kleidung den Seemann kündend. Und nach langer, langer Fahrt kehrt er zurück in's Vaterhaus; nach langen Jahren grüßen zum ersten Mal wieder der Mutterlaute süße Töne sein Ohr, und still und in sich gekehrt, aber einen ganzen Himmel von Glück im Herzen, sieht er die Lerche draußen im Feld emporsteigen, hört er, wie der Zug hält, der Dorfglocken melodisch Getön.

In die eine Ecke fest hineingepreßt, den Hut in die Augen gezogen, den Rock bis oben hin zugeknöpft, sitzt ein bleicher, hagerer Mann. Auch er ist ein Reisender, aber weder die aufsteigende Lerche sieht er, noch hört er das Läuten der Glocken; nur wenn der Wagenschlag sich öffnet, fliegt sein scheuer Blick zum Conducteur hinüber, und wer die Hand dann an sein Herz legen könnte, würde fühlen, wie es da drinnen stärker klopft und hämmert.

Neben ihm sitzt ein Kind, das zum ersten Mal mit dem Bahnzug fahren durfte und jubelnd den vorüberfliegenden Bäumen und Häusern nachjauchzt. Die Mutter aber hält es an der Hand, ängstlich, daß es aus der festverschlossenen Thüre fallen könnte, und doch dabei mit lächelndem Blick die Freude des Lieblings schauend. Und immer drängt das kleine, muntere, muthwillige Wesen aus der Mutter Griff, stützt sich, das lichte Antlitz zu der Glasscheibe hebend, auf des bleichen Mannes Knie und schaut nur manchmal verwundert zu ihm auf, daß er allein so still und bleich und krank aussieht und seine kindische Lust nicht theilen will.

Auf dem Telegraphendrahte hin fliegt indeß die Nachricht von einem verübten großartigen Cassendiebstahl, und dem bleichen Mann ist es, als ob eben diese Drähte — wie sie schlangengleich neben dem Fenster hinschossen — ein Netz, ein dichtes, festes Netz um ihn zögen, das ihn, je weiter er flöhe, immer enger und enger umstricke. Er sieht nicht das lächelnde Kind zwischen seinen Knieen, er hört sein fröhliches Plaudern nicht, und wie es ihn fortdrängt, weiter und immer weiter, ist das Bewußtsein seiner Schuld das einzige Gefühl, das ihn erfüllt.

Und solch eine Mischung von Charakteren birgt oft ein einziges Coupé — aus solchen Elementen besteht wie häufig ein kleiner Trupp von Reisenden, die für eine oder mehre Stationen, oft auch tagelang zusammenhalten, bis sie auseinanderstieben, ohne Gruß, ohne Handdruck, wie sie gekommen — Jeder seine eigene Bahn verfolgend.

Das ist Reisen, und das Ganze eigentlich nur ein Miniaturbild unseres Lebens überhaupt. Der endlose Bahnzug kreist seinen wirbelnden Flug, gefüllt mit Passagieren, und hier und da, an einzelnen Stationen, nimmt er neue auf, setzt er alte ab, rastlos, ununterbrochen, ohne sich um den Inhalt seiner Fracht zu kümmern. Manche der Passagiere fahren dabei erster, Viele zweiter, die Meisten dritter Classe; verlassen sie aber den Zug, sind sie sich Alle gleich, und die Weiterbrausenden drehen nur höchstens den Kopf nach ihnen um und nicken ihnen zu.

Wunderliches Leben das, in der Welt! wunderliche Reisende, die wir sind!

Aus der Schlacht von Bronzell.

Erinnerungen eines preußischen Officiers.

„Herr Lieutenant, es ist Zeit zur Ablösung!“

Diese wohlbekannten Worte weckten mich aus einem Mittagsschlummer, den ich mir in gewohnter Weise, als Entschädigung für die wiederum in Aussicht stehende schlaflose Nacht, gegönnt hatte. Wir standen in Hessen auf Vorposten. Wiederum hatten es die pfiffigen Herren Diplomaten so weit gebracht, daß deutsche Brüder, die lieber Arm in Arm zusammen dem gemeinschaftlichen Feinde entgegen marschirt wären, sich zürnend und mit Kampfesgedanken gegenüber standen. Hüben und drüben grollte man über dieses unnatürliche Zusammenhetzen, aber wir waren Soldaten und hatten nur zu gehorchen. Mir war das Glück beschieden, fast einen Tag um den anderen auf Feldwache ziehen zu müssen. Das trübe Licht des Novemberspätnachmittags zeigte mir die lange Streu in dem Officier-Zimmer der großen Bach-Mühle, dem Standorte unseres Bataillons seit mehreren Tagen, vollständig leer. Die Koffer und Mantelsäcke am Fußende der Lagerstätte deuteten die Plätze ihrer Besitzer an. Mäntel, Helme, Stiefeln lagen und standen umher, wo eben Platz war. Der einzige Tisch und die Fensterbreter waren mit Toilettengegenständen, Cigarrenkisten, Feldflaschen, Speiseresten, Gläsern bedeckt, zwischen denen hier und da der braune Schaft einer Pistole, eine halbaufgerollte Karte oder der zerfetzte Umschlag einer Broschüre hervorsah. Ein eiserner Ofen verbreitete angenehme Wärme. Durch die stark beschlagenen Scheiben erschienen draußen die in lange Mäntel gehüllten Figuren der Soldaten nur als undeutliche, graue Silhouetten, und ich gürtete daher mit leisem Seufzer, einen so heimlichen Ort verlassen zu müssen, die Schärpe um den Palletot. Vor der Thür standen die Officiere des Bataillons rauchend und plaudernd beisammen, und ich erfuhr bald, die Mobilisirung der Armee sei ein Factum, der commandirende General habe die Doppelposten und Feldwachen besichtigt, sich dabei besonders gnädig und gesprächig erwiesen; es sei also unzweifelhaft, daß jetzt die Unthätigkeit ein Ende habe. Die Baiern, hieß es, würden sicherlich heute noch, oder mindestens morgen, angreifen.

Unser Capitain war ganz glücklich und prophezeite eine baldige Schlacht. Sein wohlwollendes Gesicht strahlte von Inspiration. Jede seiner Behauptungen wurde durch nachdrückliche Gesticulation der rechten Hand unterstützt, während die linke den Degengriff fest umfaßt hielt. Manchmal glitt ein schneller, prüfender Blick des lebhaften blauen Auges über die Gesichter seiner Zuhörer; da dieselben aber nur gespannteste Aufmerksamkeit und unbedingtesten Glauben zeigten, so wurden nach jeder solchen Vergewisserung die Prophezeiungen immer kühner. Mein Dazwischentreten gab, wie es schien, willkommene Gelegenheit, die Voraussagungen gerade zur rechten Zeit abzubrechen.

„Ich gratulire, Herr Lieutenant,“ rief er mir zu, „Sie sind ein Bevorzugter des Himmels. Just heute, in einem so kritischen Momente, auf Vorposten, gleichsam als Vorkämpfer berufen zu sein — Avancement und Orden können da gar nicht ausbleiben!“ Wenn schon weit entfernt, solchen Jünglings-Hoffnungen noch irgendwie nachzuhängen, empfand ich als Officier doch Freude, endlich einmal ins Feuer zu kommen. Ich sagte den Cameraden ein flüchtiges Lebewohl und marschirte mit meinen Leuten nach unserem Posten ab. Der Weg dahin war nicht weit. Er führte wenige hundert Schritte in der Landstraße auf den Kamm einer Hügelreihe. Mein rechter Flügelposten stand an dem Absturze dieser Höhe in die Ebene. Nach links hatte ich Verbindung mit der Postenkette eines westphälischen Regimentes. Vor mir barg eine Waldecke, welche die Landstraße berührte, ein Ulanen-Detachement, in dessen Officier ich einen Cadetten-Cameraden wiedergefunden, und mit ihm gemeinsame Maßregeln verabredet hatte.

Die Leute auf den Posten zeigten, trotz eines abscheulichen scharfen Windes, der zeitweilig Regen, Schnee und Hagelschauer in die Gesichter trieb, den allerbesten, frohen Muth. So schrieb ich denn zufriedenen Sinnes, nach geschehener Besichtigung meiner Stellung, den üblichen Rapport an den Vorposten-Commandeur. Nicht lange darauf rief mich eine Meldung auf die Landstraße. Vor den schußfertigen Gewehren des Doppelpostens stand ein elender, aber verschmitzt aussehender Bauer. Er führte einen großen, mit vier Ochsen bespannten Leiterwagen, auf welchem viele sehr ansehnliche leere Fässer lagerten.

„Wo kommt Ihr her?“ frug ich das Bäuerlein.

„Aus L.,“ war die Antwort.

„Und wohin fahrt Ihr und was soll's mit den Fässern?“

„Bier holen, Herr Officier, Bier für die in L. liegenden Chevaux-Legers — drüben in F.“

Das war mir denn doch zu arg. Die durstigen Feinde schickten also ihre Abgesandten mitten durch unsere Vorposten nach unserem Hauptquartier, um Stoff für ihre trockenen Kehlen zu holen. Und der Durststiller der Strafbaiern war ein Hesse! Diese Gefälligkeit veranlaßte mich, dem biederen Hessen mit der flachen Klinge mehrere wohlgemeinte Hiebe auf den breitesten Theil seiner schlotternden Lederhosen, als Anerkennung für seinen Patriotismus, zu applieiren. Nun merkte der Schelm, er habe sich verrathen, deutete sehr beflissen mit der Peitsche auf unsere Ulanen und versicherte, für diese Chevauxlegers solle er das Bier holen. Ich bedauerte jetzt lebhaft das vorgefallene Mißverständniß, lobte sowohl den Durst unserer Cavalleristen, als die Bereitwilligkeit des kleinen Mannes und bedeutete diesen, jetzt stehe seiner Fahrt nach F. natürlich Nichts mehr im Wege.

„Müller,“ commandirte ich einem Gefreiten, der mein Augenwinken sofort verstand, „begleiten Sie den Mann und sorgen Sie dafür, daß unsere Ulanen das Bier recht bald erhalten.“ Der erbärmliche Schlingel sah mich wohl einen Augenblick betroffen an; doch als ich dem Gefreiten, der, meiner Ordre nachkommend, schon auf dem Wagen Posto gefaßt hatte, einen flüchtig mit Bleistift geschriebenen Zettel mit den Worten reichte: „An den Vorposten-Commandeur, damit der Fuhrmann ungehindert passiren kann,“ setzte dieser sein Gefährt mit großem Gerumpel in Bewegung. In noch nicht einer Viertelstunde war die Meldung dieses Vorfalls in der ganzen Postenkette bekannt und der Bierkutscher besorgt und aufgehoben; denn in unsere Aufstellung hinein war er wohl gekommen, heraus führte für ihn vorläufig kein Weg mehr. Ich freute mich überaus, daß die durstigen Bavaren bald inne werden sollten, wie wir den Vorpostendienst nicht mit so großer Gemüthlichkeit ansahen, als sie, die da zu glauben schienen, über den Durst müsse auch der Feind jede andere Rücksicht vergessen. Warum heute gerade den feindlichen Kehlen das reichliche Ausspülen mit dem edlen Gerstensafte so nöthig war, das sollte ich bald genug erfahren.

Nach nicht allzulanger Zeit naheten sich unseren Doppelposten vielfache Trupps von Bauern, Bauerweibern und Kindern. Sie trieben weinend kleine Heerden von allerhand Hausthieren, Schweinen, Schafen, Gänsen und dergleichen vor sich her. Ein altes, graues Bäuerlein erzählte mir, daß die Baiern ihnen bisher täglich, ohne zu fragen und ohne zu bezahlen, auf bloße Quittungen hin, eine Menge Vieh geschlachtet haben, mehr als sie zur Sättigung bedurften. Was nicht gebraten und gegessen worden, das sei blutig auf dem Felde liegen geblieben. Heute besonders sei die Schlächterei großartig gewesen; daher sei ihnen endlich nur der Ausweg geblieben, sich nach F., hinter unsere Truppen zu flüchten. Zurück dürften die Seinigen nicht, ohne sich den gröbsten Mißhandlungen auszusetzen, so bitte er nur für sich und seine Begleiter um freien Durchzug. Ohne Zögern ließ ich die armen Leute mit dem nöthigen Ausweis passiren.

Eben hatten sich die Letzten mit dankendem Händedruck von mir gewandt, das Blöken der Schafe, das Schnattern der Gänse hallte noch durch den Hohlweg zurück, da nahte sich mein Sergeant mit verlegenem Lächeln. „Herr Lieutenant,“ bat er, „würden Sie uns wohl heute ein kleines Extramahl erlauben?“

„Hier auf der Feldwacht? Wo wollt Ihr Proviant hernehmen? Haben die Musketiere im Dorfe einigen Hühnern die Köpfe abgedreht?“

„Nein, Herr Lieutenant, unsere Leute sind keine Marodeurs. Wir haben von dem alten Bauer, der dort seine Schafe forttreibt, einen Schöps unter der Bedingung erhandelt, daß Sie Ihre Genehmigung ertheilen würden; wenn also der Herr Lieutenant nichts dawider — —“

Gern gab ich meine Einwilligung und auch die Bezahlung zu dem Kauf. Mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit brachten zwei Musketiere den errungenen Schöps herbeigeschleppt. Unter meinen Soldaten befand sich ein Schlächter. Er wurde sofort zum Calefactor ernannt. Schnell war der kriegerische Schmuck mit dem Costüm

eines Metzgers vertauscht, und unter der Assistenz mehrerer dienstbeflissener Musketiere hatte das Lamm bald sein Leben verhaucht. Während dessen schürten andere Soldaten von dem der Feldwacht gelieferten Holze im Schutze einer baufälligen Scheune ein flackerndes Feuer, dessen schwarzer Qualm in dicken, funkensprühenden Wolken dicht über die nasse, bereifte Erde dahinjagte. Ich überließ die eifrigen Köche ihrem Geschäfte, und als ich von einer Besichtigung meiner Posten zurückkam, präsentirte mir der Sergeant in irdener Schüssel eine tüchtige Portion gebratener Lammsleber. So wenig mir das weichliche Gericht auch zusagte, ich mußte davon genießen. Glücklicherweise halfen mir hierbei die Bauersleute, in deren Häuschen ich mein Hauptquartier hatte.

Noch in später Stunde schickte mir mein Hauptmann eine Flasche herrlichen Madeira, welche ich mit einigen Bevorzugten meiner Untergebenen theilte. Den von Posten gekommenen Musketieren erlaubte ich auf der bloßen Diele des engen Bauernstübchens zu schlafen, während ich, den Kopf auf den seitwärts gelegten, etwas zusammendrückten Helm gelehnt, aufmerksam jedem Geräusche lauschte. Die Stille der Nacht wurde aber nur durch das Heulen des Sturmwindes, das eintönige Picken der kleinen Schwarzwälder Uhr und zu bestimmten Zeiten durch die halblauten Meldungen der zurückkehrenden Posten und Patrouillen gestört. Um Mitternacht trat mich ein alter Schulcamerad, den ich als zweiten Unterofficier auf Wache bei mir hatte, mit der Bitte an, mit dem dritten Unterofficier eine Schleichpatrouille machen zu dürfen. Ich kannte seine wagehalsige, frische und manchmal wohl etwas unbedachte Jägernatur und wollte darum seine Bitte schon abschlagen. Doch er versprach so fest, den Stand und die Stärke der feindlichen Feldwacht zu erforschen, daß ich endlich nachgab. Freilich wagte ich dabei Etwas, denn unsere Instructionen waren eigenthümlicher und höchst subtiler Art. Damals hatte Herr v. Manteuffel das schöne Wort: „Der Starke weicht ruhig zurück," noch nicht ausgesprochen, aber wir armen Soldaten sollten es bereits in der Praxis ausführen. Wir hatten strenge Ordre, bei einem feindlichen Angriffe das Feuer zuerst nicht zu erwidern, sondern den Officieren der feindlichen Tirailleurketten zu sagen, wir ständen hier als Feldwache. Würden die Herren Cameraden diese Mittheilung nicht beachten, so sollten wir, wennschon mit Worten remonstrirend, doch bis zu einem bestimmten Terrain-Abschnitte zurückgehen, diesen dann aber mit äußerster Hartnäckigkeit und Todesverachtung vertheidigen. Solche Diplomaten-Instruction mochte unseren Generalen selbst wohl höchst peinlich sein; denn sie zeigten sich nur selten und flüchtig bei den Vorposten. Ich zog daraus den Schluß, es werde mit dem strengen Einhalten des anempfohlenen Rückwärtsrichtens wohl nicht so genau genommen werden. Demzufolge sagte ich meinen Leuten jedes Mal bei dem Aufziehen der Wache, nach der alten, Jedem wohlbekannten Feld-Instruction, wir seien eine Feldwache, das heißt eine Abtheilung der Vorposten, die einen bestimmten Terrain-Abschnitt beobachten und decken soll; dies sei das Terrain und wir werden unseren Zweck in Bezug auf dasselbe erfüllen. Das „Wie?" sei Allen bekannt, das „Wie lange?" sei durch die Ablösung auch ganz klar. Die übrigen Spitzfindigkeiten hielt ich für den praktischen Verstand meiner wackeren Polen und Schlesier überflüssig, und auch die derben Musketiere des westphälischen Regimentes meinten, auf mein Befragen, ob sie Befehle haben zurückzugehen: „da wissen wir der nix von!"

So mochten denn wohl alle Feldwachtbefehlshaber übereinstimmend in militairischem Geiste gehandelt haben; denn jedem war wohl, nach redlicher Erwägung, die Ueberzeugung geworden: hier handele es sich nicht um eine Subordination, dem Wortlaute telegraphischer Depeschen entsprechend, die jeden Augenblick wechseln konnten, sondern vielmehr um ein Handeln an Ort und Stelle, den Umständen gemäß, für das Beste des Dienstes und Vaterlandes, nach Pflicht und Gewissen, auf eigene Verantwortlichkeit. — Es ist erklärlich, daß ich unter so bewandten Umständen meinen Freund doch mit einiger Besorgniß abmarschiren sah, regte sich gleich ganz heimlich der Wunsch, die kleine Expedition möge nicht so ruhig verlaufen, sondern womöglich uns Allen zu thun geben. Nach Verfluß von zwei Stunden kehrte die Patrouille zurück. Der ersten kurzen, militairischen Meldung folgte, lachenden Mundes, der Bericht heiterer Einzelnheiten des Streifzuges.

„Nach einer Stunde beschwerlichen Marsches auf sehr schlechtem Wege," erzählte er, „der aber in der Aufregung leicht überwunden wurde, waren wir auf den Rücken eines Höhenzuges gelangt. Das ganze feindliche Lager zeigte sich von hier in einer Menge von Wachtfeuern, welche auf uns einen mächtig anziehenden Reiz ausübten. Ein unüberwindliches Verlangen regte sich in uns, die Postenkette zu durchbrechen. Nach einigen hundert Schritten erschallte ein lautes „Halt!" „Hol' Dich der Teufel," dachte ich still, antwortete aber nicht. Da verbot ein zweites, noch lauteres: „Halt, werda?" unterstützt durch das deutlich hörbare Knacken des Gewehrhahnes, ein weiteres Vordringen. Der feindliche Posten rief zum dritten Male an, worauf endlich von unserer Seite unterdrücktes Gelächter antwortete. Rasch liefen wir zurück und versteckten uns in einen Graben. Wenige Minuten hatten wir da vor dem alarmirten Posten gelegen, als Unterofficier F. mich zu nochmaligem Vorgehen aufforderte. Gesagt, gethan. Auf das wiederholte „Halt, werda?" erfolgte der Bescheid: „Gut Freund!" Der feindliche Soldat befahl weiter: „Zum Feldgeschrei vorwärts!" und nun antwortete ich ihm mit einer Aufforderung, die sich allerdings französisch weniger grob ausgenommen haben würde. Das reizte denn doch den Zorn des Gefoppten dermaßen, daß er auf uns direct und muthig losging. Die Alarmirung der feindlichen Postenkette lag aber durchaus nicht in unserer Absicht, wir krochen zusammen, schlüpften eiligst in den Graben und liefen in demselben gebückt fort. Eine Cavallerie-Patrouille wurde uns nachgeschickt, die uns nahe auf den Hacken war. Jetzt galt es um jeden Preis, die Reiter zu täuschen. Platt in den Graben gestreckt, das Gesicht dem Himmel zugekehrt, lagen wir still und ruhig wie die Leichen. Die Patrouille ritt einige Male hin und her, und als sie kein Geräusch mehr bemerkte, kehrte sie ruhig um. Das wollten wir nur; als Alles wieder sicher war, erhoben wir uns von unserem kalten Lager und machten uns auf den Heimweg.

In einem Dorfe mußte ein altes Weib, nach langem Klopfen, ihr Haus öffnen und erzählte unter Weinen und Wehklagen, daß der Feind am anderen Tage ganz bestimmt gegen uns vorgehen werde, sie wisse dies von ihrer Einquartierung. Durch Hecken und Gärten entgingen wir der Dorfwache und bringen nun, als einziges ersprießliches Resultat unserer Schleichpatrouille, die Nachricht von dem zu erwartenden Angriffe."

Dieselbe Nacht lieferte noch einen anderen, schlagenderen Beweis von der harmlosen Kriegsanschauung unserer Gegner. Wir hatten im Regimente, von unserer letzten Garnison her, eine Menge von Studenten als Freiwillige. Ihr frisches, ritterliches Wesen gefiel sich in dem Feldlager viel wohler, als auf dem alten, düsteren Exercirplatze, und machte sich überall vortheilhaft geltend. Einer dieser jungen Soldaten war so glücklich, gleich bei seiner ersten Patrouille einen ganz eigenthümlichen Fang zu thun. Bei dem Durchspähen des Terrains gegen den Feind zu gewahrte er nämlich drei Gestalten, die in aller Seelenruhe sich unserer Aufstellung näherten. Ohne Schwierigkeit waren die guten Leute umzingelt. Sie erwiesen sich als ein bairischer Oberlieutenant, der, in Begleitung eines Corporals und Gefreiten, unternommen hatte, die lange und schmerzlich vermißte Bierfuhre den harrenden Seinigen sicher und schnell zuzuführen.

Der joviale Student bedauerte ungemein, der Ausführung dieses allerdings auch von ihm als höchst wichtig anerkannten Auftrages hinderlich sein zu müssen; der Dienst gehe aber doch noch über den besten Bierdurst, und so mögen die Herren es sich schon gefallen lassen, zur Feldwache zu folgen. Von hier wurden die Gefangenen zu unserem Divisionscommandeur geführt. Der sonst so strenge Herr konnte es doch nicht über sich gewinnen, den armen Entdeckungsreisenden gegenüber die Strenge der Kriegsgesetze geltend zu machen. Die Ermüdeten wurden vielmehr an seiner Tafel mit Speise und Trank reichlich gelabt, schliefen im Stabs-Quartier und wurden am folgenden Morgen durch einen Parlamentair dem feindlichen Commandeur zugesandt, mit einer kurzen Darstellung des Thatbestandes und der Bemerkung: für Bier, Lebensmittel und dergleichen führe durch unsere Postenkette keine neutrale Straße.

In der heitersten Stimmung besichtigte ich am Morgen meinen Doppelposten. Vormittag und Mittag verflossen ruhig. Gegen zwei Uhr etwa sprengte ein Ulane die Landstraße zurück. „Der Feind im Anmarsch," rief er im Vorüberjagen mir als Meldung zu. Das war ein Wort! Schnell durcheilte ich meine Postenkette. Die Soldaten waren von frohem Muthe beseelt und fest entschlossen, keinen Schritt zurückzuweichen. Die Aufmerksamkeit auf das Vorterrain nahm Alle in hohem Maße in Anspruch; doch vom Feinde zeigte sich nichts. Die Ebene, aus

welcher der von mir besetzte Höhenzug aufstieg, wurde erst ziemlich weit von meiner rechten Flanke wieder von einzelnen Bergen begrenzt. Einer derselben sprang, mit scharfer jäher Felsspitze, dicht bewaldet, bis etwa in die Höhe meiner Aufstellung vor und hinderte so nach rechts die weitere Aussicht auf Felder und Wiesen.

Dieselben belebten sich in unserem Rücken durch lange Züge freundlicher Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Massen, welche Gefechtsaufstellung nahmen. Eine Husaren-Vedette beobachtete auf der erwähnten Felsenhöhe, am Rande des auf derselben befindlichen Tannenwaldes, das vorliegende Hügelgewirr. Doch sowohl diese Husaren, als auch meine Musketiere strengten ihre Augen lange vergeblich an. Endlich bewegten sich die Colonnen in der Ebene. Die Infanterie rückte zuerst vor und verschwand hinter dem Berge, auch Cavallerie und Geschütze avancirten, blieben aber noch zum Theil sichtbar. Auf etwa Gewehrschußweite vor dem Felsenhange hielt eine Schwadron Husaren. Noch harrte Alles in stummer Erwartung — da hörte man jenseits des Tannenwaldes schießen; das berühmte Gefecht von Bronzell war engagirt.

Ich glaubte, in wenigen Minuten sicher auch im Feuer zu sein, zog den Degen und erwartete mit Ungeduld das Erscheinen der ersten feindlichen Tirailleurs. Doch vor mir blieb es öde und wie ausgestorben. Da — endlich! scheint das Gefecht sich auch zu uns wenden zu wollen. Im Rücken der erwähnten Husaren-Vedette, welche, den Carabiner auf dem Schenkel, noch ruhig und aufmerksam das Vorterrain beobachtet, belebt sich der tiefdunkele Saum des Tannenwaldes durch viele weiße Rauchwolken, denen das im Echo scharf wiederholte Knallen von Gewehrschüssen folgt. Die Husaren sind also umgangen, doch zeigen sie darüber nicht die geringste Bestürzung; in größter Ruhe wenden sie vielmehr ihre Pferde nach dem Feinde, recognosciren den Waldrand, erwidern das Feuer und reiten dann vorsichtig den steilen Hang hinab, um bei der Schwadron zu melden. Sobald die Hufe das weiche Gras der Ebene betraten, stürzten aus dem Walde die Gegner, österreichische Jäger, hervor. Sie waren, in ihren vollständig grauen Uniformen, sehr schwer vom Erdreich und dem Felsen zu unterscheiden, dessen oberste Kante sie vortheilhaft besetzten. Bei der Schwadron machten einige herausfordernde Schüsse wenig Eindruck. Die Pferde hielten ruhig, nur scharrten einzelne ungeduldig mit dem Hufe im schwarzen Wiesengrunde. Auf der anderen Seite der von den Oesterreichern besetzten Waldhöhe dauerte unterdeß das Schießen fort.

Da schien unseren Husaren denn doch die Zeit lang zu werden. Die Schwadron ritt plötzlich im kurzen Trabe, mit eingesteckten Säbeln, bis an den Fuß der Anhöhe, wo sie halten blieb. Die vor der Fronte befindlichen Officiere schauten mit untergeschlagenen Armen zu den feuernden Kaiserjägern hinauf, die sich aber dadurch nicht verleiten ließen, ihre sichere Stellung aufzugeben. Die Schüsse waren zahlreich, aber unwirksam.

Nachdem die Husaren sich denselben eine Zeit lang in ruhiger Verachtung der Gefahr ausgesetzt hatten, machte die Escadron auf Commando Kehrt und ritt im Schritt, ohne umzuschauen, auf den alten Standpunkt zurück. In dieser Bewegung traf, glaub' ich, ein Schuß das Pferd eines Trompeters, den bekannten Schimmel von Bronzell.

Mich, wie meine Leute, hatte das ruhige Benehmen der Vedette und die kühne Herausforderung der Schwadron in wahre Begeisterung versetzt. Wir brannten vor Begier, es bald mit den vorsichtigen Schützen aufzunehmen; doch daraus sollte nichts werden. Kaum standen die Husaren wieder, so hörte das Feuern jenseits des Waldes auf. Wir horchten mit gespannter Aufmerksamkeit. Plötzlich trabte ein junger Kürassier-Officier in rasselnder Waffenrüstung heran. Zwanzig Schritte von mir parirte er mit einem Ruck seinen prächtigen Rappen und „Hahn in Ruh!" schnarrte er mir den Befehl des Generals zu, das Feuern einzustellen. Ich sah den Herrn Cameraden zwar sehr verwundert an, hielt aber jede Entgegnung für überflüssig, steckte mein unblutiges Schwert ein, und — dahin waren all die schönen Träume von kriegerischem Ruhme!

Bald nach Entfernung des Hiobs-Boten führte ein alter Cavallerist den im Hinterschenkel verwundeten Schimmel bei meiner Feldwacht vorbei und erzählte mir im Grimme über die vereitelten Hoffnungen, ein alter Capitain unseres Regiments, dessen Compagnie das eigentliche Gefecht von Bronzell bestanden, habe nach den ersten Schüssen sich zu seinen Füsilieren gewandt und, seine Brille zurechtrückend, ihnen zugerufen: „Kinder, wir haben einen europäischen Krieg begonnen!" — Dieser europäische Krieg war nun beendet. — Seine Opfer waren auf feindlicher Seite einige Verwundete und ich glaube auch ein Todter; auf unserer Seite der Schimmel und der Palletot eines Regiments-Adjutanten.

Gegen fünf Uhr stieg aus dem Tannenwalde dicker, weißer Qualm friedlich in die Höhe. Die Kaiserjäger kochten ihr Abendbrod, während unsere Truppen ruhig, wie nach einem beendeten Manöver, nach F. zurückzogen. Mir kam das Alles höchst wunderbar vor, doch tröstete ich mich endlich mit dem Gedanken, nur die hereinbrechende Nacht habe das Gefecht beendet, und es werde am andern Tage zu einem tüchtigen Kampfe kommen. In dieser Hoffnung sah ich es nicht ungern, als die Stunde der Ablösung schlug und ich auf meinem bescheidenen Plätzchen auf der Streu von den Mühen der letzten vierundzwanzig Stunden ausruhen konnte. Gegen neun Uhr weckten mich die Cameraden, welche, Einer nach dem Andern, die Lagerstatt suchten, einige Augenblicke aus dem Schlafe; doch die Unterhaltung der Eintretenden ward nur einsylbig, leise und kurze Zeit geführt, so daß ich bald Bronzell, Schimmel und Palletot glücklich wieder vergessen hatte.

Am anderen Morgen war ein unbestimmtes Hin- und Herfragen und Laufen im Lager des Bataillons. Die verschiedensten Nachrichten kreuzten sich. Bald hoffte man das nahe Gefecht, bald befürchtete man den Rückmarsch. Officiere und Soldaten langweilten sich dabei in gleicher Weise. Um die Zeit zu vertreiben, ergötzten sich die Musketiere an verschiedenen unter ihnen üblichen Scherzen und Spielen. Ein Hauptspaßmacher aus meinem Zuge, der auf Märschen, wenn es so recht trübselig herging, mit seiner guten Laune Alles wieder belebte, war auch hier die Seele der Vergnügungen. Den ziemlich großen, schwarzledernen Mantelsack unseres Compagnie-Chirurgus hatte er sich als Leierkasten umgehängt. Der eine, zerrissene Griff des „Pflasterkastens" diente als Kurbel. Dabei sang der Leiermann in näselndem Tone alte und neue schöne Lieder und Mordgeschichten, meist nur den Soldaten bekannt, die im Chorus eifrig begleiteten. Sobald dieser einfiel, ahmte der Spielmann die Klänge der Drehorgel nach, wobei er nicht vergaß, die verstimmten und intermittirenden Töne gehörig anzudeuten. Abwechselung brachte das Vorführen einer Menagerie. Die einzelnen Exemplare waren in den häßlichsten und einfältigsten Kerlen herausgesucht und auf Holzhaufen postirt. Der improvisirte van Aken ergötzte das Publicum mit der genauen Naturgeschichte jedes einzelnen Thieres, wobei natürlich auch kleine cameradschaftliche Beziehungen in drolligster Weise, manchmal zur großen Verlegenheit der Charakterisirten, eingewebt wurden. Hier und da ertheilte der Gewehrputzstock des Vortragenden auch wohl eine kleine Tracht Prügel; dann vergaßen die Gezüchtigten oft ihre Rollen, zeigten menschliche Empfindsamkeit und verließen mißmuthig, kopfschüttelnd und achselzuckend ihre Plätze, was natürlich die Heiterkeit nur erhöhte. Kameel, Bär und Affe schlossen die Vorstellung, und der Bär machte eben auf Commando unter lautem Brummen seine Complimente, als sich der Compagnie-Chirurgus zornrothen Gesichtes durch die Zuschauer Bahn brach. Mit heftigen Vorwürfen schritt er auf van Aken zu, die sofortige Herausgabe seines Mantelsackes fordernd. Er erhielt, was er wünschte, und drohte in vielen zornigen Worten mit Anzeige bei dem Compagnie-Chef. Der Uebelthäter schien aber nicht eben sehr erschreckt und nur darauf bedacht, die gute Laune seines Auditoriums, welche unter der Last der Drohungen zu schwinden begann, zu erhalten. Lächelnd nahm er daher den Helm ab und bat den „Herrn Doctor" um eine kleine Gabe für die Vorstellung. Die Soldaten lachten, der Chirurgus wandte sich zu schnellem Rückzuge, und der listige Schalk vollendete seine Sammlung, die ihm von den Officieren, welche vom Fenster aus zugesehen hatten, manches Silberstück einbrachte. Die Soldaten gaben scherzend Steine, Holzspähne, kleine Kupfermünzen, und der baare Ertrag wurde von den Acteurs bei dem Marketender in Bier, Wurst, Schnaps und Cigarren verjubelt.

Gegen Mittag endlich sprengte ein Adjutant von der Garde zu unserer Feldwache. Wir sahen dieselbe ihre Posten einziehen, und bei uns rief die Trommel zum Appell. Verstimmt traten die Leute unter's Gewehr, die Officiere nahmen mit gerunzelter Stirn, in Ahnung des Kommenden, ihre Plätze ein. Unter lautlosem Schweigen kündigt der Major dem Bataillon an, daß auf Befehl die Stellung aufgegeben werden solle. Die Truppen dürften sich nicht als geschlagen ansehen, im Gegentheil; aber man sei aus politischen Rücksichten genöthigt, Cantonnements weiter im Inneren

des Landes zu beziehen. Die Positionen würden mit klingendem Spiele im Parademarsch verlassen werden, und zwar sogleich.

Das Commando erfolgt, die Tambours schlagen, und in stillem Gehorsam defiliren die Züge bei dem Bataillonscommandeur vorbei. Nachdem aber aus der Parade- in die gewöhnliche Marsch-Ordnung übergegangen war, machte sich der Unwille des schwer verletzten soldatischen Gefühls bemerklich und mußte mit Ernst zur Ruhe verwiesen werden. Es fielen da böse, bitterböse Worte, für die sich Herr von Manteuffel nicht bedankt haben würde.

Von allen Seiten, aus Thälern, Schluchten, von Bergen, über Wiesen und Felder, auf Wegen und Stegen, strömten immer neue Regimenter auf die Landstraße. Der Zufall führte da manche alte Bekannte, die sich seit Jahren nicht gesehen, bei einander vorbei. Kaum aber, daß in einem flüchtigen Nicken oder Händeschütteln ein Zeichen der Erkennung getauscht wurde. Alles war gedrückt und wuchtig. Flüche über das erbärmliche Gebahren der Diplomatie flogen zwischen den Zähnen heraus. Stumm zog Jeder die Straße weiter oder wartete mit seinem Truppentheile zur Seite der Chaussee, bis an ihn der Befehl zum Marschiren kam.

Orthopädische Mittheilungen.

Von Dr. Paul Niemeyer in Magdeburg.

(Dritter Artikel.)

In unserem letzten Artikel (Gartenl. d. J. Nr. 6) bezeichneten wir den Bestand orthopädischer Institute nur insofern als zweckmäßig, als darin die Aufgabe verfolgt werde, die Skoliotischen — wie wir die mit seitlicher Rückgratverkrümmung (hoher Schulter) Behafteten jetzt der Kürze wegen nennen dürfen — unter beständiger ärztlicher Ueberwachung zu halten; es ist eine solche Cur gleichbedeutend mit orthopädischer Erziehung und deren Plan nach unseren früheren Ausführungen leicht zu entwerfen (s. Gartenlaube 1858 Nr. 26).

Nicht alle orthopädischen Anstalten entsprechen diesem Programme; vielmehr würde eine Kritik von unserem Standpunkte aus zu höchst unerquicklichen Resultaten führen; schon längst hat eine wissenschaftliche Commission solche Institute als rein industrielle Unternehmungen gebrandmarkt, ein Prädicat, welches auch jetzt noch für den bei weitem größten Theil bezeichnend ist, und in der That sind die Mehrzahl der soi-disants-Orthopäden bloße Parvenu's, denen die Medicin und vollends die Orthopädie von Haus aus völlig fremd ist. Die ersten Institute zu Paris entstanden folgendermaßen: ein gewisser Milli, ein vagirendes Subject, bezog wegen seines Buckels die damals berühmte Anstalt zu Würzburg, wußte sich dort heimlich in den Besitz eines Streckbett-Modells zu setzen, eilte damit nach Paris und gründete hier sofort eine orthopädische Anstalt; obgleich selbst noch total schief, verkündete er in kühnen Reclamen jedem Buckligen baldige Heilung und fand großen Zulauf; ein Streckbett aus Milli's Anstalt ging durch Entwendung in ein Erziehungs-Institut für junge Mädchen über, und alsbald taufte die Vorsteherin ihre Anstalt in eine orthopädische um, indem sie mit dieser Schablone curirte, was schief und bucklig war; ihrem Beispiele folgten bald andere Pensionate, und auch bei uns gingen in ähnlicher Weise aus Erziehungsanstalten plötzlich orthopädische hervor; ferner waren es frühere Messerschmiede, Bandagisten, Handschuhmacher, Riemergesellen, Barbiere ꝛc., welche unter der Firma „orthopädisches Institut“ und dem imponirenden Titel „Director“ Geschäfte zu machen unternahmen.

Der Staat, der sonst zum Wohle seiner Unterthanen die Ausübung ärztlicher Künste an rigoröse Prüfungsbedingungen knüpft, duldet noch immer die Usurpation dieses Heilzweiges von Seiten gänzlich unberufener und rein auf Geldspeculation ausgehender Individuen; und doch ist gerade hier der Schaden beträchtlicher, als bei anderen Pfuschereien; handelt es sich doch nicht blos um eine versuchsweise unternommene körperliche Cur, sondern auch um das innere Wohl eines Menschenkindes, welches einen ganzen Lebensabschnitt zu opfern bestimmt wird: fern vom Elternhause, bringt das arme Geschöpf freudenlos ein Paar seiner Blüthejahre dahin, wenn nicht die baldige Einsicht von der gänzlichen Erfolglosigkeit der Cur und die Scheu vor den immer steigenden Geldopfern schon vor der Zeit Erlösung bringt.

Betrachten wir die einzelnen Behandlungsweisen, wie sie in den Anstalten üblich sind, näher, so müssen wir die eine Art derselben geradezu als eine Mißhandlung bezeichnen. Die Folter, deren sich die Justiz humaner Weise entschlagen hat, sie hat mitten in den Centralstätten der Civilisation eine Zuflucht gefunden, in sogenannten Heilanstalten (maisons de santé)! Wir schaudern, wenn wir von den lebensgefährlichen Proceduren lesen, welche vom Orthopäden Rhauchin zu Montpellier an dem schiefen Fräulein von Montmorency vorgenommen wurden: das Mädchen wurde zwischen den Hölzern einer Waschpresse förmlich gepreßt, um die ausgetretenen Wirbel wieder einzurichten; als dies nichts fruchtete, ließ man eine mächtige Wagenwinde auf die Krümmungen einwirken; das Fräulein wurde von zwei starken Männern an den Schultern festgehalten und die Winde nun so lange gegen das Rückgrat hereingeschraubt, bis die Gequälte laut aufschrie. So roh verfuhr man vor bereits einigen Decennien, aber wir sind auch heutzutage noch nicht viel weiter! Waschpresse und Wagenwinde gelten zwar für barbarische Instrumente, aber sind im Grunde jene eleganten Streckbetten, jene zierlichen Maschinen, wie sie in den modernen Cursälen paradiren, etwas Besseres, Humaneres? — durchaus nicht! es sind nach wie vor wahre Prokrustes-Vorrichtungen, mit welchen der menschliche Körper, wie eine mechanische Drahtpuppe, von dem cidevant-Bandagisten maltraitirt wird. Wir berufen uns hier auf das Zeugniß aller jener Familien, welche das Unglück hatten, die Bekanntschaft dieser kostspieligen Apparate zu machen.

Ein ähnliches Unwesen wird in der Häuslichkeit mit den Schnürleibern getrieben. Gegen den Gebrauch derselben und über ihre schädlichen Folgen bei Gesunden haben sich längst gewichtige Autoritäten vernehmen lassen. Die bei schiefen Mädchen gangbaren Corsets verschlimmern geradezu den Zustand, den sie verbessern sollen. Auf den ersten Anblick haben sie etwas ungemein Bestechendes: sie pressen den Brustkorb in die Länge, heben die Schultern gleich hoch und lassen so die Körperhaltung gerader erscheinen; darüber beachtet man aber nicht, wie nach jedesmaliger Abnahme des Corsets der Oberleib immer mehr zusammenknickt, wie das Kind immer mehr die Fähigkeit verliert, sich selbstständig gerade gerichtet zu halten; die Haut des Rückens erscheint wie geplättet, die normalen Muskelcontouren sind nicht wahrnehmbar, die Muskeln selbst durch den beständigen Druck abgezehrt und gelähmt; die Rückgratkrümmung hat trotz des Corsets bedeutende Fortschritte gemacht!

Um auf die Streckmaschinen zurückzukommen, so lastet auf ihnen, ganz abgesehen von ihrer mechanischen Einwirkung, der schwere Vorwurf, daß sie den Körper zu einer höchst nachtheiligen Unthätigkeit verdammen. In manchen Instituten bildet ein mehrmonatliches, streng durchgeführtes Verharren in der Horizontallage die bloße Vorbereitung zu der eigentlichen Cur, und namentlich in England, in den sogenannten nurseries, ist das planum inclinatum, d. h. ein hölzernes geneigtes Bret als ausschließliches Ruhelager eine sehr verbreitete orthopädische Maßregel. Da sie von dort her sogar in deutsche Familien Eingang gefunden hat, so machen wir hier auf die positive Schädlichkeit derselben besonders aufmerksam; sie gründet sich auf die Absicht, die vermeintlich zusammengezogenen Rückenmuskeln zu erschlaffen; es wird aber dadurch noch vielmehr der ganze Körper auf einen bedenklichen Grad von Schwäche und Abmagerung zurückgeführt, welches eine aufrechte Körperhaltung geradezu unmöglich macht. Eine unschuldige Modification dieser Methode bildet die vom Hausarzte zuweilen ertheilte Anweisung, das skoliotische Kind täglich eine Zeit lang auf dem harten Fußboden liegen zu lassen, womit natürlich nichts weiter erreicht wird, als etwa die Beruhigung, sagen zu können, daß mit dem schiefen Kinde etwas geschehe.

Im Gegensatz zu jenen Curen, wo der Körper zur Unthätigkeit verdammt und in seiner Entwickelung gehemmt wird, gewährt

die Kategorie der sogenannten gymnastischen Anstalten einen wohlthuenden Anblick; hier wird für beständige Leibesübung gesorgt; die Kinder, dort bleich und hager, sehen hier blühend und wohlgenährt aus; am auffallendsten ist dieser Contrast, wenn ein Curgast nach längerem Aufenthalte in einer Streckanstalt zu einer gymnastischen übergeht; er erholt sich zusehends und scheint endlich die Hoffnung auf Heilung zu gewähren; es gehen einige Monate hin, täglich werden mit größtem Ernste die „Hackungen, Walkungen, Knetungen", die activen und passiven Bewegungen nach einem von der Hand des Meisters redigirten Recepte vorgenommen; trotzdem wankt und weicht die eigentliche Krümmung nicht, ja es gewinnt schließlich den Anschein, als ob sie sich sogar verschlimmere — und es ist dies wohl begreiflich: eine solche gymnastische Uebung ist recht gesund und förderlich für Gerade und solche, die es bleiben wollen, aber nicht für Schiefe, die gerade werden wollen; mit anderen Worten, wir schätzen sie sehr hoch als **Verhütungsmittel** gegen eine Mißgestaltung des Körpers, aber der bereits bestehenden Rückgratverkrümmung gegenüber müssen wir sie als eine bloße Spielerei bezeichnen; manchem Skoliotischen schadet sie nichts, vielen aber schadet sie effectiv durch Anstrengung und Erschlaffung der Muskeln. Aufrichtige Orthopäden haben die Nutzlosigkeit der Gymnastik auf dem vorliegenden Felde längst eingestanden. Der berühmte Dupuytren ließ seine schiefen Patienten in dem Institute des Orthopäden Duval mit Gymnastik behandeln und gab bald seine Freude über den sichtlichen Erfolg — nämlich über das bessere Aussehen und die Munterkeit der Kinder — zu erkennen; dem entgegen erklärte ihm aber Dr. Duval, daß seit Einführung der Gymnastik in der Rückgratverkrümmung selbst offenbare **Rückschritte** gemacht würden.

Diese unsere — noch sehr gelinde gehaltenen — Ausführungen wird mancher Parteigänger durch einen Blick in den Jahresbericht irgend welchen orthopädischen Instituts für sofort widerlegbar erklären; er wird uns z. B. daraus nachweisen, daß durch Maschinenbehandlung sämmtliche aufgenommenen Skoliotischen gänzlich hergestellt oder erheblich gebessert seien, während allerdings die gymnastische Cur als höchst müßig auch in diesem Berichte dargestellt werde; dagegen wird uns ein Anderer mit Heilberichten aufwarten, welche die Maschinenbehandlung in Grund und Boden verdammen, und nur die Heilgymnastik als unfehlbar darstellen — in diesen Berichten ist also angeblich auf ganz entgegengesetztem Wege ein und dasselbe Ziel erreicht worden!

Es ist in der That unglaublich, welch crasser Schwindel gerade auf orthopädischem Gebiete getrieben wird; nicht nur Laien, auch Aerzte und sogar medicinische Körperschaften haben sich täuschen lassen; so producirte z. B. ein Bandagist der Pariser Akademie eine neue Maschine, mit welcher er Angesichts einer Commission Heilungen ausführen wolle; diese Heilungen wurden denn auch nach etlichen Monaten officiell constatirt. Bald darauf wies aber der Orthopäde Guerin nach, daß diese angeblich Geheilten nie schief gewesen seien, sondern nur eine Skoliose geheuchelt hätten; dieser selbe Guerin aber entblödete sich späterhin nicht, die medicinische Welt mit seiner Rückenmuskel-Durchschneidung auf das Großartigste zu dupiren, indem er sich kraft dieser Entdeckung als den Columbus der Orthopädie ausrufen ließ, und bald darauf wies der treffliche Malgaigne an den von Guerin selbst als geheilt ausgegebenen Fällen die gänzliche Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit dieser Methode nach.

Von solchen Thatsachen wimmeln die Annalen der Orthopädie; mögen die hier gegebenen Skizzen dazu beitragen, bei der Wahl eines orthopädischen Mittels, eines orthopädischen Arztes oder Institutes mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen! mögen sie aber vor Allem dazu beitragen, die Chancen einer orthopädischen Cur überhaupt fern zu halten durch eine auf **Körper und Geist** gleichmäßig vertheilte Erziehung!

Wilhelm von Kaulbach.

Als unser deutsches Vaterland unter dem Drucke der Napoleonischen Zwingherrschaft es empfinden lernte, daß aus der Tiefe des deutschen Wesens heraus der Geist geboren werden müsse, der die welschen Fesseln brechen könne, als ein tiefer sehnsüchtiger Zug unseres ganzen geistigen Lebens nach der ruhmvollen Glanzzeit der alten deutschen Macht und Herrlichkeit sich regte und dann in der kurzen Epoche der Freiheitskriege dieser Geist mächtig in Flammen schlug und in allen Herzen zündete: da hatten auch die begeisterten Jünger der deutschen Malerei mit kühnem Muthe den Zopfzwang des achtzehnten Jahrhunderts mit seiner sogenannten classischen und akademischen Hohlheit und Lüge abgeworfen und waren in ernstem Streben auf die schlichte Einfachheit und glaubensvolle Innigkeit der altdeutschen und altitalienischen Kunst zurückgegangen, um da den Aufschwung eines neuen Kunstlebens zu gründen. Mit welchem Erfolge jenen Männern das oft verkannte und geschmähete Werk gelungen, davon gibt uns die wunderbare Blüthe Zeugniß, deren die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert sich freudig rühmen darf, und deren Ursprung immer wieder auf jene großen Maler, Cornelius, Overbeck und ihre Genossen zurückweist, die damals zu Rom in stiller Zurückgezogenheit die Neugestaltung der verlebten Kunstformen vollbrachten, bis ihnen König Ludwig, der hochherzige deutsche Künstlerfürst, die großen Werke übertrug, an deren Ausführung in München sich eine zahlreiche und blühende Schule heranbildete. Keiner der Nachfolger der ersten Begründer unserer neuen deutschen Kunst hat gleichen Ruhm errungen wie **Wilhelm von Kaulbach**, der in der Malerei ein ganz neues Feld eröffnet und als der Repräsentant einer künstlerischen Revolution betrachtet werden muß.

Denn keiner der modernen Künstler, Cornelius nicht ausgenommen, hat die Resultate eines bereits ein Jahrhundert währenden geistigen Ringens in Kunst, Geschichte, Philosophie, Politik, ja selbst in den allerneusten materiellen Bestrebungen, so in dem Brennpunkt seiner künstlerischen Thätigkeit zu vereinigen und darzustellen verstanden, wie Kaulbach, und in keinem modernen Künstler charakterisirt sich die moderne Kunst in ihren Licht- und Schattenseiten wie gerade in ihm. Welcher Contrast der Stylart, welcher Aufschwung von jener barock-genialen Composition eines Irrenhauses zu dem großen Styl der Hunnenschlacht, welcher Reichthum, welche Großartigkeit der Anschauungen, welche extensive Kraft von den Schiller- zu den Shakespeare-, von diesen zu den Goethe-Illustrationen — und zuletzt zu den Berliner Fresken, welcher Humor in Reineke Fuchs, welcher künstlerische Ernst in der Zerstörung Jerusalems, welcher Contrast zwischen beiden Schöpfungen, welche künstlerische Objectivität!

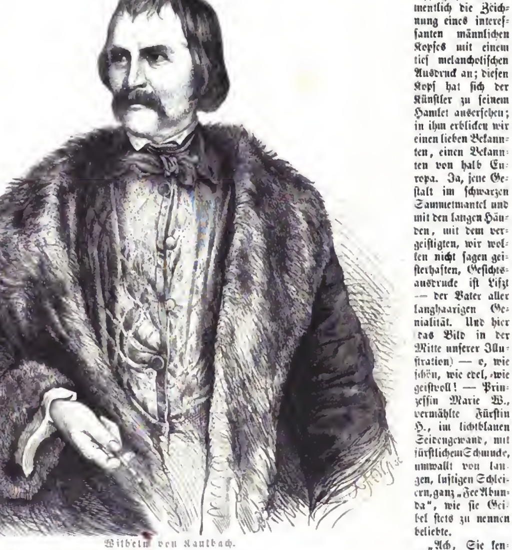
Die neueste Aesthetik will zwischen Kaulbach und Cornelius, wie zwischen Idealismus und Realismus unterscheiden. Vergleicht man Kaulbachs Wirksamkeit mit der seines großen Meisters Cornelius, so muß sich aus den verschiedenen Standpunkten bestimmter Kunstanschauungen eine unabsehbare Fülle von Vergleichen ergeben. Wie Raphael mit Michel Angelo, Goethe mit Schiller, Mozart mit Beethoven, so geben diese Meister, mit einander verglichen, zwei leuchtende Glanzpunkte, deren Bedeutung nicht an und für sich beurtheilt werden kann. — Beide vereinigen sich in dem entschiedenen Streben nach der **künstlerischen Schönheit**, welche die **Kunstwahrheit** über die **Naturwahrheit** erhebt, sie schaffen beide in einem idealen Styl. Beide sind keine Coloristen, aber nach dem Lessing'schen Worte, wornach nicht die Hand, sondern das Auge, das Sehen der Dinge den Maler macht, doch große Maler. Ihre Richtungen gehen nicht auseinander, ihre Natur, ihre Begabung ist nur eine verschiedene.

In Kaulbach ist die ganze Fülle moderner Bildung künstlerisch verkörpert. Gehen wir an seine großen historischen Schöpfungen, so treten uns daraus die Resultate der neuesten historischen und philosophischen Forschungen in Gestalten verkörpert entgegen; betrachten wir seine satirischen Zeichnungen, so begegnen wir der Ironie der Romantiker, vermengt mit Heine'schem Witz und Uebermuth, ja sogar mit etwas allerneuestem Kladderadatsch. Und doch ist Kaulbach in diesen scheinbar entgegengesetzten geistigen Richtungen und vielleicht eben wegen derselben ein durch und durch harmonischer Genius, eine künstlerische Natur, die aus dem Zusammenwirken der positiven und negativen Geistesanlage, von nie rastendem Forschens- und Geistestrieb bewegt, sich in sich selbst abrundet, erneut und kräftigt. Aus dieser so verschiedenen Begabung läßt sich auch die große Productivität des Künstlers erklären. Kaulbach

steht immer über sich selbst, und wenn bei ihm die Gefahr möglich wäre, zu tief in seine Subjectivität zu versinken, so wäre er es nur, der das Münchhausen'sche Kunststück wirklich vollbrächte, sich bei seinem eigenen Schopfe selbst aus dem Sumpfe zu ziehen. „Die Biographie eines Künstlers sind seine Werke," ist Kaulbachs eigener Ausspruch.

In dem kleinen Waldeck 1805 zu Arolsen geboren, ging er durch die Lehrzeit des Goldschmiedehandwerks, das schon die größten Maler aller Zeiten aus sich hervorgehen sah, zur Historienmalerei über, studirte in Düsseldorf und kam mit seinem Meister Cornelius nach München, um, anfangs bei dessen Arbeiten thätig, bald zu dem Gipfel seines eigenen Ruhmes emporzusteigen. Gegründet wurde derselbe in München, verkündet in Berlin, wo er im Treppenhaus des neuen Museums die bekannten geschichtlichen Fresken ausführte. Seinen häuslichen Heerd hat er in München gebaut, wo er seit Cornelius' Abgang Director der Akademie der bildenden Künste ist.

Ich glaube nicht, daß der berühmte Künstler es als einen Mißbrauch seines Vertrauens auslegen wird, wenn wir unsere Leser in die Werkstätte seines Genius, sein Atelier, einführen. Dasselbe ist im Gebäude der königlichen Akademie, und hier, im ehemaligen Jesuitercollegium, malt Kaulbach, der Maler des Protestantismus, seine Bilder. So haben Häuser ihre Schicksale. Die Treppe hinauf, an den Ateliers der Professoren von Schwind, Anschütz und Folz vorüber, führt der Weg eine weitere kleine Treppe höher in das Atelier des Chefs der Kunstanstalt. Ein weiter, hoher Raum, würdig, die Gedanken eines so großen Schöpfergeistes in sich aufzunehmen, dieser Raum, mit den Tapeten Raphael's ausgeziert, einem alten kostbaren Schatz des baierschen Königshauses, den, wenn wir nicht irren, König Ludwig der Akademie zum Geschenk gemacht hat.



Wilhelm von Kaulbach.

Ein kolossaler Carton mit gewaltigen Gestalten und Gruppen nimmt fast die ganze eine Hälfte des Raumes ein. Auf den verschiedenen Staffeleien rings umher sind kleinere theils angefangene, theils vollendete Kreidezeichnungen, darunter die neueste Composition des Künstlers zu den Goethe-Illustrationen, Werther's Lotte im Kreise ihrer jüngeren Geschwister, aufgestellt (links auf der Illustration). Rings an den Wänden umher begegnet das Auge den ersten skizzenhaften Entwürfen zu den weltbekannten Fresken an der Münchner neuen Pinakothek und im Berliner Museum, dazwischen im einfachen Rahmen einer älteren Zeichnung zu Schiller's Verbrecher aus verlorner Ehre. Die lebensgroße Gestalt eines jungen Mannes mit dem edlen Kopfe und den träumerischen Augen ist eine theure Jugenderinnerung des Künstlers an seinen Aufenthalt in Italien und das Glück der Freundschaft, welches er dort in einem jungen ungarischen Baron P. fand.

Zwischen Staffeleien, Seidendraperien, alterthümlichen Möbeln, Büchern, Schädeln und Todtengebeinen uns durcharbeitend, bleiben wir gefesselt vor einem verstaubten, vielleicht absichtlich in den Winkel gestellten Bilde stehen, einer Frauengestalt in Lebensgröße und in der Tracht und Umgebung des siebzehnten Jahrhunderts, mit einem Kopfe von wunderbarer Schönheit, mit Augen so dämonischen Zaubers, daß sie nur einer Lucrezia Borgia oder einer Lola Montez gehören können; das Letzte ist das Richtige.

Unter den meisterhaften Portraits der Münchner Freunde des Künstlers treffen wir manche berühmte Persönlichkeit. Von der Masse der Studienköpfe zieht uns namentlich die Zeichnung eines interessanten männlichen Kopfes mit einem tief melancholischen Ausdruck an; diesen Kopf hat sich der Künstler zu seinem Hamlet ausersehen; in ihm erblicken wir einen lieben Bekannten, einen Bekannten von halb Europa. Ja, jene Gestalt im schwarzen Sammetmantel und mit den langen Händen, mit dem vergeistigten, wir wollen nicht sagen geisterhaften, Gesichtsausdrucke ist Liszt — der Vater aller langhaarigen Genialität. Und hier (das Bild in der Mitte unserer Illustration) — o, wie schön, wie edel, wie geistvoll! — Prinzessin Marie W., vermählte Fürstin H., im lichtblauen Seidengewand, mit fürstlichem Schmucke, umwallt von langen, luftigen Schleiern, ganz „Fee Abunda", wie sie Geibel stets zu nennen beliebte.

„Ach, Sie kennen die Prinzessin?" Mit diesen Worten ist ein Mann in einem langen Talare von dunklem Tuch, in einem grauen Filzhute, mit der Cigarre im Munde, der Reißfeder in der Hand, zu uns getreten — es ist Kaulbach. Ein Carton hatte uns bisher seine Person verdeckt. Ein Anknüpfungspunkt ist gefunden. Er spricht mit begeisterter Anerkennung von den außerordentlichen Eigenschaften der hohen Dame, er ladet uns ein, auf dem grünen Plüschmöbel mitten unter exotischen Pflanzen Platz zu nehmen, er bietet Cigarren an.

Wir nehmen einige Blätter zur Hand, die auf dem Tische liegen. Wir begrüßen in „Gretchen am Brunnen" eine neue Originalzeichnung. — „Originalzeichnung?" wiederholt lachend der Künstler — „nein, es ist nur eine Photographie der Originalzeichnung, aber so vollendet, daß am Ende nur der Autor selbst die Unterscheidung machen kann." Er spricht dann weiter von den glänzenden Resultaten, zu denen es die Photographie und neuerdings namentlich der Hof-Photograph Albert in München ge-



Das Atelier Kaulbach's in München.

bracht habe, aus dessen Atelier eben dieses Blatt hervorgegangen sei. Wohl schon längst hat uns der Künstler die stille Sehnsucht nach einer Deutung des bereits erwähnten großen Cartons angesehen, von dem der Holzschnitt die eine linke Seite bringt. „Es ist die Schlacht von Salamis," erklärt er in etwas gebeugter Stellung und mit sinnendem Blicke vor der gewaltigen Composition stehend, „eines von den für das Münchner Maximilianeum bestimmten, die bedeutendsten Ereignisse der Weltgeschichte darstellenden Bildern, die König Max an verschiedene Künstler in Auftrag gegeben hat. Rechts die Griechen, links die Perser; dort kämpfen Männer wie Themistokles, Aeschylus, der junge Sophokles, hier Weiber, dort Ruhe, edle Begeisterung, hier wilde Hast und verzweifelnde Verwirrung. Ueber dem Griechenheere schweben in lichter Glorie die Geister der homerischen Helden, die den Griechen nach Thukydides sollen beigestanden haben, auf jenem Plateau gegenüber erbebt in wilder Verzweiflung der Perserkönig, dem der Meergott höhnend die Fesseln entgegenhält, mit denen er einst das Meer züchtigen wollte. Denn die Schlacht naht sich dem Ende — der Sieg neigt sich den Griechen zu — und von diesem Kampfe eines kleinen, aber freiheitglühenden Volkes gegen den persischen Koloß, von diesem Siege datirt die griechische Freiheit, von dieser Freiheit die griechische Cultur — und wir sind die Producte dieser Cultur."

Während er dies spricht, haben wir Gelegenheit, uns seinen Kopf näher zu betrachten. Ein Physiognomiker würde hier ein reiches Feld haben. Auf der wunderbar gewölbten Stirne, in den tiefen Augen der große historische Ernst, um die Lippen so viel Ironie, Sarkasmus, so viel Weltklugheit. Wie alle bedeutenden Menschen, ist er mit der Zunge nicht freigebig. Gedanken kann er besser verwerthen, als für bloße Conversation verschleudern, und leere Worte hält er seiner unwürdig. Er spricht nicht fließend, sobald er aber spricht, ist seine Rede bedeutend und voll Pointe. Wir sind nicht mehr mit ihm allein, die Gesellschaft hat sich um einige Herren vermehrt, um Namen, die in der Wissenschaft und Literatur von gutem Klange sind.

Kaulbach nimmt auf einem grünen Lederstuhle seinen Platz vor einer Staffelei ein, fährt an einer Kreidezeichnung zu arbeiten fort, die Conversation spinnt sich weiter, er nimmt hie und dort mit einem Scherz oder einer feinen Bemerkung daran Theil — endlich steht er auf und gönnt der Gesellschaft den Blick auf den ersten Entwurf zu dem Abschluß der Berliner Fresken, dem Zeitalter der Reformation.

Welche Fülle von Gestalten, welche Vereinigung von Elementen, die jener gewaltigen Epoche der Geschichte vorangingen, sich aus ihr erzeugten, oder in ihr zusammentrafen. Dort die Blutzeugen der Albigenser, hier Albrecht Dürer, da Copernikus sein System an die Wand zeichnend, im Vordergrunde Columbus seine Hand auf die Weltkugel legend, Vasco de Gama, Martin Behaim, Regiomontanus. Dort Petrarca, hier Shakespeare, weiter zurück die Helden des dreißigjährigen Krieges, und in der Mitte des Ganzen, während die geistlichen Gehülfen am großen Werke auf der einen Seite den deutschen fürstlichen Schirmern und Schützern des gereinigten Glaubens den Abendmahlskelch reichen, auf der andern Seite Königin Elisabeth mit ihren Bischöfen erscheint, in der Mitte des Ganzen, Alle überragend, Alle auf sich beziehend, die drei großen Reformatoren, das Zeugniß des neuen Glaubens, das Buch der Bücher hoch und freudig emporhaltend.

„Ja, bei Gott, Kaulbach," ruft einer der Freunde des Künstlers entzückt aus, „Sie sind ein großer Maler!"

„Nicht doch, ich bin Director der Akademie," erwidert mit schelmischem Lächeln der Künstler. „Die Herrschaften müssen mich jetzt entschuldigen, ich muß zur Conferenz." G. H.

Der Tugendbund.

Zu allen Zeiten lebt in dem Volke selbst, wenn es nicht gänzlich entartet ist, eine innere Heilkraft, welche sich in den Zeiten der Gefahr und großer Krisen stets bewährt. Wie im menschlichen Organismus, wenn er schwer erkrankt, die Natur mit Aufwendung aller Mittel das Uebel beseitigt und die Genesung einleitet, so wirkt auch in dem Staatsorganismus der Geist des Volkes unter ähnlichen Verhältnissen belebend, erhebend und kräftigend, indem er sein eigener Arzt wird und neue, frische Kräfte aus sich selber schöpft. — Als durch die Schlacht bei Jena die preußische Monarchie fast in den letzten Zügen lag, kam die Rettung zunächst aus dem Volke selbst. Zwar erkannte die Regierung die Fehler der Vergangenheit und suchte dieselben durch eine Reihe zweckmäßiger Reformen zu beseitigen, aber sie befand sich nur in der Lage des Arztes, welcher seine Mittel verschreibt, ohne zu wissen, wie weit die Naturkraft des Kranken ausreichen und ihn unterstützen wird. — Aus dem Volke selbst entwickelte sich aber jene innere, wohlthätige Reaction, welche einzig und allein die verlorene Gesundheit wiederbringen kann. Ein solches Streben nach dem Besseren that sich vor Allem in dem sogenannten „Tugendbunde" kund.

Mitten in der allgemeinen Verwirrung und Auflösung erkannte ein wahrer Patriot, „daß Preußen seine Größe nur in sich selbst suchen, daß die Bürger des tief entwürdigten und geschwächten Staates durch Förderung und Aufrechthaltung vaterländischer Tugenden zum Bewußtsein ihrer moralischen, geistigen Kraft, zum Gefühl ihrer sittlichen Würde wieder emporgehoben werden müßten." In Stunden geschäftsloser Muße übermannte ihn oft der tiefe Schmerz über die Schmach des Vaterlandes; seine Seele war voll Trauer über die jämmerlichen Zustände. Tag und Nacht sann er auf Rettung, die er einzig und allein in der Wiedererweckung, Stärkung und Bewährung vaterländischer Tugenden, in der thatkräftigen Wirksamkeit echtpatriotischer Gesinnung zu finden glaubte.

Dieser treue Vaterlandsfreund war Beamter, der Oberfiscal Mosqua zu Königsberg. Er verkannte nicht die großen Schwierigkeiten, die sich seinem Vorhaben entgegenstellten, aber mit fester Beharrlichkeit steuerte er auf sein Ziel los. Am 18. März 1808 that er den ersten Schritt zur Verwirklichung seiner Pläne, indem er sich an den damals in Königsberg anwesenden Geheimen Cabinets-Rath Beyme vertrauensvoll mit folgendem Schreiben wandte: „Ich glaube, die Zeit ist vorhanden, wo man seine Kräfte für König und Vaterland hergeben kann und muß, ohne die Wirkung verfehlen zu dürfen. Was die äußere Macht nicht vermocht hat, wird gewiß die innere Kraft in's Werk richten, welche wir erst kennen lernen müssen, um davon den zweckmäßigsten Gebrauch machen zu können. In dieser Meinung habe ich es für dienlich gehalten, Seine Königliche Majestät in der beiliegenden Eingabe um die Erlaubniß zur Errichtung einer vaterländischen Privat-Gesellschaft zu bitten, ohne daß solche dem Staate einige Aufopferung kosten darf."

In der Eingabe selbst hieß es nach einigen einleitenden Worten: „Ich will es freimüthig heraussagen: die deutschen Tugenden sind schon sehr tief untergraben. Aber noch stehen ihre Grundfesten unerschüttert da; noch ist es Zeit, dem Ungeziefer entgegenzuarbeiten, welches dazu gebraucht wird, das deutsche Vaterland zu zerstören. Noch sind wir Deutsche! Von allen Tugenden, die in uns leben, will ich nur eine hervorheben: es ist die deutsche Treue. — Nur eine Gesellschaft deutscher Biedermänner von Kopf und Herz ist im Stande, mit vereinten Kräften dem Uebel entgegenzutreten, welches uns mit gänzlicher Vernichtung bedroht. Zu ihrer Vereinigung wünsche ich aus rein patriotischem Eifer die erste Hand anlegen zu dürfen, ohne mich an die Spitze stellen zu wollen. Um aber den Feinden der guten Sache den Anlaß zu nehmen, sie sogleich im Beginn zu verdächtigen, glaube ich, daß die Gesellschaft einstweilen unbekannt bleiben und im Stillen Gutes zu thun suchen müsse."

Beyme's Antwort lautete zwar vorsichtig, aber doch im Ganzen ermuthigend, so daß Mosqua ungesäumt an die Ausführung ging. Zu diesem Zwecke versammelte er einige ihm befreundete Gesinnungsgenossen, den Major von Both, die Kriegsräthe von Tepper und Velhagen, den genialen Professor Lehmann &c., um mit ihnen das Nähere zu besprechen. Auf Wunsch dieser Versammlung arbeitete zunächst der geistvolle Lehmann ein „Allgemeines Grundgesetz zum Tugendverein" aus, worin er die zu Grunde liegenden Ideen ausführlich folgendermaßen entwickelte: „Ein musterhaftes Leben, Humanität und Anfesselung jedes Menschen an Jeden und an das Gesetz ist das Strebeziel des Vereins.

Festigkeit des Sinnes und irgend welche gute Auszeichnung sind die Bedingungen zur Wahl der Mitglieder. Diese arbeiten mündlich oder schriftlich durch alle Mittel der Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Geradsinn, Liebe zu den natürlichen Verhältnissen der Familie, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetz und Obere, Religiosität, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Liebe zur Wissenschaft und Kunst, Humanität und Brüderlichkeit, daß der Haß gegen den Luxus, dieses Gift der Treue, der Natürlichkeit und offenen Schlichtheit und diesen Pfleger von Falschheit, Selbstsucht und gekünstelten Sitten, daß die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der bürgerlichen Festigkeit, daß endlich der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Verweichlichung, Menschenscheu und dergleichen wachse."

Mit diesen Grundzügen stimmten die später ausgearbeiteten Statuten der Gesellschaft überein, die sich den Namen „Tugendverein" selbst beilegte. Vor Allem war es jedoch nöthig, die Beistimmung der höheren Behörden zu erlangen. Zunächst wurde General Scharnhorst, der geniale Schöpfer der preußischen Wehrkraft, in der Umgebung des Königs für die Zwecke des Vereins, mit denen er selbst innig sympathisirte, gewonnen. Er wurde der Hauptförderer und Beschützer der Gesellschaft, ohne ihr jedoch, wie fälschlich geglaubt wird, beizutreten. Endlich erfolgte auch die königliche Anerkennung und officielle Genehmigung des sogenannten „Tugendvereins", insofern er sich hiermit in den Grenzen der Landesgesetze und ohne alle Einmischung in Politik und Staatsverwaltung beschäftigen wolle.

Alsbald entfaltete die neue Verbindung eine ungemeine Thätigkeit, in kurzer Zeit wuchs die Zahl der Mitglieder auf Hunderte, darunter die besten und edelsten Männer des Landes. Ueberall bildeten sich sogenannte „Kammern", welche sich der „Hauptkammer" in Königsberg unterordneten, die wieder von einem „Obercensor" geleitet wurde. Emissaire wurden nach den Provinzen, nach Schlesien und Pommern ausgesendet, um die Zwecke des Vereins zu fördern. Einer der Eifrigsten von ihnen war der Justiz-Assessor Heinrich Bardeleben aus Braunsberg, der längere Zeit fälschlich für den Stifter des Tugendbundes gehalten wurde.

In seiner Wirksamkeit hatte sich der Verein große, weit umfassende Ziele gesteckt, indem er für die Erziehung der Jugend, für Volksbildung und Volkswohlstand, für innere und äußere Polizei Sorge tragen wollte. Im Fache der Erziehung stellte er sich die Aufgabe: durch Berathungen die vorzüglichsten Methoden zu ermitteln, durch welche die Jugend zum möglichst vollständigen Gebrauche aller ihrer geistigen und körperlichen Kräfte gelange, die Entwickelung allgemeiner Sittlichkeit, Religiosität und besonders des Bürgersinns eifrig zu befördern, endlich die Erziehung elternloser und verarmter Kinder zu übernehmen.

Für die Volksbildung sollte durch Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, durch Hebung des Nationalbewußtseins und Pflichtgefühls gewirkt werden. Zu diesem Zwecke sollte auch die Veredlung der Volksfeste, volksthümliche Spiele, körperliche Uebungen, Turnen &c. dienen; dagegen wollte man dem Hange zu Privatkomödien, dem Lesen schlechter Romane und unsittlicher Gedichte entgegenarbeiten und diese durch bessere, gediegenere Schriften für das Volk zu ersetzen suchen. Für den Volkswohlstand gedachte der Verein durch Belohnung und Aufmunterung, Herbeiziehung von kenntnißreichen Fachmännern, durch Vorschußcassen &c. einen neuen Aufschwung herbeizuführen. Im Fache der äußeren Polizei ging sein Streben dahin, das Volk über den Zweck der verschiedenen Gesetze und Maßregeln aufzuklären und seinen Rechtssinn zu stärken, während die innere Polizei sich lediglich auf das sittliche Verhalten der Bundesmitglieder selbst beschränkte.

Die Zeit des Bestehens, welche dem Tugendbunde zugemessen, war zu kurz, um all diese großartigen Pläne auszuführen, dennoch leistete er Wunderbares. In Königsberg errichtete er eine Speiseanstalt, wo täglich 640 Arme unentgeltlich gespeist wurden; in Braunsberg wurde eine Industrieschule geschaffen, die nach wenig Monaten schon 146 Mädchen und Frauen beschäftigte; an andern Orten machte er sich durch Einführung gymnastischer Uebungen, durch Anleitung zu einer besseren Cultur, durch Gründung von Niederlagen für Gewerbsarbeiten &c. hoch verdient.

Sein Hauptstreben war aber auf Weckung der Vaterlandsliebe und auf Befreiung von dem Joche des fremden Unterdrückers gerichtet, so sehr auch die Verhältnisse dem Verein die größte Vorsicht auferlegten. Es fehlte ihm natürlich nicht an Feinden und Gegnern, zu denen vorzugsweise die Franzosenfreunde am Hofe gehörten. Schon der Name „Tugendverein" gab den entnervten Schranzen, den Ueberbleibseln einer frivolen und sittenlosen Vergangenheit, hinlängliche Gelegenheit zum Spötteln. Dazu kam die schwankende Lage des preußischen Staates, die Furcht des Königs, Napoleon durch Begünstigung einer Verbindung zu erzürnen, die entschieden gegen diesen gerichtet war. Während man im Geheimen die Zwecke der Gesellschaft billigte, sah man sich öffentlich dem französischen Gewalthaber gegenüber gezwungen, dieselben in Abrede zu stellen. Von Spionen und Aufpassern umringt, unter denen auch leider viele Deutsche sich befanden, war der Verein ein Gegenstand des Argwohns in den Augen der Franzosen und besonders Napoleons, der mit gewohntem Scharfblick die Gefahr einer solchen geistigen Volkserhebung sogleich erkannte und sie im Keime schon zu unterdrücken suchte.

Trotz all' dieser Hindernisse verbreitete sich der Tugendbund mit überraschender Schnelligkeit über ganz Preußen, selbst in den kleinsten Städten fanden sich Theilnehmer und Förderer seiner Zwecke. Unter seinen Mitgliedern zählte er Männer, die durch Geist, Tüchtigkeit der Gesinnung und große Verdienste in der Staatsverwaltung hervorragten, so den nachmaligen Kriegsminister von Boyen, den Lieutenant von Witzleben, ebenfalls später Kriegsminister, den herrlichen Grolmann, den Prinzen von Hohenzollern-Hechingen und den Herzog von Holstein-Beck, den Kammerdirector von Ladenberg in Marienwerder, welcher bis zum Cultusminister emporstieg, Staatsrath von Ribbentrapp und den verdienstvollen Oberpräsidenten Merkel in Schlesien. Besonders zahlreich war der gelehrte Stand vertreten; durch Wort und Schrift wirkten für den Verein der Dompropst und nachmalige Bischof von Mathy in Kulm, die Professoren Krug in Königsberg, später nach Leipzig berufen, Eichhorn in Frankfurt an der Oder, der Geschichtschreiber Baczko, der gelehrte Rector Manso in Breslau, die Professoren Rhode und Elsler ebendaselbst und der bekannte Gubitz in Berlin. Männer wie Blücher, Gneisenau, Scharnhorst traten zwar dem Vereine, obgleich dies vielfach behauptet wird, nicht öffentlich bei, förderten aber und unterstützten ihn auf jede mögliche Weise im Stillen, da ihnen ihre Stellung eine größere Vorsicht auferlegte. Im gleichen Sinne wirkten Fichte, Schleiermacher und Arndt; wenn sie auch nicht zu den eigentlichen Mitgliedern gehörten, so standen sie doch zu den Leitern in innigstem Verhältnisse und waren vollkommen mit ihnen einverstanden. Stein dagegen nahm mit der Zeit, wenn auch nicht eine feindliche, so doch eine minder günstige Stellung zu dem Tugendbunde ein, wozu der amtliche Bericht des Assessors Koppe, der später durch seine Unvorsichtigkeit den Minister compromittirte und seine gezwungene Entlassung herbeiführte, das Meiste beigetragen zu haben scheint. Stein selbst hielt den Verein für unpraktisch und sein Streben, einen mittelbaren Einfluß auf die Erziehungs- und Militair-Anstalten auszuüben, für unstatthaft.

In ähnlicher Weise urtheilte ein großer Theil der preußischen Bureaukratie, welche zu allen Zeiten gegen jede Selbstbestimmung und Kraftäußerung des Volkes sich auflehnte und den beschränkten Unterthanenverstand unter ihre alleinige Vormundschaft stellen wollte. Von vielen Seiten wurde der König mit Klagen und Verleumdungen gegen den Verein bestürmt, denen er jedoch anfänglich kein Gehör schenkte. Als der Herzog von Holstein, ein Mitglied des Tugendbundes, ihm für seinen Schutz dankte, äußerte sich Friedrich Wilhelm der Dritte folgendermaßen: „Es freut mich, daß Sie auch dazu gehören. Es ist wahr, daß dieser Verein Feinde hat, und daß ich der Einzige bin, der ihn hält, die andern Herren wollen alle nicht viel davon halten. So lange ich nun weiß, daß der Verein in den vorgeschriebenen Schranken bleibt, werde ich ihn gewiß schützen, weil manches Gute durch ihn bewirkt werden kann, und ich weiß es, daß viele vernünftige Männer in dieser Gesellschaft sind, von denen ich gewiß erwarten darf, daß sie suchen werden, Alles zu vermeiden und zu entfernen, was zu gegründeten Beschwerden gegen den Verein Anlaß geben kann."

Gestützt auf diese königliche Zusage fuhr der Tugendbund in seinem segensreichen Werke fort, obgleich die mannichfachen Verleumdungen ihm einen gewissen Zwang auferlegten. Die Verbindung war zwar keine geheime, aber doch eine geschlossene, da die Mitglieder sich von allen Seiten beobachtet sahen. Unter dem

Vorwande einer Jagdpartie oder eines anderen Vergnügens versammelten sie sich bald bei einem wohlhabenden Gutsbesitzer auf dem Lande, bald in einer kleinen Stadt, wo sie sich weniger bemerkt glaubten. Hier wurden im Stillen die nöthigen Verabredungen getroffen, neue Bundesglieder aufgenommen, wichtige Nachrichten mitgetheilt und die Befreiung des Vaterlandes geräuschlos vorbereitet. Die Kunde dieser Vorgänge verbreitete sich durch ganz Deutschland, obgleich der Verein ursprünglich nur auf Preußen beschränkt blieb; sie flog über die Elbe zu den Völkern, die in westphälischer und französischer Gefangenschaft saßen; „Vertraute bargen das heilige Feuer vor dem Auge der Bedrücker und warfen in die Nacht der namenlosen Leiden den Hoffnungsstrahl der Erlösung; die Niedersachsen, die Westphalen und Hessen klirrten mit ihren Ketten, und der Argwohn der Fremden glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben: sie fühlten das Wehen des Geistes, der ihre finsteren Werke zerreißen sollte.“

Der ausgestreute Samen blieb nicht ohne Frucht, aber leider war die Zeit der Reife noch nicht gekommen. Am 28. April 1809 verließ der Major Schill, der zum Tugendbund gehörte, heimlich mit seinem Regimente Berlin, um auf eigene Hand Napoleon den Krieg zu erklären. Zu gleicher Zeit erhob sich in Hessen der Oberst Dörnberg in ähnlicher Absicht; eine große Anzahl muthiger und tapferer Männer schloß sich ihnen an, beseelt von der edelsten Begeisterung. Beide Unternehmen scheiterten an der Unentschlossenheit der deutschen Regierungen und weil das Volk noch nicht genügend vorbereitet war. Der edle Schill büßte sein kühnes Wagen mit dem Leben; er starb den Heldentod in Stralsund, während Dörnberg sich durch Flucht dem gleichen Schicksal zu entziehen wußte.

Es genügte, daß Schill Mitglied des Tugendbundes war, um diesen zu seinem Mitschuldigen zu machen. Die Feinde des Vereins erhoben jetzt lauter als je ihre Stimme und beschuldigten ihn der gefährlichsten Tendenzen; mit ihnen zugleich forderte Napoleon, wenn auch nicht direct, die Auflösung des Tugendbundes. Diese erfolgte am 31. December 1809 auf Befehl des Königs, wonach die Auflösung ohne alles öffentliche Aufsehen, aber vollständig geschehen, alle Papiere abgeliefert und versiegelt, die Mitgliedschaft weder im Guten, noch im Bösen angerechnet werden, und die Censurbehörde keine Schriften und Aeußerungen über diese ganze Angelegenheit zum Druck gelangen lassen sollte.

Am 11. Januar 1810 wurde die königliche Cabinets-Ordre der letzten General-Versammlung in Königsberg durch den Prinzen von Hohenzollern mitgetheilt. In tiefster Trauer und unter Thränen trennten sich die Mitglieder, welche ein besseres Geschick verdient zu haben glaubten, aber ohne Murren sich dem Befehle des Königs fügten. Keiner war aber von dem schweren Schlage mehr niedergebeugt, als der Prinz von Hohenzollern; er verlangte, im Bewußtsein der edlen Zwecke des Vereins, eine strenge Untersuchung, die jedoch nicht erfolgte. Die Regierung wollte jedes Aufsehen vermeiden und begrub den Tugendbund in tiefster Stille.

Aber der Geist, aus dem er entsprungen, konnte nicht getödtet werden; er wirkte, wenn auch in anderer Form, lebendig in den Mitgliedern und in dem ganzen preußischen Volke fort. Das äußere Band war zwar zerfallen, um so leichter wurde der zerstreute Same durch das weite Land fortgetragen. Auch ohne Statut, Obere und gemeinschaftliche Versammlungen fanden und kannten sich die Freunde des Vaterlandes, die bald den großen „Tugendbund“ bildeten, der seine Mitglieder nicht nach Hunderten, sondern nach Hunderttausenden zählte und die ganze Nation, alle verwandten deutschen Stämme in sich aufnahm.

Max Ring.

Blätter und Blüthen.

Zwei Schillerreden. Nachdem der allgemeine Schiller-Jubel bereits seit Monaten verrauscht ist, und man mit nüchternen Blicken Alles anschaut, ist es Pflicht gerade solcher periodischer Blätter, wie die Gartenlaube, welche nicht flüchtig wie eine Alltagszeitung, sondern mit Bedacht in stiller Zurückgezogenheit gelesen wird, aus dem großen Wuste dieser neuesten Schillerliteratur die Perlen herauszulesen und darauf aufmerksam zu machen. Hierzu gehört aber ohne Zweifel eine Rede, welche am 10. November vor ausgewählten, wenn auch nur wenigen Zuhörern von Dr. Paul Möbius in dem Thomasgymnasium zu Leipzig gehalten worden und bei J. J. Weber in Leipzig in Druck erschienen ist. Es ist sicher für eine Rede ein lebendes Zeugniß, wenn selbst diejenigen, welche den mächtigen Einfluß des lebendigen Wortes erfahren haben, sie nachher mit Aufmerksamkeit und innerer Befriedigung durchlesen können. Und in der That ist dies dem Schreiber dieser Zeilen, der Zuhörer war, so ergangen. Um so mehr muß daher die genannte Rede diejenigen interessiren und anziehen, welchen sie ganz neu ist. Hierzu kommt noch, daß die oft berührte religiöse Frage in ihr in einer Weise behandelt wird, die sicher gerade auf die Leser der Gartenlaube einen angenehmen Eindruck hinterlassen dürfte.

Die kostbare Geistessaat, welche am großen Schillertage an den einzelnen Orten ausgestreut worden ist, fängt überhaupt an mehr und mehr Gemeingut zu werden, und ein patriotisches, nach hohen Zielen der Humanität und Geistesfreiheit ringendes Herz schlägt hoch entzückt von der Fülle von Schönheit und Kraft, die dieser Aussaat innewohnt und eine Ernte verspricht, wie Deutschland noch keine gesehen. Wenn nun ein Säemann noch jung an Jahren, ein Lehrer nach höherer Bildung strebender Jugend und ein Prediger des reinen Christenthums, ein echter Priester ist, so wünscht sich ein solches Herz Glück zu so ausgezeichneter Bekanntschaft. Einen solchen wackern Säemann lernen wir in Eduard Dressel, evangelischem Prediger und Gymnasiallehrer in Coburg, kennen, dessen am Schillerfeste ausgeworfener herrlicher Samen im Druck niedergelegt ist und die weiteste Verbreitung verdient. Seine „Rede zur Säcularfeier Schiller’s, im herzoglichen Gymnasium zu Coburg gehalten“, ist in der Riemann’schen Hofbuchhandlung erschienen, unter den Perlen der Redekunst, welche unser Nationalfest zu Tage gefördert, ohnstreitig eine der kostbarsten. Wahrlich, sie sollte in jedes humanen Deutschen Hand und Herzen sein! Voll Würde und Schönheit, voll Kraft und Gediegenheit, bringt sie mit den erhabensten Anschauungen des Menschenthums einen seltenen Gedankenreichthum, in die gefälligste Form gekleidet. Und dabei kein gemachtes Werk, keine Phrase, alles volle, echte Saatkörner voll treibender Lebenskraft. Wohl den Staaten, die Männer von solcher Geistesreife, wie Möbius und Dressel, aus den Reihen ihrer Jünglinge hervortreten sehen, und zehnfach Heil dem Vaterlande, das diese Männer zu den Lehrern seiner Jugend, zu den Vorkämpfern in den Geistesschlachten seiner Männer zählt!

Pariser Mittheilungen. Man schreibt uns aus Paris: „Die Unverschämtheit, mit der hier viele Franzosen von den natürlichen Grenzen sprechen, ist wahrhaft empörend für ein deutsches Ohr. Oesterreich werde zerfallen, Preußen dessen deutsche Provinzen sich nehmen (sic!), dafür jedoch den Rhein an Frankreich abtreten müssen, Landau in der Pfalz, das langjährige Eigenthum Frankreichs, an das Kaiserthum zurückgegeben werden. Preußen ist am bittersten gehaßt, weil man ihm allein die letzten Niederlagen Frankreichs zuschreibt. Mag es übrigens in Frankreich sein, wie es will, Deutschland kann trotzalledem noch viel von ihm lernen. Jeder Franzose, ohne Ansehen der Geburt, kann sich hier, sei es in der Armee, sei es in der politischen Carrière, eine hervorragende Stellung erwerben. Zählen Sie die bürgerlichen Marschälle Frankreichs gegen die Generale Deutschlands. Es ist ganz natürlich, daß ein solches Verhältniß den Muth der Soldaten stärkt. In Deutschland schlägt sich der Soldat für den Herrn von Gottes Gnaden und für die hohe Aristokratie. Daß ein Bürgerlicher zu höheren militairischen Würden gelangt, ist eine Seltenheit, in vielen Staaten eine Unmöglichkeit. Hat in Deutschland ein armer Teufel sich für sein Vaterland zum Krüppel schießen lassen, so hat er als Belohnung seine Entlassung und, wenn’s hoch kommt, die Erlaubniß zu erwarten, sein Brod — zu erbetteln. Frankreich und auch die Schweiz sorgen ganz anders für ihre Soldaten, die im Dienste des Vaterlandes ihre Gesundheit und Glieder verloren haben. Wie achtet man hier in Paris die Invaliden, wie werden sie gehätschelt von allen Seiten! Ich habe gesehen, daß Officiere der kaiserlichen Garde einem alten Invaliden, der an ihnen vorüberging, zuerst die militairischen Ehren erwiesen und, als der Invalide beim Gruße seinen Stock verlor, rasch hinzusprangen, den Stock aufhoben und mit einigen freundlichen Worten dem Krüppel überreichten. Wie würde in solchem Falle ein — Lieutenantchen gehandelt haben?“

Für „Vater Arndt“

gingen ferner bei dem Unterzeichneten ein: 25 Thlr. und 21 fl. österr. Währung. Zweite Sammlung der Turnzeitung — 30 Ngr. Einige Frauen aus Freiberg — 1 Thlr. C. B. in Berlin — 15 Ngr. Vogelgesang in Oelsdorf — 30 Ngr. Schnell in Broos (Siebenbürgen) — 1 Thlr. C. Kuhn, Forstaccessist — 2 fl. Zwei deutsche Mädchen aus Oesterreich (Wien) — 1 Thlr. G. F. D. in Weimar — 1 Thlr. von einer Dame in Danzig, Sophie Lenz, welche in demselben Hause geboren wurde, wo Arndts Wiege stand — 13 Thlr. Zweite Sammlung durch Herrn C. F. Schmitt in Frankenberg.

Und unsere Landsleute in Rußland? Haben sie den Deutschesten der Deutschen vergessen?

Ernst Keil.

Zur Beachtung!

Wir bitten unsere Leser, die der heutigen Nummer beiliegende Anzeige des vortrefflichen Werkes: „Hauslexicon“ von H. Hirzel nicht zu übersehen. Wir können das Buch als ein Universalwerk für das Haus Allen empfehlen.

Die Redaction.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



№ 19. Die Gartenlaube. 1860.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Für Holstein und Kurhessen!!

So lang noch eine deutsche Stimme
Sich laut und frei eeheben darf,
So lange noch an deutschem Grimme
Sich schleifen deutsche Schwerter scharf,
So lange deutsche Noth und Schmach
Aus deutschen Augen Thränen pressen:
So lang laßt nie zu rufen nach
Die Namen Holstein und Kurhessen!

Das ist ein Ruf der Todte wecken
Und Lebende erstarren kann,
Voll Scham und Schande ist's ein Flecken,
Der unsrer Ehre haftet an,
Das ist ein Schmerz, der glühend tropft,
Zahnknirschend, mit verhalt'nem Grollen
An jede Thüre mahnend klopft —
Doch bald wird er wie Donner rollen!

Ein Glied, das in fluchwürd'ger Stunde
Von unserm Leib gerissen los,
Und eine breite Todeswunde,
Die blutend klafft in unserm Schooß:
So ballt sich krampfend jede Hand,
Und schreit zum Himmel ungemessen
Das eig'ne Blut im eig'nen Land,
Im Lande Holstein und Kurhessen!

In unsern Thälern, unsern Bergen
Hallt zürnend wieder dieser Schrei,
Ob fremde oder eig'ne Schergen,
Der Freiheit gilt es einerlei;
Fragt ihr, von welchem Strauch der Stock,
Zeigt euer Rücken blut'ge Strähne —
Deutschland liegt wimmernd auf dem Block,
Und Büttel ist nicht blos der Däne!

Verloren längst ging aller Glauben
An Siegelwachs und Pergament,
Nichts soll dem deutschen Wort ihn rauben,
Das einzig noch sich heilig nennt:
Von deutschem Blut hat's oft getrieft,
Nie sei es ohne Kampf vergessen:
Mit deutschem Wort auch ist verbrieft
Das Recht von Holstein und Kurhessen!

So zieht denn hin, es einzulösen,
Verbunden ist, wer Deutscher heißt,
Bedecket erst die eig'nen Blößen,
Eh' fremde Fetzen ihr zerreißt;
Den heil'gen Kampf für eig'nen Heerd
Am eig'nen Heerd zuerst geschlagen,
Dann mag das schlachterprobte Schwert
Die fernern Feinde vor euch jagen!

Daß Deutschlands Eiche frisch erstarke,
Erwägt ihr, gegen äußern Sturm;
Wie soll sie grünen, wenn im Marke
Gefräßig nagt manch' gift'ger Wurm?
Nach innen sei der Blick gewandt —
Was wir besitzen und besessen,
Umschlinge neu der Einheit Band,
Und frei sei Holstein und Kurhessen!!

Albert Traeger.

In den Casematten Magdeburgs *.

Von Levin Schücking.

1.

In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges hatte Magdeburg, die große Elbfestung, das Hauptkriegsbollwerk des preußischen Staates, nach und nach eine Menge österreichischer Kriegsgefangener aufnehmen müssen. In jenen Tagen war das Loos eines Soldaten kein beneidenswerthes; im Gegentheil, es hatte mit dem Schicksale eines geplagten Hundes weit mehr Aehnlichkeit, als mit dem eines in der heiligen Taufe mit seinem richtigen Christentitel versehenen anständigen Menschen. War der Soldat namentlich einer von denen, welche man „unsicher" nannte, so war die von allen Philosophen jedem menschlichen Individuum eingeräumte bestimmte Sphäre von Rechten für ihn die reine Illusion; die ganze Theorie von den Rechten und Pflichten des Menschen, von denen Cicero so schön geschrieben und Kant so tiefsinnig gedacht und Mirabeau so hinreißend gesprochen hat, — diese ganze Theorie stand in unglaublicher Abkürzung, aber mit sehr deutlicher grober S[illegible]rift vom Haselstock auf seinem Rücken geschrieben. Dem „Halbv[illegible]rtrauten" ging es nicht viel besser, und nur dem „Ganzvertrauten", dem mit Weib und Familie versehenen eingeborenen Landeskind, sah man wohl etwas durch die Finger, wenn ihn einmal das ungerechtfer-

* Es ist das erste Mal, daß diese höchst denkwürdigen, bis jetzt fast unbekannten historischen Thatsachen, von denen Trenck in seiner Lebensbeschreibung nur Andeutungen gibt, in ausführlicher Weise erzählt werden. Auch die Hindeutung auf den eigentlichen Grund der grausamen Behandlung des Freiherrn von der Trenck ist neu und jedenfalls richtiger als die in Trenck's Erzählung. Die Redaction.

tigte Verlangen anwandelte, sich als Menschen zu fühlen, und wenn dies natürlich nicht zu oft vorkam. Man hatte ihn nöthig, um den Kerkermeister der Uebrigen zu machen!

Das ganze System schien darauf berechnet zu sein, für die mörderischen Schlachten jener Zeit möglichst viel ganz desperater Kerle zu bekommen, welchen ihr Leben völlig leid geworden und die es mit Gewalt in die Schanze schlagen und los sein wollten.

Wie es unter solchen Umständen den Kriegsgefangenen erging, bedarf der Schilderung nicht. In dunkle Casematten eingepferchi, wie eine Heerde behandelt, nur mit dem Unterschiede, daß man die letztere aus ökonomischen Gründen gut zu ernähren suchte, die Gefangenen aber, ebenfalls aus ökonomischen Gründen, hungern ließ, — unter der milden Obhut von Festungsbehörden stehend, deren väterlichste Zurechtweisungen bei Unordnungen und Balgereien um den Suppentopf darin bestanden, daß sie die Schildwachen ihre Musketen in den dicksten Haufen hinein abfeuern ließen — waren diese Unglücklichen in der That oft übler daran, als heutzutage die Galeerensclaven des Dey's von Tunis. Die einzige Erleichterung für sie bestand darin, wenn sie aus ihren Casematten herausgeführt und mit Schanzarbeiten an den Wällen oder auch wohl mit Lohnarbeiten für Privatleute beschäftigt wurden, wo sie wenigstens frische Luft und Sonnenschein genießen, wenig arbeiten, kleine Complotte mit den Schildwachen anspinnen und die Begegnenden anbetteln oder verhöhnen konnten.

Es war an einem Sommertage des Jahres 1762, in den Morgenstunden, als solch eine Schaar von mehreren Hunderten österreichischer Gefangener, nach Ausweis ihrer zerlumpten Uniformstücke allen möglichen Truppentheilen angehörig, aus der niedrigen Doppelthüre einer Casematte hervorströmte, welche sich in der Sternschanze der Festung Magdeburg befand. Als die Colonne zwischen ihren Wächtern den Marsch zum Arbeitsplatz antrat, blieb der Lieutenant, welcher die kleine und auffallend schwache Escorte befehligte, auf der Schwelle stehen und sagte, in das Innere der Casematte gewendet: „Wollen Sie nicht mit heraus, Herr von Frohn?"

„Heut nicht!" antwortete eine tiefe Männerstimme aus dem Innern.

„Es wäre uns lieb, wenn Sie bei dem Volke blieben und mir beiständen, die Canaillen in Ordnung zu halten!"

„Sehen Sie, wie Sie fertig werden — ich habe keine Lust," antwortete die Stimme.

„Nun, wie Sie wollen!" rief der Lieutenant aus. „Corporal, schließ Er!"

Ein Corporal trat hinter dem Lieutenant aus dem Innern hervor, und während der Officier dem Trupp nachschritt, schloß jener das Thor der Casematte. Der im Innern des niedrigen, langen, durch einige Luftlöcher schlecht beleuchteten Raumes Zurückgebliebene stand jetzt von der Matratze auf, die am Ende der Casematte für ihn hingelegt war, und auf der er ausgestreckt gelegen hatte. Es mußte das eine Art Ehrenauszeichnung für ihn sein — die andern Gefangenen hatten nur das Stroh zum Lager, welches den Boden bedeckte. In der That zeigte seine Uniform, obwohl auch sie sich in sehr trümmerhaftem Zustande befand, daß er Officier in der kaiserlichen Armee sein mußte. Als er sich erhoben hatte und seine Glieder streckte, zeigte sich der mächtige herkulische Wuchs des Mannes. Er war vielleicht sechs Schuh hoch; die ganze Gestalt verrieth eine außergewöhnliche Körperkraft, und das Gesicht, dem die Haft freilich viel von der ursprünglichen Farbenfrische genommen haben mochte, zeigte doch edle, stolze Züge von großer Regelmäßigkeit und wahrhaft männlicher Schönheit.

Er nahte sich jetzt der eben verschlossenen Thüre und schien zu horchen, bis die Schritte der Abziehenden verhallt waren; dann ging er eine Weile auf und ab, und endlich wandte er sich zu seiner Matratze zurück. Nachdem er an einer Ecke derselben eine Naht leicht mit dem Finger gelöst hatte, zog er aus dem Stroh, welches sie füllte, einen zinnernen Becher hervor, den er lange aufmerksam betrachtete. Der Gegenstand verdiente in der That diese Betrachtung. Seine Oberfläche war durch Linien in sechs größere und acht kleinere Felder getheilt, und in jedes dieser Felder waren merkwürdige Darstellungen gravirt, die in dem Künstler eine eigenthümlich phantastische und allegorienliebende Denkweise erkennen ließen und in Erstaunen setzten über die Fruchtbarkeit seines Gehirns an solchen Erfindungen. Unter den einzelnen Bildwerken befanden sich gereimte Verse zur Erläuterung derselben; diese Unter- und Inschriften bedeckten die Ränder, den Fuß, die untere Seite, ebenso war der Deckel mit Gravirungen von innen und außen bedeckt. Zumeist waren diese Verse so mikroskopisch klein geschrieben, daß unser gefangener Officier darauf verzichten mußte, sie zu lesen. Andere enträthselte er jedoch, und er fand, daß diese Ergüsse nicht ohne poetischen Werth seien. Eines der Bilder stellte im fernsten Hintergrunde auf einem Hügel einen strahlenumflossenen Tempel dar, über dem ein beflügeltes Roß zum Himmel schwebt. Auf dem Wege zu dem Tempel schleppt sich ein mit Ketten beladener Mann unter einem schweren Kreuze hin, gedrängt von einem Schergen, der einen Stock schwingt, über welchem das Wort: „Ordre" zu lesen ist. Hinter dem Dulder aber taucht der Gott der Zeit auf, mit einem Kranze, dessen Bedeutung die Worte: „le prix des travaux" andeuten.

Unter dieser Darstellung erblickt man einen Kerker, in welchem ein mit vielfachen Ketten und Fesseln angeschlossener Gefangener sitzt, mit der Unterschrift: „ecce homo!" Er hält ein Herz in seiner Hand, worüber die Worte: „sans reproche" zu lesen sind. Hinter ihm steht eine böse Furie mit Schlangenhaar und Fackel und einem Hunde, daneben die Legende: „mordons-le!" Vor ihn aber ist eine weibliche Gestalt getreten, mit einem Lichte in der Hand, ohne Zweifel die Göttin der Weisheit mit dem Lichte der Vernunft. Unter dem Fenster des Kerkers schwebt ein Genius mit der Erdkugel, dem Bilde der Welt, und spricht, wie zu Fluchtversuchen zu verlocken: „viens jouir!" Die Verse unter dieser Darstellung lauteten:

> Mag das Wetter immer stürmen,
> Dieser Raum kann mich beschirmen,
> Hier erwart' ich beßre Zeit!
> Wenn die Schicksalswetter schrecken,
> So soll mich mein Herz bedecken,
> Scheint die Hülfe noch so weit. —
> Wenn die Sonne wieder scheint,
> O wie süß riecht dann die Erde!
> Wenn das Auge nicht mehr weint,
> Was ist Kummer, was Beschwerde?
> Nur ein Traum, der uns vergnügt,
> Wenn der Kämpfer rühmlich siegt! —

Waren diese Bilder und Inschriften in der That geeignet, durch die Feinheit und Regelmäßigkeit der Ausführung, so wie durch die Erfindungsgabe, welche sich darin zeigte, Bewunderung zu erregen, so war die Bewunderung eine doppelte bei unserem österreichischen Lieutenant, dem die Person, welche ihm den Becher geschenkt hatte, die Versicherung gegeben, daß der Verfertiger desselben in einem schlecht erhellten Kerker sitze, daß er die Arbeiten mit einem Nagel, den er sich spitz geschliffen, ausführe und daß eine zwischen seinen Handschellen befestigte Stange ihn am freien Gebrauch seiner Hände hindere.*

Den Namen des Gefangenen hatte er noch nicht erfahren können. Die Existenz dieses Menschen schien geflissentlich mit Geheimnissen umgeben zu werden.

„Wenn ich nur Mittel und Wege wüßte, mit einem Menschen in Verbindung zu kommen, der solche Becher macht," sagte der österreichische Officier halblaut für sich. „Es muß ein äußerst anschlägiger und geriebener Patron sein, der mir trefflich dienen könnte. Aber der Teufel weiß, wo sie ihn hingethan haben!"

Nach einer Weile verbarg er den Becher wieder in dem Stroh und zog nun eine Hand voll zerrissener, mit Linien bedeckter Papierstücke aus demselben Versteck hervor. Er legte sie nach einer gewissen Ordnung vor sich nieder — sie bildeten nun etwas wie eine zusammenhängende Zeichnung, welche offenbar den Plan einer Festung darstellte — nur hie und da fehlte noch ein Stück, bald in der Mitte, bald an den Ecken. Der gefangene Officier vertiefte sich in das Studium desselben, wie vorhin in das des Bechers; er stand dann von der Matratze auf, und nachdem er die Schnalle seiner Weste gelöst hatte, begann er mit dem Dorn derselben den ganzen Plan möglichst genau auf die mit schwarzem Leder überzogene innere Fläche seiner Dragoner-Mütze zu kritzeln.

Von Zeit zu Zeit hielt er mit dieser Arbeit inne, um aufzublicken und mit angehaltenem Athem zu lauschen. „Der Maulwurf wühlt!" sagte er endlich.

Nach einer Pause legte er sich der Länge nach nieder, das Ohr dicht an den Boden gedrückt. Als er sich erhob, flüsterte er: „Es kann nicht lange währen, bis der Patron sich bis hierher durchgearbeitet hat. Es wird eine komische Scene werden, wenn

* Der hier beschriebene Becher gehört der reichhaltigen Sattlerschen Sammlung auf Schloß Mainberg bei Schweinfurt an.

er den Kopf in die Casematte steckt und ich ihm hier „Guten Morgen, Camerad!“ sage. Ich werde ihn zum Chef des Minircorps ernennen, sobald ich Gouverneur von Magdeburg bin. Aber wo bleibt heute mein diensthuender Adjutant?“

Er versteckte jetzt sorgfältig die Papierfragmente, schob die Matratze an ihren Platz und trat an eines der kleinen vergitterten Fenster oder Luftlöcher, die durch die dicken Mauern gebrochen waren. Nach einer Weile sah er die Gestalt einer auf- und abwandelnden Schildwache daran vorüberschreiten und rief sie an. „Heda, Wache, welche Stunde ist's?“

„Die Uhr wird sogleich zehn schlagen.“

„Und das Wetter wird den Traiteur auf den Kopf schlagen, daß er mein Frühstück nicht sendet. Meint der Schuft, ich habe hier so viel Zeitvertreib, daß ich darüber das Essen vergesse?“

„Dort kommt die Esther,“ sagte die Schildwache und schritt weiter.

In der That klirrte nach einer Weile das Schloß der Casemattenthüre; sie wurde geöffnet, und ein Unterofficier wurde auf der Schwelle sichtbar. Hinter ihm trat ein junges, schlankes, schwarzlockiges und die jüdische Abstammung verrathendes Mädchen in die Casematte, und während der Unterofficier wieder verschwand, weil ihm die frische Luft und der Sonnenschein draußen angenehmer sein mochte, als die durchaus nicht reine Atmosphäre, welche in der Casematte herrschte, brachte das Mädchen einen kleinen Korb herbei, den sie vor dem gefangenen Officier niedersetzte.

Dieser umschlang mit seinem rechten Arm ihre Taille und hob mit der Linken ihr Kinn in die Höhe, um sie auf die schöne schmale Stirn zu küssen. Denn Esther Heymann, das Judenmädchen, welches für die leiblichen Bedürfnisse des Gefangenen Sorge trug, hatte in der That eine Stirn, welche ein eben nicht mit wichtigeren Dingen beschäftigter Officier wohl in Versuchung kommen konnte, zu küssen, und das um so mehr, als sie es sich, dem Anschein nach mit großer Hingebung, gefallen ließ. Er küßte dann ihren vollen rosigen Mund und blickte ihr in die schönen, dunklen, feuchtglänzenden Augen.

„Hat je ein Festungsgouverneur einen schöneren Adjutanten gehabt?“ flüsterte der Officier.

Sie entwand sich ihm jetzt, öffnete den Korb und ging einem kleinen Wandvorsprung zu, der ein Mittelding zwischen Tisch und Sitz war und zu beidem dienen konnte. Darüber breitete sie eine Serviette und stellte den Inhalt ihres Korbes darauf, Brod, Butter, kaltes Fleisch und eine Flasche, die eine kleine Ration gebrannten Wassers enthielt. Das Brod und die Butter waren durchschnitten, zum Beweise, daß sie durch die controlirenden Hände irgend einer Festungsbehörde gegangen. Und es wäre deshalb sehr thöricht gewesen, etwas in ihnen verbergen zu wollen; die schöne Esther hatte auch ganz sicherlich nicht daran gedacht, und es war gewiß eine ihrem Verständniß sich völlig entziehende und ihr nicht weiter auffallende Bewegung, als der Officier hastig nach dem Stück Papier griff, in welches die Butter geschlagen war und das jetzt zwischen dieser und dem kleinen Teller als ein höchst nutzloses Ding lag, das der Gefangene auch wohl nur deshalb entfernen wollte.

Nichtsdestoweniger betrachtete er, nachdem er es sauber abgewischt, die nach unten gekehrte Seite, und die Linien, Ecken und Winkel, die hier darauf gezeichnet waren, mußten ihm so interessant vorkommen, daß ein Ausdruck offenbarer Befriedigung über seine Züge flog. „Ich danke Dir, Herzens-Esther,“ sagte er. „Jetzt hab' ich Alles zusammen, was ich bedarf. Die noch übrigen Stücke kannst Du verbrennen — ich habe genug!“ Dabei steckte er das kleine Blatt in seine Brusttasche. „Nun zu den Meldungen,“ fuhr er fort.

„Die in der Casematte 1 in der Citadelle haben gewählt,“ flüsterte Esther.

„Und wen?“

„Einen Major Zichy.“

„Kenn' ihn nicht — aber das schadet nichts.“

„Er läßt Ihnen sagen, daß er Ihre Befehle annehmen will. Nur kann er nicht früher, als bis er sicher ist, daß Sie ihm von außen zu Hülfe marschiren, denn die Citadelle . . .“

„Nun, wenn er mich für so dumm hält, nicht selber zu wissen, daß die Citadelle am stärksten besetzt ist, so thut er sehr unklug, sich meinen Befehlen zu unterwerfen, der Herr Oberstwachtmeister Zichy! Und weiter?“

„Die unter dem Fürstenwall sind in voller Thätigkeit, um die Mauer, welche die beiden ersten Casematten darin trennt, zu durchbrechen, daß sie zusammenkommen können. Sie denken diese Nacht fertig zu werden.“

„Bravo. Sie werden ein hübsches Bataillon bilden, wenigstens zwölfhundert Mann. In der vorderen Casematte commandirt ein Oberst Stengel, und in der zweiten Rittmeister Stülpnagel. Wenn es zum Ausrücken kommt, soll der Rittmeister das Commando über den ganzen Haufen übernehmen, ich scheer' mich den Henker um Rang und Anciennetät — verstehst Du, Esther?“

Esther nickte mit dem Kopfe. Der Gefangene hatte sich unterdeß auf die äußerste Ecke des gemauerten Tisches gesetzt und begann sein Frühstück zu verzehren. „Wenn Du doch,“ sagte er jetzt lächelnd, „eben so gut mit Deinen schönen Feueraugen ein Paar alte Häuser in Flammen setzen könntest, wie Du das Herz eines armen Gefangenen in Flammen gesetzt hast — es wäre mir außerordentlich angenehm, wenn solch eine kleine Feuersbrunst in den nächsten Tagen da unten in der Stadt ausbräche.“

„Das kann ich freilich nicht für Sie thun, Herr von Frohn,“ antwortete sie ernst den Kopf schüttelnd.

„Glaubst Du denn, Närrchen, ich hätte Dir's im Ernst zu gemuthet?“ erwiderte er, mit einem Blick, in welchem etwas wie Rührung lag, zu ihr aufschauend. „Wahrhaftig, Du hast schon genug für uns gethan — ohne Dich wäre ich hülflos wie ein Kind — und wie ich Dir's danken soll . . .“

„Dank verlange ich ja nicht, Herr von Frohn! Wenn nur mein armer Vater dabei frei wird . . . ich thue ja Alles um seinetwillen!“

„Um seinetwillen . . . und nicht auch ein klein wenig mir zu Liebe, Esther?“

Esther vermied, dem Blicke zu begegnen, den er bei diesen Worten auf sie heftete, und fuhr fort: „Ich weiß, daß ich mein Leben dabei auf's Spiel setze, aber meines Vaters Leben ist nicht blos auf's Spiel gesetzt, es wäre sicher verloren, wenn er nicht die Hoffnung hätte, bald befreit zu werden. Sie haben ihm neue Ketten angelegt, weil sie aus seinen zerrissenen Laken schlossen, er wolle einen Fluchtversuch machen; und doch hatte er nur aus Desperation den Entschluß gefaßt, sich zu erhängen.“ Esther brach bei diesen Worten in bittere Thränen aus.

„Tröste Dich, Esther,“ sagte Frohn, indem er die Hand auf ihre Schulter legte — „ich gebe Dir mein Wort, als das eines ehrlichen Mannes, daß er in wenigen Tagen frei wird.“

„Sagen Sie mir doch,“ fuhr Esther fort, „warum ist der König so grausam . . . gegen einen Unschuldigen?“

„Der König? Nun, er wird wohl über die Unschuld Deines Vaters andere Ansichten in sich aufgenommen haben, als die Deinigen sind, Esther. Tyrann ist er freilich. Aber Du mußt denken, daß es unmöglich ist, wenn man über viele Millionen Menschen herrscht, lange mit dem Einzelnen viel Federlesens zu machen. Er glaubt, daß Dein Vater ihn bei Lieferungen für die Armee betrogen hat. Nun ist so viel gewiß, daß es Juden wie Christen gegeben hat, die bei solchen Geschäften ihren König und ihr Vaterland betrogen . . . oder meinst Du, Esther, so etwas sei ganz unerhört und komme niemals vor?“

„Es mag leider oft genug vorkommen,“ erwiderte Esther — „wer weiß nicht, daß es viel schlechte Menschen gibt? Aber mein Vater . . .“

„Dein Vater ist ein ehrlicher Mann, ich glaube Dir's, Esther, aber das Unglück hat nun einmal gewollt, daß er beim König in Verdacht gekommen ist, und der König hat ihn auf zehn Jahre nach Magdeburg in die Eisen geschickt, ohne so vernünftig zu sein, vorher die liebe Esther zu fragen, ob sie dies für gerecht und billig halte. Das war nun allerdings unverantwortlich von dem König gehandelt. Aber denke Dir, daß durch die Nachricht, wie der König mit dem ehrlichen Heymann blos auf einen Verdacht hin verfahren sei, eine Menge anderer Lieferanten vielleicht einen tödtlichen Schrecken bekommen haben; daß sie, die vielleicht im Begriff standen, große Unterschleife zu machen, nun nicht mehr gewagt haben, ihre bösen Absichten auszuführen; daß dadurch vielleicht 100,000 Thaler dem Könige gerettet sind. Ist das Alles nicht sehr möglich? Und wenn sich Dein Vater nun sagt, daß er dem Staate 100,000 Thaler auf diese Weise durch seine Haft einbringt, also weit mehr, als er auf freien Füßen jemals für sich oder die übrige Menschheit nutzen und einbringen konnte — liegt darin nicht ein großer Trost für ihn?“

„Sie spotten noch!“ sagte Esther, nahe daran, in Schluchzen auszubrechen.

„Esther,“ sagte er weich, „wie sollte ich [illegible]einer spotten! Nimmst Du mir mein bischen Gefangenen-Humor übel? Armes Kind, Du weißt ja, wie theuer Du mir bist . . .“

In diesem Augenblicke trat der Unterofficier am obern Ende der Casematte in die offen gebliebene Thüre und rief hinab: „Mache Sie voran, Esther, das Frühstücken dauert ja heut' gewaltig lang. Ich darf Sie nicht so lange mit dem Gefangenen zusammen lassen!"

„Kann Er nicht warten?" rief ihm Frohn barsch entgegen. „Ich frühstücke so lange wie mir's gefällt."

„Es ist wider das Reglement," sagte der Unterofficier etwas kleinlaut.

„Ei was Reglement! Wenn man mich chicanirt zum Danke dafür, daß ich mich hier mit den gemeinen Gefangenen habe in eine Casematte sperren lassen, so kümmere ich mich nicht mehr um das, was sie treiben. Ihr mögt dann sehen, wie ihr hier mit der Horde fertig werdet!"

Der Unterofficier schwieg, aber er kam jetzt langsam näher heran; Frohn hatte nur noch Zeit, Esther hastig flüsternd zu fragen:

„Hast Du über den Gefangenen dort drüben nichts Näheres herausgebracht?"

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist, als ob die Leute nicht gern davon redeten," versetzte sie eben so leise.

Der Unterofficier war jetzt bei ihnen. Er überzeugte sich, wie Esther das Messer und die Gabel zu den leeren Geschirren wieder in ihren Korb packte. Das junge Mädchen nahm dann mit einem stummen Kopfnicken Abschied von dem Gefangenen.

Frohn rief ihr ein freundliches: „Auf Wiedersehn — bis morgen!" nach, und nach wenig Augenblicken war er einsam und eingeschlossen wie vorher.

Esther begab sich aus den Festungswerken in die Stadt zu dem Traiteur zurück, bei welchem sie Dienste genommen hatte, um ihrem auf einen Befehl des Königs nach Magdeburg gesandten und alles Vermögens durch Sequestration beraubten Vater nahe sein zu können. Diejenigen gefangenen Officiere, welche die Mittel dazu besaßen, hatten die Erlaubniß, sich aus den Küchen von Speisewirthen ihre Mahlzeiten bringen zu lassen; und obwohl dazu in der Regel Laufburschen der Wirthe gebraucht wurden, so ließ doch Esther es sich nicht nehmen, an den Tagen, wo sie ihren Freund allein wußte, selber mit dem Henkelkorb am Arm zu ihm zu gehen — nachdem sie einmal auf die Bitte ihres Dienstherrn statt seines erkrankten Burschen diesen Weg gemacht hatte. Diese erste Begegnung zwischen Esther und dem österreichischen Officier hatte hingereicht, um zwischen Beiden das ernsthafte Schutz- und Trutzbündniß entstehen zu lassen, in das wir eben eingeweiht wurden.

Der Officier nahm, als das Mädchen sich entfernt hatte, das zerrissene Stück Papier, welches sie ihm gebracht, aus der Brusttasche, und nachdem er sich wieder auf seine Matratze niedergelassen, holte er die andern Papierstücke, welche wir in seinem Besitz sahen, hervor, ordnete sie und füllte eine der Lücken mit dem eben erhaltenen Fragment, das vortrefflich hinein paßte. Dann nahm er die frühere Arbeit wieder auf und vervollständigte die im Lederfutter seiner Mütze angebrachte Zeichnung.

2.

Um Mittag kamen die Gefangenen von der Arbeit zurück. Es waren ihrer vielleicht vier- oder fünfhundert. Die große Casematte wurde von dieser Menge von Menschen von einem Ende bis zum andern angefüllt. Eine Weile später wurden große Kübel gebracht, aus denen die Mittagssuppe für die Gefangenen geschöpft wurde. So stürmische Scenen sich früher mitunter bei diesem größten Tages-Ereignisse im Leben der Gefangenen entwickelt hatten, so ruhig und ungestört verlief es jetzt unter der Aufsicht des Lieutenants von Frohn, der, wie Saul unter dem Volke Gottes, um eine Kopfeslänge die Uebrigen überragend, mitten zwischen den Herandrängenden stand, und sie mit seiner gebieterischen Stimme in einem Respect hielt, den die aufmarschirte Wachmannschaft und die austheilenden Feldwebel oder Unterofficiere weit entfernt waren, zu finden.

Halb oder nur zum Viertheil gesättigt, streckten sich dann die Meisten auf ihre Streu hin, oder drängten sich in Gruppen zusammen, in denen entweder irgend ein Spaßmacher, oder auch ein schmutziges Spiel Karten, oder ein von den italienischen, in Süd-Tyrol rekrutirten Leuten eingeführtes Morraspiel den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete.

Frohn war eine Weile auf- und abgeschritten, hatte hier und dort dem Gespräche der Leute gelauscht, dann sich auf seine Matratze gesetzt und hier eine Zeit lang den Kopf sinnend auf die Hand gestützt. Plötzlich stand er auf und einem vierschrötigen Obderennser Landeskind, das sich eben in einigen derben Flüchen über die schwüle, drückende Luft in der menschenerfüllten Casematte ergoß, winkend, sagte er: „Wenn Ihm so heiß ist, Artlebacher, so steig' Er dort in's Luftloch hinein, da hat Er die Frische aus der ersten Hand!"

„Möcht' schon," versetzte der Mann, „'s is a Sekatur in dem Qualm hier . . . aber die Andern leiden's halt nit, daß i 's ihna versperr'."

„Ich befehl's Ihm!"

„Und weßhalb?"

„Darnach hat Er nicht zu fragen. Mach' Er sich hinein."

Der Mann gehorchte; er legte sich mit seinem ganzen breiten Leibe in das Luftloch und sog sehr befriedigt die frischere, dort einströmende Atmosphäre ein.

Bevor noch die Opposition der nächst Stehenden oder Liegenden gegen diese ordnungwidrige Verkümmerung des Allen gemeinsamen Licht- und Luftquantums laut wurde, gab Frohn mit flüsternder Stimme weitere Befehle:

„Zehn Mann hierhin, in meine Ecke!" sagte er. „Die vier stärksten heben mir da, neben der Mauer, die Steine aus dem Boden aus. Die sechs andern nehmen die Steine und den Schutt in Empfang und verbergen Alles unter dem Stroh. Kommt eine Runde oder eine Inspection in die Casematte herein, so treten die übrigen Leute so in der Mitte derselben zusammen, daß Niemand sieht, was hier am Ende vorgeht. Habt Ihr verstanden?"

Die Leute verlangten nichts Besseres, als in einer solchen Arbeit einen kleinen Zeitvertreib zu finden.

„Ihr dürft nicht das leiseste Geräusch machen, damit die Schildwache draußen nichts hört! Dafür, daß sie nicht hereinschauen kann, sorgt der Artlebacher mit seinem breiten Rücken."

„Aber mit den Fingernägeln können wir die Steinplatten nicht aufreißen," sagte einer der Leute, die zur Arbeit herangetreten waren.

„Wie gescheidt der Kerl ist!" versetzte Frohn. „Nein, Sepp, mit den Nägeln geht's freilich nicht! Aber damit, mein' ich, geht's!" Bei diesen Worten zog er aus seiner Matratze die zwei Hälften eines in der Mitte durchgebrochenen eisernen Ladestocks, die beide scharf abgeschliffen waren, dann den einen Schenkel einer schweren Schneiderscheere und endlich einen großen rostigen Schiffsnagel, wenigstens so lang wie eine Männerfaust, hervor.

„Da ist ja ein ganzes Zeughaus," flüsterte Sepp, während Frohn die Werkzeuge austheilte.

„Das Wiener mit der alten Türkette ist halt nichts dagegen," lachte ein Anderer.

„Für uns allerdings ist dies wichtiger," fiel der Officier ein — „nun macht Euch an die Arbeit!"

Sie gehorchten und zwar so eifrig, daß trotz der unvollkommenen Werkzeuge die kleinen Steinplatten, welche den Boden bildeten, auf einer etwa vier Quadratschuh großen Fläche bald beseitigt waren. Unter ihnen fand sich Bauschutt, der, in Mörtel gelegt, einen festen und schwerer zu beseitigenden Boden bildete, um so mehr, als man nur leise und alles Geräusch vermeidend daran brechen und wühlen durfte. Die acht eifrig und mit gespannten Sehnen daran arbeitenden Arme wurden aber im Verlaufe etwa einer Stunde auch damit fertig und fanden in einer Tiefe von zwei Fuß den reinen Sand.

„Besonders gründlich fundamentirt ist das preußische Festungswesen nicht," sagte Frohn bei diesem Anblick; „aber desto besser. Ihr könnt Euch jetzt ablösen; zehn andere treten jetzt für Euch ein; vier wühlen ein Loch in den Sand, sechs tragen den Sand in ihren Mützen bei Seite, unter ihr Stroh . . . er wird Euch die Nacht als Kopfkissen dienen."

Die Arbeit wurde gefördert, bis gegen sieben Uhr Frohn aufzuhören befahl und seine Matratze über das ausgegrabene Loch warf. Er wollte die um sieben Uhr eintretende Inspectionsrunde und die Störung, welche das Hereinbringen von Wasser und Commißbrodrationen hervorbringen mußte, abwarten. — Eine Stunde später, gegen acht Uhr, war die Arbeit wieder in vollem Gange.

(Fortsetzung folgt.)

Ein österreichischer Dichter.

„Nur frei und einsam reift der Dichter aus!"
Franz Dingelstedt.

Regelmäßig fast ergeht sich an freundlichen Sommer-Nachmittagen auf dem Wiener Glacis ein silberhaariger Greis; die Arme über dem Rücken gekreuzt, zur Erde das Haupt geneigt, so wandelt er dahin, stets allein und in tiefem Sinnen. Ernst sind die Züge des Gesichtes, grollend fast, und längst des heiteren Lächelns entwöhnt scheint der fest und bitter geschlossene Mund. Nur bei zufälliger Begrüßung schlägt er das schöne blaue Auge auf, und wie ein zuckender Blitz erleuchtet es dann den Begegnenden über die hohe Bedeutung dieses äußerlich so schlichten und einfachen Mannes. Aber selten nur ereignet sich das, theilnahmlos eilt die Menge vorüber an dem Träger eines Namens, der auch auf sie einen Schimmer seines Glanzes wirft. Der silberhaarige Greis heißt Franz Grillparzer.



Franz Grillparzer.

Unter den vier Ehren-Doctoren, welche die Universität Leipzig zu Schiller's hundertjähriger Geburtstagsfeier promovirte, nimmt Franz Grillparzer als Vertreter der Dichtkunst, schon der Bedeutung des Tages wegen, die erste und wichtigste Stelle ein. Das Diplom wurde ihm mit dem Wunsche übersandt, „daß ihm die Nachwelt gerechter werden möge, als die Zeitgenossen." Von allen Anerkennungen, welche bei jener und ähnlichen Veranlassungen, nicht immer mit Einsicht und richtigem Verständniß, gespendet worden, ist keine gerechtfertigter und zweckentsprechender, als gerade diese, denn seit Schiller ist Grillparzer, wenigstens in der Anlage, der bei weitem hervorragendste dramatische Dichter unseres Volkes. Zugleich hat kein Begleitschreiben derartiger Auszeichnungen jemals eine wahrheitsgetreuere und einfachere Huldigung ausgesprochen, als jene Hoffnung auf die ungetrübte Einsicht kommender Geschlechter. Ein Vorwurf für seine Zeit, eine Kränkung für den Dichter und sicher eine große Beeinträchtigung beider ist es, daß Grillparzer seit geraumer Frist zu den fast Verschollenen zählt; sein Name gehört mehr der Literaturgeschichte an, als den Theaterzetteln, und statt mit schuldiger Ehrfurcht nennt mancher starkgeistige Jämmerling dieser aufgeklärten Gegenwart ihn mit zweideutigem Lächeln. Unerkannt schreitet der Einsame durch unsere Tage, ja unbekannt selbst durch die Straßen der „Kaiserstadt", deren allzugetreuer Sohn er von der fernen Wiege bis an das nahe Grab geblieben ist.

Franz Grillparzer ist am 15. Januar 1791 in Wien geboren. Der Sohn eines tüchtigen und allgemein geachteten Advocaten, erhielt er eine sorgfältige und vielseitige Erziehung und widmete sich alsdann auf der heimischen Hochschule der Wissenschaft seines Vaters. Nachdem er 1811 die akademischen Studien beendigt, wurde er zwei Jahre später als „Conceptpraktikant bei der kaiserlichen Hofkammer" im Staatsdienste angestellt. Fast gleichzeitig erhielt er noch eine ganz andere Stellung, denn nicht lange währte es mehr, als plötzlich der Name des jungen österreichischen Beamten in ganz Deutschland und darüber hinaus

mit jubelnder Begeisterung genannt ward, und dieser mit einem Male, überrascht und überraschend, in die Reihen der gefeiertsten Dichter trat. Von früher Jugend an hatte Grillparzer's Vorliebe sich der schönsten aller schönen Wissenschaften gewidmet, und dem durch die Romantiker geleiteten und beherrschten Zeitgeschmacke huldigend, versuchte er sich damals an einer Nachdichtung des Calderon'schen Schauspieles „das Leben ein Traum". Schreyvogel, bekannter unter seinem Schriftstellernamen C. A. West, der seit 1814 als Dramaturg des Hofburgtheaters einen fördernden und belebenden Einfluß übte, ging zufällig mit ganz demselben Vorhaben um, und es erregte daher seine Neugier und Theilnahme in nicht geringem Grade, als er durch einen Amtsgenossen und Verwandten Grillparzer's von dessen zusammentreffender Beschäftigung gesprächsweise unterrichtet wurde. Sein sachverständiges Urtheil über die Arbeit des Nebenbuhlers ergibt sich aus der an denselben gerichteten Frage, ob er sich denn noch nicht selbstschöpferisch auf diesem Gebiete versucht habe. Nach langem Zaudern gestand der schüchterne Jüngling dem eindringlich Forschenden endlich, daß er allerdings ein Stück in seinem Pulte begraben habe, nachdem der Seinigen Ausspruch: „Franz, laß das gut sein, Du bist kein Dichter!" das Todesurtheil darüber gesprochen. Schreyvogel's Unablässigkeit nöthigte dem hartnäckigsten Widerstreben von der anderen Seite schließlich auch noch die Handschrift ab, und nach gewissenhafter Durchsicht gab er sie nebst Andeutungen betreffs der ihm nöthig erscheinenden Aenderungen mit den Worten zurück: „Junger Freund, wäre ich Ihr Verwandter, so würde ich zu Ihnen sagen: Franz, fahre so fort, denn, bei Gott, Du bist ein Dichter!"

Der Erfolg hat über Beide entschieden. Während West's Bearbeitung dem Calderon'schen Drama das Bürgerrecht auf unseren Bühnen bis auf den heutigen Tag gesichert, ging Grillparzer's „Ahnfrau" im Jahre 1816 sofort nach ihrem ersten Erscheinen auf dem Wiener Burgtheater mit rasender Schnelle über alle deutschen Breter, von denen der glänzendsten Hofbühne bis auf die der erbärmlichsten Scheune, erregte überall denselben Sturm des Beifalls, und versenkte allerorten in gleichen Rausch schauerseligen Entzückens. Vielfach ist sie in fremde Sprachen übersetzt, und zu jeder Zeit noch wird ihr überwältigender Eindruck unbefangene Zuhörer hinreißen.

Obschon der Dichter gleich in der Vorrede zu seinem Trauerspiele, dessen Erscheinen im Druck mit der ersten Aufführung fast zusammenfällt, sich gegen jede Mitgliedschaft der Schule ausdrücklich und ganz entschieden verwahrte, gehört die „Ahnfrau" doch einer bestimmten Richtung an, die, mit Werner's „vierundzwanzigstem Februar" und Müllner's „Schuld" angebahnt, schnell die allgemeinste Gunst eroberte. Wie Schiller's „Räuber" und Goethe's „Götz von Berlichingen" den Anschluß der geraume Zeit lang in nicht minderer Aufnahme befindlichen Spitzbuben- und Ritterstücke vermittelten, bezeichnet Grillparzer's „Ahnfrau" den Abschluß der „Schicksalstragödie". In ihr gipfelt sich die Idee der ganzen Gattung bis zu einer solchen Ungeheuerlichkeit empor, daß sie hart an die Travestie streift, wird aber auch in jeder anderen Hinsicht das Höchste geleistet, was dieses Feld hervorgebracht hat.

Der fast tolle Vorwurf ist mit besonnenstem Bühnenverstande behandelt und ausgeführt, alle Hebel der Breterwirksamkeit sind mit einem Geschick in Bewegung gesetzt, welches wagehalsige Kühnheit oder nüchternste Berechnung vermuthen läßt, jede Empfindung wird aufgewühlt, jeder Gemüthsnerv erschüttert, und so eine Gesammtwirkung erzielt, wie sie ein in seinem Fache ergrauter Veteran wohl hin und wieder als Frucht langjähriger Erfahrung und unermüdlichen Studiums erreichen mag, die ein so junger Anfänger aber nur mit dem göttlichen Instincte des Genie's ermöglicht. Zu jenen vielleicht zu erarbeitenden äußeren Mitteln des Erfolges gesellen sich eine zügellose Leidenschaftlichkeit, deren Flamme verzehrend den ganzen Bau durchloht, eine Sprache voll Mark und Wohllaut, die bis zu flüsternder Zartheit sich herabstimmt und bis zum Grelle des Donners anschwillt, und ein poetischer Hauch, der über Allem weht, unerreichbare Vorzüge für den nicht geborenen Dichter. Die Richtung selbst ist längst gerichtet. In ihrer verschrobenen Unnatur, in ihrem grellen Widerspruche mit dem Organismus der äußeren und inneren Welt, dessen wahrheitstreuer Spiegel die weltbedeutenden Breter sein sollen, mußte sie selbst die Besinnungslosen wieder zur Besinnung bringen und zu Grabe getragen werden, gleich Allem, was nicht gesund und lebensfähig ist.

Die „Ahnfrau" hat ihre Veranlassung und ihre Zeit überlebt, niemals aber wird sie sich selbst überleben, denn es ist ein Funke des Ewigen in ihr, den wir weder in Machwerken wie Brachvogels „Narciß", noch in der ganzen poetischen Schöpfung dieser Tage entdecken, sie hat Poesie und Leidenschaft, Begriffe, die gleichfalls unter uns keine Gestaltung mehr gewinnen können.

Es spricht für den Charakter Grillparzers, daß er sich durch den außergewöhnlich glänzenden Erfolg seines Erstlings nicht verblenden noch verwirren ließ. Dem Höchsten zustrebend, verschmähte er die Gunst des Augenblickes und schuf, gehorsam der inneren Stimme, die ihn auf andere Bahnen wies, still und emsig weiter. Im Jahre 1818 ging „Sappho" über das Burgtheater, und der Enthusiasmus, mit welchem sie aufgenommen wurde, beweist, daß der wirkliche Dichter nicht vom Tag und von der Menge, sondern daß diese von ihm gedrängt wird. Sophie Schröder, Deutschlands größte Schauspielerin, die gleichfalls bei Schiller's Jubelfeier aus langer und undankbarer Vergessenheit wieder an das Licht getreten, feierte in der Titelrolle ihre größten Triumphe und hat sie zu Hause wie auf allen Gastspielen unzählige Male dargestellt. Grillparzer's zweite Dichtung machte denselben schnellen und ruhmreichen Weg, wie die erste. Sie ist selbst ein ungemeiner und staunenswerther Fortschritt des Dichters. Ein einfacher, rein menschlicher Conflict, lose an die Sage von der weltberühmten griechischen Sängerin geknüpft, wird darin einfach und menschlich zur Anschauung und Lösung gebracht. Sappho, die Göttern gleich Verehrte, muß es erfahren, daß der Liebe freie Wahl durch Ruhm sich nicht erkaufen läßt, und von Phaon gegen eine arme Sclavin zurückgesetzt, stürzt sie sich in das Meer.

Im folgenden Jahre bereiste Grillparzer Italien. Nach seiner Zurückkunft veröffentlichte er einige Gedichte, die aus dortigen Anregungen entstanden waren. Eins davon, „das Kreuz auf dem Colosseum", enthielt folgende Verse:

„Thut es weg, dies heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir;
Ueb'rall, nur bei diesen Leichen,
Ueb'rall stehe, nur nicht hier!
Wenn der Stamm sich losgerissen
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wohl das Werkzeug küssen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?"

Sie wurden dem Dichter verhängnißvoll durch das Aergerniß, welches sie bei Hofe erregten, zu dem Grillparzer, der kurz zuvor Privatsecretair der Kaiserin geworden war, in näherer Beziehung stand. Auch zu dem damals in vollster Blüthe stehenden Metternich'schen System paßte es schlecht, daß ein ihm unterworfener Beamter auch nur den leisesten Anflug von Freisinnigkeit oder Freigläubigkeit äußerte, und noch dazu öffentlich; Grillparzer ward anrüchig und mußte elf Jahre im Staatsdienste ausharren, ehe er „systematisirter Hofconcipist" wurde.

Die Folgen dieser Strophe, so geringfügig sie dem flüchtigen Blick erscheinen mögen, sind bedeutungsschwer für die Entwickelung des Dichters, und somit für dessen ganzes Volk; in ihnen ruht die Lösung für Vieles, was an dem hochbegabten Manne uns ein beklagenswerthes Räthsel dünkt. Im Jahre 1822 erschien die dramatische Trilogie „Das goldene Vließ." Von den drei Stücken vermochte nur „Medea" sich durch Sophie Schröder's meisterhaftes Spiel eine Zeit lang auf der Bühne zu halten; großen Anklang und ungetheilten Beifall haben sie niemals gefunden. Der ganz und streng dem Alterthum angehörige Stoff konnte auch mit der größten Geschicklichkeit unserer jetzigen Anschauung nicht durchgängig und versöhnend vermittelt werden, und so läßt trotz hoher einzelner Schönheiten das Ganze dennoch kalt. Unserer Zeit ist nun einmal die Antike in dieser Weise nicht mehr zugänglich zu machen, eine alte Erfahrung, an der trotzdem junge und beachtenswerthe Kräfte stets von Neuem wieder scheitern. Grillparzer zog Nutzen daraus und betrat mit seiner nächsten Schöpfung den Boden, in welchem jeder Dichter seine eigensten und tiefsten Wurzeln schlagen sollte, den vaterländischen. Obschon eine Verherrlichung des kaiserlichen Ahn- und Stammherrn, konnte das historische Trauerspiel „König Ottokar's Glück und Ende" doch erst nach manchen ängstlichen Bedenken und vielfachen Weiterungen 1824 in Wien zur Aufführung gelangen. Es ist jedenfalls Grillparzer's tüchtigste und ausgezeichnetste Schöpfung und nicht, wie Manche meinen, ein specifisch österreichisches, sondern ein gut deutsches Stück, denn die Zeit, in der es stattfand, war eine andere, als die, welche es

aufführt; Oesterreich, damals Deutschlands Stern, ist inzwischen fast Deutschlands Feind geworden, — eine traurige Veränderung!

Außer dieser patriotischen Bedeutung für uns Alle nimmt der „Ottokar" auch noch ein hohes literarisches Interesse in Anspruch, er ist seit Schiller die bei weitem hervorragendste Leistung auf dem bei uns so beklagenswerth vernachlässigten Gebiete der geschichtlichen Tragödie.

In dem klaren, streng gegliederten Bau, der treuen Färbung der Zeiten und Sitten, und der Großartigkeit der Zeichnung, namentlich im Charakter des Titelhelden, reicht Grillparzer fast bis an den nie übertroffenen Meister hinan. Der rebellische Böhmenkönig ist eine so gewaltige Gestalt, in seinem jähen Sturze so zerschmetternd, daß sein siegreicher Gegner Rudolph von Habsburg, der mit peinlicher Aengstlichkeit die engen Grenzen des Rechtsbodens innehält, von den riesigen Verhältnissen des Besiegten fast erdrückt wird; diese absichtswidrige Nebenwirkung ist aber auch das Einzige, was die Vollwirkung des Ganzen für den Aufmerksamen leise stört.

Erst nach vier Jahren trat der Dichter mit einem neuen Trauerspiele wieder vor die Oeffentlichkeit, diesmal nicht mit besonderem Glück. Selbst den gutmüthigen Oesterreichern, die doch vermöge einer vortrefflichen Erziehung das Möglichste in blinder Ergebung und duldendem Gehorsam leisteten, war es unmöglich, sich mit dem „treuen Diener seines Herrn" zu befreunden. Es zeugt von dem außerordentlichen Talente des Schöpfers und bürgt für den poetischen Werth der Schöpfung, daß man sich eines gewissen gerührten Mitleids mit diesem „Bancbanus" nicht erwehren kann, dessen tugendhafte Gemahlin vor seinen Augen von dem Schwager des Königs, einem rohen Wüstling, bis zur Verzweiflung des Selbstmordes getrieben wird, und der trotzdem seinen eigenen Rache heischenden Schwager im Namen des Königs als Aufrührer verhaftet und den Mörder rettet, aber Anerkennung für eine solche an Stumpfheit des Blödsinns grenzende Treue — wenn dies stolze Wort derartigen Mißbrauch erleiden darf — würde auch die stärkste Dichterkraft zu erwirken nicht im Stande sein. Metternich hätte das Stück mit einem Preise krönen können, das Publicum nahm es kühl auf.

Vielleicht wurde Grillparzer dadurch von der Geschichte wieder abgezogen; in seinem nächsten, 1831 erscheinenden Trauerspiele „des Meeres und der Liebe Wellen" brachte er die durch Schiller's Ballade „Hero und Leander" überall bekannte altgriechische Sage auf die Bühne. Mit seinem tiefpoetischen Gehalt und der wunderbaren, fast duftigen Schönheit der Sprache und Empfindung ist es die Perle seiner Dichtungen, in der Hauptsache freilich vorwiegend lyrisch. Auch hier gehört nur die äußere Einkleidung dem Alterthume an; so lange es noch Liebende gibt, wird dies herrliche Gedicht verstanden und gewürdigt werden, und in keiner Beziehung hat es den Vergleich mit dem dramatischen „Hohenliede der Liebe", mit Shakespeare's „Romeo und Julia" zu scheuen. Auch bei der Aufführung hat es stets große Wirkung erzielt, wird jedoch selten gegeben, da es an würdigen Darstellerinnen der „Hero" fehlt. Grillparzer's Jugend-Beschäftigung mit Calderon entsprang noch spät eine selbstständige Schöpfung, das Märchen „der Traum ein Leben", das im Jahre 1834 über die Breter ging. Er selbst hatte es ein Wagniß genannt, „ein solch' wunderliches Ding", wie er sich darüber ausdrückte, dem Publicum vorzuführen. Wider sein eigenes Erwarten gelang es über die Maßen. Trotz der schattenhaften und stellenweise selbst unmöglichen Handlung fand dieses Drama seiner reichen Schönheiten, namentlich im lyrischen Elemente wegen, ungemeinen Beifall und hat sich dauernd auf dem Repertoir des Wiener Hofburgtheaters erhalten.

Grillparzer, der 1832 zum „Archivdirector bei der Kammer" befördert worden war, hat nach jener nur noch eine Arbeit an das Licht der Lampen gebracht, das Lustspiel „Weh dem, der lügt!" Trotz einer sehr sorgfältigen Besetzung fiel es vor einem dem Dichter äußerst wohlgeneigten Publicum durch. Diese Niederlage war vielleicht hart, aber sicher nicht ganz ungerecht. Eine große Schuld daran mag die Bezeichnung „Lustspiel" tragen, die ganz andere Erwartungen weckt, als hier befriedigt werden. Von Humor, geschweige von Komik, findet sich nicht eine Spur darin, der tiefernste, stets den höchsten Zielen zustrebende Grillparzer hat keine derartige Ader in sich und hielt seine Kunst zu heilig, um den lachlustigen Wienern einen vergnügten Abend damit zu bereiten. Sie mögen daher enttäuscht und geärgert gewesen sein, als ihnen fünf Acte hindurch eine wenn auch noch so erhabene Moral in sehr schönen Versen gepredigt wurde. Die Annahme, daß der Dichter sich schwer darob gekränkt, ist sicher nicht ungerechtfertigt, da er, obschon damals in der Vollkraft seines Alters und Schaffens stehend, nie wieder das Theater mit einer neuen Schöpfung beschenkt hat. Er hat im Laufe der Zeit nur noch Fragmente aus einem Drama „Hannibal" durch den Druck mitgetheilt, die von seiner ungeschwächten Kraft zeugen. Vielfachen, oft und verschieden verbreiteten Gerüchten zufolge soll eben dieser „Hannibal" fertig in seinem Pulte gefangen liegen, nebst noch mehreren anderen Tragödien, als deren Titel „Libussa", „Rudolph II." und „Esther" genannt werden. Die Wahrheit ist schwer zu verbürgen. Daß ein gefeierter Künstler mitten in seinem Schaffen plötzlich abbricht, hat, namentlich in unserer allzu ausbeutungssüchtigen Zeit, etwas so Erstaunliches und Ueberraschendes, daß sich an jede derartig befremdende Erscheinung solch' sagenhafte Gerüchte knüpfen; wie viele Opern soll nicht Rossini noch verborgen halten!

In dem Taschenbuche des Grafen Mailáth, der „Iris" für 1840, veröffentlichte Grillparzer die einzige von ihm bekannt gewordene Novelle „der arme Spielmann". Trotz des etwas krankhaften Stoffes ist sie ein Meisterwerk an Abrundung und durch und durch naturwahrer Schilderung, auch zeichnet sie sich durch gediegenen Styl aus, ein seltener Vorzug bei einem österreichischen Schriftsteller. Zu Grillparzer's fünfzigstem Geburtstage (1841) wurde in Wien eine Medaille geprägt, die einzige Huldigung, welche das Vaterland dem größten seiner lebenden Dichter dargebracht; auch sang ihn Halm, der nächste Erbe seines Ruhmes, bei dieser Gelegenheit mit einem recht gut und herzlich gemeinten Gedichte an.

Im Jahre 1843 unternahm Grillparzer eine Reise nach dem Orient. Seine Anwesenheit in Griechenland fiel zwar schon weit über ein Jahrzehnt nach den Stürmen des Befreiungskampfes, doch sah er noch viele traurige Spuren davon, und es läßt sich wohl annehmen, daß der edle, so warm und tief empfindende Dichter den lebhaftesten Antheil an der Erhebung des unglücklichen Volkes genommen. Sicher war er Philhellene, aber nur im Herzen, seine Sympathie hat kein Vers bethätigt. Schon einmal hatte er Reise-Erfahrungen gemacht, und der unter Metternich's Botmäßigkeit niedergehaltene Beamte durfte mit keinem Volke fühlen, das seine Ketten zerbrach, selbst wenn sie von Türken und Heiden geschmiedet waren. Grillparzer hat auch lyrische Gedichte, jedoch nur zerstreut, veröffentlicht, und es ist ein schmerzlicher Verlust, daß sie noch immer nicht gesammelt erschienen sind. Sie ragen aus der lyrischen Ueberschwemmung unserer Tage durch den ihm eigenthümlichen Fluß und Wohllaut der Sprache, durch Fülle der Gedanken und Empfindungen und eine namhafte Kernigkeit der Gesinnung leuchtthurmartig empor. Neuerdings am weitesten gedrungen sind das Gedicht „an Wien", die Dichtung „Vision", mit welcher er die Genesung des Kaiser Franz feierte, und das Lied „an Radetzky", diesen alleinigen und nicht ganz zweifellosen Quell, aus welchem Oesterreichs Dichter in der letzten Zeit ihre patriotische Begeisterung geschöpft. Grillparzer erhielt für dieses Lied das Ritterkreuz des Leopoldsordens. Seit 1856 ist er mit dem Hofrathstitel pensionirt, außerdem ist er Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Nach Dingelstedt's so schönem als wahrem Worte gehören zum Dichter Freiheit und Einsamkeit. Nun, einsam ist Grillparzer sein Leben lang gewesen, er ist nach und nach zum Einsiedler geworden. Selbst unverheirathet blieb er, vielleicht einer jedenfalls unglücklichen Jugendliebe wegen, deren Bild er in einer seiner poetischen Figuren verewigt hat. Um ihn herum lärmte und wogte das lustige Wien in all seiner heißblütigen Zerstreuungssucht, seiner gedankenlosen Leichtlebigkeit, gedankenschwer nur schritt er still und kalt hindurch, ohne das verlockende Treiben eines Blickes zu würdigen. Weder in Scherz noch Ernst hat er sich jemals an allgemeiner Bewegung betheiligt, nicht einmal an literarischer. Er stand stets für sich. Das ist nicht die Einsamkeit, wie sie dem Dichter zu Zeiten Wohlthat und Bedürfniß, wenn er sich auf sich selbst beschränken will, zu ungestörtem Schaffen, zur Verarbeitung der Eindrücke und Anregungen, die er draußen gesammelt im lauten Leben; das ist ungesunde, naturwidrige Vereinsamung, die in ihrer äußeren Erscheinung etwas Gewaltsames und Herbes hat.

Wirklich ist Grillparzer auch im Inneren verbittert, er hat

sich nicht nur abgeschlossen, er hat sich auch verschlossen; das Warum beantworten seine lyrischen Gedichte. In diesen unmittelbarsten seiner poetischen Ergüsse hat er sich selbst wahr und offen gegeben, dumpf zwar, aber hörbar genug grollt in ihnen der Zorn ob der versagten Freiheit. Ihm fehlte die Freiheit, und darum verwelkte die Blüthe seines Genius, ehe die Frucht in ihrem Schooße gezeitigt war. Der dramatische Dichter, der thatverherrlichende Sänger, bedarf, wie kein Anderer, der Freiheit so nöthig, wie der Lebensluft, er bedarf auch eines Vaterlandes, das nicht nur eine große Geschichte in der Vergangenheit hat, nein, auch eine thätig eingreifende, fördernde Stellung zu den Fragen und Bewegungen der Gegenwart einnimmt. Sein Gesichtskreis nach vorwärts muß mindestens ebensoweit geöffnet sein, als nach rückwärts; versumpft der Teich, dann sterben die Fische. Es ist in dieser Beziehung Alles ausgedrückt, wenn man sagt, daß Grillparzer ein Oesterreicher war, denn Jedermann kennt zur Genüge das Verhalten dieses Staates von den Freiheitskriegen bis auf die jüngste Gegenwart zu dem öffentlichen Leben, wie es sich fast überall inzwischen verfassungsmäßig entwickelt hat.

Zum Ueberfluß war er noch Beamter unter Metternich, welcher den schon an sich hinlänglich engen Horizont des grünen Tisches noch bis zum fast Unmöglichen zu beschränken verstand. Druck bringt Gegendruck hervor, oder Zerquetschung. Oesterreichs Einschnürungs- und Verdumpfungs-System hat eine ganze Schaar glühender Freiheitssänger wachgerufen, die sich freilich Alle von ihrem Vaterlande lossagen mußten, nicht Wenige sogar selbst räumlich. Grillparzer hat es nicht gethan, wer aber möchte ihm einen Vorwurf daraus machen? Daß ihn äußerliche Beweggründe abgehalten, Bedenken materieller Art vielleicht, läßt sich bei einem Manne seiner Entschiedenheit und Ehrenfestigkeit nicht füglich vermuthen, leichter erklärt es sich aus seinem weichen und tiefen Gemüth. Er war und blieb ein guter Oesterreicher, treu seinem Vaterlande, warm dem Kaiserhause anhängend, ob zuletzt in stumpfer Ergebung, ob immer noch mit stillen Hoffnungen, wer kann das entscheiden? Seiner mehr nach innen gekehrten Natur nach machte sich sein Schmerz nicht in gewaltsamen Aeußerungen Luft, sondern nagte still an seinem Herzen.

So blieb Grillparzer freilich das nächstliegende und ersprießlichste Feld für seine dichterische Thätigkeit unnahbar: die eigentliche deutsche Geschichte. Deutsche Stoffe waren der österreichischen Censur mit revolutionairen gleichbedeutend, und wie hätte er es wagen dürfen, die große Vergangenheit dem Bedürfniß der Gegenwart und der Hoffnung der Zukunft entsprechend uns nahe zu bringen? In dieser Hinsicht ist der Dichter an Oesterreich zu Grunde gegangen, und welchen Lohn hat er dafür empfangen? — nicht einmal die äußere Anerkennung, die an tausend tief unter ihm Stehende verschwendet worden. „Ein treuer Diener seines Herrn!“ Möge er wenigstens nach einem in seinen schönsten Anlagen theilweise gebrochenen und verfehlten Leben sich mit der Hoffnung in das Grab legen, daß in dem bald allumfassenden deutschen Vaterlande sein Name als der eines deutschen Dichters unvergänglich sein wird!

Albert Traeger.

Die englisch-amerikanische Preis-Boxerei.

Es war eine geheimnißvolle Nacht in London, die vom 16. zum 17. April dieses Jahres, des eintausend achthundert und sechszigsten nach Christi Geburt. Selbst alte, eingeweihte Policemen konnten sich das wüthende Fahren und Schreien nicht erklären, das gerade in der stillsten Zeit der Nacht am tollsten anwuchs, und zwar aus den verschiedensten, verrufensten Nacht-Kneipen in die eine Richtung hinüber nach dem großen Eisenbahnhofe über der London-Brücke. Die überladenen Droschken, Gigs und „Flies“ rollten in wüthender Hast durch die stillen Straßen, auf welchen seltsame, liederlich-lustige Kerle, größtentheils mit weißen Hüten, mit den Droschken um die Wette den Eisenbahnhof zu erreichen suchten. Nach 3 Uhr füllten sich die Räume des sonst um diese Zeit ruhenden Bahnhofes mit dem seltsamsten Gemisch brutaler, gemeiner Bulldogsgesichter und feiner, schnurr- und kinnbärtiger Lebemänner, die von den grobschrötigen Bulldogs hier und da als Eindringlinge nicht eben fein behandelt und zum Theil ihrer Billets, à 3 Guineen = 21 Thaler, enthoben wurden, sodaß einige der feinen Herren das ihnen gestohlene Billet just von dem Diebe für einen bedeutend höheren Preis zurückkaufen mußten.

Man schrie, trank, rauchte und stritt sich wild durcheinander. Niemand wußte, wo die Reise hingehen sollte. Nur der Mann auf der ungeduldig pfauchenden und zischenden Locomotive wußte es, wie sie sich untereinander erzählten. Man suchte ihn durch Schmeicheleien, Drohungen, Bestechungen zu überreden, das Geheimniß zu verrathen; aber der Mann blieb stumm und ehrlich, sodaß er 3½ Uhr die 33 vollgepfropften Waggons in Bewegung setzte, ohne daß Jemand von den Passagieren erfahren hatte, welche Richtung er auf den etwa 60 Schienen neben einander und ihren Verschlingungen nehmen, wo er halten würde. Ein bald folgender zweiter Zug flog ebenfalls mit lauter nichtwissenden Neugierigen durch die Nacht hin. Selbst Mitglieder des Parlaments und der „obersten Zehntausend“, die im Uebrigen in jeder Situation des Lebens sich ihrer Privilegien erfreuen, wußten nichts und waren ebenso neugierig, wie die brüderlich neben ihnen sitzenden ungeschlachten Bullen- und Bulldogsgesichter, wo endlich der Zug halten und das „nationale Ereigniß“ sich entwickeln werde.

Beide Züge flogen und donnerten lange südlich dahin durch die Nacht — beinahe drei Stunden. Endlich hielten sie auf der Surrey- und Hampshire-Grenzstation Farnborough und wurden von hier etwa ½ Meile landeinwärts auf eine Wiese geführt.

Nur die Häupter und Führer der Sache hatten diese Stelle gewählt und bisher gewußt. Wegen der Polizei, gegen deren Wissen und Instruction der große Kampf geschlagen werden sollte, hatte sie für das große Publicum und selbst die etwa 1200 Eingeladenen und Eingeweihten ein absolutes Geheimniß bleiben müssen.

Die seltsame Gesellschaft gruppirte sich auf der Wiese um einen Kreis, der von Pfählen und Stricken in aller Eile abgesteckt und gezogen ward. Etwa ein Dutzend von den „Inneren“ constituirten sich als Constabler und Polizei für die Gelegenheit und nahmen den „Aeußeren“, die schon ihr Einundzwanzig-Thaler-Billet bezahlt hatten, noch goldenes Extra-Entrée ab, insofern sie innerhalb des Kreises stehen wollten. Es gab viele Narren mit Geld in der Tasche, die sich dieses Extra-Privilegium erkauften. Welch' kostbares Mysterium und Privilegium! Worin bestand's? Wir müssen hier den fernen Leser nach Kräften einzuweihen suchen.

Von Amerika war der berühmte „Benicia-Knabe“ (Benicia-Boy), der erste und unbesiegte Preis-Boxer, herübergekommen, John Heenan mit Namen, ehemals Zollbeamter in New-York, seitdem aber professioneller, in den Vereinigten Staaten umherreisender, nie besiegter Preis-Boxer; herübergekommen, um sich mit dem ersten Preis-Boxer Großbritanniens, Tom Sayers, ehemaligem Maurer, zu messen und unter gewaltigen Aufregungen und fabelhaft hohen und ausgedehnten Wetten zu entscheiden, wer von Beiden sich den „Gürtel des Sieges“ erboxen und die Tausende von Pfunden betragenden Wetten für die eine oder die andere Partei gewinnen würde.

Das Boxen ist, wie tausenderlei andere Dinge, die blühen und gedeihen, in England verboten, ganz besonders streng das Boxen um Geld, um Preise. Außerdem ist es jedem gebildeten Auge als unflätige, ekelhafte Rohheit verhaßt und zuwider. Deshalb bemächtigte sich die englische Presse sofort mit viel Wärme und Eifer der drohenden großen Preis-Boxerei: ein Theil rief Polizei, Magistrate und Parlament gegen diesen Cannibalismus auf, Andere nahmen die Sache als Zeichen der Männlichkeit und Freiheit, als Ermuthigung athletischen Wesens und der edlen Kunst der Selbstvertheidigung lebhaft in Schutz. Polizei und Behörden, die in England dem Volksgeiste in jeder Form — und das Boxen ist eine alte, volksthümliche, in Fleisch und Blut des Volks gewachsene Art, persönliche Beleidigungen abzumachen — auch gegen das Gesetz „Rechnung tragen“ und so ganz wesentlich das Volk als frei respectiren, hielten sich in der Mitte, ließen den Boxern und ihren Anhängern sagen, daß sie nicht preisboxen dürften, und warteten dann, bis die Sache im Wesentlichen vorbei war.

Die beiden Helden traten um 7 Uhr mit ihren Freunden, „Wärtern“, Secundanten und „Aerzten“ in den Kreis, wechselten einige freundliche Worte, schüttelten sich die Hände und zogen sich

beide bis auf die Unterhosen und Stiefeln ganz aus. Wie sie so neben einander standen, fiel die überlegene Größe und der furchtbare Muskelbau des Amerikaners so auf, daß der Cours der Wetten sofort für ihn stieg und für den Engländer fiel. Doch die Eingeweihten wankten nicht und blieben bei der Ueberzeugung, daß der Engländer siegen müsse. Sie stellten sich zum ersten Gange gegenüber und fingen mit ihren furchtbaren, geballten Fäusten, die wie knotige Keulen aussahen, und ihren klobigen Muskelgebirgen in eigenthümlichen vorbereitenden Windungen an zu spielen, um sich gegenseitig etwaige Geheimnisse und Methoden ihrer „Kunst und Wissenschaft" abzulauschen. Endlich fingen die Keulenschläge der Faustknollen zu knacken und zu plumpsen an. Die Eingeweihten haben tausenderlei rothwelsche, unverständliche Ausdrücke, um die verschiedenen Schläge und deren Wirkungen zu bezeichnen. Wir können ihnen in diesen Geheimnissen und Reizen des Genusses nicht folgen und müssen uns mit einer oberflächlichen Skizzirung des internationalen englisch-amerikanischen Ehrenkampfes begnügen. Der dritte Gang endigte mit einem Treffer auf den Nasensattel des Engländers, einem „Nieser" und „Schnarcher", der dabei schwer zu Boden fiel, während der Nasensattel zu einem „Conk" oder gefüllten Pfannenkuchen aufschwoll. Die Wärter nahmen den Gefallenen auf den Schooß und behandelten ihn mit nassen Schwämmen und andern kunstgerechten Mitteln.

Der vierte, fünfte, sechste und siebente Gang (sie nennen's Runde), jeder endigte mit krachender Niederschmetterung des Engländers, der nach jedem Falle gestrichen, gedrückt, mit stärkenden, kühlenden Flüssigkeiten benetzt, mit den entsetzlichsten, verschiedensten Entstellungen und Schwellungen bedeckt, mit „Schnüfflern", „Küssern", „Rothwein" u. s. w., wüthender, aber schwächer auf die Beine und zum nächsten Gange gestellt ward. Den achten Gang boxte der Engländer hauptsächlich mit der linken Keule, die rechte war geschwollen, entstellt und verrenkt durch einen Schlag des Amerikaners. Beide knallten jetzt mit der höchsten Wuth und Hitze gegen einander. Aus Mund, Nase und dem rechten Auge des Amerikaners spritzte Blut, in welches der Engländer so lange mit seinen bluttriefenden Faustknollen hineinstampfte, bis er wieder zu Boden geschmettert ward. Der vom Blute und dem in Schwulst vollkommen geschlossenen Auge erblindete Amerikaner ward von den Seinigen gewaschen und gereinigt, gekühlt und gepflegt, der Engländer von den Seinigen. Neunter, zehnter, elfter, zwölfter, dreizehnter Gang. Nach jedem wurden furchtbare Beulen gewaschen, Blut und klaffende Wunden gekühlt, zugeschwollene Mäuler mühsam mit Essigschwämmen erquickt. Der vierzehnte endete mit Niederfällung Beider. Die nächsten vier schließt jedesmal ein schwerer Fall des Engländers. Nummer neunzehn und zwanzig wieder je doppelte Niederlage. Die beiden nächsten Nummern werden durch neue Figuren auf dem schon unkenntlichen Gesichte des Engländers bezeichnet. Die nun folgenden vier Gänge sahen schon wie Tollhaustobwahnsinn aus. In den Zwischenpausen wurde leidenschaftlich an Beiden herumgewischt, geklebt, eingeflößt und „erquickt".

Das Gesicht des Thomas Sayers ist mit Augen, Nase, Mund und Backen eine einzige, unkenntliche Masse mit einem großen, blutenden Klumpen auf der Stirn. Ueber der Braue des einen Auges ein großer, offener Klaff. Aus den verschwollenen Nasen- und Mundöffnungen quillt Blut. So liegt er da auf dem Schooße eines Wärters und wird mit Stärkungsmitteln tractirt. Heenan kollert wie ein Trunkener bewußtlos schäumend auf dem blutigen Grase mit einer weit aufgerissenen Backe, einem ganz unsichtbar gewordenen, in rother Schwulst geschlossenen Auge, die andere Seite des Gesichts ein ungeheurer, blau und roth glühender Klumpen, die linke Faust „aufgepufft" und unfähig, sich zu öffnen, im Ganzen „gar nicht mehr erkenntlich als menschliches Wesen".

Beide werden wieder zurechtgewaschen und wieder auf die Beine gebracht zum sechsundzwanzigsten Gange, der abermals mit dem Falle des Engländers und einem Schlage des Amerikaners, als dieser schon fiel, endet. Hier schrieen die Englischen in furchtbarer Wuth: „Foul!" und verloren alle Kraft, sich zu halten, als ihr Mann noch fünfmal hintereinander von den wüthendsten Faustkeulenschlägen des blinden Amerikaners niedergestoßen ward.

Dreiunddreißigster und vierunddreißigster Gang. Beide sind fast blind und stoßen mit schwerem, schnarchendem, röchelndem Athem, blutspeiend, mit jedem Athemzuge Blut ausröchelnd ihre geschwollenen, schwach gewordenen Armkeulen gegen einander. Noch keine Entscheidung? Noch Keiner besiegt? Noch Keiner des Preises von 200 Pfund Sterling gewiß? Nein, noch hatte sich Keiner für besiegt erklärt, noch war keiner von Beiden todt. Noch zwei Gänge und endlich der letzte mit dem dramatischen Effecte.

Zwei Stunden und zwanzig Minuten lang hatten sich die beiden Helden gegenseitig ihre Gesichter und nackten Glieder zerstoßen und zerdroschen, ohne daß es der Polizei — die zum Theil mit den Eisenbahnzügen in der Nacht incognito mit zur Stelle gekommen war, bis dahin gelungen war, in das Innere des Kreises einzudringen. Jetzt gelang's ihr plötzlich. Sie drang durch den äußeren Kreis bis zu dem inneren der Stricke, die in demselben Augenblicke mehrfach zerschnitten wurden, so daß Polizei und Publicum eindrang und die beiden Kämpfenden dicht umgab. Heenan, schon längst voller Verdacht, daß ihm die Engländer kein „ehrlich Spiel" gönnen wollten, glaubte jetzt, daß die wüthend gewordenen englischen Hallunken ihm an's Leben wollten, und wehrte sich dagegen mit der wahnsinnigsten Wuth eines Verzweifelten, so daß er den Gegner und dessen Secundanten mit Fäusten, Füßen und Zähnen zugleich bearbeitete. Publicum und Polizei rissen und zerrten an den sich wälzenden, kratzenden und beißenden, nackten, blutigen Muskelmassen in unbeschreiblicher Confusion, bis es ihnen gelang, die ekelhaften Kerle auseinander zu reißen.

Heenan, geistig und körperlich blind, bewußtlos, wahnsinnig, floh nackt und blutig, zerrissen und bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit verschwollen, in's Weite und konnte erst spät eingeholt, in seine Kleider und zum Bewußtsein gebracht werden.

Sein Gegner wurde unter der confusen Menge hervorgezogen, verbunden und eingepackt und als hoffnungslos in Kissen und Betten gewickelt. Aber schon am folgenden Morgen wohnte er einer berathenden Versammlung des Preis-Boxer-Comité's im Zimmer des Redacteurs der „Sporting"-Zeitung: „Bell's Leben in London" bei, um seine Stimme abzugeben, wann der zweite, entscheidende Tag des Kampfes stattfinden solle. Die siebenunddreißig Gänge mit dem cannibalischen Ende führten nach dem Richterspruch der Sachverständigen zu keiner Entscheidung. Die Sache kam im Parlamente zur Sprache. Man lachte darüber und wies es ab, sich irgendwie in diese bereits streng verbotenen Belustigungen einzumischen. Alle Zeitungen brachten Leitartikel darüber, theils begeistert für, theils entrüstet gegen diese nationale Schande.

Aber sie ist populär. Dieser Cannibalismus wurzelt tief im Volke und hoch in den obersten Zehntausend, die sich in ihrem großen Wett-Bureau „Tattersalls" mit bedeutenden Wettsummen daran betheiligten. Arm und Reich aus allen Gegenden Englands senden Tom Sayers Geldgeschenke, auf der Stockbörse sind ihm 100 Goldstücke von den Mitgliedern derselben überreicht worden, und wo auch der Boxer erscheint, wird er mit Jubel empfangen.

Wir wenden uns mit Ekel von diesen Preis-Boxereien ab, eben so wie gebildete Engländer. Aber diese streng verbotenen „Belustigungen" floriren, eben so wie verbotene Hahnenkämpfe und Rattentheater. Darin liegt ein großes Geheimniß der englischen Freiheit, welche wesentlich darin besteht, daß gesetzlich verbotene volksthümliche Sitten und Unsitten von der hohen Obrigkeit nicht gestört werden. So ekelhaft wie die Boxereien sind, sie kommen immer frei aus dem Volke und sind einmal eine alte, wenn auch rohe Form persönlicher Freiheit.

Aus dem Leben des Haushundes.

Von Dr. Ludwig Brehm.

Es ist lange meine Absicht gewesen, einige Erfahrungen über das geistige Wesen des Haushundes zu veröffentlichen, welche ich selbst machte oder durch glaubwürdige Freunde erfuhr. Wenn ich die hier mitzutheilenden Thatsachen auch nicht gerade als durchaus neue oder wenigstens unbekannte Geschichten ansehen darf, kann ich doch ihre Wahrheit verbürgen, und somit glaube ich immerhin, nichts Unwillkommenes zu bieten. Möglich, daß ich durch sie auch andere Beobachter aufmuntere, ihre Erfahrungen an diesem Orte zu veröffentlichen, und hierdurch die so anziehende Thierseelenkunde wenigstens mittelbar bereichere. Und dann ist meine Arbeit mir überreich belohnt worden.

Wenn wir über den Charakter des Hundes berichten: des Hundes, unseres treuesten, wahrsten, edelsten Freundes, des so oft verkannten, selbst unwissentlich oder unwillentlich geschmähten Thieres, so müssen wir nothwendig auch hervorheben, wie das Thier sich im innigen Umgange mit dem Menschen veredelt. Der Hund opfert sein ursprüngliches Wesen, seine Selbstständigkeit, kurz sich selbst dem Menschen auf und gibt im Umgange mit ihm Hunderte von Beweisen für seine Biederkeit, Klugheit und Gemüthlichkeit, während man bei den verwilderten Thieren derselben Art alle guten Eigenschaften des Hundes, etwa mit Ausnahme seiner Klugheit, kaum noch bemerkt. Im gezähmten Zustande ist der Hund das treue Abbild seines Herrn, im Guten wie im Bösen; und nur selten kommt es vor, daß ein Hund, welcher von edlen Menschen gut behandelt wird, einen schlechten Charakter besitzt. Ich kann aus eigener Erfahrung auch hierfür ein Beispiel erzählen. Mein seliger Vater besaß einst solch einen Hund; er war wachsam bei Tage und bei Nacht, zeigte sich aber im hohen Grade menschenfeindlich. Jeder Fremde wurde angemeldet und jeder Bettler mit solchem Zähnefletschen angebellt, daß man immer besorgt sein mußte, er werde den armen Menschen gefährliche Wunden beibringen. Wachsamkeit war die einzige Tugend dieses Hundes; im Uebrigen war er eins der häßlichsten Thiere, welche ich je gesehen habe. Sein grämliches Wesen hatte gar keine Grenzen. Wenn ihn ein Fremder ansah oder eines der Hausgenossen auf ihn zuging, knurrte er, und wenn ein Kind mit ihm spielen wollte, fuhr er nach ihm und biß es nicht selten so sehr, daß es laut aufschrie.

Das Merkwürdigste bei ihm war aber der Umstand, daß seine Folgsamkeit gegen seinen Herrn und seine Furcht vor ihm nur kurze Zeit nachhielt. Der Zorn überwältigte ihn zuweilen derart, daß er nach meinem Vater biß. Geschah dies, dann war es höchste Zeit, ihn abzustrafen. Er wurde mit einem Ringe seines Halsbandes an einem an der Wand befindlichen Haken aufgehängt und tüchtig durchgeprügelt. Eine solche Züchtigung wirkte sehr wohlthätig auf ihn, die Furcht vor seinem Herrn kehrte wieder und machte ihn gehorsam: er schien wie umgewandelt. Allein dies dauerte nicht lange, nach vierzehn Tagen zeigte er schon wieder sein grämliches Wesen, und da dieses nicht zu bewältigen war, wurde er bald weggegeben.

Wie sehr steht das Betragen dieses Hundes der Gemüthlichkeit und Klugheit anderer entgegen! Ein naher Verwandter von mir hatte einen äußerst wachsamen Hund, welcher im ganzen Hause frei herum laufen konnte und bei Tage wie bei Nacht das geringste Geräusch durch Bellen anzeigte. Einstmals um Mitternacht kam dieser Hund laut bellend an das Schlafzimmer seines Herrn, kratzte an der Thüre, lief wieder fort und bellte unten. Bald darauf wiederholte er dasselbe Betragen; allein er wurde auch diesmal so wenig als das erste Mal verstanden. Er lief zum dritten Male fort, kam zum dritten Male wieder und kratzte lange Zeit laut bellend an die Thüre. Doch auch dieses Mal wurde nicht auf ihn gehört. Da lief er zum vierten Male fort und bellte unten wohl eine Viertelstunde lang.

Am andern Morgen zeigte es sich, wie klug der Hund gehandelt hatte. Am Fenster des Gewölbes war mit einem noch daneben stehenden Pfahl ein eiserner Stab umgebogen; und die Fußtritte unter dem Fenster zeigten deutlich, wie sehr sich die Diebe bemüht hatten, den Eingang zu eröffnen. Der Hund wollte dieses Verbrechen seinem Herrn anzeigen: deswegen bellte er vor der Thüre des Schlafzimmers, kratzte an derselben und lief fort, um zur Verfolgung der Diebe zu ermuntern, hatte jedoch durch sein Bellen Diese glücklich verscheucht. Sie waren eine Stunde weiter gegangen und hatten ein anderes Pfarrhaus, in welchem sich kein so wachsamer und kluger Hund befand, ausgestohlen.

Einen äußerst klugen Hund besaß mein verstorbener Freund, der Oberförster Heerwart in Wüstenwetzdorf bei Auma. Der Hund hieß Baskow, war ein ausgezeichneter Hühnerhund, stand sehr gut, suchte mit ebensoviel Geschick als Ausdauer und fing ein Reh, wenn es auch ganz leicht verwundet war oder wenn es, wie sich mein Freund ausdrückte, ein einziges Schrot hatte.

Einst bekam Heerwart ein lebendes junges Reh und zog es auf. Baskow erkannte sehr bald die Stellung, welche er gegen diesen kleinen Liebling seines Herrn einzunehmen hatte. Er verfolgte das Reh nicht nur nicht, sondern schonte es auf alle Weise und ließ sich Alles von ihm gefallen. Das merkte sich der kleine Rehbock sehr gut. Sobald sein Gehörn zu wachsen anfing, band er mit dem gewaltigen Hunde an, ging auf ihn los und trieb ihn vor sich her. Seine grenzenlose Unverschämtheit veranlaßte ihn sogar, den Hund in seiner Hütte zu beunruhigen! Wenn unser Baskow ruhig darin lag, stellte sich der kleine Störenfried vor dieselbe und stieß mit seinen kleinen Spießen so lange auf ihn, bis jener seine Hütte verließ. Diese nahm dann der Rehbock ein und behauptete sie so lange, als er Lust hatte. Baskow fühlte sich dadurch sehr gekränkt, das zeigte sein ganzes Wesen; allein er bezwang seine Wuth, weil ihm seine Klugheit rieth, sich bei allen diesen Unbilden ruhig zu verhalten.

Dieser Baskow zeigte seinen Verstand auch auf andere Weise. Er bewachte z. B. das Eigenthum seines Herrn mit größter Sorgfalt. Wenn Heerwart in einen Gasthof der Umgegend kam, stellte er sein Doppelgewehr in einen Winkel und legte seine Jagdtasche daneben. Sogleich nahm der treue Hund auf dieser Platz und machte ein solches Gesicht, daß es Jedermann verging, sich ihm zu nähern. Einst zeigte er eine ganz besondere Klugheit. Sein Herr hatte seine Mütze weit von der Jagdtasche auf einen Tisch gelegt und das Zimmer verlassen. Der Hund sah fortwährend nach der Thüre, und als der Herr mit seiner Rückkehr verzog, lief er nach dem Tische, faßte die Mütze mit der Schnauze, trug sie in den Winkel und legte sie neben die Jagdtasche, offenbar in keiner anderen Absicht, als um sie in der Nähe zu haben und sie sicher bewachen zu können.

Der Schwiegersohn Heerwarts besitzt unter den drei von Letzterem geerbten Hunden einen Hühnerhund, welcher ebenfalls sehr klug ist. Er sucht, steht und apportirt nicht nur vortrefflich, sondern leistet auch im Innern des Hauses allerlei Dienste. Dafür sorgt er aber auch, daß er nicht Hunger leide, und thut dies auf sehr geschickte Weise. Wenn er nicht zur bestimmten Zeit sein Futter bekommt, nimmt er seinen Freßtrog, der in der Gesindestube steht, in den Rachen, trägt ihn, sobald die Thüre aufgeht, über die Hausflur, und sobald die Thüre vom Wohnzimmer des Herrn geöffnet wird, in dieses. Dort stellt er ihn vor seinen Herrn hin, und dieser läßt ihm dann auch sogleich seinen Futternapf füllen. Aber er sorgt nicht blos für sich allein, sondern zuweilen auch für seine Gefährten. Vor Kurzem, als sich sein Herr nicht im Erdgeschosse, sondern im ersten Stocke aufhielt, trug er alle drei Futternäpfe auf den obern Saal und stellte sie hin. Als sein Herr herauskam, sah er ihn mit einem bittenden Blicke an, um ihm zu sagen, daß noch keiner der andern Hunde sein Futter bekommen hätte.

Einen merkwürdigen Beweis von Gemüthlichkeit gab ein Hund, welchen der Pfarrer Oertel zu Trebnitz bei Roda besaß, vor einigen Jahren. Er lebte seit langer Zeit mit der Hauskatze in schönster Eintracht und widerlegte dadurch das Sprüchwort: „Sie leben wie Hund und Katze.“ In hohem Alter wurde die Katze ganz schwach und kränklich, und suchte die Wärme des Sonnenscheins zu genießen. Sobald sie den Glanz der Sonne bemerkte, verließ sie ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort, den Platz unter dem Ofen und ging, wenn sich die Thüre öffnete, hinaus auf den Hof, um sich im Sonnenschein zu wärmen. Allein ehe Jahr und Tag verging, wurde sie so elend, daß sie nicht mehr in den Hof kriechen konnte. Was that der Hund, ihr treuer Freund? Er lag nicht nur nach wie vor die längste Zeit ganz nahe neben der armen Katze, offenbar in der Absicht, sie mit seinem Körper zu wärmen, sondern er gab auch genau Achtung auf die Witterung. Sobald die Sonne schien, nahm der zärtliche Hund die Katze in die Schnauze, wartete, bis die Thüre aufging, und trug sie auf dieselben Stellen, welche sie früher aufgesucht hatte, um sie den Sonnenschein genießen zu lassen. Sobald jene Plätze in Schatten kamen, holte er sie wieder ab und trug sie an ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort, unter den Ofen. Sie ließ sich dieses liebevolle Betragen gern gefallen und bezeigte ihm ihre Dankbarkeit durch zärtliche, dankbare Blicke; und der Hund setzte diese Pflege der altersschwachen Katze bis zu ihrem Tode unermüdet und unausgesetzt fort.

Ein anderes Beispiel von der Freundschaft eines Hundes gegen eine Katze ist ebenso auffallend, vielleicht noch auffallender. Der verstorbene Rentamtmann Dreßler in Neustadt an der Orla besaß einen Hund und eine Katze, deren Eintracht oder vielmehr Zärtlichkeit allgemeine Bewunderung erregte. Einst befand sich der Medicinalrath Dr. Schellenberg aus Neustadt, welcher mir diese merkwürdige Geschichte erzählte, in dem Wohnzimmer des Rentamtmanns, wo Hund und Katze wie gewöhnlich unter dem Sopha lagen. Ein Fremder trat mit seinem Hunde in die Stube; der Hund

bemerkte die Katze und fuhr wüthend auf sie los. Augenblicklich erhob sich der Haushund zum Schutze seiner Freundin, griff den fremden Ruhestörer ingrimmig an und biß sich so heftig mit ihm herum, daß die beiden Hunde kaum auseinander zu bringen waren. Im Verlauf einer Viertelstunde fing der fremde Hund zwei Mal die Feindseligkeiten mit der Katze wieder an und wurde zwei Mal von dem Haushunde tüchtig mitgenommen und von seinem Herrn mit Mühe zur Ruhe gebracht. Da er aber fortwährend knurrte und mit grimmigem Blicke nach der Katze hinsah, lief der Haushund nach der Mütze des Fremden, faßte sie mit der Schnauze und brachte sie demselben, um ihn auf eine verständliche Weise zum Fortgehen zu bewegen. Die drei Anwesenden freuten sich sehr über die Klugheit des treuen Thieres; der Fremde ging, und der Haushund begleitete ihn mit deutlichen Zeichen der Freude bis an die Thüre.

Ich selbst besaß einen Hund und eine Katze, welche Beide weiblichen Geschlechts und so vertraut mit einander waren, daß sie ihre Wochenbetten neben einander aufschlugen. Bald krochen die Jungen beider sonst einander feindseligen Thiere unter einander herum und wurden abwechselnd von dem Hunde und der Katze erwärmt und gesäugt.

Auch unser jetziger Hund hat viel Verstand. Er ist sehr klein, aber so muthvoll, daß er selbst sehr große Thiere, wie Pferde und Ochsen, anbellt. Er ist sehr wachsam; sobald aber ein Fremder einmal im Zimmer Platz genommen hat, ist er zutraulich gegen ihn und beweist ihm volles Vertrauen, indem er auf seinen Schooß springt. Sehr gern geht er mit mir aus und merkt es sogleich, wenn ich zum Weggehen Anstalt mache. Sobald dies geschieht, sucht er zu entkommen, um mich außerhalb des Hauses zu erwarten, weil es ihm auf diese Art doch zuweilen gelingt, daß ich ihn noch mitnehme. Sage ich ihm aber, während er noch unter dem Ofen liegt: „Du kommst mit!" dann ist er ganz außer sich vor Freude. In fremden Häusern bekommt er oft Langeweile und dann freut er sich sehr, wenn er sieht, daß ich mich zum Weggehen anschicke. Vorigen Herbst suchte er mich auf eine deutliche Weise dazu zu bewegen. Ich befand mich mit ihm in dem Hause eines benachbarten Freundes, von welchem ich gegen Abend wegzugehen pflege. Als diese Zeit kam, bemerkte ich bald, daß der Hund Langeweile hatte. Er sah mich an und dann nach der Thüre, um mich an das Weggehen zu erinnern. Als diese Mahnungen vergeblich waren, sprang er an den Tisch, auf welchem meine Mütze lag, warf sie herunter und da er an das Apportiren nicht gewöhnt ist, schob er sie mit den Vorderfüßen fast über die ganze Stube nach mir hin, hierdurch allgemeine Heiterkeit erregend. Ich hob die Mütze auf und als ich ihm zurief: „Du hast Recht, wir wollen nach Hause," war seine Freude, welche er auf alle Art äußerte, sehr groß.

Der verstorbene Steuereinnehmer L. in A. hatte einen Hund, welchen er sehr liebte. Der Hund erwiderte diese Liebe auf alle Weise. Sein Herr wurde krank; der Hund wich nicht von seinem Krankenlager; sein Herr starb, und der Hund würde dessen Leiche nicht verlassen haben, wenn er nicht mit Gewalt davon entfernt worden wäre. Als der Herr begraben wurde, folgte der Hund dem Leichenzuge und gab Achtung, wo der Sarg mit der Leiche seines lieben Herrn eingesenkt wurde. Nach Beendigung der Leichenfeier legte er sich auf das Grab und besuchte dieses lange Zeit täglich.

Aber auch gegen andere Hunde zeigen diese treuen Thiere oft eine große Liebe. Wir hatten früher zwei Haushunde, welche, weil sie beide männlichen Geschlechts waren, nicht immer in großer Freundschaft mit einander lebten, sondern sich oft mit einander herumbissen. Allein die Gewohnheit hatte doch ein gewisses Band um sie geschlungen. Denn als der Eine von ihnen gestorben und in meinem Hofe begraben worden war, scharrte der noch lebende täglich auf dem Grabe des Andern, um ihn wieder an das Licht zu bringen; er hatte ihn also trotz der öftern Kämpfe doch lieb gehabt.

Ein anderes Beispiel von brüderlicher Liebe gaben zwei Hunde im Altenburgischen. In einem Dorfe, nicht weit von Altenburg, wenn ich mich recht erinnere, in Treben, wurden von einer Familie junger Hunde zwei männliche behalten. Der eine blieb in Treben, der andere kam in ein anderes, nicht weit von Treben entferntes Dorf und wurde verschnitten. Diesen besucht der andere Hund täglich, bleibt einige Zeit bei ihm und kehrt dann zurück. Um ihn zum Besten zu haben, versperrte man ihm den Weg und trieb ihn mit Gewalt zurück. Allein er ließ sich dadurch nicht abhalten, er machte einen großen Umweg und kam von einer andern Seite glücklich zu seinem Bruder, welchen er auch später täglich besuchte.

Die Gemüthlichkeit des Hundes zeigt sich auch besonders bei der Erziehung seiner Jungen. Er pflegt, beleckt und säugt sie mit einem wahrhaften Wohlbehagen. Wenn eins derselben fehlt, sucht er überall darnach und freut sich ungemein, wenn er es gefunden hat. Wir besaßen einst eine Hündin, welche davon ein merkwürdiges Beispiel gab. Von den Jungen, welche sie hatte, wurde eins einem Bauer in Kleineberdorf, einem achtzehn Minuten von hier entfernten Dorfe, übergeben. Der alte Hund war außer sich, lief schnuppernd im ganzen Hause herum, um sein Kind zu suchen, und als er es da nicht fand, verließ er das Haus und brachte kurze Zeit darauf das Junge, welches er mit vieler Mühe hierher geschleppt hatte, indem er es mit der Schnauze an dem einen Beine faßte und theils forttrug, theils fortzog. Der junge Hund wurde wieder zum Bauer gebracht und von dem alten wieder geholt. Dies ging so lange fort, bis der junge Hund der mütterlichen Pflege entwachsen war.

Als Hauslehrer besaß ich einen Hühnerhund, Namens Waldmann, welcher so klug und gemüthlich war, daß ich ihm in diesen viel gelesenen Blättern ein Denkmal setzen muß. Mit dem frühesten Morgen stand er vor der Thüre meines Zimmers, um das Oeffnen derselben zu erwarten, weil er wußte, daß ich früh an meinem Schreibtische saß. Sobald mir der Kaffee gebracht wurde, kam er herein und blieb vor mir stehen, um seinen Morgengruß zu empfangen. Es kam nicht selten vor, daß ich, mit einer alle meine Gedanken in Anspruch nehmenden Arbeit beschäftigt, ihn nicht sogleich bemerkte. Das störte ihn aber gar nicht, er wartete ruhig viertelstundenlang, bis ich ihm zurief: „Nun, Waldmann, bist Du da? Du bist ein guter, lieber Hund." Jetzt streichelte ich ihm mit der Hand den Kopf und Nacken und bezeigte durch Blick und Gebehrde meine Liebe. Während er diese Liebkosung empfing, sah er mich mit einem ganz eignen Blicke, in welchem sich Freude und Dankbarkeit aussprach, eine Zeit lang an und ging dann unter den Ofen, seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort, um sich dort niederzulegen. Er verstand meine Sprache vollständig. Wenn ich im Begriff war wegzugehen und zu ihm sagte: „Waldmann, Du kannst nicht mit," ging er betrübt unter den Ofen. Sprach ich aber: „Waldmann, Du kannst mit," dann war er ganz außer sich vor Freude, sprang hoch empor und eilte nach der Thüre.

Seine Anhänglichkeit an meine Person war sehr groß. Einst mußte ich eine Reise unternehmen, welche ich zu Fuße machte. Ich ging früh weg und bat, den Waldmann nicht aus dem Hause zu lassen. Als ich vier Stunden weit gegangen war, kam mein Waldmann hinterdrein, ganz ermattet, mit weit vorgestreckter Zunge lechzend, denn er war ohne Frühstück entwischt und sehr schnell gelaufen. So ärgerlich mir seine Ankunft war, so freundlich begrüßte ich ihn und um ihn zu erquicken, theilte ich meinen Reiseproviant redlich mit ihm. In meinem Nachtquartiere sollte er vor meiner Kammerthüre schlafen, allein er sah mich mit einem so traurigen und flehentlichen Blicke an, daß ich ihn mit in die Schlafkammer nahm. Darüber war er sehr erfreut und legte sich nahe an meinem Bette nieder.

Seine Anhänglichkeit an mich war um so anerkennungswerther, da ich ihn nicht fütterte, und er gegen einen andern Bewohner des Hauses, welcher ihn auch mit auf die Jagd nahm, sich sehr widerspenstig zeigte. Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich aber daraus leicht erklären, daß er viel Ehrgefühl und Empfindlichkeit besaß. Ich behandelte ihn stets mit großer Liebe und gab ihm nie einen Schlag, auch dann nicht, wenn er, von seiner Hitze verleitet, mir auf der Jagd einen Verdruß gemacht hatte. Der Andere aber fuhr ihn an und züchtigte ihn, wenn er nicht folgen wollte. Dies empörte ihn so sehr, daß er sich niederlegte und ruhig prügeln ließ, ohne aufzustehen, was er sollte. Ich glaube gewiß, er hätte sich todtschlagen lassen, ehe er Gehorsam geleistet hätte.

Auch auf der Jagd zeigte es sich, daß er mich vollkommen verstand und mir willig folgte. Einst schoß ich auf einem mit Kalmus und Riedgras bewachsenen Teiche ein gepaartes Paar Krädenten. Das Männchen war auf der Stelle todt; das flügellahme Weibchen hatte sich in dem tiefen Grase meinen Blicken entzogen. Waldmann brachte mir jenes und sah mich gewissermaßen forschend und fragend an, was er weiter thun sollte. „Such'! such'!" war meine Antwort. Sogleich lief er wieder in den Teich nach der Stelle hin, welche ich ihm mit dem Finger zeigte, und durchstöberte Alles weit und breit, ohne die Ente zu finden. Schon

glaubte ich, sie einzubüßen, aber mein Waldmann kannte die Gewohnheit der verwundeten Wasservögel besser, als ich sie zu jener Zeit kannte. Er wußte, daß die Verwundeten häufig das Wasser verlassen und sich auf das Trockene begeben. Deshalb sprang er aus dem Teiche heraus und lief längs dem Ufer um denselben herum. Er hatte ihn fast umkreist, ohne etwas zu finden. Jetzt aber fuhr er zu, ergriff die Ente und brachte sie mit großen Sprüngen und sichtbarer Freude, welche noch größer wurde, als ich sie ihm unter Liebkosungen abnahm.

Von seiner Geschicklichkeit im Auffinden eines geschossenen Vogels noch zwei Beispiele. Einst hatte ich, ohne daß er gegenwärtig war, in einem mit hohem Riedgrase bewachsenen Teiche zwei weißäugige Enten geschossen, welche wegen des tiefen Grases, in dem sie lagen, vom Ufer aus nicht gesehen werden konnten. Ich holte meinen treuen Hund und befahl ihm, die Enten zu suchen. Er sah mich fragend an, denn er wußte nicht, wohin er schwimmen sollte. Ich zeigte ihm mit dem Finger den Weg, allein er war bei dem Schwimmen zu weit rechts gekommen. Ich wies mit dem Finger links. Sogleich schlug er diese Richtung ein und brachte nach kurzer Zeit die eine Ente. Ich nahm sie ihm unter Lobsprüchen und Liebkosungen ab und befahl ihm, die andere herbeizuholen. Er sprang sogleich wieder in den Teich, folgte genau der Weisung meines Fingers und legte nach wenigen Minuten die zweite Ente in meine Hand, indem er mich mit einem triumphirenden Blicke ansah. Natürlich liebkoste ich ihn jetzt ganz besonders zärtlich, worüber er hoch erfreut war.

Ebenso fand er später ein in tiefem Rohre liegendes Wasserhuhn, welches ich Tags vorher geschossen hatte und dessen Lagerstelle ich ihm nur mit dem Finger zeigen konnte. Er war auch äußerst gewandt im Fangen der nicht flugfähigen Enten, Teich- und Wasserhühner, denn er ergriff sie nicht nur auf der Oberfläche des Wassers und holte sie aus den dichtesten Schilf- und Rohrwäldern heraus, sondern brachte sie auch von dem Grunde des Teiches herauf. Einst legte er im April ein völlig flugfähiges Teichhuhn, welches er unter einem Erlenstocke hervorgezogen hatte, vor mich hin. So erpicht und gewandt er war, Säugethiere und Vögel in der Freiheit zu fangen, so nachsichtig und liebevoll zeigte er sich gegen die in meinem Zimmer frei herumlaufenden und herumfliegenden Vögel. Er that ihnen nicht das Geringste zu Leide, deswegen verloren sie auch alle Furcht vor ihm und hüpften ganz nahe um ihn herum.

Mit einem jungen Kiebitze schien er eine Art von Freundschaft geschlossen zu haben, denn von ihm ließ er sich Alles gefallen. Das merkte der Kiebitz bald und wurde so dreist, daß er ganz keck über den unter dem Ofen liegenden Waldmann hinweglief.

Alle diese Geschichten beruhen auf Thatsachen, welche ich verbürgen kann. Nächstens berichte ich vielleicht noch einige.

Der Leuchtthurm von Nord-Vorland und dessen katadioptrischer Apparat.

In dem einzigen vorigen Jahre forderte das Meer mit seinen beispiellosen Stürmen blos an den englischen Küsten nicht weniger als 1645 Menschen (gegen 340 im Jahre vorher) mit 1416 Schiffbrüchen, die einen Verlust von etwa zwei Millionen Pfund Sterling darstellen. Die meisten englischen Küsten sind gefährlicher, als andere Meeresgrenzen, theils wegen steiler Felsen, theils wegen Sandbänken und felsiger Untiefen. Es kommt daher besonders viel auf richtiges Fahrwasser, auf die genaueste Kenntniß des Meeresbodens und der Gegenden an, in welchen ein Schiff sich in jedem gegebenen Augenblicke befindet. Hier sind denn die Leuchtthürme, welche England mit ihren weithinstrahlenden Fixsternen umkränzen, von erster Wichtigkeit. Merkwürdiger Weise haben dies die Engländer, das größte moderne Seevolk, erst neuerdings besser eingesehen und angefangen, für eine größere Zahl wirklicher Leuchtthürme zu sorgen. Vor zwanzig Jahren gab es erst dreißig schlecht mit Kohlen- und Holzfeuer oder Talglichtern erleuchtete Thürme der Art. Im Frühjahre 1858 zählte man 77, daneben über 30 Feuerschiffe mit etwa 700 Beamten und Arbeitern. Seitdem aber sind einige der bedeutendsten und vollkommensten Leuchtthürme errichtet worden und noch andere im Bau begriffen.

Als eine der neuesten und vollkommensten Sonnen für umnachtete Schiffe gilt der Leuchtthurm von „North-Foreland," dem hervorspringenden Felsenstück zwischen Broadstairs und Kingsgate an der Küste von Kent, rechts von der Themsemündung und dem ungeheuern Meereskirchhofe „Godwin Sands" gegenüber. Wer des Nachts themsewärts fährt und von Hamburg oder einer französischen Küstenstadt herüberkommt, kann das warnende Licht weit aus dem dunkeln Horizonte aufblitzen und die aufschäumenden Wogen mit aufleuchtenden Kämmen darin sich spiegeln sehen.

Die neuesten englischen Leuchtthurm-Apparate sind den Franzosen entnommen. Die berühmteste seefahrende Nation leuchtete mit Holz, Kohlen und Talglichtern von ihren Thürmen, bis man erfuhr, daß Fresnel und Condorcet in Paris viel bessere Methoden erfunden und zur Ausführung gebracht hätten. Die Engländer schickten Stevenson hinüber, welcher die französische Reflections- (Zurückstrahlung) und Refractions- (Strahlenbrechung) Methode studirte und allmählich in England zur Geltung brachte. — Bei dem Reflections-Apparate steht das Licht vor einem Hohlspiegel, der das Licht so zurückwirft oder reflectirt, daß die Strahlen parallel mit der Axe des Spiegels auslaufen. Der Refractions-Apparat hat das Licht hinter einer Glas-Linse, welche das Licht so bricht, daß es sich in Linien, parallel mit einer, die man sich vom Focus nach dem Centrum der Linse gezogen denkt, bewegen muß. In der Regel wandte man Reflections-Apparate mit Licht, das sich dreht, so an, daß die Lichter in ihren Drehungen und verschiedenen Reflectionen vom Hohlspiegel immer in regelmäßigen Wiederholungen Lichtblitze nach den verschiedenen Richtungen des Horizontes warfen. Die Refractions-Apparate mit Drehung arbeiten so, daß eine einzige mächtige Lampe durch die sich um sie drehenden Linsen immer so oft Lichtblitze in die Ferne erzeugt, als diese Linsen die imaginäre Linie zwischen Focus und Centrum durchschneiden.

Erstere, die sogenannte katoptrische (brechende oder spiegelnde), und letztere, die dioptrische oder „durchsehende" Methode, hat man jetzt zu einer katadioptrischen vereinigt, um sich die Vortheile beider zu sichern und deren Nachtheile zu umgehen. Für das dioptrische System gehörige Linsen zu bekommen, ist ungemein schwierig und kostspielig. Die katadioptrische Beleuchtung besteht nun wesentlich darin, daß man die Linse gleichsam in besondere Ringe zerlegt, wodurch man das Licht mit allen Reflectoren noch verdoppeln kann. Die optisch-mathematische Auseinandersetzung dieses Processes würde uns tief in die exacte Wissenschaft führen und viele Zeichnungen nöthig machen, außerdem noch Vieles voraussetzen.

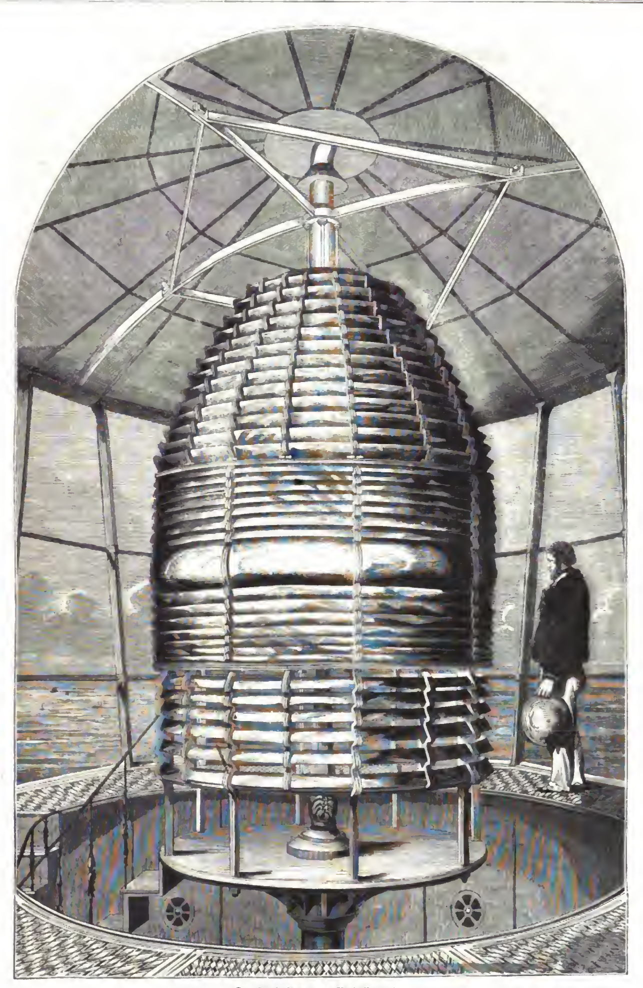
Sehen wir uns hier nur die katadioptrische Laterne näher an, die jetzt (seit September 1858), ein Werk der Herren Wilkins und Co. in London, auf dem Leuchtthurme von North-Foreland fast jede Nacht von umnachteten und sturmgepeitschten Schiffen als Licht und Halt, als Rettung und Trost begrüßt wird.

Die Laterne ist 14 Fuß weit und 22 hoch, sechszehnseitig und mit diagonalen Reifen, „Astragalen", versehen. Diese Ringe oder Reifen beschränken durch ihre Stellung die Lichtbrechung auf einen kleinen, schrägen Raum; aufrecht gestellt, würden sie es durch die ganze Höhe des Refractions-Gürtels beeinträchtigen. Außerdem hat diese Construction das Gute, daß sie dem ganzen Rahmenwerk mehr Festigkeit gibt und so verhältnißmäßig dünnere Reifen-Barren, die weniger Licht aufhalten, genommen werden können.

Die Glasscheiben sind dreieckig und als solche stärker, als vierseitige von derselben Größe. Die Körpermasse der Laterne besteht aus einem Gemisch von Kanonenmetall und Kupfer, ohne lackirt oder sonst übertüncht zu sein. Sie kostete etwas über 1500 Pfd. Sterl. ohne den Leucht-Apparat darin, der mit mehr als 1000 Pfund bezahlt ward. Letzterer besteht aus einer großen Argand'schen Lampe mit drei Dochten, die so viel wie siebzehn gewöhnliche Argand'sche Lampen an Oel verzehrt und die Leuchtkraft von dreißig solchen Lampen ausstrahlt.

Freilich nur die, „welche hinaus gehen in Schiffen auf die wogende See und ihr Geschäft auf großen Wassern haben", können würdigen, was eine solche Lampe in sternenloser, stürmischer Nacht für Lebens- und Leuchtkraft um sich her ausgießt. So möge der Nord-Vorland-Leuchtthurm stehen und leuchten und sprechen mit der Sprache, die ihm Longfellow gegeben:

„Nur frisch, nur segelfrisch, ihr stolzen Schiffe!
Als Flügelbrücken spannt den Ocean!
Ich bin euch Sonn', ich schütz' euch vor dem Riffe
Und helf' euch Männern, selbst ein Mann."



Der Leuchtthurm von Nord-Vorland.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

V.

In ihren musikalischen Studien war Wilhelmine Schröder-Devrient sehr gewissenhaft. Jeden Morgen sang sie die Tonleiter und einige der Bordogni'schen Solfeggien. Sie war längst eine Künstlerin von europäischem Ruf, als sie noch immer Musikstunden nahm, und so lange der alte, berühmte Gesanglehrer Miecksch — ein Schüler Bernacchis — in Dresden lebte, kehrte sie nach jeder Kunstreise unter sein despotisches Scepter zurück.

Diese Kunstreisen hatten Wilhelminen schon in den zwanziger Jahren von Königsberg bis an den Rhein geführt; in Berlin hatte sie verschiedene Mal gastirt; in München, in Frankfurt a. M., in vielen kleinern Städten, die auf ihrem Wege lagen, hatte sie gesungen und überall den höchsten Enthusiasmus erregt.

An den Huldigungen, die ihr zu Theil wurden, hatte sie eine herzliche Freude und sie gab dieselbe in so liebenswürdiger Weise zu erkennen, daß sich fast überall zwischen ihr und dem Publicum eine Art von Freundschaftsverhältniß bildete. Dabei kam es oft zu den drolligsten Scenen, und noch in der letzten Zeit erzählte die Künstlerin mit vielem Humor von derartigen Auftritten.

So z. B. von einem Abend in Königsberg, wo sie gleich nach ihrer Verheirathung gastirte. Sie gab die Frau von Schlingen in den Wienern in Berlin und sang ein eingelegtes Liedchen in Wiener Mundart, eine Klage des Heimwehs, die alle Zuhörer tief ergriff. Als der letzte Ton verklang, saß die Menge in athemlosem Schweigen, aber plötzlich erhebt sich im Sperrsitz ein alter Herr und bittet mit flehend erhobenen Händen, Madame Devrient möge ihm den einzigen Wunsch gewähren, ihm eine Abschrift dieses Liedchens zu geben, — worauf sich von allen Seiten dasselbe Verlangen in lauten Ausrufungen aussprach. Die Sängerin stutzte — aber nur einen Augenblick, dann trat sie lächelnd an die Lampen und erwiderte, es thäte ihr leid, daß sie diesen Wunsch nicht erfüllen dürfe; sie hätte dem Dichter versprochen, keine Abschrift des Gedichts zu geben. „Aber Sie werden das Liedchen wohl öfter von mir hören," fuhr sie schalkhaft fort; „und wenn Sie es dann nachschreiben wollen . . . ." Da capo! Da capo! fiel die Menge jubelnd ein; die Herren griffen zu Bleistift und Brieftasche — Wilhelmine sang, und am folgenden Morgen coursirte das Lied in der ganzen Stadt.

Zu diesen heitern Erinnerungen gehörte auch eine poetische Epistel, die der Künstlerin während eines Gastspiels in Leipzig von zwei Studenten zugeschickt wurde. Die jungen Musensöhne schildern darin auf's Beweglichste ihre Sehnsucht, Frau Schröder-Devrient als Fidelio zu sehen, und schließen mit den Worten:

„Da Du, der Töne Zauberkönigin,
Erst heut' in unsre Stadt gezogen,
Und das Semester nun zum Ende hin,
Wo Vaters Wechsel längst verflogen,
So bitten wir — zwei Musensöhne —
Vasallen auch im Reich der Töne,
Uns heute einmal zu beglücken
Und zwei Parterre-Billets zu schicken.
Es bleibt Dir unser heißer Dank
Nicht heute nur, nein lebenslang!"

Daß die Bitte erfüllt wurde, braucht kaum gesagt zu werden. Die wunderlichste aller Huldigungen aber wurde der berühmten Frau von einem Ungar zu Theil, der ihr in höchster Begeisterung zurust:

„Wo nimmst Du denn her diese Zauberbewegung,
Mit der Du das Auge berückst?
Wo nimmst Du denn her die Gewalten der Töne,
Mit denen das Ohr Du bestrickst?
Stehn Dir zu Gebote verdoppelte Glieder,
Und singst Du mit vielfachen Zungen die Lieder?"

Am meisten freute sich Wilhelmine über die Liebesbeweise, die sie vom Volke empfing. Es that ihr wohl, wenn ein Arbeiter mit den Worten: „das ist ja unsre Schröder-Devrient!" die Mütze vor ihr zog; oder wenn sie bemerkte, daß sich die Marktweiber anstießen und ihren Namen nannten, wenn sie vorüber ging, und ganz glücklich war sie über eine alte Leinwandverkäuferin, die ihr — als sie das letzte Mal nach beinah zehnjähriger Abwesenheit nach Dresden zurück kam — auf offenem Markt mit den Worten: „Ach! meine beste Madame Devrient, sind Sie denn wieder da?" um den Hals fiel. „Das ist mein Stolz, daß ich im Herzen des Volkes stecke," pflegte sie zu sagen.

Das war wirklich der Fall und wird es wohl noch lange sein, denn das Volk hat ein treues Gedächtniß für seine Freunde. Als die Künstlerin von der Bühne scheiden wollte, weiß ich, daß ein Zimmermann, der als Maschinist im Theater beschäftigt war, sein fünfjähriges Töchterchen mit in die Probe nahm, damit das Kind doch einmal die Schröder-Devrient sehen sollte. „Paß auf und sieh Dir diese Frau recht ordentlich an," sagte er zu der Kleinen; „die Andern kannst Du alle vergessen, aber diese nicht, das ist die Schröder-Devrient."

Im Frühjahr 1830 erhielt die Künstlerin einen Ruf nach Paris, das heißt, sie wurde auf zwei Monate von der Direction der italienischen Oper engagirt, die eine deutsche Truppe aus Aachen kommen ließ und für die ersten Tenorpartien den berühmten Anton Haitzinger gewann. Mit stolzer Freude unterschrieb Wilhelmine den Contract, dessen Bedingungen ebenso glänzend als ehrenvoll waren, aber je näher die Abreise heranrückte, um so schwerer fühlte sie sich von der Größe der übernommenen Verpflichtung bedrückt. „Ich hatte nicht allein meinen eigenen Ruf, ich hatte die deutsche Musik zu vertreten," schrieb sie; „wenn die Künstlerin nicht gefiel, so mußten Mozart, Beethoven, Weber darunter leiden. Bei diesem Gedanken überfiel mich eine solche Angst, daß ich mehr als einmal im Begriff war, Alles daran zu setzen, um den Contract wieder rückgängig zu machen."

Es kamen aber auch Stunden, wo sie sich der Größe ihrer Aufgabe freute und wo das Gefühl der eignen Kraft mächtig genug wurde, alle Besorgnisse zu überwinden. „Nicht wahr, ich bin eine Künstlerin — ich darf mich in den Kampf wagen?" sagte sie dann zu den Freunden, die ihr in den Stunden der Muthlosigkeit vergebens zuzureden suchten. Nach und nach befestigte sich aber in ihr die Ueberzeugung, daß gerade sie zur Prophetin deutscher Kunst berufen wäre, und so trat sie in gehobner Stimmung die Reise an.

Unterwegs verweilte sie in Weimar, wo sie das Publicum, dem sie bekannt und lieb war, durch einige Gastrollen entzückte. Der achtzigjährige Goethe, der seit seiner Entlassung als Intendant — 1817 — das Theater nicht mehr betrat, wünschte die Künstlerin zu hören, deren Lob ihm von allen Seiten mit Begeisterung verkündigt wurde. Er lud sie ein, ihn zu besuchen, und sie sang ihm einige Lieder vor, denen der alte Herr mit steigendem Interesse lauschte. Ueber Stimme und Vortrag der Sängerin sprach er sich anerkennend aus — der höchste Triumph vielleicht, den Wilhelmine je errungen hat, denn Goethe hatte sich längst gewöhnt, das Gute und Schöne nur in der Vergangenheit zu finden. Zur Erinnerung an dies einzige Zusammensein mit dem großen Manne bewahrte Wilhelmine in ihrem Album ein Blatt von seiner Hand. Ein aufsteigender Adler, der eine goldene Lyra in den Fängen trägt, ist darauf gemalt, und darunter steht in herrlichen, festen Schriftzügen:

„Guter Adler, nicht in's Weite,
Mit der Leyer nicht nach oben!
Unsre Sängerin begleite,
Daß wir Euch zusammen loben."
Weimar, 24. April 1830. Goethe.

Sobald Wilhelmine in Paris angekommen war, begannen die Proben, und schon am 6. Mai debütirte sie als Agathe. Das Haus war zum Erdrücken voll; die Menge sah in lautloser Erwartung der Oper — und der Künstlerin entgegen, von deren Schönheit das Gerücht Wunderdinge erzählte. Mit großer Befangenheit trat Wilhelmine auf. Aber gleich nach dem Duett mit Aennchen wurde sie durch lauten Beifall ermuthigt; als die große Scene am Fenster begann, hatte sie sich vollständig in der Gewalt — sie war wieder einmal, wie Weber gesagt hatte, „die erste Agathe der Welt", und das Entzücken des Publicums sprach sich so stürmisch aus, daß die Künstlerin vier Mal aufhören mußte zu singen, weil sie das Orchester nicht mehr hörte. Am Schluß des Actes wurde sie im vollen Sinn des Wortes mit Blumen über-

schüttet, und denselben Abend brachten ihr ihre Bewunderer eine Serenade. — Paris hatte die deutsche Sängerin anerkannt!

Es schien kaum möglich, daß sich nach diesem glänzenden Debüt der Enthusiasmus des Pariser Publicums steigern könnte — und doch war es so. Fidelio besonders erregte einen Sturm des Entzückens. Die verschiedenen Ouvertüren, die Beethoven zu seiner Leonore geschrieben hat, wurden längst in den Concerten des Conservatoire mit unnachahmlicher Meisterschaft vorgetragen, aber die Oper lernte Paris erst durch Wilhelmine Schröder-Devrient in voller Schönheit kennen. „Seht diese Frau, die der Himmel eigens dazu gemacht zu haben scheint, Beethovens Fidelio zu sein!" ruft einer der französischen Berichterstatter aus. „Sie singt nicht, wie andere Künstler singen; sie spricht nicht, wie wir es gewöhnt sind; ihr Spiel ist den Regeln der Kunst durchaus nicht angemessen — es ist, als wüßte sie gar nicht, daß sie auf einer Bühne steht! Sie singt mit der Seele noch mehr als mit der Stimme, ihre Töne kommen aus dem Herzen mehr als aus der Kehle ... sie vergißt das Publicum, sie vergißt sich selbst, um ganz in dem Wesen aufzugehn, das sie darstellt." — Der Eindruck war ein so gewaltiger, daß, obwohl nur Haitzinger und der Chor Wilhelminen würdig zur Seite standen, nach dem Schluß des Stücks der Vorhang wieder aufgezogen und das Finale wiederholt werden mußte — was bis dahin noch niemals vorgekommen war.

Neben ihrer künstlerischen Thätigkeit — die deutsche Gesellschaft gab außer den beiden schon genannten Opern: Euryanthe, Oberon, die Schweizerfamilie, die Vestalin, und die Entführung aus dem Serail — wurde Wilhelmine durch das Pariser Leben vielfach in Anspruch genommen. Sie kam mit vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten zusammen; die anmuthigen Formen der französischen Geselligkeit thaten ihr wohl; die Kunstschätze der Pariser Sammlungen erschlossen ihr eine neue Welt — ihr Gesichtskreis erweiterte sich in jeder Richtung. Aber während sie das Fremde unbefangen auf sich wirken ließ, und alles Gute und Schöne freudig anerkannte, wuchs und erstarkte in ihr die Liebe für deutsches Leben, deutsche Kunst. „Was wir an unserer Musik haben, ist mir erst damals recht klar geworden," sagte sie, „und wenn mich die Franzosen auch noch so enthusiastisch aufnahmen — wohlthuender war mir immer der Beifall eines deutschen Publicums, von dem ich mich verstanden wußte, während bei den Franzosen vor allem die Mode entscheidet."

Die deutsche Oper war zur ungünstigsten Zeit nach Paris gekommen; die Julirevolution war im Anzuge. Schon verkündigten einzelne Sturmvögel den Ausbruch des Ungewitters, und die politischen Interessen drängten mehr und mehr alles Andere in den Hintergrund. Der Abschied Wilhelminens wurde darum nicht so allgemein beachtet und beklagt, wie der ihrer Vorgängerin, Henriette Sontag, die Paris im Januar verlassen hatte. Nur die Musikverständigen und die ihr persönlich Befreundeten fühlten die Lücke, die sie zurückließ, und ihr selbst war Paris so lieb geworden, daß sie von Herzen in den Abschiedsgruß: „Auf Wiedersehen!" einstimmte.

Wilhelmine kehrte nach Deutschland zurück; den Rest ihres Urlaubes, der bis zum October währte, benutzte sie zu kleinen Erholungsreisen und Besuchen bei Freunden. Auch ihren Bruder, Wilhelm Smets, suchte sie auf. Er war damals Pfarrer zu Hersel am Rhein, ein stiller Gelehrter, der jeden Augenblick, den ihm die Amtsgeschäfte übrig ließen, den Büchern widmete. Um so größer war darum auch das Erstaunen seiner Pfarrkinder, als in den ersten Septembertagen eine Extrapostchaise durch die Dorfgasse rasselte und vor dem Pfarrhause hielt, wo die unzähligen Koffer und Hutschachteln, womit der Wagen bepackt war, abgeladen wurden. Das Erstaunen wuchs, als bald darauf eine schöne, junge Frau mit blonden Locken am Arme des hochwürdigen Herrn erschien, um Dorf und Umgegend in Augenschein zu nehmen.

Im Pfarrhause war nun für einige Tage ein gar fremdartiges Leben. Vom Morgen bis zum Abend hörte man darin singen, lachen, hin- und herlaufen, und das schöne Gesicht der fremden Frau war bald an diesem, bald an jenem Fenster zu sehen. Von Alt und Jung wurde der Zaun des Pfarrgartens belagert, denn Jeder war begierig, einen Gruß der freundlichen blauen Augen zu bekommen oder die Lieder der Fremden zu hören, die bald lustiger waren, als der lustigste Tanz, bald so traurig, daß dem Lauschenden das Herz still stand und daß ihm Thränen in die Augen stiegen.

So kam die Kirchweih heran, — ein Tag, von dem man noch heute in Hersel erzählen hört, denn Wilhelmine Schröder-Devrient war mitten unter den Fröhlichen, tanzte mit den Bauermädchen um die Wette, sang Volkslieder und österreichische Schnaderhüpfeln, und als das ländliche Orchester einen besonders feierlichen Walzer anstimmte, umfaßte sie ihren hochwürdigen Herrn Bruder, zog ihn trotz seines Sträubens in die Reihen der Tanzenden und ließ ihn nicht los, bis der Walzer zu Ende war. — Aber auch die fröhlichen Tage gingen zu Ende. Der Reisewagen wurde wieder bepackt, der Pfarrer nahm Abschied von der Schwester, und in Hersel kehrte Alles in's alte Gleis zurück. Im Pfarrhause war es todesstill; die neugierige Jugend drängte sich nicht mehr um den Gartenzaun; der Pfarrer saß wieder wie sonst einsam bei seinen Büchern — aber der Name der Entfernten wurde lange noch, besonders von den Armen, mit Liebe genannt, denn auch hier hatte sie — wie das immer ihre Art war — die Hungrigen gespeist und die Nackenden gekleidet. Und auch sie erinnerte sich gern der Idylle des Pfarrhauses.

Nach dem unruhvollen Leben der letzten Monate hatte ihr das stille Dorf unsäglich wohl gethan, und vor Allem hatte sie das Zusammensein mit dem treuen brüderlichen Freunde erquickt, dessen Namen sie nie ohne Rührung nannte. Als sie, nach Dresden zurückgekehrt, ihre Sachen ordnete und zufällig das Album aufschlug, fand sie neben Goethe's Versen ein Blatt, worauf der Bruder geschrieben hatte:

„Wenn den Adler schützend auf der Reise
Goethe heißet mit Dir zieh'n,
Steht es mir an, daß den Herrn ich preise,
Der Dir himmlischen Gesang vertieh'n,
Der Dich, Schwester Sängerin, begleite,
Huldvoll lenkend Deines Lebens Stern.
Zögst Du dann auch in die weitste Weite,
Stets vereint sind wir im Geist des Herrn."

Bis nach Weihnachten blieb die Künstlerin in Dresden und am 1. Januar 1831 begann sie ein Gastspiel in Berlin. Sie wurde vom Publicum mit Enthusiasmus aufgenommen. Der Wunsch, sie ganz für Berlin zu gewinnen, sprach sich so dringend von allen Seiten aus, daß die Direction der Oper — Spontini war damals General-Musik-Director — Unterhandlungen mit ihr anknüpfen mußte.

Sie stellte Forderungen, die heutzutage jeder mittelmäßigen Sängerin gewährt würden, für Wilhelmine Schröder-Devrient wurden sie zu hoch gefunden — (der Taglioni wurde freilich zu derselben Zeit ein Engagement mit 6000 Thaler Gage und drei Monate Urlaub angeboten) — und da Wilhelmine viel zu sehr Künstlerin war, um mit ihrer Kunst Wucher zu treiben, ging sie ohne Weiteres auf die Gegenvorschläge der Direction ein. Der Contract wurde aufgesetzt, Alles war in Ordnung, bis auf die letzte, allerhöchste Bestätigung — plötzlich erfolgt von oben herab abschläglicher Bescheid! Wenige Wochen zuvor hatte Wilhelmine vom Könige, für ihre herrliche Darstellung der Vestalin, ein Geschenk erhalten, auch der Intendant, Graf Redern, war für das Engagement — man fragte und forschte vergebens, was der Künstlerin jetzt auf einmal entgegenstehen könnte.

Und doch lag die Antwort nahe: Wilhelmine verstand sich nicht darauf — und bis an's Ende hat sie das nicht gelernt — jene einflußreichen Persönlichkeiten für sich zu gewinnen, die sich um jede größere Kunstanstalt drängen, im Dunkeln ihr Wesen treiben, eine Menge Fäden in den Händen haben, durch welche sie auf Directionen und Journale einwirken, und die nichts begehren, als dann und wann einen Tribut aus der Börse des Künstlers, für den sie sich interessiren, oder einen Platz an seinem Tische, oder auch nur das Recht, mit seiner Freundschaft zu prahlen. Wilhelminens ganzer Künstlerstolz empörte sich bei dem Gedanken, auch nur den Schatten eines Erfolges solchen Einflüssen verdanken zu sollen. Noch in der letzten Zeit erzählte sie mit Entrüstung von einem „Geschäft" in Frankfurt a. M., dessen Besitzer jedem gastirenden Künstler ein Buch überreicht, worin die verschiedenen Huldigungen rubricirt sind: so und so viel für das „Empfangen" — so und so viel für einmaligen, zweimaligen, dreimaligen Herausruf. Das Rufen während der Scene ist höher tarirt, als nach Schluß des Actes. Auch Blumen- und Lorbeerkränze besorgt der gefällige Mann; Gedichte sogar auf Papierstreifen oder Atlasbändern — der Künstler braucht nur zu wählen — und zu bezahlen! „Auch mir hat man das Buch geschickt," sagte Wilhelmine

mit jenem ihr eigenthümlichen Zucken der Lippen, das ihren Mund so ausdrucksvoll machte, „ich habe sehr berühmte Namen darin gelesen, den meinigen würdet Ihr vergebens suchen!"

Wilhelmine Schröder-Devrient wies jede erniedrigende Protection, jede Annäherung der „Herrn von der Claque", alle unwürdigen Anerbietungen, die bald in der feinsten, bald in der unverschämtesten Form gestellt wurden, mit Abscheu zurück. Es ist ihr freilich auch passirt, daß die Herren, die für Journale über sie geschrieben hatten, ihr nachträglich eine Rechnung für „Correspondenzen" überreichten. Einmal wurden ihr sogar für Empfehlungsbriefe, die sie aus Gutmüthigkeit angenommen, aber niemals abgegeben hatte, hundert Thaler abgefordert. Sie hat in solchen Fällen dem Unverschämten entweder ohne Umstände die Thür gewiesen, oder sie hat die geforderte Summe bezahlt, „um das Gesindel los zu werden" — aber sie hat das nie gethan, ohne ihre tiefe Verachtung auszusprechen oder ohne dem „gefälligen Freund" zu bedeuten, daß er ihre Schwelle nicht mehr betreten dürfe. Diese Herren haben sich dann gerächt mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, d. h. sie haben verleumdet und intriguirt.

Schon in Paris hatte die Künstlerin in dieser Beziehung bittere Erfahrungen gemacht, auch in Berlin sollte sie die Macht der beleidigten Coterie kennen lernen. Vergebens sprach sich das Publicum, vergebens der bessere Theil der Tagespresse ganz entschieden für sie aus — die Unterhandlungen waren und blieben abgebrochen, obwohl die Berliner Oper damals keine Primadonna hatte. Der Einfluß ihrer Widersacher ging sogar so weit, daß ihr das Benefiz verweigert wurde, welches vorher jedem bedeutenden Gast: der Schechner, der Sontag, der Heinefetter, gewährt war.

Am 26. März trat Wilhelmine zum letzten Male — als Fidelio — auf. Sie hatte sich inzwischen entschlossen, eine zweite Einladung nach Paris anzunehmen, der ein bleibendes Engagement folgen sollte, und wollte ihre Reise schon am nächsten Tage antreten. Das Publicum überschüttete sie mit Beifallszeichen. Es war, als wollte man sie durch verdoppelte Liebe für die Kränkungen entschädigen, die sie in den letzten Wochen erfahren hatte. Die Künstlerin war tief ergriffen. Als mit dem letzten stürmischen Hervorruf von allen Seiten die Worte: „Hierbleiben! Wiederkommen!" erschallten, trat sie dicht an die Lampen und erwiderte mit jener einfachen Herzlichkeit, durch welche ihr Wesen so unwiderstehlich war:

„Ich danke Ihnen für Ihre nachsichtsvolle Güte. Sehnlich hätte ich gewünscht, daß es mir vergönnt gewesen wäre, hier zu verweilen. Mit Schmerz scheide ich von meinem Vaterlande, das ich nie vergessen werde!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Noch einmal überflogen die schönen, in Thränen schimmernden Augen das überfüllte Haus; dann nahm sie einen der vielen Kränze und ein Gedicht, das vor ihren Füßen niedergefallen war, vom Boden auf und entfernte sich mit gesenktem Haupt und zögernden Schritten.

Als Abschiedsgruß erhielt sie noch am nächsten Morgen ein Blatt von Ludwig Rellstab, das sie bis an's Ende unter ihren liebsten Andenken aufbewahrt hat. Es enthielt die Verse:

„Erstaunt seh ich Dein zauberisch Verschwenden;
Ein Herz hat jede Brust doch nur zu spenden,
Und Du schenkst eines jedem Ton und Blick.
Dennoch erschöpfst Du nie des Reichthums Quellen,
Denn jeder Blick, jedweden Tones Schwellen
Bringt Dein Geschenk Dir tausendfach zurück.

Berlin, 27. März 1831. L. Rellstab.

Empfunden bei jedem Ton, den ich von Ihnen gehört."

Blätter und Blüthen.

Bild aus Alexander von Humboldt's Leben. Während A. v. Humboldt's großer Reise im südlichen Amerika mit Aimé Bonpland, in den Jahren 1799 bis 1804, durchstreiften sie einst, wie so oft, mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, das wilde Cordillerengebirge. Sie waren manchen Tag in den einsamen Wäldern umhergeirrt, ohne ein menschliches Antlitz gesehen zu haben, nur das Geschrei der zahlreichen buntgefiederten Vögel erfüllte ihr Ohr. — Plötzlich horcht Humboldt auf; ein eigenthümlicher Ton, der unmöglich von den Vögeln des Waldes herrühren kann, hat sein Ohr berührt und seine Seele wunderbar ergriffen. Der Ton ist verstummt; dem Naturforscher ist, als habe er geträumt. Da läßt sich der Ton wieder und näher vernehmen; Humboldt winkt Bonpland zu, während sich seine Augen mit Thränen der Ueberraschung und Rührung füllen. Ton reiht sich an Ton, es ist die allen Deutschen wohlbekannte und theuere Melodie des Volkslieds von Usteri: „Freut euch des Lebens", die von einem menschlichen Munde lustig gepfiffen wird. Die horchenden Naturforscher vernehmen endlich ferne Schritte, der Pfeifer der Liedsweise kommt näher und nun wechselt er und statt des Pfeifens singt er mit heller Stimme:

„Man schafft so gern sich Sorg und Müh,
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht."

Humboldt hält sich nicht länger; er stürmt auf den fröhlichen Sänger los. Noch wenige Schritte, und er steht einem einfach gekleideten Manne gegenüber, dessen gesunde Gesichtsfarbe und Züge eine heitere deutsche Menschenseele verkünden und der vielleicht zehn Jahre älter ist als er selbst. Der Mann ist mit den Utensilien des Vogelfangs ausgerüstet und augenscheinlich beschäftigt, Papageien und Loris zu fangen.

„Hoho, Mann, Ihr müßt ein Deutscher sein?"

„Das versteht sich, ein ganzer und echter Deutscher vom Kopfwirbel bis zur Fußzehe. Das beste Stück daran ist das Ding, das unterm linken Knopfloch hämmert. Das ist erst einmal recht deutsch. Und Sie, Herr, sind doch wohl auch ein deutscher Landsmann?"

„Errathen! Ich bin aus Berlin. Und Sie, Landsmann?"

„Ich bin aus Waltershausen am Thüringerwalde."

„Wo Bechstein, der Naturforscher wohnt, der die treffliche Naturgeschichte der Singvögel geschrieben hat."

„Der ist mein Schulcamerad und Kumpan. Wir sind genug zusammen auf den Vogelfang in unsere Berge gegangen. Der hat viel von mir gelernt, und ich von ihm."

„Aber, Landsmann, wie kommen Sie denn in diese amerikanischen Wälder? Es scheint, um auch hier Vögel zu fangen?"

„So ist's. Ich bin der Vogelfänger und Vogelhändler Thiem. Die deutschen Singvögel führ' ich tausendweise nach Amerika, und nehme amerikanische Vögel als Rückfracht nach Deutschland mit."

„Sie sind ein interessanter Mann, Landsmann. Auch ein Stück Naturforscher, wie ich selbst. Wie sind Sie denn auf diesen in seiner Art einzigen Betriebszweig gekommen?"

„Meines Zeichens bin ich eigentlich ein Schuster. Ich hatte aber kein rechtes Sitzfleisch; der Vogelfang war nun einmal meine Leidenschaft. Es erging dem Matthäus Bechstein ebenso. Der studirte auf den Pfarrer, gerade wie ich auf den Schuster; wir liefen mit der Leimscheide, dem Gärnchen und der Würmerschachtel in die Berge und fingen Vögel. Hernach, als er zum ersten Mal predigte, bracht' er nichts als Vogelfang vor. Er gründete die Forstlehranstalt in unserer Vaterstadt, mich aber bracht' er auf die Idee, mit meinen eingefangenen und angelernten Singvögeln auf den Handel zu gehen. Zuerst reiste ich damit nach Rußland und hab' in Petersburg manche Jahre gute Geschäfte gemacht, die mir die Lust erweckten, auch nach Amerika zu gehen. Erst verkaufte ich in New-York und andern großen Städten meine thüringischen Waldmusikanten und nahm Papageien dafür mit. Endlich kam mir der Gedanke, die amerikanischen Vögel selbst hier zu fangen, wie die deutschen drüben. Und so sehen Sie mich, Herr Landsmann, als Vogelfänger und Vogelhändler zweier Welttheile."

Humboldt's Freude über den deutschen Landsmann und Geschäftsgenossen war ungemein groß, und der treffliche Bonpland theilte sie. Sie blieben einige Zeit mit dem lustigen Thüringer zusammen, der sie durch seine Schnurren und Erzählung seiner Abenteuer oft ergötzte, und Humboldt pflegte später oft die Scene in den Urwäldern Südamerika's zu erzählen, die seiner Versicherung nach ihm die höchste und angenehmste Ueberraschung seines Lebens bereitet. Er pflegte dann lächelnd hinzuzusetzen: „Was doch alles aus einem deutschen Schuster werden kann: Hans Sachs ein großer Dichter, Jakob Böhme ein großer Philosoph und Thiem ein großer Vogelfänger in Europa und Amerika!"

Ich habe Thiem noch gekannt; er war ein sehr origineller Mensch und setzte seine ungeheuern Reisen mit Vögeln bis zu seinem Tode fort. Abwechselnd ging er nach Amerika und Rußland, und nach Petersburg und Moskau führte er die gefiederten Bewohner des Thüringerwaldes und der Cordilleren. Eine Menge Menschen in unserem südwestlichen thüringischen Gebirge fingen für ihn Meisen, Finken, Rothbrüstchen, Drosseln, Gimpel (Dompfaffen), Nachtigallen ꝛc. und lehrten sie künstliche Gesänge. Sehr interessant war sein großer Wagen, der außer dem Gestell aus lauter kleinen hölzernen Gebauern zusammengesetzt war. Diese waren so geschickt placirt, daß die Vögel bequem gefüttert und getränkt werden konnten. Fuhr Thiem nach Rußland, so mischte sich auf seinem Wagen das Geschrei der Aras und Loris in das Gezwitscher der gefiederten Kinder unserer heimischen Wälder. — Ich konnte als Knabe nie an dem von Pferden in die weite kalte Welt hinausgezogenen ungeheueren Vogelhaus mit seinen Tausenden von Bewohnern vorübergehen, ohne daß mir das Wasser in die Augen trat. Die armen freundlichen Kinder unserer schönen Berge! Da wurden sie aus ihrer grünen, sonnigen Heimath mit den kühlen Quellen, mit den lauschigen Waldplätzchen, hinausgeschleppt in das entsetzliche steinerne Petersburg und über das Weltmeer in das trostlose New-York, um sich nach wenigen Monaten schon aus Sehnsucht nach ihren lieben Wäldern todt zu grämen und zu singen. — Damals wußte ich freilich noch nicht, daß das nicht allein das Loos der Singvögel ist, die dumm genug sind, grausamen, habsüchtigen Menschen in's Garn zu gehen. L. St.

Für „Vater Arndt"

gingen in letzter Woche weiter ein: 5 fl. Wagl, Doktr. in Grätz — 2 Thlr. 20 Ngr. Schündler in Neuenteich — 20 Ngr. Joseph Keil in Neuenteich — 2 Thlr. 20 Ngr. aus Oberösterreich — 2 fl. Pollak in Krems (a. d. Donau) — 1 Thlr. Gust. Thon in Haynau — 5 fl. Gutsbesitzer Hecht in Katzengrün (Böhmen).

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 20. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

In den Casematten Magdeburgs.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Nachdem das von den Gefangenen der Casematte gegrabene Loch so tief war, daß Frohn bis unter die Achseln darin stak, als er hineinsprang, ließ er den Sand seitwärts, unter der äußeren Mauer der Casematte fortwühlen. Es konnten nur noch zwei Leute da unten neben einander arbeiten, weil nur so viel Platz fanden; zwei andere hoben den Sand nach oben, wo wieder andere ihn bei Seite schafften. Es war eine regelmäßige Minenarbeit, die auffallend rasch in dem weichen Erdreich gefördert wurde.

Plötzlich, und mitten in ihrer Thätigkeit, welche die zwei Wühler trotz der fast völligen Dunkelheit, die jetzt da unten herrschte, fortgesetzt hatten, hörten sie auf, kamen aus ihrer Mine zurückgekrochen und hoben sich, während der Sand wie ein Regenguß von ihnen niederrieselte, in die Höhe.

„Ihr könnt nicht mehr sehen?“ sagte Frohn — „ich habe ein Licht, das ich Euch geben will . . .“

„Es ist nicht darum,“ versetzte Einer der Leute, mit einem Gesichte, auf dem man, wenn es heller Tag gewesen wäre, deutlich eine gewisse Ueberraschung hätte lesen können — „aber der Sand ist vor uns zusammengestürzt, und es liegt ein offenes Loch wie eine Höhle vor uns.“

„Das wußt' ich, und dahinein wollt' ich eben!“ sagte der Officier. „Kommt jetzt nur heraus,“ fuhr er fort, indem er tastend aus seiner unerschöpflichen Matratze allerlei Dinge hervorzog, deren nähere Beschaffenheit die Umstehenden nicht mehr unterscheiden konnten. Dann warf er seine Mütze ab, knöpfte den knappen Uniformrock dicht über der Brust zusammen und sprang in das Loch hinunter. Unten begann er sofort eine Manipulation, welche zeigte, daß er sich mit Feuerzeug versehen habe, und nachdem er eine kleine Diebslaterne angezündet, leuchtete er mit dieser in den ausgeworfenen Minengang hinein. Nach einer Weile sagte er, sich halb aufrichtend: „Ich werde dahinein kriechen, Leute, hab' aber Einen zur Begleitung nöthig. Freiwillige vor! Wer meldet sich?“

Zwei, drei verwegen aussehende Kerle waren sofort bei der Hand. „So mag's der Auerhuber sein,“ sagte der Officier; „also Du folgst mir, Auerhuber, so daß immer vier Schritt Entfernung zwischen uns bleibt; wenn der Sand über mich einstürzen sollte, so säumst Du nicht, mich bei den Beinen schnell zurückzuziehen — verstehst Du?“

„Versteh Eur Gnoden schon, hob'n's kein Trema!“ sagte der Auerhuber, und nachdem er sein leinenes Wamms zusammengeknöpft, sprang er dem Officier in die Grube nach.

Dieser verschwand nun in die aufgeworfene Mine und trat seine Wanderung auf allen Vieren an. Der Gang, dem seine Leute entgegengearbeitet, und den sie so glücklich getroffen hatten, lag etwas seitwärts, zur Linken; um hineinzukommen, bedurfte es jedoch nur einer kleinen Schlangenwendung. Er war allerdings nicht so weit und bequem zu passiren, wie der, welchen Frohn hatte auswühlen lassen — aber er bot auch für einen starken Mann mit breiten Schultern hinlänglich Raum dar; seine Höhe mochte ungefähr drei Schuh betragen. Er war in der Form eines Gewölbes oben ausgerundet.

Frohn arbeitete sich rasch in diesem Gange vorwärts. Als er etwa zwanzig Fuß weit gekommen, flüsterte er seinem Begleiter zu: „Nun, wie geht Dir's, Auerhuber — hast Du Luft?“

„Es thut's halt noch, Eur Gnoden,“ flüsterte Auerhuber zurück — „aber neugieri bin i holt, wos der Fuchs sogt, der dies Loch groben hat, wenn's in sein Nest eini schaug'n!“

„Wir sind nicht weit mehr von dem Nest, mein' ich,“ antwortete Frohn, „denn ich fühle frischere Luft mir entgegenströmen.“

„Na, desto besser is',“ meinte Auerhuber.

Die unterirdische Reise wurde fortgesetzt. Nach einer Weile sah Frohn beim Scheine seines glimmenden Laternchens, daß er sich nicht mehr zwischen Sand, sondern zwischen starken durchbrochenen Mauern befand, welche hier viel dicker und tiefer fundamentirt waren, als diejenigen, die vorher seine Leute zu überwinden gehabt hatten. Es mußte außerordentlich viel Mühe und unsägliche Ausdauer gekostet haben, den Gang durch sie hindurch zu führen. Dann sah er sich in einem oben offenen, brunnenartigen Loch, ähnlich, nur viel kleiner, wie das, welches drüben in seiner Casematte den Eingang zu der Mine bildete.

Als Frohn so weit gekommen war, hob er sich auf seinen Knieen in die Höhe, leuchtete mit der Laterne rings umher und richtete sich dann leise auf, indem er die Leuchte so hoch wie möglich emporhielt. Er stand bis an die Brust in dem Loche; ein offenbar ausgehobener Boden von dreifachen festen Planken umgab ihn in dieser Höhe.

Der Schein seines kleinen Lichtes zitterte schwach und unzulänglich in dem Raum, in welchem sich Frohn, wenigstens mit dem Kopfe und den Schultern, befand, umher. Der gefangene Officier nahm zuerst nur ein niedriges Gewölbe, dann eine nackte Wand, dann etwas, was dicht vor ihm lag und einem gefüllten Sacke glich, wahr . . . dann — er erschrak dabei trotz aller seiner Herzhaftigkeit — hörte er einen tiefen Athemzug. Als er rasch die Blicke nach der Seite warf, woher der Laut kam, sah er eine hohe,

geisterhafte, weißgraue, über und über mit Ketten behangene Gestalt dicht an der einen Mauer des etwa zehn Schuh im Quadrat haltenden Raumes stehn.

Die Gestalt sah ihn mit großen, weit offenen Augen an; sie stand trotz ihrer Kettenlast hoch aufgerichtet, fast drohend da. Frohn erfaßte ein unwillkürlicher Schauder bei dem Anblick. „Zum Teufel, in welche Galeere bin ich da gerathen?" fragte er sich halblaut — „das muß ein Wahnsinniger sein, einen vernünftigen Menschen braucht man nicht so mit Ketten zu behängen!" Er stand einen Augenblick unentschlossen da, einen Augenblick, in welchem er seinen Gefährten Auerhuber in der Gegend seiner Beine anlangen und sich jetzt ebenfalls halb aufrichten fühlte. Dann flüsterte er: „Gut Freund, Camerad!"

Die weißgraue Gestalt streckte ihm jetzt mit starkem Kettenklirren die Arme entgegen und antwortete eben so leise: „Wer ist Er? — was will Er?"

„Was ich will? — nun, Ihm einen Besuch machen, wie Er sieht . . ."

„Er ist kein Scherge, kein Verräther?"

Frohn wollte, bevor er antwortete, sich in die Höhe schwingen und aus seinem Loch emporsteigen, in der menschenfreundlichen Absicht, seinem Auerhuber Raum zu machen und ihn heranzulassen; aber der Mann in Ketten flüsterte heftig und gebieterisch: „Bleib' Er, wo Er ist!"

„Will Er mich hindern?" fragte Frohn ruhig, indem er mit einem Sprunge sich so weit in die Höhe schnellte, um sich auf den von den ausgeschnittenen Dielen gebildeten Rand des Loches setzen zu können.

„Meint Er etwa, die Ketten hielten mich ab, Ihm den Schädel einzuschlagen?" sagte der Andere. Zugleich begann er mit einer unglaublichen Schnelligkeit eine dicke Kette, die an seinem Fuße befestigt war, zu lösen, dann die Hände aus zwei schweren, durch eine Stange mit einander verbundenen Handschellen zu befreien, eine andere Kette, die von einem breiten Halsring niederhing, abzulösen — und nach wenig Augenblicken stand er von allen Fesseln bis auf das breite eiserne Halsband befreit da, in seiner Rechten die Stange mit den Handfesseln haltend, die in seiner kräftigen Faust keine zu verachtende Waffe war. Er richtete jetzt auf den fremden Eindringling einen triumphirenden Blick, der offenbar die Bewunderung desselben herausforderte.

„Ich sehe, daß Er wahr machen könnte, was Er sagt," bemerkte Frohn erstaunt — „wie Teufel hat Er das angefangen?"

Der Andere lachte höhnisch auf.

„Ein Mann, wie ich, wird mit Allem fertig," sagte er. „Aber erst will ich wissen, wer Er ist, und wie Er in meinen Gang gerathen ist!"

„Ich bin ein österreichischer Kriegsgefangener," versetzte Frohn, „nenne mich von Frohn und stehe bei Prohasca-Dragonern. Ich habe in der Casematte drüben, wo ich eingesperrt bin, Sein Arbeiten und Wühlen unter dem Boden gehört, und habe Ihm den Gefallen thun wollen, Ihm die Sache zu erleichtern, indem ich Ihm entgegenkam."

Der Gefangene schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Wir wollen uns erst mehr Licht verschaffen, damit wir uns besser sehen können."

Mit diesen Worten holte er aus einer Ecke ein halb niedergebranntes Talglicht auf einem niedrigen Blechleuchter hervor, zündete es an Frohn's Laterne an und stellte es auf einen aus Steinen aufgemauerten Tisch, der sich in der Mitte der einen Wand befand, dicht neben dem schweren eingemauerten Ringe, von welchem die Ketten niederhingen. Zur Seite des Tisches, gerade unter dem Ringe, lag auf dem Boden ein Strohsack mit einer Decke; der Gefangene hatte, als Frohn ihn zuerst erblickte, darauf gestanden, was seine Gestalt um so größer und seine ganze Erscheinung um so gespensterhafter gemacht hatte.

„Nun, kommen Sie nur aus dem Loche heraus, Herr Camerad, und der da unter Ihnen krabbelt, auch," sagte der Gefangene, und indem er sich so stellte, daß das volle Licht auf seine Züge und seine Gestalt fallen mußte, fuhr er mit einem gewissen Pathos fort: „Ich bin der kaiserlich königliche Rittmeister Freiherr von der Trenck!"

„Von der Trenck?" antwortete Frohn verwundert.

„Von dem Sie gehört haben werden," sagte der Gefangene mit stolzem Selbstgefühl.

Frohn schüttelte den Kopf. „Von dem Oberst von der Trenck, der die Panduren . . ."

„Das ist mein Vetter! Ich bin der Rittmeister von der Trenck, vom Regiment Cordua-Dragoner."

„Also auch Kriegsgefangener — und man behandelt Sie auf solche Weise?" fiel der Lieutenant von Frohn ein.

„Wo haben Sie denn gesteckt in der Welt," fragte der Andere, „daß Sie von dem Rittmeister von der Trenck nichts gehört haben, von dem doch, mein' ich, alle Welt weiß? Ich kriegsgefangen? Nein, Herr Camerad, ich bin ein Vogel, den man um anderer Dinge willen in diesen Käfig gesteckt und, weil er durchaus nicht darin bleiben wollte, endlich mit 68pfündigen Ehrenketten behängt hat, um ihn zu bewegen, es sich hier als Gast des großen Friedrich auf längere Zeit gefallen zu lassen. Aber ich kehr' mich wenig an die Ketten, und werde mich in den nächsten Tagen bei Seiner Majestät beurlauben!"

„Weshalb legt denn der König so großen Werth auf Ihr Hierbleiben, wenn ich fragen darf, Herr Camerad?"

„Das sind Familienverhältnisse," entgegnete Trenck lächelnd; „Geheimnisse zwischen mir und meinem Herrn Schwager. Nehmen Sie, um die Sache in einem romantischen Lichte zu sehen, an, es hätte uns ein und dieselbe Dame nahe gestanden, aber mit verschiedenen Gefühlen freilich — auf seiner Seite seien mehr die schwesterlichen in's Spiel gekommen . . ."

Frohn blickte überrascht den mit einem eigenthümlichen Tone von Renommisterei sprechenden Gefangenen an. War der Mensch am Ende doch ein Wahnsinniger? Aber nein, er fuhr mit vollständiger Ruhe und Klarheit zu reden fort: „Glauben Sie etwa, ich sei ein Aufschneider? Nun, es steht bei Ihnen. Ich wüßte nicht, weshalb ich mich darum ereifern sollte. Ich bin der beste Soldat im Heere des Königs gewesen. Jetzt sorgt der große Friedrich, der ja ein leidenschaftlicher Liebhaber der Philosophie und der Philosophen ist, dafür, daß ich mich hier auch zu einem Weltweisen wie Sokrates ausbilde. Gewiß, um mich dann zum Präsidenten seiner Akademie zu machen. In der That, wenn dies seine Absicht ist, so habe ich in den neun Jahren, die ich hier zugebracht, derselben glänzend entsprochen. Ich kann Ihnen meine Schriften zeigen, meine Gedichte, alle mit meinem Blut geschrieben . . . sie werden mehrere Foliobände füllen — aber davon ein andermal, in diesem Augenblicke wollte ich Ihnen nur andeuten, daß meine Philosophie darüber erhaben, was ein kaiserlich königlicher Lieutenant von Prohasca-Dragonern von mir denken mag!"

„Weshalb sollte ich Ihnen nicht glauben, Herr Camerad?" antwortete Frohn auf diesen Erguß — „daß man auf Ihre Person einen besonderen Nachdruck legt, zeigen diese schweren Ketten, die Sie mit einer mir ganz unerklärlichen Leichtigkeit abgestreift haben."

„Wollen Sie sehen, wie ich es mache?" fragte von der Trenck, ganz begierig, wie es schien, das Staunen seines Gastes noch einmal zu genießen.

Frohn trat näher zu ihm heran; während des Vorigen hatte Auerhuber sich auf den Rand der Grube gesetzt und glotzte jetzt mit derselben Verwunderung, wie vorher sein Lieutenant, den Gefangenen an.

„Sie haben da eine Escorte bei sich," sagte dieser, den Menschen in's Auge fassend — „kann man sich auf ihn verlassen?"

Frohn nickte mit dem Kopfe. „Ich stehe für ihn ein," antwortete er.

Von der Trenck zeigte nun, wie leicht er seine Fesseln löste: zunächst die Handschellen, die sehr weit waren. „Sie waren ursprünglich schlimmer," bemerkte er dabei; „es war eine Höllenpein, heraus und hinein zu kommen; später jedoch fand ich einen guten Freund unter den Officieren, der mir ein Paar weitere machen ließ. Für eine Hand voll Gold bekommt man eben Alles. Mit Gold macht man sich sogar Fesseln und Ketten bequem!"

„Gold? — und haben Sie das? — hat man es Ihnen gelassen?"

Der gefangene Freiherr antwortete nicht; er fuhr fort, seine Ketten zu zeigen, wie er hier durch sorgsames Ausfeilen der Nietungen, dort durch Aufbiegung von Haken, durch Lücken, die nachher mit schwarzem Brode verstrichen wurden, es dahin gebracht hatte, die ganze Last nach Belieben abwerfen und, wenn sein Kerker inspicirt wurde, was, wie er sagte, täglich ein Mal, um Mittag, geschah, wieder anlegen zu können.

Nachdem er hierüber Frohn's Verwunderung saitsam erregt, wandte er sich der von starken Eichenbohlen gefertigten und eisenbeschlagenen Thüre seines Kerkers zu, und arbeitete ein paar Augenblicke lang an der Einfassung derselben, ohne daß Frohn sehen konnte, was er beginne. Dann trat er in einen Winkel der Zelle und machte sich unten an dem Fußboden zu schaffen. Endlich hielt er Frohn die offene, mit kleinen Geldrollen gefüllte Hand hin. „Sie fragten nach Gold?" sagte er, „da sehen Sie Gold, und ich habe noch mehr. Es macht mir Vergnügen, es hier zu haben, obwohl ich nicht ein Stück Brod dafür kaufen kann. Aber ich mache mir zur Abwechselung zuweilen das Vergnügen, mir einzubilden, ich sei ein Geizhals, der in seinen Keller gestiegen ist, um seine Schätze zu hüten. Kann ich nicht hier bei meinen Dukaten eben so stolz, so neidisch, so mürrisch lächeln, als der Mammonsknecht, der ängstlich bei seinem Gold schwitzt? Und noch mehr als dieser, denn ich bin vor Räubern sicher! Ein anderes Mal bilde ich mir ein, ich sei ein Bergmann, der in einem tiefen Schachte sitzt und arbeitet, auch von Licht und den Lebendigen fern, auch bei seinen Goldadern. Freilich leistet das Gold mir auch wesentlichere Dienste. Von den vier Officieren, welche abwechselnd die Inspection bei mir haben, habe ich drei bestochen. Ich erhalte von ihnen alles Mögliche, was ich wünsche."

Frohn hatte sich während dieser Rede des Gefangenen auf den Sandsack gesetzt, der in der Mitte des Raumes lag, während Auerhuber neben ihm auf dem Rand der Grube saß; Trenck stand perorirend vor ihnen, in der einen Hand sein Licht, in der andern seine Goldrollen; es war ein merkwürdiges Bild, dessen Seltsamkeit durch die charakteristische Erscheinung Trencks um Vieles erhöht wurde. Der berühmte Gefangene der Magdeburger Sternschanze war groß und kräftig gebaut, sodaß er Frohn wenig nachgab. Seine Züge waren wo möglich noch edler und schöner, als die des Letzteren; die Blässe, welche die Kerkerluft darauf gelegt hatte, ließ der rothe Lichtschein wenig wahrnehmen, und seine dunklen, großen Augen zeigten das Feuer eines ungebeugten Muths. Eigenthümlich war sein Costüm. Es bestand aus einem Kittel von grobem blauem Tuche; weil aber die Fesseln ein Aus- und Anziehen der Kleidungsstücke, wenn sie nach gewöhnlichem Schnitt gemacht worden wären, verhindert hätten, so zeigten sie von oben bis unten an den Seiten Reihen von Knöpfen, vermittelst deren sie angelegt und festgehalten werden konnten. Ein Paar wollene Strümpfe und Pantoffeln bedeckten die Füße. Man sah übrigens, daß dem Gefangenen trotz seiner langen Haft nicht die Lust an einer gewissen Sorgfalt für sein Aeußeres geschwunden war; sein langes, schwarzes Haar war wohl gekämmt und hing in dichten Locken auf seine Schulter; sein Kinn war glatt, wie eben rasirt — er hatte sich die schmerzliche Operation nicht verdrießen lassen, die Haare immer einzeln auszurupfen.

„Und wie bekommen Sie das Gold?" fragte Frohn nach einer Pause.

„Sie haben gehört, daß ich Schreibzeug besitze," antwortete der Gefangene, indem er ging, seine Goldrollen wieder an ihren Platz zu bringen. „Ich schreibe an einen Freund in Wien; ich sende ihm Anweisungen auf meine großen Herrschaften in Ungarn und Slavonien; er besorgt mir die Summen nach Gommern, zwei Stunden von hier, jenseits der sächsischen Grenze; dort werden sie durch einen Vertrauten abgeholt. Bedürfen Sie vielleicht Geld, Herr Camerad? — es steht zu Ihrer Disposition."

Frohn antwortete im Augenblick nicht — er war innerlich zu beschäftigt, sich Rechenschaft über den räthselhaften Charakter des Mannes zu geben, der ihm eine seltsame Verbindung von Unerschrockenheit, Muth, geistiger Energie, Eitelkeit und Prahlerei schien — dann sagte er: „Eine Rolle Gold würde allerdings meine Pläne wesentlich erleichtern. Aber ich will es nicht eher annehmen, als bis ich Ihnen angedeutet habe, wozu Sie es hergeben. Sagen Sie mir erst, welche Fluchtpläne Sie haben — wir wollen sehen, wie wir unsere Entwürfe combiniren können."

„Meine Fluchtpläne? Wollen Sie auch das wissen? Nun, Sie sehen ja, ich habe den Gang unter der Mauer dort ausgegraben, um in die Casematte drüben zu kommen. Es ist eine Arbeit von vielen Monden, von Jahren. In dem Sande unten ist leicht zu wühlen. Aber die Schwierigkeit war, den Mauerschutt und den Sand fortzuschaffen. Es wäre nicht möglich, wenn ich nicht einen Grenadier bestochen hätte, der von Zeit zu Zeit vor dem Luftloch meiner Zelle draußen Wache steht. Er hat mir ein Paar Sandsäcke zukommen lassen, die ich ihm durch die Stangen des Fensters zuschiebe, und die er dann ausleert, so gut er kann. Und nun ist das Schlimmste, daß ich die Stunden vor Mittag stets damit verlieren muß, den Fußboden wieder so herzustellen, daß man bei dem täglichen Besuche meines Kerkers nichts bemerkt. Eine entsetzliche Arbeit war es auch, diesen Fußboden zu durchschneiden. Wie Sie sehen können, besteht er aus drei Lagen von je drei Zoll dicken eichenen Bohlen. Ohne die Stange zwischen meinen Handschellen, die ich mir an dem einen Ende scharf geschliffen habe, wäre es gar nicht möglich gewesen. Aber ein Kopf und eine Hand wie die meine werden mit Allem fertig. Ich würde heute beinahe bis unter die Casematte drüben gekommen sein, wenn ich nicht das Arbeiten jenseits gehört hätte, was mich bewog, inne zu halten und mich in meine Zelle zurückzuziehen, um abzuwarten, was kommen werde."

„Und wenn Sie bis in die Casematte vorgedrungen wären?"

„So würde ich die Arbeit so lange haben ruhen lassen, bis eine Auswechselung von Kriegsgefangenen oder das Ende des Krieges die Casematte von ihren jetzigen Einwohnern befreit haben würde. Meine Verständnisse mit gewissen Leuten haben mir den Schlüssel zu der Thüre der Casematte verschafft, die sich damit von innen aufschließen läßt. In einer sternlosen Nacht kann ich ganz bequem zu dieser Thüre hinaus, über die Festungswälle, durch die Gräben, in's Weite; ich habe an einem bestimmten Orte meine gesattelten Pferde stehen!"

„Sie haben den Schlüssel zu unserer Casematte?" fragte Frohn.

Von der Trenck nickte mit dem Kopfe.

„Dann freilich," versetzte Frohn, „haben Sie eine große Chance, daß Ihre Flucht gelingen kann."

„Eine Chance? Gewißheit!"

„Nun, es ist immer gut, sich auf Zufälle und unvorhergesehene Ereignisse gefaßt zu machen, die unsre besten und klügsten Pläne zu Nichte machen können."

„Soll ich Ihnen die Geschichte meiner Flucht aus der Festung Glatz erzählen?" fiel Trenck selbstbewußt ein. „Sie werden dann keinen Zweifel mehr an dem hegen, was ich zu Stande bringen kann."

„Ein anderes Mal," erwiderte Frohn, „wir wollen die Zeit in diesem Augenblicke besser benutzen; aber Sie reden ein wenig laut, Herr Camerad — die Schildwache, die ich draußen gehen höre, könnte Verdacht schöpfen . . ."

„Haben Sie deshalb keine Sorge," antwortete Trenck lächelnd — „die Wachen wissen, daß zuweilen die Herren Officiere von der Besatzung bis tief in die Nacht hinein bei mir sind und sich meiner geistreichen Unterhaltungsgabe erfreuen. Hinein schauen in meinen Kerker kann die Wache nicht — ich habe, wie Sie sehen, eine Decke vor das Fenster gehängt."

„Desto besser," versetzte Frohn — „so haben wir Muße, den Vorschlag zu discutiren, den ich Ihnen machen will, Herr Camerad."

„Sprechen Sie."

„Zuerst will ich meinen Begleiter beurlauben. Auerhuber, Du kannst die Rückreise antreten. Kriech in die Casematte zurück; Du kannst dort erzählen, daß ich hier eine sehr anziehende Bekanntschaft gemacht habe, mit der ich mich noch eine Weile unterhalten werde."

Auerhuber hätte eigentlich vorgezogen, dieser Unterhaltung beiwohnen zu dürfen, er gehorchte jedoch, und während Frohn ihm die Laterne hielt, tauchte er alsbald unter, um wie ein Maulwurf unter der Erde zu verschwinden.

„Mache nur, daß Dich ja die Schildwache nicht hört" — flüsterte Frohn ihm nach; er löschte darauf sein Licht aus, um die Kerze zu sparen, und dann sich zu Trenck wendend, sagte er:

„Wir sind jetzt allein, und ich will Ihnen meinen Plan anvertrauen. Vielleicht sind Sie geneigt, Ihren Plan mit dem meinigen zu combiniren. Ich glaube, ebenso wenig wie Sie mein Ehrenwort auf unbedingtes Stillschweigen verlangt haben, brauche ich das Ihrige zu verlangen. Ich traue Ihnen zu, daß Sie lieber sich foltern ließen, als einen Cameraden in's Unglück zu bringen . . ."

„Sie thun sehr wohl, ein solches Ehrenwort nicht von mir zu verlangen — ich würde unter meiner Würde halten, es zu geben," erwiderte von der Trenck stolz.

„Nun wohl, so hören Sie denn. Es ist mir gelungen, diejenigen Leute, zu denen ich mich in die Casematte habe sperren lassen, mir unbedingt gehorchen zu machen. Ich habe Verbindungen mit mehreren anderen Casematten der Festung anzuknüpfen gewußt, in denen ebenfalls einzelne Offiziere, die ihr Ehrenwort, nicht zu fliehen, verweigert haben, mit Gemeinen zusammengesperrt sind. Ich habe dort überall Anführer wählen lassen, die gelobt haben, meine Befehle anzunehmen. Ich habe mir einen Plan der Festung verschafft. Ich bedarf jetzt nur noch sehr weniger vorbereitender Schritte, um das Signal geben zu können, nach welchem alle diese Gefangenen im selben Augenblick losbrechen, ihre Wachen überwältigen und sich zum Herrn der Festung machen werden. Ich übernehme dann das Commando von Magdeburg und halte die Festung so lange, bis unsere große Kaiserin mir ihre Befehle hat zugehen lassen."

„Der Teufel! der Plan ist großartig!" rief von der Trenck aus — wie es schien, nicht ganz erfreut von der Aussicht, daß er in's Werk gesetzt werde.

„Was sagen Sie dazu, Herr Camerad?"

„Woher wollen Sie Waffen bekommen?"

„Wir nehmen sie der Besatzung ab. Wir haben sechs- bis achttausend österreichische Gefangene in der Festung. Meine Einleitungen sind so getroffen, daß ihrer vier- bis fünftausend etwa auf meinen Befehl sofort losbrechen können. Die ganze Besatzung besteht aus höchstens 1500 Mann — keine kriegsgeübten Feldtruppen, sondern Landmilizen, die nichts lieber thun, als ihre Flinten wegwerfen, um nach Hause zu kommen." *

„Aber die Geschütze? Man wird gewiß die Geschütze den Eingängen der Casematten gegenüber aufgepflanzt haben und Ihre Leute niederkartätschen, wenn sie ausbrechen!"

„Nun, die Geschütze müssen wir, wenn sie vertheidigt werden, freilich nehmen, ebenso gut wie irgend eine Redoute in der Schlacht."

„Dann fehlt Ihnen die Munition, wenn Sie die Geschütze haben."

„Wir können die Geschütze vernageln, umstürzen, mit Erde verstopfen — aber allerdings wäre es besser, wenn wir uns Munition verschaffen könnten. Darum eben mache ich Ihnen diese ganze Eröffnung; gesellen Sie sich zu uns, stellen Sie sich unter mein Commando, geben Sie Ihren Schlüssel zu unserer Casemattenthüre her, um uns das plötzliche Losbrechen zu erleichtern, und geben Sie mir jetzt von Ihrem Golde — damit wird es mir möglich sein, Munition zu bekommen!"

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Lassen Sie das mein Geheimniß sein; um es Ihnen zu erklären, müßte ich Namen nennen, die ich versprechen habe zu verschweigen."

„Also ganz Magdeburg wollen Sie in Ihre Gewalt bringen?" sagte leise flüsternd und nachdenklich von der Trenck.

„Und Sie sollen dazu helfen!"

Von der Trenck schüttelte zweifelnd den Kopf.

* Die Landmilizen waren eine schon unter dem großen Kurfürsten vorkommende Art Landwehr.

„Sie wollen nicht?"

„Ich will mir's überlegen, Herr Camerad," sagte Trenck. „Wir haben ja Zeit, uns noch weiter darüber zu besprechen."

„Nun wohl, ich will morgen wieder zu Ihnen kommen. Oder ziehen Sie vor, mir meinen Besuch in meiner Casematte zu erwidern?"

„Nein," versetzte Trenck. „Ich würde dort drüben von zu vielen Leuten gesehen werden — es könnte ein Verräther darunter sein. Kommen Sie zu mir. Nur in den Stunden von Neun bis Mittag bin ich nicht im Stande, Sie zu empfangen. Um Neun muß ich beginnen, die Spuren meines Ganges zu verbergen, und dann in meine Fesseln zurückschlüpfen und sie mit Brod verkitten — um Mittag kommt man zur Inspection und mit meinem Essen."

„So komme ich morgen Abend wieder," entgegnete Frohn.

„Gut, der Gang soll dann geöffnet sein. Auch will ich Ihnen Gold geben." Von der Trenck holte eine seiner Rollen herbei und übergab sie Frohn. „Hier sind fünfzig Louisd'or!" sagte er; „aber warten Sie," fuhr er fort, das Gold zurücknehmend, „ich will Sie Ihnen in einem anständigen Etui geben — eine goldene Tabatière habe ich zwar nicht, aber etwas Anderes, was noch werthvoller ist als eine goldene Tabatière; ein Werk meiner Hand — behalten Sie es als Andenken." Er nahm etwas aus der Ecke hinter seinem steinernen Tisch hervor und nachdem er die Goldrolle hineingeworfen, überreichte er es Frohn. Es war ein zinnerner Becher, ganz dem ähnlich, den wir schon in Frohns Händen sahen, über und über mit Bildern und Sprüchen bedeckt.

„Was . . . Sie sind der Mann, der diese merkwürdigen Becher macht?"

Von der Trenck nickte stolz mit dem Kopfe. „Es ist nicht der erste, den Sie sehen?"

„Man hat mir einen geschenkt . . . aber als Andenken soll mir dieser darum nicht minder werth sein. Ich habe noch heute bei der Betrachtung des meinigen den lebhaftesten Wunsch gefühlt, mit dem Gefangenen, der sie mache, in Verbindung zu kommen. Aber ich muß Ihnen dabei bekennen, daß ich überzeugt war, der Schöpfer dieser feinen und wunderbar künstlichen Arbeit sitze ganz ohne Zweifel als Falschmünzer, Schriftenfälscher oder etwas dem Aehnliches gefangen . . . ich dachte, er werde der rechte Mann sein, um durch ihn falsche Schlüssel und dergleichen Arbeiten vorkommenden Falls besorgen zu lassen. Ich habe Ihnen Abbitte zu thun!"

„Ja, da haben der Herr Camerad sich freilich geirrt!" fiel Trenck stolz ein.

Frohn steckte den Becher und das Gold zu sich und mit den Worten: „Nun, nichts für ungut!" reichte er dem Gefangenen die Hand.

Dieser schüttelte sie mit anscheinender Herzlichkeit, und Frohn zündete jetzt das Licht in seiner Laterne wieder an. Dann ließ er sich in die Grube hinabgleiten und verschwand in der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ehemaliger Klostergarten.

Nur wenige Orte dürfte es geben, welche in so gleichem Maße durch die Reize, womit die Natur sie freigebig schmückte, und die historischen Erinnerungen, die an ihren Namen sich knüpfen, sich auszeichnen, als dies mit dem 1¼ Meile von Danzig gelegenen säcularisirten Cistercienser-Kloster Oliva der Fall ist. Im Jahre 1178 durch Sambor II., Herzog von Pommerellen — dasselbe, auch das „Land der Kassuben" genannt, und ein Lehen des stammverwandten Polens, an welches es auch im Jahre 1294 zurückfiel, umfaßte den heutigen preußischen Regierungs-Bezirk Danzig, die größere Halbscheid des Regierungs-Bezirks Marienwerder und einen kleinen Theil Hinterpommerns — zur Erfüllung eines Gelübdes gegründet, ad montem olivarum (woraus durch Contraction der heutige Name entstand) benannt und mit Cistercienser-Mönchen besetzt, ward es bald ein Brennpunkt der Civilisation in den baltischen Ländern und eine Leuchte in der dunklen Nacht der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Barbarei, die damals noch über jenen Provinzen lagerte.

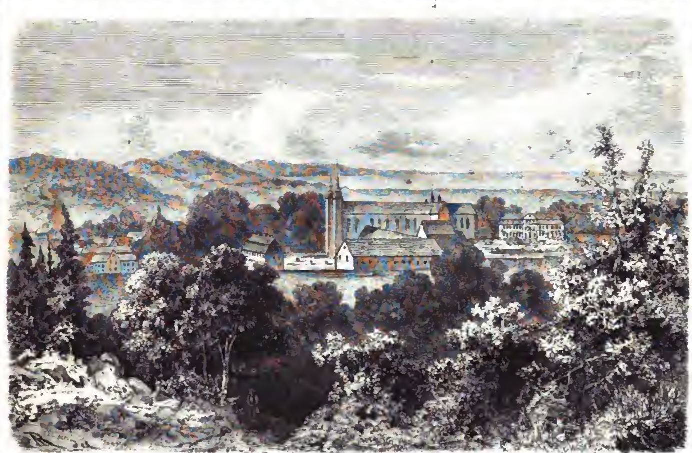
Gar mancher in Lehre und Leben ausgezeichnete Mann ging aus dem Kloster hervor; so schon im zweiten Viertel des 13. Säculums jener Abt Christian, der gemeinsam mit dem Herzoge Konrad von Masovien die deutschen Ordensritter zur Bekehrung (und Unterjochung) der heidnischen Preußen in's Land rief, dadurch Veranlassung gab zur Gründung der merkwürdigen Aristo-Theokratie des deutschen Ordens in Preußen, und selbst erster Bischof von Westpreußen zu Culm ward. Papst Innocenz IV. verlieh (1240) dem Kloster die Befreiung von jeglicher bischöflicher Jurisdiction, so daß der Abt von Oliva fortan in geistlichen Dingen nur von dem Papste und dem General seines Ordens abhängig sein sollte. Fromme oder auf ihr Alter zu reuigen Sündern gewordene Große statteten das Kloster mit Geld und Besitz an liegenden Gründen aus, und Polens Könige, welche 1466 in den Besitz von Westpreußen gelangt und somit des Stiftes Landes- und Schirmherren geworden waren, verliehen den Aebten auf den Landtagen Westpreußens eine eigne Stimme und den Rang unmittelbar nach den

Bischöfen, über ihr weltliches Besitzthum aber — „über Land und Leute", wie man damals sagte — verschiedene wichtige Regierungs-Rechte, ja sogar den „großen Blutbann"; d. h. das Recht über Leben und Tod der Unterthanen des Klosters. Geldreichthum und Territorialhoheit, mehr als Beides aber noch die eifrige Pflege, welche Wissenschaften (Theologie und Historie namentlich) und Künste (Malerei, Architektur, Tonkunst und Gartenbau) in ihm fanden, verschafften dem Kloster einen hohen Ruf; auf die späteste Nachwelt aber bringt seinen Namen der am 3. Mai 1660, also vor jetzt gerade zweihundert Jahren, unter Frankreichs Vermittelung hier geschlossene Friede.

Derselbe endete den sechzigjährigen Thronstreit der protestantischen (schwedischen) und der katholischen (polnischen) Linie des Hauses Wasa, mit ihm den sechzigjährigen, nur durch einzelne mehr oder minder lange Waffenstillstände unterbrochenen Krieg Polens mit Schweden, und stellte auf ein halbes Jahrhundert hinaus die staatlichen Verhältnisse des europäischen Nordens fest. Im „Frieden von Oliva" entsagte König Johann Casimir von Polen allen Ansprüchen auf Schweden; die „Republik" Polen trat an dieses Liefland und Esthland ab; Schweden gab dagegen an Polen das gleichfalls eroberte Herzogthum Kurland, und an Polens Bundesgenossen Dänemark die Insel Bornholm und die Provinz Drontheim zurück, wogegen es die durch Jahrhunderte von Dänemark besessenen, im Laufe der letzten Kampfesjahre aber von Schweden gleichfalls eingenommenen Landschaften Halland, Schonen und Blekingen behielt. Dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (der „große Kurfürst"), der es abwechselnd mit Schweden und Polen gehalten, ward von beiden Mächten der souveraine Besitz des Herzogthums Preußen bestätigt; mit Rußland aber, das für Schweden Partei ergriffen, von Johann Casimir ein Waffenstillstand geschlossen, welchem im folgenden Jahre der Friede von Kardis folgte, der den vorigen Besitzstand unverändert wieder herstellte.

So wurden denn auf dem „Friedens-Congresse von Oliva" — derselbe dauerte vom „heiligen Dreikönigstage" bis zum vorgedachten 3. Mai 1660 — die verwirrten Verhältnisse von halb Europa wieder in Ordnung gebracht und verblieben in dieser Ordnung, bis der Tag von Pultawa (1709) Schwedens Hegemonie vernichtete und die Friedensschlüsse zu Stockholm (1719), Friedrichsburg (1720) und Nystadt (1721) den nordischen Staaten andere Grenzen gaben.

Mit dem Anfange des 18. Säculums begann der Verfall der berühmten Abtei. Ihr Wohlstand schwand durch die großen Anforderungen, welche sowohl in dem langen, die beiden ersten Decennien des Jahrhunderts ausfüllenden „zweiten nordischen Kriege", als auch bei der zwiespältigen polnischen Königswahl (1734) an sie von Freund und Feind gemacht wurden. Ihre Territorialhoheit, und mit ihr einen guten Theil ihrer Einkünfte, verlor die Abtei bei der Besitznahme Westpreußens durch Friedrich den Großen in Folge der ersten Theilung Polens; im Jahre 1810 erfolgte ihre theilweise, 1836 ihre gänzliche Säcularisirung, nach einem Bestehen von nicht weniger als 658 Jahren. Dreiundfunfzig Aebte, resp. Fürst-Aebte, hatten in diesem langen Zeitraume hier gewaltet; die beiden letzten Prinzen aus dem Hause Hohenzollern-Hechingen. Bei der Säcularisirung ward Oliva nicht, wie die meisten aufgehobenen Klöster, zur Staatsdomaine, sondern kam in den Privatbesitz des königlich preußischen Hauses.



Das Kloster Oliva.

Diesem Umstande ist es denn zu verdanken, daß das, was die Aebte im vorigen Jahrhunderte, und namentlich die Fürst-Aebte Karl und Joseph von Hohenzollern (von 1783 bis 1836 waltend) geschaffen, zum guten Theil erhalten blieb. Das im zweiten Viertel des vorigen Säculums erbaute, einst eine der glänzendsten Fürstenwohnungen bildende Schloß, „die neue Residenz" benannt, steht allerdings seit der Säcularisation leer und hat viel von seiner inneren Pracht verloren, ist aber keinesweges verfallen und kann jeden Augenblick zu einer stattlichen fürstlichen Sommerresidenz eingerichtet werden. Zu einem fürstlichen Sommersitze eignet es sich durch die leichte, geschmackvolle Bauart, seine malerische Lage und vor Allem durch den herrlichen Garten, der es umgibt. Dieser gehört zu den schönsten und größten Gärten Deutschlands, und dürfte den berühmten fürstlichen Gärten von Schwetzingen, Wörlitz, Charlottenburg wohl nur wenig nachstehen. Von den Gärten der Provinz Preußen ist er weitaus der schönste, wie er denn überhaupt wohl von keinem unter gleichem nördlichen Breitengrade befindlichen Garten an Zierlichkeit der Anlagen und Man-

nichfaltigkeit der in ihm vorhandenen Gewächse übertroffen werden dürfte. Schauen wir uns ein wenig in demselben um!

Unmittelbar vor dem Schlosse erfreut uns ein großes Beet voll mächtiger Alpenrosen; neben ihm Beete voll Azaleen, Camelien und der aus Lappland hierher verpflanzten, schön blühenden Andromeda. Andere Beete mit Noisettes- und Theerosen, mit Heliotrop und Jalappe bepflanzt, hauchen den Duft peruanischen Balsams uns entgegen. Den Rasenplatz dahinter schmückt ein riesiges Blumenrohr vom Aussehen des Pisang, dieser hochwichtigen Culturpflanze heißer Länder, über welche hin das noch höhere Pfefferrohr schwankend sich bewegt. In seinem Schatten aber erfreut sich ein Sohn des alten classischen Latiums, der Acanthus, seines Daseins; zwar ein Zwerg unter dem gewaltigen Rohre, aber hochberühmt durch seine Blätter, von denen die Baukünstler des Alterthums das Muster zur Verzierung des korinthischen Säulenknaufs hernahmen.

Schreiten wir nun durch einen *Baumgang* von schattigen *Kastanien*, die sechzig Fuß hoch emporstreben. Hinter prangenden Blumenbeeten lachen uns freundliche Rasenplätze an, sorgsam unter der Sense gehalten. An sie reihen sich *Teiche*, eingehegt von Staudengewächsen mit Blättern, groß wie Sonnenschirme, und Büschen voller Beeren. Da spiegelt sich die große indische Kresse mit ihren schildrunden Blättern im Teiche, erheben Festons von Schlingpflanzen sich zu Ehrenbögen über steinernen Najaden; da wirft eine Fontaine ihren Silberstrahl himmelan und schäumen zwei kleine künstliche Wasserfälle lustig über bunte Kiesel.

Ueber zierliche Brücken gelangen wir zum „Ohr des Dionys", das in zwei Grotten den leisesten Hauch des Mundes an der Wand der einen Grotte laut und vernehmbar an der entgegengesetzten wiedergibt. Durch ein ernstes Tannen- und Birkenwäldchen schreitend, kommen wir zur Höhenpartie des Gartens, und die Fronte des Schlosses springt uns in gefälliger Würde entgegen, reizend durch die duftigen Laubgänge und Rosenhecken, welche, von ihr ausgehend, die blumenreiche Ebene davor bekränzen.

Aber es würde uns zu weit führen, wollten wir den Leser durch *alle* Theile des großen Gartens geleiten; wir führen ihn daher nur noch zum *schönsten* Punkte desselben. Diesen bilden zwei hohe, geschorene Lindenhecken, durch welche man, wie durch ein kolossales Fernrohr, über ein künstlich dahinter angelegtes Wasserbassin fort, mitten aus dem Garten in das eine halbe Meile entfernte Meer schaut. Durch einen optischen Zauber getäuscht, glaubt man nicht anders, als es laufe die Lindenallee bis zum Gestade der Ostsee fort. Ein köstlicher Anblick und ein höchst überraschender! Es ist, als wäre plötzlich ein Vorhang weggezogen, der ein herrliches Panorama bisher verschleierte; doppelt köstlich ist er, wenn sich ihm die Stille eines sommerlichen Sabbath-Abends beigesellt, welche nur den Wellenschlag des nahen Meeres als dumpfes Murmeln und die Abendglocke von der nahen Klosterkirche als Mahnung zum Gebet an unser Ohr dringen läßt.

Doch so schön dieser Garten auch ist, so wird er an Naturreizen doch noch von dem „*Karlsberge*" übertreffen. Diesen Namen führt ein von dem eigentlichen Schloßgarten durch die Landstraße getrennter Berg, welcher von dem vorletzten Fürstabte, dem Prinzen Karl von Hohenzollern, der Stadt Danzig, die ihn damals besaß, abgekauft, mit mannichfachen Anlagen versehen und dadurch gewissermaßen zu einem Bestandtheile des Gartens gemacht und nach seinem Namen benannt wurde. Obschon nur 280 Fuß über den Spiegel der nahen Ostsee sich erhebend, bietet der Karlsberg, als ein isolirt stehender Berg, doch eine reiche, und namentlich sehr *schöne* Aussicht dar. Als im Jahre 1798 Preußens unvergeßliche Königin, die geist- und gemüthvolle Louise Danzig und Oliva besuchte, ließ in ritterlicher Galanterie der Fürstabt Prinz Karl bis zum waldumsäumten Gipfel der Hauptanhöhe einen breiten Fahrweg anlegen, auf welchem dann die junge Königin in einer Chaise bequem hinauffuhr. Von diesem Hauptwege laufen bald breitere, bald schmälere, bald lichtere, bald dunklere Nebenwege aus, an anmuthigen Ruheplätzen, Eremitagen und Grotten vorüberführend. So gelangen wir denn auf verschlungenen Pfaden, die oft die schönsten Prospecte darbieten, bis zum Gipfel des Karlsberges. Ihn ziert ein chinesisches Lusthäuschen, über dem ein Belvedere sich erhebt, zu welchem von außen eine Treppe hinaufführt. Hoch über Wald und Gebüsch blickt man von dort auf den bunten Teppich hinab, der sich tief unten mit seinen Gruppen von Häusern, Bäumen, Saatfeldern, Wiesen, Teichen und Büschen ausbreitet. Am Horizonte dehnt sich die weite Meeresfläche, im Sonnenglanze leuchtend, mit ihren bald näher, bald entfernter vorübersegelnden Schiffen, die theils von fremden Gestaden kommen, theils mit schwellenden Segeln ihnen zueilen, aus. Näher aber erheben sich, am Rande eines munter dahin hüpfenden Baches, die Hammer- und Mühlenwerke des Freuden- und Schwabenthals, und am Fuße des Berges erblickt man den Flecken Oliva mit seinen freundlichen Häusern und Gärtchen, die Kirche der Abtei mit ihren Thürmen, das Schloß, den Schloßgarten und das ehemalige Kloster, so viel davon noch übrig ist. Ein herrliches Panorama; doppelt entzückend am Feierabend, wenn die Sonne hinter die blühenden Gefilde hinabsinkt, das Geräusch der Tagesbeschäftigungen schweigt und kein anderer Laut, als das Schlummerlied der zahlreichen gefiederten Sänger hier oben auf luftiger Höhe, das im Anschauen versunkene Gemüth aus seliger Selbstvergessenheit aufweckt.

Schwer nur reißen wir uns los, um zur *Ebene* hinunter zu steigen und hier noch der *Klosterkirche* einen Besuch abzustatten. Diese ist ein altes und ziemlich imposantes Gotteshaus, zumal wenn man den Eingang durch das Hauptportal nimmt. Eigenthümlich beleuchtet ist die in Form eines schmalen lateinischen Kreuzes erbaute Kirche dadurch, daß das *Hauptschiff* nur durch kleine, ganz oben angebrachte Fenster sein Licht erhält, die Seitenschiffe aber ihre eigenen Fenster haben. Hinter dem Querschiffe folgt der erhöhte Chor. Dort steht der *Hochaltar*. Dies geschmackvolle Bauwerk gewinnt noch durch das volle Licht von oben her, sowie durch die mit sorgfältiger Berechnung des Effects gefärbten Glasfenster; Marmorsäulen tragen die Decke über ihm. Unter einem mächtigen Sarkophage von schwarzem Marmor ruhen hier die Herrscher Pommerellens, von dem Begründer des Klosters bis zu dem Letzten seines Stammes, von den Thaten und Mühen ihres meist vielbewegten Lebens aus: „olim heroës, nunc nihil nisi cinis et ossa!"

Die Kirche enthält zwar nicht viele, aber meist gute Gemälde; eine prächtig vergoldete Kanzel; außer dem Hauptaltare noch zweiundzwanzig kleinere Nebenaltäre, unter denen einige vortreffliche Kunstwerke von Marmor (einer von Alabaster) sind; und zwei *Orgeln*, von denen die eine ein herrliches Werk und nicht nur die zweitgrößte Orgel im preußischen Staate (die größte ist die in der Peter-Pauls-Kirche zu Görlitz), sondern überhaupt eine der größten in Europa ist.

Von dem *Kloster* selbst (claustrum oder monasterium) ist nur noch das Hauptgebäude stehen geblieben. Dasselbe bildet ein regelmäßiges Viereck, hat innen einen schön gewölbten Kreuzgang mit leidlichen Gemälden aus der biblischen Geschichte, und außer mehreren kleinen Gemächern, ehemaligen Mönchszellen, drei *Säle*: das „Sommer-Refectorium" (Speisesaal der frommen Patres zur schönen Jahreszeit), ein weites, hohes Gemach, welches auf drei schlanken Granitsäulen ruht und die Bildnisse aller 53 Aebte enthält, welche in dem Zeitraume von 66 Decennien hier gewaltet haben; den „Capitel Saal", der zu den Sessionen des Capitels diente, und das kleinere „Winter-Refectorium", auch der „Friedenssaal" genannt, weil in ihm jener hochwichtige Friede abgeschlossen wurde, welcher dem Namen „Oliva" einen Platz in der Weltgeschichte, dem Orte Weltberühmtheit verschaffte.

An das Kloster schließt sich der *Marktflecken Oliva*, ein ungemein freundlicher Ort, welcher im Laufe der letzten Jahrhunderte um das Kloster entstanden ist und gegenwärtig etwa 2100 gewerbfleißige Einwohner — zu zwei Drittheilen Katholiken, zu einem Drittheil Protestanten, die seit 25 Jahren im Besitze einer eigenen, zwar kleinen, aber sehr niedlichen Kirche sind — zählt. Die jetzt im Beginne der Ausführung begriffene hinterpommersche Eisenbahn von Stolpe nach Danzig wird dem Orte insofern ein erhöhtes Leben verleihen, als dieselbe Oliva (das übrigens einen Stations-Bahnhof erhalten soll) gewiß aus der Ferne manche Besucher zuführen wird, die den in zwiefacher Beziehung merkwürdigen Ort durch eigene Anschauung kennen lernen wollen. G. J.

Der Höhenrauch.

Von Dr. Schwabe.

Endlich haben wir ihn wieder da, den ersehnten, lieben, schönen Mai mit seinen Blüthen, seinen sonnigen Tagen und — mit seinem Höhenrauche!

Allerdings, werther Leser, gehört der Höhenrauch in gewissem Sinne zu den Attributen des schönen Monats Mai, wenigstens für einen großen Theil des deutschen Vaterlandes. Ob aber jenes Bild des Mai's, welches Deiner Phantasie vorschwebt, durch den Gedanken an den stinkenden Nebel beeinträchtigt wird, das soll mich einmal nicht kümmern, denn ich beabsichtige, weit entfernt von allen poetischen Ergüssen, ein verständiges Wort mit Dir zu reden über den Höhenrauch, diesen Gast aus der Fremde, von dem noch immer so Viele nicht wissen, „woher er kam", und wer er eigentlich ist. Dieser fast alljährlich im Mai und Juni, bisweilen auch in den ersten Tagen des Juli, im Spätsommer und im Herbste bei uns im mittleren, seltener im südlichen Deutschland einsprechende Gast verfehlt nie, so oft er erscheint, lebhafte, ja oft lächerlich heftige Disputationen zu veranlassen. Die Einen sagen, der Höhenrauch sei das Product der Moor- und Haidebrände, welche jährlich in gewissen großen Länderstrecken des nordwestlichen Deutschlands zum Behuf der Cultur des Moorbodens angestellt werden. Die Anderen behaupten, es seien „zersetzte Gewitter". Noch Andere lachen über den Unsinn beider Behauptungen, und erklären den Höhenrauch für gewöhnlichen Nebel, der mit Schwefeldünsten geschwängert sei. Endlich müssen wir noch der allerneuesten Entdeckung erwähnen, die ein gelehrter Mann in einer besonderen Schrift niedergelegt hat, und welcher zufolge der Höhenrauch durch Zersetzung der in der Luft enthaltenen Kohlensäure in ihre Grundbestandtheile, Kohlenstoff und Sauerstoff, entsteht.

Man möchte wirklich am gesunden Menschenverstande verzweifeln, wenn man den entsetzlichen Unsinn mit anhören muß, der oft bei solchen Disputationen zu Tage gefördert wird und auf einer völligen Unkenntniß der einfachsten physikalischen Vorgänge beruht. Bleiben wir einen Augenblick bei der am häufigsten laut werdenden Ansicht über die Natur des Höhenrauches stehen, nach welcher dieser aus zersetzten Gewittern bestehen soll. Ein „zersetztes Gewitter" ist ein Unding. Nur ein aus mehreren Bestandtheilen zusammengesetzter Stoff kann zersetzt werden; ein Gewitter aber ist kein Stoff, sondern ein Vorgang, ein physikalischer Proceß, welcher darin besteht, daß sich die in einzelnen Wolken angehäufte positive Elektricität mit der negativen Elektricität anderer Wolken oder der Erdoberfläche mittels sogenannter Entladungen (Blitz und Donner) ausgleicht. Man sollte daher wenigstens, um nicht sinnlos zu reden, statt von zersetzten Gewittern, von zersetzten Gewitterwolken sprechen. Darunter könnte man allenfalls solche Wolken verstehen, welche ihre Elektricität, ohne plötzliche Entladung durch Blitz und Donner, mittels allmählicher Ableitung gegen die entgegengesetzte Elektricität anderer Körper, was allerdings oft geschieht, ausgleichen.

Man bildet sich nun ein, daß die „freigewordene" Elektricität in der Luft schwebe und den dem Höhenrauch eigenen Geruch erzeuge, und daß die gewesene Gewitterwolke sich zur Erde gesenkt habe und hier als Nebel (Höhenrauch) verweile. Diese irrigen Ansichten sind leicht zu berichtigen. Wolken, die als Nebel auf der Erde liegen, ertheilen der Luft selbstverständlich eine feuchte Beschaffenheit, während die zur Messung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft dienenden Instrumente (Hygrometer) bei Höhenrauch stets zeigen, daß die Luft sehr trocken ist. Auch fehlt dem Wassernebel jene eigenthümliche Färbung, die der Höhenrauch, wenn er einigermaßen dicht ist, deutlich genug an sich trägt. Was nun die „frei gewordene" Elektricität und ihren Geruch betrifft, so kann zunächst von einer solchen frei gewordenen Elektricität gar keine Rede sein; die Elektricität ist stets an Körper gebunden. Auch hat die Elektricität durchaus keinen Geruch, obgleich man bekanntlich einen phosphorähnlichen Geruch verspürt, wenn man die Nase einem erregten elektrischen Körper, z. B. einer stark geladenen Elektrisirmaschine nähert. Diese Erscheinung schreibt Schönbein seinem noch in vieler Beziehung problematischen Ozon zu; sie findet aber ihre viel einfachere und näher liegende Erklärung in der Thatsache, daß jeder auf einen Sinnesnerv wirkende Reiz, gleichviel woher derselbe rührt, in dem Nerv die ihm eigenthümliche Sinneswahrnehmung hervorruft. So bewirkt ein Stoß gegen das Auge, der stark genug ist, um den im Hintergrund des Augapfels sich ausbreitenden Sehnerv zu reizen, sofort eine Lichterscheinung, das sogen. Funkensehen; Blutzudrang nach dem Gehörorgan erzeugt Ohrenklingen; ein auf die Zunge geleiteter, noch so schwacher galvanischer Strom erregt augenblicklich einen eigenthümlichen, metallischen Geschmack; und in gleicher Weise ruft ein die Geruchsnerven treffender elektrischer Strom hier eine Geruchsempfindung hervor, eben so gut, wie das ein diesen Nerv berührender Nadelstich thun würde.

Um den Geruch der Elektricität zu beweisen, wird auch oft angeführt, daß man in Gebäuden und an anderen Orten, wo der Blitz eingeschlagen hat, selbst dann, wenn er nicht gezündet hat, oft noch eine Zeit lang deutlich einen schwefligen Geruch wahrnimmt. Hiergegen ist ganz einfach zu erwidern, daß der Blitz in solchen Fällen den schwefligen Geruch nicht mitgebracht, sondern daß er den Schwefel da, wo er einschlug, vorgefunden hat. In dem Eisenwerk der Gebäude, in den Mauersteinen, in dem Bindekalk, in den Kieseln und dem Kalkgeröll des Erdbodens — überall finden sich Schwefelbestandtheile, welche da, wo der Blitz mit ihnen in Berührung kommt, verbrennen und so den schwefligen Geruch verbreiten.

Diejenigen, welche das Phänomen des Höhenrauches zu erklären glauben, wenn sie sagen, dieser Rauch sei mit Schwefeldünsten geschwängerter Nebel, geben statt einer Erklärung lediglich eine Paraphrase. Denn sie lassen uns gänzlich darüber im Dunkeln, woher die Schwefeldünste kommen sollen, und ein mit Schwefeldünsten geschwängerter Nebel ist doch wahrlich kein so selbstverständliches Ding.

Uebrigens liegt diesen Annahmen eine sehr mangelhafte sinnliche Auffassung zu Grunde, denn die durch einen elektrischen Strom erregte Geruchsempfindung, sowie der Geruch nach Schwefel sind deutlich von dem Geruch des Höhenrauches zu unterscheiden. Der Höhenrauch riecht ganz entschieden nach brennendem Torf.

Die oben erwähnte neueste gelehrte Hypothese, nach welcher der Höhenrauch das Product einer Zersetzung der in der Luft enthaltenen Kohlensäure in Sauerstoff und Kohlenstoff sein soll, ist zu fabelhafter Natur, als daß wir hier näher darauf eingehen möchten.

Wenden wir uns mit Uebergehung der zahlreichen übrigen Hypothesen, die oft wunderlich genug klingen, zur Darstellung des wirklichen, nicht in den Irrgängen der Phantasie, sondern in einfachen natürlichen Vorgängen begründeten Ursprunges jener Erscheinung, die wir Höhenrauch, richtiger Moorrauch oder Haiderauch nennen.

Im nordwestlichen Theile von Deutschland, namentlich im Großherzogthum Oldenburg und in den hannöverschen Fürstenthümern Ostfriesland und Bremen, befinden sich weit ausgedehnte Landstriche, die aus Moorboden bestehen. Wir wollen hier nur kurz andeuten, daß der Moor aus theils fertigem, theils im Werden begriffenen Torf besteht. Jene Gegenden würden völlig unfruchtbar und daher auch unbewohnt sein, wenn es nicht ein Mittel gäbe, selbst diesem traurigen Moorboden eine Gabe abzuzwingen. Diese Gabe ist der Buchweizen, und das Mittel, den Boden zu seiner Production geeignet zu machen, ist das Abbrennen des Moores.

Dieser eigenthümliche Zweig der Feldwirthschaft besteht erst seit etwa anderthalbhundert Jahren. Der Prediger Bolenius zu Hatshusen hat zwischen 1707 und 1716 den Anfang damit gemacht. Soll ein noch wüstes Moor zum Buchweizenbau zugerichtet werden, so zieht man eine Menge kleine Gräben, um für die nöthige Abwässerung zu sorgen. Hiernach wird die Bodenoberfläche in lauter einzelne Schollen von etwa ¼ Fuß Durchmesser mittels der sogen. Hackthaue zerstückelt. Das geschieht im Herbst; man läßt die Schollen den Winter hindurch liegen, und wenn sie im Frühling — gewöhnlich Mitte Mai — trocken sind, so setzt man die Schollen in kleine Haufen und brennt sie dann an. Bei dem Brennen ist sorgfältige Aufsicht nöthig; das Feuer muß überall blos glimmend oder schmauchend fortgehen und darf nirgends in Flammen ausbrechen, weshalb man die Schollen nie ganz trocken werden läßt. Fortwährend sind Leute beschäftigt, die brennenden

Schollen mit eisernen, langstieligen Pfannen gegen den Wind auf dem Acker umher zu werfen.

Das Ausbrennen eines einzelnen Stückes währt einen bis zwei Tage, bei feuchter Witterung noch länger. Ende Mai oder Anfang Juni wird in den so zubereiteten Boden der Buchweizen gesäet. Dasselbe Ackerstück wird auch in den folgenden Jahren, jedesmal vor der Einsaat des Buchweizens, wieder gebrannt. Hat der Moorboden einige Jahre Buchweizen getragen, so wird er hier und da, namentlich auf dem ostfriesischen Hochmoor, auch fähig, Roggen zu tragen, der an manchen Stellen sogar ohne weitere Düngung sehr gut gedeiht. Doch auch vor der Einsaat des Roggens muß der Boden jedesmal gehackt und gebrannt werden. Es finden daher, obgleich weniger häufig, auch im Herbst Moorbrände statt.

Hier haben wir die thatsächlich feststehende Ursache einer ganz kolossalen Rauchentwicklung vor uns. Jeder weiß, daß ein völlig ausgetrocknetes Stück reinen Torfes mit kleiner Flamme brennt, und dabei sehr viel Rauch und einen penetranten, eigenthümlichen Geruch erzeugt. Nun denke man sich, daß die vielen tausend aus noch ziemlich feuchtem Torf und den Wurzeln und Stengeln verschiedener Moorpflanzen bestehenden Schollen eines einzelnen Ackerstückes auf einmal in Brand stehen. Welche ungeheure Masse Rauch muß das geben! Man denke sich ferner, daß nicht ein einziges, daß nicht zehn oder hundert, sondern daß Tausende von Äckern zu gleicher Zeit brennen, deren Flächengehalt nach Quadratmeilen zu berechnen ist, und man wird zugeben, daß dies genug Rauch gibt, um ganz Deutschland und noch einige umliegende Gegenden einzuräuchern.

Dieser Rauch ist da, wo Moor gebrannt wird, und auf mehrere Meilen in der Nachbarschaft so dicht, daß man daselbst bei sonst heiterem Himmel die Sonne kaum erkennen kann. Alle Gegenstände erscheinen durch den Moorrauch in gelbröthlicher Färbung.

Dieser Rauch nun ist es, welcher unter günstigen Umständen, wozu vor allen eine trockne Luftbeschaffenheit zu zählen ist, von den Strömungen des ewig beweglichen Luftmeeres aufgenommen, viele Meilen weit fortgetragen wird und sich über unsere Fluren als sogenannter Höhenrauch verbreitet. Höhenrauch nennt man ihn deshalb, weil die in größerer oder geringerer Entfernung den Horizont begrenzenden Anhöhen es am besten erkennen lassen, wenn die Durchsichtigkeit der Luft durch Dünste oder, wie hier, durch Rauch vermindert worden ist, und weil diese Höhen dann in Rauch eingehüllt erscheinen. In Gegenden, wo es keine über die Ebene hervorragende Höhen gibt, wie in der norddeutschen Ebene, kennt man den Ausdruck Höhenrauch gar nicht; überdies ist man dort mit der Herkunft des Qualmes zu wohl bekannt, um ihn nicht mit seinem rechten Namen zu nennen. Dieser Name ist Moorrauch.

Einen Reisepaß hat dieser Gast aus der Fremde, wenn er bei uns in Mitteldeutschland einkehrt, nicht vorzuweisen, wohl aber führt er einen sehr glaubwürdigen Heimathschein mit sich, und das ist der ganz unverkennbare, oft penetrante Geruch nach brennendem Torf. Dieser Geruch ist so deutlich, daß er allein schon für Jeden, der eine Nase zum Riechen hat, hinreichen sollte, um die Herkunft des Höhenrauches zu beweisen. Der Torfgeruch wird um so auffallender, jemehr man sich dem Heerde der Moorbrände nähert. Dasselbe ist der Fall mit der gelbröthlichen Färbung des Höhenrauches, welche mit der Annäherung an die Moorgegenden zunimmt und oft schon, wenn man noch zehn bis zwölf Meilen davon entfernt ist, in ein intensives Braunroth übergeht.

Sehr beweiskräftig ist ferner der Umstand, daß Höhenrauch nur zu solchen Zeiten sich zeigt, in denen nachgewiesenermaßen bedeutende Moorbrände stattfinden, das ist im Mai und Juni, oft auch im Herbst zur Zeit der Einsaat der Winterfrüchte.

Endlich ist noch hervorzuheben, daß der Höhenrauch — oder sagen wir nun doch richtiger: der Moorrauch — uns mit höchst seltenen Ausnahmen durch eine solche Richtung des Luftstromes gebracht wird, die geradeswegs auf die Gegend des Moorbrennens hinweist. Dies ist also für den größten Theil von Deutschland Nordwestwind. Die eben erwähnten Ausnahmen finden in der anerkannten Thatsache, daß in den oberen Luftregionen oft eine ganz andere Windrichtung stattfindet, als in den unteren, ihre einfache Erklärung. Es ist z. B. recht gut möglich, daß die Rauchmassen durch einen Westwind gehoben und weit fortgetragen werden, sich dann senken, und durch Ostwind uns zugeführt werden.

Man hört oft den Einwand, es sei nicht möglich, daß Rauch auf so weite Entfernungen hin sich verbreiten könne. Man meint dies eben nur, ohne zur Begründung seiner Meinung etwas einigermaßen Stichhaltiges anführen zu können. Lassen wir dagegen Thatsachen sprechen! Im Januar 1835 warf der Vulcan Cosiguina eine ungeheure Menge Asche aus, welche die Atmosphäre in einem Umkreise von 220 geographischen Meilen verdunkelte, und noch als dichter Aschenregen in einer geraden Entfernung von 180 geographischen Meilen auf Jamaica niederfiel. Der Verbreitungskreis dieses Aschenregens hatte mindestens 4000 englische Meilen im Umfange; sein Flächengehalt war daher etwa acht Mal so groß als der von ganz Deutschland. Allen Respect vor der Rauchproduction des Cosiguina! aber ich zweifle doch, ob er in gleicher Zeit ebenso viel Rauch auszuspeien vermag, als einer halben Quadratmeile brennenden Moorbodens entsteigt. Aus eigener Erfahrung kann ich berichten, daß vor ungefähr 30 Jahren in Weimar bei Ostwind ein ziemlich dichter Aschenregen niederfiel. Unter den Kohlentheilchen dieses Regens befanden sich halbverkohlte Stückchen von Strohhalmen und halbverkohlte Papierfetzchen. Es ergab sich, daß dieser Aschenregen einer Feuersbrunst entstammte, die denselben Tag in der zehn Meilen entfernten Stadt Ronneburg 20 bis 30 Häuser verzehrt hatte. Aehnliche Beispiele von Wanderungen des Rauches auf noch größere Entfernungen hin sind notorisch bekannt. Was will aber die Rauchmenge, welche beim Abbrennen von 20, 50, ja Hunderten von Häusern entsteht, sagen gegen die unermeßliche Masse von Qualm, die nur 20 oder 50 Acker brennenden Torfmoores verbreiten! Und welche ungeheure Strecken hat denn eigentlich der Moorrauch zurückzulegen, ehe er bis zu uns gelangt? Etwa 180 Meilen, wie der Rauch, welcher aus dem Cosiguina über's Meer bis nach Jamaica wanderte? O nein! von den Gegenden, wo Moor gebrannt wird, bis nach Thüringen und Sachsen beträgt die directe Entfernung nur 40—50, bis Carlsruhe 60, bis München und Prag 80, bis Berlin 40 Meilen!

Viele wollen in dem Moorrauch durchaus eine meteorologische Erscheinung erblicken, weil sie einen gewissen Einfluß des Rauches auf die Witterung zu erkennen glauben. Bald soll der Moorrauch schuld sein an anhaltend trockener Witterung, bald an rasch mit ihm zugleich eintretender kühler Temperatur, bald an der Zertheilung aufsteigender Gewitterwolken. An dem Allen ist etwas Wahres, nur ist auch hier wohl zu unterscheiden. Daß es beim Erscheinen des Moorrauches oft kalt wird, hat darin seinen Grund, daß der Nordwestwind, auf dessen Fittigen der Rauch daher schwebt, in der Regel Kälte bringt. Also nicht der Rauch, sondern der Nordwestwind ist schuld an der kühleren Temperatur. Was die Trockenheit der Luft betrifft, so ist zu bedenken, daß der Moorrauch sich nur bei trockener Luftbeschaffenheit weit zu verbreiten vermag, weil die Aschentheilchen, aus denen er besteht, sich rasch vollsaugen, wenn die Luft sehr feucht ist, dadurch schwerer werden und zu Boden sinken. Also war die Luft schon trocken, als der Höhenrauch kam. Indessen ist die Möglichkeit nicht zu leugnen, daß ein weit verbreiteter Moorrauch das längere Fortbestehen trockner Witterung befördert, weil seine zahllosen Aschentheilchen die in der Luft stets enthaltenen Wasserdünste zum großen Theil auffaugen und so die Atmosphäre noch trockner machen, als sie vorher war.

Unbedingt muß man aber zugeben, daß der Moorrauch sehr wohl im Stande ist, durch sein Auftreten das Zustandekommen von Gewittern zu verhindern. Die stets mit positiver Elektricität geschwängerte Rauchmasse wird von der negativ-elektrischen Erdoberfläche angezogen, und lagert sich zwischen dieser und den darüber schwebenden positiv-elektrischen Gewitterwolken. Nun kann zweierlei stattfinden. Entweder dient die weit ausgedehnte Rauchmasse vermöge der großen Berührungsfläche, welche sie den Wolken sowohl wie der Erde bietet, zur allmählichen Ausgleichung der beiden entgegengesetzten Elektricitäten, wodurch die nothwendigste Bedingung für die Entstehung des Gewitters wegfällt. Oder die positiv-elektrische Rauchmasse wirkt abstoßend auf die mit gleichartiger Elektricität geladenen Wasserbläschen, deren dichte Anhäufung die Gewitterwolken bildet. Letztere werden dadurch veranlaßt, sich in höhere Luftschichten zu erheben, wo sie vom Winde erfaßt, fortgeführt und zerstreut werden. Wir können diese Vorgänge hier nur andeuten und müssen als bekannt voraussetzen, daß ungleichartig-elektrische Körper sich anziehen, gleichartig-elektrische sich abstoßen.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchungen nochmals kurz zusammen:

1) Die Thatsache steht fest, daß im nordwestlichen Deutschland alljährlich zu bestimmten Zeiten Moorbrände stattfinden, bei welchen ungeheure Massen von Rauch entwickelt werden.

2) Der bei uns auftretende Höhenrauch oder Moorrauch hat denselben specifischen Torfgeruch und dieselbe Färbung, wie der durch das Moorbrennen erzeugte Rauch. Je mehr man sich den Gegenden der Moorbrände nähert, um so deutlicher treten diese Eigenthümlichkeiten hervor.

3) Der sogenannte Höhenrauch tritt nur dann ein, wenn bedeutende Moorbrände stattfinden oder soeben stattgefunden haben.

4) Die Richtung des Windes beim Erscheinen des Höhenrauches ist die nämliche, in welcher die Gegenden liegen, wo Moor gebrannt ist. (Die selten vorkommenden Ausnahmen von dieser Regel sind oben bezeichnet und erklärt worden.)

Man sollte glauben, daß eine unbefangene Prüfung dieser Thatsachen die Herkunft des Höhenrauches auch dem einfachsten Verstande außer Zweifel setzen müßten. Aber die Sucht nach dem Wunderbaren, für welches Gall mit vollem Rechte ein besonderes Organ im menschlichen Gehirn statuirt hat, ist gar mächtig im Menschen und verleitet ihn nur zu oft, das Naheliegende, Natürliche zu verschmähen und Dinge, die eine sehr einfache Erklärung zulassen, mit Gewalt in das Reich des Uebernatürlichen, Wunderbaren, Schwindelhaften, Unklaren hinüber zu ziehen. Die Leser der Gartenlaube haben ihre Theilnahme einer Zeitschrift zugewendet, die schon oft wacker und erfolgreich für Wahrheit und Aufklärung gegen Aberglauben, Mysticismus und Vorurtheile gekämpft hat. Möge auch der vorliegende Aufsatz dieser Tendenz der Gartenlaube durch die Berichtigung alter, verbreiteter und eingewurzelter Vorurtheile entsprechen!

„Seine Ehre gebrochen“.

Eine Erinnerung an Johanna Kinkel. *

Ich beabsichtige keine Charakteristik, noch weniger eine Biographie dieser ausgezeichneten Frau zu schreiben, die durch ein grauenvolles Verhängniß ihrer Familie entrissen wurde, als ihr Leben sich eben wieder auf das Glücklichste zu gestalten begonnen hatte. Sie wird ihren Biographen finden, sie verdient, sie bedarf ihn, einfach, weil sie wirklich ausgezeichnet war und weil der böse Leumund sich am liebsten mit dem Ausgezeichneten beschäftigt und es neidisch und mißgünstig in die Sphäre eigner Niedrigkeit herabzuziehen trachtet.

Nur einige charakteristische Züge aus ihrem Leben mit Gottfried Kinkel mitzutheilen, sei mir gestattet, die mehr als emphatische Apotheosen den hohen Werth dieser Frau erkennen zu lassen geeignet sind.

Mit Kinkel seit Jahren in brieflichem Verkehre, wollte ich ihn 1848 auf einer Studienreise — richtiger könnte ich meine damaligen Wanderungen im aufgeregten Vaterlande nicht bezeichnen — aufsuchen, um den Mann, dessen Worte stets von eben so viel Anmuth als Herzlichkeit durchweht waren, auch persönlich kennen zu lernen. Ich traf ihn nicht, wohl aber traf ich Johanna Kinkel, die mich freundlich bewillkommnete und mich durch ein lebhaftes Gespräch leicht zu fesseln wußte. Bald riefen Mutterpflichten sie zu ihren Kleinen, die krank gewesen waren, und ich folgte gern ihrer Einladung in das Kinderzimmer, um sie, wie ich sie vorher als geistreiche und liebenswürdige Gesellschafterin bewundert, nun auch als die zärtlichste, sorgsamste und verständigste Pflegerin ihrer kleinen Lieblinge kennen zu lernen. Jeder weiß, wie verhältnißmäßig selten diese drei Eigenschaften bei Müttern vereinigt angetroffen werden; bei Frau Kinkel kam noch die seltene Intelligenz hinzu, mit der sie Erziehung und Pflege betrieb. Gottfried, das älteste Kind, war Reconvalescent von einer hitzigen Gehirnentzündung; Arzt und Mutter hatten das Glück und Verdienst gehabt, den kleinen Patienten von dieser gefährlichsten aller Kinderkrankheiten zu retten. Unermüdlich Tag und Nacht hatte sie gesorgt, und nun stand ihr Liebling wieder gerettet vor ihr, die großen, klugen Augen zu mir aufschlagend und die Strophen halb singend, halb declamirend, in die ihm die geniale Mutter die Verhaltungsmaßregeln des Arztes eingekleidet hatte. Rührend war die Treuherzigkeit, mit der er die Schlußzeilen besonders betonte:

„Sonst kommt der Doctor Velten
Und thut gewaltig schelten.“

Ueber Politik war kein Wort gefallen, und auch als Kinkel nach ungefähr einer Stunde aus dem Colleg heimkehrte und ich mich zum Mittagessen halten ließ, waren es keineswegs die banalen Stichworte der Parteien, denen man damals kaum in irgend einer Gesellschaft entgehen konnte, welche das einfache, aber lecker bereitete Mahl begleiteten. Von Kindern und Kinderzucht, vom Rhein und von Rheinreisen war die Rede, und dabei verstand es Kinkel nicht nur, wie wenig Männer, seiner Johanna, der einzigen Dame bei Tische, die ihr gebührende Aufmerksamkeit und Artigkeit in ungezwungenster Weise zuzuwenden, er gab auch durch Wort und Ausdruck die glückliche Befriedigung seines Seelenlebens zu erkennen, der er durch ihren Besitz theilhaftig geworden war.

Nach Tische kamen einige Handwerker, deren Wünsche, obgleich sie noch weit über das verrottetste Innungsgelüste hinausgingen, doch mit freundlicher Klarheit berichtigt wurden. Nach ihrem Fortgehen klagten beide Ehegatten, wie schwer es sein werde, den Forderungen dieser Classe, die nur ihr nächstes und eigenstes Interesse in's Auge zu fassen vermöge, gerecht zu werden. „Weil unser Bäcker keineswegs ein sonderlich virtuoses Brod bäckt,“ sagte Johanna, „verlangt er von Kinkel, er solle den Eingang des oberländischen Brodes verhindern, und ein verarmter Nagelschmied will ein Gesetz gegen die Anfertigung der Fabrikdrahtnägel. Aber so sind unsere Menschen fast sämmtlich. Kaum Einer unter den Tausenden, die wir sprechen hören, ist aufrichtig gemeint, dem Jahre 48 ein Opfer zu bringen. Weil Jeder zu gewinnen trachtet, wird der Fortschritt zum Bessern aufgehalten und einstweilen Jeder, der von höheren Ideen erfüllt ist, verlieren.“

Trotz der Kürze der Zeit war ein inniges Freundschaftsbündniß zwischen uns angeknüpft, und besonders von Johanna in Briefen fortgesetzt, die ich als ein theures Vermächtniß aufbewahre.

Kinkel wurde mehr und mehr von dem Ungestüm seiner Partei in den Strudel gerissen, dem er so wenig wie Andere einen Damm entgegen zu setzen vermochte, der aber, wie jede unvorbereitete Bewegung, sein natürliches Ende finden mußte, und dem sich zu entziehen er für ehrlos hielt. Es verfing nichts, daß ich ihm vorhielt, man werde nicht gründlicher, wenn man radicaler werde, und zuletzt seien die Verhältnisse stärker, als die Menschen. „Das Alles sagen wir uns selbst oft,“ bemerkte Johanna, „aber wenn Kinkel aus der Bewegung zurücktritt, welcher Bessere soll sie dann leiten? muß sie nicht in die Hände der unsaubern Geister fallen?“

Eine öffentliche Anstellung, die sich mir bot, nahm ich deshalb gern an, um den Kummer über das unausbleiblich bevorstehende Scheitern vieler meiner Hoffnungen zu bekämpfen, und widmete meine sämmtlichen Mußestunden den ernstesten Berufsstudien. Es gelang mir, des Fiebers, das auch in meinem Blute glühte, Herr zu werden, bis nach ungefähr Jahresfrist eine Zusammenkunft mit meiner Mutter mich wieder nach Bonn führte. Als die theure Frau bald wieder nach dem nördlichen Deutschland abgereist war, sah ich mich nach meinen Freunden um, aber ich traf nur noch wenige. Die ich sprach, waren ernst und traurig, einige waren ausgewandert, gar manche als Opfer gefallen, Kinkel war in der Pfalz.

Ich war viel allein, auf dem alten Zoll, auf dem Schänzchen. Jene Todessehnsucht kam über mich, die in jungen Jahren zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört, selbst wenn die Wirklichkeit keine herbe ist und höchstens mit den schwärmerischen Idealen ungereifter Ansichten contrastirt. Die kurze Frist im Kreise der Meinigen hatte mir wohl gethan und war mir im Gefühl wie ein Abschiedsfest, das mich frei gemacht habe. Der blutige Tod, die

* Siehe Gartenlaube 1859, Nr. 1.

Gefahren meiner Freunde standen mir lebhaft vor der Seele, und ich fand keine Ruhe vor Selbstvorwürfen, die ich mir machen zu müssen glaubte.

So kam ich zu Johanna und fand sie in der Kinderstube, ihr Jüngstes auf dem Schooße, in Vertretung ihres Mannes mit — der Redaction von Kinkel's politischer Zeitung beschäftigt. Sie war bleicher, als früher, und hatte ein leidendes und angegriffenes Ansehen, das sich aber bald verlor und jener Spannung aller Fasern Platz machte, die wir bei energischen Naturen selbst noch beim Nahen des Todes nicht selten zu beobachten Gelegenheit haben.

Nach den ersten Begrüßungsworten und nachdem ich ihr mitgetheilt, welcher Zweck mich nach Bonn geführt habe, fragte ich nach Kinkel und erklärte, ihm folgen zu wollen. Ihre Beistimmung, der ich sicher zu sein glaubte, weil es ihr doch nur erwünscht sein konnte, einen Freund an Kinkel's Seite zu wissen, sollte meinen Entschluß befestigen und mir die Rückkehr in meine friedlichen Arbeitskreise unmöglich machen.

Aber wie sehr hatte ich mich getäuscht! „Junger Mann, versündigen Sie sich nicht an Ihrer Mutter!" rief Johanna, indem sie aufstand und ihre schönen, großen, unbeschreiblich sprechenden und gedankentiefen Augen auf mich richtete. Kaum je hat ein Blick so zauberhaft und schreckhaft auf mir geruht. „Denken Sie an Ihre Mutter, Freund! Was wollen Sie? Ist es nicht genug, daß wir sehenden Auges dem Abgrunde entgegengehen, der uns bald verschlingen wird? Ist es mit den Opfern nicht genug? Sie meinen, es werde mir eine Freude sein, Sie bei Kinkel zu wissen? O ja, ich leugne nicht, gerade Sie sähe ich gern dort. Er hat viel Gesindel und armselig elend Volk um sich. Aber nein, nein! Gehen Sie hin, woher Sie gekommen sind. Ich will nicht, daß Sie dem Gottfried folgen, denken Sie an Ihre Mutter, Ihre Mutter!"

Unser Gespräch wurde durch Besuche der damaligen Freunde Kinkel's unterbrochen. Ich trat an's Fenster und wartete. Bald kam Frau Kinkel wieder zu mir, nahm meine Hand und sagte mit feierlichem Ernste: „Lieber Freund, ich nehme Ihre Hand darauf, daß Sie Kinkel nicht nachreisen wollen, und nun versprechen Sie mir, daß Sie noch heute, gleich diese Stunde, wieder zurückreisen und Ihrem Berufe still weiter leben werden. Es nutzt zu Nichts. Adieu!" Und damit hatte sie mich halb wider meinen Willen zur Treppe geleitet. „Sie werden vielleicht noch von mir hören," sagte sie, als wir schieden, „denn ich habe Sie sehr lieb."

Ich ging. —

Später in meine trauliche Einsamkeit zurückgekehrt, wieder vor mir die lebendigen Wellen und die Bergrücken und die spärlichen Trümmer des Mittelalters, zu meiner Seite Bücher und angefangene Arbeiten, dahinter Glas und Flasche, mit gutem Sechsundvierziger gefüllt, — saß ich oft genug trauernd, grübelnd da; ich konnte mich nicht mehr, wie früher, mit Arbeitsgedanken umspinnen und abschließen, aber die Zeitungen mit ihren elenden Spiegelfechtereien waren mir ein Gräuel, und so nahm ich die Geschichte der französischen Revolution zur Hand und suchte dort nach Anhaltspunkten zur Erläuterung der Zustände und Vorgänge um mich herum.

Aus meinem Tagebuche flechte ich hier mit wörtlicher Treue das Nachfolgende ein, da es die Verhältnisse, in denen auch Johanna Kinkel lebte, die Anschauungen und Empfindungen der Freunde ihres Kreises in helles Licht setzt:

10. September. Wie oft hat mich neuerer Zeit tiefer Kummer gedrückt, mit welchem unsäglichen Weh habe ich namentlich der vielen Freunde gedenken müssen, welche durch die Revolution dem Tode oder dem Elend zugeführt wurden! Was habe ich gelitten, besonders um Dich, mein Kinkel, Du bester Mensch!

Vor 8—12 Tagen folterte mich die Sorge um Kinkel ganz besonders, und ich dachte daran, ob ich ihm nicht persönlich durch eine Reise nach Rastatt behülflich werden könnte. Schon vorher hatte ich einen Brief an den König von Preußen abgeschickt, den ich um Lebens und um Sterbens willen jetzt hier abschreiben will:

„Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc.

Das Schicksal des Prof. Gottfried Kinkel veranlaßt mich, der ich ihm seit Jahren befreundet bin, aber bereits lange isolirt lebe, mit dem Versuche der Fürsprache Ew. Majestät Throne zu nahen. Von einer entschuldigenden Vertheidigung der Handlungen des Mannes kann nicht gesprochen werden, da dieselbe mit einer rechtfertigenden Beurtheilung der diesen Handlungen zum Grunde liegenden Ansichten beginnen und enden müßte. Es läßt sich aber eine Erklärung dieser Handlungen aus der unbefangenen Betrachtung des Lebensganges und der Charakterentwickelung Kinkel's schöpfen. Was er war, hatte er selbst aus sich gemacht, meist nach Bekämpfung großer Hindernisse, und so waren alle Lebensgüter Kinkel's sein selbst- und wohlerworbenes Eigenthum. Darum bebte er, je weiter er wuchs, vor keiner Gefahr zurück und legte gegen jeden zu erringenden Preis seine Existenz auf die andere Schale der Wage. Wie es ihm gelungen war, in privaten Verhältnissen seinen Ideen und Idealen die Wirklichkeit anzupassen und aus jedem Kampfe gerettet und mit Ehren hervorzugehen, so wurde er durch einen mißverstandenen Begriff von Consequenz auch dahin geführt, im Streben für die Menschheit, das kaum in viel Menschen edler glüht, mit aller Energie und unbegrenztem Opfermuthe einen Weg einzuhalten, auf den er durch nicht gewollte Verhältnisse und nicht gesuchte Menschen gedrängt war. Der Wahn, seine Ehre auch in den Augen als incompetent anerkannter Ehrenrichter aufrecht erhalten zu müssen, fesselte ihn an seine Fahne, an die Fahne der philosophisch-freien Menschheit, aber er hatte diese Fahne in andere Hände gegeben.

War er anfänglich nur zur Beantwortung der Handwerkerfrage in ernster Weise thätig und blieb klar und feineigen, so riß den Poeten, den Herrn der Phantasie und ihren Knecht, hernach der Taumel im Chaos fort, und es offenbarte sich an ihm, was er mir vordem bestritten hatte, daß die Ereignisse stärker sind, als die Menschen.

Ob Kinkel's Einfluß und Wirksamkeit erheblich waren, ist nicht zu erörtern, da er ohne politische Befähigung und ohne einen andern Namen, als den des geistreichen Kunstkritikers, des liebenswürdigen Dichters und Gesellschafters, nur oratorisches Talent und den Zauber eines begeisterten und unmittelbaren Mannes in die insurgirten Lande brachte. Wie er dort verwendet wurde und im Strudel der sich überstürzenden Vorgänge wirkte, ist ihm kaum zuzurechnen, da er Glied in der Kette geworden war.

Sein Fehltritt war, daß er überhaupt nach der Pfalz ging. Aber er ging nur, weil er sich durch Preßvergehen für zu compromittirt wähnte, um in Lande als der fortzubestehen, der er gewesen, und weil es ihm unmöglich schien, zuzugeben, daß der Mensch besser sein könne, als sein Ruf.

Es wäre traurig, wenn um diesen Irrthum und um hervorragendes Talent und um die Fähigkeit, sich für das Höchste nicht nur zu begeistern, sondern auch aufopfern zu können, ein Mann, dem das Leben sich erst eröffnete, dem Leben, seinen zahlreichen auf ihn rechnenden Kindern, einer hochherzigen Frau, einer Reihe von Freunden, die ihn gern zurückgehalten hätten, der Kunst und Wissenschaft, die ihm schon Anerkennenswerthes verdanken, der Gesellschaft, deren Zierde er war, der Menschheit, für die er mehr lebte, als für sich und Einzelne, wenn er dem neu aufgebauten Staate entrissen werden sollte, der solcher Bürger am ersten bedarf, um nicht in Einseitigkeit zu verfallen.

Majestät! Die Todeskugel ist nicht zurückzurufen und ein Wort von Ihnen vermag Alles!" — — — — — — — —

20. September. Ich habe noch einige Notizen und Documente, die meinen unglücklichen Freund Kinkel betreffen, nachzutragen, da ich mit Bestimmtheit voraussetzen darf, daß dieselben dereinst als historisch werthvoll aufgesucht werden.

Zunächst aus Baden-Baden vom 11. August 1849 einen anonymen Brief, dessen Verfasserin ich sofort an der Handschrift auf der Adresse erkannte.

„Lieber Freund! Da ich nicht weiß, wie bald auch ich nicht mehr im Stande sein werde, Ihnen Aufschluß über das Schicksal unseres Freundes zu geben, so schreibe ich Ihnen hier einige unzusammenhängende Notizen, sage Ihnen aber ausdrücklich, daß Sie dieselben jetzt nicht publiciren dürfen, um nicht etwa durch voreiliges Geräusch die Lawine zum Sturz zu bringen, die über unsern Häuptern hängt. Es ist aber gut, daß einige wenige Freunde wissen, wie es steht, damit, wenn ich stürbe oder meiner Freiheit beraubt würde, Licht in ein Gewebe gebracht werden kann, das mich jetzt ohne Hülfe umschnürt. Aus bester Quelle weiß ich, daß das Kriegsgericht nicht auf Tod, sondern auf Gefängniß erkannt hat. Das Urtheil wird aber offi-

ciell nicht bestätigt. Warum? Wer kann es durchschauen? Von Berlin aus sind mir folgende Bedingungen gestern zugekommen; wenn mein Mann diese erfüllt, so soll ihm Begnadigung werden. An mich ergeht die Aufforderung, ihn dazu zu bereden.

Ein lebenrettendes Mittel ist vorhanden; es besteht in einer eigenhändig an den König gerichteten und bestimmten Erklärung aus folgenden drei Sätzen:

1) Er bekennt feierlich und öffentlich sein Verbrechen, daß er seine geschworenen Eide, seine Unterthanentreue, seine Staatspflichten und **seine Ehre gebrochen** und nach menschlichen und göttlichen Gesetzen den Tod verdient!

2) Er bekennt feierlich und öffentlich, daß er dies Alles nicht blos erkenne, sondern daß er es wahrhaftig und aufrichtig bereue!

3) Er bittet seine Majestät den König, um dieses Bekenntnisses und um seiner Reue willen, ihm das Leben zu schenken.

Ein rasch nachgesandter Brief benachrichtigt mich, daß, wenn es meinem Manne zu hart fallen solle, selbst zu schreiben, daß er **seine Ehre gebrochen**, so habe der König selbst geschrieben, daß er ihm diesen Satz erlassen wolle. Von den andern dürfe er aber weder Etwas auslassen noch zusetzen. NB. Diese Bedingungen sind vom 3. August datirt; am 4. folgte das kriegsrechtliche Urtheil. — Ohne nun meinerseits ein Urtheil über diese Bedingungen zu äußern, noch zu verrathen, ob ich an — —'s Stelle sie eingehen würde, mache ich Ihnen nur noch als Geheimniß kund, daß dieses Gnadenmittel existirt, aber **mir** jede Möglichkeit versperrt ist durchzudringen. Die Geistlichkeit hat freien Zutritt bei ihm, aber für seine Frau ist sein Kerker hermetisch verschlossen. Meine unermüdlichen Bittgesuche, ihn zu sprechen, haben nirgends Eingang gefunden. Einer schickte mich zum Andern. Alle meine Baarschaft habe ich auf Eisenbahnen kreuz und quer im Lande, in Gasthöfen ꝛc. verbraucht und endlich werde ich mein Theuerstes auf Erden seinem Schicksale trostlos überlassen und heimreisen müssen. Daran ist zunächst schuld eine fälschliche Denunciation, ich hätte meinen Mann zu seinen Schritten angetrieben. Dies ist nicht wahr. Ich theile seine Gesinnungen, aber ich habe **seinem** Willen den meinen zum Opfer gebracht, weil er mich überzeugte, daß sonst seine Ehre auf dem Spiele stehe. Andere Verleumdungen haben die Würde unseres so schönen und heiligen ehelichen Verhältnisses angetastet. Urheberin dieser Verleumdungen — — —; Folge derselben: der Commandant von Carlsruhe erklärte mir in Gegenwart mehrerer Zeugen, daß eine solche Mißstimmung gegen mich herrsche, daß, wenn man hier etwas gegen mich unternähme, so könne und **wolle** er mich nicht schützen. Zweck der ganzen Intrigue: Ich soll von meinem Manne entfernt werden, um einen Lieblingsplan meiner — — ausführbar zu machen. Pfarrer K— — hat expreß die Reise hierher gemacht und meinem Manne einreden zu wollen, unsere Ehe sei eine unrechtmäßige. Andere Präliminarien lassen mich das Entsetzliche fürchten, daß diese Clique einen Eingriff in meine mütterlichen Erziehungsrechte beabsichtigt.

Meinen Seelenzustand mögen Sie nach allem diesem begreifen. Ich halte mich jetzt nur an den Bibelspruch: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren."

Ich habe mich auf Gnade und Ungnade **meinem** Gotte zu Füßen geworfen, dem Gotte, an den ich glaube und den **Jene** verleugnen: dem **Gotte der Wahrheit und der Liebe.**"

Es wäre überflüssig, heißt es in meinem Tagebuche weiter, hier viel anmerken zu wollen. Man scheint diese Frau und Bettina, mit der jene Correspondenz vermuthlich gepflogen ist, haben mystificiren zu wollen. Denn die Absicht, Kinkel selbst sich ehrlos erklären zu lassen, um hernach doch freies Spiel zu behalten, wahrlich ich kann sie nur der — Manteufel-Stahl-Gerlach'schen Partei zutrauen.

Im Laufe der Zeit haben wir erfahren, wie sehr entgegengesetzte Ansichten über die Begnadigung oder Erschießung Gottfried Kinkel's sich in den höchsten Kreisen geltend gemacht haben. Sogar ihre Entlassung sollen hohe Beamte einzureichen gewillt gewesen sein, falls man mit dem frühern Bonner Professor eine Ausnahme mache und ihn nicht auch kurzweg füsilire. —

Ach, dies Füsiliren! —

Allen, denen die genaueren Umstände bekannt geworden sind, unter denen Kinkel in Naugardt in Haft gehalten worden ist, wird das nachfolgende Antwortschreiben von besonderem Interesse sein, das ich auf meinen Brief an den König vom Grafen von Brandenburg, als Präsidenten des Staatsministeriums, erhielt.

„Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich mit Bezug auf Ihre Immediat-Eingabe vom 25. v. Mts., welche dem Staatsministerium zur Bescheidung zugefertigt worden ist, daß des Königs Majestät die Bestätigung des gegen den bisherigen Professor Kinkel aus Bonn ergangenen kriegsrechtlichen Erkenntnisses, durch welches derselbe zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt worden ist, obwohl das königliche General-Auditoriat es in seiner rechtlichen Begründung angefochten hat, indem nach den Gesetzen hätte auf Tod erkannt werden müssen, zu genehmigen geruht haben.

Berlin, 14. September 1849.

Gez. Graf von Brandenburg."

Ich übergebe dieses Document ohne irgend welche erläuternde Betrachtung, zu der hier außerdem nicht der Ort wäre, der Oeffentlichkeit.

Oeffentliche Blätter haben uns in letzter Zeit die Nachricht gebracht, daß Gottfried Kinkel in Fräulein Minna Werner eine neue Lebensgefährtin, eine zweite Mutter für Johanna's Kinder gefunden habe. Wir hören außerdem, daß „er jetzt mit ruhigerer Erwägung der Umstände des äußeren Lebens sein inneres in befriedigender Weise zu gestalten anfange." Ueber solche Tagesgespräche will und mag ich in keine Erörterungen eingehen, sondern schließe meine Mittheilungen mit dem herzlichen Wunsche, daß aus den schweren Kämpfen und Bedrängnissen, die Kinkel in tiefaufgewühlter Zeit durchlebt hat, für ihn das Bewußtsein erwachsen sei, daß, wie sehr er sich auch oft in den Mitteln vergriffen, er doch stets das Rechte und Edle gewollt und daß ihm in Johanna ein Wesen zur Seite gestanden, die mit ihm die riesige Aufgabe wohl erkannte, der sie gewachsen zu sein glaubten, und die, wo sie geirrt, schwer dafür gebüßt, aber mit der Freudigkeit eines Märtyrers jede Buße über sich genommen. Nicht am Strande des schönen Rheines, den sie so sehr geliebt, in fremder Erde ruht ihr Leib. Er ruhe in Frieden, und Ehre und Liebe mögen ihr Gedächtniß durch die Jahrhunderte begleiten, in welchen man die Namen des edlen Paares noch nennen wird.

E.

Zooplastik.

Angeregt durch die Beschauung einer Abtheilung des zooplastischen Cabinets des Herrn Leven in Frankfurt a. M., die zur Zeit in Dresden aufgestellt ist, kann ich mir nicht versagen, eine der gelungensten Gruppen im Bilde wiederzugeben, und von meinem Standpunkte aus einige Bemerkungen über diese interessante Ausstellung beizufügen. Gleich beim Eintritte glaubt man sich in Wald und Gebirge versetzt. Felsen, Schluchten, düstere Tannen, Büsche, Schilf, Moos und Gräser umgeben uns, und dieser aus natürlichen Stoffen künstlich geschaffenen örtlichen und vegetabilischen Verschiedenheit entsprechen die mannichfachsten Gruppen von Thieren, welche mit so anatomisch wie künstlerisch feinem Verständniß ausgestopft sind, daß sie zu leben scheinen. Hier balzt der liebebrünstige Auerhahn im dürren Wipfel, dort schleicht der Biederscharke Reinecke an Schilf oder Busch umher, einmal mit Erfolg, eine Ente erwischend, ein andermal mit giftig lüsternem Blicke einem aufstehenden Fasan nachsehend, von dem er in zu kurzem Sprunge nur ein paar Schwanzfedern erobert hat. Aus düsterem Waldesdunkel äugt das alte Reh hervor, von seinen zwei Kälbchen vertraulich umspielt. Wieder anderswo ist „Lampe" von Wiesel und Raubvögeln oder sonstigem Jagdgesindel, welches Geschmack an ihm findet, angegriffen, und habsüchtig schlägt sich das Raubzeug um das unglückliche Opfer.

Ferner gibt es vorstehende Hühnerhunde, bei denen man nicht einmal die fehlende wirkliche Bewegung vermißt, weil in solchen



Ein Keiler von Wölfen angefallen. Zooplastische Gruppe von Leven.

Momenten ohnehin der lebende wie angewurzelt erscheint. Man glaubt in dem wunderbar gelungenen künstlichen Auge die Gier und Lust zu lesen, mit welcher der Hund den Wind in die schnüffelnde Nase bekommt, und es bedarf eben keiner lebhaften Einbildungskraft, um die Ruthenspitze des jagdgewohnten Thieres sich leise regen zu sehen. Alle Momente sind dabei aufgefaßt; den einen reißt es ordentlich herum, als bekäme er eben den Wind von seitwärts; dort geht Nimrod oder Castor, oder wie er sonst im Leben geheißen haben mag, höchst vorsichtig vor, wie den Befehl seines Herrn zum Einspringen erwartend. Und wie duckt sich Huhn oder Fasan vor dem vierbeinigen Jäger, wenn es nicht eben im Begriff ist, aufzustehen und herauszustieben!

Doch gehen wir weiter und betrachten die am meisten in die Augen springende Partie, nämlich die mit den Gemsen. Sie stehen zerstreut, etwas zu zerstreut, ohne recht eine Gruppe zu bilden, auf einem etwa 20—30 Fuß hohen, aus Gebirgsblöcken künstlich aufgethürmten Felsen, auf dem sich noch anderes Alpengethier, wie Schnee- und Haselhühner, Alpenhasen, Adler 2c. befinden. Wie schon angedeutet, ist diese umfangreichste Zusammenstellung vom künstlerischen Standpunkte aus die am wenigsten gelungene; auch in der Charakteristik der Gemsen ist Manches verfehlt, z. B. daß sie zu dünn- und langhälsig, wie überhaupt zu langgestreckt erscheinen. Unten, am Fuße des Felsens, finden wir die Fischotter, den Fuchs mit Raub, der überhaupt immer vortrefflich charakterisirt vertreten ist. Ebenso charakteristisch ist auch die Welt der Vögel, namentlich das Volk der Raubvögel im Streite um den Fraß dargestellt. Den Preis aber verdient, was künstlerische Anordnung und Lebendigkeit anbetrifft, entschieden die den Mittelpunkt des Cabinets bildende Gruppe: ein Keiler, der von Wölfen angefallen worden ist und von dem einen gedeckt* wird, während der andere geschlagen** unter ihm liegt, aber nichtsdestoweniger von hinten den borstigen Recken in die Hessen*** packt. Das Schwein ist ein kostbares Exemplar und in seiner Situation meisterhaft zur Geltung gebracht.

Mit weitgeöffnetem Gebreche und zornfunkelndem Blicke ist es von seinen heißhungrigen Gegnern zum Stehen gebracht, denen es jedenfalls noch unterliegen wird; dennoch liegt noch der Ausdruck all des todesmuthigen Trotzes in dieser urkräftigen Thiergestalt. Ein echter Streiter, der sich selbst im letzten Augenblicke nicht ergibt! Wilder Grimm und befriedigte Beutegier spricht sich in den vortrefflich gehaltenen Köpfen der Wölfe aus, sodaß sich das volle Leben des harten Kampfes vergegenwärtigt. Ob es thatsächlich ist, daß der Wolf, wie hier, gleich einem gut dressirten Hatzhunde das Schwein gekreuzt am Gehöre packt, und nicht, wie fast alle Raubthiere, das Opfer beim Genicke zu fassen sucht, um es möglichst schnell für sich unschädlich zu machen, muß ich dahingestellt sein lassen, da ich nie Gelegenheit hatte, Wölfe in dieser Action zu beobachten.

* Gedeckt: so gehalten, daß das Schwein zum Stehen gebracht wird.
** Geschlagen: verwundet.
*** Hessen: Fersensehnen.

Schließlich wenden wir uns zu einem Cyklus humoristisch dargestellter Gruppen. Hier sind die Thiere vermenschlicht aufgefaßt und in solcher Art mit Kleidungsstücken angethan, sodaß eigentlich nur die Köpfe in ihrer ursprünglichen Gestalt zu sehen sind. Diese zeichnen sich durch komische Physiognomie und drollige Charakteristik aus, sodaß sie nicht verfehlen, das Publicum höchlichst zu unterhalten. So sieht man z. B. den Heuchler Fuchs dem ehrbaren, aber bornirten Hühnervolke gegenüber, oder die giftige, falsche Katze als kartenschlagende Zigeunerin einem Paar backfischigee, junger Häschenmädchen Unglück prophezeiend, in derselben Weise Kakadu, Affe, Hase, Hund und andere Thiere auf das Ergötzlichste zu komischen Gestalten und Situationen benutzt. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Ausstellung nicht eine rein wissenschaftlich angeordnete Reihenfolge bestimmter Thiergattungen bietet, sondern daß ihr Hauptzweck ist, das Leben und Treiben eines Theils der Thierwelt mit lebendiger Anschaulichkeit vor das Auge zu führen. Menagerien und zoologische Gärten gewähren zwar oft willkommene Gelegenheit, alle diese Thiere — und noch mehr — lebend zu sehen, dennoch hat diese Sammlung lebloser, aber künstlerisch belebter Gebilde den großen Vortheil vor jenen voraus, daß sie die geheimsten, sowie die leidenschaftlichsten Scenen aus der organischen Natur kennen zu lernen gestattet, während das wirklich lebende Thier sich im gefangenen Zustande selten in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zeigt.

Knüpfen wir hieran den Wunsch, daß möglichst alle zoologischen Museen in dieser Art reformirt werden möchten, wenn es sich vorläufig auch nur auf das Neuhinzukommende erstrecken sollte. Dann erst würden die Museen als wirkliche Bildungsanstalten zu betrachten sein, die nicht nur das systematisch Wissenschaftliche zu fördern, sondern in's volle Leben eingreifend zugleich den Schönheitssinn zu erwecken im Stande wären. Wie oft hat man früher Löwen und Tiger ausgestopft gesehen, die eher langgestreckten Sophas mit einer Art von Gesicht vorn und einem Schwanz hinten glichen, als edeln Thierkörpern; oder Bäre, die man befugt war, für Fußsäcke zu nehmen! Habe ich doch selbst einmal von dem Conservator eines Museums, als er gerade einen Hirsch ausstopfte, dessen Haut er zu einer nudelartigen Länge ausgedehnt hatte, die Versicherung erhalten, daß er von dem Princip ausgehe, in ein Fell so viel, als es zu fassen vermöge, hineinzustopfen, was bei einer präparirten, angefeuchteten und deshalb dehnbaren Haut allerdings etwas sagen will.

Mögen mir meine geneigten Leser diesen Excurs in das scheinbar Lebendige zu Gute halten. Später treffen wir schon wieder unter dem wirklich Lebenden am Waldsee zusammen.

Guido Hammer.

Die deutschen Demagogen-Untersuchungen.

I.

Der deutsche Bundestag hat nie den Vorwurf gehört, nach außen hin irgend welche Kraft gezeigt zu haben. Er hat die holländischen Beeinträchtigungen der Rheinschifffahrt mit demselben philosophischen Gleichmuth ertragen, den er später den dänischen Eingriffen in die urkundlichen Rechte deutscher Herzogthümer Jahre lang entgegen gesetzt hat. Dem deutschen Handel und den deutschen Kaufleuten im Auslande Schutz zu gewähren, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Ebenso wenig läßt sich behaupten, daß diese angeblich nationale Behörde den nationalen Bedürfnissen der inneren Politik einige Aufmerksamkeit geschenkt habe. Alle die Fortschritte der neuesten Zeit, zu denen der Bundestag hätte die Anregung geben sollen, der Zollverein wie der Post- und Telegraphen-Verein, die immer noch nicht ganz erreichte Einheit der Münzen und des Gewichts wie die deutsche Wechselordnung, sind ohne den Bundestag, im Wege der freien Vereinbarung zu Stande gekommen. Mit dieser Thatenlosigkeit bei großen und nützlichen Dingen steht die rege Thätigkeit, die man in Frankfurt auf dem polizeilichen Gebiet entwickelt hat, im schlagendsten Gegensatze. So oft es sich um wahre deutsche Interessen handelte, ein abgelebter Greis mit völlig abgestumpften Sinnen, hat sich der Bundestag, sowie ihm die Interessen der Reaction an's Herz gelegt wurden, jedes Mal in einen feurigen Jüngling verwandelt, der im Thatendrange über das Ziel hinausschießt. Würde eine Geschichte der höchsten deutschen Behörde in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt geschrieben, so müßte sie ihre Seiten fast ganz mit Maßregeln der Reaction füllen, und einen ganz besonders breiten Raum hätte sie den Einschreitungen gegen die Hochschulen und ihre sogenannten Demagogen zu widmen.

Daß gleich die erste politische Thätigkeit des deutschen Bundes in Verfolgungen berechtigter Aeußerungen des Volksgeistes bestand, und daß die Anregung, um nicht zu sagen Nöthigung, dazu von außen, von Rußland kam, ist nach zwei Seiten hin sehr bezeichnend. War es würdig, daß der einzige noch übrige Mittelpunkt der Nation sich von vorn herein zum Polizeiinstitute machte, und war es deutsch, daß er Winke des Auslandes dienstbeflissen befolgte? Wie man weiß, gab eine Denkschrift, die ein russischer Diplomat, der Moldauer Stourdza, an seinen Herrn richtete, das Zeichen zu jenem Hagelwetter von Gesetzen des Bundes und der einzelnen Regierungen, von Verordnungen und Maßregeln jeder Art, das aus heiterm Himmel auf die Hochschulen niederschmetterte.

Die studirende Jugend nahm die Verleumdungen, mit denen sie überschüttet wurde, nicht ruhig hin. Sie antwortete nach der Weise der Jugend hitzig und etwas grob, es kam sogar ein vereinzeltes Verbrechen vor, und sofort setzte der Bund die erste der beiden großen Demagogenhetzen in's Werk.

Was die Studenten und ihre Lehrer verbrochen hatten, war sehr, sehr wenig. Aus den Freiheitskriegen zurückgekehrt, hatten die Freiwilligen von 1813, 1814 und 1815 von dem schalen und prahlerischen Treiben der alten Studentenwelt sich angewidert gefühlt. Es war ihnen als eine Pflicht erschienen, dem Leben auf den Hochschulen einen tiefern Gehalt zu geben und es so zu gestalten, daß es ein Bild im Kleinen des deutschen Volkslebens sei. Die Trennung nach Landsmannschaften sollte verschwinden und ein einziger Bund, der deshalb die allgemeine Burschenschaft genannt wurde, alle Studenten vereinigen. Jeder Student hatte bei seiner Aufnahme zu geloben, sich sittlich, wissenschaftlich und volksthümlich ausbilden zu wollen. Jeder unsaubere Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht wurde bei Strafe der Ehrlosigkeit verboten und kein Zweikampf erlaubt, bevor ein Ehrengericht ihn genehmigt hatte. Als Abzeichen wählte man die Reichsfarben schwarz, roth und gold. Das waren auch die Farben der Lützower gewesen, und kein geringerer Mann als König Friedrich Wilhelm III. hatte sie für die todesmuthige Freischaar gewählt.

Der Geist dieser ersten Burschenschaft war weit vorwiegend ein nationaler mit stark christlicher Färbung. Das „welsche" Wesen ganz abzustreifen, auch in den Wörtern und in der Kleidung, deutsch zu denken und deutsch zu fühlen, durch Turnen die Körperkraft der alten Ritter wieder zu erreichen und vorläufig wenigstens in die Ausdrucksweise altdeutsche Markigkeit zu legen, dahin ging das Streben besonders. Um die fromme, häufig mystische Stimmung der Gründer der Burschenschaft zu erkennen, braucht man nur eines der von ihnen geschriebenen Bücher, z. B. Haupt's „Burschenschaft und Landsmannschaft", zur Hand zu nehmen. Ob Juden in die Burschenschaft aufgenommen werden dürften, war eine Streitfrage, die nicht überall im Sinne der Duldung und der Menschenliebe beantwortet wurde. Viele Jahre später hat Heubner, der streng kirchliche Lenker des Predigerseminars zu Wittenberg, der verfolgten Verbindung das Zeugniß ausgestellt, „daß Viele durch sie auf Christum hingelenkt worden seien". Mit der Freisinnigkeit der Burschenschafter war es nicht zum Besten beschaffen. Ihrem ganzen Wesen nach konnten sie mit den modernen Ideen nicht besonders befreundet sein, und überdies versichert Witt von Döring ausdrücklich, manche Landsmannschaft sei viel liberaler gewesen als die Burschenschaft derselben Hochschule. Da er zu den Anklägern, wenn nicht Angebern der Demagogen gehört, so darf man ihm vollen Glauben schenken, wenn er einmal günstig für sie aussagt. Von Geheimbündnerei war die Burschenschaft am weitesten entfernt. Sie hielt ihre Versammlungen öffentlich und trat mit Allem, was sie sagte, schrieb und that, an das vollste Licht heraus.

Am 18. October 1817 veranstalteten die Studenten von Jena und andern Hochschulen auf der Wartburg eine gemeinschaftliche Feier der Leipziger Schlacht und der Reformation. Etwa achthundert Studenten und vier Professoren, Fries, Kieser, Oken und Schweizer, waren anwesend. Von Jena kam unter andern Heinrich Leo, heute der Liebling der Kreuzzeitung und des Kladderadatsch, damals ein solcher Schwärmer, daß er die Fahne der Jenaer Burschenschaft von Jena bis Eisenach mit entblößtem Haupte trug. Auf der Wartburg wechselten mit Reden Gesänge von Kirchenliedern, und in der Stadt unten wurde ein feierlicher Gottesdienst gehalten. Am Abend zündete man auf dem nahen Wartenberge ein Freudenfeuer an, in das die aufgeregte Jugend einen hessischen Zopf, einen österreichischen Corporalstock, eine Schnürbrust und andere Herrlichkeiten mehr warf. Gegen diesen Studentenspaß richteten sich die wüthendsten Anklagen, und schon jetzt hatte die Reaction den Stab über die Burschenschaft gebrochen. Dann kam Kotzebue's Ermordung durch Sand. Der Mörder war ein Burschenschafter, und nur dieses Eine sah man. Für uns kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Motive der Unthat mit der liberalen Zeitrichtung keinen Zusammenhang hatten, sondern ganz wo anders lagen. Sand war in erster Linie ein Religionsschwärmer, in zweiter ein Deutschthümler, und er wollte in Kotzebue nicht den Reactionair treffen, sondern den Verleumder des deutschen Volks und den frivolen Dichter, von dem er in den Verhören sagte: „seine Lustspiele hätten ihm das Leben so verbittert, daß er durch sie mehr als einmal geistig getödtet worden sei."

Die Reaction beeilte sich, Sand's Verbrechen auszubeuten. Kurze Zeit darauf wurden in Karlsbad Ministerconferenzen abgehalten, welche die Preßfreiheit beschränkten, Maßregeln wider die „Gebrechen" der Hochschulen, Gymnasien und Schulen trafen, und die Niedersetzung einer Centralcommission zu Mainz für Untersuchung demagogischer Umtriebe und revolutionairer Verbindungen beschlossen. Die Bundesversammlung genehmigte am 20. September 1819 alle Karlsbader Verabredungen, aber nicht alle Regierungen, sondern blos Oesterreich, Preußen, Hannover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau wählten die Mitglieder der Untersuchungs-Commission. Die Befugnisse derselben wurden weit gesteckt, weiter, als sich mit der Selbstständigkeit der einzelnen Regierungen vertrug. Nicht genug, daß die Regierungen verpflichtet wurden, der Mainzer Commission alle Acten der einschlagenden Untersuchungen schleunigst einzusenden, allen an sie gelangenden Requisitionen vollständigst zu willfahren und mit Verhaftung der Inculpaten vorzuschreiten, wurde der Commission das Recht beigelegt, Verdächtige selbst verhaften und unter sicherer Bedeckung nach Mainz abführen zu lassen.

Es gab nun eine Bundesbehörde, die nicht unter, sondern neben dem Bundestage bestand, und auf deren Mitglieder blos die Regierungen Einfluß übten, welche die Commission gebildet hatten. In einem jüngst erschienenen Werke des Marburger Professors Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen &c., dessen Verfasser Zutritt zu den geheimen Acten hatte, wird der Nachweis geführt, daß mehrere Regierungen das unabhängige, selbst rücksichtslose Auftreten der Commission rügten. Die letztere kümmerte sich nämlich um den Bundestag gar nicht und ließ über ein Jahr verstreichen, ohne daß sie es der Mühe werth hielt, über ihre Thätigkeit zu berichten. Als eine directe Aufforderung ebenfalls nicht die Wirkung hatte, einen Bericht zu Tage zu fördern, entstand eine Verstimmung, die sich sogar über zwei der bei der Commission betheiligten Regierungen erstreckte und einen energischen Antrag auf die Auflösung der Commission hervorrief (14. März 1822). Für diesen Antrag stimmten die Gesandten von Würtemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Luxemburg, der großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser und beider Mecklenburg. Jetzt schickte die Commission ihren Bericht an den Bundestag ein (1. Mai 1822).

Eine größere Beleidigung, als in diesem Actenstücke, ist einem Volke nie geboten worden. Alles, was von 1806 bis 1813 zur Hebung des deutschen Geistes geschah, Alles, was von da an bis 1819 unternommen wurde, um das durch die Freiheitskriege geweckte Leben nicht wieder versumpfen zu lassen, wird von dem Bericht der Commission für Demagogie erklärt. Der Tugendbund, den Friedrich Wilhelm III. persönlich ermunterte, erscheint hier als ein revolutionairer Geheimbund gefährlichster Art, und Schill hat 1809 dasselbe Beispiel eigenmächtiger Schilderhebung der bewaffneten Macht gegeben, das die spanischen, neapolitanischen und piemontesischen Soldaten bei ihren Revolutionen von 1820 und 1821 wiederholt haben. Fichte's Reden an die deutsche Nation, in denen der glühendste Zorn über die Erniedrigung Deutschlands schäumt, verrathen Hinneigung zur Republik; Schleiermacher und Reimer, Gruner, Jahn und Arndt haben Alle zur Weckung des bösen Geistes beigetragen, der, in Lützow's schwarzer Schaar bedenklich fortgebildet, auf den Hochschulen fortwucherte und eine allgemeine Unzufriedenheit hervorzurufen beflissen war. Auch Stein wurde, wenn auch nicht im Berichte, wohl aber in vertraulichen Eröffnungen mit der „Revolution" in Verbindung gebracht. Er schreibt darüber an Gagern, er staune „über eine solche viehische Dummheit, oder eine solche teufelische Bosheit, oder einen solchen nichtswürdigen und aus einem durchaus verfaulten Herzen entstehenden Leichtsinn." (Pertz, Leben Steins, V. 424).

Wie konnte ein preußischer Staatsmann seinen Namen unter einen Bericht setzen, in dem fast alle die Triebfedern, welche die große Erhebung von 1813 herbeigeführt hatten, als staatsgefährliche und verbrecherische Motive aufgefaßt wurden? Um das zu begreifen, müssen wir uns erinnern, daß die Reaction in Berlin damals den vollständigsten Sieg errungen hatte. Die Wittgenstein und Schuckmann, die Kamptz und Nagler hatten die Macht in den Händen, und in ihren Augen hatten die Kämpfer von der Katzbach und von Großbeeren nicht mehr gethan, „als eine Spritzenmannschaft thut, die zum Feuerlöschen befehligt wird".

Was der Bericht weiter über die liberalen Regungen nach 1813 sagte, hatte den vollständigsten Beifall dieser preußischen Partei.

Gerade in die Zeit unmittelbar nach der Berichterstattung der Untersuchungs-Commission fallen die Bemühungen, Preußen für ein Einschreiten des Bundes gegen die süddeutschen Verfassungen zu gewinnen. Baiern und Baden hatten darum angesucht, Metternich war der eifrige Förderer des Plans, wie denn Oesterreich überhaupt auch hier das ewig drängende und treibende Reactionsprincip abgab, und Friedrich Wilhelm III. sollte nun mit der Entdeckung schrecklicher Verschwörungen geängstigt werden. Darum stellte der Bericht Alles zusammen, was sich über den Briefwechsel von Liberalen, über Besprechungen und Pläne von Gleichgesinnten, vorzüglich über Adressen und Bittschriften um landständische Verfassungen ermitteln ließ, und gruppirte das Material so, daß der Anschein entstehen konnte, als seien jene vereinzelten Thatsachen auf einen der Carbonaria nahe verwandten, wahrscheinlich mit ihr in Verbindung stehenden Geheimbund zurückzuführen.

Welche Beweise hatte die Commission für ihre Behauptungen, die eben so viele Verdächtigungen waren? Wie sie selbst gestand, gar keine. Sie urtheilte, wie sie sagt, nach einigen tausend Papieren, die in zum Theil nicht ganz verläßigen Abschriften vorhanden, in ihrer Folge durch Lücken unterbrochen, ihrem wahren Sinne nach größtentheils nicht hinlänglich erklärt waren; sie urtheilte ferner nach einigen Hundert zum Theil noch unvollständigen Vernehmungen, denen nur in den wenigsten Fällen mit Aufrichtigkeit und ohne Rückhalt entsprochen wurde, und gewann durch diese nach ihrem eigenen Geständniß werthlosen Grundlagen das Bild eines politischen Treibens, das sich weniger in bestimmten Thathandlungen, als in Vorbereitungen, Einleitungen und Versuchen ausgesprochen hatte. So lauten die eigenen Worte des Berichts.

Um aus diesen Vorlagen allgemeine Verdächtigungen ableiten zu können, sah sich die Commission genöthigt — wir brauchen abermals ihre eigenen Worte — „den Grad der Gewißheit, der höhern oder geringern Wahrscheinlichkeit der einzelnen Thatsachen nicht nach den in dieser oder jener besondern Gesetzgebung vorgeschriebenen Normen, sondern nach den Grundsätzen des historischen Glaubens, nach ihrer eigenen subjectiven Ueberzeugung zu bemessen." Deutlicher konnte nicht gesagt werden, daß die Commission keine juristischen Beweise bringe, sondern Phantasieen, die in ihrer subjectiven Ueberzeugung den Charakter von mehr oder minder wahrscheinlichen Thatsachen annähmen. Wahrlich, eine Behörde, die ein solches Machwerk von Bericht vorlegte, verdiente auf der Stelle aufgelöst zu werden. Statt diesen Beschluß zu fassen, erkannte der Bundestag an, daß die Commission ihrem Auftrage genügt habe, und einer seiner Redner hob lobend hervor, daß ihr Bericht „ein treues, bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Gemälde von dem innern Zustande Deutschlands enthalte."

Die Mainzer Commission würde bald durch Mangel an Stoff genöthigt worden sein, ihre Thätigkeit von selbst einzustellen, wenn ihr nicht ein besonderer Glücksfall die Entdeckung einer wirklichen Verschwörung zugeführt hätte. Das war nun freilich eine Verschwörung, bei der wiederum Alles auf „Vorbereitungen, Einleitungen und Versuche" hinauslief, doch für eine Behörde, die aus dem Tugendbunde, aus Fichte's Reden und aus den Abendgesellschaften beim Buchhändler Reimer Anzeichen eines im Dunkeln durch Jahre fortkriechenden hochverrätherischen Bundes geschmiedet hatte, war das vollauf genug. Wenn es sich um Stoff zu Verdächtigungen handelt, begnügt sich die Reaction mit Wenigem. Jene Verschwörung war in der That ein winziges Ding. Ein Burschenschafter, v. Sprewitz, hatte auf einer Schweizerreise von einem deutschen Männerbunde gehört, der an die Carbonari der romanischen Länder sich anschließe. Mit dieser Nachricht war er nach Deutschland zurückgekehrt und hatte zur Bildung eines Jünglingsbundes aufgefordert. Die wieder erstandenen Burschenschaften waren in Folge der Aufmerksamkeit der Regierungen, die sich fast ausschließlich auf sie richtete, zu sehr vom Gefühl ihrer Wichtigkeit durchdrungen und zugleich zu unzufrieden geworden, als daß der Sprewitz'sche Bericht hie und da nicht Glauben gefunden hätte. Für den Jünglingsbund fanden sich nach und nach 139 Theilnehmer. Die Geschichte dieses Bundes ist in zwei Worten erzählt. Man suchte den Männerbund, man fand ihn nicht, und Alles war in völliger Auflösung begriffen, als die Gerichte das Spiel, denn weiter war es nichts, nachträglich entdeckten.

Nachdem der Jünglingsbund so lange den Männerbund gesucht hatte, begab sich die Mainzer Commission an dasselbe Geschäft. Sie fand diesen geheimnißvollen, für seine Gesinnungsgenossen unerreichbaren Männerbund, wenigstens behauptete sie es. Was sie wirklich nachwies, bestand in gelegentlichen, immer auf Reisen eingetretenen Berührungen von Burschenschaftern mit älteren Männern. In den letzteren, unter denen ein Müller und ein Artillerieofficier, Beide in Erfurt wohnhaft, besonders hervortreten, wollte die Commission Mitglieder des Männerbundes erkennen. Mit welchem Recht, möge man danach beurtheilen, daß bei einer der Unterredungen, die zwischen angeblichen Abgeordneten des Männerbundes und des Jünglingsbundes stattgefunden hatten, von weiter nichts die Rede gewesen war, als daß man darauf hinwirken müsse, eine Verfassung, Verantwortlichkeit der Minister, öffentliche Rechtspflege, öffentliche Rechnungsablage über Staatseinnahmen und Ausgaben, Gleichheit vor dem Gesetz und Preßfreiheit zu erlangen. Welche Begriffe von dem öffentlichen Rechtszustande in Deutschland mußte die Commission haben, daß sie in Besprechungen über Staatseinrichtungen, die theils urkundlich verbrieft (z. B. durch Artikel 13 der Bundesacte), theils feierlich zugesagt worden waren, ein Anzeichen von Hochverrath erblickte!

Was die Sprewitz'schen Enthüllungen, die einzige Grundlage der Geschichte vom Männerbunde, betrifft, so hatte die Justizkanzlei zu Güstrow von ihnen eine ganz andere Ansicht, als die Mainzer Commission. In einem Urtheil, das über einen Betheiligten gefällt wurde, erklärte dieses mecklenburgische Gericht, „die Aussagen des v. Sprewitz und seiner Genossen hätten überall keinen Werth, einmal wegen Mängel in der Form (Unvollständigkeit der Protokolle), zweitens weil alle diese Aussagen zu wenig auf reine Thatsachen beschränkt seien, vielmehr ein bloßes Urtheil, veranlaßt durch die mit den Betheiligten bei den polizeilichen Verhören angestellten Betrachtungen und Deductionen, enthielten."

Der Jünglingsbund, der allerdings existirt hatte, war zur Zeit seiner Entdeckung von seinen wilden Träumen einer gewaltsamen Erhebung längst zurückgekommen. Seine Mitglieder waren zuletzt darüber einig gewesen, „daß sie sich die Ausbildung liberaler Ideen über öffentliche Angelegenheiten unter den Studirenden zum einzigen Ziele setzen müßten," oder, wie ein anderer Angeklagter sich ausdrückte, daß der Bund seine Zwecke erfülle, „wenn er seine Ideen auf dem ruhigen Wege der Ueberzeugung verbreite und durch eine Art von Nationalerziehung dahin zu wirken suche, daß die Wünsche für die politische Einheit Deutschlands vorbereitet würden." Es war schon schlimm genug, daß Jünglinge, und noch dazu Studenten, die dem realen Leben, dem Philisterthum, wie sie es nennen, ihre Ideale entgegen zu setzen lieben, für Gedanken über politische Neugestaltungen, die nie und nirgends zur That, oder auch nur zu einem festen Plan gereift waren, mit mehrjähriger Haft bestraft wurden. In Frankreich hätte das in der schlimmsten Zeit der Bourbonenherrschaft nun und nimmermehr geschehen können. Noch weit schlimmer aber war, daß die Regierungen die „Umtriebe" jener wahrlich ungefährlichen „Demagogen" zum Vorwand brauchten, weshalb sie fortfuhren, ein System despotischen Zwanges auszuüben, die heißesten Volkswünsche und ihre eigenen Versprechungen unerfüllt zu lassen und Alle, die als Lehrer oder als Schriftsteller zur Bildung des Volks beitrugen, kleinlichen Beaufsichtigungen und Beschränkungen zu unterwerfen.

Selbst in die Untersuchung wurden Lehrer verflochten, deren ganzes Leben und Wirken zeigte, daß sie weder Revolutionairs noch Verschwörer sein konnten. Welcker, Arndt und Jahn waren unter ihnen. Welcker war damals schon der gelehrte Doctrinair, der er sein Leben lang geblieben ist, ein Professor der Rechtswissenschaft, der mit Leib und Seele an das Gesetz gekettet und überdies seinem ganzen Wesen nach nicht geeignet war, aufzuregen oder gar zu wühlen. Sein Schicksal gestaltete sich im Vergleich zu Arndt und Jahn noch so ziemlich günstig, da er in Folge einer Berufung an eine fremde Hochschule den Verfolgungen in Preußen sich entziehen konnte. Arndt und Jahn hatten sich um das Vaterland, dessen Leiter plötzlich Landesverräther in ihnen sahen, unvergeßliche Verdienste erworben, Jahn als Begründer der Turnkunst und als der thätigste Werber für die Freiwilligenschaaren von 1813, Arndt als eifriger und begabter Gehülfe der Stein, Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau. Was Jahn allein zur Last fiel, waren gewisse derbe Aeußerungen, während gegen Arndt nicht der Schatten eines Vorwurfs erhoben werden konnte. Man verfolgte in Beiden nichts als die rettenden Ideen von 1813, denen

man nach der Rettung ja nicht mehr bedurfte. Jahn wurde in dem Augenblick verhaftet, als er einem Ruf nach Greifswald folgen wollte. Man schleppte ihn von Kerker zu Kerker, erst nach Spandau, dann nach Küstrin, wo man ihn mit Ketten belastete, und endlich in die Stadtvoigtei. Als sich bereits ermittelt hatte, daß ihm kein Staatsverbrechen zur Last falle und daß er höchstens wegen pommerscher Kraftausdrücke gegen die „Schmalzgesellen“, d. h. gegen die Demagogenriecher Schmalz und Genossen, zur Verantwortung gezogen werden könne, wurde er noch Jahre lang in Colberg als Festungsgefangener behandelt. Nach sechsjähriger Haft erhielt er sein Urtheil und wurde völlig freigesprochen. Er war ein gebrochener Mann, aber die Lust, ihn zu martern, hatte sich noch nicht gesättigt. Man verwies ihn nach Freiburg und von da nach Cölleda und unterwarf ihn einer peinlichen Polizeiaufsicht. Jahn zählte zweiundsechszig Jahre, als die Gnade des Königs ihm, dem Unschuldigen, seine Unbescholtenheit zurückgab.

Die Frivolität der Beschuldigungen, die gegen Arndt erhoben wurden, hat in dieser Welt ihres Gleichen nicht. Man ereifert sich gegenwärtig gegen die neapolitanische Polizei, die auf unbestimmten Verdacht hin Männer aus den ersten Familien des Landes über die Grenze schafft. Gegen Arndt wurde Schlimmeres begangen. Er hatte sein Leben von 1806 bis 1813 für König und Vaterland unaufhörlich auf's Spiel gesetzt, sein Antheil am Werk der Befreiung vom fremden Joch war ein hervorragender gewesen, und man dankte ihm damit, daß man ihn ohne alle rechtliche Grundlage des Hochverraths verdächtigte. In seinen weggenommenen Papieren suchte man nach Rechtfertigungen jener Anschuldigungen. Da fand man Briefe — unter andern von Gneisenau und von Eichhorn, dem spätern Cultusminister — in denen von der Nothwendigkeit einer Verfassung für Preußen gesprochen wurde — und folgerte daraus, daß Arndt „Träumen von republikanischer Aufbauung und Wiederherstellung des Vaterlandes“ Vorschub geleistet habe. Da fand man Randbemerkungen des Königs zu dem Entwurf einer Landwehrordnung und wollte darin den Plan einer allgemeinen Volkserhebung gegen den König sehen. Wie bei Jahn, kam das Jahr 1840 heran, ehe die freche Verleumdung genöthigt wurde, ihr Opfer frei zu geben. Da war auch Arndt gebrochen. „Man sieht dem Thurm,“ schreibt er, „so lange er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöst haben. Ich habe aber die langsame Zerreibung und Zermürbung meiner besten Kräfte bis in's Mark hinein zu tief gefühlt.“

Gegen alle die, welche ein wirklicher Verdacht traf, glaubte man jeder Rücksicht enthoben zu sein. Als Beleg diene das Verfahren gegen die Darmstädter Rühl und Hofmann. Sie sollten Mitglieder des Jünglingsbundes gewesen sein und befanden sich in ihrer Heimath in Untersuchung. Da erbat sich das preußische Gericht zu Köpenick Beide, um sie andern Angeklagten gegenüberstellen zu können. Man willfahrte dem Verlangen ohne Arg, aber wie staunte man in Darmstadt, als von Köpenick plötzlich die Erklärung einlief, daß man Rühl und Hofmann dort in Untersuchung nehmen und bestrafen werde. Ausnahmsweise nahm sich ihre Regierung der Verhafteten an, und ihren längern Verwendungen verdankten es Beide, daß sie nach zwei Jahren zurückgeliefert wurden. Noch fünf Jahre verstrichen, und Rühl und Hofmann erhielten ihr Urtheil. Natürlich enthielt es eine strenge Verurtheilung dieser beiden Hauptverbrecher, an denen die preußische Regierung so viel Abscheuliches gefunden hatte, daß sie dieselben mit Verletzung des Bundesrechts behufs nachdrücklicher Bestrafung zurückbehielt? Im Gegentheil; Rühl und Hofmann wurden als unschuldig erkannt und demgemäß völlig freigesprochen. Daß man sie in Preußen schuldig befunden haben würde, lehrt das Schicksal ihrer auf gleicher Stufe stehenden Mitangeklagten, des Müllers Salomo und des Majors Ferentheil aus Erfurt. Gegen diese wurden lange Freiheitsstrafen — in erster Instanz der Tod durch das Beil! — ausgesprochen. Beide entkamen, Ferentheil aus der Citadelle von Magdeburg, Salomo aus einer andern Festung in einem leeren Mehlkasten, in den er unbemerkt gelangte und mit dem er in's Freie gefahren wurde, wo er den Deckel aufstieß und das Weite suchte.

Es fehlte nicht viel, so wäre die Centralbehörde in Mainz, von der diese und viele, viele andere Dinge ausgingen, ein stehendes Bundesinstitut geworden. Dem österreichischen Staatskanzler war die Entdeckung des Jugendbundes sehr willkommen gewesen. Er wollte sie dazu benutzen, die Mainzer Commission, wenn nicht in Permanenz zu erhalten, doch als ausgiebigstes Werkzeug seiner Politik zu gebrauchen. Er ging so weit, zu klagen, daß sie in ihrer bundesgesetzmäßigen Verpflichtung zurückgeblieben sei, und auf einen Verweis gegen ihren Vorsitzenden, den Preußen v. Kaisersberg, anzutragen. Dieser Verweis wurde von Berlin aus wirklich ertheilt, aber das war auch der letzte Erfolg Metternich's. Preußen vor Allem und nach ihm die meisten übrigen Staaten waren zu der Einsicht gelangt, daß die Demagogenriecherei ihnen eben so sehr schade, als sie der österreichischen Politik nütze. Selbst daß Metternich die Mitglieder der Commission auf den Johannisberg berief und alle Ueberredungskünste spielen ließ, wollte nicht mehr verfangen. Die Herren mußten sich selbst gestehen, daß ihnen der Stoff ausgegangen sei, und schlossen ihre Thätigkeit mit ihrem Hauptberichte vom 14. December 1827.

Blätter und Blüthen.

Zum Landkartenwesen. Ich möchte mir heute noch eine Rüge über unser deutsches Kartenwesen erlauben, die mir schon lange am Herzen liegt und eben auch nichts weiter ist, als ein Stück unserer deutschen Zerfahrenheit: ich meine die verschiedene Gradeintheilung der Landkarten, nicht allein für den Gebrauch der Schulen, sondern auch für den des Publicums.

In dieser Gradeintheilung herrscht eine heillose Verwirrung, die in früheren Zeiten vielleicht nicht so empfunden wurde, sich jetzt aber, wo wir fortwährend von fremden Ländern Kunde bekommen, nur um so mehr fühlbar macht. Wenn wir zwölf verschiedene Landkarten in die Hand nehmen, so können wir uns auch darauf verlassen, daß drei davon ihre Grade nach Paris, drei nach Greenwich und sechs nach Ferro rechnen, und die nach Ferro sind sogar noch dann und wann im Stande, gar keine östliche und westliche Länge anzuerkennen, sondern, wie man das vor siebzig und achtzig Jahren that, ihre 360 Grad rund um die Erde herum abzuzählen. Die Folge davon ist, daß, wenn man zwei Karten mit einander vergleichen will, die Lage eines Orts herauszufinden, vor allen Dingen eine höchst umständliche Berechnung nöthig ist, die verschiedenen Längen nach einander zu bestimmen — was von Hunderten kaum zwei im Stande sind.

Unsere deutschen Seeleute rechnen nur nach Greenwich und führen nicht allein meist lauter englische Karten, sondern auch englische nautische Handbücher, die ausgezeichnet praktisch eingerichtet sind. Wir Deutschen sind überhaupt keine solche seefahrende Nation, für unsere eigenen Schiffe die ungeheueren Herstellungskosten solcher Bücher in deutscher Sprache auszuführen. Die besten Karten, die wir von fremden Ländern haben, kommen überdies von England und sind alle nach der Eintheilung der Grade von Greenwich ausgerechnet. Es würde deshalb ein ungeheurer Vortheil für uns sein, wenn wir uns auch in Deutschland mit dem Kartenwesen dahin vereinigten, die längst veraltete Berechnung nach Ferro aufzugeben, die nicht den geringsten praktischen Nutzen mehr hat, und einzig und allein nach Greenwich rechneten.

Lesen wir jetzt einen Zeitungsbericht oder eine Reisebeschreibung, wo die Lage eines Ortes nach Graden, und dann jedesmal nach Greenwich angegeben ist, und nehmen wir dann unsere Karten vor, den Platz darauf zu finden, so mögen wir sie nur gleich wieder ruhig weglegen, denn es läßt sich zehn gegen eins wetten, der Ort, den wir suchen wollen, liegt bei uns unter demselben Grade irgendwo im Ocean, oder die Insel trocken auf dem festen Lande.

Ein Nationalgefühl kann uns dabei nicht abhalten, denn Ferro gehört ebensowenig zu Deutschland wie Greenwich, und das Vernünftigste ist also, uns die Berechnung geläufig zu machen und sie überhaupt festzuhalten, welche die allgemeinste praktische Geltung in der Welt hat, und nach der unsere deutschen Seeleute schon überhaupt gezwungen rechnen müssen.

Allen Verlagshandlungen geographischer Werke möchte ich deshalb die Bitte dringend an's Herz legen, von jetzt an wenigstens die verzweifelte Berechnung nach Ferro aufzugeben und ihre Gradeintheilung durchgängig nach Greenwich anzulegen. Ich brauche wahrlich keinem der Herren den Nutzen noch klarer zu machen, den es nicht allein für alle Schulzwecke, nein, hauptsächlich für das große Publicum haben würde, und um dieser Bitte weitere Verbreitung zu geben, wäre ich jeder Zeitungsredaction dankbar, die diese Aufforderung an alle Verleger geographischer Werke in ihre Spalten aufnehmen wollte.

Friedrich Gerstäcker. *

* Unser verehrter Mitarbeiter tritt nächste Woche seine große und, wie er uns schreibt, wahrscheinlich seine letzte weitere Reise an. Er wird Nord-, Süd- und Mittelamerika besuchen und gedenkt dies in $1\frac{1}{2}$ Jahren auszuführen. Noch einmal will er, ehe er zwischen seinen vier Pfählen in Deutschland bleibt, seine alten Jagdgründe und Jagdkumpane aufsuchen und Stoff für sein ganzes Leben sammeln, namentlich aber die deutschen Ansiedelungen besichtigen, über deren Zustände er im Interesse der Auswanderung und des Handels die genauesten Studien machen wird. Wir werden die ersten Berichte über diese Reise in verschiedenen Zeitungen und später auch in geschlossenen Büchern lesen, auch der Gartenlaube hat Gerstäcker regelmäßige Berichte mit Abbildungen zugesagt, deren Veröffentlichung schon nächstens beginnen werden. Wir dürfen unsern Lesern interessante Mittheilungen versprechen.

Die Redaction.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

In den Casematten Magdeburgs.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

3.

Am folgenden Tage erwartete Frohn mit verdoppelter Ungeduld seine junge Freundin. Er hatte am Morgen frühzeitig dafür gesorgt, daß das aufgewühlte Loch in der Ecke der Casematte verdeckt wurde, wobei seine Matratze die wesentlichsten Dienste leistete. Dann hatte er, sobald die Leute, die sich heute wieder zur Arbeit führen ließen, entfernt waren, auf kleine Streifchen des zerrissenen Papiers, worauf Esther ihm den Plan der Festung zugeschmuggelt, mit einem Bleistift allerlei Hieroglyphen gekritzelt, kurze und unverständliche Sätze, als z. B.

C. 3. Object Elbthor. Besetzt.

oder

C. 5. Object Bastion Kurfürst. ➛ Marktplatz.

und dergleichen mehr.

Den Rest der Zeit hatte er zum Theil damit zugebracht, über die merkwürdige Bekanntschaft nachzudenken, welche er am Tage vorher gemacht hatte. Dieser energische, in seinem tiefen Elende so muthige und so viel frische Lebenskraft zeigende Mann hatte ihm imponirt, er mußte ihn bewundern — aber er fühlte auch, daß es eine wunderlich angelegte, complicirte Natur sei, die ihm ein gewisses Mißtrauen einflößte, oder etwas wie ein Unbehagen vielmehr, das Frohn hinderte, eine volle warme Theilnahme für ihn zu empfinden. Es war diesem wenigstens klar, daß in dem Freiherrn von der Trenck ein Ehrgeiz, ein Hochmuth und eine Ueberhebung liegen müsse, die ihn zu einem sehr gefährlichen Freunde mache, und zu einem gefährlichen Menschen überhaupt, wenn er frei und im Vollbesitze seiner Kräfte und seines anscheinend so großen Reichthums sei.

Endlich kam die Stunde, die Esther's liebliche Erscheinung in die düstre Wohnung des Gefangenen brachte. Sie kam eilig mit ihrem Korbe herein. Frohn nahm ihn ihr ab und drückte sie an sein Herz, so daß ihre schwarzen Locken über seinen Oberarm flossen — höher reichte sie an der mächtigen Männergestalt nicht hinauf. „Du hast gute Nachrichten,“ sagte er — „ich seh's Dir an.“

Sie nickte mit dem bei seiner Umarmung tief dunkelroth gewordenen Gesichte. „Ja,“ sagte sie, „es ist mir gelungen, die Frau des Ober-Feuerwerkers kennen zu lernen, der Nachts die Schlüssel zu dem Pulverthurm zu sich nimmt . . .“

„Zu dem Laboratorium neben dem Thor der Sternschanze?“

„Zu demselben, von dem Sie mir früher sprachen.“

„Und weiter?“

„Die Frau liebt den Branntwein; der Mann ist Abends im Bierhause in der Stadt. Ich werde sie heute Abend besuchen und wenn es mir gelingt, sie trunken zu machen, werde ich mir Wachsabdrücke von den Schlüsseln machen können, die über dem Bette der Leute an einen Nagel aufgehängt werden. Hätten wir nur Geld, dann würde es auch nicht schwer sein, einen Schlosser zu finden, der die Schlüssel nachmacht.“

„Geld, mein Herz? — daran fehlt es nicht! Sieh her!“ Frohn zog die Goldrolle Trenck's hervor und gab Esther einen Theil der Summe. „Hier hast Du achtzehn Friedrichsd'or — hundert Thaler; reicht's nicht, so kannst Du mehr bekommen, schönster Engel — obwohl ich meine, Du könntest Bestechungsversuche wohlfeiler haben — mit einem Kuß könntest Du alle Männer der Welt ihren Pflichten abtrünnig machen!“

Sie wand sich bei diesen Worten von ihm los. „Sie machen wieder Ihre abscheulichen Späße,“ sagte sie. „Wenn Sie mich nur ein klein wenig lieb hätten, würden Sie daran denken, wie weh Sie mir damit thun!“

„Was sich neckt, das liebt sich, weißt Du, Esther,“ antwortete Frohn.

„Ach, Sie wissen viel von Liebe!“ erwiderte Esther traurig lächelnd.

„Herzenskind, versündige Dich nicht an meinem treuen Herzen,“ fiel Frohn zärtlich ein. „Siehst Du, wenn wir Beiden, ich, der Commandant, und Du, mein getreuer Adjutant, meiner Kaiserin, der Gott ein langes Leben schenken soll, die Hauptfestung ihres bösen Feindes in die Hände geliefert haben, dann macht sie mich zum Wenigsten zum Grafen und Feldmarschall-Lieutenant — und dann wirst Du und Niemand anders meine Gräfin und Feldmarschall-Lieutenantin . . .“

„Danach steht mein Sinn nicht — dafür setze ich mein Leben nicht der Gefahr aus!“ erwiderte Esther. „Ich will für meinen Vater die Freiheit . . . .“

„Und für Dich selbst nichts, gar nichts?“ fragte Frohn, indem er die Hand unter Esther's Kinn legte und ihr schönes Gesicht zu sich emporhob.

„Nichts — als etwas, was Sie gar nicht zu verschenken haben — als ein — ein treues Herz!“ sagte sie, indem sie das Auge zu dem Frohn's aufschlug und nach einem sprechenden innigen Blick sofort wieder senkte.

„Und das sollst Du finden,“ entgegnete er mit lebhaftem und warmem Gefühl — „ein treues Herz — ich wäre der schlechteste Mensch auf Erden, wenn Du es nicht fändest! Aber,“ fuhr er

nach einer stummen Pause fort — „die Zeit eilt — zu den Geschäften! Ich habe noch andere Aufträge für Dich. Sieh hier dieses Papierstückchen. Es ist nöthig, daß es sicher in die Hände des Rittmeisters Stülpnagel komme. Was darauf steht, bedeutet: „Casematte Nr. 3." — Das ist die erste unter dem Fürstenwalle, weißt Du; „Object Elbthor," das heißt: das, was die in dieser Casematte Einquartierten thun sollen, wenn das Signal von mir gegeben ist, besteht darin, das Brück- oder Elbthor zu nehmen. „Besetzt" bedeutet: sie sollen dort bleiben, bis ich zu ihnen stoße. Wenn Stülpnagel das Papier nur zugesteckt erhält, er wird schon begreifen. Kannst Du ihn sprechen und es ihm erklären, desto besser. Und nun ist hier eine zweite Ordre, für die Casematte 5, d. h. für den Obristwachtmeister Ehrentraut — sie sollen die Bastion Kurfürst nehmen. Wenn es geschehen, ziehen sie sich nach dem Marktplatz hinab — das bedeutet der Pfeil! Das Signal kennen sie Alle?"

„Alle!" antwortete Esther.

„Und was ich Dir gestern auftrug, ist ausgerichtet?"

„Ich habe gestern für den Rittmeister Stülpnagel ein Zettelchen mit Ihrer Weisung, an einen kleinen Stein gebunden, in die Casematte in dem Fürstenwalle geworfen."

„Bist Du auch vorsichtig?"

„Sorgen Sie nicht," erwiderte Esther, indem sie eines der beiden kleinen Papiere nahm, zusammendrückte und sich in's rechte Ohr steckte, wonach sie das andere auf der entgegengesetzten Seite eben so verbarg und dann ihre schwarzen Locken darüber niederfallen ließ. „So findet sie Niemand," sagte sie.

„Oder," erwiderte Frohn lachend, „man denkt höchstens, Du trügest Baumwolle gegen Zahnweh in den Ohren, was freilich, wenn man Deine Perlenzähne sieht, ein wenig verdächtig wäre! Also die Schlüssel zu dem Laboratorium . . ."

Frohn schwieg plötzlich und begann sehr eifrig sein Frühstück zu verzehren, denn eben trat der Corporal, der Esther begleitet hatte, von draußen herein und mahnte das junge Mädchen zum Gehen.

„Nur noch einige Minuten Geduld!" sagte Frohn, „Er würde auch nicht gleich an's Essen denken, Camerad, wenn Er gefangen säße und es träte ein so herziges Mädel bei Ihm ein. Aber sag' Er mir, Corporal, wer sitzt denn da drüben in dem Cachot, um das die hohen Pallisaden eingerammt sind, daß die Schildwachen, die davor stehen, nicht einmal in das Fensterloch sehen können?"

„Das hat der König so befohlen," versetzte der Unteroffizier, „damit der Gefangene nicht mit den Leuten auf den Posten reden und sie bestechen kann."

„Wer ist es denn?"

Der Corporal zuckte die Achseln. „Es muß wohl ein schlimmer Gesell sein. Man weiß es nicht recht. Das Gefängniß ist auf Befehl des Königs für ihn vor Jahren extra gebaut, und er soll in Ketten stecken, daß es zum Erbarmen ist. Man sagt auch, der König würde dem Commandanten den Kopf vor die Füße legen lassen, wenn er fortkäme." Der Corporal wußte weiter nichts anzugeben, oder wollte es nicht — Esther packte ihr Eßgeräth zusammen, und Beide gingen.

Frohn hatte noch fast einen ganzen Tag vor sich, bevor er es wagen durfte, seine unterirdische Reise anzutreten, um seinen Besuch von gestern zu wiederholen. Es wurde ihm schwer, diese langen müßigen Stunden hinzubringen; für einen Mann, dem die Thatkraft alle Sehnen anspannt, dem der Drang nach Leben und Bewegung in allen Adern klopft, ist es eine traurige Sache, in einer preußischen Casematte zu sitzen, ohne eine andere Beschäftigung als — zu denken: ein Zeitvertreib, der, auch wenn er in einer angenehmeren Umgebung vorgenommen werden kann, z. B. im weichen Fauteuil eines bequemen Boudoirs, von vielen Leuten gescheut und gemieden wird.

Das war nun freilich bei unserem Helden, obwohl er weit mehr ein Mann der That, als der Speculation war, nicht der Fall; er scheute das Sinnen und Ueberlegen nicht, aber er empfand an diesem Tage eine entsetzliche Langweile dabei, weil die doppelte Spannung, in welche ihn sein der Ausführung sich näherndes Complot und die bevorstehende Verhandlung mit dem Freiherrn von der Trenck versetzte, ihn quälte und unruhig in dem langen Casemattenraume auf und ab rennen ließ.

Endlich waren seine Leute zurückgekehrt, das Abfütterungsgeschäft war vollbracht, — er konnte sich zur unterirdischen Reise anschicken und zündete seine Laterne an. Auerhuber war heute der Theilnahme an der Fahrt überhoben. Er hatte blos Wache zu halten, für den Fall, daß er berufen werde, was durch einen Pfiff geschehen sollte. Auch den Minengang hatte er zu bewachen, da sich, nachdem Frohn hindurchgekrochen, möglicher Weise Sandschichten lösen und ihn verschütten konnten.

Frohn fand bei Trenck Alles wie am vorigen Tage; der Freiherr lag auf seinem Bett und blätterte beim Schein einer Kerze, die zu seinen Häupten auf dem Mauertische stand, in einem ziemlich starken, mit Blut engbeschriebenen Hefte. „Guten Abend, Herr Camerad," sagte er, als er den Kopf Frohn's in seiner Zelle auftauchen sah . . . „es ist brav, daß Sie kommen."

„Sie haben sich entschlossen, mir beizustehen?" flüsterte Frohn, indem er sich aufschwang und dann herantretend den Sand aus seinen Kleidern schlug.

„Reden wir davon später! Ich brenne vor Begierde, Ihnen ein großes moralisches Gedicht vorzulesen, das ich in meiner Einsamkeit verfertigt habe und das meinen Namen auf die spätesten Zeiten bringen wird, wenn auch das Andenken an meine beispiellosen Leiden und die Art, wie ich mich daraus gerettet habe, je vergessen werden könnte!"

„Um Gotteswillen," sagte Frohn — „werfen Sie Ihre Perlen nicht vor die Säue — ich verstehe nichts von dem Poetisiren und ich wäre zudem heute nicht im Stande, drei Zeilen mit Aufmerksamkeit anzuhören."

„Sie verstehen nichts davon? — nun, desto besser — desto tieferen Eindruck wird es auf Sie machen; es ist so schwungvoll, daß es einen Wilden hinreißen muß —"

„Ich bitte Sie nichts desto weniger . . ."

„Nun, wie Sie wollen," viel Trenck mißvergnügt ein, indem er das Heft zur Seite warf. „Dann reden wir von etwas Anderem. Erzählen Sie mir von sich — woher stammen Sie eigentlich? Ich höre an Ihrem Dialekt, daß Sie kein Oesterreicher sind. Welche Carrière habe Sie gemacht? Plaudern Sie mir davon vor. Es wird mich unterhalten!"

„In diesem Loch, 68 Pfund Ketten neben sich und einen eisernen Ring um den Hals, spricht dieser Mensch wie ein König!" dachte Frohn. „Ich rede nicht den österreichischen Dialekt, weil ich aus dem Reiche bin," antwortete er dann; „aus dem Mosellande, wo mein Vater fürstlich Löwensteinscher Amtskellerer war. Ich habe zu Würzburg studirt, lustig gelebt, Schulden gemacht, mich darüber mit dem würdigen Papa entzweit und bin zu den österreichischen Werbern in Frankfurt gegangen, wo man einen Burschen von meiner Länge mit rührender Zuvorkommenheit aufnahm . . ."

„Kann's mir denken," sagte Trenck.

„Und als Studirter von gutem Herkommen," fuhr Frohn fort, „hab' ich's leicht gefunden, es in einem Warasdiner Regiment an der banatischen Grenze zum Regimentsschreiber und dann mit der Zeit zu den Officiersschnüren zu bringen. Gefangen wurde ich in der Schlacht von Liegnitz."

„Mit vielen Anderen," fiel Trenck spöttisch ein.

„Wir wurden," erzählte Frohn weiter, „hierher nach Magdeburg gebracht, und da unser über tausend waren, wir auch wußten, daß wir sehr viel Cameraden finden würden, so kam uns sehr bald der Gedanke, daß es möglich sein müsse, auf irgend eine Weise fortzukommen. Die meisten von uns Officieren gaben deshalb ihr Ehrenwort nicht, keinen Fluchtversuch machen zu wollen, und wurden demzufolge mit den Gemeinen in Casematten eingesperrt. Die Anderen gehen frei, wie Sie wissen werden, in der Stadt umher — wegen des Ehrenwortes, das sie abgelegt haben, bieten sie uns jedoch keine Unterstützung, und ich habe sie bei meinem Plane ganz aus dem Spiele gelassen."

„Daran haben Sie wohl gethan," entgegnete Trenck, „je weniger Mitwisser, desto besser. Ihr Plan scheint mir überhaupt das Mißliche zu haben, daß zu Viele darin eingeweiht sind!"

„Wir dürfen deshalb mit der Ausführung nicht zögern," bemerkte Frohn. „Ich hoffe mir heute von Ihnen den Schlüssel zu unserer Casematte zu holen und das Versprechen, daß Sie mit uns losbrechen wollen . . . ."

„Den Schlüssel?" fragte Trenck sehr nachdenklich. „Ich meine, Sie brauchen ihn gar nicht. Lassen Sie ihn mir. Denn sehen Sie — entweder gelingt Ihr Plan — dann werden Sie als guter Camerad mich ohnehin befreien; oder er mißlingt — dann wird man mich, wenn ich daran Theil genommen, auf ewig unschädlich machen. Meine letzte Hoffnung ist dann für immer dahin.

Lassen Sie mich also aus der Sache. Reussiren Sie nicht, so bleibt mir noch immer die Flucht auf meinem eigenen Wege übrig."

Frohn mußte einräumen, daß diese Bemerkung ihre Richtigkeit hatte. „Es ist wahr, was Sie da sagen," versetzte er; „es scheint mir jedoch, Sie thäten am besten, Ihr Heil ganz auf die Karte zu setzen, welche ich im Begriff bin auszuspielen. Ihr Plan ist zu gewagt; kommen Sie auch aus der Festung heraus, so wird man Sie in dem Costüme, worin Sie sich befinden, und das etwas auffällig ist, wie Sie einräumen werden, bald in den doppelten Cordons, die um die Festung gezogen werden, sobald der Deserteurschuß fällt, wieder einfangen."

„Was das Costüm angeht," erwiderte Trenck, „so haben Sie darin allerdings Recht, es ist jedoch dafür gesorgt, daß ich bald ein anderes finde. Und wenn ich Ihnen erzähle, wie ich trotz der doppelten Cordons aus der Festung Glatz geflohen bin . . ."

„Sie sind schon einmal aus einer preußischen Festung geflohen?"

„Aus Glatz — wie ich Ihnen sage. Hören Sie zu — ich will Ihnen das erzählen."

Trenck begann nun eine ausführliche Erzählung seiner bisherigen Schicksale. Er berichtete, wie er den Dienst in der Garde du Corps begonnen; wie er lange Friedrichs des Großen vertrautester Adjutant gewesen; wie er durch glänzende Waffenthaten im ersten schlesischen Kriege des Monarchen Gunst in immer höherem Maße gewonnen; wie er zugleich auch einer dem Könige sehr nahe stehenden Dame Gunst genossen; wie dem König dies nicht verborgen geblieben; wie seine Feinde und Neider dann ihn bei dem Monarchen verleumdet, daß er sich in Verbindungen mit seinem Vetter, dem österreichischen Pandurenführer von der Trenck, eingelassen; wie man ihn deshalb in die Festung Glatz eingesperrt habe; wie er zu stolz gewesen, des Königs Gnade anzurufen und vorgezogen habe, durch seine eigene Kraft die Freiheit wieder zu finden. Er erzählte dann die merkwürdigen und unglaublichen Abenteuer, die seine Flucht aus Glatz begleitet; wie er sich nun nach Rußland begeben und hier ein ganz fabelhaftes Glück gemacht habe; wie er endlich nach Oesterreich gegangen, um die unermeßlich reiche Erbschaft in Empfang zu nehmen, welche ihm sein Vetter, der Pandur, hinterlassen. Und dann endlich, wie er, um mit den Gliedern seiner Familie in Preußen eine Zusammenkunft zu haben, sich in die freie Reichsstadt Danzig begeben; wie hier jedoch der preußische Resident mit Einwilligung des pflichtvergessenen Magistrats sich wider alles Völkerrecht seiner Person bemächtigt und ihn in Ketten nach Magdeburg geliefert.

Es war eine lange, ausführliche Erzählung, deren lebhaft vorgetragene Details Frohn vollständig überschütteten, so eifrig trug Trenck sie vor; es wurde Nacht, bevor er damit zu Ende kam. Frohn lauschte zwar gespannt zu, allein er konnte sich nicht verhehlen, daß diese Schilderungen eines höchst abenteuerlichen Lebenslaufs von Eitelkeit und Ueberhebung und von einer starken Begierde zu imponiren gefärbt seien; und weiter sagte er sich, daß hier ein Mensch, dem das Schicksal wie in einer verschwenderischen Laune Alles, was nur in seiner Macht steht, einem Sterblichen zu verleihen, in reichstem Maße gegeben: Kraft und Energie, Geist, Selbstvertrauen, Schönheit, Geburt, Gunst der Mächtigen, Reichthümer, Erfolg in seinen Unternehmungen — daß hier ein zum höchsten irdischen Glück wie vorherbestimmter Mensch sich selbst in den tiefsten Jammer gestürzt, weil ihm nur Eines abging: die ganz gemeine Klugheit, sich zu beugen. Dieser Freiherr von der Trenck mit seiner nie zagenden, stolzen Stirn und seinem Pochen auf sein Recht, mit seiner tief innerlichen Ueberzeugung, daß alle die, welche sein Recht nicht unbedingt anerkannten, Teufel und Ausgeburten der Hölle seien — er hatte inmitten einer Zeit der Willkür und tyrannischer Vorurtheile, inmitten einer fossilen, vom Zopf beherrschten Gesellschaft etwas von einem Wahnwitzigen, aber auch etwas von einem Prometheus.

Endlich hatte Trenck einen Schluß gefunden.

Nach einer Pause sagte Frohn: „Welch ein merkwürdiges, bewegtes Leben! Und welch ein Gegensatz dazu ist die erzwungene Ruhe, zu der dies Leben hier verdammt ist!"

„Ruhe? Nun, wie viel Ruhe ich mir hier vergönnt habe, das haben der Herr Camerad selber gesehen!"

„Haben Sie niemals die Hoffnung gehegt, den König von seinem Unrecht gegen Sie überzeugen zu können?" fuhr Frohn fort. „Sie brauchten ja nicht um Gnade zu flehen, was Sie verschmähten . . . aber Ihre Schuldlosigkeit hätten Sie doch bei ihm selber geltend machen — um Ihr Recht hätten Sie doch bitten können!"

Trenck zuckte die Achseln. „Nun ja," sagte er, „daß ich kein Verräther sei und mit meinem Vetter, dem Pandur, nicht intriguirt habe, das hätte ich ihm begreiflich machen können. Aber ich habe Ihnen schon angedeutet, daß noch andere Gründe da sind, weshalb ich hier in einer Oubliette schmachte. Und dann . . . der König glaubt . . . . nun, weshalb soll ich Ihnen das nicht auch sagen? . . . er glaubt, ich habe eine Infamie begangen . . . ich habe ein neugeborenes Kind dadurch beseitigt, daß ich es in die Flammen eines Kaminfeuers geworfen . . . der Teufel möge die Schurken holen, die es ihm eingeredet haben . . . aber Sie begreifen, Camerad, daß es unter der Würde des Freiherrn von der Trenck ist, sich darüber zu vertheidigen." *

Eine abermalige Pause entstand. Nachdem Frohn dann dem Gefangenen noch einmal ausgesprochen, wie gewaltig alles Gehörte ihn gespannt habe, suchte er das Gespräch auf das ihm zunächst am Herzen Liegende zurückzulenken. Aber Trenck ging nicht sehr bereitwillig darauf ein. Frohn fragte sich umsonst, was ihn so zurückhaltend machte, wo ein Anderer gewiß mit Freuden zugegriffen hätte. Trenck verlangte noch Bedenkzeit — er verweigerte auch den Schlüssel herauszugeben, der von innen das Thor der Casematte aufschloß.

„So lassen Sie uns folgenden Pact machen," sagte endlich Frohn. „Wenn ich Ihres Schlüssels bedarf, so komme ich hierher zu Ihnen, um mir ihn zu borgen. Ich sende Ihnen den Schlüssel sodann durch einen meiner Leute zurück und befehle diesem zugleich, das in der Casematte drüben aufgebrochene Loch zu füllen und zu bedecken, sodaß es nicht möglich ist, die Arbeit zu bemerken. Wenn wir in unsrer Unternehmung, wie Sie es beharrlich annehmen zu wollen scheinen, Schiffbruch leiden, so bleibt unser Verkehr mit einander unentdeckt, und Sie sind nicht compromittirt!"

„Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie selbst darüber wachen wollen?"

„Worüber?"

„Daß an Ihrer Seite drüben das Loch sorgfältig genug zugeworfen und überdeckt werde, um keine Spur der stattgefundenen Arbeit zu verrathen?"

„Ich will's!" antwortete Frohn.

„Gut. So werde ich Ihnen meinen Schlüssel wahrscheinlich hergeben."

„Wahrscheinlich?"

„Nun ja. Es ist ja nicht nöthig, daß es gleich geschehe."

„Das nicht, aber nöthig, daß Sie gleich sich darüber erklären."

„Nun, so holen Sie ihn!"

Bei dieser Verabredung blieb es. Frohn plauderte noch eine Weile mit dem Freiherrn von der Trenck, und dann begab er sich auf den Heimweg. Es war Mitternacht, als er in seine Casematte zurückkam.

4.

Am Tage darauf brachte Esther unserem Gefangenen wieder die besten Nachrichten. Es war ihr gelungen, ihre Depeschen an ihre Adressen zu befördern. Frohn gab ihr neue, die letzten, welche nöthig waren. Wenn sie bestellt waren, so brauchte er nur das schon früher bekannt gemachte Signal zu geben, und Jeder, der zum Handeln berufen, eilte an seinen Posten. Es fehlten nur noch die Schlüssel zu dem Laboratorium. Esther hatte, wie sie berichtete, die Wachsabdrücke. Aber es war ihr noch nicht gelungen, die Schlüssel selber machen lassen zu können; der Schlosser, der es übernommen, gegen Bezahlung von zwölf Friedrichsd'or sie anzufertigen, wollte erst am folgenden Tage gegen Mittag damit fertig werden können, da er nur daran arbeiten durfte, wenn er allein und sein Geselle nicht in der Werkstatt war. — —

* Die Anschuldigung eines solchen Verbrechens wurde in der That gegen Trenck erhoben — man kennt noch heute in Magdeburg eine dahin lautende Aeußerung des Feldmarschalls von Kalkstein, Gouverneurs von Magdeburg, gegen den vor etwa zwanzig Jahren verstorbenen Propst des Klosters U. L. Frau und Ständemitglied Röttger. Uns scheint sie jedenfalls aus der Luft gegriffen, wie auch die Anschuldigung des Hochverraths gegen Trenck. Die ganze spätere Haltung des Mannes spricht dawider, daß er sich mit einem solchen Verbrechen belastet wußte, und am meisten die außerordentlich gnädige Aufnahme, die er später am Hofe Friedrich Wilhelms II. und bei diesem Monarchen selber fand, der ihn mit Huld überhäufte.

Gegen die Abendstunde schickte Frohn sich an, seinen Besuch bei Trenck zu machen. Er kroch in seinen Minengang und gelangte darin ungehindert bis an die Stelle, wo ihm seine Laterne die Fundamentmauer des Trenck'schen Kerkers zeigte. Hier aber hörte zu seiner großen Verwunderung heute sein Weg vollständig auf. Die brunnenartige Austiefung, durch welche er gestern noch in die Zelle Trenck's gekommen, war mit einem Paar Sandsäcken zugeworfen und darüber lagen dicke Holzbohlen. Frohn schaffte sich zwar trotz der Säcke so viel Raum, daß er den Versuch machen konnte, die Bohlen zu heben. Aber sie schienen fest zugekeilt. Er klopfte. Nichts über ihm rührte sich. Er rief: „Trenck . . . Herr Camerad" . . . erst leise, dann lauter. Keine Antwort!

Im höchsten Grade beunruhigt, mußte er sich zum Rückzug entschließen. Größere Anstrengungen, die Bohlen zu heben, durfte er nicht machen, ebenso wenig lauter rufen. Dies hätte die Schildwache, die zwischen seiner Casematte und den Pallisaden, welche Trenck's Kerker umgaben, auf und ab schritt, aufmerksam machen können. Frohn mußte unverrichteter Dinge zurück. Aber die Rückreise war sehr unbequem. Der Raum war nicht weit genug, daß ein so starker breitschultriger Mann, wie Frohn, sich hätte wenden können. Er mußte wie ein Krebs rückwärts kriechen.

Als er wieder in seiner Casematte angekommen war, setzte er sich auf seine Matratze nieder und dachte eine Weile stumm über die Bedeutung dieses auffallenden Umstandes nach, daß Trenck ihm geflissentlich den Weg zu sich verschlossen. Oder hatte man Trenck's Arbeiten entdeckt? Es war nicht wahrscheinlich; man würde dann gleich den ganzen Gang zugeworfen haben. Es war möglich, daß er krank war, daß er eine außergewöhnliche Inspection seines Kerkers zu fürchten Grund erhalten . . . es war aber auch möglich, daß Trenck Frohn verrathen, um durch die Mittheilung einer so wichtigen Thatsache an die Festungsbehörden seine eigene Begnadigung zu erkaufen. Frohn grübelte lange darüber nach, ob eine solche Handlung mit den Charaktereigenschaften verträglich sei, welche ihm Trenck in seinen beiden Unterredungen mit ihm gezeigt hatte. Er wurde nicht ganz klar darüber. Der Charakter Trenck's sprach dawider . . . und doch, ein großer Egoismus lag in diesem merkwürdigen Menschen, und was war ihm Frohn? ein völlig Fremder, eine Bekanntschaft von zwei Tagen. Der Letztere mußte jedenfalls auf seiner Hut sein!

Endlich sprang Frohn auf. Es war so dämmerig in der Casematte geworden, daß von draußen nicht bemerkt werden konnte, was darin vorging. Er rief die sämmtliche Mannschaft um sich her. „Es wird Zeit, Ihr Leute," sagte er, „daß wir uns zum Losschlagen bereit halten. Macht Euch darauf gefaßt. Vielleicht gebe ich schon morgen früh, wenn mir mein Frühstück gebracht und die Casematte dabei aufgeschlossen wird, das Signal — mit dem Rufe: „Es lebe die Kaiserin!" Ihr wißt, was Ihr dann zu thun habt! Es stürzt sich Alles zum Thore hinaus. Die Schildwachen, die uns in den Weg kommen, werden niedergeschlagen, die Musketen und die Patrontaschen, die scharfe Patronen enthalten, ihnen genommen; die ganze Mannschaft eilt auf den Platz mitten in der Sternschanze. Hier aber folgen mir alle die, welche in der Artillerie gedient haben — wie viel sind Euer? die Artilleristen treten vor!" —

Etwa vierzig Mann traten aus den übrigen heraus.

„Gut — Ihr alle kümmert Euch weiter nicht um die Andern, sondern Ihr bleibt auf meinen Fersen und folgt mir. Alle die Andern aber werfen sich auf die Wache vor der Caserne; Ihr schlagt die paar Leute zu Boden, reißt Ihnen die Gewehre fort und stürzt Euch dann in die Caserne, wo Ihr Gewehre findet. Ihr werdet mit dem kleinen Häuflein von Landmiliz, das darin liegt, bald fertig sein, könnt deshalb auch Pardon geben. Das Todtschlagen nimmt nur Zeit fort, die Hauptsache ist, daß Ihr Waffen bekommt! — Habt Ihr nun die Leute in der Caserne überwältigt und die Gewehre in der Hand, so besetzt Ihr das Thor der Sternschanze, bis ich komme und weitere Befehle gebe. Ihr habt nichts zu fürchten. Wenn unsere Unternehmung auch scheitert, so ist dafür gesorgt, daß wir freien Abzug haben; die Cameraden aus einer der Casematten am Fürstenwall besetzen das Brückthor, sodaß uns von drüben aus der Citadelle keine Gefahr droht, im Falle die Gefangenen in derselben sich ihrer nicht bemächtigen können. Der Weg in's Freie bleibt uns immer offen, und nach einem Marsch von zwei Stunden sind wir an der sächsischen Grenze. Es sind auch keine Truppen in der Gegend, die eine Colonne wie die unsrige angreifen könnten . . ."

Die Leute waren in der muthigsten Zuversicht und erwarteten gespannt den kommenden Tag, der vielleicht die Entscheidung brachte.

Frohn befand sich bei dem Gedanken daran in einer leicht begreiflichen Aufregung. Er schloß erst sehr spät in der Nacht die Augen zu einem unruhigen Schlummer.

Der Morgen kam und die ersten Stunden desselben verliefen sehr ruhig. Der gefangenen Mannschaft wurde ihr Frühstück gebracht. Zur Arbeit wurden sie heute nicht geführt; die Leute hatten den Befehl von Frohn, wenn sie hinausgeführt werden sollten, sich der Arbeit zu weigern und zu bleiben.

Unterdeß hatte am frühen Morgen eine ganz eigenthümliche Scene in Trenck's Kerker stattgefunden. Der gefangene Freiherr hatte nämlich einen höchst merkwürdigen Entschluß ausgeführt, einen Entschluß, der unbegreiflich sein würde, wenn wir ihn uns nicht aus einem Charakter erklärten, in welchem Eitelkeit und Ruhmsucht alle übrigen Eigenschaften beherrschten. Trenck glaubte seinen Fluchtplan so gut vorbereitet, daß er am Gelingen desselben keinen Zweifel hegte. Er hatte schon im Voraus den ganzen Triumph genossen, den es ihm gewähren würde, wenn er durch eigene Kraft und Klugheit sich aus einem Kerker, wie dem seinigen, befreit: er hatte bereits ganz Europa erfüllt von Bewunderung für eine so unglaubliche That gesehen.

Das Anerbieten des österreichischen Lieutenants, welches ihm jetzt, wo er sechs Monate hindurch und noch länger seine Flucht vorbereitet hatte, die Freiheit ohne sein Zuthun als Geschenk geben wollte, war ihm deshalb keineswegs willkommen gewesen. Wie er schon in seiner Haft in Glatz vorgezogen hatte, die Freiheit, welche er durch ein Gnadengesuch bei seinem Könige hätte finden können, mit entsetzlichen Mühseligkeiten und von tödtlichen Gefahren umringt zu gewinnen, so hatte sein unbeugsamer Kopf auch jetzt sich dawider empört, von den Schultern eines Andern bequem aus seinem Kerker getragen zu werden.

Dies hatte ihm seinen Entschluß eingegeben. Schon gestern hatte er deshalb den Weg in seine Zelle für Frohn versperrt gelassen, und jetzt, am frühen Morgen, hatte er verlangt, den Officier du jour zu sprechen. Ein Stabsofficier, begleitet von einem Lieutenant, trat bald hernach in sein enges Gemach.

„Herr Obristwachtmeister," redete er diesen an — „ich habe mir Kunde darüber zu verschaffen gewußt, daß der Gouverneur der Festung, der Herzog von Braunschweig, gegenwärtig in den Mauern von Magdeburg ist. Ich ersuche Sie, sich zu Seiner Durchlaucht begeben zu wollen und ihm zu sagen, der Freiherr von der Trenck lasse ihn bitten, sich selbst zu überzeugen, welche Maßregeln ergriffen sind, um ihm jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Flucht zu nehmen. Der Herzog möge selber sehen, wie jedes meiner Glieder mit schweren Eisen gefesselt ist; wie zwei dicke, mit Platten überzogene Bohlenthüren mein Gefängniß von dem Vorraum abtrennen; wie zwei andere Thüren den Vorraum schließen, und eine fünfte die Pallisadenwand rings um das Gebäude. Er möge sehen, wie Tag und Nacht die Schildwachen auf ihrer Hut sind. Wenn er sich davon überzeugt hat, mag er mein Gefängniß visitiren lassen, die Schildwachen verdoppeln und dann befehlen, zu welcher Stunde morgen am hellen Tage ich mich außerhalb der Werke der Sternschanze, auf dem Glacis bei Kloster Bergen, in vollkommener Freiheit soll sehen lassen!"

„Wir reden irre, Trenck!" sagte der Major kopfschüttelnd und wie sich zum Gehen wendend.

„Ich weiß, was ich sage, mein Herr Obristwachtmeister," fuhr der Gefangene fort. „Wozu ich mich anheischig mache, das führe ich auch aus. Dagegen aber, sagen Sie der Durchlaucht das, dagegen verlange ich von dem Herzoge, daß er, was ich gethan, dem Könige meldet und mir seine Protection bei dem Monarchen gewährt; der König mag aus meiner Handlungsweise abnehmen, daß ich ein reines Gewissen habe und verschmähe zu fliehen, obwohl es mir ein Leichtes ist, trotz aller seiner Gewaltmaßregeln!"

Der Major glaubte in der That, Trenck's Prahlereien seien aus Irrsinn hervorgegangen, und nur das energische Drängen des Gefesselten bewog ihn endlich zu dem Versprechen, sich zum Herzoge begeben zu wollen.

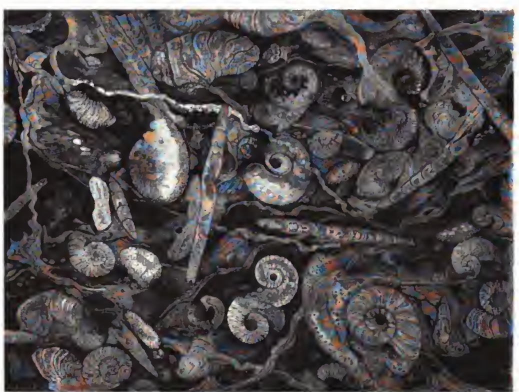
(Schluß folgt.)

Am Marmortischchen von Rübeland.

Von E. A. Roßmäßler.

Wenn kein anderer Unterhaltungsstoff mehr vorhalten will, die Natur bietet sich immer und überall als unversiechliche Quelle.

Im Café Parrot in Frankfurt a. M. haben die Tische marmorne Tischplatten. Darauf ist mir manche Tasse Kaffee kalt geworden, weil ich mich in der Entzifferung der zahllosen eingebackenen Versteinerungen vertieft hatte, während unten auf der Zeil die paulskirchlich und bundestäglich zwiegespaltene Stadt herumpromenirte. Doch waren auf jenen Marmorplatten die versteinerten Lebensformen eben so fragmentarisch und verworren untereinander gewürfelt, wie damals die politischen Zustände, oder noch besser: wie eben jetzt wieder. — Da lobe ich mir das Marmortischchen aus Rübeland, von dessen Platte * unser Holzschnitt eine Stelle mit vollkommener Treue wiedergibt. Dessen urweltliche Schriftzüge sind keine unleserlichen Hieroglyphen, sondern deutliche Illustrationen auf einem Blatte der Erdgeschichte.



Marmor-Tischplatte.

Und doch mag vor manchem solchen Tische mancher Salon-Sterbliche sitzen und, indem er seinen Thee umrührt, nicht viel klüger auf die weißlichen Gestalten des Marmors schauen, als ein Kindlein auf die Sixtin'sche Madonna, und sich dabei vielleicht gründlich langweilen.

„Was sich der Wald erzählt," wissen wir; hören wir einmal, was uns ein Marmortischchen aus Rübeland zu erzählen weiß.

Vor langer, langer Zeit — Ihr höchstens seit 15,000 Jahren auf's Tapet gekommenen Menschenkinder macht Euch gar keinen Begriff von der Zeitlänge — krochen wir sonderbaren Schalthiere, deren Ueberreste Ihr hier vor Euch seht, auf des Meeres tief unterstem Grunde. Die paar überlebenden Abkömmlinge unseres einst großen und mächtigen Geschlechtes werden von Euren Naturgelehrten Kopffüßler genannt. Wenn darin ein Spott liegen soll, so geben wir ihn Euch zurück; denn Ihr geht ja selbst auf dem Kopfe und seht oft das Niederste als das Höchste und überhaupt Vieles verkehrt an.

Wir vorweltlichen Kopffüßler gehörten größtentheils zu der von Euch beneideten Classe der Hausbesitzer, nur mit dem Vorzuge, daß sich ein Jeder von uns, Vater, Mutter und Kinder und Kindeskinder, sein Haus selbst baute und also sicher sein konnte, daß es ihm bequem war und nicht über Nacht wieder einfiel. Da jeder Einzelne von uns sein eigenes Haus hat, so brauchte es bei unserer Genügsamkeit eigentlich auch nur ein einziges Gemach, und in Wahrheit ist es auch so. Aber wir werden immer größer, und darum muß auch unser Zimmer immer größer und weiter sein. Da sich nun das jedesmal bewohnte nicht wie Gummi Elasticum ausdehnen kann, so bauen wir von Zeit zu Zeit vor das verlassene ein neues weiteres Gemach und mauern die Thür zu dem alten bis auf eine kleine Oeffnung zu. Daß Euch dies eine komische Baukunst dünkt, läßt sich denken; aber es ist nun einmal so unsere Art. Dabei legten die Einen von uns dieses ihr Haus so an, daß der Anbau der neuen Kammern in gerader Linie stattfand, bei den Andern in einer Spirallinie. Doch das Letztere wißt Ihr ja von dem Nautilus her, einem der wenigen Unsrigen, der es in Euren gegenwärtigen Erdzuständen lebend noch aushalten kann. Von beiderlei Häusern, von geradlinigen, wie von solchen, welche eine Spirallinie bilden, seht ihr in dem Marmor der Tischplatte Beispiele genug, und Ihr werdet dann auch die Scheidewände sehen, welche allemal vor dem verlassenen Gemach angelegt wurden.

Ihr fragt, wie wir armen Thiere hierher in diesen Marmor gekommen sind? Das wollen wir Euch erzählen.

Allerdings mag es Euch Wunder nehmen, wie wir ehemaligen Seebewohner hierher auf die Höhen des Harzes in festen Marmorstein gekommen sind, von wo doch Euer nächstes Meer, die Nordsee, wohl an die dreißig Meilen weit entfernt sein mag. Wir sagen Euer Meer, denn Eure jetzigen Meere waren nicht unsere Meere. Wo Ihr jetzt zu unserer Ruhestätte hoch hinaufsteigen müßt, da hättet Ihr zu unseren Lebzeiten tief in's Meer hinabtauchen müssen. Ihr übermüthigen Menschen seid alle miteinander blos Emporkömmlinge. Eure Länder, in denen Ihr Euch so breit macht, als müsse das ewig so gewesen sein und müsse ewig so bleiben, haben einst tiefen schlamm- und moderbedeckten Meeresgrund gebildet, der langsam emporstieg und allmählich zum Wohnplatz für Euer Leben im Trocknen tauglich wurde.

Wie das möglich gewesen sei, fragt Ihr? Ja, da fragt Eure Erdgeschichtsforscher, die sich eben jetzt darüber in den Haaren liegen, wie Ihr denn überhaupt selten einmal einen wissenschaftlichen Kampf ausfechten könnt, ohne dabei heftig und persönlich zu

* Das Original befindet sich in dem Besitz des Verlegers der Gartenlaube.

werden, als sei ein jeder der Kämpfer verantwortlich dafür, wie die Erde entstanden ist.

So weit wir lebendig dabei gewesen sind, wollen wir Euch Auskunft geben.

Daß wir auf dem Grunde vormaliger Meere gewohnt haben, das haben wir schon gesagt. Wie diese Meere jetzt nicht mehr da sind, wie Euch das der Augenschein lehrt, so sind auch die Festländer nicht mehr da, welche ohne Zweifel einst dagewesen sind und gegenwärtig den tiefen Grund Eurer heutigen Meere bilden mögen. Von jenen ehemaligen Festländern strömten, wie von Euren heutigen, Flüsse in die ehemaligen Meere. Daß diese ununterbrochen feinen Schlamm mit sich führen, der sich im Meere allmählich in immer dicker werdenden Schichten zu Boden setzt, das wird heute auch noch so sein, wie es zu unserer Zeit war. Lest nur darüber in Euren Erdgeschichtsbüchern nach. — (Die Rübeländer Kopffüßler haben Recht, denn dort ist z. B. zu lesen, daß der Hoang-Ho in jeder Stunde zwei Millionen Cubikfuß Schlamm in das Meer führt, was in 70 Tagen eine Insel von einer geographischen Quadratmeile bilden würde und, wenn dieser Schlamm alle im gelben Meere bleibt, dieses in 24,000 Jahren ganz ausfüllen wird.) — Wir selbst haben, wie ein Blick auf das Marmortischchen zeigt, viel zur Bildung dieser Schichten beigetragen. Sterbend versanken wir in den Schlamm des Meeres, in welchem unsere festen Häuser zurückblieben, während sich der kohlige Theil unseres weichen Leibes mit dem feinen Kalkschlamm mischte und diesen schwarz färbte. Unser waren viele, unzählbar viele, und der Marmor, welcher in der eben beschriebenen Weise entstand, muß an vielen Stellen ganz mit unseren unsterblichen Ueberresten erfüllt sein.

So weit die Rübeländer Kopffüßler. Unterhalten wir uns nun auf eigene Faust weiter mit dem Tischchen.

Wie fest der Marmor ist! Und das soll einstmals weicher Schlamm gewesen sein? Wem das unglaublich scheint, der erinnere sich daran, daß die ungeheure Wasserlast eines vielleicht viele Tausend Fuß tiefen Meeres die weichen Schlammschichten fest zusammenpressen mußte; und wenn er dann die außerordentliche Zeitdauer in Anschlag bringt, während welcher diese Zusammenpressung stattfand, so wird er es wohl glaublich finden.

An der Bindung der Schlammtheilchen zu festem Marmorstein haben aber auch chemische Vorgänge mitgewirkt. Das ersehen wir aus den weißen Adern unseres Rübeländer Marmors, welche ausgeschiedener reiner krystallinischer Kalk, d. i. Kalkspath sind. Diese reine Ausscheidung eines Theiles der Kalkerde und Gestaltung derselben zu glänzenden weißen Adern mitten in der schwarzen Grundmasse geschah während oder bald nach dem Niedersetzen des Kalkschlammes, und bekundet eine innerliche Regung in der trägen, scheinbar todten Masse. Ueberhaupt müssen wir nicht glauben, daß nur im lebendigen Thier- und Pflanzenleibe Stoffumsetzungen stattfinden; auch in dem von Feuchtigkeit durchdrungenen Steine finden sie statt, auch er ist sonach im gewissen Sinne belebt. Wie in der reifenden Erbse aus dem Zucker Stärkemehl wird, so sind nachweisbar aus ehemaligen Kalkschieferschichten durch Verdrängung des Kalkes durch Kieselerde Kieselschieferschichten geworden. In dem ewigen Kreislauf des Stoffes sind auch jene mächtigen Marmor-, also Kalksteinschichten von Rübeland nicht sicher, daß sie Kalkstein bleiben und nicht vielmehr nach Hunderttausenden von Jahren allmählich werden in Kieselgestein mit Verwischung der Lebensformen der Versteinerungen verwandelt werden.

Viele von den, in der im Ganzen formlosen schwarzen Grundmasse eingebetteten, Gehäusen zeigen in ihren Kammerabtheilungen an beiden Flächen der Scheidewände krystallinischen weißen Kalk, und wir erkennen auch hierin ein inneres Leben in der ein weicher Schlamm gewesenen Masse, denn der Krystall ist die Lebensform des Steinreichs, an eben so bestimmte Formgesetze gebunden, wie die hundertfältig gestalteten Blüthen und Blätter der Pflanzen.

Indem wir jetzt das Bild auf diesen Hinweis ansehen, bemerken wir außer den gewundenen Gehäusen auch einige gerade, ebenfalls durch Querscheidewände gegliederte oder gekammerte Gebilde (namentlich eins oben in der rechten Ecke und von da in verschiedener Lage drei andere nach der Mitte hin). Das sind Orthoceratiten, für welche gar keine bekannten Vertreter auf unsere Zeiten gekommen sind, während, wie schon erwähnt wurde, die Kopffüßler mit spiral gewundenem Gehäuse, die Familie der Ammoniten bildend, im Nautilus noch fortleben.

Liegt es nicht nahe genug, nun auch in Gedanken der Geburtsstätte unseres Marmortischchens im Harzgebirge einen Besuch zu machen? Wir müssen aber richtiger sagen Fundstätte, da wir ja bereits wissen, daß der Marmor auf dem tiefen Grunde eines längst nicht mehr vorhandenen Meeres geboren worden ist.

Die Erdgeschichtsforscher — die sich wissenschaftlich vornehm Geologen nennen — haben uns die Beschaffenheit dieser Fundstätte unseres Marmors längst aufgeklärt, so daß wir nicht nöthig haben, darüber nachzusinnen, wie dort die verschiedenartigsten Felsschichten bald oben bald unten, bald in ebener, bald in schräger Lage auf, an und über einander geordnet sind, was uns freilich sehr wenig wie Ordnung aussehen würde.

Wenn wir nach den zahllosen Seethierüberresten in unserem Marmor nicht zweifeln konnten, daß wir in ihm den Bodensatz eines ehemaligen Meeres vor uns haben, so müssen wir uns billig wundern, daß wir im Harz diesen Bodensatz-Marmor nicht in horizontalen Schichten, wie doch jeder Bodensatz sich bildet, finden, sondern daß dort diese Marmorschichten rings um einen im Mittelpunkt liegenden Felsenkern, den der Brocken bildet, schräg angelehnt stehen. Wenn wir durch lange und ausgedehnte Wanderungen durch die Thäler und Höhen des Harzes uns ein Verständniß dieses bunten Durcheinander von verschiedenen Felsarten verschafft haben würden, so würden wir das, was wir dann fänden, nicht besser vergleichen können, als wenn wir uns vorstellten, der Boden eines mit einer dicken Eisdecke bedeckten Teiches habe sich in seinem Mittelpunkte als ein Hügel erhoben, die Eisdecke zertrümmert und dann die Schollen aufgerichtet und an seinen Seiten schräg angelehnt. Im Harzgebirge, was einen Flächenraum von etwa 36 Quadratmeilen einnimmt, muß etwas Aehnliches stattgefunden haben. Entweder der granitne Kern hat langsam von unten emporsteigend jene ursprünglich eben gewesenen Schichten gehoben und zuletzt durchbrochen, oder — eine Ansicht, die jetzt von einer Seite eifrig verfochten wird — die Schichten sind, indem sie sanken, über der Kuppe des unter ihnen feststehenden Kernes geborsten, wie wir diese Erscheinung sehr oft an einer Eisdecke sehen, wenn unter ihr das Wasser fiel und ein großer Stein bis an die Unterseite der Eisdecke reichte. Ueber diesem muß alsdann die sinkende Eisdecke zerbrechen und die Schollen rings um ihn sich geneigt anlehnen.

Das sind nun so einige Gedanken, welche aus dem Marmortischchen von Rübeland heraussprechen. Wer sie nur einigermaßen versteht, kann sich daran nicht langweilen.

Eine Sclaven-Einfuhr auf Cuba.

Bericht von einem Seemanne des Sclavenschiffes.

Wenn man zu Hause in der lieben Heimath, wo man sich zur Noth doch immer noch ein paar Groschen oder die zum Leben nöthigsten Dinge borgen kann, kein Geld hat, ist man nach Goethe und unzähligen andern Autoritäten schon halb krank. „Gesunder Mensch ohne Geld ist halb krank.“ Wie aber erst in der Fremde? Geldlos in London oder New-York und fremd? Fremd und ohne Geld in einer modernen großen Weltstadt ist der Mensch zu Allem fähig. Kreuzigt ihn, steinigt ihn, Ihr, die Ihr ruhig und mit polizeilich geschützter, regelmäßiger Einnahme zu Hause vegetirt und philistrirt, aber hört einen dieser Unglücklichen an, der blos aus Mangel an Geld Sclavenhändler in New-York ward. Wir erfahren doch auf diese Weise ganz haarklein, wie's auf einem solchen Sclavenschiffe hergeht und „wie's gemacht wird“.

Ich saß an einem trüben Aprilmorgen des vorigen Jahres voller Gedanken, wie ich's künftig machen solle, um weiter zu leben, in einem Logirhause New-Yorks. Mein Geld vom letzten Schiffe — denn ich bin Seemann — war bis auf die letzte Neige zusammengeschmolzen. Da klopfte es an die Thür, und herein trat mein Wirth mit einem Fremden, der mich zu sprechen wünschte und mit welchem ich allein blieb. Ein Mann von mittlerer Größe

mit schwarzen, blitzenden Augen, kurzem schwarzen Haar und blassem, regelmäßigen Gesicht. Alles gar nicht seemännisch; aber er sagte, daß er Capitain eines Schiffes sei, das „Palmöl" von der afrikanischen Westküste holen wolle. Er brauche Mannschaften, besonders einen Dolmetscher, der Spanisch und Portugiesisch verstehe. Er habe gehört, das könne ich, und deshalb biete er mir eine gute Stelle an.

Ich sah ihm scharf in's Gesicht und fragte ihn, ob unter „Palmöl" etwas Anderes verstanden werden müsse. Er war ehrlich genug, Ja zu sagen. Nach einigem Bedenken ging ich auf sein glänzendes Anerbieten ein, denn ich brauchte Geld und hoffte auf Abenteuer. Wir accordirten, und ich fand mich am folgenden Morgen auf seiner Barke, genannt Flora, ein. Ein langes, niedriges, schwarzes Schiff von 460 Tonnen, mit Bark-Takelage und scharfem Schnabel. Das Zwischendeck lag ganz unten wie Ballast in numerirten Stücken. Auch waren die Vorräthe von Lebensmitteln und die Ladung ganz merkwürdig arrangirt und verpackt.

Nach zwei Tagen segelten wir ab, um zunächst St. Paul de Loando, 8° 48' südlicher Breite, 13° 8' östlicher Länge, zu erreichen — den „Windwärts-Eingang" zu dem großen Congo-Flusse, 5° 39' s. Breite, 12° 9' östliche Länge, der Hauptstraße für den Sclavenhandel. Auf der Reise von 71 Tagen fiel nichts Abenteuerliches vor. Durchsuchungen von Beamten eines amerikanischen Kriegsschiffs „Marion" und des englischen „Triton" machten uns vollkommen verdächtig, aber sie konnten uns nichts anhaben, sodaß wir ungestört etwa 40 englische Meilen stromaufwärts bis zu der Handelsstation O'Ponia fuhren, einigen Waarenlagern der Portugiesen, Spanier und Amerikaner.

Congo, das Land oder Unter-Guinea, besteht aus den Negerkönigreichen Loango, Congo, Angola, Matamba und Benguela, hat viele Wüsten, ist aber am Flusse und unzähligen Nebenflüssen und Einbuchten voller Wald und Wild: luxuriöse Fülle, natürliche Fruchtbarkeit und üppiger Baumwollenwuchs mit deliciösen Blumen und Früchten, Papageien, Affen und tausenderlei Arten von kriechendem, fliegendem und kletterndem, buntem Gethier. Die menschlichen Bewohner laufen nackt umher und beten Sonne, Mond und Sterne an. Portugiesische Missionaire haben Manchen derselben zu beweisen gesucht, daß dies eine Sünde sei und man dafür etwas Unsichtbares, Unbegreifliches anbeten und glauben müsse, aber die Meisten bleiben bei ihrer ihnen ganz aus dem Herzen und der unmittelbaren Begreiflichkeit wachsenden Naturreligion. Doch für Branntwein und sonstige Culturproducte thun sie Alles, auch in Sachen des Glaubens.

Nachdem wir unsere Ladung gelöscht und der Capitain mit verschiedenen Agenten und schwarzen Königen unterhandelt, schlichen wir uns den Congo hinunter, weit hinaus auf den Ocean, wo wir sofort anfingen, das Schiff für „lebendige Fracht" total umzuwandeln. Alle Legitimations- und sonstige Papiere wurden verbrannt, Jeder von uns nahm einen andern Namen an, auch das Schiff, das deshalb mitten auf dem Meere ganz neu beölt und gestrichen ward, sodaß weder Flaggen noch Namen den amerikanischen Ursprung verrathen konnten. Die Lebensmittel wurden leicht zugänglich placirt. Hierauf construirten wir aus den numerirten Stücken unten das Zwischendeck, das vorher zu verdächtig ausgesehen haben würde. Zuletzt wurden vier Sechspfünder, zwei lange Achtzehnpfünder, vier Zwölfpfünder und ein guter Vorrath von Waffen, Pulver und Kugeln auf dem oberen Deck „fertig" gemacht, sodaß uns kein Kriegsschiff so leicht durch Boote hätte bewältigen können. Freilich sie selbst fahren mit Dampf, der auf Sclavenschiffen noch keine Dienste thun kann, weil dies einfach zu kostspielig sein würde, da das Sclavenschiff nach glücklich vollbrachtem Geschäft in der Regel verbrannt werden muß, damit hinterher Neu- und Wißbegierige nichts finden.

Während dieser Vorbereitungen auf hoher See waren wir der Insel Ascension auf etwa 70 Meilen nahe gekommen. Von jetzt an kehrten wir wieder um, den „Bestimmungsort", oberhalb des Congo, 50 Meilen von St. Paul de Loando, zu erreichen. Hier umher warten, lungern und verstecken sich Sclavenschiffe oft Vierteljahre lang, ehe genug „Ladung" für sie im Innern gesammelt wird. Wir kamen glücklich mit einem Monate weg.

Der Grund, weshalb wir weit hinaus in's offene Meer geflohen waren, war der „Triton", der, wie wir von unsern Agenten erfahren hatten, auf uns wartete und uns an der buchtenreichen Küste, wo andere Sclavenschiffe sich oft verbergen oder einzelne Partien Sclaven einnehmen, auszuspüren suchte. Unser Capitain verstand's besser. Er war eine „alte Hand" in seinem Fache und wußte, daß der Triton durch unsere Flucht auf das offene Meer „unsern Geruch" verloren hatte. Im Angesichte der Küste von St. Paul de Loando segelten wir mit dem Passatwinde südöstlich entlang, bis wir in der Nähe des Ortes Ambriz durch Privatsignale erfuhren, daß Alles bereit sei.

Wir ankerten. Unsere Agenten waren sofort mit ihren Leichterbooten, deren jedes etwa 200 Schwarze brachte, bei der Hand. Die „Waare" wurde in „Bündeln" geliefert, in Partien von etwa je 20, die mit Kuhhautriemen fest an einander geschnürt waren. In solchen Bündeln kletterten sie herauf und wurden, wie sie kamen, in's Zwischendeck hinunter transportirt. Im Ganzen erhielten wir 811 Schwarze der verschiedensten Stämme, mit denen wir dann sofort vollsegelig das hohe Meer suchten. Wir Alle waren gut bewaffnet und bewachten und warteten unsere kostbaren Schätze in militairischer Ordnung und sorgfältig. Es war keine Kleinigkeit, sie in Ordnung zu halten. Bei der geringsten Veranlassung fielen die verschiedenen, feindlichen Stämme mit Zähnen und Nägeln über einander her, sodaß der Wachmann nicht selten unter sie springen und sie auseinander reißen und schlagen mußte.

Von Ascension steuerten wir über 2000 Meilen gerade westwärts, um ganz aus der „Schiffsstraße" zu kommen, die nach Westindien führt. Hernach segelten wir südlich um Jamaica und die Fichteninsel.

Unsere fünfunddreißig Matrosen 2c. hatten stets vollauf zu thun in streng zugemessenen Pflichten. Ich war im Departement der Pflege und hatte speciell die weiblichen Sclaven unter meiner Obhut. Eine gewissenhaftere Pflege und ängstlichere Reinlichkeit habe ich selten auf Schiffen gesehen. Freie, weiße Auswanderer sind schon zu Tausenden durch Schmutz und Pestluft, Mangel an Nahrung oder bestialische Kost auf „christlichen" Schiffen umgebracht worden. Unsere Sclaven hatten großen „Werth" und wurden danach behandelt. Jeden Morgen um fünf Uhr wurden sie alle auf's Oberdeck getrieben und beinahe wie Schafe im Mai, ehe sie geschoren werden, gewaschen. Sie mußten sich in Partieen von 15—20 um große mit Seewasser gefüllte Fässer kauern, aus denen sie wiederholt tüchtig mit vollen Eimern übergossen wurden. Triefend machten sie Andern für dieselbe Behandlung Platz und wurden mit grobem Segeltuch abgerieben, gestriegelt und gescheuert. Dann kam das Zähneputzen mit Essig und Seewasser. Sie mußten die Zähne reiben und raspeln und sich wiederholt die weiten Rachen ausspülen. Darauf ward mit ganz besonderer Strenge gehalten, da Vernachlässigung des Mundes und der Zähne bei den Afrikanern tödtlicher ist, als irgend etwas. Es setzt sich dann eine gelbe Substanz an Gaumen und Zähne an, die bald zu vollständigem Gifte wird. Es bilden sich Geschwüre, die den so Heimgesuchten leicht tödten, und wenn er einen Andern beißt, was keineswegs selten ist, entzündet sich die Wunde und kann ebenfalls zum Tode führen. Ich schlug blos einmal einen Neger mit der Hand auf das Maul, wobei sie mit dessen Zähnen in Berührung kam. In Folge davon konnte ich sie vor Schmerz und Lähmung mehrere Tage gar nicht brauchen.

Diese Reinlichkeits-Operationen beschäftigten uns täglich von 5 bis 8 oder 9 Uhr. Hierauf bekamen sie Schiffs-Biscuits mit Rum und Wasser, um 11 Uhr ein warmes Frühstück, gemischt aus Biscuits, Bohnen, Reis, Graupen und gesalzenem Fleisch, verdickt mit Mehl und Fett. Es ward in Trögen auf dem Deck entlang, für jeden „Stamm" besonders, aufgetragen. Dabei kamen sie doch nicht selten in Zank und Schlägerei, die nur durch tüchtigeres Dareinschlagen von unserer Seite zu schlichten war.

Bei aller Pflege verloren wir doch während der Reise vierundneunzig Sclaven — ein ungewöhnlicher Lohn unserer Sorgfalt. Andere Sclavenschiffe bringen oft kaum die Hälfte bis an Ort und Stelle. — Freilich unsere Medicamente beschränkten sich auf Essig (äußerlich) und innerlich Schießpulver.

Nach dem Frühstücke mußten sie ihre Lager und das Schiff reinigen. Die, welche etwas Portugiesisch und Spanisch verstanden, wurden zu Aufsehern gemacht und zu diesem Zweck mit einem Hemd und alten Hosen versehen, wodurch sie sofort ganz bureaukratisch stolz und von den nackten Unterthanen beneidet wurden. Ein Stückchen Tau in ihrer Hand bildete ihre Bewaffnung, mit der sie bald wie ein Berliner Constabler 1848 ganz virtuosisch umzugehen ver-

standen. Somit hatten wir im Kleinen eine ganz hübsche, stricte Beamten-Hierarchie. Wir brauchten den Behof'ten blos zu sagen, was geschehen solle, und sie sorgten mit heißem Amtseifer dafür, daß es streng und pünktlich geschah. Abends ließen wir sie nach Trommeln und Cymbeln tanzen, was sie sich mit aller Negerlust und oft zum Kranklachen zu Nutze machten. Trauer und Sentimentalität schienen ihnen auch in dieser Lage fremd zu sein. Sie haben etwas Kindliches und Thierisches und genießen mit voller Kraft den Augenblick, ohne sich durch Erinnerungen oder Befürchtungen stören zu lassen.

Um 3 Uhr gab's eine zweite warme Mahlzeit von denselben Substanzen, wie das Frühstück, und eine dritte Abends um 8 Uhr, worauf sie für die Nacht in ihr Zwischendeck zum Schlafen vertheilt und verpackt wurden. Licht war streng verboten, selbst wir gebrauchten nie solche Beleuchtung, die von außen hätte gesehen werden können.

Nach dreitägiger Fahrt bekamen wir Bocca Grande auf der Insel Cuba in Sicht. Um die Küsten dieser Perle der Antillen schwärmen viele Fischer- und Piloten-Boote, die fast alle im Solde der Sclavenhändler und Sclavenbesitzer stehen. Sie spioniren nach Kriegsschiffen und denunciren ihnen Sclavenschiffe, um erstere irre und letztere durch geheime Signale in Sicherheit zu führen. Diese Art von Küsten-Diplomatie ist ganz ordentlich und großartig organisirt: die Leute lösen sich alle zehn Tage ab und erstatten sich gegenseitig immer sorgfältig Bericht. Auch uns kamen solche Warnungs-Engel, die unsertwegen ausgesandt waren, entgegen und berichteten uns, daß das englische Kriegsschiff Basilisk „im Winde läge", so daß wir wieder das Weite suchen müßten. Unsere Ordre vom Lande aus lautete: vier Tage lang grade küstenabwärts zu segeln und dann zurückzukehren. So thaten wir, um abermals seewärts dirigirt zu werden. Dies wiederholte sich mehrere Male, wobei wir einmal scharf Gefahr liefen, von einem andern englischen Kriegsschiffe auf's Korn genommen zu werden. Diese Gefahren und die Langeweile zugleich brachten uns endlich auf den kühnen Plan, in einem der vielen versteckten Cay's von Cuba zu ankern und im Falle der äußersten Gefahr die Sclaven zu landen, wodurch uns wenigstens Straflosigkeit gesichert worden wäre. Verurtheilung und selbst bloße Confiscation eines Sclavenschiffes ist gesetzlich nur dann möglich, wenn Sclaven auf oder in demselben gefunden werden.

Inzwischen hatte der Capitain unsers Wach-Bootes, das uns die verschiedenen Ordres vom Lande gebracht, dem „Basilisk" als Pilot, uns zu fangen, gedient und er hatte das englische Kriegsschiff natürlich in entgegengesetzte Richtung gebracht. Nachdem wir zwei Tage vor dem Cay gewartet, erschienen plötzlich fünf Boote, die für solche Zwecke immer hinter Felsenklüften versteckt liegen, gaben verabredete Zeichen, brachten Kleider für die Sclaven und Geld für unsere Mannschaft, die glänzend ausbezahlt ward, ehe ein Sclave das Schiff verließ, wie das so Gesetz in diesem gesetzlosen Geschäft ist, und nahmen die Sclaven in Empfang. Jeder gemeine Matrose bekam 200 Pfund Sterling und ich meine Extra's für Dolmetschung 2c. Nach einer Reise von fünf Monaten und vierzehn Tagen landeten wir 717 Sclaven bis zum Abende, worauf wir unser Schiff an 17 Stellen zugleich in Brand steckten. Während wir vom Ufer zusahen, rief der Capitain mit seemännischer Sentimentalität: „Da brennt er denn, Jungens, der Brave, womit wir unser Geld gemacht, der schöne, prächtige, fliegende Rosario!"

Wir landeten in Bocca Grande, dem eigentlichen Hafen der Sclaveneinfuhr, und brauchten neun Tage, um Havannah zu erreichen, da wir uns unterwegs öfter verstecken und flüchten mußten, um dem Zorne der nicht sclaveninteressirten Bewohner und Auslieferungen zu entgehen. Leute, die ahnten, wo wir herkamen, gaben uns kein Glas Wasser, so daß ich ein Glas öfter mit einem halben Dollar erkaufen mußte.

So weit der Bericht des Sclavenschiff-Seemanns aus England. Wir fügen nur noch die Moral hinzu, daß er hernach auf dem „Basilisk" aus praktischer Erfahrung Sclavenschiffe fangen half, die ohne die hier mitgetheilte Fahrt und Erfahrung wahrscheinlich so glücklich gewesen wären wie der „fliegende Rosario".

Blätter aus einem diätetischen Recept-Taschenbuche.

III. Diätetisches Recept für Unterleibskranke.

Unter „unterleibskrank" wollen wir hier den Leidenden verstanden wissen, der, ohne ein langwieriges, unheilbares (chronisches, organisches) Uebel irgend eines der Organe des Unterleibes zu haben, von Beschwerden heimgesucht wird, die ihr Entstehen einer Störung des Blutlaufs innerhalb des Verdauungsapparates, also in den Blutgefäßen des Magens und Darmcanales, sowie in der Milz und Leber, verdanken. Diese Störung beruht vorzugsweise in erschwertem Hinströmen des Blutes vom Magen, Darmcanale und von der Milz nach der Leber, sowie in verlangsamtem Durchflusse des Blutes durch die Leber. Die hierbei vorzugsweise betheiligte Blutröhre heißt die „Pfortader"; diese sammelt nämlich das schlechte Blut der Milz, des Magens und Darmcanales (auch des Mastdarmes), führt es in die Leber und vertheilt es hier so, daß die schlechten Bestandtheile dieses Blutes (als Gallenmaterial) ausgeworfen werden können und nach dieser Entfernung ein gereinigtes Blut aus der Leber (durch die Leberblutadern) zum Herzen strömt.

Der Krankheitszustand, der hier gemeint ist, wird auch als „Pfortaderstockungen, Unterleibsanschoppung, Hämorrhoidal-Leiden, Abdominalplethora" bezeichnet, und ist derjenige, bei welchem die Mehrzahl der Arztheit Schwefel und Karlsbad verordnet (s. Gartenlaube 1854. Nr. 18). Er findet sich hauptsächlich bei Solchen, die eine sitzende Lebensweise (zumal mit Krummsitzen) bei mangelhafter Bewegung im Freien und reichlicher nahrhafter Kost führen; vorzugsweise tritt er aber dann auf, wenn sich zur sitzenden Lebensweise mit allzureichlicher Kost anstrengende geistige Arbeit, häufiger Genuß spirituöser Getränke, niederdrückende Gemüthseinflüsse, geschlechtliche Ausschweifungen und Mißbrauch von Abführmitteln (besonders der starkwirkenden in Pillenform) gesellen. Bei Frauen tragen auch die zu straff gebundenen Unterrocksbänder und das Schnürleibchen durch Druck auf die Leber viel zur Störung des Pfortaderblutlaufes bei (s. Gartenlaube 1855. Nr. 16 und 1853. Nr. 26).

Die Beschwerden, welche der gestörte Unterleibs-Blutlauf veranlaßt, treten am ausgeprägtesten beim Staatshämorrhoidarius und Hypochonder hervor. Sie sind anfangs nur gering und mehr örtlicher Art, wie unangenehme Empfindung von Druck und Völle in der Oberbauchgegend (besonders nach dem Essen) mit Gefühl von Beklommenheit auf der Brust, nicht selten auch mit heftigeren Kolikschmerzen; Appetitsstörungen und unregelmäßiger Stuhlgang (bald Verstopfung, bald Durchfall); Blähungsbeschwerden und Hämorrhoidalleiden (am Ausgange des Mastdarms). — Nach und nach findet sich unter Steigerung der genannten örtlichen Beschwerden und bei immer mehr zunehmender Verdauungsstörung auch eine Trübung des Allgemeinbefindens ein, die sich durch Unlust zum Arbeiten, Mißmuth, Aergerlichkeit, Traurigkeit (Hypochondrie), Willensschwäche und Kraftlosigkeit zu erkennen gibt. Sie hat ihren Grund ohne Zweifel in einer Verschlechterung der ganzen Blutmasse in Folge der Beimischung des schlechten in der Leber nicht gereinigten Pfortaderblutes. Diese Beimischung kommt aber unten am Mastdarme durch die Hämorrhoidal-Blutadern zu Stande, indem hier mittels der Gefäßverbindungen Pfortaderblut in die Beckenblutader übertritt und so, ohne oben die Leber zu passiren, zum Herzen strömt.

Es ist sonach bei unserm Unterleibsleiden die Aufgabe: den Pfortaderblutlauf nach der Leber hin und durch diese hindurch zu befördern, nicht aber das Pfortaderblut, wie dies viele Heilkünstler durch Blutegel an den After zu erreichen suchen, nach dem Mastdarme hinzuziehen. — Der träge Pfortaderblutlauf läßt sich nun aber recht leicht dadurch flott machen, daß man die Kräfte, von denen dieser Blutlauf abhängig ist, gehörig unterstützt und bethätigt; es sind: die Herzthätigkeit, die Athmungs-, Bauchwand- und Magen-Darm-Bewegungen, der passende Flüssigkeitsgrad des Pfortaderblutes und die unbehinderte Ausdehnung

des Bauches. Und sonach würde gegen Unterleibsbeschwerden folgendes diätetische Recept zu verschreiben sein:

Rec. Zweckmäßige Bewegung [1]), zumal des Bauches und im Freien. —
Kräftiges Athmen [2]), besonders tiefes Einathmen. —
Ordentliche Leibesöffnung [3]), aber ohne Beihülfe von Abführmitteln. —
Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken [4]), besonders reizlose Kost. —
Reichliches Wassertrinken [5]), doch lieber von warmem als kaltem. —
Gehöriger Raum [6]) für die Ausdehnung und Bewegung des Magens und Darmcanales. —

S. Zu befolgen wo möglich in einer hübschen, zusagenden und unterhaltenden Gegend und Gesellschaft, bei behaglicher und heiterer Gemüthsstimmung, entfernt von den Berufsgeschäften.

Ad 1) Zweckmäßig wird nun aber die Bewegung für einen Unterleibs-Angeschoppten dann sein, wenn sie eine ebenso allgemeine, alle Theile des Körpers (und dadurch auch das Herz) in Thätigkeit versetzende, wie eine örtliche (active und passive), vorzugsweise die Bauchwand und so mittelbar die Verdauungsorgane mit ihren Gefäßen betreffende, natürlich aber keine unmäßig anstrengende ist. Deshalb kann angerathen werden: Turnen, Kegeln, Holzsägen, Gartenarbeiten, Fußtouren, Bergsteigen, zeitweiliges Kneten, Drücken und Pochen des Bauches, Rumpfbewegen (Vor- und Seitwärtsbeugen, Strecken und Drehen, aus dem Liegen zum Sitzen Aufrichten) u. s. w.

Ad 2) Tiefes Einathmen (Ausdehnen des Brustkastens) übt insofern einen großen Einfluß auf den Unterleibsblutlauf aus, als dadurch das Blut (wie durch das Aufziehen einer Spritze) aus der Leber heraus und in die Brust gesogen wird, deshalb aber das ganze Pfortaderblut flotter vorwärts und in die Leber einströmen kann. Man athme deshalb des Tages öfters, und natürlich in guter Luft, langsam und tief ein. Es muß dieses Einathmen aber stets erst durch Uebung gelernt werden.

Ad 3) Eine ordentliche Leibesöffnung darf ja nicht durch Arzneimittel erzwungen werden; nur wenn die Verstopfung hartnäckig ist, sind Klystiere (von warmem Wasser mit etwas Oel) in Gebrauch zu ziehen. Gegen Früchte und Fruchtsäfte, welche den Stuhl erleichtern, wie Pflaumen, Weinbeeren (aber ohne Schale und Kerne), Aepfelwein u. dgl., ist nichts zu sagen. Uebrigens wird beim richtigen Beobachten der hier angegebenen Regeln der Stuhl nach und nach auch ohne andere Hülfsmittel schon regulirt werden.

Ad 4) Die Kost sei nicht zu reichlich und fettreich, nicht zu stark nährend und schwerverdaulich, nicht blähend, erhitzend und erregend, sondern einfach, leicht verdaulich und reizlos, kurz eine gut zubereitete Hausmannskost. Von Getränken sind die spiritusreichen zu meiden; ein leichtes Bier schadet nicht. Mäßigkeit, Einfachheit und Regelmäßigkeit im Essen und Trinken ist die halbe Cur.

Ad 5) Reichliches Wassertrinken unterstützt durch Verdünnen und Flüssigermachen des dicklichen Pfortaderblutes das Strömen desselben durch die Leber nicht unbedeutend. Hierbei heißt's wirklich: „Viel hilft viel". Um aber dem Magen durch die Kälte des kalten Wassers nicht zu schaden (einen Katarrh zuzuziehen), ist es rathsam, das Wasser als warmes wie in Karlsbad zu trinken (so warm etwa, wie man den Kaffee und Thee genießt).

Ad 6) Die unbehinderte Ausdehnung des Bauches ist dem Unterleibsblutlaufe sehr förderlich. Deshalb ist jede den Bauch beengende Kleidung (besonders beim weiblichen Geschlechte), sowie anhaltendes Gebückt- und Krummsitzen (zumal bald nach dem Essen) von Nachtheil. Also sorge man für gehörig lockere Bekleidung und für möglichst aufrechtes Sitzen.

Unsere spaßige Feindin, die Homöopathie, die doch sogar gegen unglückliche Liebe mit Weinerlichkeit und Selbstentleibungssucht im Aurum (Gold! vielleicht gemünztes?) ein vorzügliches Heilmittel besitzt, hat zur Zeit leider kein Hauptmittel, das dem trägen Pfortaderblutlauf auf die Beine helfen könnte, und man ist deshalb gezwungen, gegen die einzelnen beschwerlichen Folgen dieser Trägheit mit verschiedenen Mitteln anzukämpfen. Nux vomica und Sulphur leisten gegen die meisten dieser Beschwerden gute Dienste, doch sollte sich die Hypochondrie bis zum wahren Lebensüberdruß und zu wirklicher Schwermuth steigern, dann geht's nach Herrn Dr. Clotar Müller ohne Arsen und Aurum nicht, während bei geruchlosen Blähungen Belladonna und Lycopodium, bei lästigem Jucken am Mastdarme außer Schwefel und Nux noch Aconit und Sepia, und bei mehr brennendem oder schründendem Schmerze am After Arsen und Capsicum von ausgezeichnetem Erfolge sind. Bei Melancholie mit Weinerlichkeit und der Sucht zu beten empfiehlt Herr Dr. Hirschel die Pulsatilla; den Schwefel dagegen bei Melancholie mit großer Gleichgültigkeit, religiöser Stimmung und Verzweiflung; Kupfer bei Mangel an moralischer Kraft und Murrsinn. Und das wäre nicht spaßig? Bod.

Die deutsch-englische Mendelssohnfeier im Krystall-Palaste.

Es war schon öfter Grund vorhanden, darauf hinzuweisen, daß die Deutschen das eroberndste Volk der Erde sind. Ihre Waffen sind Wissenschaft, Kunst, Industrie und persönliches Schaffen und Wirken in aller Herren Ländern. Sie erobern mit ihren Puppenköpfen und Spielsachen gründlicher und mehr, als Engländer, Russen und Amerikaner. Die Griechen eroberten Troja durch die List des großen hölzernen Pferdes, in welchem Krieger verborgen waren. Die Deutschen schicken ähnliche Eroberungs-Truppen in Holzkisten verpackt in fast alle Städte und Gegenden der Erde: Schachteln voll Bleisoldaten und Nußknacker, Wiegenpferde und Holzsäbel. Die deutschen Spielwaaren — einer der wichtigsten Welthandelsartikel — sind zugleich die universalste Weltzeichensprache. Im Bereich der Künste ist es die deutsche Musik, vor der sich alle gebildeten Völker und Menschen der Erde freudig und andachtsvoll beugen.

Wir beschränken uns hier auf England, wo der deutsche Musik-Cultus durch die Compositionen unserer größten Tondichter, durch deutsche Musiker, Virtuosen, Musiklehrer, durch musikalische Feste und Feierlichkeiten vielleicht am weitesten und großartigsten ausgebildet ist. Das größte Musikfest der Welt galt dem Deutschen Händel im Krystall-Palaste. Am 4. Mai d. J. huldigten sie durch eine ähnliche Feierlichkeit dem jüngeren, in ewiger Jugend früh verstorbenen Mendelssohn-Bartholdy, einst dem Genius der Leipziger Gewandhaus-Concerte, dem Dichter des „Sommernachtstraums", des „Paulus", der „Antigone", der „Walpurgisnacht", des „Elias", der ewig Schönes schuf und mit Immermann noch Höheres erstrebte, die Erhebung deutscher Theater zu wahren Kunsttempeln.

Seine Popularität und Berühmtheit in England verdankte er zunächst seiner Wirksamkeit daselbst während einer mehrjährigen Kunstreise, die er hauptsächlich in England zubrachte, dann aber besonders seinem Oratorium „Elias", das er für das große Musikfest in Birmingham (1846) componirt hatte. Er verbesserte und vervollkommnete es für eine Aufführung in London (April 1847), die so mächtig wirkte, daß ihn Kritik und Publicum zum alleinigen, würdigen Nachfolger Mozart's und Beethoven's erhob. Mendelssohn war sofort der gefeiertste Tondichter Englands. Die Nachricht von seinem plötzlichen Tode wirkte wie eine nationale Trauerkunde. Man beschloß, ihn durch ein großartiges Denkmal, eine große Bronze-Statue zu verherrlichen, eine Ehre, die außer Händel noch keinem Componisten zuerkannt werden war. Das Geld dazu war bald von Kennern und Verehrern, mit der Königin und Prinz Albert an der Spitze, gezeichnet. Nur bei der Ausführung stieß man auf Schwierigkeiten, die erst durch die Feier vom 4. Mai schließlich erledigt wurden. Man konnte sich erst nicht über den Ort der Statue, hernach nicht über die Portrait-Aehnlichkeit des zu Verherrlichenden einigen, da viele ganz verschiedene Portraits vorlagen, über welche sich persönliche Freunde und Freundinnen desselben oft im entgegengesetzten Sinne aussprachen. Endlich gelang es dem Bildhauer Charles Bacon, mit dem Rathe Jenny Lind's, Benedict's 2c. zu einem Abschlusse zu kommen. Für die von Robinson und Cottam gegossene Statue Bacon's fand sich

kein besserer Platz, als die beste Mitte auf der Hauptterrasse des sonnigen, heiteren, nobeln Krystall-Palast-Parkes.

Hier stand sie am 4. Mai Morgens dunkel verhüllt zwischen dem großen Heere riesiger weißer und bronzener Statuen und kolossaler Blumenvasen, umgeben von brillanten Farbenlichtern, stolzen Tulpen, Blumen und Blüthen des Frühlings im ersten, warmen, hellen Sonnenschein dieses wetterlich launhaften Jahres. Aber man beachtete sie noch nicht. Die Tausende und Abertausende, welche aus den stets von zwei entgegengesetzten Richtungen Londons heranbrausenden Eisenbahnzügen und Hunderten der brillantesten Equipagen herausströmten, schaarten sich in dem großen Haupttransept des Krystall-Palastes zusammen. Fünf Schillinge Entree, fünf Schillinge und zehn Schillinge extra für die reservirten Plätze, welche die ganze ungeheuere Fläche des Haupttranseptes einnahmen, außerdem die Haupt-Gallerien oben, und die meisten Plätze füllten sich. Man hatte etwa 20,000 Thaler ausgegeben, um das Fest zu formuliren, und strich an dem einen Tage seine 20,000 Thaler Netto-Gewinn ein.

So etwas ist nur in London möglich, nur in einem Krystall-Palaste, nur unter den hier zusammenwirkenden, ganz einzigen Bedingungen in der Welt. Finanzielle Anstrengungen und Ergebnisse waren nicht so großartig, wie beim Händelfeste, wo 120,000 Thaler Auslage einen Netto-Gewinn von 120,000 Thaler ergaben. Aber dies war Frucht jahrelanger Vorbereitungen und dreitägiger Riesenfeste. Die Mendelssohnfeier ging aus einigen Berathungen der Krystall-Palast-Directoren und drei Proben hervor.

Es ist kaum möglich, die Eindrücke einer solchen Scenerie und musikalischen Riesenhaftigkeit zu schildern. Von oben und von allen Seiten die neun Millionen Cubikfuß einschließende krystallene, bläuliche, ätherische Sonnigkeit mit dem architektonischen, farbigen Gewebe von Säulen, Pfeilern, Quer- und Längen-Balken — dieser riesige, verwirklichte Traum der kühnsten Feenmärchen-Poesie mit seinen unabsehbaren Reihen von Statuen, architektonischen Wundern aller Zeiten, botanischen, ethnologischen, zoologischen Gruppen und Scenen aller Zonen vereinigt hier in seinem bloßen Mittelgewölbe eine Blumenlese von 15,000 Menschen der englischen Hauptstadt, wobei unter diesem Hauptbogen selbst noch überall hinlänglicher Raum bleibt, so daß nirgends Enge und Gedränge bemerklich wird. Hatten doch hier an einem Händelfesttage 40,000 Menschen Raum gefunden. Die beiden Flügel des Hauptschiffes sind und bleiben ganz leer. Das ungeheuere Parterre unten füllt sich mit ätherischen Damenhüten aller Farben mit nur wenigen Filzen und Kahlköpfen dazwischen: ein Blumenbeet von Menschenköpfen. Es wird vor dem Orchester von einer Terrasse dichter, blühender Blumen und Sträuche begrenzt. Das Orchester selbst, allein größer, als irgend ein ganzer Concertsaal in der Welt, wölbt und krümmt sich hinauf in Form der innern Seite eines Kugel-Ausschnitts mit der Riesen-Orgel in der Mitte. Die mehr als 3000 Sänger, Sängerinnen und Instrumentalisten reihen sich in großen Kreislinien weit hinauf und in hohe, verschwindende Hintergründe bis 25 Fuß höher als die unterste Reihe. Die Sopran- und Alt-Abtheilungen treten weiß, heiter und blumig hervor gegen die schwarzen Tenor- und Baßregionen mit weißen Fleckchen (Handschuhen und Halstüchern).

Es ist drei Uhr. Die Sonne hat nie so heiter und warm geschienen. Alles strahlt, glänzt, flimmert und rauscht in murmelnder, lauschiger Erwartung. Die Solo-Helden und Heldinnen erscheinen unter vieltausendhändigem Handschuh-Geklappe, endlich Costa mit dem Zauberstabe, der diese ungeheueren Massen und die vielen Hunderte von Instrumenten entfesseln, regieren und die gedichteten Tonwogen des Meisters über diese glänzende Flora des Londoner Season-Publicums in kunstgerechten Strömen und Messungen ergießen soll. Ein Beifallssturm empfängt ihn und macht sofort einer feierlichen Stille Platz. Zwei scharfe Schläge mit dem Zauberstabe, der nun beinahe drei Stunden lang das Tongewoge der massenhaftesten Chöre, Soli, Duetts, Terzetts ꝛc., das tönende, alttestamentliche Religions- und Geschichtsbild von Baal und den Israeliten und ihrem Propheten in unerhörter Majestät und Massenhaftigkeit aus der ihm bis auf die Viertel-Secunde gehorchenden Schaar hervorlockt und einem Publicum zum Genusse bietet, das zu würdigen und durch seine andächtige, feierliche, enthusiastische Theilnahme dem Feste die wahre Weihe und Wirksamkeit zu sichern weiß.

In unserer „Preß-Gallerie" oben, dem Orchester grade gegenüber — einer ganzen, breiten, langen Gallerie und einem der besten Plätze, blos für die Presse — hatten wir für Augen und Ohren vor Tausenden den Vorzug, Einzelnheiten und Gesammteindrücke auf das Vortheilhafteste zu empfangen. Aber nur ein Kenner würde in einem musikalischen Blatte gebührend darüber berichten. Wir halten uns an das Ereigniß als solches und seine ehrenvolle Bedeutung für Deutschlands Kunst und Poesie, der hiermit — nach Händel und Schiller — zum dritten Male die großartigste Huldigung in der englischen Hauptstadt dargebracht ward. Die jammervollen „Größen" in Politik und Staatlichkeit, denen sonst Völker in Festlichkeiten und Denkmälern huldigten, sind kaum noch im Stande, dann und wann bezahlte, commandirte, uniformirte Söldlinge für polizeilich arrangirte Festlichkeiten auf die Beine und zusammenzubringen. Den Genien des ewig Schönen, die Menschen ohne Ansehen des Standes und der Nationalität Erhebenden und Veredelnden werden aus freien, schönen Mitteln der Volksmassen Feste von beispiellosem Glanze und Umfange gefeiert. Dies ist von erfreulicher Bedeutung in unserer vielfach trostlosen Gegenwart und noch mehr für die Zukunft, deren große, Völker vereinigende Culturfeste hiermit vorbereitet werden mögen. Wie schön sind sie schon jetzt! Nicht mit dem warmen Blute eines Jünglings, sondern mit der beginnenden „Weißheit" des Alters auf dem Kopfe, die einst die Senatoren-Greise Troja's nicht abhielt, der Schönheit Helena's, die ihnen so viel Blut und Thränen und endlich ihre ganze politische Existenz kostete, zu huldigen, bewunderte ich die classische, edle, oft beinahe ideale Schönheit der höheren Töchter Englands, die unter den Tausenden des Publicums gleichsam einen förmlichen Aether sonniger, blühender Anmuth und Würde verbreiteten und jede Möglichkeit des Rohen oder nur Unanständigen fern hielten. Ja sie sind schön, veredelnd schön diese Töchter der höheren und wirklich gebildeten Stände Englands — höhere Schichten über einer millionenfach wimmelnden Masse ekelhaftester, schmutzigster, verwahrloster, bestialischer Häßlichkeit. Wenn einst Cultur, Bildung und Wohlstand, der jetzt aus den Steuern der untern Massen für Wenige erpreßt und für die faulsten, barbarischsten Liebhabereien der Zehr- und Wehrclassen vergeudet wird, frei und gerecht unter allen Ständen und Völkern schaffen und wirken kann, werden alle Mädchen, alle Menschen, alle Völker schön werden und Anmuth, Würde, schöne Menschlichkeit um sich her ausstrahlen.

Der zweite Theil des Festes war deutsch. Die Statue draußen wurde in der Mitte deutscher Gesangvereine und Lieder enthüllt, wovon ich freilich in großer Entfernung, hinter dichtgedrängten Massen, wenig zu sehen und zu hören im Stande war. Das englische Publicum sprach aber hernach auf der „illuminirten Promenade" im großen Schiffe mit viel Begeisterung von den deutschen Liedern. Die „illuminirte Promenade" zog sich unter Hunderten von Sternen und Figuren, Tausenden von Gasflammen durch die ganze Länge des Krystall-Palastes zwischen Blumen, Bäumen, Vegetations- und Landschaftsgruppen, Statuen, Fontainen und der ganzen Zauberei der inneren Ausstattung hindurch. Die blassen Mondlichter spielten geisterhaft herein durch den krystallenen Aether der Wölbungen oben. Das war ein herrliches Wandern und Rauschen und Säuseln freudiger Familiengruppen, der Jugend, Liebe und Schönheit.

Draußen wurden inzwischen die Schlußscenen des Festtages vorbereitet, auf welche die Tausende auf den Außen-Gallerien und auf den Terrassen in Mondlicht und Abendroth freudig warteten: der deutsche Fackelzug, den die Engländer bei unserm Schillerfeste zuerst mit Staunen und Entzücken kennen gelernt hatten. Es war kein Zug durch enger Straßen Gedränge, sondern weit und breit hinauf aus den untern, versteckten Gründen des ungeheuern Parkhügels, aus welchem die Fackeln rothglühend wie aus der Erde in das bläuliche Mondlicht hervorwuchsen, sich in achthundertfachen Lichtern und Flammen ansammelnd, ausbreitend, reihenweise heranmarschirend, um sich endlich mitten im plätschernden Zauber der himmelhoch spritzenden, in unzähligen Lichter- und Farbentinten spielenden Fontainen um die Mendelssohnstatue zu gruppiren, wo sie unter Gesang und Posaunengeschmetter in einem ungeheuern Haufen zur dunkelglühenden Flammensäule aufloderten und in ihren Licht- und Farbenspielen mit dem ruhigen Monde um die Wette an den Millionen Krystall-Scheiben der großen Front des Krystall-Palastes freudig und Freude zurücklassend allmählich erstarben.

Wilhelmshöhe.

(Mit Abbildung.)

Wir hatten unsern Lesern für die Festtage einen Besuch in Wilhelmshöhe vorbereitet und freuen uns, ihnen in dem Holzschnitte, welchen wir heute geben, ein getreues Bild des Lustschlosses vorlegen zu können. Leider ist uns aber nicht gestattet, die Schilderung zu geben, welche das Bild begleiten sollte, da der mit der Abfassung betraute Autor das Manuscript nicht rechtzeitig geliefert hat. Indem wir daher den Abdruck des eigentlichen Textes unsern Lesern in einer der nächsten Nummern versprechen, beschränken wir uns heute darauf, die nothwendigsten Andeutungen zu geben, um der Veranschaulichung die Worte nicht ganz fehlen zu lassen. Viel über das Aeußere von Wilhelmshöhe zu sagen, hieße, bei seiner Berühmtheit, ohnehin Wasser in den Rhein tragen.

Das kurfürstlich hessische Lustschloß Wilhelmshöhe bei Kassel, der Sommeraufenthalt der regierenden Fürsten, ist durch seine Parkanlagen mit Wasserkünsten, in denen sich Natur und Kunst in reizender Harmonie verbinden, schon längst berühmt und deshalb das Reiseziel vieler, namentlich aber solcher Reisenden geworden, denen nur wenige Tage der Erholung gegönnt sind. Am Fuße des Hügels beginnen die Anlagen und erheben sich bis zum Gipfel des Habichtwaldes, von wo sie eine entzückende Aussicht in das Fulda-Thal bieten. Unter dem südwestlichen Flügel des Schlosses öffnet sich ein tiefes Thal, durch welches über Felsen schäumend ein Bach stürzt, der sich in einen romantisch gelegenen See ergießt. Ueber dem See liegt das chinesische Dorf Mulang, weiter westlich am Berge die Löwenburg. Auf der Höhe erblicken wir das Riesenschloß, unter welchem sich die Wasserbehälter für die Cascaden befinden, die sich in einer Länge von 600 und in einer Breite von 40 Fuß den Berg hinabziehen. Auf der Plateforme ragt die beinahe 100 Fuß hohe Pyramide hervor, worauf eine 31 Fuß hohe, aus Kupfer getriebene Nachbildung des Farnese'schen Herkules (in Hessen der große Christoph genannt) steht, in dessen Keule acht bis zehn Personen Platz finden und durch eine Fensteröffnung die köstlichste Aussicht genießen. Die übrigen romantischen Wasserwerke: der Steinhöfer'sche Wasserfall, der Wasserfall an der Teufelsbrücke, der Aquäduct, von welchem die 190 Fuß hoch steigende Fontaine gespeist wird, und der neue Wasserfall verleihen dem schönen Bilde jenen Naturreiz, mit dem sich sonst die Mutter Erde nur selbst ausstattet.

Die Geschichte des Schlosses und Näheres über den Park und die Anlagen gedenken wir in dem Hauptartikel zu bringen.

Garnison- und Parade-Bilder.

Nr. 4. Die Militairprüfung.

An einem köstlichen Septembermorgen zogen zwanzig junge Leute, die sämmtlichen Avantageure der zweiten Abtheilung siebenter Artillerie-Brigade, von Düsseldorf aus der fernen Hauptstadt Westphalens, dem frommen Münster zu, wo wir eines Mittwochs in soldatischer Haltung einrückten. Der älteste Camerad meldete unser Eintreffen dem Präses der Examinations-Commission, Hauptmann Mühler, und brachte uns mit den Quartierbillets den Befehl, um 4 Uhr des Nachmittags auf dem Schloßplatze zum Appell zu erscheinen. Die Anwesenheit des „Alten", wie der Oberst v. Tuchsen* in cameradschaftlichen Kreisen allgemein genannt wurde, war in bestimmte Aussicht gestellt, und darum wurde uns Pünktlichkeit und Propreté dringend zur Pflicht gemacht.

Mit dem vierten Glockenschlage dieses Nachmittages traten wir, wie befohlen, auf dem geräumigen Schloßplatze zusammen. Der Feldwebel der Compagnie, welcher wir für die Dauer des Tentamens attachirt waren, stellte uns auf. Mit den Aspiranten der ersten Abtheilung standen zweiundvierzig junge Männer in der Front, von denen ein Jeder den Marschallsstab in der Tasche zu tragen meinte.

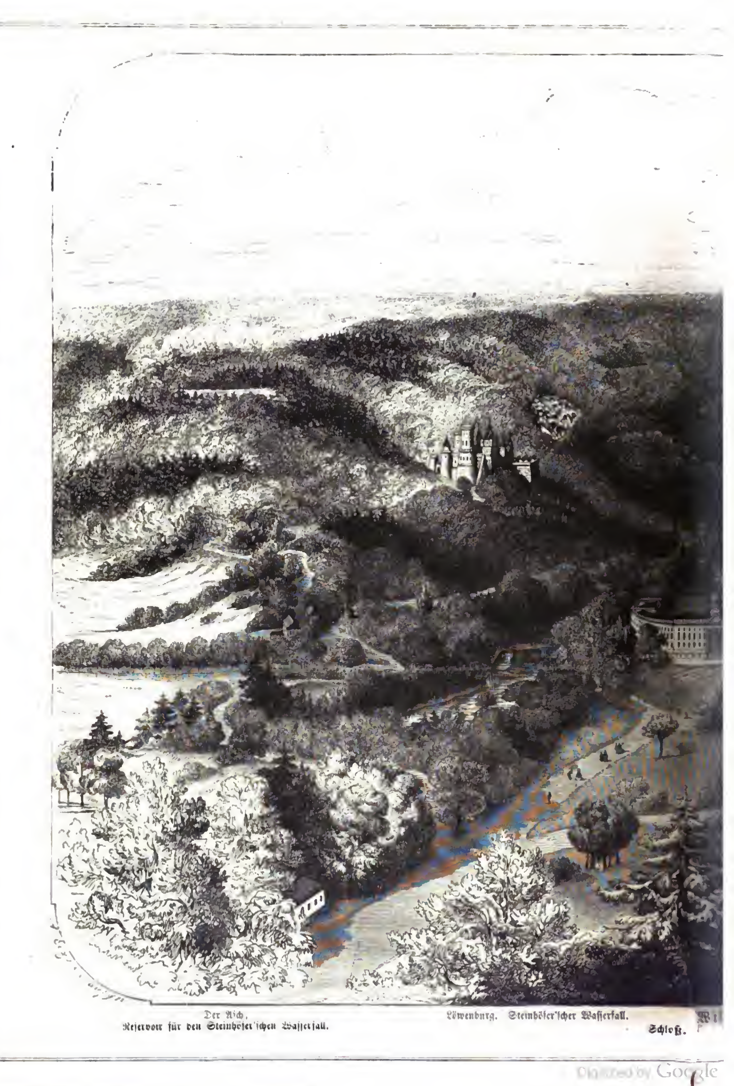
Der schon genannte Hauptmann Mühler, dem der Ruf ungemeiner Gutmüthigkeit voranging, erschien gleich darauf vor unseren Reihen. Die äußere Erscheinung des Capitains imponirte sehr wenig. Es fehlte dem schon bejahrten Officier jenes soldatische Exterieur, welches ganz von selbst Respect und unbedingten Gehorsam fordert. Es ist dies rein persönlich, hat mit der Officier-Uniform nichts zu thun, und muß noch zu erkennen sein, wenn der Mann im Schlafrocke steckt. Der Hauptmann Mühler trug eine auffallend unsichere, sorgsam um sich spähende Persönlichkeit zur Schau. Er war ein kleiner, gebeugter Mann mit dünnem Haar und schwachen, vertrockneten Beinen, die unmittelbar bis zu dem schmalen Brustkasten hinaufzureichen schienen. Sein Gesicht trug das Gepräge großer Gutmüthigkeit und war schön und geistreich, so lange es unbeweglich blieb. Setzte aber irgend eine Gemüthsbewegung die Linien desselben in Bewegung, so spiegelte sich die Unselbstständigkeit und Furchtsamkeit seines Charakters darauf mit großer Treue ab. Man sagte von ihm, daß er sich lieber mit dem Tacitus, Plutarch oder irgend einem mathematischen Problem, als mit dem Dienst-Reglement beschäftige. Die Künste und Wissenschaften sollte er mäcenatisch beschützen. Der kleine Mann machte unwillkürlich den Eindruck eines hinter seinen Folianten verkümmerten Gelehrten, den man gegen seinen Willen in die Uniform gesteckt hatte. Der Oberst nannte ihn den „beepauletteten Professor", sollte aber mit seiner dienstwidrigen Nonchalance ungewöhnliche Nachsicht haben, wofür der Hauptmann dem Alten die dankbarste Unterwürfigkeit entgegentrug.

Nach der freundlichsten Begrüßung machte uns der Capitain die Mittheilung, daß der Herr Oberst verhindert sei, uns heute zu besichtigen, daß derselbe aber während der ganzen Dauer des Tentamens in dem Locale, wo die Prüfung stattfinden sollte, anwesend sein werde, weshalb er uns bitten müsse, die größte Sorglichkeit auf unsern Anzug und unser dienstliches Benehmen zu verwenden. Er gab zu verstehen, daß wir an seinem guten Willen, uns leicht über die schweren Stunden der nächsten Tage zu helfen, nicht zweifeln möchten, und sprach uns mit herzgewinnender Güte Muth und Vertrauen ein. Hierauf theilte er die festgestellten Prüfungs-Specialitäten mit und empfahl sich.

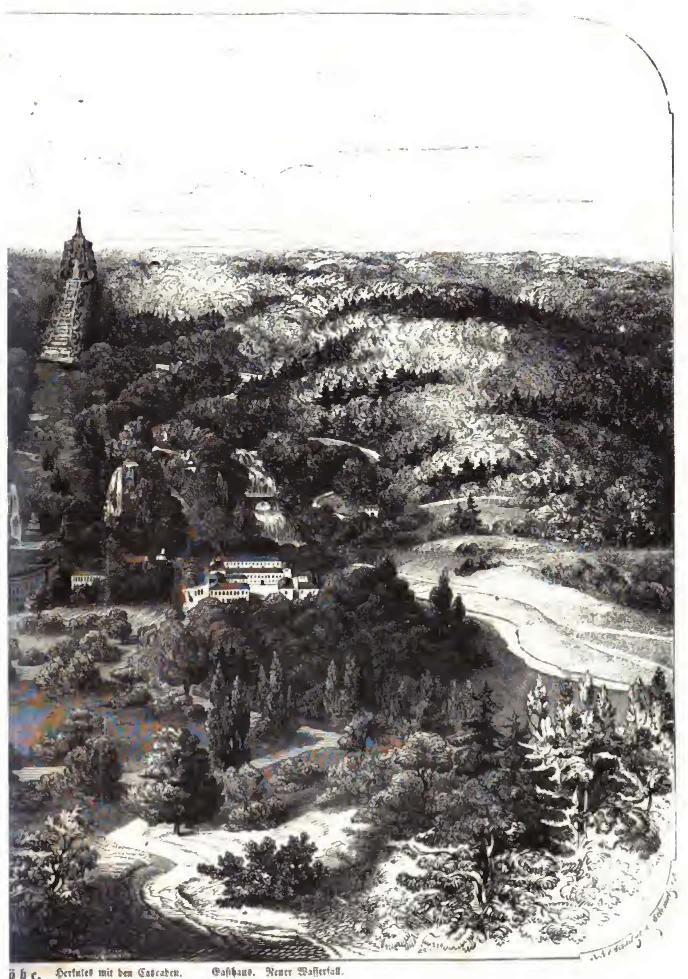
Wir sollten soeben entlassen werden, als ein Officier vor unserer Front erschien, den die Cameraden der ersten Abtheilung als den Examinator in der Mathematik, Lieutenant v. Nadel, bezeichneten. Es war eine leichte anmuthige Gestalt, die durch die ungemein saubere Uniform noch besonders gehoben wurde. Die Formen des Gesichts waren classisch schön, edel und geistreich. Der Teint, zart bis zur Durchsichtigkeit, war schattirt durch die scharfen Linien, mit welchen die Göttin mit magischem Gürtel das Antlitz der eifrigsten und liebenswürdigsten ihrer Priester zu kennzeichnen pflegt. Der Ruf bezeichnete ihn als einen geweihten Diener der Venus Amathusia.

Der Officier ließ zum Kreise schwenken, und nachdem er einige Augenblicke die ihn Umgebenden mit sichtbarem Wohlgefallen gemustert hatte, sagte er: „Meine Herren, ich werde das Vergnügen haben, Sie in der Mathematik zu prüfen. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie in dieser von unserer Waffe so hochverehrten Wissenschaft gute Kenntnisse gesammelt haben, ich weiß aber auch, daß Aengstlichkeit und furchtsame Unterschätzung des eigenen Talents gar oft die Ursache sind, daß bei öffentlichen Prüfungen gerade die Begabtesten am wenigsten leisten. In Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie deshalb, sich jeder Furcht zu entäußern und meine Fragen bei der mündlichen Prüfung sicher und rasch zu beantworten. Seien Sie versichert, daß es mir gelingen wird, aus jeder Antwort etwas herauszuhören, wodurch sich die Prüfungs-Commission für befriedigt halten soll. Wenn der Herr Oberst, in seiner bekannten Weise, an Ihre Antworten seine freilich etwas derb-humoristischen Bemerkungen knüpfen sollte, so lassen Sie sich

* Wie wir unsern Lesern bereits in Nr. 45 des letzten Jahrgangs mittheilten, derselbe Oberst v. Tuchsen, welchen Hackländer in seinen Soldatenbildern so anziehend schildert. D. Red.



Der Aich. Reservoir für den Steinhöfer'schen Wasserfall. Löwenburg. Steinhöfer'scher Wasserfall. Schloß.



öhe. Herkules mit den Cascaden. Gasthaus. Neuer Wasserfall.
te.

dadurch nicht decontenanciren. Setzen Sie seinen satirischen Ausfällen kalte Zuversicht entgegen und lassen Sie es meine Sorge sein, Ihre Antworten dem Herrn Brigadier mundgerecht zu machen. In Betreff des schriftlichen Examens darf ich wohl annehmen, daß sich der cameradschaftliche Sinn, den ich bei Ihnen voraussetzen darf, der schwächeren Commilitonen annehmen wird. Adieu, meine Herren; ich wünsche Ihnen einen vergnügten Abend."

Der Lieutenant verließ freundlich grüßend unseren Kreis. Wir befanden uns noch unter dem wohlthuenden Eindruck, den die Ansprache dieses Officiers auf uns gemacht hatte, als sich einer der Cameraden, der Unterofficier v. Sorgen, für eine kurze Ausführung das Wort erbat. Der Camerad v. Sorgen stand bei der ersten Compagnie, die in Münster garnisonirte, und war darum mit den Persönlichkeiten, die zu dem Tentamen in Beziehung standen, genau bekannt. Es war eine kleine untersetzte Gestalt, dessen volles Gesicht von Selbstbewußtsein, Sorglosigkeit und Gesundheit strotzte. Seine ganze Erscheinung trug ein wunderliches Gemisch von Derbheit und Schalkhaftigkeit, naiver Einfalt und berechneter Schlauheit zur Schau.

Mit schalkhafter Wichtigkeit hob er an: „Erlauben Sie mir, meine Herren Cameraden, die etwas periphrasirte Auslassung des Herrn Lieutenant v. Radel aus der Enveloppe zu schälen, in welche sie so künstlich eingehüllt ist, und Ihnen dieselbe in ein allgemein verständliches Deutsch zu übersetzen. Der Herr Lieutenant wollte sagen: „Jungens! eigentlich wißt Ihr Alle nichts, aber durchfallen werde ich Euch deshalb doch nicht lassen. Beantwortet meine Fragen nur rasch und fest, mit der Unverschämtheit, die Euch ja sonst nicht fremd ist, und ich werde aus dem ungeheueren Unsinn Eurer Entgegnungen schon ein Körnchen herausfinden, welches ich dem Alten, der auch gerade kein mathematisches Genie ist, als pures Gold, gewonnen aus dem Schachte Eueres Wissens, vorlegen kann. Damit wird der Alte zufriedengestellt, und hierauf kommt es lediglich und allein an." Dies ist der langen Rede kurzer Sinn, und ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß ich denjenigen für einen leibhaften Einfaltspinsel, für ein furchtsames altes Weib halten müßte, der nach einer solchen Andeutung noch an ein Nichtbestehen in dieser Wissenschaft denken wollte. Für mich, obgleich ich wahrlich kein besonderer Freund mathematischer Probleme und Calculationen bin, soll die Stunde des Tentamens zugleich eine Stunde des Triumphes sein. Ich werde die an mich gestellten Fragen mit göttlicher Unverschämtheit beantworten, und dadurch in der Meinung des Alten zu einem Vega oder Tempelhof emporsteigen. Nehmen Sie sich an meinem Selbstvertrauen ein Beispiel und reißen Sie die Furcht und den Kleinmuth aus Ihren Herzen."

Der dicke Camerad machte hier eine kurze Pause, zog eine Tabaksdose hervor, nahm bedachtsam eine Prise und fuhr dann fort: „Die größte Sorge sind wir somit los. Lassen Sie uns dafür dankbar sein. Ein dreimaliges volltöniges Hurrah für den Lieutenant v. Radel, wäre wohl ganz an seiner Stelle, verschieben wir dasselbe aber lieber bis auf heute Abend. Ich erlaube mir nämlich, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es bei „Fust" ein herrliches Glas „Münstersches Alt" gibt, was selbst Gambrinus, der gerstenkundige König, nicht verachten würde, und lade Sie ein, dort zu erscheinen, um bei vollen Humpen des „edlen Stoffes" unserer Verpflichtung gegen den Lieutenant v. Radel dankbarlichst nachzukommen. Auch wird uns eine kleine Stärkung nicht schaden, denn die „Millionenhunde" und andere dergleichen zarten Benennungen, die der Alte morgen auf unsere erleuchteten Köpfe regnen lassen wird, werden Legion sein. Der edle Stoff macht aber den Geist elastischer und gegen die Zungenblitze des Herrn Brigadiers unempfindlicher. Ich weiß das aus tausendfältiger Erfahrung und bitte Sie deshalb, meinen Vorschlag in Erwägung zu ziehen."

„Wir kommen," erschallte es mit Einstimmigkeit aus unserm Kreise.

„So darf ich mich also wohl für beauftragt halten, die nöthigen Arrangements zu unserer Aufnahme in dem bezeichneten Locale zu treffen?" fragte v. Sorgen.

„Gewiß, wir bitten darum," lautete die einstimmige Entgegnung.

„Also auf Wiedersehen!" rief der dicke Camerad, indem er sich vergnügt die Hände rieb und die Freuden des bevorstehenden Bacchanals bereits zu empfinden schien.

Der Appell war beendigt; der Kreis löste sich auf, und wir gruppirten uns je nach den verschiedenen Vorschlägen, die für das Amüsement des Nachmittags gemacht wurden. Einige benutzten die noch übrige Tageszeit, um die Merkwürdigkeiten der alten Stadt in Augenschein zu nehmen, während die Meisten sich nach bekannten Kaffee- und Weinhäusern begaben, um, wie sie sich ausdrückten, eine solide Grundlage für den Abend zu legen.

Es war 7 Uhr Abends. Die Bierstube bei Fust füllte sich nach und nach bis auf den letzten Platz. Der Camerad v. Sorgen hatte es von dem Wirthe zu erlangen gewußt, daß für diesen Abend ein Zimmer ausschließlich für uns reservirt blieb. Die lange Tafel, welche sich durch dasselbe zog, war zu beiden Seiten mit schweren Sesseln aus Eichenholz umstellt, deren Construction und gebräuntes Ansehen auf ein ehrwürdiges Alter schließen ließ. Dieselben waren bereits sämmtlich von Cameraden besetzt, die es sich beim vollen Glase wohl sein ließen. Gleich nach 7 Uhr ordnete sich das Ganze zu einem „Commers", bei welchem v. Sorgen auf allgemeines Begehr den Vorsitz übernehmen mußte. Unter dem studentischen Formwesen floß der edle Stoff in Strömen, und die zahlreiche Bedienung hatte alle Hände voll zu thun, um die durstigen Kehlen zu befriedigen. Zu den drei Hurrahs auf den Lieutenant v. Radel mußten drei „Ganze" getrunken werden, womit der Abend gleichsam eingeweiht wurde. Lauter Jubel brauste bald durch das geräumige Zimmer. Der übliche Rundgesang umkreiste in der bekannten Weise die Tafel, in das lustige:

„Sa, sa, geschmauset"

fiel der Chor mit begeisterter Lustigkeit ein, und als das herrliche „gaudeamus igitur" intonirt wurde, stimmten Alle mit brausender Begeisterung ein. Ab und zu ergriff auch wohl Einer das Wort und sprach in humoristischer Weise von der zukunftschweren Bedeutung der nächsten Tage; satirische Charakterschilderungen bekannter Officiere knüpften sich daran, und so manche bezeichnende Anekdote aus des Alten ereignißreichem Leben, die sich nicht wiedergeben lassen, weil die Pointen doch etwas schwer verdaulich sind, wurde zum allgemeinen Ergötzen der Anwesenden erzählt und mit Hochs und dröhnenden Hurrahs, die weit über die Wände des Zimmers hinausschallten, aufgenommen.

So rauschte und brauste der Jubel durch viele Stunden ununterbrochen fort, bis endlich manche Zunge unbeweglich und mancher Kopf schwer wurde. Nach Mitternacht lichtete sich der Kreis immer mehr, aber es mochte wohl nicht lange vor Tagesanbruch sein, als die Letzten das Local verließen.

Auf solche Weise vorbereitet, gingen wir der Prüfung entgegen. Es hatte sich Niemand von dem Gelage ausgeschlossen, obwohl wir Alle wußten, daß ein benommener Kopf und ein deprimirender Katzenjammer die natürlichen Folgen des Abends sein mußten.

Der erste Tag der Prüfung brach trübe und düster an. Die bisher freundliche Sonne war in dicke Nebel eingehüllt, die sich später in einen feinen, dichten Sprühregen auflösten, der die ganze Atmosphäre verfinsterte. Noch finsterer sah es in unseren Köpfen aus, die unter den üblen Nachwirkungen der letzten Nacht bis zum Zerplatzen schmerzten. Der Unterofficier v. Sorgen, der allein nicht angegriffen zu sein schien, empfahl uns, „Hundehaare" aufzulegen, womit er sagen wollte, daß wir einige Seidel des gestrigen Stoffs, welcher unser Unwohlsein veranlaßt hatte, auch gegen den Appetit hinunterstürzen sollten. Er hielt dies Mittel für unfehlbar, uns dagegen erschien es in Berücksichtigung der schweren Stunden, denen wir entgegen gingen, doch etwas gefährlich.

Des Morgens um 8 Uhr versammelten wir uns in dem Locale der Brigade-Schule, wo ein Zimmer zu unserer Prüfung besonders hergerichtet war. Wir wurden angewiesen, nach den Nummern der Compagnien Platz zu nehmen, durch welche Anordnung v. Sorgen, der, wie schon angeführt, bei der ersten Compagnie stand, die Stelle zunächst dem Katheder erhielt, auf welchem der Alte Posto fassen sollte.

Das Personal der Prüfungs-Commission war bereits anwesend. Außer dem Hauptmann Mühler und Lieutenant v. Radel zählten noch zwei Officiere dazu, von denen der Lieutenant Hohnemann unsere Wissenschaftlichkeit im Französischen und in der Geographie und der Feuerwerks-Lieutenant Pohlens unsere Kenntnisse in der Geschichte und in den militärischen Wissenschaften erforschen sollte. Der Ruf bezeichnete den Lieutenant Hohnemann als einen gegen sich und seine Untergebenen gleich strengen Officier, dessen Dienstkenntnisse weit über sein Alter hinausgingen. Er war ge-

rade bis zur Grobheit, aber geistig nicht besonders befähigt und ohne tiefe wissenschaftliche Bildung. Der Lieutenant Pohlens war in allen Beziehungen das Widerspiel seines Cameraden. Man nannte ihn einen hochgelehrten Mann, sein Kopf war aber so überfüllt von Wissensschätzen aller Art, daß darin kein Raum mehr vorhanden war, um auch noch die Vorschriften des Dienst-Reglements aufzunehmen. Er war nicht im Stande, seinen Zug richtig zu führen, und beim Exerciren fiel er regelmäßig vom Pferde. Seine bekannte Gutmüthigkeit ließ uns hoffen, daß er unser Wissen mit Nachsicht beurtheilen werde. Es war eine satirische Natur, die den Kampf mit einem ebenbürtigen Gegner, wenn auch nicht suchte, doch gern aufnahm. Man sagte, daß selbst der Alte seinen ätzenden Humor fürchtete.

Die Stunde, mit welcher das Tentamen beginnen sollte, war bereits lange verstrichen, und der Alte, der sein Erscheinen angemeldet hatte, wollte noch immer nicht eintreffen. Die Herren Examinatoren wurden ungeduldig. Der Hauptmann horchte aufmerksam nach jedem Geräusch und hatte schon zum zehnten Mal die große Tabacksdose, aus welcher er in jeder Minute seiner Nase das gewohnte Futter zuführte, weggesteckt und sich in Positur gesetzt, um den gestrengen Herrn Oberst in militairischer Haltung zu empfangen. Da wurde es endlich laut auf der Treppe. Es stampfte herauf mit Säbelgeklapper und Sporengeklirr, und pustete und stöhnte wie eine überfüllte Dampfmaschine. Die Thür wurde weit aufgerissen, und der Alte erschien im Zimmer mit dem Federhute auf dem Kopfe. Von der Ehrerbietung, mit welcher wir uns bei seinem Eintritte von den Sitzen erhoben, nahm er keine Notiz und auch die Herren Officiere begrüßte er nur mit einem leichten „Guten Morgen".

Der Herr Oberst schien nicht in der besten Laune zu sein. In seinem Gesichte zuckte es unheimlich durcheinander, seine Augen brannten, der Athem keuchte und durch die Pulse schien es wie Feuer zu ziehen. Brannte die Gluth zu häufiger Libationen, die er beim Frühstück dem Bacchus dargebracht hatte, auf seinen Zügen? Unmöglich! Der Wein hatte keine Macht über ihn; seine starke Natur ließ die Aeußerungen einer auch nur momentanen Weinseligkeit niemals bis an die Oberfläche kommen. Sollte er bereits Kenntniß von dem Gelage der letzten Nacht erhalten haben? Dies war leicht möglich. Es lief uns eiskalt bei dieser Besorgniß, die wir uns leise zuflüsterten, den Rücken herunter. Zu unserer Beruhigung kamen wir darüber bald in's Klare.

Der Alte riß den Federhut vom Kopfe, warf ihn mit Heftigkeit zur Erde, was stets ein Zeichen der stärksten Erregung war, trat bis auf einen Schritt an den Hauptmann Mühler heran, und mit einer Stimme, welche die Fenster erbeben machte, fuhr er heraus:

„Herr Hauptmann, die Sauereien in Ihrer Compagnie nehmen überhand. Das muß ein Ende haben auf eine oder die andere Weise. Eine längere Nachsicht von meiner Seite wäre ein Verbrechen gegen den Staat. In den Salons unserer Kunstausstellungen sind Sie bestens orientirt, da spüren Sie an den dummen Bildern jeden Fehler, jeden falschen Pinselstrich auf, aber in der Caserne, dem Stall und der Küche Ihrer Compagnie, wo Sie nach Pflicht und Gewissen hingehören, sind Sie eine seltene Erscheinung. Und wenn Sie sich dort wirklich einmal blicken lassen, so sehen Sie auch noch nichts, sonst könnten solche Nichtswürdigkeiten, wie ich heute entdeckt habe, nicht Jahre lang unter Ihren Augen fortbestehen."

Diese schweren Vorwürfe des erzürnten Brigadiers schienen den armen Hauptmann tief niederzubeugen. Seine kleine Gestalt zog sich noch mehr in sich selbst zusammen, die Stirn triefte von Schweiß, aber über die bebenden Lippen kam kein Wort der Entgegnung. Der Mann schien, wie ein Schneeball an der Sonne, vor den Zornesblicken seines strengen Vorgesetzten hinwegzuschmelzen.

„Ich bin so glücklich, Ihnen die Beweise für meine letzte Behauptung sogleich vor die Augen stellen zu können," fuhr der Oberst fort, wobei er sich nach der Thür wandte und dieselbe weit öffnete. Auf seinen Wink trat ein spindeldürrer Unterofficier, mit Czacke und Säbel bewehrt, in das Zimmer; demselben folgten zwei fettwanstige Kolosse, deren glänzende Feistigkeit mit der verhungerten Gestalt des hageren Corporals einen merkwürdigen Contrast bildete. Die beiden Schmeerbäuche waren in lange Kittel von grauem Zwillich gehüllt, wie sie die Soldaten tragen, die in den Casernen die edle Kochkunst zu üben haben. Die Grundfarbe dieser Bekleidung war nicht mehr zu erkennen. Die Kittel waren mit einer dichten und dicken Fettlage überzogen, an welcher vertrocknete und auch noch blutige Fleischfasern in unappetitlicher Vermischung klebten. Das fetttriefende Haar hing den beiden Gestalten in langen Strähnen um den wulstigen Hals; in den beschmierten fettigen Vollmonds-Visagen waren die Augen aus den Fettwulsten, die sie einrahmten, kaum zu erkennen. In den dicken Fäusten trug eine jede dieser monströsen Figuren eine der Schüsseln, in welchen den casernirten Soldaten das Essen dargereicht wird.

„Sind das nicht prächtige Modelle für den Pinsel eines Meisters der niederländischen Schule?" fragte der Oberst höhnend den gebeugten Capitain und lud ihn durch eine Handbewegung ein, näher heranzutreten und sich die Leute genau anzusehen. Der Hauptmann hatte in den widrigen Erscheinungen längst die beiden Küchenmeister seiner Compagnie erkannt, und war dadurch so alterirt, daß er kein Wort der Entschuldigung hervorzubringen vermochte.

„Ich muß den Herren nun doch auch erzählen," hob der Oberst nach einigen Minuten, in welchen er sich an der Verlegenheit des Capitains geweidet hatte, wieder an, „auf welche Art ich zu diesen beiden Prachtexemplaren militairisch-culinarischer Erziehung gekommen bin. Der Weg hierher führte mich an der Caserne der zweiten Compagnie vorüber. Ich gehe da nie vorüber, ohne wenigstens für einige Augenblicke hineinzublicken, weil ich schon weiß, daß es dort immer etwas zu rügen und abzustellen gibt. So auch heute. Als ich in den Casernenhof trete, um mich nach dem Stalle zu begeben, duftet mir aus der Küche ein Arom entgegen, was sich unmöglich aus dem Dampfkessel der Menage entwickeln konnte. Ich merkte Unrath und schlich mich deshalb geräuschlos nach der Küche. Mit einer harmlosen Sicherheit, die jede Ueberraschung für unmöglich hielt, saßen diese beiden Stinkthiere am Heerde und löffelten aus jener Schüssel, welche dort das eine in den schmutzigen Pfoten trägt. Auf dem sorglich gedämpften Kohlenfeuer stand eine mächtige Pfanne, in welcher es lustig siedete und brodelte und aus der jene aromatischen Dünste emporstiegen, die mich zum Besuch der Küche veranlaßt hatten. Bei meinem unerwarteten Eintritt flogen die löffelnden Unthiere von ihren Sitzen empor, und der eine Kerl hatte so viel Geistesgegenwart, den Inhalt der Schüssel auf die Erde schütten zu wollen; doch ich war wie ein Blitz bei der Hand, und bevor der Vielfraß sein schlaues Manöver ausführen konnte, streckte ihn ein Schlag meiner Faust zu Boden. Der Andere stand wie ein ertappter Verbrecher mit klappernden Zähnen vor mir. Ich untersuchte den Inhalt der Schüssel und fand zu meinem nicht geringen Aerger in derselben eine Bouillon, nach welcher sich ein Lucullus die Finger lecken würde. Diese kostbare Brühe war sorgfältig bis auf das letzte Fettauge aus dem großen Kessel abgeschöpft, nur die beiden unflätigen Faulthiere fraßen somit in aller Gemüthsruhe das Fett auf, welches für 150 Kanoniere berechnet war."

Der Oberst winkte den Einen heran, nahm ihm die Schüssel aus der Hand und stieß ihn darauf, um sich vor jeder Berührung zu sichern, mit der Säbelscheide so heftig von sich, daß er bis an die Thür zurücktaumelte.

„Hier haben Sie die Bescheerung," rief er ingrimmig, indem er die Schüssel dem Capitain unter die Nase hielt. „Es ist dies eine Brühe so fett und consistent, daß sie ein Ei tragen würde. In der Pfanne aber schmorten vier Pfund des schönsten Rindfleisches, was die Hunde nach der Suppe zu verschlingen gedachten, und dem alle diejenigen Ingredienzen zugesetzt waren, welche die Bereitung eines guten Beefsteaks bedingen. Nur bemerkte ich, daß es nicht genug geklopft war, und darum erlaubte ich mir, es aus der Pfanne zu nehmen, und den beiden gierigen Wölfen so lange um die Ohren zu schlagen, bis es so windelweich war, daß ein Kinder-Magen es verdauen kann."

Auf seinen Befehl hob der dürre Corporal aus der zweiten Schüssel einen halbgebratenen mächtigen Fleischfetzen hervor, der nur noch mit einzelnen Fasern aneinanderhing.

Der Oberst wandte sich hierauf wieder an den Capitain, indem er sagte: „Ich habe die Leute Ihrer Compagnie bisher in dem schlimmsten Verdacht gehabt. Die Kerle sehen so entkräftet und hohläugig aus, als hätten sie in Sodom und Gomorra in Garnison gelegen und dort die wilden Orgien durchgekostet, von denen die Bibel erzählt. Jetzt freilich bin ich anders belehrt. Die

Leute sind schlecht genährt, darin allein liegt die Ursache ihres üblen Aussehens. Diese beiden fettduftenden Eskimos tragen die Kraft der ganzen Compagnie in ihren stinkenden Kaldaunen. Während dieselben sich täglich mit dem Extract der für 150 Mann berechneten Rationen mästeten, mußte die betrogene Mannschaft warmes Spülwasser, kraftloses Gemüse und die bestohlenen Fleisch-Portionen aus Wasser und Salz essen."

Die Stimme des erzürnten Brigadiers wurde noch drohender, als er fortfuhr: „Es wäre nun freilich Ihre Pflicht gewesen, Herr Hauptmann, durch eine stete Controle einen solchen groben Betrug unmöglich zu machen, und es liegt nicht in meiner Absicht, Ihnen die Verantwortlichkeit dafür zu erlassen. Von dem Officier du jour, der, wie bereits festgestellt ist, während der ganzen Woche mit keinem Fuß in der Küche gewesen ist, habe ich mir bereits den Degen auf acht Tage ausbitten lassen; gegen Sie, Herr Hauptmann, behalte ich mir ein besonderes Verfahren vor."

Der arme Capitain erlag beinahe unter dem Gewichte dieses öffentlichen Verweises; er drehte und wandte sich hin und her und konnte doch nicht soviel Haltung gewinnen, um wenigstens äußerlich ruhig zu erscheinen und seine Würde zu bewahren.

„Was gedenken Sie denn nun mit diesen Greß-Mandarinen der Freßkunst zu thun?" fragte ihn der Oberst nach einigen Augenblicken eines beängstigenden Schweigens.

Der Capitain richtete sich aus seiner gebeugten Stellung empor und schaffte sich die Beängstigung, unter der er litt, in folgenden Worten von der Brust: „Ich werde die beiden Kerle sofort in die Compagnie zurücknehmen und sie wegen Betrug und Unterschlagung zum standrechtlichen Verfahren bringen."

„Nichts davon!" rief der Oberst mit Heftigkeit. „Das ist eine ganz verkehrte Maßregel. Wenn Sie diese Wölfe in die Compagnie zurücknehmen, so müssen Sie zwei andere Leute an deren Stelle in die Küche commandiren, die es wenigstens anfänglich noch toller treiben werden, während sich jene schon durchgefressen haben und darum nicht mehr so viel verschlingen können. Und mit Ihrem standrechtlichen Verfahren bleiben Sie mir ganz und gar aus dem Tornister. Erst werden die Leute durch die pflichtwidrigste Aufsichtslosigkeit zur Saumseligkeit und Lodderei förmlich hingeführt, und wenn dann irgend einmal eine Teufelei entdeckt wird, dann soll es sich gleich um Galgen und Rad, um Ehre und Zukunft handeln. Nein, mein Herr Hauptmann, daraus wird diesmal noch nichts! Ich weiß überhaupt nicht, wie sich ein solches Verfahren mit den humanistischen Grundsätzen verträgt, welche die Herren so gern zur Schau tragen. Bloße Schönrederei, weiter nichts, geschöpft aus dem großen Hexenkessel, der an der andern Seite des Rheines, in dem freien Frankreich, gerade jetzt so lustig überkocht und mit seinen mephitischen Dünsten auch schon manchen ehrlichen deutschen Kopf vergiftet hat. Die Farce da drüben mit ihrem Bürger-König, der mit der Nationalgarde — „Gevatter Schneider und Handschuhmacher!" — Cigarren raucht und Champagner trinkt, wird nicht lange dauern. Ein zweiter Napoleon, der die langathmige Revolution auf den Schlachtfeldern Europa's zu Tode zu hetzen versteht, wird das Ende der alten Posse sein, die man dort so eben mit so großem Eclat neu in Scene setzt. Ich hoffe, daß die „ultima ratio" unser liebes Deutschland vor einer ähnlichen Entwürdigung bewahren wird."

Der Alte hatte sich in einen bedeutenden Zorn hineingeredet und brauchte einige Augenblicke, um sich etwas abzukühlen. Endlich hob er wieder an: „Das Verfahren gegen diese beiden Canaillen muß ich schon selbst anordnen," und sich an den hageren Corporal wendend, setzte er hinzu: „Sie bringen die beiden Schmierlappen in die Caserne zurück, lassen sich dort von dem Feldwebel vier Mann geben und begeben sich mit denselben nach dem Stall. Die Schmutzfinken werden dort ausgezogen, auf die Pritsche gelegt, und nachdem sie von oben bis unten eingeseift sind, mit Strohwischen und Wasser tüchtig abgerieben. Es schadet nichts, wenn dabei auch einige Hautfetzen an den Strohwischen hängen bleiben; das befördert die Transspiration und vermehrt die Verdauung. Nach dieser Wäsche lassen Sie den Kerls das Haar bis auf die Wurzel abschneiden, demnächst reine Bekleidung anlegen und hierauf dieselben zu ihrer Verrichtung nach der Küche zurückführen. Sobald die Compagnie abgegessen hat und die Küche aufgeräumt ist, bringen Sie dieselben in strengen Arrest, aus welchem sie des Morgens um acht Uhr wieder abzuholen und zu ihren Geschäften nach der Menage zurückzubringen sind. Diesem zeitweisen Arrest und der täglichen Wäsche bleiben die beiden Misthaufen durch acht Tage hindurch unterworfen, nach welcher Zeit, wie ich hoffen darf, dieselben wieder ein menschliches Ansehen erlangt haben werden. Es ist dies ein kosmetisches Mittel meiner eigenen Erfindung. Probatum est! Und nun hinaus mit den ekelhaften Speckmaden!"

Und eh' er noch die Rede schloß,
Ging schon die Retirade los.

Um den Rückzug zu beeilen, ergriff der Alte einen Stuhl und warf ihn nach den Flüchtigen, wo er an dem breiten Rücken des Letzten zerbrach.

Ein abermaliges „Heraus — Herrr — raus!" und ein zweiter Stuhl, der drohend in der Luft schwebte, brachte die Gruppe schnell in raschere Bewegung. Die Bedrohten stürzten in eiliger Flucht aus der Thür und kopfüber die Treppe hinunter, gefolgt von unserem schallenden Gelächter, welches sich nicht länger unterdrücken ließ. Der Oberst stimmte zuletzt in die allgemeine Heiterkeit mit ein, und dadurch kühlte sich die Heftigkeit seines Zornes vollständig ab, so daß sich dies Vorspiel zu unserer Prüfung auf die würdigste Weise schloß.

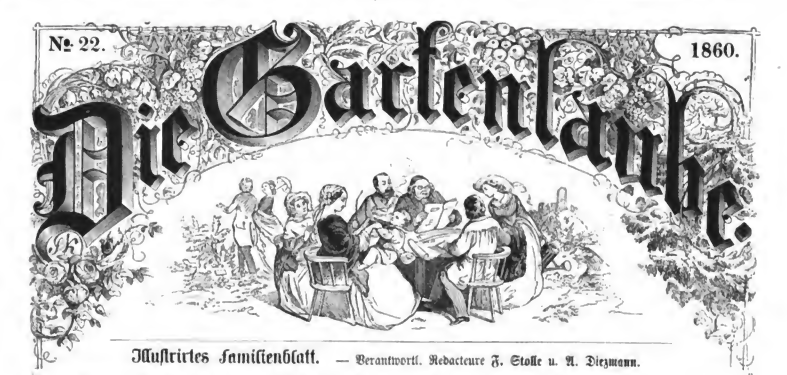
(Schluß folgt.)

Für „Vater Arndt"

gingen in letzter Woche weiter ein: 3 Thlr. 5 Ngr. Ae. K. in Wien — 2 Thlr. 27½ Ngr. (5 fl. 9 kr.) Sammlung durch Embacher in Kessen (Tirol) und zwar: 24 kr. J. Schweinster — 24 kr. M. Auer — 48 kr. M. Schweinster — 24 kr. J. Mitterer — 1 fl. M. Autenthaler — 24 kr. Eine deutsche Jungfrau — 1 fl. 45 kr. J. Emberger — 20 Thlr. Sammlung der Fürstenschüler in Grimma, übersandt durch R. Kuhn — 2 fl. H[illegible]v Freimann in Prag — 3 fl. Joh. Fuchs Söhne in Graslitz — 15 fl. Einige Ingenieure der Theiß Eisenbahn in Ungarn — 10 Ngr. C. Schmidt in Döbeln — 10 Ngr. Actuar Leolo in Döbeln — 14 fl. Sechs Schüler des Gymnasiums in Eger — 14 Thlr. 5 Ngr. Zweite Sammlung durch Herrn C. F. Schmidt in Frankenberg — 17 Ngr. C. E. in Pösneck — 1 Thlr. Dr W. P. in Pösneck — 17 Ngr. Ass. E. in Pösneck 6 Ngr. Ein Ungenannter in Pösneck.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

In den Casematten Magdeburgs.

Von Levin Schücking.

(Schluß.)

In kurzer Zeit, schon nach einer halben Stunde, kehrte der Major mit seinem Adjutanten und begleitet von dem Commandanten, dem Platzmajor und einem dritten Stabsofficier in die Casematte zurück.

„Wir bringen Ihnen eine Botschaft vom Herzog, Trenck," sagte er; „Seine Durchlaucht läßt Ihnen mittheilen, wenn Sie Ihre Worte wahr machten, so wolle er Ihre Bitte gewähren; er sichert Ihnen seine nachdrückliche Protection und auch die Gnade des Königs zu; auch sollten Ihnen dann sofort alle Fesseln abgenommen werden."

„Ich danke Seiner Durchlaucht," versetzte Trenck, „und verlasse mich auf sein fürstliches Wort. Wann befiehlt er, daß ich morgen ausführen soll, was ich versprochen habe?"

Der Commandant hatte sich unterdeß mit scharfen Blicken umherspähend in dem Kerker umgesehen. „Glauben Sie uns denn wirklich zu Narren halten zu können?" fiel er jetzt ein.

„Durchaus nicht!" versetzte Trenck stolz und kalt; „ich bin weder ein Narr, noch halte ich Sie dafür!"

„Machen Sie anderen Leuten weiß, daß Sie mit dem Teufel im Bunde stehen," sagte der Platzmajor lachend.

„Es handelt sich hier nicht um den Teufel, sondern um den Befehl des Herzogs, um welche Stunde morgen ich auf dem Glacis spazieren gehen soll."

„Nun, wohl," sagte der Commandant, „der Herzog läßt Ihnen sagen, es bedürfe dessen nicht — es reiche hin, wenn Sie uns nur genau angäben, wie Sie es bewerkstelligen wollen, und wir die Möglichkeit einräumen müssen."

Trenck blickte forschend in die Gesichter derer, die ihn umstanden. Es lag ein Ausdruck darin, der ihm nicht gefiel und der ihn hätte zum Mißtrauen führen müssen. Aber er war zu sehr in Aufregung bei dieser ganzen Scene, er dürstete zu sehr nach dem Triumphe von Staunen und Bewunderung, den ihm der nächste Augenblick bringen konnte, als daß er besonnen geblieben wäre. „Hat der Herzog das in der That gesagt?"

„Zweifeln Sie an unseren Worten?"

„Er sichert mir die Gnade des Königs zu, auch wenn ich Ihnen blos den Beweis führe, daß ich frei und ungehindert davon gehen kann, ohne, wie der Herr Platzmajor glaubt, die Hülfe des Teufels in Anspruch zu nehmen?"

„Ja!"

„Nun wohl, meine Herren," rief jetzt Trenck laut aus — „so geben Sie Acht!"

Damit begann er den rechten Fuß aus seiner Fessel zu lösen, dann die Kette, die an seinem Halsringe hing, dem Commandanten trotzig vor die Füße zu werfen und die Handschellen mit der Stange dazwischen ebenfalls; darauf schleuderte er das Halseisen dem Uebrigen nach, und dann trat er stolz und aufgerichtet ein paar Schritte vor, daß die Officiere bestürzt zurückwichen. Er wandte sich nun der Ecke zwischen seinem Lager und der Wand zu, hob hier etwas vom Boden auf und zog einen mit Gold gefüllten Beutel, ein Pistol, ein Paar Schlüssel, Pulver und Blei und mehrere Feilen hervor, die er auf seinen Tisch legte; dann nahm er die zwischen seinen Handschellen befindliche Stange vom Boden auf, löste sie von den Fesseln los und schritt nun auf die andere Seite der Zelle, wo er vorsichtig ein großes Stück des Bodens aus den geschickt mit Brodkrumen zugestrichenen Fugen hob. Dann hob er ein zweites darunter liegendes und endlich ein drittes auf. Aus der Tiefe darunter zog er zwei kleine Sandsäcke hervor und sagte nun, die Arme wie ein Triumphator über der breiten und kräftigen Brust verschlingend:

„Sie sehen, meine Herren Officiers, daß ich die Wahrheit gesagt. Meine Ketten habe ich den Herren vor die Füße geworfen; dort liegt eine Waffe, um mich auf der Flucht vor dem Wiedereinfangen zu schützen, und Geld, um mir weiter zu helfen; hier ist der Eingang zu dem Wege, der mich aus meinem Kerker führt. Ueberzeugen Sie sich selbst. Untersuchen Sie den Gang; Sie werden finden, daß er sieben und dreißig Schuh lang ist. Er mündet in der Casematte drüben. Die österreichischen Gefangenen, welche dort eingesperrt sind, werden meine Flucht nicht hindern; das Thor der Casematte wird es auch nicht, denn dort liegen die Schlüssel, welche es von innen öffnen. Höchstens würde die ganze dort eingesperrte Mannschaft mich als Escorte begleiten. Die Leute haben mir schon jetzt ihren guten Willen gezeigt, denn sie haben das Ende meines Ganges in ihrer Casematte entdeckt und mich dennoch nicht verrathen. Und was, wenn ich einmal draußen bin, meine weitere Flucht angeht, so ist dafür gesorgt. Der Ort, wo ein vertrauter sicherer Mann mit zwei gesattelten Pferden auf mich wartet, ist mir genau bekannt. Bin ich aber einmal im Sattel, ein zuverlässiges Pistol in der Faust, — dann fangt Ihr Herren mit allen Euern Deserteur-Cordonlinien den Trenck nicht wieder ein, weit eher den Teufel mit einer Leimruthe auf flachem Felde."

Die Officiere sahen sich allerdings, ganz wie der Gefangene es erwartet hatte, mit stummer Verwunderung an. Die ganze

Scene war so überraschend, namentlich für den Commandanten, der zunächst für seinen Gefangenen verantwortlich war, daß er mehrmals die Farbe wechselte und kaum wußte, was er erwidern sollte. Der Platzmajor richtete unterdeß seine Aufmerksamkeit auf den Minengang Trenck's, er sprang in die Tiefe hinab und verschmähte es auch nicht, um sich zu überzeugen, in den Gang hineinzukriechen. Als er sich wieder aufrichtete, versicherte er: „Es ist wirklich und wahrhaftig ein tiefer Gang unter der Erde her — so weit ich den Arm vorgestreckt habe, ist kein Ende zu finden!"

„Er ist sieben und dreißig Schuh lang!" fiel Trenck ein.

„Jetzt ist die Kunst, aus dem Loche wieder herauszukommen," sagte der Platzmajor, der weder so groß gewachsen, noch ein so guter Voltigeur war, wie Frohn, um sich mit einem Sprung auf den Rand des Loches schwingen zu können. Zwei Lieutenants faßten ihn unter die Arme und schroteten ihn in die Höhe.

„Da sollte man ja rein des Teufels werden," brach jetzt der Commandant aus, der schaudernd überdachte, welche zahlreichen Mitwisser Trenck gehabt haben müsse, um sich alle die Gegenstände zu verschaffen, welche er jetzt offen vorzeigte .... „es scheint, man hat mir die halbe Garnison bestochen und verführt!"

„Niemanden, der in Ihrer Gewalt wäre, Herr Commandant," versetzte Trenck. „Ich habe Ihnen nicht dazu meine Karten offen gelegt, daß Sie jetzt eine Inquisition beginnen und Unschuldige als Verdächtige chicaniren. Der einzige Schuldige ist mein Witz, der stärker war, als der Witz derer, die alles thaten, um mir das Entkommen unmöglich zu machen. Und von Schuld kann ja bei mir keine Rede sein. Der König hat mich hier ohne Urtheil und Recht, ohne daß ich nur ein einziges Mal verhört wäre, ohne daß mir nur angegeben wäre, wessen ich beschuldigt bin, in der unmenschlichsten und grausamsten Haft gehalten. Mich ihr zu entziehen, wie ich kann, das ist mein unveräußerliches Menschenrecht!"

„Kommen Sie jetzt mit uns," sagte der Commandant. „Ich nehme Sie mit mir in meine Wohnung. Ich werde von dort aus dem Herzoge die Sache melden, und wir werden seine weiteren Befehle abwarten."

Trenck war natürlich sehr bereit dazu. Er schritt zwischen den Officieren aus seinem Kerker heraus und dann der Wohnung des Commandanten zu, die nicht in der Sternschanze, sondern in der Stadt lag. In zuversichtlicher Stimmung, voll sanguinischer Hoffnungen, sog er die für ihn fast berauschende frische, freie Luft ein, die er seit fast neun Jahren nicht mehr gekostet.

Wie wenig ließ er sich träumen, daß von Allem, was vorgegangen, der Herzog von Braunschweig keine Ahnung hatte; daß er nach acht Tagen wieder in seinen neubefestigten Kerker zurückgebracht, daß sein Fuß mit einer doppelt so schweren Kette an die Mauer geschlossen sein würde!*

5

Es mochte halb elf Uhr sein. Frohn hatte Esther heute nicht gesehen, denn wenn die Gefangenen nicht draußen arbeiteten, so wagte sie sich nicht zu ihm, durch die Menge von Männern, welche die Casematte füllten. Ein Laufbursche hatte Frohn das Frühstück gebracht. Er hatte dieses kaum verzehrt, der Laufbursche war kaum gegangen, als zur Ueberraschung der Gefangenen sich das Thor der Casematte noch einmal öffnete und ein Officier eintrat, dem drei oder vier Handwerker, mit Schaufeln und Schiebkarren versehen, folgten. Sechs Mann Wache besetzten das offen bleibende Thor.

Frohn trat d m Officier entgegen. „Wozu kommen der Herr Camerad?" fragte er ihn.

„Man fragt noch lange?" versetzte dieser barsch und von Diensteifer erregt. „Man hat sich in ein Complott eingelassen! Man wird die Folgen schon zu fühlen haben. Wo ist der Eingang zu dem Loch, durch welches man mit dem Trenck conspirirt hat?"

Der Officier war offenbar vortrefflich orientirt, denn er schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, dem obersten Ende der Casematte zu, wohin die Arbeiter ihm folgten. Bei dem Erscheinen des Officiers war es natürlich Frohn's erster Gedanke, daß er verrathen sei. Bei den Worten desselben, bei dem Vorwurf, daß er sich in ein „Complott" eingelassen, durchzuckte es ihn wie ein Blitzschlag. Es war gewiß, Trenck hatte den Verräther gespielt!

Was war zu thun? War das große Unternehmen aufzugeben, in der Furcht, daß die Festungsbehörden bereits alle Maßregeln ergriffen, um es scheitern zu machen? Dazu war es zu wohl überlegt, dazu sicherte die unverhältnißmäßige Ueberzahl der Gefangenen über die Besatzung zu sehr den Erfolg! Nein — der Streich mußte geführt werden — aber auch sofort! Es war jetzt keine Zeit mehr zu verlieren. Jeder weiter verlorene Augenblick war für die sich gegen einen Angriff der Gefangenen rüstende Besatzung ein Gewinn.

Frohn war bald entschlossen. Der Officier hatte unter Frohn's Matratze das Loch, welches in Trenck's Kerker führte, bald aufgefunden. Er gab jetzt den Arbeitern, die herantretend ihn umgaben und das aufgewühlte Loch betrachteten, seine Befehle.

Frohn benutzte diesen Augenblick. Er winkte seinen Leuten — drängte sich an den Officier, riß ihm mit Blitzesschnelle den Degen aus der Scheide, faßte ihn im selben Augenblick am Kragen und warf ihn in das Loch hinunter. Zugleich rief er mit einer donnernden Stimme: „Es lebe die Kaiserin!"

Es war ein entsetzliches Gebrüll und Gejauchz', was diesem Rufe folgte und die niedrige Casematte mit einem Getöse erfüllte, welches allein hinreichend schien, die kleine, sofort hereinstürzende Escorte des Officiers zu betäuben und zu überwältigen. In der That war dies halbe Dutzend ziemlich harmloser Landmiliz ohne alle Schwierigkeit zu Boden geworfen, und sechs Musketen und ebenso viele Patrontaschen und Seitengewehre waren in den Händen der Gefangenen. Frohn, den blanken Degen in der Faust, stürzte nun zur Casematte hinaus — die zwei davor aufgestellten Schildwachen konnten nicht daran denken, dem Menschenstrom, der sich hinter ihm her daraus ergoß, Widerstand zu leisten; sie waren entwaffnet, ehe sie zur Besinnung über das, was vorging, gekommen. Der entzügelte Haufe rannte nun über den innern Hof der Sternschanze fort, der Hauptwache zu. Diese war mit einer so geringen Mannschaft besetzt, daß Frohn über den Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte; er hielt es deshalb nicht für nöthig, den Angriff zu leiten, sondern trennte sich von der Schaar und lief quer über den Platz den Wällen zu. Vierzig Mann der Schaar hatten sich ihm zunächst gehalten; diese folgten ihm jetzt.

Durch seinen Plan orientirt, fand er es nicht schwer, sein Ziel zu erreichen, nämlich die Alarmkanonen auf dem Walle der Sternschanze. Zwei schwere Geschütze waren stets geladen, um jeden Augenblick, so bald die Meldung kam, daß ein Deserteur entsprungen, abgefeuert werden zu können und die Landbevölkerung in der Umgegend der Festung auf ihre Posten zum Schließen eines doppelten Cordons zu rufen. Ein Artillerist schritt als Wache neben den Geschützen auf und ab; als er die herbeistürzenden Gefangenen erblickte, deren laute Zurufe ihm an's Ohr schlugen, ohne daß er sie verstand, blieb er wie vor Schrecken regungslos stehen und ließ sich ohne Widerstand entwaffnen. Frohn fand augenblicklich in einem der Protzkästen das nöthige Pulver, schüttete es auf das Zündloch der zwei Geschütze, schlug mit dem Stahl und Stein, den er bei sich führte, Feuer, entzündete die Lunte, die er an ihrem richtigen Platz neben der Lafette fand, und einen Augenblick nachher flammte ein heller Blitz auf — ein weithin krachender Schuß donnerte über die Festungswerke, die Stadt und die Elbe fort; ein zweiter Blitz — ein zweiter Donner folgte, und aufgeregt von seiner eigenen That schrie Frohn, die Mütze schwenkend:

„Vivat Maria Theresia! Der Tanz beginnt! Jetzt vorwärts, Ihr Mannen! Ein Bombardier und sechs Mann bleiben hier und halten die Batterie besetzt. Die Andern folgen mir!"

Er eilte fort, von seinen Artilleristen gefolgt, die brennende Lunte in der Hand. Als er den Hof inmitten der Sternschanze wieder erreicht hatte, sah er, daß seine früheren Anordnungen befolgt und bereits ausgeführt waren. Die Wache war von seinen Leuten besetzt, das Thor der Sternschanze war in ihren Händen; viele von ihnen waren schon bewaffnet — sie hatten von dem kleinen Häuflein, welches die Besatzung des Forts bildete, nirgends Widerstand gefunden. Vor der Wache standen zwei kleine Kanonen,

* Er erzählt wenigstens in seiner Lebensgeschichte (Wien 1787): „Nach meiner erlangten Freiheit reiste ich selbst nach Braunschweig und erfuhr vom Herzoge selbst, daß die damals über mich bestellten Majors demselben nicht die Wahrheit rapportirt und um einen Verweis wegen nachläßigen Visitirens zu vermeiden, demselben gemeldet, sie haben mich bei der Arbeit ertappt und bei genauer Untersuchung gefunden, daß ich ohne ihre Wachsamkeit sicher entflohen wäre. Einige Zeit nachher habe aber der Herzog die Wahrheit erfahren, dem Könige den Vorfall gemeldet, und von dieser Zeit an habe der Monarch nur auf Gelegenheit gewartet, um mir die Freiheit wieder zu geben."

sogenannte Bataillonsgeschütze, wie sie damals den einzelnen Regimentern zugetheilt waren, aufgefahren. Sie waren wegen der zahlreichen in der Festung aufgenommenen Kriegsgefangenen geladen und standen auch gegen den Eingang in die Casematte gerichtet — den sie freilich zu bewahren, sich heute wenig dienlich gezeigt hatten. Frohn erkannte augenblicklich ihre Wichtigkeit für ihn.

„Kommt her, Ihr Bursche," rief er seinen Leuten zu — „die Geschütze müssen mit — spannt Euch davor und dann mir nach!"

Die Leute griffen augenblicklich zu, und indem an jeden der beiden Vierpfünder sich etwa fünfzehn der Artilleristen spannten, wurden sie ohne große Schwierigkeit in Bewegung gebracht. Frohn schritt auf das Thor zu; in der Nähe desselben ließ er Halt machen und den beiden Geschützen eine Wendung nach rechts geben. So richteten sich ihre Mündungen wider ein niedriges aber festes Bohlenthor, welches den Eingang in ein kleines blockhausartiges Gebäude verschloß. Eine Cartouche wurde zerrissen und gab Pulver für die Zündlöcher her. Frohn selbst visirte dann, trat zur Seite, legte die Lunte an, das Geschütz krachte los und als der Dampf sich verzogen hatte, sah man, wie das Thor zersplittert aufkrachte. Der Eingang zu dem Pulverhaus, zu den Munitionsvorräthen, war gewonnen.

Ein Eljen- und Vivatschreien der Leute folgte. Alles stürzte dem Gebäude zu, auch die Mannschaft, welche nach seinem frühern Befehl das Thor besetzt hatte, lief herbei, um sich mit Munition zu versehen. Frohn rief mit seiner weithinschallenden Stimme die Leute zurück; aber erst nach einigen Minuten hatte er soviel Mannschaft wieder um sich, um mit seinen Geschützen vorgehen zu können. Er verließ die Sternschanze und rückte durch das Sudenburger Thor vor. Bald hatte er vor sich ein noch von den ältesten Befestigungen übriges zweites Stadtthor. Durch dasselbe blickte er in die Gasse hinein, welche in das Innere der Stadt führte. Er sah, wie dort in der Straße die Menschen, erschrocken über den Tumult, zusammenliefen, und zu gleicher Zeit, wie die Straße herunter ein Haufe Soldaten von der Besatzung unter der Anführung eines Officiers herbeigeeilt kam. Im ersten Augenblick dachte er, daß dieselben kämen, um der Besatzung der Sternschanze zu Hülfe zu eilen, und lachend rief er aus:

„Vortrefflich, sie kommen, um uns ihre Gewehre zu bringen —"

Dann aber durchblitzte ihn der Gedanke, daß sie beabsichtigen könnten, das alte Stadtthor zu schließen. In diesem Falle war Frohn mit einem großen Zeitverlust bedroht — wenn er nämlich genöthigt war, das Thor zu forciren. Augenblicklich gefaßt, sprang er deshalb an das noch geladene Bataillonsgeschütz, faßte den Schwanz der Lafette, warf ihn mit seiner Riesenkraft herum, sodaß es gerade in die Straße hineingerichtet stand, dem drüben herbeistürzenden Haufen entgegen; dann griff er nach der noch brennenden Lunte, visirte noch einmal . . . drüben leuchtete etwas wie ein weißes, hochgeschwungenes Tuch vor seinem Auge auf — aber nur einen Moment; als er von dem Geschützrohr auffah, erblickte er nur die jetzt dem Thore ganz nahe gekommenen Feinde, während der Haufen der Bürger erschrocken zur Seite stob. Frohn legte den Zünder an, und eine Kartätschenladung schlug in den Trupp ein, der augenblicklich auseinander floh.

Zu gleicher Zeit kamen die noch im Pulverhaus Zurückgebliebenen mit ihrer gemachten Beute herangestürzt.

Frohn rief sie um sich: „Alle, die Musketen haben, in die ersten Glieder hinter mir!" rief er ihnen zu. „Die Artilleristen laden die Geschütze wieder; sobald das geschehen, folgen sie damit. Vorwärts!"

Er schritt voran, durch das alte Sudenburger Stadtthor, dessen schwache Besatzung, statt an Widerstand zu denken, bei dem Heranströmen von mehreren hundert Leuten zu capituliren verlangte und gegen Abgabe der Gewehre freien Abzug erhielt. Dann eilte Frohn seinen Leuten voraus in die Stadt hinein. Ein schwer Blessirter lag vor ihm; andre von dem Kartätschenschuß Verwundete hatten sich aufgerafft und schleppten sich den zersprengten Cameraden nach. Frohn rief den erschrockenen, unter ihren Thüren stehenden oder zum Fenster hinausblickenden Bürgern zu, sie sollten Sorge für den armen Teufel tragen, — im nächsten Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit von einer Gruppe von Menschen in Anspruch genommen, die ein wie leblos in ihren Armen ruhendes Mädchen eben auf die Treppenstufen eines Hauses trugen und niederlegten.

Frohn eilte hinzu und stand wie vom Donner gerührt . . . er erkannte Esther, über und über von Blut bedeckt, das aus einer Brustwunde strömte, und das die Umstehenden vergeblich zu stillen suchten.

„Esther! Esther! Um Gotteswillen, was ist geschehen?" rief er entsetzt aus, alle Andern bei Seite schiebend, neben ihr in's Knie sinkend und ihr todtenbleiches Haupt mit seiner Rechten erhebend.

Sie schlug die geschlossenen Augen auf. Der Klang dieser Stimme hatte sie zum Bewußtsein zurückgerufen. „Sie sind's?" sagte sie mühsam und kaum verständlich. „Sie haben mir den Tod gegeben!"

„Ich? . . . o mein Gott!"

„Sahen Sie mein weißes Tuch nicht? Ich winkte Ihnen — ich wollte Ihnen die Schlüssel bringen!"

Sie zog mit mühsamer Bewegung zwei schwere neue Schlüssel aus einer Tasche ihrer Schürze hervor. „Ich winkte Ihnen," fuhr sie fort, „weil ich sah, was Sie zu thun im Begriff standen. Aber der Schuß krachte — und ich . . ."

„Herr Gott des Himmels," rief Frohn in furchtbarem Schmerze aus — „ich bin Dein Mörder geworden — Esther, das ist entsetzlich . . . Esther, Esther, das bricht mir das Herz!"

Er warf sich händeringend neben sie auf die Treppenstufen.

„Grämen Sie sich nicht. Lassen Sie mich sterben; ich konnte ja nicht leben für Sie . . . es war unmöglich! Nun sterbe ich für Sie . . Jehovah sei mit Ihnen . . . der Gott meiner Väter — er hat es gefügt. Denken Sie an mich — und — an meinen Vater . . . armen Vater . . ."

Die Anstrengung, womit Esther dies gesprochen, hatte das Bluten ihrer Brustwunde verstärkt. Ihre letzten Worte fielen fast unhörbar von ihren Lippen. Sie schloß die leuchtend auf Frohn ruhenden Augen wieder. Ihr Antlitz wurde wachsbleich; sie fiel in völlige Ohnmacht zurück.

„Märtyrin . . . Heilige!" schrie Frohn in entsetzlichem Schmerze auf, und dann begann er laut schluchzend ihr Antlitz mit Küssen zu bedecken, verzweifelnd, daß sie sie nicht wieder erwecken konnten — er war fassungslos wie ein Kind.

„Herr von Frohn, Herr von Frohn! Camerad Frohn!" rief es hinter ihm — zugleich erscholl in der Nähe ein donnernder Jubelruf aus mehr als tausend Kehlen.

Die Gefangenen aus der großen Casematte, die unten vor dem Sudenburger Stadtthore im Fürstenwalle lag, debouchirten eben, über tausend Mann stark, weiter oben in die Straße herein. Sie hatten auf die Signalschüsse Frohn's sofort ihr vorbereitetes Befreiungswerk begonnen, ihre Casematte forcirt, ihre Wachen entwaffnet und kamen jetzt, auf ihrem Wege alles aufgreifend, was ihnen als Waffe dienen konnte, um nach Frohn's Weisung auf den Marktplatz zu marschiren. Ihr Jubel begrüßte die aus der Sternschanze hervorgedrungenen Cameraden.

Von diesen letzteren umringten jetzt mehrere Frohn, um ihn zu mahnen, nicht zurückzubleiben; er wurde angerufen, am Arm gefaßt, aus seinem Schmerz fortgerissen in die stürmischen Scenen, die seiner harrten. — Er mußte sich losreißen von dem Anblick des sterbenden Mädchens, der ihm das Herz brach; der Strom, dessen Dämme er selbst durchbrochen, erfaßte ihn und schleuderte ihn weiter. Die Officiere, welche sich bei den befreiten Gefangenen befanden, kamen herbei und umringten ihn, schüttelten seine Hände, bestürmten ihn mit Fragen — er mußte seinen Platz an der Spitze wieder einnehmen, verhindern, daß die Leute nicht in die Häuser stürzten, um zu plündern, mußte Abtheilungen absenden, um sich bestimmter Punkte auf den Wällen, deren Lage er den Officieren beschrieb, und der Festungsgeschütze, die dort aufgefahren waren, zu bemächtigen — wohl niemals ist es einem Menschen weniger vergönnt gewesen, einem persönlichen Schmerze nachzuhängen, als in diesem Augenblicke unsrem armen Dragonerlieutenant Joseph von Frohn.

Man rückte vorwärts, den Breiten Weg hinunter.

Unterdeß hatte die Kunde von dem Alarm sich durch die Stadt verbreitet. In der Ferne ertönte der Generalmarsch. Es tönten Hörnersignale. Die erschrockenen Einwohner rannten hin und her über die Gasse vor der rasch weiter dringenden Colonne, deren erste Glieder, bestehend aus denen, welche Musketen erbeutet hatten, Frohn zu geschlossenen Zügen hatte antreten lassen. Es wurde rechts abgeschwenkt, über den Domhof, dem Marktplatz zu.

Schon hatte man diesen erreicht, als aus einer Seitengasse der Major du jour herangesprengt kam. Er sah sich plötzlich von allen Seiten umringt und umdrängt. Frohn eilte auf ihn zu.

„Herr Oberstwachtmeister," schrie er ihm entgegen, „ich bitte um Ihren Degen und Ihr Pferd!"

Der Officier starrte ihn an, als ob er vor Ueberraschung seine Sinne verloren habe — zwanzig kräftige Fäuste hatten ihm im nächsten Augenblick das Absteigen erleichtert und den Degen entwunden. Frohn schwang sich in den leergewordenen Sattel und ritt seinem Gewalthaufen vor.

Auf dem Marktplatz wurde aus allen Kräften der Generalmarsch geschlagen. Soldaten der Besatzung liefen mit ihren Musketen herbei, der Hauptwache zu. Die Mannschaft war aufgestellt und lud eben die Gewehre. An den zu beiden Seiten aufgefahrenen Regimentsgeschützen waren Kanoniere beschäftigt.

Frohn rückte vor. Seine Truppe erfüllte bald die ganze eine Seite des Marktplatzes.

„Herr Oberstwachtmeister," wandte er sich an den gefangenen Officier, „hier kann ich Sie als Parlamentair gebrauchen. Stellen Sie dem Officier auf der Wache vor, daß er über kaum fünfzig Mann zu gebieten hat und ich über mehr als hundert, die mit Musketen und Munition versehen sind, und ein paar Tausend, die Knittel, Stangen, Wagenhölzer und andere Waffen führen. Ich werde sofort die Hauptwache umringen lassen und Keinem Pardon geben, wenn der Lieutenant seine Leute nicht augenblicklich die Waffen strecken läßt. Auch werde ich den Tambour niederschießen lassen, wenn er noch einen Schlag auf sein Kalbfell führt. Wenn die Leute die Waffen gestreckt haben, können sie sich zerstreuen und in ihre Quartiere oder in ihre Heimath begeben. Es wird ihnen nichts geschehen, bei meinem Wort!"

Der Oberstwachtmeister übernahm den Auftrag und näherte sich der Wache, indem er dem Tambour winkte, mit seinem Trommeln einzuhalten. Frohn ließ seine Leute aufmarschiren, sodaß sie eine Fronte, so breit wie der Platz es erlaubte, bildeten.

Der Major du jour sprach jetzt mit dem wachhabenden Officier. Es war ein lebhaftes Hin und Wider — der Officier schien anderer Ansicht als der Major — da trat ein Ereigniß ein, welches ihn schnell umstimmte. Von jenseits des Platzes donnerte ein lautes: „Vivat die Kaiserin!" und eine Colonne, wenigstens fünfzehnhundert Mann stark, marschirte aus einer auf den Marktplatz mündenden Straße auf, dem Haufen Frohns gerade gegenüber; die beiden Truppen begrüßten sich mit dem Schwenken ihrer Mützen und donnerndem Jauchzen.

Dem Officier von der Wache mußte jeder Gedanke an Widerstand schwinden. Er befahl seinen Leuten, die Gewehre zusammenzustellen. Frohn sprengte hinzu.

„Auch die Patrontaschen und die Seitengewehre lassen Sie ablegen!" rief er herrisch dem Lieutenant zu. Dieser wendete ihm zähneknirschend den Rücken, brach seinen Degen mit dem Fuße entzwei und warf die Stücke vor die Hufe von Frohns Pferd.

Der Letztere ließ ihn ruhig abziehen, während die Wachmannschaft seine Befehle vollzog. Er ließ dann die Waffen von Leuten der eben angekommenen Colonne aufnehmen, durch diese die Wache besetzen, sandte ein starkes Detachement nach dem Brückthore, um zu recognosciren, ob dieses von der Abtheilung der Gefangenen, die früher die Anweisung dazu bekommen, besetzt sei, und versammelte nun die Officiere der Truppen zu einem Kriegsrath um sich. Sie umringten ihn inmitten des Marktplatzes in dichter Gruppe, und diese verstärkte sich in jedem Augenblicke durch diejenigen Officiere, welche ihr Ehrenwort gegeben hatten, nicht fliehen zu wollen, und deshalb frei in der Stadt wohnten, jetzt aber alarmirt von allen Seiten herbei eilten.

Die Meldung, daß das Brückthor besetzt sei, wurde gebracht.

„Dann, meine Herren," rief Frohn über die Menge fort, „dann, meine Herren, ist Magdeburg unser! Nur unsere Cameraden von der Citadelle scheinen ihre Aufgabe nicht gelöst zu haben — ich höre dort drüben immer noch den Generalmarsch schlagen. Wir werden ihnen zu Hülfe kommen müssen — die Citadelle wird uns Allen Waffen liefern, denn dort ist das Zeughaus!"

Er gab dann mehreren der Officiere Befehle, mit denen sie zu den Leuten eilten, deren Casematten sie getheilt hatten, ordnete die frei gebliebenen Officiere einzelnen Abtheilungen zu, sprengte von dem einen Haufen zum andern, und so gelang es ihm bald, seine ganze Mannschaft in vier starke Bataillone zu theilen, deren jedes eines der gewonnenen Regimentsgeschütze erhielt. Die mit Musketen Bewaffneten bildeten die vordersten Glieder.

Eine halbe Stunde später marschirte diese Kriegsmacht der Elbbrücke zu. Frohn ritt ihr voran über die Brücke. Zu seiner Seite ging der preußische Major du jour, den er bei sich behalten hatte, um ihn als Parlamentair zu gebrauchen. Vor der Citadelle angekommen, sah er bald, daß in Beziehung auf diese sein Anschlag mißglückt sei. Das Thor war verschlossen, die Zugbrücken waren aufgezogen, auf den Wällen waren Artilleristen neben den Wallgeschützen mit brennenden Lunten bereit, die Feinde zu empfangen.

Frohn sandte sofort seinen Parlamentair vor, um die Citadelle am Feuern zu verhindern. Der Major eilte, ein weißes Tuch schwenkend, an das Thor und rief die Wache oben auf der Plattform desselben an. Nach etwa fünf Minuten Harrens erschien ein Stabsofficier an der Brüstung. Die Unterredung währte ziemlich lange. Frohn sprengte ungeduldig über das Glacis, um daran Theil zu nehmen.

„Mit wem hab' ich die Ehre?" fragte der Stabsofficier von der Plattform herunter.

„Ich bin der kaiserlich königliche Oberlieutenant von Frohn, Chef der Truppen, welche in diesem Augenblick die Festung Magdeburg im Namen ihrer Kaiserin in Besitz genommen haben."

„Davon ist mir, dem königlich preußischen Oberst Reichmann, Commandanten der Citadelle und Stadt Magdeburg, nichts bekannt," rief der Officier zurück; „das meuterische Gesindel, welches dort aus der Stadt hervordringen zu wollen scheint, werde ich sogleich niederkartätschen lassen! . . . ."

„Sie verkennen Ihre Lage, mein Herr Oberst," antwortete Frohn kühl — „die Stadt und die Sternschanze sind in unserer Hand, und bei der geringen Garnison der Citadelle wäre es sehr thöricht von Ihnen, dieselbe vertheidigen zu wollen. Die Gefangenen in derselben . . ."

„Haben allerdings ausbrechen wollen," schrie der Oberst zurück, „wir haben sie aber bereits zur Raison gebracht und völlig unschädlich gemacht, darauf verlassen Sie sich!"

„Wenn Sie die Citadelle nicht sofort auf Gnade und Ungnade ergeben," rief Frohn zur Antwort, „so lasse ich alle Geschütze zusammenfahren und damit vom Fürstenwall herunter Bresche in Ihre Citadelle schießen; dann lasse ich stürmen und Alles massacriren, was darin ist."

„Versuchen Sie es," entgegnete der Oberst.

„Auf Ihren Kopf kommen die Folgen," versetzte Frohn. „Ich werde meine Leute nicht abhalten können, die Stadt zu plündern . . ."

„Daran kann ich Sie nicht hindern. Thun Sie, was Sie verantworten zu können glauben. Ich werde meine Schuldigkeit thun." Mit diesen Worten zog sich der Oberst zurück.

Frohn begab sich zu den Seinen zurück. Er befahl zunächst, die Mannschaften in den Straßen gedeckte Aufstellungen nehmen zu lassen. Dann wurde abermals Kriegsrath gehalten. Frohn war entschieden für einen Angriff auf die Citadelle. Er glaubte, daß ein Sturm, ohne Weiteres unternommen, glücken müsse. Sollte er mißlingen, so konnte die Citadelle einem Feuer aus den ihre Flanken bestreichenden Geschützen der übrigen Festungswerke, namentlich des Fürstenwalls, nicht vierundzwanzig Stunden lang widerstehen. Dann war man Meister der Hauptfestung des Reiches, ihres Zeughauses, ihrer unermeßlichen Vorräthe — es war ein Gewinn, der dem ganzen Kriege eine andere Richtung geben konnte!

Aber Frohn wurde überstimmt. Die Stabsofficiere, ein Paar alte Generalmajore, die unter den Gefangenen waren, bemächtigten sich bald des Wortes und der Leitung der Debatten — Frohn sah, daß man ihm, dem jungen Oberlieutenant, nicht lange die Anführerschaft lassen werde; daß der Geist, der sich unter seinen Cameraden geltend machte, ihn sehr bald zwingen werde, seinen jungen Oberbefehl der verjährten Autorität Seiner Excellenz des kaiserlich königlich österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Zopf zu überlassen. Die Meinungen neigten sich entschieden einer Capitulation über eine friedliche Auseinandersetzung zu.

Den Bedingungen derselben wurden denn endlich in einem der nächsten ansehnlichen Bürgerhäuser schriftlich aufgesetzt, sie lauteten:

„Der Gouverneur von Magdeburg läßt sofort sämmtliche noch in der Citadelle befindlichen kaiserlich königlichen Kriegsgefangenen in Freiheit setzen.



Wilhelmine Schröder-Devrient.

„Die durch ihr gegebenes Ehrenwort gebundenen kaiserlichen Officiere werden dieses Ehrenworts entlassen.

„Die kaiserlichen Truppen quartieren sich bis morgen in der Stadt ein und werden von der Bürgerschaft verpflegt.

„Sie halten so lange sämmtliche von ihnen eingenommenen Posten und Werke besetzt.

„Sie ziehen mit den von ihnen genommenen Waffen ungehindert am morgigen Tage nach der sächsischen Grenze ab.

„Es werden ihnen die Bestände der Festungscasse abgeliefert und unter sie als Reisezehrung vertheilt. Dagegen werden sie alles andere königliche und Privateigenthum respectiren.

„Die Gefangenen Freiherr von der Trenck und Wechsler Isaak Heymann werden sofort in Freiheit gesetzt und nehmen ihren Weg nach Oesterreich unter dem Schutz der Colonne.

„Das königliche Gouvernement der Festung Magdeburg verspricht auf Ehrenwort, daß keine Untersuchung und Verfolgung derjenigen Einwohner stattfinden soll, welche bei der stattgefundenen Befreiung der kaiserlich königlichen Kriegsgefangenen etwa mitgewirkt haben könnten."

Der gefangene Major du jour wurde mit diesem Entwurf in die Citadelle gesandt. Ein österreichischer Officier wurde beauftragt, ihn zu begleiten. — Bis zur Rückkehr der beiden Herren wurden Anstalten getroffen, die Truppen zu verpflegen. Ein Theil erhielt die Erlaubniß, sich selbst in den Bürgerhäusern einzuquartieren; ein anderer sollte auf einigen freien Plätzen bivouakiren. Ein Officier wurde mit einem Detachement auf das Rathhaus gesandt, um die nöthigen Requisitionen zu machen.

Nach einer halben Stunde kamen die beiden Parlamentaire zurück. Die Bedingungen der Capitulation waren angenommen, bis auf zwei Artikel. Die Geldbestände der Gouvernementscasse auszuliefern wurde entschieden abgelehnt. Die Befreiung des Freiherrn von der Trenck wurde ebenfalls abgelehnt. Es wurde dagegen angeführt, daß Trenck auf einem andern Wege seine Freiheit und die Gnade des Königs zu gewinnen beschlossen habe und daß er allbereits in einer milderen Haft sich auf der Citadelle befinde.

Frohn hatte nicht gerade Gründe, sich um des Freiherrn willen zu ereifern, und beruhigte sich bei dieser Erklärung. Die Debatte über den anderen Punkt wurde in dem Kriegsrathe lebhafter geführt; aber da man einmal am Nachgeben war, that man es auch hierin und begnügte sich mit der Forderung, daß morgen vor dem Abmarsch und nach Uebergabe der eingenommenen Wachen und Posten jedem abziehenden Oesterreicher ein Thaler Reisegeld ausbezahlt werde. Die letztere Bedingung wurde von den Festungsbehörden genehmigt.

Als die Capitulation abgeschlossen war, unterzeichnete Frohn sie zuerst — dann bat er den ältesten Generalmajor, statt seiner das Commando zu übernehmen; der alte Herr willigte begierig ein, um einen so reglementwidrigen Stand der Dinge, daß ein Oberlieutenant über Stabsofficiere commandire und in Gegenwart hoher Vorgesetzter die Prärogative des Verdienstes habe, nicht länger fortdauern zu lassen. Die Verpflegung und Ablösung der Truppen auf den einzelnen besetzten Posten, die Bestimmung der Marschroute für die Heimreise am andern Tage, die natürlich in getrennten Colonnen angetreten werden mußte — alles das überließ jetzt Frohn den Uebrigen.

Er selbst hatte an Anderes zu denken. Er begab sich mit denen, welche die unterschriebene Capitulation in die Citadelle brachten, in diese letztere. Am Thore wartete er, bis nach einer Viertelstunde Harrens eine jubelnde, jauchzende, wilde Menge von Männern daraus hervorströmte, ein buntes Durcheinander von den verschiedensten Uniformtrachten, Physiognomien und Gestalten, der blonde, kräftige Tyroler neben dem schmalen, zigeunerhaften Serbier und Bosniaken, der cumanische Reiter neben dem bärtigen, von den letzten Fetzen seines rothen Mantels bedeckten slavonischen Panduren. Es waren die Gefangenen der Citadelle, die nach dem Inhalt der Capitulation in Freiheit gesetzt wurden.

Frohn ließ sie an sich vorüberziehen; er drückte sich zur Seite, statt sich in den Zug derer zu mischen, welche ihm ihre Freiheit verdankten, und die ihn auf den Händen getragen hätten. Es verlangte ihn nicht, von ihnen zu erfahren, wie sie am Morgen seine Anweisungen befolgt, wodurch ihre Versuche loszubrechen gescheitert seien . . . er sah nur voll Ungeduld, daß der lange Zug nicht enden wolle.

Endlich waren die Letzten vorüber; ein einzelner Mann, der nicht zu ihnen gehörte, der sie offenbar scheu vermied und einen weiten Raum zwischen sich und dem Letzten gelassen hatte, ein Mann, dessen großer dreieckiger Hut eine jüdische Physiognomie beschattete, folgte ihnen.

Zu ihm trat Frohn. „Isaak Heymann!“ sagte er.

Der Jude hob sein blasses, abgezehrtes Gesicht auf. „Wer ruft Isaak Heymann? Was soll geschehen mit dem armen Isaak, der ist errettet aus seinem Kerker, aus den Händen der Gojim, und weiß nicht, ob es ist ein Traum wie der Traum Jakobs, oder ob es ist die Wahrheit und die Wirklichkeit?“

„Kommt mit mir, Isaak,“ versetzte Frohn, „ich will für Euch sorgen!“

„Der Herr will für mich sorgen? Wer ist der Herr, daß er will sorgen für einen armen Juden, den er nicht kennt, und den die Mizraimiten haben gebrandmarkt mit Schande, obwohl er ist unschuldig wie Joseph, da seine Brüder ihn verkauften . . .“

„Laßt Euer altes Testament jetzt und kommt mit mir, Heymann, ich habe zu reden mit Euch.“

„Ich will nicht kommen mit irgend Jemand,“ sagte Isaak, „ich will gehen zu . . .“ Er endete nicht und verschluckte das letzte Wort, indem er einen furchtsamen Seitenblick auf Frohn warf.

„Ihr wollt gehen zu Eurer Tochter,“ sagte dieser — „gerade von ihr wollte ich mit Euch reden!“ Damit nahm Frohn den Alten unter den Arm und schritt mit ihm durch das Thor der Citadelle, über die Elbbrücke der Stadt zu.

Was der österreichische Lieutenant auf diesem Wege zu dem armen Juden geredet — brauchen wir es zu erzählen? Es reicht hin, wenn wir dem Leser ein dunkles und ergreifendes Bild zeigen, in welchem wir die beiden Männer nach wenig Stunden wiederfinden. Eine große, niedrige, dürftig meublirte Kammer eines Judenhauses der Stadt Magdeburg bildet den Rahmen desselben. In der Mitte, unter einer angezündeten dreiarmigen Hängelampe von blankem Messing, auf Kissen, die auf den flachen Boden gelegt sind, ruht ein Frauenbild, die Züge wachsbleich, die Hände gefaltet. Zu ihren Füßen kniet ein Mann mit grauem Haar, Gebete murmelnd, dann leise mit sich selber sprechend, dann plötzlich laut aufschluchzend und sich niederwerfend, daß seine Stirn den Boden berührt, seine Arme die Füße der Leiche umschlingen. Ihm gegenüber, zu Häupten der Todten, steht eine hohe, breite Männergestalt, die Arme über der Brust verschränkt, aber das Gesicht zu Boden gewendet, sodaß der Strahl der Lampe sie nicht berühren und den Ausdruck tödtlichen Schmerzes nicht zeigen, nicht in der Thräne glänzen kann, die an den Wimpern des Mannes hängt.

Beide Männer sind am anderen Tage, in der Frühe des Morgens, Reisegefährten. Sie schreiten zusammen der Grenze Sachsens zu, wo sie sich trennen wollen; Isaak Heymann, um Verwandte in Polen aufzusuchen, Joseph von Frohn, um zu seinem Regimente in Böhmen zurückzukehren. Beide schreiten den dichten Haufen voraus, welche nach wenig Stunden durch dieselbe Gegend marschiren werden, in getrennten Schwärmen, die Einen nach links, die Andern nach rechts hinaus durch die Gegend fouragirend und marodirend, ein Schrecken der Dörfer, durch welche ihr Weg führt. Und so schwinden sie aus unseren Augen . . . . hinter den Wäldern und Hügeln des Sachsenlandes, sowie das Gedächtniß an sie, an Frohn, den muthigen Befreier seiner gefangenen Cameraden, aus den Büchern der Geschichte geschwunden ist.*

* In einzelnen historischen Werken finden sich nur flüchtige Andeutungen an die erzählten Thatsachen. So z. B. in Trenck's Lebensbeschreibung, dessen Unzuverlässigkeit schon aus seinen Zahlenangaben erhellt. Er gibt die Anzahl der Gefangenen auf 16,000, der Besatzung bald auf 1,500, bald auf 900 Mann an und behauptet, das Unternehmen Frohn's sei gescheitert, ohne recht zu motiviren, weshalb. Ueber den Erfolg Frohn's vergleiche v. Stramberg, Rhein. Antiq. II. 1. S. 534, wo auch das Schweigen der zeitgenössischen Geschichtsquellen erklärt wird.

Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von Claire von Glümer.

VI.

(Mit Portrait.)

Am 14. Juni 1831 begann die deutsche Operngesellschaft ihr zweites Gastspiel in Paris. In der Nacht desselben Tages brachen Unruhen aus, die durch Einschreiten der bewaffneten Macht unterdrückt werden mußten und zu weitverzweigten Untersuchungen Anlaß gaben, sodaß wieder die politischen Interessen alles Andere in den Hintergrund drängten.

Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse fand Wilhelmine Schröder-Devrient noch wärmere Aufnahme als das erste Mal. Einige der tonangebenden Blätter dankten der Künstlerin, der es gelungen war, „ihre Zuhörer über das unheimliche Treiben des öffentlichen Lebens zu erheben und für Augenblicke durch ihre Melodien alle Sorgen einzuschläfern.“ Die deutsche Sängerin wurde Mode in

demselben Grade, wie es kurz zuvor Paganini gewesen war, und als die Sonnenhitze den Vorstellungen der deutschen Oper ein Ende machte, war die Rede davon, Wilhelmine für die große Pariser Oper zu engagiren. Die Musikverständigen sahen in ihr eine würdige Nachfolgerin jener Sterne erster Größe, Marthe Le Rochois, Sophie Arnould, Henriette Branchu, die seit zwei Jahrhunderten der Stolz der französischen Oper waren. Die Zeitungen gaben der Direction wiederholt den Rath: „die Möglichkeit eines solchen Gewinnes sich nicht zum zweiten Mal entgehen zu lassen;" das Publicum sprach seine Wünsche ganz unverkennbar durch die enthusiastischsten Huldigungen aus, die es der Künstlerin darbrachte, — aber es war umsonst! die kleinen Talente, die durch Wilhelmine Schröder-Devrient verdunkelt zu werden fürchteten, intriguirten gegen sie, und in diesem Kampfe, — zu dem ihr immer die Waffen fehlten — mußte sie unterliegen. Die Direction zog sich mit nichtssagenden Redensarten zurück. Sie erklärte, daß sie vor Allem einheimische Talente berücksichtigen müsse und daß das Pariser Publicum die deutsche Sängerin nur als Gast wohlwollend aufgenommen hätte, daß es sie aber nicht als wirkliches Mitglied der französischen Academie royale de musique dulden würde.

Wilhelmine war im Begriff Paris zu verlassen, als der Director der italienischen Oper, Edouard Robert, Unterhandlungen mit ihr anknüpfte, und am 9. Juli wurde ein Contract unterzeichnet, der die deutsche Sängerin auf fünftehalb Monate — vom 15. November 1831 bis 31. März 1832 — bei der italienischen Oper engagirte.

Mit diesem Engagement trat Wilhelmine in ganz neue, sehr schwierige Verhältnisse. Ihre Widersacher, d. h. vor allem ihre Neider, hatten die Zeit bis zu ihrem Wiederauftreten geschickt zu benutzen gewußt, sodaß sie im Publicum eine ganz veränderte Stimmung fand; selbst ihren treuesten Freunden und Bewunderern erschien es gewagt, daß sie mit italienischen Sängern concurriren wollte. Die Deutschen könnten nun einmal nicht singen, hieß es allgemein; ihre Sprache, die Rauhheit des Klimas, in dem sie lebten, die falsche Methode ihrer Gesanglehrer würde sie immer an einer vollkommenen Ausbildung hindern — und nun sollte sich eine deutsche Sängerin neben Rubini, Lablache, der Pasta und der Malibran behaupten!

Daß ihr die Italiener in Betreff der technischen Fertigkeiten überlegen waren, hat Wilhelmine Schröder-Devrient selbst erkannt und hat es in ihrer einfach bescheidenen Weise oft genug ausgesprochen. Ihre poetische Gestaltungskraft dagegen, die Gewalt ihrer Leidenschaft hat keiner derselben erreicht.

Rubini war Meister im Gesang und er wollte eben nichts Anderes sein. Die Wahrheit der dramatischen Darstellung war ihm Nebensache. In jeder Rolle blieb er der schöne, edle, gefühlvolle Rubini, dessen unvergleichliche Stimme jedes Herz bis in die tiefste Tiefe erschütterte. Wilhelmine erzählte oft, daß sie ihn nie ohne Thränen hören konnte.

Noch weniger als er hat Giuditta Pasta — die als Sängerin selbst von der Malibran nicht erreicht wurde, als dramatische Künstlerin geleistet. Die berühmte Frau war nicht schön; ihre Gesichtszüge waren scharf markirt, beinah männlich; die mittelgroße Gestalt war starkknochig, ohne Grazie; der gewöhnliche Gesichtsausdruck beinah finster. In höchster Nonchalance pflegte sie die Bühne zu betreten, wo sie sich ruhig im Hintergrunde verhielt, theilnahmlos für Alles, was um sie her geschah, bis an sie selbst die Reihe des Singens kam. Nun trat sie vor, mit nachlässig wiegendem Gang; ihr Gesicht erheiterte sich, und sie begann zu singen — zu singen freilich, wie es nach ihr keine Andere gethan hat. Dem wunderbaren Wohllaut ihrer mächtigen, umfangreichen Stimme kam die vollendetste Technik zu Hülfe. Die größten Schwierigkeiten waren ihr ein Spiel; je mehr sie sich häuften, um so mehr verklärte sich das Antlitz der Sängerin. Ob sie vor Liebeslust oder Verzweiflung sang, war ihr ganz gleichgültig. Sie war glückselig, wenn sie sang; ihre Seele wiegte sich voll üppigen Behagens auf den weichen, glockenreinen Tönen, und Alle, die sie hörten, ließen sich mit fortziehen wie in einen wonnevollen Traum. Daß die Künstlerin den dramatischen Theil ihrer Aufgabe ganz außer Acht ließ, fiel Niemand ein — wer hätte denken, kritisiren mögen, wenn die Pasta sang? So oft sie, das Ende ihrer Piece anzeigend, mit zurückgebogenem Kopfe dicht an die Lampen trat, die Hand wie zum Gruß nach dem Parterre ausstreckte und die dichten schwarzen Brauen in die Höhe zog — was sie in jeder Rolle that, als Semiramide sowohl, wie als Sonnambula, als Vestalin wie als Armida — brach das Entzücken der Zuhörer in donnernden Beifall aus.

Auch in Betreff des Costüms hatte die Pasta ihr Publicum nicht verwöhnt. Da es herkömmlich war, daß sich die Primadonna anders anzog, wenn sie eine Königin darstellte, als wenn sie die Rolle eines Landmädchens sang, so fügte sie sich dem Gebrauch. Aber daß sie in ihrem Costüm eine gewisse historische Wahrheit erstreben und durch dasselbe die dramatische Illusion verstärken müsse, fiel ihr nicht im Traum ein. Sie ging in ihrer Rücksichtslosigkeit und Bequemlichkeit so weit, daß sie als Sonnambula, wenn sie im Nachtgewand erscheinen mußte, nur eine weite, weiße Blouse über die vollständige Kleidung zog und sich so niederlegte. Zuweilen war diese Blouse zu kurz, sodaß die bunten Röcke darunter hervorkamen. Auch das war ihr gleichgültig — sie sang ihre Partie mit gewohnter Meisterschaft, und das sonst gegen jeden äußeren Verstoß so empfindliche Pariser Publicum vergaß alles Häßliche, Widersinnige in ihrer Erscheinung.

Maria Felicitas Malibran dagegen war nicht allein eine große Sängerin, sie war auch als dramatische Künstlerin bedeutend, und während sie die eigene Rolle in lebendiger Wahrheit, mit tiefer hinreißender Leidenschaft darstellte, erwärmte sie auch die Mitspielenden und zog sie mit fort, sodaß Leben und Zusammenhang in die ganze Vorstellung kam. Ihre Amina, ihre Rosine, ihre Desdemona waren Wesen voll Geist und Leben, an deren Existenz man glauben mußte, deren Glück oder Schmerz sie Allen verständlich machte. Als dramatische Sängerin überragte die Malibran alle ihre Vorgängerinnen und Zeitgenossen, bei der italienischen sowohl, wie bei der französischen Oper.

Aber nun erschien Wilhelmine Schröder-Devrient, und Maria Malibran mußte erkennen, daß ihr die deutsche Künstlerin nicht allein ebenbürtig, sondern in mehr als einer Hinsicht überlegen war. Wilhelmine debütirte als Doña Anna. Bei ihrem ersten Auftreten, als sie mit Don Juan ringend erscheint, war sie befangen. Die Kälte des Publicums, das ihr, wie schon gesagt, mit Vorurtheilen entgegen sah, wirkte lähmend auf sie zurück. Die fremde Sprache machte sie unsicher — schon sahen ihre Freunde Alles, was sie gefürchtet hatten, in Erfüllung gehen! Aber als nun Doña Anna mit Octavio zurückkehrend die Leiche des Vaters fand, sich mit dem herzzerreißenden Schrei: „Ma qual s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!" neben ihn niederwarf und ihre Klage um den Todten, ihren Racheschrei gegen den Mörder erschallen ließ, ging ein Schauer durch die ganze Versammlung. Eine solche Doña Anna war auf dieser Bühne nie gesehen worden. Nicht nur die beleidigte Frauenwürde, nicht nur der Schmerz um den ermordeten Vater, nicht nur das glühende Verlangen, sich zu rächen, sprach aus diesen Tönen. Es war das Verzweifeln einer stolzen, reinen Seele, die sich umsonst gegen die Macht der Leidenschaft sträubt. Wie sah man sie ringen gegen diese immer wieder aufflammende Liebe zu dem Verräther, den sie, gerade um dieser Liebe willen, mit um so unversöhnlicherem Haß verfolgt! Wie sah man sie sich anklammern an die Aufgabe, den Vater zu rächen, und wie sprach sich — als Don Juan endlich dem ewigen Verderben anheimgefallen ist — das Zusammenbrechen dieser gewaltigen Frauennatur in Haltung und Mienen, und vor allem in der wie aus gebrochenem Herzen hervortönenden Bitte aus: „Lascia, o caro, un anno ancora allo sfogo del mio cor." — Ein maßloser Jubel dankte der Künstlerin für ihre tiefpoetische Schöpfung, von allen Seiten flogen ihr Blumen zu, und das da capo-Rufen wollte kein Ende nehmen, während Zerline-Malibran vor Zorn und Eifersucht weinend hinter der Coulisse stand, mit zuckenden Händen ihren Busenstrauß zerriß und sich im Stillen gelobte, Alles daran zu setzen, um Wilhelmine Schröder-Devrient zu vernichten.

Schon den Winter zuvor, als Henriette Sontag die Pariser entzückte, hatte die ehrgeizige Frau, die Niemand neben sich dulden wollte, in ähnlicher Weise gelitten. Damals hatte sie ihrem Zorn durch allerlei spöttische, geringschätzige Bemerkungen Luft gemacht. Die Malibran war's, die von der Sontag sagte: „Sie ist groß in ihrem Genre, aber ihr Genre ist klein," eine Aeußerung, die so allgemeine Zustimmung fand, daß sich die eifersüchtige Künstlerin beinahe getröstet fühlte. Schlimmer erging es ihr mit Paganini, dessen Erfolge — obwohl sie nicht auf ihrem Gebiete errungen waren — sie abermals zur Verzweiflung brachten. Sie hatte von ihm gesagt: „Signor Paganini besäße zwar eine staunens-

würdige Fingerfertigkeit, durch die sich die Menge verblenden ließe; aber es fehle ihm an aller Wärme, und zu singen verstände seine Violine nicht." Paganini erfuhr diese Aeußerung und ließ die Sängerin fragen: „ob sie es auf einen öffentlichen Wettstreit ankommen lassen wolle; er wäre jeden Augenblick dazu bereit." Marie Malibran hatte darauf eine hochmüthig abweisende Antwort gegeben, konnte sich aber nicht verbergen, daß sie durch ihre unvorsichtige Aeußerung nur sich selber geschadet hatte.

Eingeschüchtert durch diese Erfahrung, beschloß die Malibran, Wilhelmine Schröder-Devrient mit andern Waffen zu bekämpfen, als mit Worten. Als die erste Aufregung vorüber war, sagte sie sich zum Trost, oder ließ sich von ihren Freunden einreden, daß Wilhelmine ihren Triumph nur der hervorragenden Rolle zu verdanken hätte, daß sie aber nicht im Stande sein würde, sich neben der berühmten italienischen Sängerin zu behaupten. Auf diese Ueberzeugung baute die Eifersüchtige ihren Racheplan.

Ihr Benefiz sollte in den nächsten Tagen stattfinden. Sie wählte dazu Rossini's Othello und behielt sich selbst die Titelrolle vor, während die Partie der Desdemona Wilhelmine Schröder-Devrient übertragen wurde. Auf diese Weise wollte sie zugleich die Unerschöpflichkeit des eigenen Talentes durch eine ganz neue Kunstschöpfung in's hellste Licht stellen und die ungetreuen Pariser überzeugen, daß die Desdemona der Malibran von keiner anderen Sängerin erreicht werden könnte.

Sie hatte sich verrechnet! Wilhelminens Desdemona war allerdings eine ganz andere, als die der spanisch-italienischen Künstlerin, aber sie war nicht minder wahr und schön, und das träumerisch Innige, das die deutsche Frau der Shakespeare'schen Desdemona abgelauscht hatte und das sie, trotz aller Leidenschaft des Ausdrucks, immer wieder anklingen ließ, verlieh ihrer Schöpfung einen unwiderstehlichen Reiz. Die Malibran dagegen erschien als Othello so unvortheilhaft als möglich; ihre zarte Gestalt, die im Männerkleide und neben Wilhelminens üppiger Schönheit fast dürftig erschien, paßte schlecht zu der gewaltigen Leidenschaft des Mohren, und die wunderbare Grazie, die der Künstlerin sonst eigen war, ging in den Uebertreibungen verloren, durch welche sie in dieser Rolle die Manneskraft zu ersetzen suchte. Ihr Augenrollen, Stampfen, Kopfschütteln, das Verzerren der feinen Lippen, das Ballen der kleinen Hände machte einen beinah komischen Eindruck, und sie hatte es nur der entschiedenen Vorliebe des Publicums, der Erinnerung an ihre anderen Leistungen zu verdanken, daß man sie nicht für ihren Mißgriff strafte. Ihre Freunde bemühten sich sogar, dem Beifall, den Wilhelme Schröder-Devrient erntete, das Gegengewicht zu halten — aber Marie Malibran war eine viel zu geistreiche Frau, um nicht zu verstehen, daß sie trotz dieses scheinbaren Erfolges eine Niederlage erlitt. Ihre Verzweiflung, ihre Wuth stieg von Scene zu Scene und beraubte sie endlich so ganz der Besinnung, daß sie zuletzt die todte Desdemona zu dicht an die vordere Lampenreihe schleppte und ihren Kopf so niederlegte, daß ihr der niedersinkende Vorhang unbedingt das Gesicht zerschlagen mußte. Glücklicherweise sah der Maschinist die Gefahr und ließ den Vorhang nicht nieder. Das Publicum, das erst applaudirt und herausgerufen hatte, stutzte, wunderte sich, wurde ungeduldig und rief, des Anblicks der Leiche müde: „à bas le rideau!" Wilhelmine lag in Todesangst, unverwandt zwischen den vorsichtig geöffneten Lidern zu dem drohenden Verhang emporstarrend. Plötzlich war es ihr, als sänke er tiefer und tiefer — sie ertrug die Angst nicht mehr und schob den Kopf so vorsichtig als möglich zur Seite. Aber das Publicum hatte die Bewegung gesehen und mißverstanden — man glaubte allgemein, Desdemona wolle sich überzeugen, ob Othello, bei dieser hartnäckigen Unbeweglichkeit des Vorhangs, seine Rolle als Todter noch immer fortspiele. Ein schallendes Gelächter brach los, während der Vorhang nun wirklich niedersank. Hatte Frau Malibran — wie Viele behaupten — ihren Fehler absichtlich begangen, so hatte sie erreicht, was sie bezweckte. Der Effect der Vorstellung war vollständig gestört. Sich in einen Wettstreit mit Wilhelmine Schröder-Devrient einzulassen, hat die Künstlerin aber nicht mehr unternommen. Ueberhaupt trat sie damals nur noch ein paar Mal in der Pariser italienischen Oper auf und ging im Januar 1832 nach Italien, wo sie sich mit dem Violinspieler Beriot vermählte.

Wilhelmine hat der Malibran trotz dieser Feindseligkeiten allezeit die begeistertste Anerkennung gezollt, und ihren frühen Tod — Marie Malibran starb in Manchester am 26. Septbr. 1836 — hat vielleicht keine ihrer Kunstgenossinnen so aufrichtig beweint, wie die von ihr gehaßte und verfolgte Schröder-Devrient.

In Paris blieb Wilhelmine, auch nach der Entfernung ihrer Hauptrivalin, von feindseligen Elementen umgeben. Spontini kam an die italienische Oper und benutzte hier, wie in Berlin, seinen ganzen Einfluß gegen die Künstlerin. Er vermochte die Pasta zurückzukehren und setzte es durch, daß ihr fast alle bedeutenderen Rollen übertragen wurden. Wilhelmine sah sich zu einer Unthätigkeit verurtheilt, die dieser strebsamen Natur im höchsten Grade peinlich war. So oft sie sang, erntete sie enthusiastischen Beifall, aber ihr Repertoir blieb auf wenige Stücke beschränkt, und so kam die Vielseitigkeit ihres Talentes nicht zur Geltung.

Obwohl sich Wilhelmine in diesen Verhältnissen sehr unbehaglich fühlte und mit sehnsüchtiger Ungeduld dem Ende ihres Engagements entgegensah, verkannte sie nicht, von welcher Bedeutung dies Zusammenwirken mit den besten Sängern der Zeit für ihre künstlerische Entwickelung war. Wie sie immer bereit war, das Gute anzuerkennen, war sie es auch, zu lernen und an sich selbst zu arbeiten. Rubini, die Pasta, die Malibran waren ihr Vorbilder im Gesang, denen zu folgen sie sich eifrig bestrebte — ein Streben, das der beste Erfolg belohnt hat.

Aber auch nach außen hin, für die Verbreitung ihres Ruhmes, war ihr das Engagement bei den Italienern von Nutzen. Monk-Mason, Director der deutsch-italienischen Oper in London, trat mit ihr in Unterhandlungen, und am 3. März 1832 wurde der Contract geschlossen, der sie für die Saison desselben Jahres (Mai und Juni) engagirte. Monk-Mason versprach ihr für die zwei Monate die Summe von 20,000 Francs und bewilligte ihr außerdem eine Benefizvorstellung, die im Mai oder Juni statfinden sollte. Sie mußte sich dagegen verpflichten, monatlich wenigstens zehn Mal zu singen und während der Dauer ihres Engagements auf keiner andern englischen Bühne aufzutreten. In Concerten und Privatgesellschaften zu singen, stand ihr frei.

Als Imogene in Bellini's Oper „il pirato" nahm sie Abschied von Paris — sie hat seitdem keine französische Bühne wieder betreten. Das Haus war überfüllt bei dieser Vorstellung — obwohl es die achte Wiederholung des Piraten war — der Applaus überstieg alle Grenzen. Mit Blumen und Lorbeeren beladen kam Wilhelmine in ihre Wohnung zurück.

Am folgenden Tage war in vielen Zeitungen ein Nachruf an die Scheidende zu lesen. In einem dieser Blätter heißt es: „Frau Schröder-Devrient hat in einer Weise von uns Abschied genommen, die sie uns ewig unvergeßlich machen wird. Wie hat sie die Angst der Mutter dargestellt, als Gualtiero droht, ihr Kind zu tödten; wie leidenschaftlich und doch wie maßvoll ist ihr Entzücken, als ihr der Pirat den Sohn zurückgibt! In dem großen Duett mit Rubini hat sie Alles übertroffen, was wir je gehört haben. — Gewiß, diese Frau steht als Künstlerin neben den größten Sängerinnen aller Zeiten — ihre Bescheidenheit aber hebt sie über alle Andern empor."

Aus der Vogelwelt.

Von Dr. A. H.

I. Wie die Vöglein Hochzeit machen.

> Die Vögelein im grünen Wald,
> Die wollten machen Hochzeit bald.
> Volkslied.

Georges Sand sagt unter Anderen in ihrer Histoire de ma vie: „Der Vogel ist, was der Künstler unter den Menschen," und ich kenne keine größere auf diesen Punkt bezügliche Wahrheit, mit weniger Worten ausgesprochen. Es ist in der That so. Der Vogel ist eine künstlerische Natur durch und durch, aller ihrer Flatterhaftigkeit, aller ihrer liebenswürdigen Launen, aller ihrer genialen Productivität und aller ihrer Grazie voll. Eine solche ist indessen immer schwer zu verstehen. Sie will mit

seinem, interessirtem Sinne abgelauscht sein. Ein freistehendes, halbverschneites Vogelnestchen im kahlen, entblätterten Strauche erzählt uns noch lange nicht die ganze Geschichte seines Ursprungs. Die ist ein Frühlings- und kein Wintermärchen. In den Frühling denn mit den Erinnerungen von vielen Jahren! —

Wenn die Rothbuche den durchsichtigen, grünlichen Schleier über das Haupt geworfen, wenn Schwadengras (Glyceria fluitans) und Binse vom dunklen Grunde empor nach dem warmen Lichte verlangend ihre Wurzelblätter ausstrecken und der wunderliche Huflattich die röthlichen Blüthenkolben, von keinem Blatte umfangen, wie Schachfiguren auf den feuchten, schwarzen Boden stellt, dann ist es bei den Vögeln schon lange Frühling geworden, auch ohne seine Hauptzeugen, das Schwalbenpärchen. Sie hatten ihres liebsten Freundes Nähe längst ahnend empfunden, wie eine begabte Natur die der andern. Aber wessen das Herz voll ist, deß geht der Mund über — und bei ihnen der Schnabel. Spatzen und Meisen fangen zuerst an. Ihnen geht's im März schon gut genug gegen den Winter. Das weiß auch die Goldammer auf der Dachfirste. Träumerisch läßt sie das Schwänzchen herunterhängen, hat das Gefieder aufgeblasen, und singt leise und so recht innig ihre kurze, rührende Strophe. Und wißt Ihr, was das Liedchen bedeuten soll? Es hat bei uns auch einmal ein Dichter dasselbe gesagt:

Wohl war uns der Winter ein harter Gast,
Den armen, den trauernden Vögeln verhaßt.

Das fällt dem Aemmerling wieder Alles ein, indem er so singt, wie er vor kurzem noch vor dieser oder jener Thüre gebettelt, und wie er vor der Scheune auf dem Zaune saß und so sehnsüchtig wartete, die Katze möchte endlich davongehen, damit er die von der Tenne springenden Körnlein auflesen könnte. Immer mehr vergrößert sich indessen von Tag zu Tag das Vogelconcert. Ein Zauberer hat mit seinem Stabe aufgeschlagen, daß sich die Tonwellen nun weiter und weiter verbreiten durch Wald und Feld, wie die Wogen um einen in's Wasser gefallenen Stein. Der Zauberer heißt Frühling, und jedes seiner Lieder ist ein Liebeslied.

Aber die anderen alle schwatzten nur von seinem beginnenden Regimente, wie die Nachricht von der Ankunft eines Fürsten murmelnd durch das Volk läuft. Da kam seine officielle Heroldin, die Lerche. Eine „tönende Rakete" steigt sie in die Wolken. Scharfen Auges bewacht sie das unter ihr liegende Feld. Soweit ihr Lied gehört wird, will sie auch das Land besitzen, den alten römischen Rechtssatz umkehrend und behauptend: cujus coelum, ejus solum. Mit Schnabelhieben und Spornstreichen werden die Nebenbuhler aus den Revieren vertrieben, bis endlich der Lenz jedem der noch übrigen Vagabunden ebenfalls die Heimath angewiesen hat, und nun Landfriede herrscht.

Mit Liedern ist um ein Weibchen geworben worden, unter Liedern ist das Nestchen erbaut hinter der schützenden Scholle. Und als sie das erste erdgraue Eichen hineingelegt, da war der Seligkeit kein Ende. Bis es im Abendrothe schwimmt, und die Felder unten schon alle dunkel sind, jubelt das Männchen noch oben in den Wolken. Aber zuletzt muß es doch herab; denn was ausgegangen von der Scholle, muß immer wieder dahin zurück. Doch so schnell kann der begeisterte Vogel noch nicht zu irdischem Schlafe die Augen schließen. Ueberall auf der Brache singen die Lerchen noch fort — Hunderte — leiser zwar ein wenig und träumerischer, doch fast wunderbarer und süßer, als oben fern am Himmel. Es ist, als hätten sie ihn zur Nacht mit sich auf ihren Flügeln heruntergetragen, daß er sich unmittelbar auf die müde Erde decke, und als sängen sie nun noch fort, wie zwischen den Wolken, die als Nebel die Häupter der stillen, kleinen Blumen streifen.

Und allmählich erlöschen die Lerchenstimmen, eine nach der andern, wie die Lichter in den Dörfern gegen Mitternacht hin. Wie die Lerche ihren Nistplatz, wenn auch nicht erobern, so doch behaupten mußte gegen Andere ihresgleichen, so geht es ebenfalls bei den übrigen Vögeln zu. Jedes Lied, möge es vom Wipfel der schlanken Tanne herab ertönen, oder aus dem dichten Rohrwalde des Stromes, von der unfruchtbaren Felsenkuppe, mit spärlichem Grase bewachsen, wie das Haupthaar eines Greises, oder aus dem blühenden Apfelbaume, — jedes Lied war ein Kriegslied und ist ein Triumphgesang geworden.

Aber wie glücklich sind die Vögel nicht daran! Jede schmetternde Fanfare, die dem Feinde sagen soll: „wahre Dich, hier wohnt schon ein Herr!" lockt zu gleicher Zeit die Liebe, daß sie komme und ein Nestlein baue. Und wenn die Männchen auf dem Zuge zusammen gegen Abend eingefallen sind und zu singen anheben im Liederstreit, eines immer süßer, als das andere, dann kommt sie auch über Nacht und im Traume, wie in jener hebräischen Sage. Stille hat sich das schönste Weibchen, das weiblichste, zu dem besten Sänger, dem männlichsten, begeben, und fort ziehen sie am anderen Morgen mitsammen, bis wo die Haide mit der verblühten Erica vom vorigen Jahre, das weite Stromufer oder der stille Waldfleck wieder einem Paare frischer Vogelherzen Schauplatz ihrer Liebe und ihres Lebens werden soll.

Möge das starke Geschlecht nach draußen hin seinen Kampf haben und seine Lieder: anspruchslos, wie sogar in den unscheinbaren Farben des Kleides, schaffen die Weibchen emsig und ruhig die Wiege für die Kleinen. Da wird jeder Vogel dreister und zutraulicher. Auf den Waldwegen sitzen die Finken, Meisen und die kleinen Sänger und zupfen die Halme und festgefahrenen Federn aus den Wagengeleisen, oder spähen nach ausgefallenen Haaren auf den Viehtriften. Der Weih (Milvus regalis) schleppt die wunderlichsten Raritäten aus der Nähe der Dörfer herbei, Alles, was nur irgend weich zu sein verspricht, ordnungslos in seinem Horste zusammenpackend. Grasbüschel, ein alter Eichkatzenschwanz, den vielleicht der Baummarder von seinem Fraße übrig gelassen, Lappen und Papierfetzen finden sich hoch oben in der luftigen Nachbarschaft wieder, und einmal fiel dem Schreiber dieses aus einem solchen Horste sogar ein veritabler ländlicher Liebesbrief in die Hände, wo noch deutlich zu lesen war, wie sie sich nach ihrem lieben Martin sehnt, der jetzt in Berlin „bei das achte Regiment" steht.

Maigrün ist die Welt, alles Leid des Winters ist vergessen, und der Schnee, der jetzt noch fällt, stäubt von den Aepfelbäumen oder den Schlehdornhecken. Und mitten in all dieser blühenden Pracht, diesem Königreiche von Licht, Farbe und Duft, sitzt der Vogel mit der jauchzenden Kehle, Reichsherr und Reichsherold zugleich. Aber wenn auch die ersten lauten Frühlingstöne der Standvögel schon an warmen Februartagen einen Glauben verriethen, der fast Berge versetzen konnte, der Liebe hatten sie doch mehr, und sind kein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Die Liebe aber ist überall ein Kind des Geheimnisses.

Da huscht es denn durch die blühenden Büsche, da arbeitet es an heimlichen Stellen auf den Wiesen, und macht eine Kuhfährte größer und dreht mit Brust und Steiß, damit das Loch rund und glatt werde, damit es mit den paar Halmen ausgelegt werden könne, auf denen die vier Eier, alle mit den Spitzen nach innen, liegen sollen. Da gräbt sich's sogar mit zartem Schnäbelchen und Füßchen tief in die Erde, wie die Uferschwalben, die sonst um die Sonnenstrahlen über den Stromspiegeln flattern. Da hat es heimlich sogar zu dem Zweige, der sich über unserem Fenster dicht an das Haus lehnt, Halme und Federn getragen, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten, bis der Winter mit den hämischen Händen das kleine Geheimniß zerzupfte. Die Spechte haben die Stämme bis zu ihrem Kerne für die zu erwartende Nachkommenschaft ausgemeißelt, und die Kleiber (Sitta caesia, Meyer) in den vorjährigen Wohnungen die Hausthüren wieder halb zugeklebt, wenn sie für ihre Feinde auch weit genug waren. Und wie zierlich haben sie aus Halmen und Federchen geflochten, wie glatt und rund und nett in die Erde oder in die Stämme gebohrt! Ihr Haus und ihr Kleid, ihr Lied und ihr Leben, Alles athmet Anmuth bei den Vögeln.

Und wenn ein Vöglein wirbt! Wie da das Männchen sich so schmiegt und wendet um seine Liebe herum, wie es da so süß singt, so gut es die kleine Kehle eben vermag, wie es da dem Baumaterialien herbeischleppenden Weibchen entgegenfliegt und ihm schäkernd zum Neste folgt, dann über dem ordnenden und flechtenden auf die blühenden Zweige hüpft, und wie aus seinem vollen Herzen der Jubel hervortönt, für den nur einer bevorzugten Menschenbrust ähnliche Laute beschéert worden! Wehe der Hand, die sich frevelhafter Weise an einem Vogelneste vergreift!

Maigrün ist die Welt. Alle Vögel singen, und das rothe Abendlicht tanzt nach ihrem Liede in den Baumkronen. Immer dunkler wird es und leise rauscht es in den Wipfeln. Langsamer folgen die Strophen allmählich und langsamer, bis eine nach der andern ganz ausbleibt. In den Fliederbüschen am Gartenzaune schlägt zuletzt noch die Nachtigall allein. Warm, dunkel und feucht kommt die Nacht gezogen, und immer heißer athmet der Flieder seine Düfte, und immer mächtiger singt der Vogel, daß man fast

zu hören vermeint, wie ihm die Brust vor Wonne und Wehmuth springe. Drüben im Dorfe haben sich alle Thüren längst geschlossen. Einzelne trübe erleuchtete Fenster, hinter denen der Schmerz der Krankheit sich ruhelos auf dem Lager wälzen mag, bohren sich noch in das Dunkel hinein. Hin und wieder bellt ein Hund kurz auf. Die Dorfstraße ist öde und still, nur der Wind treibt kräuselnd ein Paar Halme daher. Vom andern Ende hat der Nachtwächter bereits sein Sprüchlein hergesungen, und selbst das leise Rauschen des Windes ist verweht. Da hebt die Nachtigall von Neuem an. O, wer sie so niemals gehört, der kennt ihr Lied gar nicht. Ihm darf nicht einmal der Mond leuchten, damit es mit seinen Schwingen, die gewaltiger als die des Adlers, um das in Duft und Dunkelheit beklommene Herz sich schlage, so schauerlich und süß, wie die Natur selber, in der Tod und Leben ja so eng an einander liegen.

Aber die Hähne krähen schon einzeln, und die Haidelerche am Waldrande ist hoch in die Luft dem jungen Tage entgegengeflogen, der wieder kommt, seine Sonne bis zum nächsten Abende leuchten zu lassen über der Vöglein Lieben und Leben.

II. Wie die Vöglein ihre Brut erziehen.

> Und wenn der Tag geschieden,
> Dann eilen wir zufrieden
> Zurück zu unsrer Mutter Schooß.
> Das ist das Loos
> Der kleinen bunten Sänger,
> Je länger
> Je lieber süßes Loos!
>
> Ernst Schulze.

Du hast gewiß schon einmal ein aus dem Neste gefallenes Vöglein gefunden, lieber Leser. Ist Dir nun da nicht der große Unterschied zwischen einem solchen und den auf dem Hofe umherlaufenden Küchlein oder jungen Entlein aufgefallen? Gewiß. Du wirst die richtige Bemerkung gemacht haben, daß das erstere der beiden jungen Vögelchen von den Eltern eine geraume Zeit noch gefüttert wird, ehe es flugbar das Nest verlassen kann, während die Küchlein oft mit der halben Schale auf dem Rücken in die Welt hineinlaufen, und emsig scharrend und umherspähend selbst ihr täglich Brod verdienen. Es wird Dir ferner aufgefallen sein, daß das junge Schwälbchen oder Spätzlein fast noch ganz nackt war, als Du es in die Hand nahmst, hin und wieder nur mit etwas spärlichem weißen Flaume bedeckt, während die Entlein oder Küchlein einen dichten gelben oder grünlichen Pelz trugen, der, verbunden mit der Wärme unter den Flügeln der Mutter, vor Nässe und Kälte hinreichend schützte. Dergleichen Brut, wie die der Schwalben und Spatzen, und andererseits wie die der Hühner und Enten, gibt es nun mehr, und diejenigen, welche ihre früheste Jugend nach der ersteren Art verleben, nennt man mit einem Worte Nesthocker (Insessores), während die letzteren Nestflüchter (Autophagi) heißen.

Uebrigens macht hier die Natur durch Uebergänge öfter Ausnahmen von ihrer eigenen Regel, wo sie es zu ihren Zwecken gerade braucht, und so finden wir mitten unter den Nesthockern das vollständige Dunenkleid der Nestflüchter (z. B. bei den Raubvögeln) und unter diesen wieder das lange im Neste Verweilen der ersteren (z. B. bei den Reihern, Scharben [Halieus]). Milch haben die Vögel nicht, um mit diesem Nahrungsmittel ihre Jungen aufzuziehen. Es muß daher irgend etwas vorhanden sein, was diese Stelle vertreten kann. Das sind denn vor allen Dingen die Insecten. Nestflüchter daher, wie Nesthocker können im Ganzen und Großen dieselben als erstes Futter durchaus nicht entbehren, und diejenigen Küchlein unserer Höfe, welche ab und zu eine Spinne oder einen Regenwurm (wenn auch beides gerade keine Insecten, so doch als Nahrungsmittel diesen sehr ähnlich) erwischen können, gerathen immer besser, als wenn sie nur Vegetabilien vorgeworfen erhalten. Wo Nesthocker indessen niemals Insecten füttern, wie die Tauben es thun, da bereiten die Alten in ihrem Kropfe aus den Körnern schon vorher einen milchähnlichen, leicht verdaulichen Brei, der mit zunehmendem Wachsthum der Jungen auch derber und kräftiger wird, und sich bei deren Flugbarkeit schon nicht mehr von den um diese Zeit fast reifen Sämereien der Leguminosen, der Cruciferen und Euphorbien unterscheidet, welche hauptsächlich die Nahrung unserer wilden Tauben ausmachen.

Der Schauplatz des Lebens der Nesthocker ist nun, wie dies wohl leicht einzusehen, hauptsächlich Wald und Busch, während den Nestflüchtern das Feld, die Wiesen und die Ufer der Gewässer angewiesen sind. Alles, was unter'm grünen Laubdache zwitschert und singt, hat im Moose, zwischen Baumwurzeln, im hohlen Stamme oder in den Zweigen bis zum Gipfel hinauf sein Nestchen an irgend einer verborgenen Stelle, die meistentheils mit wunderbarer Präcision ausfindig gemacht worden ist, da ja hierin der ganze Schutz des ersteren besteht. Ueberall steckt denn so eine kleine Räuberhöhle mit mindestens vier unersättlichen Rachen, denen fortwährend gefangene Insecten zugeschleppt werden, um in diesen Schlünden spurlos zu verschwinden. Ein Schnäbelchen voll ist auf einmal nicht viel, aber es wird viel durch die Zahl der Angreifer und die Dauer, in welcher der Krieg geführt wird. Es wäre in der That sehr gefährlich, hier durch eine Schwächung der dem Menschen freundlichen Partei ein Uebergewicht auf der entgegengesetzten Seite hervorzurufen. Indessen taugen die lustigen Schwingenträger nur für das Tirailleurgefecht, und ein Kampf in geschlossenen Reihen sagt ihrer Natur nicht zu. Wenn daher aus Mangel an vernichtenden Schnäbeln oder aus irgend welchen anderen geheimen Ursachen ein Ueberfluthen lebendigen Stoffes, wie Buffon es nennt, stattfindet, wenn der Fraß etwa des Maikäfers, der Nonne (Liparis Monacha), des Schwammspinners (L. dispar) oder der Processionsraupen (Gastropacha processionea und G. pinivora) überhand nimmt: dann fliehen die Vögel die kahl zerfressenen Orte, anderen Mächten den Streit überlassend, den sie selber jetzt nicht mehr zu bestehen vermögen. Der lichte Wipfel kann ihre Nester nicht mehr verbergen, und in Massen verzehren nur sehr wenige Vogelarten die haarigen Raupen oder die großen Käfer. Spanner (Geometra) und Wickler (Tortrix), sowie die glatten After-Raupen der Blattwespen (Tenthredo) sind ihre Lieblingsspeise, und diese Thiere müssen ebenfalls vorkommen, da der Hunger der Vögel mit dem hurtigen und wie durch eine innere Angst beschleunigten Fraße des herausgezogenen Heeres doch nicht gleichen Schritt halten kann.

Doch kehren wir zu den Vögeln und ihren Nestern zurück. Es ist eine eigene, sorgsame Wirthschaft bei diesen Thieren, die, hinsichtlich ihres lockeren Federkleides, das nur durch dichte Ueberdachung und Anschließung der einzelnen Theile über und neben einander seinen Zweck der Erwärmung des Körpers erreichen und besonders die Möglichkeit des Fluges verschaffen kann, auf die exacteste Reinlichkeit angewiesen sind. Mögen Specht und Meise noch so tief durch ihr gemeißeltes oder sonstwie entstandenes Loch in den gehöhlten Baumstamm hineingegangen sein, immer werden ihre Jungen reinlich gebettet liegen. Jedes Krümchen Koth trägt die Mutter mit dem Schnabel zum Flugloche hinaus. Wenn der Wiedehopf, der durch seine Stänkereien zum Sprüchwort geworden ist, hierbei eine Ausnahme macht, so ist der Grund davon wohl hauptsächlich in dem langen, dünnen Schnabel desselben zu suchen, der, schwach außerdem noch an der Spitze, ein Herumsuchen in der Bruthöhle nicht gestatten würde. Daß übrigens die jungen Wiedehopfe nur kurze Zeit, nachdem sie flugbar geworden, sowie die Alten nur während des Brütens und der Jungenpflege auf eine so mephitische Weise parfümirt sind, kann auf das Bestimmteste versichert werden. Bei den Vögeln, welche nicht in Höhlen brüten, ist das Hinaustragen des Kothes nicht weiter nöthig, indem hier die Jungen selber für Entfernung desselben sorgen, welches Geschäft manche äußerst komische Position zur Folge hat. Aber selbst bei denjenigen Nesthockern, welche auf der Erde bauen, findet man keinen Wall von Excrementen um die Wohnung her, indem auch hier der größte Theil derselben von der sorgsamen Mutter entfernt wird, der der Instinct sagt, daß in verdorbener Luft keine Jungen gesund und fröhlich aufwachsen können. O, warum besitzen so viele Weiber (nicht Weibchen!) unserer eigenen, ebenfalls nesthockenden Species nicht denselben Instinct? —

Sind die Federstoppeln größer und größer geworden, haben sich die Flügelchen ein wenig entfaltet, und ist das Schwänzchen bereits einige Linien lang, so richtet sich schon hin und wieder einer der kleinen Insassen der Nester keck über seine Nachbar- und Brüderschaft auf, langsam gähnend und das Flügelchen reckend, als fange es ihm bereits an, gar sehr langweilig zu werden. Die Jungen der Raubvögel zerreißen in diesem Stadium schon selbst die ihnen vorgeworfene Beute. Endlich ist die Brut flugbar geworden. Das stärkste erhebt sich eines schönen Vormittags zuerst auf den Rand des Nestes, reckt noch einmal die Flügel, setzt zum Sprunge an und flattert hinüber zu dem kaum mehr als

eine Spanne weit entfernten nächsten Äste. Ha, wie sieht da die Welt schon ganz anders aus! Der benachbarte Baumstamm hatte ja vorher die Aussicht auf ein so mächtig großes Stück derselben verbaut. Die Mutter kehrt mit Aetzung zurück, nicht wenig erstaunt, zum ersten Male außerhalb der Wohnung angebettelt zu werden. Aber in derselben ist ihr bereits Alles schon aus dem Schnabel genommen worden, und der Guckindiewelt hat nichts bekommen.

Das scheint ihm denn doch ein bedenklicher Umstand zu sein, und er hüpft wieder auf den Nestrand zurück, versuchend, sich in die Gesellschaft der Geschwister einzudrängen. Aber diese haben es unterdessen gar nicht so übel gefunden, ihre wohlgenährten Bäuchlein etwas behaglicher in dem reichlicher vorhandenen Raume auszudehnen. Der kühne Auswanderer sieht sich auch hier abgewiesen, macht aber bald, vermöge seines glücklichen Temperaments, gute Miene zum bösen Spiele und erwartet geduldig den restaurirenden Schnabel eines der beiden Alten so nahe als möglich beim Neste. Als dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, erhält auch er wieder seine Portion und schluckt sie vergnügt hinunter.

Indessen böse Beispiele verderben gute Sitten, und bald folgt wieder ein Vöglein seinem älteren Bruder und hüpft über den Nestrand hinaus. Jetzt verstehen auch die Alten den Fortschritt der Jugend, und die Flüchtlinge vor der Thüre werden ebenfalls bedacht. Diese lernen übrigens sehr schnell ihren Vortheil kennen und hüpfen den mit Aetzung herbeieilenden Alten bereits von ferne entgegen, mit der rührendsten Grazie um die köstlichen, herzerfreuenden Leckerbissen bittend. Da tritt denn ein umgekehrtes Verhältniß, wie früher, ein, und die jüngsten müssen bald machen, daß auch sie das Nest verlassen, um nicht zu großen Nachtheil zu erleiden.

So zerstreut sich denn die ganze Gesellschaft bald in die nächsten Büsche oder Wipfel, immer weiter sich von ihrer Wiege entfernend. Schreiten die Alten zu keiner ferneren Brut, so ziehen sie wohl mit ihrer diesjährigen Familie umher. Im umgekehrten Falle aber ist das alte Band schnell zerrissen, und in dem Revier, in dem das folgende Nest begonnen wird, sind die flüggen Jungen ebenso gut Fremde und Eindringlinge geworden, wie jeder andere Vogel derselben Art.

Anders geht es freilich bei den Nestflüchtern zu. Hier laufen die Jungen, sobald sie das Ei verlassen, meistentheils gleich mit der Mutter nach Nahrung aus. Sie werden nur vor Nässe und Kälte unter den schützenden Flügeln bewahrt und vor Feinden gewarnt. Für das Uebrige müssen sie selber sorgen. Da kriechen sie denn bei Annäherung eines Weihen oder eines vierfüßigen Schnapphahns wie die Mäuse unter das dichte Gras oder das Kraut, durch die dunkle Farbe des Rückens ihrer ganzen Umgebung sehr ähnlich sehend, dicht an den Boden geschmiegt, lautlos und unbeweglich in dieser Stellung verharrend und nur mit den glänzenden Augen verstohlen umherschielend. Die Gefahr ist glücklich vorüber, die Alte lockt zum Aufbruche, und die kleine Schaar ist bald wieder um diese versammelt, die keins ihrer Lieben vermißt.

Wie sehr die Farbe dabei eine schützende Rolle spielen muß, kann man besonders bei den kleinen Regenpfeifern sehen, von denen der eine, Aegialites minor, hauptsächlich auf dem kahlen, öden Sande der Fluß- oder Seeufer lebt. Hier kann man wohl die winzigen, kaum drei Finger hohen Jungen an den weißen Unterseiten erkennen, wenn sie lustig umherlaufen. Bei einer Gefahr drücken sie sich aber nur auf den freien Sand, auf diese Weise ein graues kleines Häufchen bildend, das fast wie ein Kiesel oder eine Kröte aussieht, und in dem wohl so leicht Niemand ein niedliches Küchlein ahnt. Hat man trotzdem das widerstandslose, ängstlich zirpende Thierchen ergriffen, so kommen die Alten, besonders das Weibchen, ganz nahe herbei, langsam und wie halbgelähmt, ein kurzes Streckchen über dem Boden dahinflatternd, oder sich wirklich lahm stellend, und vor dem Feinde mit herabhängenden Flügeln herhinkend, die Verfolgung allein auf sich zu lenken versuchend.

Oft nistet die Märzente (Anas Boschas) weit ab vom Wasser und muß zu Fuß ihre Wanderung nach demselben antreten, umgeben von ihrer wackeligen und wie die Flöhe herumhüpfenden und nach vorüberfliegenden Insecten schnappenden Brut, die besser mit dem fremden Terrain fertig wird, als die Alte selber. Einzelne Nestflüchter, die trotzdem angewiesen sind, ihre Jungen nicht im Neste groß zu ziehen, brüten sogar in und auf Bäumen, wie der Gänsesäger (Mergus Merganser) und der grünfüßige Wasserläufer (Totanus ochropus), der am liebsten alte Drosselnester bezieht. Da macht denn die Mutter kurzen Proceß mit den ausgekommenen Küchlein, einzeln jedes mit dem Schnabel beim Halse ergreifend und mit demselben hinabfliegend, es säuberlich auf den Boden niedersetzend, bis sie alle unten sind und oben nichts mehr zirpt.

Machen die Nestflüchter keine Brut weiter, wenn die Jungen der letzten vollkommen flugbar geworden sind, so bleibt auch hier, wie bei den meisten Nesthockern, die Familie beisammen, zu welcher später noch andere stoßen, wie denn die Vögel der ersteren Kategorie stets eine größere Neigung zur Geselligkeit zeigen, als die der letzteren. Zuletzt wird der Herbst rauher, und je nachdem einer Art die Nahrung früher oder später beginnt auszugehen, machen sie sich schneller oder langsamer auf die Streife nach derselben, oder gehen ganz auf und davon über das Meer. Wie's dabei zugeht, erzähle ich Dir vielleicht ein ander Mal, lieber Leser.

Berliner Bilder.

Von E. Kossak.

Nr. 9. Oeffentliche Charaktere.

Je weniger scharf sich der Begriff definiren läßt, den man in der Zeitungssprache mit den von uns als Ueberschrift gewählten Worten verbindet, mit desto geringerer Besorgniß erlauben wir uns, zu einem besonderen Zwecke eine willkürliche Anwendung derselben zu machen. Wir verstehen unter „öffentlichen Charakteren“ nicht allein diejenigen Personen, welche durch anhaltende, krampfhaft angestrengte Thätigkeit ihrer Rede- und Schreibwerkzeuge einen gewissen Ruf in der Welt erlangt haben, und von der Menge fortwährend beobachtet und kritisirt werden, sondern auch jene Individuen, die ohne sonderliche Mühen und Talente, nur durch die Bosheit des Geschicks sich an die Oeffentlichkeit hinausgeworfen und den Blicken Aller bloßgestellt sehen.

Wir reden deshalb nicht von berühmten Ministern und Abgeordneten, vielgenannten Kanzelrednern und Mimen, geschätzten Schriftstellern und Gelehrten, sondern nur von mehreren öffentlichen Charakteren, denen wir täglich auf der Straße begegnen und so manche humoristische Belehrung über die Eitelkeit des menschlichen Lebens verdanken. An der östlichen Ecke des Museums, der ehemaligen Börse gegenüber, hat sich eine stattliche Obstfrau niedergelassen. Ihr von dem Witterungswechsel scharf mitgenommenes Gesicht zeigt einen trotzigen, die vornehme Welt verachtenden Ausdruck, man sieht ihr die Wohlhabenheit an, und aus ihrem Gebehrdenspiele spricht deutlich etwas, das den Liebhaber frischen Obstes abmahnen kann, von ihren festen Preisen etwas abhandeln zu wollen. Von dieser Dame wollen wir nicht reden, da sie, wenn auch eines der ausgezeichnetsten Exemplare, doch zu jener Gattung öffentlicher Charaktere gehört, die schon allzuoft beschrieben worden ist. Aber dicht neben ihr, in der Richtung nach der großen Treppe des Museums, hat sich der Mann angesiedelt, welchen wir, als den Einzigen seiner Art in Berlin, portraitiren wollen. Unser Freund L. Löffler ist uns dabei, wie der Holzschnitt zeigt, behülflich gewesen. Der Mann, von dem wir sprechen, ist ein alter Herr von hoher Gestalt, dessen dürftige und abgetragene Kleider mit einem Rest von seinen Manieren auf eine tragische Weise contrastiren. Offenbar hat er sich hart neben der stattlichen Obstfrau angesiedelt, weil ihre zungengewappnete Nähe ihm Zutrauen eingeflößt und Schutz versprochen hat, und wirklich scheinen ihre gerunzelten Augenbrauen sagen zu wollen: „Kommt meinem alten Schützling nicht zu nahe, ihr Straßenbuben und Taugenichtse, wenn ihr es nicht mit mir zu thun haben wollt.“ Unser alter Herr treibt nämlich ein Geschäft, das sichtlich des Schutzes einer starken Nachbarschaft oder angrenzenden Großmacht bedarf, wenn es nicht zu einem Gespött der Muthwilligen werden soll: er ist Menageriebesitzer. Nicht etwa in dem verwerflichen Sinne

jenes polnischen Juden, der zu seinem Collegen, dessen Sinn nach dem Besuch der Kreuzberg'schen Menagerie stand, entrüstet über die unnütze Geldausgabe sagte: „Was willst Du in der Menagerie? Hirsch Bär Wolf heißt Du, Wanzen, Flöhe und Läuse hast Du, ein Sch......d bist Du, hast Du doch schon allein eine ganze Menagerie an Dir!" Nein, der ehrwürdige Alte hat nichts gemein mit diesen beiden frivolen Verächtern der Zoologie, deren unsaubere Reden wir nur bange citiren; er besitzt eine wirkliche Menagerie. Zwar reicht sie nicht an den Berliner zoologischen Garten, aber sie vertritt doch immer eine gewisse wissenschaftliche Richtung; sie will die Menagerie des Kleinen und Curiosen in der Natur sein.

Der Alte zeigt sich nicht an jedem Tage mit seiner Menagerie öffentlich. Er ist ein Feinschmecker im Punkte der frischen Luft, und liebt Sonnenschein und blauen Himmel. Mehrere Grade Kälte pflegen ihn und seine Thiere noch nicht nach Hause zu treiben. Wenn man sich ihm nähert, bemerkt man anfangs noch nichts von einer Menagerie. In gerader Haltung geht der Alte vor dem Gitter auf und ab, und wirft Seitenblicke auf die Spaziergänger. Er beobachtet, ob sich nicht irgend ein Neugieriger einfinden und ihn um Erklärung der Thiere ersuchen wird. Nichts ist zu sehen, als eine Anzahl schmutziger Kästchen mit einzelnen Luftlöchern. Doch nein, an einem dieser Kästchen ist der Schieber aufgezogen, und man erblickt einen bunten Vogel, der einen sanften Anflug von Lebensüberdruß zur Schau trägt und zuweilen leise einen melancholischen Ton als den Rest seiner ehemaligen Jugend- und Waldmusik ausstößt. Dieser Vogel ist anscheinend der abgehärtete Vogel der Menagerie, dem die nordischen Lüfte nichts mehr anhaben können. Wir irren jedoch: indem wir unmittelbar in die Nähe treten und über die Köpfe eines halben Dutzend kleiner neugieriger Jungen sehen, bemerken wir einen noch abgehärteteren Bewohner der Lüfte, auf den die gespannteste Aufmerksamkeit der Jugend gerichtet ist. Er soll wahrscheinlich, gleich den Papageien, Arras und Kakadus der Menagerien, auf Jahrmärkten die Neugier der Menge im Allgemeinen anreizen, und erfüllt diesen Zweck vollkommen. Wenigstens verwendet die versammelte Jugend kein Auge von ihm und prägt sorgsam sein Aeußeres ihrem Gedächtnisse ein. Dieser Vogel ist eine ganz kleine Gattung der Waldeulen und wird von dem Menageriebesitzer als strix passerata bezeichnet. Strix passerata ist leider höchst rupfig und mit Rücksicht auf die Strenge der Witterung ganz ungenügend befiedert. Sie sitzt bald auf dem Deckel eines Kästchens, bald auf einer Eisenspitze des Gitters, welches das Museum umgibt, und ist durch ein dünnes, am Fuße befestigtes Kettchen an der Entweichung gehindert. Einzelne Federn stehen ungemüthlich aus ihrem Schwanze und den Flügelenden hervor, auf dem Kopfe hat sie einen kahlen Fleck. Mit offenbarem Mißbehagen kauert sie sich in ihrem traurigen Gefieder zusammen, und betrachtet argwöhnisch die Buben, welche unverkennbar die nächste günstige Gelegenheit, sobald der Alte wegsieht, wahrzunehmen und unsere arme strix rasch einer der eximirten Federn zu berauben gedenken.

Da der Alte den bösen Sinn der Buben längst erkannt hat, läßt sich ihr Vorhaben nicht leicht ausführen. Er hat die Augen überall und stößt von Zeit zu Zeit mit leisem seltsamen Tone den Warnungsruf aus: „Nicht anfassen! nicht anfassen!" Doch nicht er allein, auch strix passerata merkt scharf auf, und zuweilen verräth der Schreckensruf eines der Jungen, den sie in den Finger gebissen hat, daß wieder ein Attentat gegen ihre Federn unternommen worden ist. Bald veredelt sich aber die Gesellschaft. Ein Herr in groben, aber reinlichen Sonntagskleidern, vielleicht ein kleiner Handwerker oder Fabrikarbeiter, tritt mit seinem Sohne näher und gedenkt ihm, möglicher Weise zur Feier seines Geburtstages, die Menagerie zu zeigen. Der Alte kennt den Herrn seit geraumer Zeit; ihre Sympathien sind auf denselben Punkt der Zoologie gerichtet. Auch der Handwerker liebt kleine curiose Bestien und beherbergt in großen, mit Leinwand zugebundenen Glasgefäßen eine Anzahl Eidechsen und Schlangen. Jetzt enthüllt der Alte mit freundlichem Lächeln seines gekupferten Gesichtes die naturhistorischen Schätze und erklärt sie mit jener Monotonie, welche immer von der allzuhäufigen Wiederholung auch der geistreichsten Gedanken und interessantesten Thatsachen herzurühren pflegt. Der Handwerker aber zeigt seinem Knaben sehr genau die Sehenswürdigkeiten, während der Alte jedes Kästchen so zu halten und zu drehen weiß, daß kein Unberufener einen unentgeltlichen Blick hineinzuwerfen vermag.



Der Menageriebesitzer.

Da ist in erster Reihe der schwarze Kanarienvogel, eine sehr seltene Spielart, dann ein Kästchen mit weißen Mäusen, dann ein Thier, welches so zahm ist, daß es nach vollendeter Mahlzeit, wie der Alte mit der Genugthuung eines glücklichen Erziehers sagt, „in sein Local freiwillig zurückkehrt". Aufsehen bei dem Knaben erregt namentlich der Siebenschläfer, so genannt, „weil er sieben Monate im Jahre schläft". Er betrachtet ihn mit stillem Neide und verzeiht es ihm nicht, daß er selber von seinem zärtlichen Vater schon um sechs Uhr Morgens gewaltsam aus den Federn hervorgeholt wird. Dann folgt ein Kästchen mit kleinen Schlangen, die zum Schutz vor der Kälte mit einigen Lappen bedeckt sind. Der Menageriebesitzer schildert sie als nicht giftig, bezeichnet sie aber doch als bedenkliche und nicht zuverlässige Thiere, vor deren näherem Umgange der Deutsche gewarnt werden muß. Die zur Schaustellung herangezogenen Thiere wissen leider die ihnen angethane Ehre nicht zu schätzen. Sie befinden sich in einem Zustande von Widerwillen gegen den Umgang mit Menschen und stiller Selbstbeschaulichkeit; man wandelt nicht ungestraft unter Palmen und Professoren, aber man steckt auch nicht ungestraft in kleinen schmutzigen Kästchen. Der alte Menageriebesitzer beobachtet aber, während seiner gelehrten Auseinandersetzung, die vorüberwandelnde Menschheit, und wirft Jedem, der es wagt, zu lächeln, einen scharfen, mißbilligenden Blick zu. Es schwebt etwas Räthselhaftes um den Mann, er spricht mehrere neuere Sprachen, und ein dunkles Gerücht gibt ihn für einen ehemaligen Officier aus, der durch merkwürdige Lebensschicksale in diese abenteuerliche Lage gebracht worden sein soll. Uebrigens ist er ein Unicum; die Gattung stirbt mit ihm aus.

Der „ewigen Musikanten", wie wir die im Thiergarten den Leierkasten drehenden Invaliden nennen wollen, sind dagegen immer mehrere. Als öffentliche Charaktere betrachtet, sind sie noch öffentlicher, als der Menageriebesitzer, da sie alle leidlich heitere Stunden des Jahres auf ihren Posten zubringen. Auch kann ihre Gattung nicht aussterben, denn sobald einer von ihnen das Zeitliche segnet, ertheilt die hohe Obrigkeit einem Andern die nothwendige Concession zur Ausübung seiner wilden Musik. Es scheinen nicht sowohl Verdienste auf dem Schlachtfelde zu sein, welche zur gnä-

digen Ertheilung der Erlaubniß, das öffentliche Mitleid durch den Leierkasten ansprechen zu dürfen, veranlaßt haben, als vielmehr schwere, in Friedenszeiten, aber im Dienste erlittene Leibesschäden. Jeder dieser alten Gesellen ist mit einem argen Uebel behaftet, und der Bevorzugteste, der sich an der einträglichsten Stelle, in der ersten Eingangsallee des Thiergartens postirt hat, verfügt sogar nur über einen Arm. Sie haben sich sämmtlich an solchen Punkten aufgestellt, wo der Strom der Spaziergänger an ihnen vorbeiziehen muß, und scheinen mit ihrem Lebensberuf nicht unzufrieden zu sein.

Die lange Beobachtung der Berliner Menschheit hat ihren Blick geschärft, und selbst derjenige, welcher als Blinder oder doch Augenleidender eine grüne Brille mit schwarzen Scheuklappen trägt, erkennt aus ziemlich weiter Entfernung diejenigen Personen, welche wohl bereit sein könnten, ihm einen Groschen zu opfern, und läßt alsbald sein geliebtes Instrument ertönen. Der ältere Officier, der Mann mit einem Ordensbändchen, das behäbig watschelnde Ehepaar, der in philosophische Betrachtungen versunkene Cigarrenraucher, das sich scheu umblickende Liebespärchen: sie Alle werden unvermeidlich mit lieblichen, nicht selten etwas falschen Tönen begrüßt. Selbst alle stolzen Cavaliere und Reiter entgehen nicht den Klängen, obgleich die lange Erfahrung gelehrt haben muß, daß ihre Beiträge in die Blechbüchse auf dem Leierkasten die spärlichsten zu sein pflegen. Die treuesten Freunde der Invaliden sind wohl die kleinen Kinder, die im Sommer von ihren Wärterinnen in den Thiergarten geführt werden und mit Entzücken den köstlichen Melodien der Leierkästen lauschen; zweifelhafter scheint indessen, ob die regelmäßige Anwesenheit dieser Zuhörer sich rentirt. Alle Leierkästen sind von patriotischer Constitution und spielen vorzüglich jene Lieder, welche von den musikalischen Preußen bei festlich musikalischen Gelegenheiten von Männerquartetten oder Chören gesungen werden.

Die Existenz dieser militairischen Musiker ist übrigens eine nomadische. In den frühen Vormittagsstunden finden sie sich vor Anfang der täglichen Promenade auf ihren Plätzen mit ihren Frauen oder Wärterinnen ein, nehmen auf einem Schemel Platz und erheben sich nur, wenn der Anspielung würdige Personen erscheinen. Höhere Hitze- oder Kältegrade können sie, ungeachtet ihres vorgerückten Alters, sehr wohl ertragen. Die Mittagsmahlzeit und das Vesperbrod, in den Wintertagen auch hinreichende Quantitäten von heißen Getränken, werden ihnen von jungen Emissären aus der Stadt zugeführt. Ihre Tracht ist ein alter abgetragener Waffenrock, graue Beinkleider und eine lebensüberdrüssige Militairmütze. So stehen sie unter hohen schattigen Bäumen und drehen als lebendige Illustrationen zum Capitel des modernen Heerwesens die Kurbeln ihrer Leierkästen, während die jungen Vögel aus ihren Nestern verwundert auf die verwitterten militairischen Gestalten herabblicken.

Die genannten öffentlichen Charaktere üben, wohlgemerkt, ihre Wirksamkeit in Uebereinstimmung mit der Polizei aus. Sie sind so gut geduldet, wie die Bettelmönche in katholischen Ländern. Wir wenden uns aber zu jenen Männern und Jünglingen, welche nicht durch Leibesschäden, sondern durch einen poetischen Hang des Geistes von dem trockenen Ernst der Arbeit abgehalten werden und sich, freilich nicht ganz ohne Widerstreben des Ortsvorstandes, der freien Muße widmen. Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Charaktere besteht in dem Oeffnen der Kutschen vor Kirchthüren und Theatern. Wenn Ihr an einem Regenabende in eines der kleineren Theater oder an einem Sonntagnachmittage in die Kirche fahrt, um bei dem siebenten Kinde irgend eines stets um zahlende Pathen verlegenen armen Clienten Gevatter zu stehen, wird an den Stufen des Gebäudes plötzlich die Thür des Wagens aufgerissen. Ein kräftiges Subject greift hierauf mit meistens nicht ganz reinlichen Händen, ohne Euch zu fragen, hinein, sucht Euch oder Eure Ehehälfte festzupacken und weniger hinauszuheben, als hinauszuziehen. Auf die Toilette nimmt das Subject weiter keine Rücksicht, ebenso wenig auf den Leibeszustand des Fahrgastes; es behandelt ihn als schnödes Frachtstück. Das ganze Verfahren hat einige Aehnlichkeit mit dem Entern eines Kauffahrteischiffes durch die Ungläubigen, und es frommt selbst nicht, wenn man sich dem Eindringling lebhaft widersetzt und seine Hände zurückstößt. Kaum hat man dann festen Boden unter den Füßen, so schlägt der Wagenpirat schleunig die Thür zu, eilt Euch nach und fordert ein Trinkgeld für seine Dienstleistung. Ihn kümmert nicht die Zugluft, die gewöhnlich in den Fluren der Theater und Kirchen weht, nicht Eure leichtere Kleidung; er will eine Entschädigung haben, und wenn Ihr ihn nicht befriedigt, packt er Euch wohl am Aermel des Rockes und wird deutlicher. Dieselbe Scene wiederholt sich am Schlusse des Gottesdienstes oder Schauspieles. Der fliegende Portier verfügt über den Wagen, er hat die Thür besetzt, zwar nicht über seine Leiche, aber doch mitten durch seine schmierigen Klauen führt der Weg zu den gepolsterten Sitzen.

Diese gewaltsame Bettelei wird durch die Situationen, in denen man sie regelmäßig verübt, höchst widerwärtig. Nie ist es unangenehmer und bedenklicher, als mitten in einem Gedränge von eiligen Menschen den Geldbeutel zu ziehen und im Halbdunkel für einen ganz Unbekannten ein kleines Geldstück hervorzusuchen. Ein Herr, dem bei einer solchen Gelegenheit vor dem Dom das seidene Taschentuch aus dem Rocke gezogen wurde, läßt sich noch heute nicht ausreden, daß manche Kutschenaufmacher mit den Kirchentaschendieben ein Bündniß geschlossen haben und die dem Diebstahl Geweihten hinzuhalten und zu beschäftigen suchen. Ist man aber aus angeborener Weichherzigkeit freigebig gewesen, so besteigt der Kutschenaufmacher sofort den hinteren Bedientenritt des Wagens, begleitet die Gesellschaft nach Hause und wirbt dort um ein zweites Trinkgeld. An Sonntagen kann man diese Gesellen hinter allen Kutschen stehend erblicken, da der gutmüthige und bei solchen Gelegenheiten freigebige Handwerkerstand an diesem Tage gewöhnlich seine Hochzeiten zu feiern pflegt.

Vielleicht noch lästiger sind die kleinen Knaben und Mädchen, die in den Hauptstraßen oder in den Hausfluren starkbesetzter Restaurants den Spaziergängern und Gästen nachstellen. Als es noch einen Freihandel mit Journalen in Berlin gab, vertrieben diese Detaillisten mit großem Eifer die Witzblätter und illustrirten Wochenschriften, machten ein gutes Geschäft und waren dem Publicum als nützliche und für Verbreitung von lustiger Unterhaltung sorgende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ganz angenehm. Wem wäre es nicht oft ergötzlich gewesen, für ein paar Pfennige mehr eine Stunde nach der Ausgabe ein interessantes Blatt zu kaufen, und beim Dessert, oder auch im Freien, auf einer Bank sitzend, in voller Gemüthlichkeit zu lesen? Die neuere Staatslehre von der Umkehr der Wissenschaft hat auch diesem raschen und lustigen Verkehr ein Ende gemacht. Die Freihändler wurden von den Constablern verfolgt, wie die ersten Christen von der römischen Polizei unter der blutigen Kaiserwirthschaft. Man warf die armen Jungen zwar nicht den wilden Thieren vor, aber es war auch nicht hübsch, daß man sie in die Stadtvogtei schickte, ihnen nur an Sonntagen die Kaldaunen von zahmen Thieren vorwarf, und sie bei wiederholtem Schmuggel von Zeitungen bis zu vier Wochen, mit allerlei Hallunken zusammengesperrt, im Loche sitzen ließ. Nach den hartnäckigsten Verfolgungen gelang es, ein Seitenstück zur napoleonischen Continentalsperre zu liefern; aus den fliegenden Buchhändlern wurden nothgedrungen Blumenhändler.

Von den Promenadestunden des Vormittags an treiben sie sich bis gegen Mitternacht, wo sie sich vor den Thüren der eleganten Delicateßenkeller postiren, umher und halten dem Publicum ihre armseligen Körbchen mit einigen durch Sonne, Wind und Staub mißhandelten Blumensträußchen unter die Nase. Es sind ganz kleine, noch der elterlichen Pflege bedürftige Kinder darunter, die oft, nur äußerst dürftig gekleidet, viele Stunden lang in kalten Frühlingsnächten auf den steinernen Stufen sitzen und auf das Klirren der Champagnergläser und den endlichen Aufbruch der Gäste lauschen, um im günstigsten Falle ein karges Almosen zu erhaschen, gewöhnlich aber nur mit harten Worten angelassen und bei Seite geschoben zu werden.

So viele unnöthige „öffentliche Charaktere" besolden die christlichen Staaten. Sollten sich nicht einige Ersparnisse machen lassen, um diese blutige Satire auf die Jugenderziehung in dem „Staate der Intelligenz" zu vertilgen?

Garnison- und Parade-Bilder.

Nr. 4. Die Militairprüfung.

(Schluß.)

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, entfernte sich der Oberst auf einige Zeit, nachdem er befohlen hatte, die Prüfung erst nach seiner Rückkehr zu beginnen.

Der Ausdruck seines ganzen äußeren Menschen deutete auf Durst, den er jedoch nicht mit Wasser zu löschen gedachte. Wasserscheu war dem Alten mit unverkennbaren Schriftzügen auf die Stirn geschrieben. Nach einer guten halben Stunde kehrte er zurück. Sein Gesicht war mit einer Scharlachröthe bedeckt, und durch diese flammenfarbige Region zog jene Jovialität, die das Eigenthümliche seines Charakters war, ihre grellen Blitze. Er bestieg das Katheder.

„Ein seltsamer Professer!" schmunzelte er, während er es sich auf der ungewohnten Stelle bequem machte. „Ob die gelehrten Herren in den weiten Roben mich wohl als ebenbürtig anerkennen würden? Ich glaube kaum. Und doch besteht der ganze Unterschied zwischen uns darin, daß jene die Raupen im Kopfe und ich dieselben auf den Schultern trage."

Der Alte sah sich nach Beifall um, den ihm der Hauptmann Mühler in einem zustimmenden Gelächter entgegentrug. „Ein lederner Witz!" brummte der Lieutenant Pohlens, während sich das Gesicht des Lieutenants v. Radel in jene satirisch-humoristischen Falten legte, welche es so geistreich machten.

„Lassen Sie uns endlich an die Geschäfte des Tages gehen," begann der Alte nach einigen Augenblicken der Ruhe, die er dazu angewandt hatte, seine prüfenden Blicke über die langen Zeilen blasser Gesichter laufen zu lassen, an deren Besitzer der Ernst des Tages immer näher herantrat. „Reichen Sie mir doch die von den Compagnien eingegangenen Nationale der jungen Leute, Hauptmann Mühler," sagte der Oberst. „Ich will mich zunächst über die persönlichen Verhältnisse derselben informiren, damit ich doch weiß, aus welcher Classe der Bevölkerung sich das Officier-Corps meiner Brigade completiren wird."

Nachdem er die verlangten Papiere empfangen hatte, sagte er zu uns: „Derjenige, dessen Namen ich aufrufen werde, tritt an mich heran und beantwortet meine Fragen offen und dreist."

Es folgte nun eine düstere Pause, während deren sich der Oberst mit der Durchsicht der über uns sprechenden Papiere beschäftigte. „Bombardier Schwalbe!" rief er endlich, nachdem er bereits die Hälfte der Nationale ohne weitere Bemerkung zurückgelegt hatte. Der Bezeichnete stand auf und trat bis auf einige Schritte an den Alten heran.

„Ich ersehe aus Ihrem Nationale, daß Sie in Hamburg geboren sind; was veranlaßte Sie denn, in preußische Dienste zu treten?"

„Mein Onkel, Herr Oberst, der in Berlin ansässig ist, kannte meine Neigung für das Militair und glaubte, daß die Aussichten auf Avancement in der preußischen Armee ungleich besser seien, als bei den Truppen in Hamburg, und ermöglichte deshalb meinen Eintritt in die Artillerie."

„So, so — o! Also lediglich die Aussicht auf ein schnelleres Avancement führte Sie in unsere Reihen, und der Ruhm, die Kriegstüchtigkeit und Disciplin unserer glorreichen Armee kam bei der Bestimmung Ihres Entschlusses gar nicht in Erwägung? Na, Sie könnten sich in Ihrem Calcül doch gewaltig geirrt haben. Was ist denn eigentlich Ihr Vater?"

„Kaufmann, Herr Oberst."

„Kaufmann! das ist gar nichts gesagt. Seine alttestamentalische Herrlichkeit, der Baron Rothschild, mit dem österreichischen Stammbaum von vier Ahnen, nennt sich auch Kaufmann, und jeder Sackjude beansprucht dieselbe Bezeichnung. Aber ich kann mir das schon vorstellen. Ihr lieber Papa hat so sein kleines Krämchen und schachert mit alten Kleidern, Schuhsohlen und verbrauchten Lumpen."

Die rücksichtslose Behandlung, die dem armen Bombardier widerfuhr, machte ihn erbleichen. Es war eine jener Naturen, die jedes Unrecht, das ihnen angethan wird, tief empfinden, aber nicht die Energie haben, es abzuschütteln und auf den Angreifer zurückzuwerfen. In diesem Falle war dies freilich nicht möglich, denn der Oberst war nicht der Mann, der sich von einem Untergebenen die Faust zeigen ließ, aber die leidende Haltung, die der junge Mann annahm, die sich namentlich durch zwei große Thränen ausdrückte, welche langsam an seinen Wangen herunterrollten, brachte ihn bei dem Alten in noch größeren Mißcredit.

„Der hoffnungsvolle Sohn der freien Reichsstadt weint!" schrie er mit zornigem Lachen. „Fort, auf Ihren Platz! Und das merken Sie sich, so lange der alte Tuchsen einen Wahlzettel zu schreiben hat, wird solch weinerlicher Syrupsjunge nicht Officier, und wenn er die Gelehrsamkeit mit Löffeln gefressen hat."

Der arme Schwalbe schlich niedergebeugt auf seinen Platz. Der Alte brummte und keifte noch einige Augenblicke, und vertiefte sich dann wieder in die vor ihm ausgebreiteten Papiere. Nach einiger Zeit rief er: „Da haben wir ja schon wieder einen Ausländer, und noch dazu einen edlen Bürger der freien Schweiz. Bombardier Werter! Gönnen Sie mir die Ehre, Sie kennen zu lernen."

Der Vorgeforderte war groß, kräftig und von guter Haltung. Geistige Leerheit stand ihm auf dem Gesichte geschrieben; seine paar Ideen wußte er aber gut in Ordnung zu halten, und bei passenden Gelegenheiten mit Vortheil an den Mann zu bringen. Der Oberst betrachtete ihn einige Augenblicke mit großer Aufmerksamkeit, und die Abneigung, die er gegen Ausländer hegte, schien unterzugehen in dem Wohlgefallen, welches das militairische Aeußere und die imponirende Haltung des jungen Mannes ihm einflößte. „Sie sind in der Schweiz geboren?" fragte er mit vieler Zurückhaltung.

„In Bern, Herr Oberst."

„Und wo haben Sie die zu ihrer jetzigen Carrière erforderliche wissenschaftliche Ausbildung genossen?"

„Bis zu meinem funfzehnten Lebensjahre besuchte ich die Schulen meiner Vaterstadt, demnächst siedelte meine Mutter nach Preußen über, und ich kam nach D. in die Erziehungsanstalt des Herrn Grafen v. d. R."

„Habe ich recht gehört?" schrie der Oberst und sprang auf, als hätte ihn eine Viper gebissen. „In D., in der renommirten Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, haben Sie den letzten Schliff an Ihre Erziehung gelegt?"

„Der Herr Graf hatten die Gnade, meine wissenschaftliche und sittliche Fortbildung mit besonderer Strenge zu überwachen," entgegnete der Bombardier piquirt.

„Und aus Dankbarkeit praktisirten Sie bei ihm den inneren Dienst?" entgegnete der Oberst, wobei er mit der rechten Hand die Bewegungen des Stiefelputzens nachahmte.

Bei dieser verletzenden Anspielung erbleichte der junge Mann bis unter die Haare der mit Schweiß bedeckten Stirn. Die Blässe nahm jene bleibende Farbe an, die blondhaarigen Personen eigen ist und auf Gemüthserregungen hindeutet, die, wenn sie zum Ausbruche kommen, äußerst gefährlich sind. Doch wagte es der Paroxysmus nicht, die eisernen Fesseln der Disciplin zu durchbrechen, und der Oberst ließ ihn nicht an die Oberfläche kommen, indem er mit seiner gebieterischen Löwenstimme rief: „Fort, auf Ihren Platz! Sonst könnte die Berufung über Sie kommen, uns in einer langathmigen Kapuziner-Predigt abzukanzeln."

Der mit einer so scharfen Lauge gewaschene Bombardier kehrte mit zornsprühenden Augen nach seinem Sitze zurück. Der Oberst dagegen wandte sich mit folgender Auslassung an die Herren von der Prüfungs-Commission: „Ich achte und ehre die wahre Frömmigkeit, bedaure aber, daß dieses Element im Menschen so häßlicher Verirrung fähig ist und zu so abscheulichen Zwecken gemißbraucht wird. Die Sendlinge, welche die pietistischen Cirkel, diese Lebensverdüsterungs-Anstalten, diese Schulen systematischer Verdummung, über das Land ausspeien, sind zum großen Theil blasirte Menschen, die unter dem Mantel einer gleißnerischen Frömmigkeit die gröbsten Laster verbergen. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Lassen Sie sich eine kleine Geschichte erzählen, die meiner Behauptung als Beweis dienen soll."

Der Oberst brachte sich in eine bequeme Positur und begann darauf: „Im Herbste des vorigen Jahres saß ich an einem kalten, trüben Tage mit vieler Seelenruhe beim Frühstück, ließ mir den Madeira aus meinem Keller gut schmecken und bedauerte nur,

daß ich den feurigen Insulaner so allein hinuntergießen mußte. Ich trinke nicht gern allein und darf mit Octavio Piccolomini sagen:

„Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen, runden Tisch, ein Gläschen
Tokaier Wein, ein off'nes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb ich's."

„Mein Verlangen nach Gesellschaft sollte sich dieses Mal schnell erfüllen. Es wurde mir nämlich von meinem Diener ein Herr Geisbock gemeldet, der mich in einer hochwichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Ich ließ ihn einführen. Herr Geisbock stellte sich mir als Apostel der Wupperthaler Missionsgesellschaft vor, der die „Berufung" erhalten habe, mit den Brosamen des Worts, die aus der Quelle des Lichtes der Erlösung der frommen Wupperthaler Gesellschaft fließen, auch die verwahrlosten Soldaten zu speisen und bei denselben namentlich auf die Enthaltung von allen alkoholhaltigen Getränken hinzuwirken. Er überreichte mir ein Convolut Berliner und Wupperthaler Betteltractätlein, deren erstes Heft ein Titelkupfer führte, auf welchem der Teufel einen Soldaten am Strick hielt, und erbat sich meine Protection und Mitwirkung bei dem frommen Werke. — Der Herr Apostel war eine lange, hagere Gestalt mit bleichem Gesichte, in welches die Sinnlichkeit tiefe Furchen geschnitten hatte. Das Auge war erloschen, die Züge todt und beinahe bewegungslos. Das fettige, semmelblonde Haar war sorgfältig gescheitelt und hing lang über den Kragen eines dunkelfarbigen Rockes hinab, der nicht nach dem Schnitte der Welteitelkeiten gefertigt war. Die weiße Wäsche war ohne Tadel, bleichte aber die Gesichtsfarbe, die unter den Liebesexercitien, denen sich diese modernen Heiligen in ihrer engern Gemeinschaft hingeben sollen, erdfahl geworden war, zu einem schmutzigen Gelb. Der Mensch machte den widerlichsten Eindruck auf mich, und ich war nahe daran, ihm die himmlische Speise, die er mir in den Druckschriften überreicht haben wollte, in's Gesicht zu werfen und ihn mit Fußtritten aus dem Heiligthume meiner Häuslichkeit hinauszutreiben, als ich wahrnahm, daß dieser Prediger absoluter Enthaltsamkeit sehr begehrliche Blicke nach der Madeiraflasche auf dem Frühstückstische warf.

„Diese Beobachtung änderte mein Vorhaben. Ich wollte den Menschen in seiner ganzen Niedrigkeit sehen und ihn benebelt zu seinen frommen Brüdern schicken. In dieser Absicht kämpfte ich den Unwillen nieder, der gegen diesen Heuchler in meiner Brust gährte, und lud ihn mit der gewinnendsten Herablassung ein, an meinem Frühstücke Theil zu nehmen. Er zierte sich nicht lange, nahm ungenirt mir gegenüber Platz und goß das Glas Wein, welches ich ihm einschenkte, hinunter, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Es sei die Erleuchtung über ihn gekommen, hob er hierauf an, daß es ihm gelingen werde, mich für die heilige Angelegenheit seiner Gesellschaft zu gewinnen und meine sündige Seele aus den Klauen des Teufels zu erretten; nur müsse er dafür zum Märtyrer werden und, um mich zu bekehren, vorläufig mit mir den Weg der Hölle wandeln. Dies sei ihm in diesem Augenblicke von Gott befohlen, der ihn für diese Stunde von dem strengen Gelübde der Enthaltsamkeit losgebunden und ihm aufgegeben habe, mit mir zu trinken, um meine Gunst zu erringen und dadurch Gelegenheit zu erhalten, mich für die Sache der Gesellschaft zu gewinnen.

„Ich war nahe daran, dem lästernden Schurken die Flasche an den Kopf zu werfen, doch mäßigte ich mich, verschloß meine Ohren und meine Seele gegen die Salbadereien des Heuchlers und trank ihm tapfer zu, um möglichst schnell mit ihm an's Ende zu kommen. Doch wir hatten bereits zwei Flaschen meines kräftigsten Madeira's geleert, ohne daß sich irgend eine Erregung an ihm bemerken ließ. Die dritte und vierte Flasche folgte, der bleiche Mensch blieb so nüchtern, als hätte er Wasser getrunken, während ich, ich will es nicht verhehlen, schon das Gewicht des starken Weines zu fühlen anfing. Ich ließ zwei neue Flaschen bringen, deren Inhalt fast ganz in der bodenlosen Kehle dieses Enthaltsamkeits-Apostels verschwand.

„Ist das Rum vor Ihnen?" fragte er mich, nachdem er soeben das letzte Glas der sechsten Flasche hinuntergestürzt hatte. „Darf ich Sie darum bemühen?"

„Ich reichte ihm die Flasche, er füllte sich ein großes Glas und goß das flüssige Feuer mit einem Zuge hinab. — Das ging mir doch über den Spaß. „„Altes ausgepichtes Spiritusfaß!"" schrie ich ihm zu, „„Du mußt mit dem Hohenpriester Eurer Gesellschaft, dem Satan, im Bunde stehen, sonst müßtest Du lange am Boden liegen."" — Der würdige Mann erhob sich langsam von seinem Stuhle und stand kerzengerade vor mir.

„Siehe, Du Mann der Gewalt," hob er feierlich an, „der Du weder an Gott noch an seine Wunder glaubst, der Allmächtige hat in seiner Barmherzigkeit, in der Unendlichkeit seiner verzeihenden Liebe, vor Deinen Augen ein Wunder geschehen lassen, um Deine verwahrloste Seele für den Glauben zu retten. Ich, der schwache Jüngling, der seinen Durst mit dem Wasser aus den Bronnen der Wüste löscht und seine Zunge mit dem Thau des Himmels netzt, durfte Fluthen Deiner giftigen Flüssigkeit verschlingen, ohne daß mein Gehirn dadurch belästigt ist. Der Herr verwandelte das flüssige Feuer, wenn es meine Zunge berührte, in lauteres Wasser, sodaß mein Verstand immer klarer und meine Zunge biegsamer wurde, während Dein Geist und Körper in den Banden einer schmachvollen Trunkenheit schmachtet."

„Herr — raus, verfluchter Gotteslästerer!" schrie ich und warf ihm zuerst die Betteltractätlein in's Gesicht. Eine Flasche zersplitterte an der Thür, die der flüchtige Heilige schnell genug zwischen sich und meinen Zorn zu bringen wußte. Meine Hunde verfolgten ihn die Treppe hinunter, ich aber eilte an das Fenster, um seinen Gang und seine Haltung zu beobachten, und mußte die bittere Wahrnehmung machen, daß das süße „Jesuslämmlein" ohne Wanken und Straucheln seinen Weg verfolgte. Am nächsten Tage erhielt ich eine Rechnung, wonach ich zehn Silbergroschen für das Ausbessern seiner Beinkleider, die meine Hunde zerrissen haben sollten, bezahlen mußte. Ich war offenbar der Düpirte. Ich überlasse es Ihnen, meine Herren, die Nutzanwendung aus dieser Geschichte zu ziehen. Meine Antipathie gegen Alles, was nur im Entferntesten nach Muckerei und Pietisterei riecht, werden Sie sich jetzt zu erklären wissen. Diese lichtscheuen Conventikel sind Pasquille auf's Christenthum, und die gerühmte Bildung und Civilisation unserer Zeit muß nicht weit her sein, wenn sie solche Erscheinungen unter sich aufkommen läßt."

Nach dieser Einschaltung beschäftigte sich der Oberst wieder mit der Durchsicht der Nationale.

„Bombardier Kohlhüter," rief er nach kurzer Zeit.

Der Bezeichnete erschien vor dem Katheder.

„Ihr Vater," begann der Oberst, ohne von dem Papier aufzusehen, „ist in Ihrem National als Landsturm-Major aufgeführt. Dies ist aber eine Charge, die nur für die Kriegsjahre von 1813 und 1814 Geltung hatte, und zu welcher in jener Zeit der Noth Schuster und Schneider ernannt wurden. Ich frage deshalb, was für eine Stellung nimmt Ihr Vater im bürgerlichen Leben ein?"

Bei dieser Frage blickte der Oberst auf, fuhr aber erstaunt zurück, als sein Auge auf den Bombardier traf.

„Ein Pavian in der Uniform meiner Brigade!" rief er mit grimmigem Lachen aus.

Und wirklich mochte es kaum eine zweite Gestalt geben, in welcher sich das Affenthum so der Menschheit assimilirt hatte. Der Bombardier war klein von Figur und trug sich gebückt. Sein Körper ruhte auf krummen Säbelbeinen, die entsetzlich hager waren. Vor Allem litt sein Gesicht an Mangel von Fleisch, so daß die runzlige Haut auf den bloßen Knochen zu hängen schien. Die kaum fingerhohe Stirn verlor sich in einem Wald von braunrothen Haaren, deren struppiger Wuchs der Bürste spottete. Die Nase war eingedrückt, der Mund ungewöhnlich groß und das Kinn lang und zurückgezogen. In den Augen spielte das unstete Flankern, welches die kleinen Affenarten so widerlich macht. Der Ausdruck aller dieser Anomalien wurde dadurch noch unangenehmer, daß die Gesichtsmuskeln in einer steten zuckenden Bewegung waren, die der Bombardier auch mit dem Aufgebote seiner ganzen moralischen Kraft nicht zu unterdrücken vermochte.

Der Oberst betrachtete den jungen Mann einige Minuten mit immer steigendem Erstaunen, was so groß war, daß er selbst die Antwort überhörte, die der Bombardier auf die von ihm gestellte Frage gab.

„Na, meine Herren," wandte er sich endlich mit einer wahrhaft kläglichen Stimme an die Officiere, „was führt doch der Himmel in seinem Zorn für einen Abhub des menschlichen Geschlechts zu meiner Brigade! Haben Sie jemals ein herrlicheres Ensemble menschlicher Häßlichkeit gesehen, als in dieser Gestalt ausgedrückt ist?" Und sich nach dem Bombardier zurückwendend, rief er voll

Abscheu: „Fort, hinweg! Ich will weiter nichts hören. Ihren Vater, den Herrn Cameraden vom Landsturm, werde ich wohl in irgend einer Menagerie suchen müssen."

Er warf die noch nicht durchgesehenen Nationale mit Ekel aus der Hand, wobei er die Verse citirte:

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer ist gar zu weh."

Die Ocular-Inspection war hiermit beendet, und das Examen konnte beginnen. Der Tag war für die Prüfung in der Mathematik bestimmt, der Hauptmann Mühler erlaubte sich aber dem Alten bemerklich zu machen, daß es bereits elf Uhr sei und die kurze Zeit bis ein Uhr, mit welcher Stunde täglich geschlossen werden sollte, zu einer gründlichen Prüfung in der Mathematik nicht ausreichen möchte. Er fragte, ob der Herr Oberst nicht lieber an deren Stelle das Französische setzen wollte. Der Oberst ging auf diese Abänderung ein und gab dem Lieutenant Hohnemann den Befehl, die mündliche Prüfung in der französischen Sprache zu beginnen.

Diese Abänderung war uns im hohen Grade unangenehm. Wir hatten uns nämlich gestanden, daß gerade das Französische die schwache Seite unseres Wissens sei. Unsere Erziehung datirte aus jener Zeit, wo man zu patriotisch war, um an die Sprache des Feindes auch nur einen Gedanken zu verschwenden. Gab es doch Gymnasien, die in den zwanziger Jahren das Französische ganz aus ihrem Lehrplane gestrichen hatten. Unser Wissen in dieser Sprache war deshalb auch sehr lückenhaft, und es gab unter uns nur sehr Wenige, die der Prüfung, so gering auch die Ansprüche waren, die man nach dieser Seite hin an uns machte, mit Ruhe entgegensehen durften. Dazu kam noch, daß wir auf diesem Felde den Alten am meisten zu fürchten hatten, weil er der französischen Sprache durchaus mächtig war und somit unsere Leistungen vollständig beurtheilen konnte. Wenn das Französische, wie es im Plane lag, an dem letzten Tage des Examens Gegenstand der Prüfung geworden wäre, so durften wir hoffen, daß er entweder gar nicht mehr anwesend, oder uns doch in Berücksichtigung der Kenntnisse, die wir bereits in den anderen Wissenschaften gezeigt hatten, bei diesem Gegenstande ein milder Richter sein werde. Jedenfalls durften wir doch annehmen, daß sich bis dahin der sengende Sarkasmus seiner einschneidenden Geradheit, der in unserer Unwissenheit die gewünschte Gelegenheit fand, sich in seiner ganzen Schärfe geltend zu machen, schon etwas abgekühlt haben würde.

Die Anforderungen, die man an uns stellte, waren, wie schon erwähnt, nicht besonders schwierig. Wir sollten einen leichten französischen Autor fließend übersetzen, ein deutsches Dictat ohne grobe Fehler französisch niederschreiben können und in der Conversation einige Gewandtheit haben. Dies war Alles sehr leicht, für uns aber dennoch sehr schwer, und unsere Wissenschaftlichkeit in der unglücklichen Sprache mußte sehr geweckt werden, wenn sie zu den Anforderungen ausreichen sollte.

Die Prüfung begann.

Der Lieutenant Hohnemann sprach den Unterofficier v. Sorgen französisch an und forderte ihn auf, die Autoren zu nennen, welche er gelesen habe, und ihm einen kurzen Ueberblick über seine Kenntnisse in der französischen Sprache zu geben. Natürlich erwarte er die Antwort in derselben Sprache, in welcher die Frage gestellt sei.

Der Unterofficier v. Sorgen schien durch dies Ansinnen keinen Augenblick in Verlegenheit zu kommen. Er antwortete sofort und parlirte einige Minuten in so flüssigen Redensarten, daß man meinen konnte, er rede seine Muttersprache. Es setzte uns dies in nicht geringes Erstaunen, da wir wußten, daß unser lieber Camerad nach seinem eigenen Geständnisse zu denjenigen gehörte, die gar nichts wußten, die nicht einmal flüssig lesen konnten.

Den Alten schien die Gelehrsamkeit des v. Sorgen gleichfalls zu überraschen. Er hörte einige Augenblicke mit Aufmerksamkeit zu und rief dann lachend: „Sieh', da hat ja dieser Erzwindbeutel auch eine starke Seite. Der Junge parlirt ja wie ein Professor der französischen Akademie. Das Maulwerk dazu hat er schon."

„Nichts als Dummheiten, Herr Oberst," entgegnete der finstere Examinator. „Eingelernte Phrasen auf eine Frage, die er voraussehen konnte."

„Unmöglich!" brummte der Oberst ärgerlich.

„Refaites-le!" rief er dem Unterofficier zu.

Dieser begann seine Litanei von Neuem, und zwar mit einer Furchtlosigkeit und Zungenfertigkeit, die in Erstaunen setzte.

„Taisez-vous. Tais-toi!" unterbrach ihn der Alte schon nach den ersten Sätzen. Der Unterofficier, der diesen Zuruf nicht übersetzen konnte, schwadronirte ruhig fort, bis der Oberst wüthend aufsprang, ihm die riesige Faust vor die Augen hielt und mit einem Gebrüll, das die Fenster beben machte, ausrief: „Taisez-vous, autrement je vous ferme la bouche!"

Die verständliche Handbewegung brachte unsern keken Cameraden endlich zum Schweigen.

„Kreuz-Millionen-Donnerwetter!" schrie der Alte, „eine solche kecke Dummdreistigkeit ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Aber ich kenne diesen dicken Millionenhund schon, der überbietet an Frechheit und Selbstvertrauen den ärgsten Mucker, und es gibt keine Dummheit, die er nicht auszuführen und zu vertreten geneigt wäre. In hundert Kneipen ist er Stammgast und bei allen Schenkmädchens Hahn im Korbe. Die schönen Redensarten, durch welche er uns bestechen wollte, hat er sich jedenfalls auch von einer französischen Gouvernante oder Bonne einpauken lassen. Aber ich werde dem aufgepusteten Windsack diese Flausen anstreichen. Balgentreter und Steineklopfer kann er werden, aber nicht Artillerie-Officier. Halten Sie sich nicht länger bei dem Stockfisch auf, Herr Lieutenant. C'est une buse!"

Der nächste Camerad erlag schon bei der ersten Frage.

„Imbécille que vous êtes!" schrie der Alte, als der junge Mann bei seiner Entgegnung einige Augenblicke in seinem Gedächtnisse nach einer fehlenden Vocabel suchte. „Verlieren Sie keine Zeit, Herr Lieutenant, aus dessen Hirnkasten filtriren Sie doch nichts heraus. Den kenne ich schon: c'est un bon diable, der nicht einmal so viel Geist und Muth hat, um mit Geschick einen dummen Streich auszuführen. Den hat der liebe Gott auch in seinem höchsten Zorn zum Artilleristen gemacht."

Der Nächste, als er in seiner Antwort einige Unsicherheit zeigte, wurde von dem Alten mit einem vous êtes un nigaud abgefertigt; und so bekam ein Jeder sein Theil mit Ausnahme des „Weinerlichen", wie der Oberst den armen Schwalbe nannte, und des „Verwahrlosten", womit er den Bombardier Werter bezeichnete, welche die Sprache beherrschten und sich darin mit Gewandtheit auszudrücken vermochten.

Der Camerad Kohlhüter wußte gar nichts, er konnte kaum richtig lesen und nicht einmal den leichtesten Satz aus dem Französischen in's Deutsche übersetzen.

„Cet homme me répugne!" rief der Alte. „Lassen Sie es für heute genug sein, Herr Lieutenant. Es ist Mittag, wir wollen schließen."

Zu mir gewandt, fügte er hinzu: „Mit Ausnahme des Weinerlichen und des Verwahrlosten habt Ihr Alle nichts gewußt. Das läßt sich aber noch nachholen. Zu Eurer Beruhigung kann ich Euch sagen, daß ich manchen braven Officier gekannt habe, der die Franzosen zu schlagen wußte, ohne von ihrer Sprache etwas zu verstehen. Morgen kommt die Mathematik an die Reihe. Da bitte ich mir aus, daß Ihr den heutigen Nachmittag dazu benutzt, Euch gehörig vorzubereiten. Bei der Entscheidung über Eure Tüchtigkeit zählt diese Wissenschaft mit vier Stimmen, und wer darin nichts weiß, kann die Hoffnung auf die Epaulettes aufgeben, und mag sich nur immerhin mit dem Leierkasten bekannt machen, denn das Herumsingen würde doch sein endliches Loos sein. Also keine Bummelei heute! Den leichtsinnigen Millionenhund, den ich in einer Kneipe attrapire, schicke ich sogleich auf die nächste Wache. Ich nenne mich Tuchsen! Adieu."

Für „Vater Arndt"

gingen im Laufe der letzten Woche wieder ein: 5 fl. Einige deutsche Verehrer des Vater Arndt in Tiefenbach bei Tannwald (Böhmen) — 15 fl. aus Grätz und zwar: 3 fl. J. P. — 1 fl. J. R. — 1 fl. R. L. — 1 fl. A. P. — 1 fl. H. W. — 2 fl. F. F. — 2 fl. J. B. — 1 fl. J. M. — 1 fl. J. F. — 1 fl. L. P. — 1 fl. F. B. — 2 Thlr. Ludw. Riedel in Meerane.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 23. 1860.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Letzte seines Stammes.

Aus den Papieren eines *schen Beamten.

Herausgegeben von J. F—e.

Am 20. September 1858, einem Montage, wurden zwei landesherrliche Jäger meiner engern Heimath, indem sie den Forst durchstreiften, auf ein eigenthümliches Gebell ihrer Hunde aufmerksam. Sie folgten ihm. Die Hunde waren in einem Dickicht von jungem Gebüsch. Die Jäger brachen sich Bahn durch die Zweige und fanden zu ihrem Grausen die Hunde vor einer Leiche, die unter den niedrigen Bäumen an der Erde lag. Der Todte war ein junger Mann, höchstens im Anfange der dreißiger Jahre. Er war wohlgekleidet, mit einem grünen Rock, grauen Beinkleidern, Alles von gutem Tuche. Ein feiner, niedriger Filzhut lag neben ihm. Eine neue lederne Jagdtasche lag halb auf ihm, auf Leib und Brust. Der Riemen, an dem er sie getragen hatte, zog sich noch um seine Schulter.

Der Todte war eines gewaltsamen Todes gestorben. Blut quoll ihm aus der linken Seite der Brust. Die Jäger untersuchten die Stelle näher und fanden eine Schußwunde. Als Sachkenner konnten sie sich nicht täuschen. Ein Gewehr war in der Nähe nicht zu entdecken. An einen Selbstmord war daher nicht zu denken. Es konnte nur ein Verbrechen, ein Mord verübt sein.

Es mußte der Polizei, und von dieser weiter dem Gerichte Anzeige gemacht werden, um das Verbrechen festzustellen und den Thäter zu erforschen, zu verfolgen und zur gesetzlichen Strafe zu ziehen. Einer der Jäger übernahm die sofortige Anzeige bei der nächsten Polizeibehörde. Der Andere blieb bei dem Leichnam auf Wache, bis die Beamten eingetroffen sein würden. Mit der Leiche nahmen sie nicht die geringste Veränderung vor. Sie untersuchten, ja, sie berührten sie nicht einmal weiter, damit das Gericht Alles in dem nämlichen Zustande vorfinde, in welchem sie es zuerst aufgefunden hatten. Daß der Tod eingetreten war, und Wiederbelebungsversuche völlig fruchtlos seien, davon hatten sie sich überzeugt.

Der Ermordete war den beiden Jägern unbekannt. Sie waren freilich Beide erst seit den letzten Jahren in der Gegend. Derjenige von ihnen, der zur Polizei gegangen war, hatte unterwegs Personen, die ihm begegneten, von der Entdeckung Mittheilung gemacht. Neugierige unter diesen waren in den Forst geeilt. Sie fanden den Weg zur Leiche. Einige von ihnen meinten den Todten zu erkennen. Sie waren indeß ihrer Sache nicht ganz gewiß. Irrten sie sich nicht, so war der Ermordete der Sohn einer Schulmeisterwittwe, die in einem etwa eine halbe Meile entfernt liegenden Dorfe wohnte. Er war seit drei oder vier Jahren aus der Gegend verschwunden, man wußte nicht wohin, und man hatte seitdem nichts wieder von ihm gehört. Er war ein Thunichtgut, ein Faulenzer, ein Herumtreiber gewesen, der seiner Mutter und seinen Schwestern nur Sorge und Kummer gemacht und den letzten Rest ihres Bischen Armuth verzehrt hatte. Daher auch die Ungewißheit über seine Wiedererkennung. Man hatte ihn nur schmutzig, zerlumpt gesehen. Woher jetzt die gute, Wohlhabenheit bekundende Kleidung? Man mußte Gewißheit haben. Einzelne gingen zu dem benachbarten Dorfe, in dem die Mutter und Schwestern wohnten.

Unterdeß waren wieder Andere gekommen, und der Tode war mit Bestimmtheit erkannt worden. Er war der Sohn der armen Schulmeisterwittwe. Franz Bauer war sein Name. Vor drei Jahren hatte er die Seinigen verlassen und gesagt, er wolle nach Amerika gehen, dort sein Glück zu versuchen, und werde entweder reich oder gar nicht wiederkommen. Vor vierzehn Tagen habe er seiner Mutter aus Antwerpen geschrieben, daß er soeben glücklich aus dem fremden Welttheile nach Europa zurückgekommen sei. Er sei in Californien gewesen und habe dort wirklich sein Glück gemacht. Er kehre mit vielem Gelde heim. In vierzehn Tagen spätestens hoffe er in der Heimath zu sein und seiner Mutter und seinen Geschwistern hundertfach wieder gut zu machen, was er so schwer an ihnen gefehlt und verbrochen habe. Eine Banknote von hundert Gulden hatte vorläufig gleich dem Briefe beigelegen.

Die Anwesenden bei der Leiche sahen mit einer unheimlichen Ungeduld der Ankunft des Gerichts, mit einer noch unheimlicheren dem Eintreffen der Mutter und der Schwestern des Todten entgegen. Die Armen! Jahrelang hatte der einzige Sohn, der Bruder, anstatt ihre Stütze zu sein, ihnen nur Kummer und Verdruß gemacht. Jahrelang hatten sie dann nur mit Angst und Zagen an ihn denken, von ihm reden können. Seit vierzehn Tagen war er ihre Freude, ihr Trost, ihre Hoffnung, und seit drei Tagen erwarteten sie ihn täglich, stündlich. Jedes Geräusch kündigte ihn ihnen an. Bei jedem Schritte, der sich ihrer einsamen Wohnung nahete, flogen sie an das Fenster, ihn zu sehen oder Kunde von ihm zu erhalten. Schritte naheten sich wieder ihrer Wohnung jetzt, in dieser nämlichen Stunde. Sie flogen an das Fenster. Er war nicht da, wieder nicht. Aber Kunde kam von ihm: „Er liegt im Walde, todt, ermordet.“ Sie stürzten hin zu dem Walde, Alle, selbst halb entseelt. —

Der Jäger hatte der Polizei die Anzeige gemacht, und diese hatte ihn sogleich weiter an das Gericht geschickt. Ich hatte als Untersuchungsrichter die Aufgabe, so schleunig wie möglich mich an

Ort und Stelle zu begeben, um den Thatbestand des verübten Verbrechens gerichtlich festzustellen, und gemeinsam mit der Polizei Alles vorzunehmen und anzuordnen, was zur Ermittlung, Verfolgung und Ueberführung des Verbrechers dienen konnte. Mit den Gerichtsärzten und dem übrigen erforderlichen Gerichtspersonale verfügte ich mich unter Führung des Jägers zu dem Walde.

Wir kamen bei der Leiche an. In dem Augenblicke vorher waren die Angehörigen des Todten eingetroffen, die greise Mutter, die abgehärmten Schwestern. Man sah ihnen Allen die jahrelange Sorge und Entbehrung an. Aber was war das gegen den entsetzlichen Schmerz des Augenblicks! Ich werde nie den Anblick vergessen. Ich mußte handeln. Den Todten konnte ich ihnen nicht lebend wieder geben, aber die Genugthuung des Rechts mußte ich ihnen verschaffen, ihnen wie Allen, die nur einmal Kunde von dem Verbrechen erhielten. Ein Mord ruft mit doppelter, dreifacher Gewalt die Ahndung der Gerechtigkeit hervor. Da ist Jeder betheiligt, da muß das Recht selbst sein Recht haben.

Mein war zunächst das Amt, das Recht zu wahren. Von dem ersten Angriffe, von den ersten Schritten einer Criminaluntersuchung hängt so Vieles, in so vielen Fällen Alles ab. Ich habe jedesmal schwer die schwere Verantwortlichkeit empfunden, die auf mir als Untersuchungsrichter lastete, und fühlte sie doppelt schwer damals. Die Besichtigung der Leiche wurde vorgenommen. Ein Raubmord war verübt worden. Der Tod war durch eine Schußwunde herbeigeführt, eine Kugel hatte die Brust und in gerader Richtung unmittelbar das Herz getroffen. Der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein. Die Kugel wurde in der Leiche gefunden, es war eine mittelmäßig große Pistolenkugel. Die Aerzte erklärten, daß das Verbrechen vor etwa vierundzwanzig Stunden verübt sein müsse.

Der Ermordete war fast aller seiner Habseligkeiten beraubt. Die Jagdtasche enthielt nur noch einige Wäsche, in der Rocktasche befand sich nur ein seidenes Taschentuch; in einer Hosentasche einige lose Scheidemünze. Sonst wurde nichts an und bei der Leiche gefunden. Kein Geld, kein Ring, keine andere Kostbarkeit, kein Papier, nicht einmal ein Notizbuch. Schon dieser Mangel an allen Gegenständen, von denen ein, zumal wohlhabender Reisender doch immer einen oder den anderen bei sich führt, ließ mit Sicherheit auf eine stattgehabte Beraubung schließen. Sie wurde zur völligen Gewißheit. Der Verstorbene hatte an zwei Fingern Ringe getragen, denn die Eindrücke waren ganz deutlich zu erkennen. Sie mußten vor oder nach der Tödtung abgenommen sein. Er hatte auch eine Taschenuhr getragen, in der linken Westentasche, die Rundung der Uhr zeichnete sich noch darin ab.

Ich hatte da zugleich wichtige Thatsachen für eine künftige Entdeckung des Thäters. Von den Eindrücken der Ringe an den Fingern nahm ich eine vollständig getreue, auch das Maß auf das Genaueste wiedergebende Zeichnung zu den Acten. Die Weste nahm ich, mit den übrigen Sachen des Ermordeten, in gerichtliche Verwahrung, nachdem ich, für den Fall späterer Verwischung, die von dem Tragen der Uhr zurückgebliebene Rundung sowohl an der Weste selbst als zu den Acten genau abgezeichnet hatte.

Außer Ringen und Uhr mußte dem Ermordeten auch Geld, und zwar hauptsächlich Geld geraubt sein. Er hatte den Seinigen geschrieben, daß er Geld mitbringe. Er hatte sie auf bessere Tage verwiesen, das Vermögen, das er sich erworben hatte, konnte daher kein unbedeutendes sein. Wenn auch nicht das Ganze, so hatte er doch sicher einen Theil davon, wahrscheinlich einen ansehnlichen Theil, bei sich getragen. Zweifelhaft konnte nur sein, worin es bestanden habe, ob namentlich in gemünztem Golde, oder in Goldsand, oder in Banknoten, Wechseln oder anderen Werthpapieren. Personen, die aus Californien zurückkehrten, pflegten in der Regel in allen solchen Stücken ihr Vermögen mit sich zu führen. Daß der Ermordete wirklich sein ganzes Vermögen bei sich getragen, wurde später dadurch bestätigt, daß bei den Seinigen nichts von ihm oder für ihn ankam, weder mit der Post, noch auf anderem Wege. Sein gesammtes Vermögen war ihm mithin geraubt. Auch in Betreff der Beraubung der Uhr und der Ringe wurde bald völlige Gewißheit erlangt.

Meine erste Sorge nach der Feststellung des Thatbestandes, auch der Obduction der Leiche, war zu ermitteln, wo der Ermordete zuletzt lebend gesehen sei, seine Reise zurückzuverfolgen, und zu erforschen, ob und in welcher Gesellschaft er gewesen, sowie ob in seiner Nähe oder in der Gegend sich verdächtige Personen gezeigt hätten. Ich kam zu folgenden Resultaten: Die Nachforschungen in Antwerpen, sowie weiter in Belgien und den Niederlanden, blieben ohne allen Erfolg. Weder war dort über den Namen Franz Bauer, noch über Jemanden, der dem Ermordeten geglichen hätte, irgend eine Auskunft zu erhalten. Auch in den angrenzenden deutschen Ländern nicht. Kein Paßbureau, kein Wirth, kein Anderer vermochte Auskunft zu geben. Die erste Nachricht über ihn kam erst aus der Nachbarschaft.

Am Sonnabend, den 18. September, also am zweiten Tage vor der Auffindung der Leiche, hatte in einem etwa fünf Meilen entfernten Städtchen über Mittag ein fremder Lohnkutscher angehalten. Seine Passagiere waren ausgestiegen. Es waren ihrer drei gewesen, zwei Männer und ein Frauenzimmer. Der eine der Männer war nach der Beschreibung der Ermordete gewesen: ein hagerer, blasser Mann, von mittlerer Größe, im Anfange der dreißiger Jahre, bekleidet mit einem grünen Oberrocke, über der Schulter eine Jagdtasche tragend. Daß es der Ermordete gewesen war, stand um so weniger zu bezweifeln, als die später vorgeladenen Bewohner des Wirthshauses, an welchem der Lohnkutscher angehalten hatte, die ihren vorgezeigten Kleidungsstücke und Jagdtasche mit Bestimmtheit wieder erkannten. Der zweite Mann wurde beschrieben als ein großer, schöner, gleichfalls noch junger Mann, mit dunklen Augen, braunem, lockigem Haar und gleichem Vollbart. Er hatte schwarze Kleidung getragen. Eine genauere Beschreibung war über ihn nicht zu bekommen. Das Frauenzimmer war eine große, bildschöne, üppige junge Dame gewesen. Die Bezeichnung Dame wollten die Wirthsleute ihr so recht nicht geben. Die elegante Reisekleidung einer Dame, schwarzes seidenes Kleid, braunen Doppellongshawl, Strohhut mit braunem Schleier, habe sie wohl getragen, aber ihr Benehmen sei etwas gewöhnlich gewesen.

Die drei Reisenden waren unter einander bekannt gewesen. Dies war aus ihrem gegenseitigen Benehmen deutlich hervorgegangen. Ob sie sich schon längere Zeit gekannt hatten, war nicht festzustellen. Ihr Benehmen gegen einander hatte indeß einiges Eigenthümliche gehabt.

Franz Bauer, der Ermordete, war meist still für sich gewesen, er hatte nur gesprochen, wenn die beiden Anderen ihn anredeten. Dies war von dem schönen jungen Manne öfters geschehen. Dieser hatte ihm überhaupt viel Aufmerksamkeit bewiesen, ohne daß jener sie sonderlich erwidert. Die Dame hatte mit Bauer fast gar nicht gesprochen, sich überhaupt wenig um ihn bekümmert. Desto mehr und desto angelegentlicher hatte sie sich mit dem schönen jungen Manne unterhalten, oder vielmehr zu unterhalten gesucht. Denn der junge Mann war kalt und wortkarg gegen sie gewesen. Der Wirthin war es sogar vorgekommen, als ob er gerade darum, um den Gesprächen mit der Dame zu entgehen, sich so viel mit dem Ermordeten zu schaffen gemacht habe. Frauen haben in solchen Sachen einen scharfen Blick, oft aber auch einen zu scharfen, als daß er richtig sein sollte.

Eine weitere Auskunft über Personen, Benehmen und Verhältnisse der Drei war von den Zeugen nicht zu erhalten. Sie hatten sich im Ganzen wenig um die durchreisenden Fremden gekümmert; einen Namen hatte sie gar nicht gehört. Uebrigens sprachen die sämmtlichen vernommenen Bewohner des Wirthshauses sich dahin aus, daß sie den schönen jungen Mann des gegen den Ermordeten verübten Verbrechens kaum fähig halten könnten. Er habe ihnen zu brav, zu edel ausgesehen. Sein Betragen sei zu unbefangen gewesen, namentlich auch dem Ermordeten selbst gegenüber. Ueber die sogenannte Dame wollten sie nicht mit gleicher Entschiedenheit urtheilen. Sie konnten freilich keinen einzigen bestimmten, wenn auch noch so entfernten, thatsächlichen Verdachtsgrund angeben. Die Person war ihnen nur überhaupt etwas ordinair, zweideutig vorgekommen. Die Wirthsfrau wollte nur auch hier wieder bemerkt haben, wie die Dame einige Male so sonderbar nachdenkliche Blicke auf den Ermordeten gerichtet habe, die sie allerdings damals nicht zu deuten gewußt und jetzt nicht deuten wolle, um ihr Gewissen nicht zu belasten.

Die Reisenden waren etwa anderthalb Stunden geblieben, und dann gemeinschaftlich mit dem Lohnkutscher weiter gefahren. Ein wichtiges Moment wurde noch bekundet: der Ermordete hatte wirklich an der Hand zwei Ringe und in der Westentasche eine Uhr getragen. Er hatte diese einmal hervorgezogen. Die Leute meinten gesehen zu haben, daß sie von Gold war. Er hatte ferner

seine Jagdtasche mit aus dem Wagen genommen und sie immer sorgfältig in seiner Nähe bewahrt, als wenn sie besonders werthvolle Gegenstände enthalte. Sie habe auch einen ziemlich bedeutenden Umfang gehabt, und als der Ermordete sie getragen, sei es ihnen vorgekommen, daß sie schwer sein müsse.

Die Beraubung des Ermordeten, und zwar zu einem nicht unansehnlichen Betrage, wurde dadurch gewisser. Zugleich war ein erhebliches Moment für die Entdeckung des Thäters gewonnen. Es kam zunächst Alles darauf an, die beiden Begleiter des Ermordeten und den Lohnkutscher, der sie gefahren hatte, ausfindig zu machen. Der Wagen war von Nordwesten gekommen. Er war in gerader Richtung auf der breiten Landstraße weiter gefahren, nach der Gegend hin, in welcher die Leiche gefunden war. Er war nachher nur noch einmal wiedergesehen, an demselben Abende, auf der nämlichen Landstraße, ungefähr vier Meilen herwärts, noch ungefähr anderthalb Meilen von der Stelle entfernt, wo die Leiche im Walde gefunden war.

Am Montag früh war die Leiche gefunden. Etwa vierundzwanzig Stunden vorher hatte, nach dem Urtheile der Aerzte, der Mord verübt sein können, also am Sonntag Morgen, auch in der Nacht vom Sonnabend bis auf den Sonntag. Am Sonnabend Abend war der Wagen in jener Gegend auf der Landstraße gesehen, ungefähr noch anderthalb Meilen von dem Orte des Auffindens der Leiche entfernt. Er war weiter gefahren. Nach ungefähr einer Stunde mußte er an der Stelle vorbeigekommen sein, an welcher in die Landstraße ein nach dem Heimathdorfe des Ermordeten führender Seitenweg einmündete. Der Weg lief mitten durch den Forst. Ungefähr dreihundert Schritte davon war die Leiche gefunden. Nach dem Allen war Folgendes anzunehmen: der Ermordete war bis an jene Einmündung des in sein Heimathdorf führenden Weges im Wagen und in diesem auf der Landstraße geblieben. In der Nähe der Einmündung des Weges war er ausgestiegen, hatte denselben zu Fuße eingeschlagen und ihn durch den Wald verfolgt. Er war in diesem erschossen und beraubt.

War er allein ausgestiegen, oder in Gesellschaft, und in welcher? War er allein in den Wald gegangen, oder hatte ihn Jemand begleitet, und wer? War er von einem Begleiter, oder von sonst Jemandem überfallen worden? Auf alle diese Fragen fehlte die Antwort. Es war nicht einmal festzustellen, wo der Mord verübt war. An der Stelle, an der die Leiche gefunden wurde, war es nicht geschehen. Keine Blutlache war dort, keine Spur eines Kampfes oder Ueberfalls; Spuren an der Erde deuteten vielmehr an, daß die Leiche dorthin geschleppt sei, um sie in dem abgelegenen Versteck zu verbergen. Aber auch nirgends anderswo im Walde ließ sich eine Stelle entdecken, die Spuren, daß dort das Verbrechen verübt sei, aufgewiesen hätte. Freilich hatte es den ganzen Sonntag über stark geregnet, und sowohl Fuß- wie Blutspuren hatten dadurch größtentheils verwischt werden müssen, ganz verwischt und vertilgt werden können.

Drei Tage waren seit der Auffindung der Leiche vergangen. Der Morgen des vierten sollte plötzlich einen erheblichen neuen Umstand bringen. Der Schauplatz des Verbrechens war in dem nordöstlichen Theile des Gerichtsbezirks. Die Gegend war dort waldig, aber eben. Einen anderen Charakter hatte das Land nach Südwesten hin, also an dem entgegengesetzten Ende des Gerichtsbezirks. Auch dort war Waldung, aber tiefes, rauhes Gebirge.

Aus der Tiefe dieser Gebirgsgegend meldete sich am Morgen des vierten Tages Jemand bei mir, der mir etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Seine Mittheilung bestand in Folgendem: Er war Krugwirth im Gebirge, an einer alten, seit Jahren durch neu angelegte Chausseen von dem Verkehr abgeschnittenen und fast gar nicht mehr besuchten Landstraße. In der Nacht zum vergangenen Sonntag gegen Morgen war er von dem ungewöhnlichen Geräusch eines Wagens erwacht, der schwerfällig in der steilen und holperigen Landstraße herangefahren kam. In der Nähe seines Hauses hielt der Wagen. Er stand auf, um zu sehen, was es sei, und ob Jemand bei ihm einkehren wolle. Es war draußen noch zu dunkel, als daß er genau etwas unterscheiden konnte. Nach einer Minute ungefähr setzte sich auch der Wagen wieder in Bewegung, und er hörte ihn weiter fahren, tiefer in das Gebirge hinein. Er glaubte trotz der Dunkelheit eine Reisekutsche erkannt zu haben und stellte noch seine Betrachtungen darüber an, wie dieselbe, zumal bei Nacht, in diese Gegend komme, als er ein Klopfen an seiner Hausthüre vernahm. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Er konnte nur einen dunklen Gegenstand gewahren, der sich unten an der Thür bewegte. Er rief hinunter, wer da sei.

„Kann man hier logiren?“ sprach eine weibliche Stimme hinauf.

Der Krüger zündete ein Licht an, ging hinunter und öffnete die Hausthür. Eine Dame in seidenem Kleide, in Shawl und Hut stand vor ihm. Sie trug einen kleinen Reisenachtsack am Arm. Sie war groß und schön.

„Kann ich bei Ihnen logiren?“ fragte sie wiederholt.

Der Wirth ließ sie eintreten und führte sie in die Krugstube. Sie war nicht blos elegant gekleidet, sie sah auch sonst reputirlich und ordentlich aus. Der Krüger fand kein Bedenken ihr zuzusagen, daß sie bei ihm logiren könne. Sie theilte ihm darauf mit, daß sie mehrere Tage zu bleiben wünsche. Sie erwarte hier Jemanden, einen Verwandten, der ihr wichtige Nachrichten zu bringen habe. Es sei aber ein Geheimniß dabei. Sie bat deshalb, ihr ein einzelnes Stübchen anzuweisen, wo sie von den Leuten nicht gesehen werde, und zugleich ihren Aufenthalt gegen Jedermann zu verschweigen. Sie begleitete ihre Bitte mit der Hinlegung eines Doppellouisd'ors, als Voransbezahlung für Quartier und Verpflegung. Der Krüger sagte ihr auch das Geheimhalten zu. Und er hielt seine Zusage — bis ein Andres hinzu kam.

Am Sonnabend Morgen nach der Auffindung der Leiche war er bei mir. Am Abende vorher war durch Leute, die in der Stadt gewesen, die Nachricht in das Gebirge gekommen, daß auf der anderen Seite der Stadt, in dem Forst, ein schwerer Raubmord verübt sei, und daß dabei viel von einer fremden Dame und von einem jungen Menschen mit dunklen, krausen Haaren und einem großen Bart gesprochen werde. Als auch der Krüger das erfuhr — und er gehörte in der Gegend zu den Ersten, die es erfuhren — wurde ihm die fremde Dame in seinem Hause mit ihrem Geheimniß verdächtig, und er hielt es für seine Pflicht, dem Gerichte Anzeige zu machen. Ein anderer Umstand ließ ihm dies noch dringender erscheinen.

Gleich in der folgenden Nacht, nach der Ankunft der Fremden, also in der Nacht vom Sonntag auf Montag, war wieder an seine Hausthür geklopft worden. Er war aufgestanden und hatte durch das Fenster hinuntergefragt, wer da sei. Eine fremde männliche Stimme hatte um Einlaß gebeten.

„Zu welchem Zwecke?“

„Um ein Glas Bier zu trinken.“

„Dazu öffne er in der Nacht nicht.“

„Er habe auch noch sonst ein Anliegen,“ hatte der Fremde gesagt. „Er werde gut bezahlen.“

Der Krüger hatte wieder Licht angezündet, war hinunter gegangen und hatte geöffnet. Ein großer Mann stand vor ihm, tief in einen Mantel gehüllt, einen niedrigen, breitkrämpigen Hut tief in das Gesicht gedrückt. Von dem Gesichte war, zumal bei der trübe brennenden Lampe, im eigentlichen Sinne des Worts, nur der Bart zu sehen. Es war ein schwarzer, krauser Vollbart. Der Krüger ließ ihn ein. Im Hause erklärte der Fremde, seine Absicht sei nur, zu der Dame geführt zu werden, die seit der gestrigen Nacht hier sei. Er müsse sie dringend sprechen. Er sei der, den sie erwarte. Der Wirth führte ihn zu der Stube der Dame. Der Fremde klopfte an die Thür und rief dabei zwei Worte in einer fremden Sprache. Wenige Minuten darauf wurde die Thür von innen geöffnet.

„Ich werde den Herrn schon wieder hinauslassen,“ sagte die Dame zu dem Wirth. „Sie brauchen nicht aufzubleiben.“

Der Wirth legte sich wieder zu Bett, schlief bald ein und hatte nicht gehört, wann der Fremde sich wieder entfernt hatte. Am andern Morgen war er fort. Hinterher fiel es dem Wirth ein und auf, daß der Fremde mit einer sonderbar gedämpften, wie absichtlich verstellten Stimme gesprochen habe. Verdächtig war ihm das Alles geworden, als er die Nachricht von dem Raubmord gehört hatte.

Der fremde Mann war nicht wieder da gewesen. Die Dame war noch da, als er in die Stadt ging, die gerichtliche Anzeige zu machen. Bei seinem Weggehen von Hause hatte er, um keinen Verdacht zu erregen, gesagt, daß er zu einem Wochenmarkte in der Nachbarschaft gehe. Er war ein ebenso gewissenhafter, wie vorsichtiger Mann. Seine Mittheilung war dem Anscheine nach von großer Wichtigkeit. Zeit und Persönlichkeiten wiesen dringend darauf hin, daß die beiden Fremden die Personen seien, die sich fast

unmittelbar vor dem Morde in der Begleitung des Ermordeten befunden hatten. Das Geheimnißvolle in ihrem Benehmen deutete zugleich auf eine Verbindung mit dem Morde hin.

Ein Umstand blieb unerklärlich. Warum hielt die fremde Dame sich noch immer in der Gegend auf, wenn sie zu dem Verbrechen in Beziehung stand? Sie konnte sich die Gefahr nicht verhehlen, in der sie so, trotz ihrer Verborgenheit, schwebte. Jedenfalls mußte sie wichtige Gründe haben, die Gegend nicht zu verlassen. Sie mußte schleunig und unvorbereitet wenigstens vernommen werden. Ich fuhr mit den zuzuziehenden Gerichtsbeamten und dem Krüger sofort hin. Es war Abend, als wir ankamen.

Der Krug lag einsam an der alten Landstraße, etwas von dieser zurück, tief in waldigem Gebirge. In der Umgebung einer Viertelstunde befand sich kein anderes Wohnhaus. Ich ließ den Wagen in einiger Entfernung von dem Hause halten. Wir gingen zu Fuße weiter. Der Krüger mußte zuerst allein in das Haus treten. Er brachte die Nachricht zurück, die Dame sei da und in ihrem Zimmer. Er mußte uns zu dem Zimmer führen. Ich trat mit einem Protokollführer ein. Ich war gespannt, denn ich überfiel eine fremde Frau. Ich überfiel sie als eine Verdächtige, des schwersten Verbrechens verdächtig. Sie konnte schuldig, sie konnte aber auch unschuldig sein.

Der Protokollführer und ich waren eingetreten, ohne anzuklopfen, ohne durch das geringste Geräusch unsere Ankunft zu verrathen. Wir standen völlig unerwartet in dem Zimmer, vor der Dame, die darin war. Sie saß bei einer Lampe an einem Tische und las in einem alten Buche, welches sie wohl von dem Wirthe geliehen hatte. Verwundert sah sie auf, als wir plötzlich an ihrer Seite standen, und warf einen raschen, forschenden Blick auf uns. Einen Augenblick schien etwas in ihrem Innern zu zucken, durch ihr Gesicht zu fliegen. Dann erhob sie sich, langsam, ruhig. Sie sah uns fragend an, verwundert, aber mit kalter, fast stolzer Verwunderung.

„Sie irren sich hier wohl," sagte sie.

Ihre Erscheinung, ihr Benehmen ließen weder auf Schuld noch auf Unschuld schließen. Um desto vorsichtiger mußte ich verfahren. War sie schuldig, so war sie jedenfalls eine gewandte Frau, die sich zu beherrschen verstand. Jene ordinaire Person, die die Wirthsleute an der Landstraße in ihr gesehen haben wollten, war sie nicht. Hätte sie sich damals so gezeigt, so konnte sie sich auch anders zeigen.

„Ich bin hier recht," erwiderte ich ihr. „Ich bin Commissarius des Criminalgerichts. Ich suche Sie."

Sie verfärbte sich nicht wieder. Sie hatte sich in ihre Rolle schon hineingedacht, sie spielte sie schon, wenn sie schuldig war.

„Was wünschen Sie von mir?" sagte sie kalt.

„Ist Ihnen der Name Franz Bauer bekannt?"

„Nein, mein Herr."

„Seit wann sind Sie hier?"

„Seit vorigem Sonntag."

„Wie kamen Sie hierher?"

„In einem gemietheten Wagen."

„Allein?"

„Ganz allein."

„Woher kamen Sie?"

Sie nannte, ohne sich zu besinnen, das Städtchen, in welchem am Sonnabend vorher der fremde Lohnkutscher mit dem Ermordeten und dessen Begleitern angehalten hatte. War sie die Dame, die zu diesen Begleitern gehörte?

„Waren Sie damals allein?"

„Ich fuhr mit zwei Herren."

„Kannten Sie diese?"

„Nein."

„Wie waren Sie mit ihnen zusammengekommen?"

„Zufällig."

Sie erzählte, wie sie, aus dem Norden Deutschlands kommend, auf der Eisenbahn gereist sei. Etwa drei Meilen jenseits des Städtchens sei für ihre Weiterreise die Eisenbahn zu Ende gewesen. Sie habe auf der Station die nächste Post erwarten wollen, als sie einen auf dem Bahnhofe haltenden Lohnkutscher bemerkt, der, wie es ihr geschienen, auf Reisende gewartet habe. Sie habe sich an ihn gewandt. Er habe in der Richtung fahren wollen, die sie nehmen mußte. Er habe noch Platz im Wagen gehabt; nur zwei Herren führen noch mit. Die beiden Herren seien gleich darauf erschienen. Wenige Minuten später seien sie abgefahren. So sei sie mit den beiden Herren zusammengekommen.

„Wie sahen die beiden Herren aus?"

Sie beschrieb sie, genau wie die Wirthsleute in dem Städtchen. Sie war jene Dame. Sie war in der Gesellschaft des Ermordeten gewesen. Sie hatte sich seitdem verborgen, hier tief im Gebirge versteckt gehalten. Sie hatte in ihrem Versteck den heimlichen Besuch eines Menschen gehabt, der nach Allem der zweite Begleiter des Ermordeten gewesen war. In ihrer und dieses Mannes Gesellschaft war der Unglückliche zuletzt gesehen, so nahe, der Zeit wie dem Orte nach so nahe dem an ihm verübten Verbrechen. Wie drängten diese Umstände so sprechend zu einem dringenden Verdachte einer Schuld gegen die Fremde! Und sie war völlig ruhig, kalt, unbefangen!

„Wie lange waren Sie in der Gesellschaft der beiden Herren?" fragte ich sie.

„Bis zum Abend des nämlichen Tages."

„Trennten Sie sich von den Herren?"

„Sie trennten sich von mir."

„Zu gleicher Zeit?"

„Zu gleicher Zeit."

„Wo war das?"

„Mitten auf der Landstraße."

„War es eine bewohnte Gegend?"

„Es war im freien Felde. Nur auf der einen Seite der Straße befand sich eine Waldung."

„War es früh oder spät am Abende?"

„Wir hatten zu Mittag in einem Städtchen angehalten. Es konnte drei Uhr Nachmittags sein, als wir von da fort fuhren. Wir waren schon einige Zeit im Dunkeln gefahren, als ich einschlummerte. Ich erwachte von einem Anhalten des Wagens. Wie lange ich bis dahin geschlafen hatte, weiß ich nicht. Die beiden Herren stiegen gemeinschaftlich aus und verabschiedeten sich mit kurzen Worten von mir. Ich fuhr mit dem Kutscher allein weiter. Derselbe erzählte mir nachher, der eine der beiden Herren, der kleinere, habe dort, wo sie ausgestiegen, einen in ein benachbartes Dorf führenden Seitenweg einschlagen wollen. Der Andere habe zwar, nach seiner Angabe, erst etwa zehn Minuten weiter den Wagen und die Straße verlassen müssen, sich jedoch, um keinen nochmaligen Aufenthalt zu verursachen, zum gemeinschaftlichen Aussteigen mit jenem entschlossen."

„Haben Sie später einen der beiden Herren wiedergesehen?"

„Nein."

Sie sprach auch das Wort völlig so ruhig, unbefangen und bestimmt, wie das Andere.

Nach der Mittheilung des Krügers war gleichwohl gerade der eine der Beiden bei ihr gewesen. Ich fuhr ebenso unbefangen, wie sie war, in meinen Fragen fort:

„Wie lange gedenken Sie sich hier noch aufzuhalten?"

„Ich weiß es nicht."

„Welches ist der Zweck Ihres hiesigen Aufenthaltes?"

Sie sah mich befremdet, vornehm an.

„Haben Sie ein Recht, danach zu fragen, mein Herr?"

„Es käme darauf an. Indeß, Ihr Name, wenn ich bitten darf?"

Sie besann sich einen Augenblick, dann sagte sie leicht und als wenn sie sich entschlossen habe, mir die kleine Gefälligkeit zu erweisen:

„Antonie Hein."

„Aus —?"

Sie wurde wieder vornehm.

„Mein Herr, meinen Namen habe ich Ihnen genannt, ich fand kein Bedenken; von meiner Heimath und von meinen sämmtlichen übrigen Verhältnissen jedoch erfahren Sie durch mich kein Wort. Ich habe meine Gründe dazu, und wenn Sie nach den Gründen fragen wollen, so genüge Ihnen schon im Voraus meine Erklärung: ich finde es gut, es gefällt mir, Ihnen über mich nicht ein Wort weiter zu sagen."

Sie sprach mit ihrer ganzen Ruhe, aber auch mit einer Entschiedenheit und Festigkeit, die eine große Willenskraft anzudeuten schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenbilder.

Von F. Stolle.

1. Ein Sommersonntag im Alpenstädtchen Reichenhall.

Ein tiefer Frieden sinkt in meine Seele,
Gedenk' ich dein, du stilles Alpenthal,
Smaragdengrün, in Blumengold gewieget,
Umklungen von dem Abendsonnenstrahl.

Die rothen Wolken ziehen an den Bergen
Und über grünes Waldmeer still dahin,
Dieweil die Firnen, wie die Wächter Gottes,
Im reichen Gold des Sommerabends glüh'n.

Der Hirtenknabe dort auf grüner Alme,
In Blumen ruhend, singt sein Abendlied;
Und vor bekränztem Muttergottesbilde
Entblößten Haupts der müde Pilger kniet.

Da tönt durch Baum und Blatt und rothe Blüthen,
Wie einer schönern Gotteswelt entflohn,
Wie Engelgruß durch dieses Thales Frieden,
Sanct Zeno's frommer Abendglockenton.

Und alle Berge zauberhaft umklungen,
Umrankt von Märchengrün aus alter Zeit,
Das da prophetisch immer wieder klinget
Von deutschen Volks dereinst'ger Herrlichkeit.

Kennt ihr des Wunderberges Marmorhalle,
Worinnen Deutschlands Kaiser trauernd harrt,
So lange, bis des Marmortisches Runde
Dreimal umschlungen hat der Silberbart?

Noch flattern um den Hochthron finstre Raben,
Der Kaiser träumt, der dunkle Zauber bleibt,
Bis daß die Zeit, wo auf dem Walserfelde
Der Birnenbaum der Freiheit Blüthen treibt.



Reichenhall.

Reichenhall —! holder, freundlicher Klang; erinnerungrosig ziehst du durch so manche Seele, die gebannt auf trostlose Ebene, wo die Wolken eintönig von Horizont zu Horizont ziehen und der Blick unerquickt in die unbegrenzte Ferne schweift — die aber doch einmal so glücklich war, zwischen deinen Almen zu wandeln und trunken emporzuschauen zu deinen Bergen, ruhend im himmlischen Blau. Und wie manches Herz wird dankbar deinen Namen segnen, das Genesung fand in deinem Schooße, du stilles Alpenthal, wo Gott so gnadenreich seine Quellen sprudeln läßt für arme kranke Erdenpilger!

Es ist heil'ge Sonntagfrühe. Das Nachtgewitter ist verrollt in den Bergen. Bis zwei Uhr haben die entsetzlichen Schläge wiederhallt, haben die Feuergarben verderbendrohend niedergehangen. Bis zwei Uhr haben die Lichtlein geleuchtet der erschreckten Bewohner von Reichenhall.

Die Tyroler und Salzburger Alpen hatten sich eine Mitternachtschlacht geliefert, wie man seit lange keine zweite vernommen; eine Schlacht voller Silberpracht und Grabesdunkel, voll golden zerrissener Himmelsdecken und Felsenerzittern. Die Hitze gestern war zu erstickend gewesen, die Luft so elektrisch, daß das Sanct Elmenfeuer auf dem Wege nach Kirchberg von Pappel zu Pappel gesprungen. — In der Gegend von Maria Plain hatte das Wetter gezündet. Lange leuchtete der Feuerschein durch die Nacht.

Jetzt ist es wieder Morgen und Alles still; nur die thautrunknen Halme und Alpenveilchen erzählen sich schüchtern von den feurigen Bändern der Nacht und wie der Felsengrund gezittert.

Welche Frische, welche Erquickung! Immer freundlicher quillt der junge Morgen über die Abhänge des Stauffengebirgs. Im Thal und Städtchen noch Alles still. Nur die Kathi, welche die Molken von der Kuchelbachalp herabbringt, pocht an die Thür zum Schießhüttengarten. Das Thal dampft, Untersberg, die Stauffen, Schwegel, Müllnerberg und Ristfeuchthorn, die Riesenwächter von Reichenhall, rauchen ihre Morgenpfeife. Allmählich beginnen sich ihre Häupter zu röthen.

Da, aus Blättergrün des Curgartens von Achselmannstein, erwachen die Töne eines Chorals, die, ein frommer Sonntaggruß, weihevoll durch den immer goldener werdenden Morgen ziehen. Es ist der Choral

„Vor deinen Thron tret' ich hiermit."

Die Bademusik beginnt ihr Morgenconcert.

Da klappt hier und da eine grüne Jalousie. Sie thut sich auf. Himmlischer Morgen strömt hinein, herzerquickend, wangenröthend. Man hört Nachbarn sich einen guten Morgen zurufen. Dann lauscht Alles den Klängen des Chorals. Und immer goldener blüht der Morgenhimmel auf. Es wird lebhafter. Vereinzelte Curgäste wandeln bereits zwischen den blühenden und thau-

tropfenden Gesträuchen des Gartens von Achselmannstein. Auch auf der Straße wird es lebendig. Vom Thore her rollt der Stellwagen, überfüllt mit Frühaufgestandenen, die beim Bothenwirthe eingestiegen und gottvergnügt in den jungen Tag hineinfahren, nach Anger, nach Salzburg, nach Hellbrunn, Gott weiß, wohin.

Da blitzt es himmlisch im Morgen. Die ersten Strahlen der Sonne zittern golden über das Thal, alle Matten mit Diamanten und Rubinen übersäend. Den Blumen stehen beim Anblick der Sonne die Thränen der Freude in den Augen. Hörner und Clarinetten klingen dazwischen:

„Die Sonn' erwacht."

Die weißen, an den Bergen dahinliegenden Nebel zerfließen in immer zartere Schleier, bis das ganze Thal abgeklärt und so frisch, als ob es soeben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, im Glanze des Morgens ruht. Wie verliert sich die Riesenpyramide des Hochstauffen mit ihrer kreuzgeschmückten Felsenstirn in tiefes Blau! Wie thronen so gewaltig die Alpen im Hintergrunde; wie fallen die Steinbastionen der Reitalp so jäh in die Tiefe; wie schaut selbst der düstre Untersberg im Morgensonnenlichte nicht unfreundlich herüber! Seine Märchen und Gnomen, die ihn in nächtlicher Weile umklingen und umwandeln, sind vor der Sonne gewichen. Verschlossen sitzt der alte Kaiser im Marmorpalaste, und die tobenden Zechgelage in des Kaisers Weinkeller beim Hallthurm sind verstummt vor dem Frühgesange der Haidelerche. Wie einladend winkt die kleine Alphütte dort auf dem Vorbau des Müllnerberges! Wer auf einer jener sonnigen Höhen stehen und ausschauen könnt' über die Welt und Gottes Pracht und Herrlichkeit, über die Gletscher und Eisfelder bis zur erhabenen Schneepyramide des Großglockner; über die grünen Landschaften von Oberbaiern, die gesegneten Fluren von Salzburg, die blitzenden Seen in Nähe und Ferne!

Und das Thal selbst! Wie idyllisch umarmt von den Bergen! Wie lachen die freundlichen Schweizerhäuser mit ihren grünen Jalousien und zierlichem Schnitzwerk, laubumrankt, rosenumblüht! Dort auf dem Calvarienberge das Kirchlein mit seiner weithin leuchtenden goldenen Thurmspitze. Umringt von grünen Matten, bachdurchströmt, waldumrahmt das gastliche Kirchberg. Im Hintergrunde auf kecker Felsenstirn das tannenumrauschte Sanct Pankraz mit seinem uralten Nachbar, dem epheuumrankten Karlstein. Dort am Fuße des Hochstauffen, noch umschattet von den Morgenbergen, das Kirchlein Nonn mit seinen paar ländlichen Wohnungen, wo man so trefflichen Rahm bekommt. Weiter zur Linken die freundliche Padingeralm, wo die Alpenveilchen so reichlich blühen. Und all diese grünende und blühende Herrlichkeit durchrauscht und durchblitzt von der Saalach, dem frischen, raschen Tyrolerkinde.

Ländliche Morgentoiletten, reizende Sommerhütchen werden sichtbar auf Altanen und in den Lauben. Die Kaffeetassen klirren im Morgenlichte. Heitere Gespräche, Scherz und Rosenlaune. Kleine Landmädchen kommen von den Bergen und bieten Walderdbeeren zum Verkauf. Für wenig Kreuzer, welche Frühlingsgabe! Welcher Duft! Wo sich der Blick hinwendet, Alles so froh, so glücklich in diesem von der Welt so abgeschiedenen reizenden Erdenwinkel.

Wie glücklich aber ist erst derjenige, welcher zu keiner Badecur mit obligaten Sool-, Moor- und Nadelbädern, Molken- und Kräutertränken verurtheilt ist, sondern gesund, „frei, frisch, froh, fromm" sich dieses prächtige Leben mit munterm Herzen und Auge anschauen darf! Es wird ihm, sobald der duftende Kaffee in der Geisblattlaube, in welche goldene Sonnenstrahlen fallen, getrunken, sobald die Hörnlein oder Milchbrodchen verzehrt, keine Ruhe lassen. Er muß hinaus auf die grünen Matten, wo die „Gas", die Füllen und junge Langohrs sich in possirlich humoristischen Sätzen üben. Er muß hinein in das muntere Städtchen, durch die reinlichen Straßen wandeln, auf den Schildern die dem Norddeutschen unbekannten Gewerksnamen studiren, die Fragner, die Hafner, die Flaschner, die Manheimer, und dabei die Wölkchen der Havannah in die blaue Morgenluft entsenden.

Kirchgänger im Sonntagsschmucke, die goldene Quaste an den runden schwarzen Hüten, wandeln vorüber; Frauen und Mädchen um den Hals die vielfach geschlungene glänzende Silberkette. Hier und da ein stattlicher Gebirgssohn, kühner „Gamsjaga", die Adlerfeder und das Edelweiß im grünen Tyrolerhute.

Vor dem Löwenbräu, wo die grünen Linden stehen, ist ein flotter Zweispänner vorgefahren. Man ist bemüht, die Wagentaschen mit blinkenden Rheinweinflaschen und reichlichem Mundvorrath zu versorgen. Bekannte steigen ein.

„Wohin des Weges?"

„Berchtesgaden, Königssee, Eiskapelle!"

„Vergessen Sie nicht auf Sanct Bartholomä, dem lieblichen Eilande, die delicaten Salmling, und bitten Sie den wackern Forstwart daselbst, daß er mit dem Fernrohre Gemsen aufspürt. Bei der Rückfahrt verabsäumen Sie um Alles die herrliche Ramsau nicht, Schwarzbachwacht und Jettenberg, eine der malerischsten und liebenswürdigsten Partieen."

„Danken schönstens, soll uns nichts entgehen."

Unter freudigem Hutschwenken der Insitzenden rollt das Wäglein auf dem Wege nach Berchtesgaden munter dahin. Einer der Herren Doctoren eilt über den Weg. Die Doctoren sind unter den Badebekanntschaften unbezahlbar.

„Guten Morgen, Herr Doctor, was gibt's Neues?"

„Der deutsche Bundestag —"

„Ich bitt' Sie um Alles in der Welt, sprechen Sie mir an diesem himmlischen Morgen nicht vom deutschen Bundestage."

„In der Traube ist famoses Theisendorfer angekommen."

„Das laß ich mir gefallen. Danke schön. Will jetzt zum Apotheker. Er soll mir ein paar Alpenblumen einpfarren, die ich gestern auf dem Salzbüchsel gepflückt. Auf Wiedersehen!"

Die sehr freundliche Apotheke von Reichenhall ist eine Art Mittelpunkt, ein Focus, wo sich namentlich während der Badesaison allerhand Leute zusammenfinden, weil man hier über Alles Auskunft erhält, was einem hier Badenden immer zu wissen nöthig ist. Pro Primo kann er hier den berühmten Alpenkräutersaft mit Pfeffermünzküchleins an der Quelle trinken. Ist es um Zurechtweisung hinsichtlich schöner Alpenpartieen in naher Umgegend zu thun, erhält man hier die besten Rathschläge. Zugleich stehen zwei wohlgehaltene Maulthiere, der Hansl und die Liesl, unter Führung des wackeren Sepperl bereit, den Steiglustigen bis an die Schneelinie emporzutragen. Sind wir im Unklaren über gepflückte Kräuter und Alpenblumen, wird uns in der Apotheke von Reichenhall die sicherste Auskunft. Haben wir fremdländisch Papiergeld, das sonst Niemand wechselt, bekommen wir hier das schönste bairische Silbergeld dafür. Kurz, die Reichenhaller Apotheke ist nicht blos eine Heilanstalt für die Unannehmlichkeiten des Lebens, sondern auch eine Beförderung der Annehmlichkeiten desselben. Der Chef dieser trefflichen Officin ist der um Reichenhall hochverdiente frühere Bürgermeister, Herr M. Mack; ein wahrer Gebirgsvater, der, sobald die erste Anemone, das erste Aurikel am Fuße des Stauffen im Frühjahr die Augen aufschlägt, auf die Berge steigt, wo er mit Fleiß und Kenntniß die heilsamen Kräuter sammelt für seinen Kräutersaft. Dieser Mann ist für das freundliche Städtchen und seine malerische Umgebung wie geschaffen. Jahre lang ist er bemüht gewesen, schöne Punkte, reizende Fernsichten dem Naturfreunde ersteigbar und zugänglich zu machen. Er hat wohlgehaltene Fußpfade angelegt, sie mit Barrieren geschützt, Wegweiser aufgestellt, für Ruhebänke gesorgt. Die dankbaren Bewohner von Reichenhall haben darum auch ihm zu Ehren die kleine von ihm auf dem Schroffen erbaute Alphütte, von wo man die kostbare Aussicht über das ganze Thal bis Salzburg genießt, die Bürgermeisteralp genannt. Außerdem gibt es am Fuße des Hochstauffen auch noch eine Apothekeralm, die ihm eigenthümlich zugehört.

Ich hätte dem wackeren Manne gern meine Aufwartung gemacht, um mir über meine auf dem Salzbüchsel gemachten botanischen Eroberungen einige Auskunft zu erbitten, fand aber die Officin bereits von einer andern Species liebenswürdiger Flora hinreichend bevölkert. Drei Crinolindamen füllten den Raum bis zum Provisor so vollständig, daß ein Eindringen sich als eben so unmöglich, wie unthunlich herausstellte.

Ich setze darum meinen Weg zur Post fort. Der Theisendorfer Postwagen ist eben angekommen, aus dem sich neue Badegäste abwickeln. Am Hausthor des Postgebäudes thürmen sich Koffer, Kisten, Reisetaschen, Schachteln, Hutfutterale mit umschnürten Regenschirmen. Die stattliche Figur des tüchtigen Posthalter Puchner geht anordnend auf und ab. Die neuen Ankömmlinge, welche noch keine Wohnung haben, nehmen einstweilen in dem großen und schönen Postgebäude ihr Absteigequartier.

Indeß ist die Sonne hoch genug gestiegen, um das Verlangen nach einem frischen Töpfchen nicht als unbillig erscheinen zu lassen. Man betritt die geräumige und freundliche Postrestauration. Kell-

nerinnen im Sonntagsschmucke, auf dem Gürtel den gestickten Namen, eilen geschäftig hin und wieder.

„Walli, ein Seidel, aber frisch!"

„Eben angesteckt," lautet es erquicklich, und bald schäumt der goldene Trank im blanken Glase vor uns, dessen Deckel mit einer freundlichen Gebirgslandschaft geschmückt ist.

In den Gastzimmern der Post zu Reichenhall kann dem Besucher die Zeit nimmer lang werden. Auf der Papptafel an der einen Thüre kann er die Sehenswürdigkeiten der Salinenstadt und Umgegend hinreichend kennen lernen. Die schönsten Punkte, Fernsichten, Alpenpartieen, Klamm's stehen da schwarz auf weiß. Auf einer anderen Tafel findet er die Preise, um vermittelst Fuhre, Maulthier oder Esel nach dieser oder jener Partie befördert zu werden. Eine große Karte von Baiern an der Wand zeigt an, wie weit man von der Heimath und wie hoch oben im Baierlande man drinnen sitzt. Selbst die Telegraphentaxen sind nicht vergessen. Auch an sonstiger Lectüre ist kein Mangel. Man findet die Augsburger Allgemeine, in Südbaiern das tägliche Brod, die Münchner Nachrichten, die fliegenden Blätter, den Münchner Punsch, sowie das im Zugschwerdtschen Verlage erscheinende gut redigirte Reichenhaller Localblatt, die Grenzboten.

Das Seidel ist geleert, die Augsburgerin höchst oberflächlich durchblättert, die harmlosen Witze des Punsches und der Fliegenden sind belacht. Que faire? Neue Bekanntschaften anknüpfen? Die Gelegenheit ist nicht ungünstig. Nein, wieder hinaus in den herrlichen Morgen; durch Waldesgrün längs der rauschenden Saalach nach den gastlichen Arkaden von Kirchberg, wo man umgrünt sitzt von duftenden Matten, umarmt wird von bewaldeten Bergen und umrauscht von Silberbächen. Und ist's Kirchberg nicht, dann bei der Brücke links abgeschwenkt zum Molkenbauer im kühlen Felsenthale, wo gegenüber der Röthelbach sich brausend vom hohen Lattengebirge stürzt.

Aber die Sonne wird immer brennender. Darum zurück zum Städtlein. Man wandelt die unterschiedlichen Bräu's vorüber. Auf der Straße bereits unerträgliche Hitze. Wie schaut da der Blick so erquicklich in die dunklen kühligen, oft mit grünen Maien geschmückten Hausfluren, wo Baierland sitzt beim frischen Trunke und die Thonkrüge aneinander klirren!

Man kommt zur Traube. Hier ist's mit der Resignation alle. Man muß erfahren, ob der Doctor die Wahrheit gesprochen. Man tritt in die kühle Unterstube. Der Doctor hat Recht. Nichts geht über ein gutes Theisendorfer.

Während dieser höchst angenehmen Beschäftigung, der Wahrheit des Doctors auf die Spur zu kommen, ist es Mittag geworden. In den Straßen die fürchterlichste Hitze. Es ist, als ob die Felsen zu einem Riesenbackofen umgeschaffen worden. Jetzt entsteht die Frage: Zu welcher der unterschiedlichen Kripplein sich wenden? Table d'hote im comfortablen Speisesaale von Achselmannstein, unter gewählter Gesellschaft? Aber Comfort und gewählte Gesellschaft kann man in Europa überall haben. Oder Diner auf der Post? Oder in einem der unterschiedlichen Bräu's? Nichts da! In's Freie, in's Grüne! Wo kann die Erdbeerkaltschale und der Kaiserschmarren besser munden, als unter den schattigen Linden im Löwengarten? Gedacht, gethan. Auch ist der Weg dahin nicht zu weit. Andere Leute scheinen dieselbe vernünftige Ansicht gehabt zu haben. Unter dem grünen Laubdach blinken bereits auf sauber gedeckten Tischen lustig Flaschen und Gläser. Speisen und Getränke delicat und nicht übertheuer. Man lebt wahrhaftig wie der liebe Gott in Frankreich.

Nach Tische schlendert man in die nahgelegene Leihbibliothek zur guten Madame Zugschwerdt und sucht sich eine leichte Lectüre für die Siesta. Zu Hause angekommen im freundlichen Stüblein mit der herrlichen Aussicht, haben die sorgsamen Wirthsleute bereits in den Morgenstunden die Jalousien geschlossen, um das Zimmer angenehm kühl zu erhalten. Man macht sich's so bequem, wie immer möglich, streckt die Erdenhülle behaglich auf's Sopha und erhält in der That einen Begriff, wie es dem lieben Gott in Frankreich zu Muthe ist. Ottilie Wildermuth, die liebenswürdigste der jetzt lebenden Schriftstellerinnen, führt uns in ihr grünes Schwabenland, in ein lindenumblühtes Pfarrhaus mit scharmanten Pfarrtöchtern. Die Geschichte ist nicht lang, aber erquickt. Dabei rauscht der Röhrtrog im Hofe so monoton, daß sich endlich das Haupt unwillkürlich auf das Kissen neigt und das holdeste Mittagschläfchen uns in seine Arme nimmt, während draußen die Julisonne erstickend auf Berg und Thal ruht. (Schluß folgt.)

Die zoologischen Gärten.

Von Professor H. E. Richter in Dresden.

Die bevorstehende Gründung eines zoologischen Gartens bei **Dresden** hat, zunächst in unserem Vaterländchen, die öffentliche Aufmerksamkeit und Discussion wieder diesem an sich nicht neuen Gegenstande zugewendet. Dieselbe wird aber nächstens eine allgemeine werden, indem sicherem Vernehmen nach auch in **Hamburg** und **Cöln** (vielleicht bald in den meisten größeren Städten) solche Thiergärten entstehen werden.

Sie fragen, werther Freund, „warum ich mich so für diesen Gegenstand interessire?" Nun, weil ich auf meinen Reisen die meisten derselben gesehen und davon den Eindruck mitgebracht habe, daß solch ein zoologischer Garten eine Zier und Ehre für die Stadt ist, welche ihn besitzt, und daß er der Bevölkerung ein hochzuschätzendes Element der Unterhaltung und Belehrung, der rein menschlichen und der wissenschaftlichen Bildung darbietet! — Erlauben Sie mir, Ihnen Einiges von den **berühmteren Thiergärten**, welche ich gesehen, zu erzählen, dann auf den **projectirten Dresdner** zu kommen und schließlich die Frage nach **Werth und Bedeutung solcher zoologischer Gärten** zu erörtern.

---

1. In London.

Wie billig beginnen wir mit dem Londoner, dem reichsten, ausgedehntesten, zierlichsten von allen, — dessen Besuch, neben all dem Merkwürdigen und Imposanten, was man in London sieht, wohl den meisten Reisenden lebenslängliche freundliche Erinnerungen hinterläßt. — Er liegt in einem der schönsten und vornehmsten Parks von London, dem **Regent-Park**. Ein gut Stück von dessen Wiesen- und Waldgrund ist zu diesem Zwecke der zoologischen Gesellschaft abgetreten worden; doch so, daß die eine Hauptallee (die den Park durchschneidende aa) längs des nur niedrig umzäunten Thierparks hinführt, die andere (den ganzen Park umkreisende bb) hingegen quer durch denselben hindurchführt. Letztere theilt ihn also in eine nördliche schattigere, und südliche sonnigere Abtheilung, welche beide durch einen unterhalb der Fahrstraße hindurchführenden Tunnel (cc) mit einander verbunden sind, welcher anmuthig mit natürlichem Felswerk und Schlingpflanzen verziert ist. Wenn die schöne Welt ihre Spazierfahrt um den Park macht, blickt sie von oben herab in den Thiergarten hinein, der zugleich durch seine Blumenbeete und Parkanlagen einen der anmuthigsten Ziergärten darstellt. — Die südliche Hälfte zerfällt wieder in einen freieren südwestlichen Theil (dd) und einen schattigeren nordöstlichen (ee). Ersteren bilden ausgedehnte Wiesengründe, auf denen die verschiedenen Hirsche, Rehe, Rennthiere, Lama's, Strauße u. a. frei herumwandeln; dazwischen größere und kleinere Teiche, in und an denen zahllose Wasservögel, hier Schwäne, Enten, Gänse, Taucher, Regenpfeifer u. dgl., dort Kraniche, Störche, Reiher, dort wieder Seevögel u. a. m., wie in ihrem wilden Zustande leben.

In der zweiten Abtheilung begrüßt uns zunächst bei f. ein kleiner Glaspalast, welcher immer von Besuchern gefüllt ist: das **Aquavivarium**, die Sammlungen lebender Wassergeschöpfe enthaltend. Letztere schwimmen theils in Zinn- oder Glasbecken herum (wie Fische aller Art), oder lagern an deren Rande (wie die Krokodile und Alligatoren, natürlich nur kleine Exemplare!); vor Allem aber bergen die zahlreichen Glaskästen der **Süß- und Seewasser-Aquarien** eine Unzahl jener zauberisch niedlichen und wunderbar organisirten Geschöpfe, welche am Grunde der Gewässer, an Klippen ic. lebend, dem gewöhnlichen Publicum bisher fast ganz

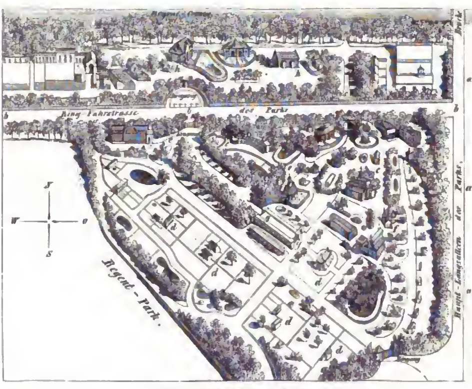
entgingen oder als faulende Seeauswürfe verabscheut und zum Schlamme gezählt zu werden pflegten. Diese meist zarten Geschöpfe, die See-Anemonen ꝛc., manchem unserer Leser vielleicht jetzt durch das reizende Buch des Goethe-Dolmetschers Lewes bekannter,* entfalten hier mit derselben Ruhe, wie in ihrer Meeres-Heimath, ihr eigenthümliches Leben und das liebliche Spiel ihrer Organe, wobei der Beschauer den Vortheil hat, sie in der Nähe und in den Gesichtswinkeln eines im Meere herumschwimmenden Fisches zu betrachten, eine Position, welche sonst nur ein Taucher oder ein Ertrinkender einzunehmen pflegt! (Beiläufig bemerkt, die Schilderung des Schiller'schen Tauchers über die Gräuel des Meerbodens wird sowohl von den Aquarien, als von allen Reisenden, welche den Grund der See durch die krystallklare Fluth der Tropenmeere beobachteten, völlig widerlegt!)

Unweit des Aquavivarium finden wir den ebenfalls sehr populären reichbevölkerten Affenpalast und eine Menschensammlung, die sich durch freiwilligen Eintritt fortwährend erneuert, nämlich eine für London ziemlich gut ausgestattete Restauration und Conditorei. — Nächstdem stattliche Raubvögel aller Zonen in einem „Adlerhaus“, mehrere Einzelthiere, z. B. Ottern, Schildkröten, Stachelschweine, Biber ꝛc.

Den Mittelpunkt der ganzen Südhälfte bildet eine durch Bau und Inhalt Respect gebietende Doppelhalle (gg), eine Etage hoch aus Stein erbaut, deren flaches Dach, mittels zwei an beiden Enden befindlicher Freitreppen zu besteigen, eine Plattform bildet, von welcher der Spaziergänger den ganzen Thiergarten und einen beträchtlichen Theil des Regentparks und seiner Umgebung überblickt. In dieser Doppelhalle befinden sich zu beiden Seiten die Käfiche der mächtigsten fleischfressenden Vierfüßler: der Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Jaguare, Hyänen, Bären ꝛc. Am Westende in einer besonderen Abtheilung rechts die Eisbären mit ihrem Wasserbassin, links die Söhne „Brauns des Bären“, welche, im Geist der Zeit industriell geworden, immer bereit sind, an der hohen Kletterstange heraufklimmend, von den auf der Plattform versammelten jungen und alten Kindern allerlei Näschereien in Empfang zu nehmen.

Der dreieckige Raum, welcher von hier nach Nord und West noch übrig bleibt, ist von den Häusern und Umzäunungen mehrerer Einzelthiere (Dromedare, Wölfe, Guineaschweine ꝛc.), namentlich aber von zwei größeren und einigen kleineren Vogelhäusern ausgefüllt (Fasane, Hühner, Tauben, Falken, Geier, Eulen u. v. A.).

Wir durchschreiten nun den Tunnel und gelangen unter der Fahrstraße hindurch in die nördliche Abtheilung des Thiergartens (hh). Dort begrüßt uns ein alter Bekannter aus der Heimath, der Laubfrosch, sich hier auf grünem Laub so unscheinbar als möglich machend, und weist uns nach rechts zu seinen vornehmeren Verwandten aus dem Reptilien-Geschlecht, darunter namentlich eine Menge träger Gift- und Riesenschlangen. Daneben noch Hirsche und Anderes. — Auf der linken Seite des Tunnels (und Laubfrosches) erwartet uns dann die letzte und verhältnißmäßig kostbarste Abtheilung des Londoner Thiergartens. Nämlich außer einigen der seltensten und stolzesten Hirscharten und Antilopen, Giraffen, Zebra's und Quagga's, einem übervollen und lärmreichen Papageienhaus, befinden sich hier die Riesen der Vierfüßler, besonders aus den Dickhäutern, die wohlgezogenen Elephanten, welche mit dem Nashorn abwechselnd ein und dasselbe Schwimmbassin zu ihren täglichen unentbehrlichen Bädern benutzen; vor Allem aber ihre ungeschlachten Nachbarn, die sogen. Nil- oder Flußpferde (Hippopotamus). Ja, so sonderbar es klingen mag, diese erzplumpen Kolosse, diese unbehülflichen, im Schlamme sich herumwälzenden Fleischklumpen sind der Liebling der Publicums geworden, so daß man an ihrem Teiche mehrere Reihen Bänke hingebaut hat, damit die Beschauer mit Gemächlichkeit die verschiedenen Evolutionen dieses sonderbaren Geschöpfes beobachten können, welches leicht wie ein Kork schwimmt, daher im Wasser gar nicht ungeschickt ist und dabei mit seinen kleinen, hoch oben in dem breitviereckigen Kopfe steckenden blauen (?) Augen den Beschauer gar so menschlich-treuherzig anguckt. Vielleicht empfinden die Leute eine Art Sympathie für dieses Thier, welches einer vorweltlichen, offenbar im Verlöschen begriffenen Thierfamilie angehört, deren wenige noch überlebende Geschlechter sichtlich abnehmen und vielleicht binnen hundert Jahren schon ausgerottet sein werden, um schmächtigeren, gewandteren, aber kaum so ehrlichen Geschöpfen Platz zu machen!



Der zoologische Garten in London.

Ueberblicken Sie das hier nur skizzenhaft Geschilderte, so finden Sie, daß Ihnen hier nicht eine Menagerie, eine Sammlung einzelner Thiere, sondern eine Menageriensammlung, eine nach Vollständigkeit aller Typen wenigstens strebende Sammlung von Gattungen, Arten und Abarten geboten ist, wie sie sich in der ganzen Welt nicht weiter findet. Es ist eine Tagesarbeit, sich nur einmal darin umzuschauen. Referent begann früh 10 Uhr, kam todtmüde gegen 2 Uhr mit der ersten Hälfte zu Ende, streckte sich auf eine Gartenbank und schlief dort (ebenso ungenirt und ungentlemännisch, wie es ein reisender Engländer in Deutschland thun würde), speiste beim Restaurant und setzte dann jenseits des Tunnels die Arbeit bis Sonnenuntergang fort, — um acht Tage später dieselbe Tage-Tour noch einmal als Führer einiger Freunde zu machen. Zu einem nur leidlich eingehenden Studium der einzelnen Thiere und ihrer Sitten muß man eben das ganze Jahr Woche für Woche hingehen können.

2. In Amsterdam.

Dem Londoner an Reichhaltigkeit zunächst steht der Amsterdamer zoologische Garten, im Volke daselbst schlechtweg „Artis“ genannt. Das Thor hat nämlich die Ueberschrift: „natura Artis magistra“, das heißt: „Die Natur ist Meisterin oder Lehrerin der Kunst“.

Dieser Garten ist von einer Actiengesellschaft errichtet, in derjenigen Vorstadt, welche die vornehmsten Vergnügungsorte enthält. Er stellt zugleich einen reizenden Park und Blumengarten dar, worin

* Lewes, Naturstudien am Seestrande. Aus d. Engl. übers. von Frese. Berlin 1859. 8.

bekanntlich die Holländer excelliren. Er bildet ein von Ost nach West gestrecktes Oblong, welches in der Mitte durch einen breiten überbrückten schiffbaren Canal in zwei ungleiche Hälften getheilt wird. Von der Westseite eintretend (Entreegeld dreizehn Silbergroschen, ausgenommen Actionäre und Abonnenten), finden wir zuerst rechts eine sehr gute geräumige Garten-Restauration mit Salon und Orchester, sowie das von derselben Gesellschaft angelegte Museum für getrocknete oder in Weingeist bewahrte Präparate (seltne Fische u. dgl.), womit allerlei zur Völkerkunde gehörige Merkwürdigkeiten ausgestellt sind, besonders aus der ostindischen Inselwelt. Die linke Seite der vorderen Abtheilung und die ganze hintere (östliche) sind mit den lebenden Thieren bevölkert, welche, wie in London, jedes nach seiner Eigenthümlichkeit ein Hüttchen mit freiem Weideraum oder einem Bassin davor, oder gemeinsame Häuser, Volièren 2c. bewohnen. Es fehlt weder an Riesenthieren (mehrere Giraffen, Elephanten, Dromedare, Känguru's, Strauße 2c.), noch an einer reichen Auswahl der kleineren Geschöpfe (z. B. der Tauben- und Hühnervögel, der Antilopen 2c.), darunter vieles ganz Seltene. Viele und kostbare Exemplare sind Geschenke reicher Kauf- oder Schiffsherren.

3. In Antwerpen.

Der Antwerpener Thierzwinger (Deertuin), jedenfalls der anmuthigste Fleck dieser so reichen und doch so langweiligen Stadt, wurde von der dortigen „Gesellschaft für Zoologie" gegründet, von welcher Gelehrte und Laien Theilnehmer sind. Man benutzte zu seiner Gründung die Sammlungen und die Kenntnisse eines gewiegten Zoologen, Jacques Kets, welcher als Director auf Lebenszeit, mit seinem Neffen als Adjunct, angestellt ist. Das umfangreiche Terrain wurde von der Gesellschaft angekauft.

Dieser Garten liegt außerhalb der Festungswerke längs der Eisenbahn und dicht neben der Station, sehr bequem für Reisende zur Ausfüllung eines Wartestündchens. Er bildet eine der geschmackvollsten Garten- und Parkanlagen mit anmuthiger Abwechselung von Garten, Wiese, Busch und Behausungen, letztere natürlich vorzugsweise für die Thiere. Doch befindet sich inmitten des Gartens auch eine stattliche und elegante Restauration, in welcher oft Concerte abgehalten werden. Beim Eintritt wird man von einer schnatternden Papageien-Allee empfangen, wo zwischen jedem Baum ein Kakadu oder anderer Schwätzer sich schaukelt oder brüstet. Sehr nett ist der langhin sich schlängelnde Teich, welchen Schaaren von Wasservögeln bedecken. Nicht weit davon haust Braun der Bär in einer aus Felsenstücken möglichst natürlich nachgeahmten Grotte, in welche man von oben und unten hineinschauen kann. Besonders selten erschienen mir mehrere der Raubvögel, darunter ein Adler vom Senegal (Aquila occipitalis), welcher in seinem Kopfschmuck ganz wie ein prangender Indianer-Häuptling aussah. Von größeren Thieren: ein Paar Elephanten, Strauße, eine Giraffe, ein weißes Dromedar, Zebra's 2c., ebenfalls viel werthvolle Geschenke. — Mit diesem Garten ist ein Museum ausgestopfter Thiere verbunden.

Außerdem bestehen noch in Brüssel und Gent, sowie in Marseille zoologische Gärten, welche ich nicht besuchen konnte.

4. In Berlin.

Der Berliner zoologische Garten wurde 1844 ebenfalls von einem Actienverein gestiftet, der sodann die bekannte zoologische Gesellschaft bildete. Doch betheiligte sich hier die Regierung bedeutend mit, indem der König Friedrich Wilhelm das gesammte Areal (einen Theil der ehemaligen Fasanerie) am Ende des unter dem Namen Thiergarten bekannten Lustwaldes, von mehr als 86 Morgen Inhalt, dazu abtrat, auch eine bedeutende Geldsumme (25,000 Thaler) zur Begründung vorschoß und die bis dahin auf der Pfaueninsel verwahrten Thiere dorthin versetzen ließ. — Dieser Garten ist wohl den meisten Lesern durch Anschauung bekannt, daher ich ihn nur kurz berühre. Er bildet eine erquickende Wald- und Wiesenpartie und enthält manche seltene Thierarten, besonders ein gefülltes und immer vom Publicum bevorzugtes Affenhäuschen, stattliche Raubthiere, Hirsche, Rennthier, Elephant, Strauß, Lama u. A. m.

Nach den neuesten Berliner Blättern haben die Thiere Anfangs Mai d. J. ihre Sommerquartiere bezogen. Die während des Herbstes und diesjährigen Frühlings vollendeten Neubauten und Einrichtungen gereichen der schönen Anlage zu großer Zierde. Der Elephant hat ein neues, in mittelalterlichem Styl erbautes Haus erhalten, das er mit den Kameelen theilt. Drei sich an den Bau anschließende umgitterte Höfe sind für die kolossalen Thiere zur Villeggiatur bestimmt. Der Besuch ist in erfreulicher Zunahme.

5. In Frankfurt am Main.

In Frankfurt a. M. ist der zoologische Garten ganz neuerlich, im October 1857, durch eine Actiengesellschaft mit einem Capital von 100,000 Gulden gegründet und am 8. August 1858 eröffnet worden. Das Local (vorläufig nur ein ermiethetes) liegt in einer eleganten Vorstadt an der Bockenheimer Chaussee mitten zwischen den Villa's der reichen Geldleute und erstreckt sich von da weit in's Feld hinaus. Dabei fehlt es ihm zum Theil noch an erquickendem Schatten, obschon einige stattliche alte Bäume von früher vorhanden sind. Geschmackvolle Gartenanlagen wechseln mit den für die Thiere bestimmten Weideräumen und Gebäuden ab. Von einer künstlichen Erhöhung aus genießt man eine freie Aussicht nach dem lieblichen Taunusgebirge. Eine sehr gute Restauration, woselbst wöchentlich Gartenconcert für die Abonnenten stattfindet, trägt dazu bei, diesen Ort zu dem angenehmsten und gesuchtesten Vergnügungsort zu machen, welchen man dermalen in Frankfurt findet; denn die schöngelegene Mainlust ist eingegangen und Kaserne geworden! Die Thiersammlung betrug zu Anfang dieses Jahres schon über 700 Wirbelthiere, darunter 69 Säugethiere in 124 Exemplaren: ein Affensalon, ein Löwenzwinger, Kameele (das ein- und das zweihöckerige), Hirsche, Antilopen, Lama's, Raubthiere und Vögel in Menge. Vieles davon ist Geschenk, von Privatleuten sowohl, als von hohen Herren; über sechzig Schenker haben in dieser kurzen Zeit zwischen ein- und zweihundert Thiere und eine achtbare Menge Pflanzen an den Garten geschenkt. Unter ersteren sind zwar die Mehrzahl Vögel, aber auch viele große und werthvolle Säugethiere und Amphibien, z. B. siebzehn Hirsch- und drei Reharten, fünf Ziegen, eine Antilope, zwei Kameele, drei Nasenbären, vier Hunde und Wölfe, fünf Schildkröten, ein Krokodil, fünf Schlangen 2c. Auch wurden schon 144 Doubletten versteigert (besonders Tauben- und Hühnervögel), um von Privatleuten fortерzogen und akklimatisirt zu werden.

Der Garten zählt auch schon mehrere Eingeborene. — Eins der erfreulichsten Ergebnisse desselben ist aber das von dem Secretair der zoologischen Gesellschaft, Dr. Weinland, seit dem ersten October vorigen Jahres herausgegebene, mit seinen, naturtreuen Holzschnitten verzierte Journal: „Der zoologische Garten" (Frkft. bei Sauerländer, Heft 1 bis 6), in welchem außer den Vereinsangelegenheiten die Naturgeschichte und Lebensweise der im zoologischen Garten befindlichen Thiere, die Akklimatisirung derselben und die Ereignisse auswärtiger Thiergärten sehr instructiv besprochen werden.

6. In Paris.

Der Pariser zoologische Garten hat einen anderen Ursprung als die bisher genannten. Er wurde während der Revolution 1794 gegründet durch Verpflanzung einer in Versailles befindlichen Menagerie nach dem Jardin des plantes in Paris, und wuchs dort rasch durch freiwillige Geschenke und durch die Zuschüsse der politisch so verschiedenartigen Regierungen und der Pariser Stadtgemeinde. Er steht den ganzen Tag über für Jedermann offen, gleich dem Pflanzengarten selbst, welcher außer den zahllosen cultivirten Pflanzenarten noch die sämmtlichen reichen naturgeschichtlichen Sammlungen in stattlichen Gebäuden umfaßt. So bildet er einen Erholungs- und Unterhaltungsort für Jung und Alt aus allen Ständen, der niemals leer steht. Jeder sucht sich hier seine Lieblinge aus der Thierwelt aus und beschenkt sie nach Belieben. Den meisten Anhang haben in dieser Hinsicht die Bären, welche in geräumigen tiefen Gruben ihre Höhlen haben, aus denen das oben um die Brustwehr stehende Publicum sie mit ihrem gemeinsamen Namen „Martin" herausruft. Sie sind durch täglichen Umgang mit den Gamins so zu sagen verparisert worden, erscheinen auf den Ruf, machen ihre Kunststückchen und bitten schließlich um ein Douceur „wie ein Zweibeiniger" oder richtiger besagt, als ein solcher; denn sie stehen dabei in der Prärogativ-

Stellung des Menschengeschlechts, auf Hacke und Fußwurzel, während bekanntlich die meisten anderen Vierfüßler und die Vögel blos auf den Zehen stehen und diese leichtere flinkere Stellung vielleicht für eine viel vorzüglichere halten. — Nächst dem Bärenzwinger sind wieder die reich besetzten Affenhäuser besonders vom Publicum protegirt; es kam mir vor, als ob sich mancher Umstehende in einem recht verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den Affen fühlte. Weiterhin sind dann die Häuser der großen Raubthiere (vielleicht auch psychologische Spiegel für eine Pariser Bevölkerung), dann die Giraffen (die hervorragendsten Individualitäten von Paris, wie der Witz besagt), Hirsche, Antilopen, Kameele, Lama's und Alpacca's, Zebra's und Quagga's rc. auf ihren Rasenplätzen, Elephanten, Nashörner, neuerdings auch Nilpferde u. a., sowie Vögel aller Art, Jedes nach seinen Bedürfnissen wohl und geräumig logirt. — Am westlichen Ende steht Jussieu's berühmte 1735 hier eingepflanzte Ceder vom Libanon; von ihr aus besteigt man zum Abschied einen Hügel mit der bekannten Sonnenuhr („welche nur die heiteren Stunden zählt") und genießt oben eine prachtvolle Uebersicht nicht nur des Thier- und Pflanzengartens, sondern auch des unendlichen Paris und seiner reizenden Umgebungen.

(Schluß folgt.)

Durch die Straßen Berlins.

Es ist eine eigenthümliche Seite des menschlichen Herzens, daß wir so gern nach den Gräbern geliebter Todten gehen. Es ist, als wolle man den Geschiedenen Rosen auf die Hügel pflanzen für die Dornen, die das Leben in reichem Maße brachte. Wäre es oft nicht besser, nach den Stätten zu gehen, die einst der Lebende bewohnte, sich das Haus, die Stube, den Garten zu betrachten, wo er Leid und Weh ertragen, Freude und Lust empfunden? Sagt nicht unser größter Dichter schon: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht."?

Und wenn wir nun nach den Orten gehen, wo Männer oder Frauen gelebt, geliebt oder gelitten haben, die eingetragen sind in die Bücher der Geschichte, die Werke geschaffen haben, die noch im Herzen der Mit- und Nachwelt fortwirken und fortleben: legen wir dann nicht den Grund zu schönen Erinnerungen in unser Herz? pflücken wir nicht Immortellen, die nie verwelken? — Und dann, wird uns nicht oft erst das richtige Verständniß eines dichterischen Werks, nachdem wir die Stätte gesehen, wo es entstanden, gleichsam geboren wurde? Freilich, die Stuben, die Kämmerlein, in denen einst deutsche Dichter und Schriftsteller lebten, sehen meist sich alle gleich; sie sehen fast alle ärmlich, unscheinbar aus, wenn der Betreffende nicht von Hause aus mit Glücksgütern gesegnet war.

Hier, alte Roßstraße Nr. 1, wurde Ludwig Tieck geboren. Später, besonders in den dreißiger Jahren, wohnten in dem Hause in einzelnen Stuben vielfach Studenten. Ob wohl einigen derselben damals „die mondbeglänzte Zaubernacht" geleuchtet? Wie Wenige, die hier gewohnt, ein- und ausgingen, werden daran gedacht haben oder es nur gewußt haben, daß hier der Dichter des gestiefelten Katers, der Verfasser so herrlicher Novellen gelebt — und sich als Knabe in dem Hause getummelt habe! Freilich, Tieck fand seine eigentliche Heimath erst gewissermaßen in Dresden, woselbst er der Welt am bekanntesten und zugänglichsten war. Im Alter erst kehrte er wieder nach Berlin zurück. Sein Sterbehaus ist das Haus Nr. 208 in der großen Friedrichsstraße, in dem sich gegenwärtig das Friedrich-Wilhelmstädtische Gymnasium befindet. Wie viel der Zöglinge mögen es wissen, daß Tieck einst dort gewandelt, daß er in dem Hause gestorben ist? Ob wohl hin und wieder, wenn einzelne Gedichte des Geschiedenen, die sich ja vielfach zerstreut in Lesebüchern und Anthologien finden, gelesen werden, daran erinnert wird, daß in diesen Räumen einst der Mann lebte und starb, der als Vorleser dichterischer Werke so hoch, so einzig in seiner Art dastand?

Wenige Häuser davon, in derselben Straße, Nr. 235, wohnte einst Chamisso. Man muß den alten Herrn gesehen und gekannt haben, um begreifen zu können, woher es kam, daß namentlich die jüngere Poetenwelt ihn so hoch verehrte und so lieb gewann. Er war ein Jüngling in greisen Haaren, ein Dichter von Gottes Gnaden; er war es, der Freiligrath gleichsam einführte und aus freudigem Herzen seiner Dichtergröße huldigte.

Wie saß er einst so krank auf dem Sopha, in seinem Zimmer und an Sterben denkend; wie sprach er sein Deutsch so langsam, gebrochen, während er dasselbe doch so fließend schrieb! Wie sprach er so rührend von seinem nahen Tode, indeß seine Kinder in der Nebenstube lärmten — und sich des Vaters launige Gedichte declamirten! Er ahnte es nicht, daß seine Gattin, jung und liebenswürdig, noch vor ihm in das Grab steigen würde. Er hörte den Kindern zu, er schwieg — und eine einsame Thräne rollte langsam still von der Wange.

Wo sein letzter Bundesgenosse zur Herausgabe des Musenalmanachs dagegen wohnte, nämlich der Freiherr Franz Gaudy, ist nicht schwer zu finden. Hat derselbe sich in dem Aufsatze „Besuch bei einem Dichter" doch genugsam selbst geschildert und nicht unterlassen anzugeben, wo und wie er wohnte. Markgrafenstraße 87 zu gleicher Erde, zu rechter Hand, wenn man in's Haus trat, war's, wo man den genialen Freiherrn finden konnte — wenn er just zu Hause war. Dies Letztere war vielleicht nicht häufig der Fall, oder mochte nur so scheinen, da er im Ganzen sich wenig aus Besuchen machte — und lieber Freunde und Bekannte in öffentlichen Localen sprach, wo man auch gemüthlicher bei einem Schoppen Wein oder einem Glase bairisch Bier sitzen konnte. Gaudy war offen und wahr, bis zum Exceß. Es fragte ein Bekannter ihn, nach seiner Rückkehr aus Italien: „Baron! haben Sie während Ihrer Reise einmal an mich gedacht?" worauf er, sich den langen rothen Schnurrbart streichend, kurz ab entgegnete: „Auf Ehre! niemals! niemals!"

Und doch war er von Herzen liebenswürdig, sanft; ja, wer es verstand, die rechte Saite anzuschlagen, dem zeigte er sich theilnehmend, herzlich. — Mit welcher Ernsthaftigkeit, mit welchem fast heiligen Eifer verzehrte er Vormittags in der Weinstube des damals allbekannten Louis Drucker seinen Sardellensalat und trank dazu bedächtig, wohlgefällig schlürfend seinen Wein! Er hatte nicht Zeit, dem Eintretenden die Hand zum Gruß zu reichen, er nickte nur stumm mit dem Haupt. Erst wenn sein Teller leer, reichte er dem Freunde die Hand und begann ein Gespräch, das in jeder Hinsicht anregend und anziehend war. Nachmittags und mehr des Abends war er eine Zeitlang gern in der Leipziger Straße bei Lauch. (So hieß der Wirth, wenn die Erinnerung nicht trügt.) Dort war die Christel Schenkmädchen, eine hübsche Dirne, der er in seiner Erzählung: „Die bairische Kellnerin" eine freundliche Erinnerung wohl gewidmet hat. Hier saß er gern, wenn nicht ein Gast sich einfallen ließ, auf dem vorhandenen Instrument musikalische Studien zu machen; dann hielt es ihn nicht, er mußte fort. Musik der Art war ihm verhaßt; wie er auch nie Geschmack daran fand, ein Gedicht vorlesen zu hören; nur selbst lesend ging ihm ein richtiges Verständniß für dasselbe auf. Zu einer seiner schönsten Novellen, „der Stumme", gab er hier eines Nachts ungesucht ein hübsches Seitenstück, während die genannte Erzählung selbst in der Weinstube Königs- und hohen Steinwegstraßen-Ecke spielt. — Er saß mit Freunden und Bekannten und erzählte von Italien. Ein Gast, ein Fremder, in unscheinbarer, etwas abgetragener Kleidung, umging mehrere Mal mit vorgebeugtem Haupt, still lauschend den runden Tisch, der rings besetzt war. Gaudy blickte auf, er bemerkte den Fremden, sein Thun, sein Treiben; er hielt in seiner Rede inne, er fragte auf den Lauscher deutend: „Kennt Jemand den Mann?" und sprang, als dies verneint wurde, mit Heftigkeit auf und fragte den Fremden mit funkelndem Blick: „Herr! wer sind Sie? Was wollen Sie?"

Der Angeredete zuckte zusammen; schüchtern sprach der ärmlich Gekleidete, der Unscheinbare: „Verzeihung! Ich hörte Sie sprechen. Ich war auch in Italien!" Dies eine Wort hatte den Baron besänftiget, er war wie umgewandelt, er faßte des Fremden Hand, er fragte nicht, wer er sei, er hieß die Freunde zusammenrücken, er ließ Wein bringen — und bat den Fremden Platz an seiner Seite zu nehmen.

Die Stunden der Nacht vergingen in zauberhafter Schnelligkeit. Mit welcher Freude, mit welchem Entzücken sprachen die Beiden von dem schönen Süden, von dem Lande ihrer Sehnsucht! Wer der Fremde war, wurde nicht gefragt. Er war in Italien

gewesen, er liebte es. Dies war genug, dies war sein Freibrief. Wenige Wochen darauf war Gaudy todt. Ein Schlaganfall machte seinem Leben ein Ende. Er starb den 6. Februar 1840.

Zwei Jahre darauf, am 23. October 1842 folgte ihm sein Freund E. Ferrand, dem noch neulich Th. Storm in seiner Sammlung „Liebeslieder" so freundliche Worte der Anerkennung gespendet. Wie Wenige gedenken noch dieses einfachen, jugendlichen Sängers! Was H. Marggraff vor einiger Zeit über denselben veröffentlichte, mag wohl nicht ganz klar gezeichnet gewesen sein. Ferrand (mit seinem wahren Namen E. Schulz) wohnte zuletzt und starb Alexanderstraße Nr. 38a. zwei Treppen hoch. Hinter dem Hause befand sich der sogenannte „Englische Garten", wo man ihn des Abends oft, seine Gattin am Arm, finden konnte. Der Concerte wegen, die hier stattfanden, kam er nicht, denn er hatte für Musik gar kein Gehör; er kam der Bäume wegen, wegen des Fleckchens Grün, das ihm hier entgegen lachte. Er liebte die Natur in hohem Grade, mehr aber das Kleine, Unscheinbare in derselben, als das Große, Erhabene. Manch einsam stehender, mit Staub bedeckter Baum hat ihn mehr zu Liedern begeistert, als dies selbst die erhabene Alpennatur, das schöne Schwaben, welches er an Gaudy's Seite durchzog, zu thun vermochte.

Wer Ferrand als Mensch kennen lernen will, der lese seine Liebesnovellen, seine Erlebnisse des Herzens. Hier hat er sich, sein Leben und einzelne seiner Freunde treuer geschildert, als dies z. B. Moritz in seinem bekannten „Anton Reiser" jemals von sich selbst zu thun vermochte. Ferrand war Dichter, und daß er dies so ganz nach Neigung und innerem Wohlgefallen sein konnte, war ein Glück für ihn. Er brauchte nicht um Lohn zu arbeiten, noch für Geld zu schreiben. Selbst die meisten seiner Werke ließ er auf eigene Kosten drucken. Er hatte eine ungemein große Literaturkenntniß. Seine größte Freude war, bei den Antiquaren und in den Leihbibliotheken nach den Werken vergessener Dichter zu stöbern. Das eigentliche Leben in seiner praktischen Bedeutung blieb ihm fern, und selbst beim Glase, im Kreise der Freunde, blieb er der liebenswürdige, heitere Dichter. Eine sinnige Auswahl unter seinen Poesien und kleinen Novellen würde ihn der Vergessenheit entreißen und seinen Hinterbliebenen, denen später nach seinem Tode das Vermögen verloren ging, vielleicht eine Hülfe gewähren.

Wie so ganz anders sah es dagegen in der Neuen Commandanten-Straße Nr. 21, Ecke der Jakobsstraße, eine Treppe hoch, aus! Dort wohnte ein alter Mann viele Jahre; er liebte nicht Blumen, wie der jugendliche Ferrand sie liebte; er hatte seine Freude an goldenen Tassen u. dergl., die er von hohen Häuptern des preußischen Regentenhauses erhalten hatte. Er war klein, der alte Mann, und seine Hand zitterte bedeutend, wenn er dem Gaste beim Kommen oder während des Gesprächs die silberne Dose, mit Spaniol gefüllt, hinreichte. Das Kinn und der zahnlose Mund war unausgesetzt in Thätigkeit und in Bewegung. Es war der Kriegsrath Karl Müchler, der Anekdotensammler. Der Greis hatte die Verunglimpfungen, die er eine Zeit lang erfuhr, wo man „ein Königreich für einen Witz" gab, unbekümmert, wie tief derselbe auch verwunde, nicht verdient.

War er seiner Zeit auch kein großer Dichter, so war er doch ein Mann, der sein Vaterland liebte bis zum letzten Hauche seines Lebens, wenn diese Liebe auch eine einseitig-beschränkte war. Daß eines seiner Gedichte fälschlich für ein Erzeugniß Schiller's gehalten wurde, und trotz aller Reclamationen und Beweise immer wieder in die Werke des Unsterblichen aufgenommen wurde, mag wenigstens Zeugniß geben, daß der alte Herr nicht gänzlich ohne Poesie war. Viele seiner Fabeln rc. stehen noch heute in Lesebüchern und Anthologien. — Wie froh, wie glücklich konnte er sein, wenn er eine Anekdote seines Lieblings Friedrich des Großen hörte oder irgend wo gefunden hatte! Im höchsten Alter, fast erblindet, dichtete er noch seine patriotischen Gesänge und schrieb seine Briefe, deren Inhalt freilich zuletzt schwer zu ergründen war, da die Handschrift fast unleserlich geworden. Der fünfundzwanzigste Jahrgang seines Anekdotenalmanachs gab zugleich sein wohlgetroffenes Bild. Friede seiner Asche!

Und weiter zurückschreitend, fällt der Blick auf ein hohes, stattliches Haus in der französischen Straße. Es hat die Nr. 42. Es gehörte, so mir recht, dem berühmten Medicinalrath Rust. Im zweiten Stockwerk aber wohnte einst Wilhelm von Humboldt, der Minister.

Derselbe sagte einmal: „Wenn man einem durchaus und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht's wie ein Hauch von ihm auf uns über." Und diese Worte kann man auf ihn selbst im vollsten Sinne des Wortes anwenden. Wilhelm von Humboldt war ein durch und durch ausgeprägter Charakter. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Ruhiges, Mildes, Angenehmes und doch dabei Festes. Sein Gruß selbst war wohlthuend, herzgewinnend. Alle, die ihm nahe standen, die ihm nahe kamen, fühlten das Wohlthuende, Beruhigende seiner Nähe. Der milde Hauch seines Herzens ging auf seine Umgebung über.

Wo der allbekannte, weltberühmte Bruder Alexander wohnte, ist bekannt. Das Haus Oranienburger Straße Nr. 67. ist oftmals genannt und sein Inneres beschrieben worden. Es ist ein einfaches, nur zwei Stock hohes Gebäude. Weniger ist wohl bekannt, daß in demselben Hause eines Dichters Mutter, die Mutter Theodor Körners, starb.

Wir schreiten den Linden zu, nach dem Palais des Grafen Raczinsky. In einem Seitengebäude des Hofes befand sich längere Zeit die Gemäldegallerie des Grafen, deren Besichtigung zu gewissen Stunden des Tages Jedem unentgeltlich freistand. Dort hing Kaulbach's berühmte „Hunnenschlacht", Leopold Roberts liebliche „Schnitter", wie auch die „Söhne Eduards" von Hildebrandt in kleinerem Maßstabe, nur etwas abweichend in der Ausführung von dem allbekannten größeren Gemälde desselben Meisters.

Vorn im Hause wohnte die Schwester Clemens Brentano's, die Gattin Achim von Arnims, das Kind Bettina. Als sie jenen berühmten Briefwechsel schrieb, war sie bereits fünfzig Jahr. Es muß ein eigenes, aber interessantes Kleeblatt gewesen sein, diese Frau mit ihrem Gatten und dem Bruder. „Als die beiden Letzteren ihrer Zeit mit der Herausgabe von des Knaben Wunderhorn beschäftiget waren, hatte ich," erzählte der einst bekannte Antiquar J... in der Königsstraße, „viel Mühe mit ihnen. Sie kamen fast täglich zu mir. Sie stöberten Alles durch," sagte er. „Der Eine saß auf der Leiter und warf die Bücher droben durcheinander, während der Andere drunten, so weit er reichen konnte, kein Buch auf seiner Stelle ließ. Ich hatte, wenn sie fort waren, einen halben Tag zu ordnen, was sie in Unordnung gebracht, und meine Frau mußte regelmäßig nach ihrem Abgange den Laden fegen lassen. Hatten Beide doch gemeinhin die Taschen voll, gewöhnlich von Radieschen, die sie während des Suchens aßen und mir das Kraut und den Abgang in den Laden warfen." Achim von Arnim starb bereits 1831. Bettina ist vor Kurzem, man möchte sagen, unbeachtet zur Ruhe gegangen. Sie war eine gedrungene Gestalt. Ihr ganzer Körper war stets in Bewegung, ein ruheloses Feuer durchglühte sie bis an's Ende ihrer Tage. War sie auch in der letzteren Zeit nicht mehr literarisch thätig, so blieb sie doch stets Antheil nehmend an Allem, was groß, schön und erhaben war. Ihre Tochter, Gisel von Arnim, ist auch bereits als Schriftstellerin aufgetreten; dieselbe ist die Schwiegertochter des am 16. December vorigen Jahres Linksstraße Nr. 7 gestorbenen Wilhelm Grimm. Wird der Geist der Mutter in der Tochter fortleben?

Der Geschiedenen denkend, führt uns der Geist unwillkürlich ein anderes Frauenbild vor die Augen, das in mancher Hinsicht etwas Verwandtes mit der Erwähnten zeigt, wenn wir des Ungenirten, des Ungebundenen derselben gedenken, während der Geist sich nicht zur Höhe Bettina's hinaufzuschwingen vermochte. Wir meinen Anna Louise Karschin, diese stets fertige Dichterin, die bekannter und geachteter in der Literatur dastehen würde, wenn sie weniger gedichtet hätte. So hat die Spreu zum Theil das Korn verschüttet, daß selbst Literaturkenner kaum mehr von ihr wissen, als jenen bekannten Vers, den sie dem großen Friedrich II sendete, nachdem derselbe auf ihre wiederholten Bittgesuche ihr zwei Thaler Unterstützung hatte senden lassen. König Friedrich Wilhelm II. ließ derselben auf dem Haak'schen Markt, angesichts eines Baumganges, dort das Häuschen Nr. 1 bauen. An der Front desselben befinden sich einige Geniusköpfchen mit Flügelchen. Das Haus bildet einen Triangel, und der Hof, der eng aber luftig ist, hat dieselbe Gestalt. Einst standen einige Akazien auf dem Hofe, Weinlaub rankte an einer Laube sich auf, in der die Dichterin eine kurze Zeit ruhig, glücklich und zufrieden saß, bis ihr nie ruhender Geist sie wieder von hinnen trieb. Sie starb 1791 fern von Berlin. Ihre Enkelin war die bekannte Wilhelmine von Hezy.

Und nun wollen wir nach der Spandauer Straße Nr. 68 gehen. Dort wohnte einst Moses Mendelssohn. Dort hat der-

selbe mit seinem Freunde, Rabbi Isaak Satanof, gesessen, und von hier aus ging er gewöhnlich Morgens zwischen 7—9 Uhr nach dem nahen Nicolaikirchhofe, wo Lessing wohnte. — Wenige Häuser davon, in derselben Spandauer Straße Nr. 53, lebte im Juli und August 1804 ein Dichter, der nie Ruhe im Leben fand, den die Unruhe in den Tod trieb. Hier wohnte Heinrich von Kleist. Als er im August 1811 in der Mauerstraße Nr. 53 seine Wohnung hatte, war der Stern seines Glücks bereits dem Verlöschen nahe. Wenige Wochen darauf, am 21. Decbr. desselben Jahres, endete er sein Leben. Ist es nicht rührend, wenn er, der im Leben so selten, fast niemals Ruhe fand, am Morgen seines Todes seiner geliebten Schwester Ulrike schreibt: „Ich kann nicht sterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt und so weit auch vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich. Das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß."

Und mit diesen Worten wollen auch wir unsere Wanderung für heute schließen, vielleicht nehmen wir dieselbe einmal später wieder auf.

Friede den Geschiedenen; Glück, Liebe und Anerkennung den Lebenden, dann wird auch ihnen der Friede nicht fehlen. Anerkennung ist das Brod des Geistes, das Manna der Seele!

F. B . .

Jagddaguerreotypen.

Von Ludwig Beckmann, Maler in Düsseldorf.

1. Das Schwarzwild und seine Jagd in alter und neuester Zeit.

Das Schwarzwild oder Wildschwein (Sus scrofa), welches mit vieler Wahrscheinlichkeit für den Stammvater des zahmen Schweins gehalten wird, war in frühern Zeiten fast über den ganzen Erdboden verbreitet. — Wiewohl seiner ganzen Anlage nach ein dem gemäßigten Norden angehöriges Thier, finden wir es doch heutzutage auch unter den heißern Himmelsstrichen in zahlreicher Menge, sobald sumpfige Niederungen ihm die Mittel zur Existenz gewähren. Dagegen verschwindet es im höhern Norden, wegen Mangel samentragender Laubbäume und offener Moräste.

In den meisten europäischen Ländern hat die rastlos um sich greifende Bodencultur diese im Haushalt der Natur so nützliche, dem egoistischen Menschen aber höchst lästige Thiergattung bereits auf ein Minimum reducirt. Doch finden sich noch hin und wieder einzelne Bestände dieser Wildart unter geregeltem Jagdschutz und Abschuß und zwar vorzugsweise im nördlichen Deutschland. Freilich ist Alles nur noch ein Schatten vergangener Zeiten, und auch hier dürfte der Tag nicht so gar ferne sein, wo das letzte „Hauptschwein" in den Park oder gar in's Museum wandert. Es lohnte daher wohl der Mühe, zuvor noch einen Blick auf diese urwüchsigen, borstigen Söhne der Wildniß zu werfen und zugleich der verschiedenen, interessanten Jagdarten zu gedenken, welche von Alters her bis auf unsere Zeit gegen sie angewendet worden. Nur auf der Saujagd findet der deutsche Jäger mitunter noch Gelegenheit, Geistesgegenwart und Courage an den Tag zu legen, denn unsere sonstigen Wildarten geben bekanntlich unter allen Umständen Fersengeld, so lange ein Ausweg übrig bleibt. Daher ertheilten schon unsere Vorfahren der wehrhaften Wildsau das Prädicat „ritterlich", während der stolze Hirsch nur „edel" benamset wurde.

Das Wildschwein.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Naturgeschichte. Linné rechnet das Wildschwein, merkwürdig genug, unter die Thiere mit dem Pferdegebiß; — Cuvier und Andere placiren es unter die Vielhufer (Multungula), wiewohl die Structur seines Fußes dieselbe ist, wie bei dem unter die „Zweihufer" gerechneten Hirsch. Ein Beweis, wie schwer es hält, die unendliche Schöpfungskette in bestimmte Gliederungen abzutheilen! — Sehen wir daher gänzlich von der Classification ab und beschäftigen uns desto angelegentlicher mit dem Individuum, welches sich von seinem zahmen, malpropren Collegen in gar mancher Hinsicht unterscheidet.

Das Wildschwein ist bekanntlich kürzer, gedrungener und hochbeiniger als das zahme Schwein. Der bärtige Kopf nimmt beinahe ein Drittheil der ganzen Körperlänge ein, die kurzen, buschigen Ohren stehen straff aufwärts und sind in jeder Richtung leicht beweglich. Das kleine, cirkelrunde Auge mit dunkelbrauner Iris blinzt nur wenig unter den überhängenden Augenbrauen hervor.


Das zahme Schwein.

Vom Nacken bis zur Mitte des Rückens erstreckt sich eine lockere Borstenmähne, welche im Affect emporgesträubt wird und namentlich beim männlichen Geschlecht (Keiler) sehr in's Auge fällt. Ein zweiter, kürzerer Borstenschopf erhebt sich zu Anfang der abschüssigen Croupe und gibt der Rückenlinie des Wildschweins eine höchst charakteristische Form. Der Schwanz endigt in einen langen Zopf, hängt in der Ruhe gerade herab, ringelt sich etwas in der Bewegung und wird im Affect und auf der Flucht oft hoch emporgetragen.

Die Farbe ist im Allgemeinen ein dunkles Nußbraun mit Gelb und Grau stark melirt. Zur Winterzeit deckt den ganzen Leib eine dichte, graue Grundwolle, aus welcher die eigentlichen Borsten hervorragen. Letztere sind im Nacken oft über sechs Zoll lang, glänzend schwarz mit getheilter, gelbgrauer Spitze. Die Ohren, Beine und Schwanz sind jederzeit schwarz. Aeltere Exemplare dieser Wildgattung erscheinen oft hell, lehmfarbig oder mausefahl, am Kopf und Bart schön silbergrau gesprenkelt. — Die Jungen sind im ersten Sommer hell gelbgrau mit regelmäßigen, dunkelbraunen Längestreifen. Gefleckte Wildschweine entstehen durch Vermischung mit der zahmen Race.

Ein ausgewachsener Keiler mißt von der Schulter bis zum

Boden etwa 3 Fuß 2 Zoll, die ganze Länge bis zum Ansatz des Schweifes beträgt 5 Fuß 7—8 Zoll, der Kopf ist 20—21 Zoll, die Schwanzwurzel 11 Zoll lang. Das Gewicht beträgt zu Ende der Feistzeit nach Entfernung der Eingeweide (Aufbruch) oft an 250—300 Pfund. Viel stärker wird ein Wildschwein heutzutage nicht leicht, doch sind in frühern Zeiten Hauptschweine von vier Centnern eben keine Seltenheit gewesen. Die Bachen oder weiblichen Wildsauen werden selten so stark, und das im Park oder Gehege aufgewachsene Schwarzwild steht dem wild lebenden im Allgemeinen bedeutend nach.

Das Gebiß bringt unser Schwarzkittel vollständig mit auf die Welt und zwar in jedem Kiefer 6 Vorderzähne, 2 Eckzähne und an jeder Seite oben und unten 7 Backzähne. Die bekannten Eckzähne oder Hauer bleiben beim weiblichen Geschlecht kurz und führen den Namen: „Haken"; beim Keiler erreichen sie im höhern Alter oft eine bedeutende Länge und heißen in der Jägersprache „das Gewehr" oder „Gewäff", da sie die Wehr und Waffe des Thieres bilden.* Der eigentliche Hauer wurzelt im Unterkiefer, er ist dreiseitig, halbmondförmig gebogen und etwas nach hinten und auswärts gerichtet. Beim dreijährigen Keiler steht kaum ein Drittel des Hauers zu Tage, der untere stark gekrümmte Theil ist hohl und ruht in der soliden Knochenscheide des Unterkiefers. Der Hauer schließt und streift dicht vor dem im Oberkiefer befindlichen zweiten Eckzahn, welcher aus einem Fortsatze des Oberkieferbeins entspringend, sich ebenfalls aufwärts krümmt, wobei er der Wölbung des Rüssels folgt. Dieser obere Eckzahn ist rundlich, mit stumpfer Spitze und kurzer Wurzel, denn er bildet gewissermaßen nur den Wetzstein für den Hauer, welcher, beständig an ihm reibt. Durch dieses fortgesetzte „Wetzen" ist die vordere Fläche des obern Eckzahns meist spiegelglatt abgeschliffen, die innern Kanten des Hauers aber oft messerscharf. Beim drei- und vierjährigen Keiler stehen die Hauer erst 2—3 Zoll hervor und sind noch ziemlich gerade, aber eben deshalb eine gefährliche Waffe. Derartige Keiler bezeichnet der Jäger wohl mit dem Namen: „Hundsschläger, Hosenflicker", und ein alter Waidmannsspruch sagt mit Recht:

„Ein angehend Schwein macht zur Zeit
Witzige Hund' und Jägersleut'!"

Im höhern Alter krümmt sich der stets wachsende Hauer oft so sehr, daß er, als Waffe betrachtet, geradezu untauglich wird. — Auch die obern Eckzähne krümmen sich mit den Jahren auffallend stark, und Referent hat ein Exemplar zu sehen Gelegenheit gehabt, wo die Spitzen der beiderseitigen Gewehre sich mitten auf dem Rüssel berührten.

Schädel des Wildschweins.

In der Jägersprache heißt das Wildschwein kurzweg Sau. Die Jungen nennt man bis zum ersten Lebensjahre Frischlinge, später Ueberläufer. Das Männchen heißt im dritten Jahre ein dreijähriger Keiler, im vierten ein angehendes Schwein, im fünften ein Schwein und später Hauptschwein, welchen Ehrentitel es alsdann zeitlebens behält. Das Weibchen heißt im dritten Jahre eine dreijährige, dann eine vierjährige und zuletzt eine grobe Bache. Man sagt überhaupt nicht: kleine und große, sondern: geringe und grobe Sauen. Der Rüssel wird das Gebräch genannt, die Furchen, welche sie mit demselben in's Erdreich wühlen, aber das Gebreche. Die Ohren heißen Schüsseln oder Gehöre, die Haut Schwarte, der Schwanz Bürzel. Bei den Kinnbacken unterscheidet man Ober- und Unterwurf. Das Fett wird Feist, das Blut Schweiß, die Füße, wie bei allen jagdbaren Säugethieren, Läufe genannt. Die Hufe heißen Schalen, die kleinen Hinterzehen das Geäfter und der Abdruck des Fußes im weichen Boden oder Schnee die Fährte.

Zu den besonderen Eigenheiten der Sauen rechnen wir zunächst ihr offenbar schwaches Sehvermögen, dagegen sind Geruch und Gehör von wunderbarer Feinheit. Bei günstigem Wind und feuchtem Boden hält es aus obigem Grunde gar nicht schwer, einer Sau auf einer freien Waldblöße zu nahen, dagegen ist das leiseste Geräusch, die geringste verdächtige „Witterung" (Ausdünstung, Geruch) hinreichend, sie in Alarm zu bringen. Die aufmerksam gewordene Sau wendet alsdann sofort den Kopf nach der gefahrdrohenden Seite und sichert und windet mit erhobenem Gebräch und steifem Gehör, wobei von Zeit zu Zeit ein kurzer, schnaubender oder pfauchender Ton durch die Nüstern gestoßen wird. Sind mehrere Sauen beisammen, so stutzt auf diesen Ton sofort das ganze Rudel, und bald geht's entweder in kurzem Trott oder in wilden Bogensätzen dahin.

Ein alter Jagdschriftsteller (v. Heppe) sagt: „Wenn die Sauen flüchtig fortstreichen, so geschieht dies in voller Furie und mit Brausen und Schäumen." In der That hat die plötzliche, unerwartete Flucht eines größern Rudels etwas Imposantes, und trotz des anscheinend plumpen Körperbaues sind die Bewegungen der aufgeregten Sau von rapider Schnelligkeit. Das häufige Suhlen in Pfützen, das Reiben an Baumstämmen und die Stimme hat die Wildsau mit der zahmen gemein. Doch hört man jenes bekannte, durchdringende Nothgeschrei nur von Jungen und Bachen; der Keiler wehrt sich stumm, unter Schäumen und Wetzen bis zum letzten Hauch. Grobe oder starke Sauen pflegen vor einzelnen Hunden nicht leicht die Flucht zu ergreifen, sie lassen sich vom Hund „verbellen" und gehen, wenn sie in die Enge getrieben werden, auf Menschen, Hunde, Pferde und was ihnen sonst im Wege stehen mag, unerschrocken los.

Das gewöhnliche Angriffsmanöver einer solchen „pressirten" Sau besteht darin, den Gegner über den Haufen zu rennen. Selbst Frischlinge und Ueberläufer sieht man mitunter dies Experiment ausführen, was denn allerdings sehr viel Komisches hat. Der Keiler sucht bei diesem Anlauf seinem Feind einen Schlag mit dem Gewehr zu versetzen, zu welchem Zweck er den Unterkiefer etwas nach der entsprechenden Seite herausschiebt. — Durch einen Seitensprung weiß sich der Jäger in solchem Falle leicht zu helfen, denn der Keiler begnügt sich fast immer mit diesem einen Anlauf. Dagegen war Referent einst Augenzeuge, wie eine Bache, welche die Hunde „abgesetzt" hatte, den ihr zunächst stehenden Jäger vier bis fünf Mal hintereinander attaquirte. Es dürfte überhaupt gefährlicher sein, durch eine Bache, als durch einen Keiler überrannt zu werden, denn letzterer kann, in Folge der nach oben gerichteten Hauer, einem platt am Boden liegenden Menschen wenig schaden; die Bache aber beißt und tritt den Gegenstand ihres Hasses mit Nachdruck und Ausdauer.

Glücklicherweise gehören derartige Unfälle heutzutage immer schon zu den Seltenheiten, und die Jäger von Fach wissen mit diesen ungehobelten Gästen leicht fertig zu werden. Die Wildsau ist phlegmatisch-cholerischen Temperaments und, so lange sie nicht zum Aeußersten gereizt wird, ein sehr friedfertiges Geschöpf, welches sich

* In der Kirkdaler Höhle und im Kalksinter und Tuff Schwedens hat man Ueberreste vom urweltlichen Schwein (S. priscus) mit beinahe fußlangen Hauern gefunden.



weit eher und näher, als jedes andere Wild, dem Menschen anschließt. In kleineren Parks, wo das Schwarzwild geschont wird, legt es seine Wildheit oft mehr ab, als dem Eigenthümer lieb ist.

Ein drolliges Beispiel dieser Art verdient hier in Kürze erwähnt zu werden. Der Gutsbesitzer X . . ., welcher ein Dutzend Bachen und einen Keiler in einem Park ausgesetzt hat, tritt bald darauf eine Reise in's Ausland an, von welcher er erst nach achtzehn Monaten zurückkehrt. — Der Parkwärter meldet dem Herrn, daß die Sauen sich inzwischen über alles Erwarten vermehrt haben, und einige Tage später fährt der Gutsbesitzer mit einer zahlreichen Jagdgesellschaft, mit Doppelbüchsen, Hirschfängern und großen Fangspießen bewaffnet, hinaus, um den Sauen recht häßlich mitzuspielen. Der Parkwärter ist zufällig abwesend, man beginnt daher auf eigene Hand die Suche; indessen wird eine Dickung nach der andern abgetrieben und durchkrochen, ohne daß eine einzige Sau vorkommt. — Der Boden ist mit Fährten wie besäet und die Jäger wundern sich billig, wo in aller Welt die Sauen heute stecken mögen. Endlich kommt der Parkwärter und meint, so viel Mühe hätte man nicht nöthig gehabt, denn die Sauen hätten sich ganz in der Nähe seiner Wohnung „eingekreiselt“. Daselbst angelangt, läßt der Wärter den bekannten Ruf: „Komm Suh, Suh!“ ertönen, und gleich darauf trollt das ganze Rudel — unter einem alten Holzschuppen hervor und gruppirt sich ganz zutraulich um die erstaunte Jagdgesellschaft. Eine alte Bache war sogar so ungenirt, sich den Buckel an dem Schaft des Fangeisens zu reiben, auf welches sich der Jagdherr kopfschüttelnd stützte!

Alles brach natürlich in homerisches Gelächter aus, und es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß Niemand Lust hatte, auf die harmlosen Sauen zu schießen.

(Schluß folgt.)

Die deutschen Erwerbs-Genossenschaften und Schulze-Delitzsch.

Der neuerlich in diesen Blättern befürwortete, schon seit längerer Zeit von den deutschen Erwerbsgenossenschaften (Associationen) gehegte Wunsch, sich die Wirksamkeit ihres Gründers, des preußischen Kreisrichter a. D. Schulze-Delitzsch, für immer zu erhalten, um in ihm einen stets bereiten Helfer und Rather, einen Vertreter ihrer Interessen in der Presse wie sonst im öffentlichen Leben, endlich einen Führer in der weitern Ausbildung der genossenschaftlichen Formen zu haben, ist um ein Bedeutendes seiner Erfüllung näher gerückt. Hatte schon der im Juni 1859 in Weimar abgehaltene erste Vereinstag deutscher Vorschuß- und Credit-Vereine in richtiger Auffassung des Werthes einer solchen Anwaltschaft oder Agentur, dem Herrn Schulze das Central-Correspondenz-Bureau für sämmtliche Vereine zu obigem Zwecke übertragen und ihm zur Deckung der Kosten ½ Procent vom Reingewinn der einzelnen Vereine, welche sich desselben bedienen, bewilligt, so hat man nun den fernern Schritt gethan, und an eine mindestens theilweise Remuneration der Arbeiten und Bemühungen gedacht, denen sich Herr Schulze zur Förderung des Genossenschaftswesens unterzieht. Durch den Vorschußverein zu Luckenwalde und dessen energischen Leiter, Herrn Gerlach, ist an die deutschen Erwerbsgenossenschaften, insbesondere die Vorschuß- und Creditvereine und die Rohstoff-Associationen in den einzelnen Handwerken (Schuhmacher, Tischler, Schneider, Buchbinder 2c. 2c.), die Aufforderung ergangen, etwa 3—4 Procent vom Netto-Gewinn ihrer Geschäfte zu einem Honorar zu bewilligen, durch welches Schulze in den Stand gesetzt werden soll, seine Zeit und Kraft ausschließlicher, als bisher, der immer größere Dimensionen annehmenden, für die Hebung unseres kleinen und mittleren Gewerb- und Arbeiter-Standes so unendlich wichtigen Bewegung zu widmen. Auch war es die höchste Zeit, wenn man sich die bisher ohne jede Entschädigung geübte und obenein mit nicht unerheblichen Kosten verbundene Thätigkeit des Mannes ferner erhalten wollte, da ihn die Rücksicht auf seine und seiner Familie Existenz, welche hauptsächlich vom Ertrage seiner Feder abhängt, an eine feste und lohnende Stellung zu denken nöthigt, wozu sich ihm neuerlich mehrfache Gelegenheiten darboten.

Wenn nun auch gegen die ihm eröffneten Aussichten dasjenige, was ihm Seitens der Associationen geboten wird, sehr zurücksteht, so ist doch Schulze, wie sich erwarten ließ, dem an ihn gerichteten Verlangen entgegengekommen und hat, um eine möglichst allgemeine Betheiligung der Vereine ohne irgend nennenswerthe Opfer ihrerseits zu erzielen, die ihm zugedachten Antheile am Reingewinn derselben selbst auf zwei Procent herabzusetzen und dabei, zu Gunsten der größern Vereine, noch ein Maximum innezuhalten gedrungen, wodurch die Beiträge selbst bei sehr ausgebreiteten und gewinnreichen Geschäften innerhalb sehr mäßiger Grenzen gehalten werden. Bereits haben denn auch 40—50 Vereine sich zur Gewährung einer solchen Remuneration bereit erklärt, und bei einer Anzahl anderer ist dasselbe in nächste Aussicht gestellt, indem an vielen Orten schon die Generalversammlungen behufs der desfallsigen Beschlußfassung anberaumt sind. Hiermit darf man die Ausführung des Plans für gesichert annehmen, und wenn die Remuneration Schulze's zu Anfang die Summe von 200—300 Thaler kaum übersteigen wird, so steht doch für die Zukunft ein besseres Resultat mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten, da die in immer wachsender Menge alljährlich neu auftretenden Vereine, welche gerade am meisten der Förderung und Auskunft bedürfen, durch ihr eigenstes Interesse zu einer solchen bewährten Anwaltschaft hingedrängt werden.

Zum Schlusse mag die von Schulze in dieser Angelegenheit abgegebene Erklärung wörtlich angefügt werden, theils um zu zeigen, in welcher Weise derselbe seine Stellung zu den Vereinen auffaßt, theils um die große Bedeutung für unser öffentliches Leben hervorzuheben, welche einem solchen Vorgehn der Vereine beizumessen ist. Möchten seine Worte, zum eignen Besten aller Betheiligten, überall den warmen Anklang finden, den die Sache verdient.

Erklärung.

Von den deutschen Erwerbs-Genossenschaften, welche sich seit den letzten zehn Jahren nach den von mir vertretenen Grundsätzen gebildet haben, sind mehrere zusammengetreten, um eine Einigung, besonders unter den Vorschuß- und Credit-Vereinen und den Rohstoff-Associationen zu Stande zu bringen, welche bezweckt, mir durch ein gemeinschaftlich auszusetzendes Gehalt es zu ermöglichen, meine Thätigkeit ausschließlich der Förderung der Genossenschaftssache zu widmen, und die mehrfachen Anerbietungen und Aussichten, welche mir neuerlich auf eine lohnende Stellung anderweit eröffnet sind, auszuschlagen. Es ist an mir, mich über dieses Vorhaben zu erklären.

Bei dem Umfange, den die Genossenschaftsbewegung bei uns erreicht hat, und der sich mit jedem Jahre erweitert, sehe ich mich schon jetzt außer Stande, den von allen Seiten an mich gestellten Anforderungen um Rath und Auskunft zu genügen, will ich nicht meine ganze Arbeitszeit opfern. Kommt es nun gar noch darauf an, die Bewegung weiter fortzuführen, das bisher Geleistete weiter auszubilden, so wird es unerläßlich, daß Jemand seine ganze Zeit und Kraft dieser wichtigen Angelegenheit widme. Was mich anlangt, so müßte ich namentlich allen juristischen Arbeiten entsagen, auf welche ich meiner Subsistenz halber großentheils angewiesen bin, weshalb es mir ohne eine mindestens theilweise Remuneration allerdings nicht möglich sein würde, mich der Aufgabe in ihrem ganzen Umfange zu unterziehen. Bei Regelung der mir zugedachten, ganz außergewöhnlichen Stellung dürften daher etwa folgende Hauptgesichtspunkte in das Auge zu fassen sein:

1) Vor Allem muß dieselbe eine durchaus würdige sein, da ich bei meiner Wirksamkeit des moralischen Einflusses, eines auf freies Vertrauen gegründeten Ansehens nicht entbehren kann. Die Hebung der Erwerbszustände der am meisten betheiligten Classen greift überall in das sittliche und intellectuelle Gebiet zurück, und die hier anklingenden Saiten können von mir nur dann mit Erfolg angeschlagen werden, wenn ich selbst unantastbar in dieser Beziehung dastehe. Dazu gehört namentlich die vollste Selbstständigkeit meinerseits, sowohl in Beziehung auf das, was man mir bietet, als auf das, was man von mir dafür verlangt. Das ganze Verhältniß muß daher rein geschäftlich auf der allein gesunden Grundlage von Leistung und Gegenleistung begründet werden, indem nur so jeder Theil dadurch, daß er sich selbst, wie dem Andern vollkommen gerecht wird, sein Selbstgefühl, seine innere Freiheit und Charakter-Würde wahrt. Aber wie ich jede Remuneration, die ich nicht durch meine Arbeiten verdiene, ablehnen müßte, so würde ich es auch in Beziehung auf alle und jede Anmuthungen, in der mir zugedachten Stellung irgend Etwas gegen meine Ueberzeugung zu thun und zu vertreten. Niemals werde ich mich zum bloßen Lohndiener von Ansichten und Bestrebungen hergeben, die etwa unter den Mitgliedern der Genossenschaften sich geltend machen könnten, im Fall ich von deren Verderblichkeit und Verkehrtheit überzeugt wäre. Das, was ich den Genossenschaften biete, ist der redliche Wille, ihren und ihrer Mitglieder wahren Interessen mit meiner

besten Kraft, und das heißt bei mir eben nach meiner besten Ueberzeugung, zu dienen. Meine Grundsätze in dieser Hinsicht sind bekannt, von unsern Vereinen bereits erprobt und bewährt gefunden, und auf diesem von uns betretenen Wege, welchem Wissenschaft und Praxis zur Seite stehen, weiter vorzuschreiten, das bereits Erreichte zu festigen und fortzubilden und für manches sich hervordrängende weitere Bedürfniß die weiteren genossenschaftlichen Formen zu finden: das ist es, wozu ich mich allein verpflichten kann und will.

2) Um das erforderliche Honorar in einer auch die unvermögenden Mitglieder der Associationen nicht belästigenden Weise aufzubringen, und den letzteren selbst kein irgend nennenswerthes Opfer zuzumuthen, ist der allein mögliche Weg bei Aufnahme des gegenwärtigen Projects schon eingeschlagen. Nur diejenigen bereits in Thätigkeit begriffenen Vereine, welche, außer den ihren Hauptzweck bildenden geschäftlichen Vortheilen für ihre Mitglieder, noch einen Reingewinn in baarem Gelde in einem bestimmten Rechnungsjahre zurücklegen, sollen einen geringen Procentsatz von diesem Gewinne zu dem Gehalte beisteuern, so daß sie, wenn einmal bei weniger günstigen Geschäften ein solcher Reingewinn in einem Jahre nicht erzielt wird, von jedem Beitrage befreit bleiben. Nun bestehen gegenwärtig in Deutschland etwa 140—150 Vorschuß- oder Credit-Vereine und 50—60 Rohstoff-Associationen in einzelnen Handwerken (z. B. der Schuhmacher, Tischler, Schneider &c.), welche fast durchgängig sehr gute Geschäfte machen, und man wird nicht fehlgreifen, wenn man den Reingewinn eines Vorschuß-Vereins etwa auf 200 Thaler, den einer Rohstoff-Association etwa auf 100 Thaler im jährlichen Durchschnitt annimmt. Gelänge es, ohngefähr 50 Vorschuß-Vereine und 10 Rohstoff-Associationen mit einer Verwilligung von etwa 2 Procent ihres jährlichen Reingewinns zunächst zusammen zu bringen — und diese Annahme ist schon eine sehr günstige: — so würde dies einen Jahresgehalt von 200—300 Thalern für den Anfang ergeben, der hoffentlich im Laufe der Zeit durch den Zutritt neuentstehender Genossenschaften sich steigern würde. Daß überhaupt mehr zu erlangen sein wird, glaube ich auf keinen Fall, besonders würde ein höherer Procentsatz die bei dieser Rechnung angenommene Betheiligung unter den Genossenschaften höchst wahrscheinlich noch vermindern, weshalb davon abzurathen ist. Im Gegentheil ist noch eine andere Sicherungsmaßregel in Bezug auf die größern und ältern Vereine nothwendig, will man diese nicht zurückschrecken, indem man ihnen zu viel, den kleinern und neuern zu wenig zumuthet. Es ist dies die Feststellung eines Minimum und Maximum der Beiträge, welches man der Summe nach etwa auf mindestens 2 bis höchstens 12 Thaler für das Jahr normiren könnte, so daß kein Verein darunter oder darüber hinaus beizutragen hätte, möge sein Reingewinn so groß oder so klein sein, als er wolle. Wenn man so die großen Vereine, welche sich bereits zu bedeutendem Verkehre aufgeschwungen haben, gegen ein zu hohes Maß von Beisteuern sichert, scheint die Heranziehung der kleinern, erst entstehenden Vereine mit jenem Normatsatze, auch wenn ihr Gewinn noch unter 100 Thaler beträgt, doch nur billig, weil sie gerade im Anfange Rath und Förderung am allermeisten in Anspruch nehmen.

3) Gegen Gewährung einer solchen theilweisen Remuneration würde man von mir zu erwarten haben, daß ich keine Anstellung im öffentlichen Dienste oder in einem Privat-Unternehmen annehmen würde, welche mich hinderte, der bezeichneten Aufgabe soviel von meiner Zeit und Kraft zu widmen, als mir die Sorge um die eigene Subsistenz dazu überhaupt übrig läßt — ein Maß, welches natürlich durch die Höhe der zu gewährenden Remuneration einigermaßen bedingt wird.

Die Hauptgegenstände, auf welche ich sodann meine Thätigkeit zu richten haben möchte, würden etwa im Folgenden bestehen:

a) Vertretung und weitere Ausbildung des Genossenschaftswesens im Allgemeinen, in der Presse, auf den volkswirthschaftlichen Congressen und sonst im öffentlichen Leben, besonders Wahrnehmung der Interessen unserer Vereine in Bezug auf die Gesetzgebung der deutschen Einzelstaaten;
b) Förderung mit Rath und That, sowohl bei Gründung neuer Genossenschaften, als auch bei Erhaltung und Weiterführung bereits bestehender, insbesondere durch Auskunfts-Ertheilung und Belehrung auf ergehende Anfragen;
c) Vermittelung gegenseitiger Beziehungen zwischen den einzelnen Genossenschaften, zum Behufe des Austausches der gemachten Erfahrungen und gewonnenen Resultate, und Anknüpfung von Geschäftsverbindungen unter einander, sowie von Veranstaltungen zur Wahrnehmung gemeinschaftlicher Interessen mit vereinten Kräften und Mitteln.

Hält man die vorstehenden Gesichtspunkte fest, so wird jeder unserer Vereine darnach leicht zu ermessen vermögen, inwieweit ihm und der gemeinen Sache mit dem, was man von mir billiger Weise erwarten darf, gedient, und was man andererseits daran zu setzen bereit ist, um sich meine ausschließliche Thätigkeit für die Zukunft zu sichern. Was mich selbst anlangt, so wird soviel wohl auch dem Befangensten einleuchten, daß ich bei Annahme der fraglichen Stellung die Rücksicht auf mein persönliches Interesse gänzlich bei Seite setzen muß. Nicht nur, daß das Verhältniß, von welchem jedem Theile, der Natur der Sache nach, der beliebige Rücktritt jederzeit frei steht, ein höchst unsicheres ist, erreicht mein Honorar im günstigsten Falle nicht den dritten oder vierten Theil dessen, was jeder Rechts-Anwalt in Preußen in einer gewöhnlichen Mittelstadt bei sehr mäßiger Praxis einnimmt. Dennoch bin ich entschlossen, auf die Sache einzugehen, und thue es gern. Ich bin von der Wichtigkeit der Associationen für den deutschen Handwerker- und Arbeiter-Stand auf das Innigste überzeugt, ich sehe so reichliche Früchte bereits aus den mühsam gepflegten Saaten erwachsen, daß schon die Rücksicht auf das, was Jeder dem Gemeinwohl schuldet, mich bestimmen muß, der Aufgabe, soviel an mir ist, auch in Zukunft meine Thätigkeit zu widmen. Dazu kommt, daß wohl Jedem ein solcher frei erwählter, der Befähigung und dem ganzen Streben eines Menschen gemäßer Beruf, wie ich ihn in der Anregung und Förderung der deutschen Genossenschaftsbewegung gefunden habe, theuer wird, und er sich nur schwer davon trennt. Ich bin dadurch in so viele Verbindungen mit tüchtigen Männern getreten, die mit mir Hand in Hand auf diesem Felde arbeiten, und vor Allem — ich habe die wackern Leute, um deren Interessen es sich handelt, im langen persönlichen Verkehre lieb gewonnen, bin vielen schönen Zügen bei ihnen begegnet, einem so regen Treiben, sich zu bilden, sich durch eigene Kraft empor zu heben, daß ich zu dem gebotenen Wirkungskreise auch schon deshalb mich mit dem Zuge herzlicher Neigung hingezogen fühle.

Weiter erblicke ich aber noch in dem ersten Versuche dieser Art in **Deutschland**, wenn er gelingt, einen Vorgang von hoher Bedeutsamkeit für das öffentliche Leben. Haben es unsere Handwerker und Arbeiter in den Genossenschaften erst dahin gebracht, einen Anwalt, einen Vertreter ihrer Interessen aufzustellen und zu besolden, so wird dies auf ihre sociale Stellung, ihr Verhältniß zu den übrigen Gesellschaftsclassen günstig zurückwirken. Die Probe von der Macht, zu welcher sie sich im Verkehre durch eigene Kraft, durch ihren Zusammenschluß empor geschwungen haben, vermöge deren ihnen Intelligenz und Capital so gut wie den höheren Gesellschaftsschichten dienstbar sind, kann auf die Erweckung ihres Selbstgefühls, als der ersten Bedingung sittlicher Tüchtigkeit und wirthschaftlichen Gedeihens, nicht ohne Einfluß bleiben. Und das von ihnen gegebene Beispiel mag sich das ganze deutsche Volk zur Lehre nehmen. Nirgends verlangt man von Männern, die sich dem gemeinen Wohle widmen, so viel, und leistet ihnen dafür so wenig, wie bei uns. Daß zu jeder Art von Wirken zunächst eine materielle Existenz gehört, das scheint ihnen gegenüber Niemand zu bedenken. Sind sie zufällig nicht einmal mit äußeren Glücksgütern ausgestattet, so tritt in den meisten Fällen zu der Anfeindung und Verfolgung, die ihnen ihr Streben ohnehin einbringt, Mangel und Entbehrung als sichere Zugabe. So lange wir es daher in Deutschland nicht dahin gebracht haben, daß das Volk solchen Vorkämpfern für humanen, socialen und politischen Fortschritt, insoweit es den Bestrebungen derselben seine Anerkennung zollt, eine unabhängige, wenn auch noch so bescheidene Existenz gewährt, so werden wir gegen andere Völker — z. B. die Engländer — in Entwickelung unserer öffentlichen Zustände stets im Nachtheil stehen, weil sich oft die besten Kräfte entweder jenen schwierigen, die höchste Hingebung fordernden Aufgaben alsdann ganz entziehen, oder sich ihnen, im sorgenvollen Kampfe um des Lebens Nothdurft, nur mit halber Seele widmen können. In diesem Sinne hat das jetzige Project unserer Associationen eine wahrhaft nationale Bedeutung, eine Tragweite, welche weit über die Personalfrage hinausreicht. Nicht sowohl **mir**, dem gegenüber für die noch in Aussicht stehenden Jahre seiner Wirksamkeit sich die Ausführung bestenfalls wohl kaum über die Grenzen eines Versuchs erheben dürfte, sondern denen nach uns, dem folgenden Geschlechte, wird das gegebene Beispiel vielleicht einmal zu Statten kommen, und es mag leicht geschehen, daß alsdann, solchem Vorgange gemäß, ganz andere Männer, durch die reell bethätigten Sympathien des Volks über das niedere Bedürfniß erhoben, zu Ehren und Frommen des Vaterlandes mit ihrer vollen Kraft den edelsten Aufgaben und Bestrebungen zugeführt und erhalten werden.

Und deshalb darf und will ich die Associationen bei ihrem Vorhaben nicht hemmen, sondern mich ihnen darbieten. Es ist eben nicht mehr, als ein Versuch, über dessen große Schwierigkeiten sich die Männer, die ihn angeregt haben, doch ja nicht täuschen mögen. Indessen, schon daß man ihn wagt, gilt als ehrenvolles Zeugniß von dem Geiste, der in vielen Leitern und Mitgliedern unserer Genossenschaften lebt. Und ich bin ja im Stande, den Verlauf der Sache ruhig mit anzusehen, indem weder meine materielle Existenz, noch meine öffentliche Wirksamkeit an das Gelingen des Planes geknüpft sind. Wie ungewiß auch der Ausfall sein mag, Eins bleibt ja doch über jeden Wandel sicher und fest: daß ich selbst, auch wenn der Plan scheitert, soweit mich die nothwendige Fürsorge um das eigene Bedürfniß nicht abzieht, meine Thätigkeit der Sache der Genossenschaften in unveränderter Gesinnung erhalten werde. Was dieselben daher auch thun und beschließen, ich bleibe doch der Ihre.

Delitzsch, im Januar 1860.

Schulze-Delitzsch.

Blätter und Blüthen.

Hebel's Säcularfest in dessen Heimath. Allenthalben wurde im badischen Oberlande der 10. Mai, der Geburtstag Hebel's, des allemannischen Sängers, gefeiert. Diesen Tag begingen insbesondere sein Heimathsort und die Stadt Schopfheim im Wiesenthale. Die Enthüllung eines Denkmals vor Hebel's Haus zu Hausen, die Feier und die rege Theilnahme der Bewohner des Wiesenthales an derselben sei Gegenstand dieser Mittheilung.

Hebel ist als allemannischer Sänger bekannt. Kein anderer Idyllist kommt ihm an Naturwahrheit, Naivetät, Frische und Treuherzigkeit gleich. Er hat, wie Goethe treffend sagt, das ganze Universum auf die anmuthigste Weise verbauert. Seine Erzählungen, sein rheinischer Hausfreund waren in allen Händen, und es gibt fast kein Lehrbuch in den Schulen des evangelischen Deutschlands, das nicht irgend ein „Stücklein" mit der Unterschrift „Hebel" enthielte.

Begeben wir uns nun in Hebel's Heimath, in's liebliche Wiesenthal. Die Nacht vom 9. auf den 10. loderten Freudenfeuer auf den Höhen, welche das Wiesenthal umgeben, ja ein Feuermeer war auf manchen Bergen, welches freundlich in die düstere Nacht hinausleuchtete. Nebel umhingen die Berge, und ich befürchtete, daß Hebel's Ehrentag nicht gefeiert werden könnte. Ich äußerte diese Befürchtung einem guten Oberländer. Er meinte, morgen sei doch gut Wetter; Hebel hätte nur zu Petrus gesagt, er soll d'Lüt do unte nur e weng vergelstern.* In der That, der Morgen erheiterte sich. Choräle und Lieder der Bergleute begrüßten denselben. Alle Orte des Wiesenthales hatten das Festgewand angelegt. Kränze, Blumengewinde und darauf geheftete sinnige Sprüche zierten Häuser und Straßen; ja, der ärmste Mann hatte seinem Sänger und dem Sänger seiner „Wiese" wenigstens ein Blümchen gebracht. So brach der Tag in festlich heiterer Stimmung heran.

Am Morgen übergaben die Jungfrauen Schopfheims ihrem Gesangvereine eine von ihnen gestickte Fahne, und die niedliche Sprecherin bemerkte recht sinnig, daß wohl kein Tag geeigneter sei, dieser Fahne die echte Weihe zu geben, als der heutige, der hundertjährige Geburtstag Hebel's. „Ne G'sang in Ehre" möge immerdar ihr Wahlspruch bleiben.

Die Gesangvereine des gesammten Wiesenthales in geschmückten Festwagen trafen gegen elf Uhr beim Eisenwerk Hausen ein, in dessen Nähe der Festplatz gewählt war.

Die Wagen waren mit Bildern und Sprüchen versehen. Die letzteren alle gemüthlich heiter, ja kindlich. So z. B. auf dem Wagen Fahrnau:

„Wenn's gilt im Hebel Chränzli z'winde,
Do blibt au Fahrnau nit dehinte."

Der Zug mit den vielen Fahnen, dem bunten Farbenspiel, hatte etwas Imposantes. Auch des Vaterlandes war man eingedenk. Die Sänger und Sängerinnen waren mit den deutschen Farben geschmückt, und die deutsche Fahne war die, welche vorangetragen wurde. Wenigstens ein Anfang; — wo Deutschland seine Geister ehrt, darf die deutsche Tricolore wehen. Gegen den Festplatz entfaltete sich der Zug. Er war durch einen Triumphbogen gezogen, auf welchem zwei junge Bergknappen als Statuen aufgestellt waren und auch wirklich für ihren Hebel mit Heldenmuth stille standen. Mädchen, wie sie sich in der guten alten Zeit, da noch der kleine Peter Hebel in die Schule ging und ehrfurchtsvoll vor „jedem Here 's Chäppli abe that", trugen, schmückten die hier aufgestellte Büste Hebel's mit Blumenkränzen. Aus einem mit Laub gezierten Fasse mit dem „Ehrentrunk" credenzten zwei der schönsten Mädchen den fremden Gästen den Wein. Wohl wird sich Mancher mit Freuden dieses köstlichen Trunkes, so liebreich dargebracht, erinnern.

Die Gesangvereine und die Musik besteigen die Sängerbühne, und man ordnet sich. Ein Bürger von Hausen, Herr Grether, bewillkommnete Alle herzlich in der Mundart der Heimath, in allemannischer Sprache: „De Hebel wemmer ehre — in der G'sinnung, die er uns g'lehrt het. Mer wenn is freun, e Trunk, e Chuß und e freudig Stündli soll is in Ehre z'Theil werde." ** Das Wetter hatte sich aufgeheitert, freundlich strahlte die Sonne auf die frühlingsgrünen Höhen und der Wind bestreute uns mit Blüthen. „Ne G'sang in Ehre" ertönte es von allen Vereinen.

Der Zug bewegte sich vom Festplatze nach Hausen, wo Hebel's Denkmal — eine Büste — enthüllt werden sollte. Pfarrer Rheinbold von Hausen sprach in seinen einleitenden Worten: „Noch vor wenigen Monaten erst sei der Entschluß reif geworden, dem allemannischen Sänger in seiner lieben Heimath ein Denkmal zu setzen; durch die Freigebigkeit Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs und die rege Theilnahme der Gemeinde Hausen und der vielen Verehrer Hebel's sei dieser Entschluß in kurzer Zeit zur That geworden."

* Er solle den Leuten da unten (seinen Oberländern) nur ein wenig bange machen.

** Den Hebel wollen wir ehren in der Gesinnung, die er uns gelehrt hat. Wir wollen uns freuen, ein Trunk, ein Kuß und ein freudiges Stündlein soll uns in Ehren zu Theil werden.

Hebel's Geburtshaus und das neue Denkmal.

Vor der Kirche Hausens steht Hebel's Denkmal. So oft die Bewohner dieses stillen Dorfes, voll anmuthiger Erinnerungen, in die Kirche gehen, mahnt es sie an ihren lieben Hebel. Auf der Vorderseite des Piedestals ist zu lesen: „Johann Peter Hebel, Badens erster Prälat, lieblicher allemannischer Sänger und gemüthlich heiterer Volkserzähler"; auf der Rückseite: „Gewidmet zu seiner einhundertjährigen Geburtsfeier am 10. Mai 1860, von den Einwohnern seiner Heimathsgemeinde und auswärtigen Verehrern". Auf der einen Seite:

„O lueg, wie's flimmert wit und breit,
In Lieb' und Freud' und Einigkeit!
s' macht Kein em Andre 's Lebe schwer,
Wenn's doch donieden au so wär." (Abendstern.)

Auf der andern:

„Ne Freudestund isch nit verwehrt,
Me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
Me trinkt e frische frohe Mueth,
Und druf schmeckt wieder 's Schaffe guet." (Schmelzofen.)

In der Nähe des Denkmals steht Hebel's Vaterhaus. Man kehrte, nachdem ein Festlied gesungen worden war, wieder auf den Festplatz zurück. Die Festrede sprach Pfarrer Dorn von Weil, mit Hebel seiner Zeit persönlich befreundet. Ausführlich und mit besonderer Liebe ging er auf das Leben Hebel's ein, auf dessen Jugendjahre, seine Studienzeit, seine Wirksamkeit in Karlsruhe, als Lehrer und Geistlicher. Namentlich hob er seine Verdienste als Lehrer des Volkes durch seinen Hausfreund und als Dichter hervor, welcher den allemannischen Dialekt wieder zu Ehren gebracht. Auf sie folgte ein besonders nennenswerther musikalischer Vortrag: „der Samstig und der Suntig", ein ländliches Tongemälde, in welchem der Componist, Herr Carl Fendrich von Freiburg, eine poetisch durchdachte Aneinanderreihung von Volksweisen mit Liedern Hebel's und eigenen Motiven in einen reizenden ländlichen Strauß zusammenbindet. Ausgeführt wurde dasselbe von der Kapelle des II. Füsilierbataillons zu Freiburg. Für Militairmusik war es arrangirt von Herrn Kapellmeister H. Schwab.

Eine Reihe von Rednern trat nun auf, deren Vorträge wir nur der Richtung nach, in welcher sie sich bewegen, angeben wollen. Herr Oberamtmann von Porbeck hob, an die Verehrung Hebel's für das markgräfliche Haus (Baden) anknüpfend:

„Es leb' der Marggrof und si Huus!
Ziehnt d' Chappen ab und trinket us."

— die unveränderliche und stete Treue und Anhänglichkeit der Markgräfler an das fürstliche Haus Baden hervor, ein Grundzug, welchen sie auch heute noch bewahren im schönen Verein mit eifrigem Streben nach geistigem und materiellem Fortschritt.

Herr Ministerialrath Spohn aus Karlsruhe knüpfte an die Stelle aus Hebel's Schmelzofen:

„Wär Hammer-Schmid und Zainer nit,
Do läg e Sach', was thät me mit?"

in gelungenster Weise eine Beleuchtung der verschiedenen Thätigkeiten des Comité's, welches seine Aufgabe in so befriedigender Weise gelöst habe.

Ein anderer Redner bekämpft die Vorurtheile, welche von gewisser Seite gegen die Verehrung unseres großen Dichters und Denkers noch immer gehegt werden. Unrecht sei es, diese Verehrung Vergötterung des Menschengeistes zu nennen.

Ein Sprecher aus Basel brachte den Festgruß einer großen Anzahl Männer aus Basel, entschuldigt ihr Ausbleiben, weil das schweizerische Musikfest sie so sehr in Anspruch genommen habe, und stellt eine reiche Spende für die Hebelstiftung in Aussicht.

Herr Hofrath Eisenlohr von Karlsruhe erörterte in geistreicher, von Herzen gehender Weise und in glänzendem Redeflusse die Wahrheit, mit welcher Hebel unsere Oberländer gezeichnet, die heute noch die alten. Mit einem Hoch auf sie schließt er.

Herr Prof. Werber aus Freiburg brachte einen Toast auf den Blüthenkranz der Oberländerinnen, und Herr Venedey aus Oberweiler erinnerte an eine Stelle aus einem Briefe Hebel's, welchen derselbe zur Zeit des napoleonischen Druckes geschrieben: — (Napoleon) regiere mit blutiger Hand und mer könn' „sich nimmer muchse".* In lebhafter Weise brachte er seine patriotischen Wünsche vor, seinen Ruf nach Einigkeit gegenüber der Gefahr, die „dorther" drohe — seine Hand nach Westen richtend.

So, mit dem Gedanken an's theure Vaterland, schloß dieses Fest, das gegolten den Manen eines Dichters, dessen Lieder in der Sehnsucht nach der Heimath ihren Boden haben. B. T.

* D. h. man müsse ganz stille sein.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 24. Die Gartenlaube. 1860.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Letzte seines Stammes.

Aus den Papieren eines *schen Beamten.

Herausgegeben von J. F—e.

(Fortsetzung.)

Trotz der Entschiedenheit der Dame sah ich mich dennoch genöthigt, sie weiter zu inquiriren.

„Führen Sie einen Paß bei sich?“ fragte ich sie.

„Thun die Gerichte hier Polizeidienste?“ fragte sie mich.

„Wenn Sie wünschen, kann der nächste Polizeibeamte Ihren Paß in Empfang nehmen,“ erwiderte ich.

„Nein, mein Herr, ich führe keinen Paß.“

„Auch keine sonstigen Legitimationspapiere?“

„Auch keine anderen Legitimationspapiere; nicht einmal einen Brief, nicht einmal eine Adresse, aus der Sie etwas über mich erfahren könnten.“

„Absichtlich, Madame oder mein Fräulein?“

„Nehmen Sie an, es sei absichtlich. Zwischen Madame und Fräulein haben Sie die Wahl.“

Sie sprach die letzten Worte mit einem gewissen Hohn, welcher mir in ihrer Lage wenig angebracht schien. Die ordinaire Frau der Wirthsleute fiel mir wieder ein. Sie mochte in der vornehmen Welt gelebt haben, jedoch gehörte sie derselben nicht an. Aber ich wollte mir kein voreiliges Urtheil über sie bilden, nur eins konnte ich nicht über mich gewinnen: sie für eine verheirathete Frau zu halten. Die Heiligkeit der Ehe und sie — die Verbindung widerstrebte mir; freilich, es gibt ja auch unheilige Ehen. Ich trat den entscheidenden Fragen an sie näher.

„Mein Fräulein, würden Sie mir eine Durchsuchung Ihrer Sachen gestatten?“

Sie veränderte sich auch bei dieser plötzlichen Frage nicht.

„Wenn Sie ein Recht dazu haben!“ warf sie hin.

„Es käme auch darauf an. — Fräulein, der eine Ihrer Reisebegleiter hieß Franz Bauer.“

„So?“

„Er ist ermordet!“

Ich sah sie scharf genug bei diesen Worten an. Kein Zug ihres Gesichts veränderte sich, aber sie stand von ihrem Sitze auf.

„Das Schicksal des Mannes dauert mich,“ sagte sie mit unverkennbarer Theilnahme in Stimme, wie in Blick. „Ich bin nur wenige Stunden mit ihm gereist; aber ein solches Verbrechen entsetzt uns, wenn es auch Jemanden betroffen hat, den man blos flüchtig kannte.“

Dann auf einmal veränderte sich ihr ganzes Wesen; sie trat näher vor mich, sah mich durchdringend, stolz, vorwurfsvoll an und sprach langsam, nachdrucksvoll: „Aber nun, mein Herr, eine Frage meinerseits an Sie, nur eine. Sie halten mich dieses Verbrechens verdächtig; darum inquiriren Sie seit einer Stunde gegen mich. Was berechtigt Sie hierzu?“

Sie behielt den Blick auf mich gerichtet, als sie die Frage ausgesprochen hatte. Ihre Augen blitzten, ihre Wangen waren geröthet, und so erwartete sie meine Antwort. Sie sah fast edel aus in diesem Augenblick, ihre Schönheit war eine erhabene. War das Kunst? Ich war ihr Offenheit schuldig und stand ohnehin nach dem Gange des Verhöres unmittelbar an dem entscheidenden Augenblick.

„Ja, mein Fräulein,“ antwortete ich ihr, „ein Verdacht gegen Sie hat meine Fragen geleitet, die Sie auch richtig mit Inquiriren bezeichnen; ob nun der Verdacht ein berechtigter ist, darüber mögen Sie selbst entscheiden. Franz Bauer ist in der Zeit vom Sonnabend Abend bis zum Sonntag Morgen erschossen und beraubt, und Sie sind am Sonnabend Nachmittag in seiner Gesellschaft gesehen worden; auch sind Sie geständig, noch am Sonnabend Abend in seiner Gesellschaft gewesen zu sein, und waren bei ihm in der Nähe des Ortes des Verbrechens; Sie waren bei ihm in Gesellschaft noch eines Dritten, seitdem jedoch waren Sie spurlos verschwunden und hatten sich in diese öde, verlassene Gebirgsgegend zurückgezogen. Hier endlich aufgefunden, wollen Sie keine Auskunft über sich geben, weder über Ihre Heimath und Verhältnisse, noch über den Zweck Ihres verborgenen Hierseins. Das Alles erweckt Verdacht, allerdings nur entfernten; Sie können völlig unschuldige Ursachen zu Ihrem Benehmen haben, aber nun vernehmen Sie ferner: Sie haben während Ihres Hierseins den geheimen Besuch eines fremden Mannes empfangen, welcher jenem Dritten glich, mit dem Sie zuletzt in der Gesellschaft des Ermordeten waren, und diesen Besuch haben Sie mir abgeleugnet. Entscheiden Sie.“

Ich war es jetzt wieder, der sie durchdringend ansah, und — sie schlug ihre Augen nieder; sie schlug sie nieder, als ich des Besuchs erwähnte, und es kam mir zugleich vor, als wenn etwas in ihr aufzucke, aber so unmerklich, daß ich meiner Sache nicht gewiß werden konnte. In demselben Momente hatte sie ihren Blick schon wieder erhoben; sie sah mich klar an, nur nachsinnend, als wenn sie mit sich berathe, ob sie etwas, das sie auf der Zunge, vielleicht auch tief im Herzen hatte, aussprechen solle oder nicht. Sie sprach es aus, sie sprach es mit Thränen aus, die heftig aus ihren Augen hervorstürzten.

„Mein Herr," rief sie schmerzlich, „ich bin eine Unglückliche, eine tief Unglückliche, und nun muß auch noch dieser entsetzliche Verdacht auf mich fallen. Er muß auf mich fallen, Sie haben Recht, thun Sie Alles mit mir, was Ihre Pflicht von Ihnen fordert, nur eins verlangen Sie nicht von mir: meine Geheimnisse, die ich Ihnen vorhin nicht entdecken konnte, müssen auch ferner bei mir bleiben; sie sind nicht mein Eigenthum, sie sind mir heilig, unverletzlich. Aber daß sie nicht schuldhaft sind, daß ich keine Schuldige bin, o, mein Herr! — nein, nein, glauben Sie es nicht, Sie dürfen es nicht glauben, um Ihres Amtes willen nicht, um meinetwillen nicht; ja, auch um meinetwillen nicht. Meine Unschuld, die Grundlosigkeit Ihres Verdachtes muß völlig an den Tag kommen. Hier, mein Herr, untersuchen Sie meine Sachen, es ist nur Weniges; durchsuchen Sie Alles hier! Ich bitte jetzt selbst darum, ich verlange es."

Sie sprach in der Leidenschaft eines großen, starken, heftigen Schmerzes und sie sah wieder edel aus; aber ich hatte jenes plötzliche Aufzucken gesehen, ich hatte es wirklich gesehen. Erst jetzt wurde es mir auf einmal klar, es trat wieder vor mich und so sonderbar. Es war plötzlich ein Gedanke in ihr aufgeschossen, wie mit Feindseligkeit; dann hatte sie nachgesonnen und den Gedanken fallen lassen, der Schmerzensausbruch war an seine Stelle getreten, und dieser konnte jenes Andere natürlich zurückgedrängt haben. Es konnte aber auch Kunst sein, daß sie auf einmal auf der Durchsuchung ihrer Sachen bestand — wie oft schon hatte ich ein solch gemachtes Pochen auf Unschuld und Herausfordern des Richters erfahren, nur nicht so geschickt, so natürlich! Sie wollen dadurch sicher machen, der Richter soll mit weniger Sorgfalt verfahren, vielleicht ganz vertrauen und Abstand nehmen.

„Ich bin in meinem Rechte, mein Fräulein," sagte ich, „also in meiner Pflicht. Ich bitte, mich zu controliren."

„Ich verzichte darauf," erwiderte sie stolz.

Sie hatte nur wenige Sachen bei sich, welche sie in einem leichten Reisenachtsack mitgebracht hatte. Diesen stellte sie jetzt geöffnet vor mich auf den Tisch. Außerdem war nur ein Schrank in der Stube, welchen sie aufschloß und hierauf auch die an dem Tische befindliche Ziehlade herauszog. Der Schrank war leer und in der Tischlade lagen nur Toilettengegenstände, auch den Reisesack durchsuchte ich, welcher jedoch nur Wäsche und Kleidungsstücke enthielt. Sie erröthete, als ich einen Blick in den leeren Schrank geworfen und mich nun zu dem Wenigen, fast Aermlichen in dem Reisesack wandte.

„Meine eigenthümliche Lage," sagte sie, „hat mich gezwungen, nur das Allernothwendigste bei mir zu führen."

Es war so echt weiblich, und in diesem Augenblicke! Hatte ich mich in ihr geirrt? oder war sie auch nur sicher, daß ich nichts finden werde? Ich sah dennoch Alles genau nach, während sie in der Stube umherging und dabei nicht nach mir hinsah; aber sie ging langsam, leise, wie man unwillkürlich thut, wenn man genau auf einen Andern achtet, zumal wenn man sich zugleich das Ansehen der Unachtsamkeit geben will. Und als ich einmal unerwartet nach ihr hinsah, begegnete ich einem halben Seitenblicke, der sich schnell von mir abwendete, und — sie war nicht mehr schön. Diese Entstellung war Angst, und die Angst war Schuld, Mitschuld.

Ich setzte sorgfältiger meine Nachsuchung fort und nahm die Sachen aus dem Reisesack Stück für Stück hervor, legte sie auseinander, besah, befühlte sie genau und fand nichts Verdächtiges, nichts, was dem Ermordeten hätte angehören können. Alles war weibliche Kleidung, weibliche Wäsche, ärmlich und nicht sehr ordentlich; die Aermlichkeit hatte sie entschuldigt. Sämmtliche Wäsche war mit den Buchstaben A. H. gezeichnet, die auch zu dem Namen, den sie mir angegeben hatte, stimmten. Geld fand ich gar nicht vor, außer diesem jedoch hatte ich an Pretiosen des Ermordeten, an die Uhr und an die beiden Ringe gedacht, auch davon fand ich nichts.

Mit dem Durchsuchen des Reisesackes war ich jetzt fertig, der Schrank stand noch offen, in dem man aber nichts sah; nur unten in einer Ecke hätte sich vielleicht ein nicht umfangreicher Gegenstand verbergen können.

Ehe ich danach sah, wollte ich noch einmal in der Tischlade suchen, da ich vorher nur flüchtig hingeblickt hatte. Die Fremde ging noch immer langsam und leise in der Stube umher und war noch nicht wieder schön. Sollte ich noch etwas finden? Einzeln nahm ich die Kämme, die Bürsten, die Seife, die Haarnadeln in die Hand, faltete die zu Papilloten zusammengedrehten Papierstückchen auseinander und fand nichts.

„Sie führen Reisegeld bei sich, Fräulein?" fragte ich sie.

„Gewiß, mein Herr." Sie zog aus der Tasche ihres Kleides eine Börse und ein Portemonnaie hervor und übergab mir Beides. Sie sah mich leise, versteckt triumphirend an.

In der Börse waren etwa vierzig Stück Louisd'or. Das Portemonnaie enthielt Geld für kleine Ausgaben. Ich gab ihr beide Sachen zurück. Warum hatte sie nach jener Angst triumphirt? Ich mußte noch etwas finden. Ich stand noch vor der Tischlade. Zwischen losen Haarnadeln lag ein Päckchen zusammengebundener. Ein feiner Draht war herumgewunden. Es war dem Anscheine nach noch unberührt, wie es aus dem Laden gekommen war. Ein sinnreicher, glücklicher Versteck, mußte ich bei mir denken. Ich nahm das Päckchen wie spielend in die Hand. Sie stand noch neben mir und hatte soeben Börse und Portemonnaie von mir zurückempfangen. Sie sah mein Spielen. Leise wollte sie ihre Promenade durch das Zimmer fortsetzen, sie blieb. Nach mir wollte sie nicht hinsehen, aber ihre Augen hafteten auf meinen Fingern. Ich bog den Draht zurück, mit dem das Päckchen umwunden war. Wie unbewußt abwehrend hob sie ihre Hand auf. Die Haarnadeln fielen auseinander.

„Ach, mein Herr —" sagte sie lächelnd. Sie lächelte in der That, wie wenn ihr plötzlich etwas einfalle, und doch schmerzlich.

„Ein Ring?" schnitt ich ihre weiteren Worte ab.

„Ein Ring, mein Herr! Ein Andenken meiner verstorbenen Mutter."

„In diesem Versteck?"

„War er sicher vor einem Diebstahle!"

Die Worte waren nicht ganz ruhig gesprochen. Sie waren hingeworfen, kurz, heftig und doch unsicher.

Ein einfacher, schmaler Goldreif, in den aber ein schöner, sehr kostbarer Diamant eingefaßt war, war aus den aufgelösten Haarnadeln hervorgerollt. Ich mußte mich zusammennehmen. Jene Einschnitte, die von getragenen Ringen an den Fingern des Ermordeten zurückgeblieben waren, standen lebendig genug vor meinen Augen. Zu dem schmaleren paßte dieser Goldreif. Aber ich konnte mich irren. Die Untersuchungsacten, die ich mitgebracht hatte und welche mein Protokollführer trug, waren bisher noch nicht geöffnet; sie enthielten eine genaue Abbildung, Beschreibung und Vermessung der Einschnitte. Ich nahm sie dem Protokollführer ab und schlug das Blatt auf, das die Zeichnung, die Beschreibung und die Vermessung enthielt. Sie ging nicht mehr in der Stube umher und suchte nicht mehr zu verbergen, daß ihr Blick an mir hing. An Verstellung dachte sie nicht mehr. In diesem Augenblicke konnte sie nicht daran denken. Bisher hatte sie sich mit ungeheurer Gewalt, mit großer Gewandtheit, auch mit Glück verstellt. Aber die Wahrheit besiegt zuletzt Gewalt, Gewandtheit, Glück.

Ich verglich die Breite des Ringes mit der in den Acten angegebenen Breite des schmaleren Ringes. Sie paßte auf das Genaueste. Ich legte den Ring auf die Abbildung in den Acten, und er deckte sie vollständig. Ich durfte keinen Zweifel mehr haben, wenigstens nicht für dasjenige, was ich zunächst zu thun hatte.

„Antonie Hein ist Ihr Name?" fragte ich die Fremde.

„So heiße ich."

„Antonie Hein, Sie sind meine Gefangene."

Sie schrak nicht zusammen. Meine Vergleichungen in den Acten hatte sie mit jener Angst der Spannung verfolgt, über die sie nicht mehr Meister werden konnte. Meine erste Bewegung hatte ihr dann das Resultat verrathen. Wenn sie schuldig war, hatte sie es ohnehin vorhergesehen. Wie sie gewiß war, wie sie keinen Zweifel mehr hatte, trat der Trieb der Selbsterhaltung wieder in sein volles Recht bei ihr ein. Mit ihm die große Gewalt, die sie über sich besaß.

„Ich darf mir die Frage ersparen, warum?" sagte sie. Der Ton ihrer Stimme war doch fragend und noch ungewiß.

Ich antwortete ihr nicht sogleich.

„Es ist wegen jenes Mordes," fuhr sie fort, nicht mehr fragend und mit völliger Sicherheit der Stimme. „Aber meine Unschuld wird an den Tag kommen. Sie glauben es jetzt nicht, mein Herr. Sie können es mir nicht glauben. Der Tag wird kommen, an dem Sie überzeugt sein werden."

Unterdeß hatte ich mich besonnen, ob ich sofort weiter gegen

sie inquiriren solle, und machte es von wenigen Fragen verläufig abhängig.

„Haben Sie während Ihres Hierseins Besuch empfangen?"

„Ja, mein Herr.

„Oft?"

„Nur einmal."

„Wann?"

„Am vorigen Montag."

„Bei Tag oder bei Nacht?"

„Es war in der Nacht, gegen Morgen."

„Wer war der Besuch?"

„Ich werde Ihnen den Namen nicht nennen."

Sie sprach wieder mit jener vollen Bestimmtheit und Entschiedenheit, mit der sie jede Auskunft über ihre Verhältnisse abgelehnt hatte.

„War es eine Manns- oder eine Frauensperson?"

„Es war ein Mann."

Ich hatte noch eine Frage.

„Woher haben Sie diesen Ring?"

„Von meiner seligen Mutter. Ich sagte es Ihnen schon."

Ihre Entschiedenheit hatte sich mit jedem Worte, das sie sprach, befestigt. Sie hatte wirklich eine große Willenskraft. Diese war heute nicht mehr zu brechen. Ein in ihrer augenblicklichen Lage natürlicher Trotz mußte sie vielmehr erhöhen. Gebrochen konnte sie nur werden durch die Zeit oder durch irgend ein auf sie einwirkendes Ereigniß. Ich brach das Verhör ab und nahm sie mit als Gefangene. Mit einer Ruhe, die mehr als Fassung war, ergab sie sich in ihre neue Lage. Daß ein Ereigniß mir zu Hülfe kommen werde, hoffte ich. Ich rechnete sogar auf ein bestimmtes.

Noch vor meiner Rückreise von dem Kruge hatte ich sämmtlichen Gensd'armen in der Nähe das Signalement des Mannes mitgetheilt, der mit der Antonie Hein in der Gesellschaft des Ermordeten gewesen war, die Hein bald nach ihrer Ankunft im Kruge besucht hatte und sie wahrscheinlich wieder besuchen werde, und ich hatte sie aufgefordert, scharf, aber vorsichtig auf den Menschen zu achten, insbesondere auf einen erneuerten Besuch im Kruge. Von der Gerichtsstadt aus erließ ich Aehnliches an die gesammte Gensd'armerie der Gegend. Auf die Ergreifung hoffte ich doch. In dieser Hoffnung schob ich die Wiederaufnahme des Verhörs mit der Hein mehrere Tage auf. Ich besuchte sie nicht einmal sogleich in ihrer Haft. Sie sollte, wenn sie mich wiedersah, auf eine besondere, wichtige Veranlassung schließen dürfen. Drei Tage waren indeß vergangen, ohne daß irgend etwas vorfiel. Ich mußte sie mindestens in ihrer Haft besuchen, wenn ich mir nicht, auch nur bei ihr, den Vorwurf einer Vernachlässigung ihrer Untersuchung zuziehen wollte.

Ich ging in ihr Gefängniß. Ich hatte sie allein setzen lassen, aber in eine Zelle, in der sie wenigstens eben so viel Bequemlichkeiten hatte, wie in ihrem Stübchen im Kruge des Gebirges. Auch Bücher und Schreibmaterialien hatte ich ihr zur Verfügung gestellt. Ich trat unvorbereitet bei ihr ein; sie hatte sich mit Comfort eingerichtet, mit Geschmack sogar, freilich auch, so wollte es mir wenigstens scheinen, mit einer gewissen Ostentation, als wenn sie die Dame der vornehmen Welt zeigen wolle. In dieser Einrichtung saß sie sorglos da und las in einem Buche; als sich die Thüre öffnete, sah sie gleichgültig auf, und als sie mich erkannte, wurde ihre Miene fast heiter, wie man gegen Bekannte in einer und über eine augenblickliche unangenehme Lage scherzt, für die man nicht kann, deren man aber ganz gewiß und nothwendig bald Herr werden muß.

„Sie haben mir etwas anzukündigen?" fragte sie leicht.

„Ich habe nur eine Frage an Sie," erwiderte ich ihr ernst.

„Die wäre?"

„Haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Nein, mein Herr, wahrhaftig nicht."

Sie sprach es mit der ganzen Sorglosigkeit und Offenheit der Unschuld, und schon wollte ich mich wieder entfernen.

„Ein Wort, mein Herr!"

„Was wünschen Sie?"

„Sind Sie blos zu jener Frage hierher gekommen?"

„Ja."

„Werden Sie noch oft so zu mir kommen?"

„Ich hoffe es nicht."

„Sie würden es also, wenn Ihre Hoffnung Sie täuscht; ich könnte folglich noch lange, wer weiß, wie lange, ungehört und unverdammt, und doch verdammt, im Voraus verdammt, in dieser Lage verbleiben müssen! Mein Herr Criminalrichter, haben Sie auch bedacht, daß ich unschuldig sein kann, ja, daß ich für Sie, wie für Jedermann unschuldig bin, bis mir eine Schuld bewiesen ist?"

Sie war sehr ernst geworden und sprach fast strenge.

„Fräulein," entgegnete ich ihr, „Jeder ist der Schmied seines Glücks und seines Unglücks; Sie selbst haben einen Verdacht gegen sich erweckt, dadurch, daß Sie der Obrigkeit Thatsachen vorenthalten, über die in ähnlicher Lage Jeder, namentlich ein Unbekannter, Auskunft zu ertheilen nach den Gesetzen verpflichtet ist. Geben Sie Auskunft über Ihre Verhältnisse, nennen Sie den, der in dem Gebirgskruge Sie besuchte, und Ihre Unschuld, wenn Sie unschuldig sind, muß und wird in kurzer, in kürzester Zeit an den Tag kommen."

„Nein, mein Herr," antwortete sie kalt.

Hiernach hielt sie mich nicht mehr auf, und ich verließ sie. Ich hatte Recht, aber auch ihr konnte ich dasselbe nicht absprechen; trotzdem konnte ich sie der Haft nicht entlassen, solange der auf ihr haftende Verdacht nicht auf die eine oder die andere Weise beseitigt war, weshalb ich die gesetzlichen Mittel ergreifen mußte, den Verdacht zur Gewißheit zu bringen; wenn die Gewißheit nicht zu beschaffen war, so war er eben dadurch beseitigt.

Zunächst hatte ich ein Mittel: die öffentliche Bekanntmachung des Verbrechens, mit Beschreibung des Mannes, der zuletzt in der Gesellschaft des Ermordeten gesehen worden war, unter der Aufforderung, diesen anzuhalten, was ich bisher aufgeschoben hatte, weil es den Mann zur Flucht aus der Gegend drängen, jedenfalls seine Ergreifung in dem Kruge vereiteln konnte. Ich mußte und wollte jetzt dazu greifen. In zweiter Linie stand dann eine öffentliche Aufforderung um Auskunft über die Gefangene, die sich Antonie Hein nannte.

Das Ereigniß, auf das ich gerechnet hatte, machte das eine, wie das andere Mittel unnöthig, denn an demselben Abend lieferten zwei Gensd'armen einen Gefangenen an mich ab, dessen Figur genau zu dem Signalement des Mannes paßte, dessen Verhaftung ich schon vor vier Tagen aufgegeben hatte. Sie hatten ihn aber nicht in dem Gebirgskruge ergriffen, auch nicht in dessen Nähe, sondern drei, beinahe vier Meilen weiter, tiefer in dem Gebirge, in einem einsamen, mitten im Walde liegenden Köhlerhause hatten sie ihn aufgefunden, woselbst er sich seit fünf Tagen verborgen gehalten hatte; nur bei Nacht hatte er einen Ausgang gemacht, jede Nacht; wohin, hatte er den Köhlerleuten nicht gesagt. Gegen Morgen war er wieder zurückgekehrt, und auf solchem Rückwege hatten ihn einmal Leute gesehen. Er war vorsichtig, schon in einem Pfade gegangen, der nach diesem Hause hinführte; eine andere menschliche Wohnung lag in dem Walde nicht. Die Gensd'armen hatten davon erzählen hören, worauf sie sich nach der Köhlerhütte aufgemacht und den Fremden gefunden hatten. Er hatte sich ohne jeden Widerstand verhaften lassen und nur nach der Ursache seiner Arretirung gefragt. Sie hatten ihm diese natürlich nicht mitgetheilt und sich nur seinen Namen nennen lassen. Er war ein Mann von achtundzwanzig bis neunundzwanzig Jahren und nannte sich Wilhelm Grote.

Der plötzliche Anblick der Gensd'armen hatte ihn offenbar erschreckt, und bei der Ankündigung seiner Verhaftung war er sehr niedergeschlagen geworden. Dies war er fortwährend geblieben und hatte sich dabei fast völlig schweigend verhalten. Das war der Rapport der Gensd'armen. Ein zweiter, wichtiger Abschnitt der Untersuchung war da. Sollte er mehr Licht, als der erste, in das tiefe Dunkel des Verbrechens bringen? Auch über jene Fremde, die sich Antonie Hein nannte?

Ich ließ den Gefangenen sofort vorführen, bevor er mit irgend Jemandem in den Gefängnissen hatte sprechen können. Ein großer, schöner, junger Mann trat in das Verhörzimmer. Er trug lockiges braunes Haar und einen krausen braunen Vollbart, welcher dem Gesichte etwas Imponirendes gab. Gleichwohl hatte es, wenn man schärfer hineinsah, einen gewissen Ausdruck der Weichheit, und dieser mochte zugleich von einem außerordentlich melancholischen Blicke der großen dunkelbraunen Augen herrühren. Er war schwarz gekleidet, und sein Aeußeres paßte genau zu dem Begleiter des Ermordeten, wie ihn die Wirthsleute in dem Städtchen in Ueberein-

stimmung mit der Hein beschrieben hatten. Seine Haltung und sein Benehmen gehörte den besseren Ständen an, hatte aber etwas sehr ernst Reservirtes und, wie es mir schien, in diesem Augenblicke etwas Unsicheres. Ich begann mit ihm das vollständige, förmliche erste gerichtliche Verhör nach Namen, Alter, Heimath. Als letztere nannte er eine Stadt in einer benachbarten Provinz.

„Was war Ihr Vater?" fragte ich ihn weiter.

„Prediger in dem Orte."

„Ihr Stand?"

„Ich wurde zum Kaufmann ausgebildet, war dann längere Zeit Commis an mehreren deutschen Handelsplätzen, konnte mir eine selbstständige Stellung in Europa aber nicht gründen und wanderte nach Amerika aus. Dort fand ich noch größere Schwierigkeiten, und das veranlaßte mich, als Goldgräber nach Californien zu gehen. Von da bin ich seit einigen Wochen nach Europa zurückgekehrt."

„Fanden Sie in Californien Ihr Glück?"

„Ich fand, was ich suchte."

„Das heißt?"

„Ich hatte Glück im Goldfinden. Ich erwarb mir ein Vermögen."

„Wo befindet sich dieses?"

„Ich trage es bei mir, in Papieren."

„Sind die Papiere unter Ihren Sachen, die mit Ihnen abgeliefert sind?"

„Ich trage sie an meinem Körper."

„Ich muß Sie bitten, mir dieselben zu geben; das Gesetz fordert es, und im Gefängnisse Ihre eigene Sicherheit."

Ich hatte nicht nöthig, diese Motive meines Verlangens hinzuzufügen. Wie er mit voller Offenheit, wenn auch unter augenscheinlicher Abwägung jedes Wortes, geantwortet hatte, so langte er auch ohne Zögern aus seiner Rocktasche ein Packet hervor, das er mir übergab. Es enthielt amerikanische und englische Banknoten und andere Werthpapiere, zum Betrage von einigen vierzigtausend Thalern. Ich fuhr mit dem Verhöre fort.

„Sie sind seit einigen Wochen nach Europa zurückgekehrt?"

„Genau vor drei Wochen."

„In welchem Hafen des Continents sind Sie gelandet?"

„In Antwerpen."

„Bezeichnen Sie mir Ihre Reiseroute von da bis hierher."

„Ich hielt mich einige Zeit in Antwerpen auf, dann bin ich in gerader Richtung hierher gereist."

Er nannte die einzelnen Hauptorte und war hiernach auf der Eisenbahn gereist, bis zu demselben Stationsorte, auf dem auch die Hein die Bahn verlassen hatte.

„Sie waren danach nicht in Ihrer Heimath?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich hatte dort nichts zu thun, und meine Eltern sind todt."

„Hatten Sie hier in der Gegend Geschäfte?"

„Nicht eigentlich Geschäfte, eine besondere Angelegenheit rief mich hierher."

„Welche?"

Er veränderte zum ersten Male die Farbe und erröthete leise.

„Ich muß bitten, mir die Antwort zu erlassen," sagte er sehr bescheiden.

„Ich habe ein Recht zu der Frage," erklärte ich ihm.

Wieder völlig bescheiden, aber mit einer gewissen Festigkeit erwiderte er: „Ich habe einen Paß, er legitimirt mich, und ich meine, er müsse mich auch für mein Thun legitimiren, bis mir eine gesetzwidrige Handlung nachgewiesen wird."

„Wenn aber meine Frage in Ihrem eigenen Interesse geschähe?"

„Ich werde abwarten, daß mir das klar wird."

Er hatte nicht Unrecht darin. Sein Paß befand sich unter den Papieren, welche die Gensd'armen an mich abgeliefert hatten. Diesen suchte ich hervor, und er stimmte in Allem mit seinen Angaben über sich, auch über seine Reiseroute. Auf seine Reise mußte ich zunächst zurückkommen.

„Auf welchem Schiffe haben Sie die Reise von Amerika nach Europa gemacht?"

Er nannte das Dampfschiff.

„Reisten Sie in Gesellschaft von Bekannten?"

„Man macht auf einer solchen Reise viele Bekanntschaften."

„Könnten Sie mir einige Namen nennen?"

„O ja, verschiedene, amerikanische, englische und andere."

„Auch deutsche? Auch von näheren Landsleuten?"

„Ich wüßte kaum."

Er schien diese paar Worte doch erst nach einigem Widerstreben zu sprechen, und dann mit einem Vorbehalte, den er sich selbst machte. Gleich darauf glaubte ich eine gewisse Unruhe an ihm zu bemerken.

(Fortsetzung folgt.)

Jagddaguerreotypen.

Von Ludwig Beckmann, Maler in Düsseldorf.

1. Das Schwarzwild und seine Jagd in alter und neuester Zeit.

(Schluß.)

Jung aufgezogen, läßt sich die Sau ohne Schwierigkeit völlig zähmen, sie attachirt sich wie ein Hund an ihren Herrn und entwickelt eine merkwürdige Gelehrigkeit. Da ihre sonstigen Eigenschaften sie indeß nicht für den nähern Umgang empfehlen, sind derartige Cultivirungsversuche allerdings selten. In dem längst eingegangenen trefflichen Journal des Ober-Forstraths Hartig * findet sich die „Biographie eines Keilers", aus welcher wir Folgendes beiläufig erwähnen: Ein Forstmann zu Ginzheim am Rhein hatte einen männlichen Frischling aufgezogen, der sich mit allen Hunden des Hauses auf's Innigste befreundet hatte. Als sein Spielgefährte, ein Hühnerhund, starb, trauerte er mehrere Tage lang und mußte mit Gewalt abgehalten werden, ihn aus seiner Ruhestätte herauszuwühlen. — Der Frischling wuchs zum Keiler heran und folgte seinem Herrn stundenweit auf der Fährte nach, wenn dieser ohne ihn ausgeritten war.



Sauen im Kessel.

* Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung, herausgegeben v. G. L. Hartig. 1806, Nr. 27, Seite 545.

Später faßte der Keiler bei Zeiten Posto vor der Hausthüre, sobald er die geringste Anstalt zum Ausgehen oder Satteln bemerkte. Er suchte mit den Hühnerhunden auf der Jagd einen Acker nach dem andern durch und folgte den Windhunden, bis der Hase gefangen war. Als sein Herr einer militairischen Beerdigungsfeierlichkeit in Mainz beiwohnen wollte, brach der Keiler aus und schwamm ihm durch den Rhein nach. Beim Abfeuern der Kanonen und Gewehre stond der Keiler ruhig neben seinem Herrn und kehrte andern Tags im Nachen mit ihm zurück. Nachdem der Keiler das zweite Jahr zurückgelegt hatte, wurde er, obwohl castrirt, übermüthig und richtete aus Langeweile vielfachen Unfug an. Unter Andern wollte er durchaus mit der alten Mama des Försters schäkern, allein dies geschah in so plumper Manier, daß er dieselbe eines Tages umwarf. Des lieben Hausfriedens wegen sah sich der Förster endlich genöthigt, den Keiler zu erschießen. Dies ging ihm aber so nahe, daß die Kugel den bezielten Fleck etwas verfehlte. Der Keiler wankte in den Garten und verendete auf der Grabstätte seines Jugendfreundes, des Hühnerhundes. Vier Tage nachher schickte Landgraf Ludwig VIII. einen Herrn von Firnhaber aus Darmstadt, um sich die Sau zu erbitten — allein es war zu spät, und der nachherige Oberförster erzählte diese Geschichte nie, ohne mit einiger Rührung hinzuzufügen, „daß er zu diesem Mord gezwungen worden sei!"



Streitende Keiler.



Jäger auf der Kanzel.

Mit Ausnahme der ältern, einsiedlerischen Keiler lebt das Wildschwein im Freien das ganze Jahr hindurch in größern oder kleinern Rudeln friedlich beisammen. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft halten im Fall der Noth treu zusammen, doch scheint es fast, als ob mit der zunehmenden Verfolgung der Sauen ihre Widersetzlichkeit abgenommen. So sieht man z. B. heutzutage nur noch höchst selten ein Rudel bei Annäherung der Hunde zusammentreten und, die Köpfe nach außen gerichtet, einen undurchdringlichen Kreis bilden, in dessen Mitte Frischlinge und Ueberläufer sich bergen.

Den Tag über liegen die Sauen in einer aufgewühlten Bodenvertiefung, dem sogenannten Kessel, dicht gedrängt beisammen und sie wissen alsdann die gegen Kälte empfindlichen Körpertheile sehr gut zu verstecken. Ein solches „eingekesseltes" Rudel entwickelt eine enorme Hitze, und man sieht an kalten Wintertagen oft eine förmliche Dampfwolke über dem Kessel stehen. Die ältern Keiler machen sich ihr einsames Lager in Gestalt einer muldenförmigen Vertiefung und meist mit einem gewissen Comfort hinter einem Felsblock, Baumstamm ꝛc. zurecht. Ist das Lager auf einer Waldblöße, so werfen sie das aufgewühlte Erdreich und Reisig oft lehnenförmig gegen die Wetterseite auf, füttern den Boden mit Laub und dergl.

Nach Sonnenuntergang erhebt sich die Sau vom Lager und trabt nach einigem „Sichern" davon, um Nahrung zu suchen. Nach der Art und Weise, wie dies geschieht, unterscheidet der Jäger: das „Brechen", wobei lange Furchen in's Erdreich gewühlt werden, um zu der sogenannten „Erdmast", den Engerlingen und andern in der Erde lebenden Insecten und ihren Larven, Würmern, den Wurzeln des Farnkrauts; Kümmels ꝛc. zu gelangen. Nach Letztern graben die Sauen oft so tiefe Löcher, daß man sie in einiger Entfernung gar nicht sieht. Man unterscheidet ferner das „Mausen" und „Wurmen", wobei nur kleine Löcher gebrochen werden, das „Ueben" oder Aufsuchen der abgefallnen Eckern und Bucheln, das „Fressen" im Getreide, auf der Körnung, an eingegangenem Wild und auf den Kirrungsplätzen für Füchse. Aus dem Gesagten geht zunächst die Nützlichkeit der Wildsau für die Forstwirthschaft hervor, denn der Waldboden wird durch sie von schädlichem Ungeziefer gründlich gereinigt, und man pflegt sogar in Forstrevieren, wo kein Schwarzwild vorhanden, mitunter zahme Schweine zu diesem Zweck in den Wald zu treiben. Durch das Umbrechen wird der Boden überdem lockerer und für atmosphärische Einflüsse empfänglicher gemacht, und in den Furchen keimt später gar manches Pflänzchen, welches auf der hohen Laubdecke des Waldbodens nicht wurzeln könnte.

Das wäre nun Alles sehr gut und anerkennungswerth, allein unser Schwarzwild hat leider keinen Begriff von den verschiedenen Forstabtheilungen und Hauungsplänen. Es beschränkt seine Thätigkeit nicht blos auf den Hochwald, sondern besucht auch mitunter die Samenschläge und Pflanzkämpe, wo es durch Umwerfen der zarten Pflanzen viel Unheil anrichtet. Noch schlimmer ist's, wenn ein ganzes Rudel sich darauf capricirt hat, die an den Wald grenzenden Aecker zu besuchen oder eine Wiese umzupflügen. Da müssen denn die Wildhirten das Ihrige thun, um die ungebetenen Gäste zurückzuhalten und ihnen ihren Standpunkt klar zu machen. Es bedarf daher kaum der Erwähnung, daß Sauen in Gegenden, wo die „Oekonomie" vorherrscht, nicht wohl im Freien zu halten sind.

Die eigentliche Mast oder Feistzeit der Sauen beginnt Mitte September und endet mit Eintritt des Winters. In Jahren, wo Bucheln und Eckern gerathen sind, legen die Sauen in dieser Zeit oft einen Zoll hoch Feist am „Brustkern" (Brustbein) auf. Außer dem Waldobst bietet ihnen der Herbst die Schwämme, Morcheln, Trüffeln, Rüben und Kartoffeln. Wie bei allen Säugethieren, er-

wacht auch bei den Sauen zu Ende der Feistzeit der Fortpflanzungstrieb, und es beginnt nun die sogenannte Roll= oder Rauschzeit des Schwarzwildes. Der bis dahin einsam lebende Keiler tritt nun wieder zum Rudel, um dessen Besitz oft grimmige Kämpfe unter den verschiedenen Bewerbern entstehen. Die streitenden Keiler beobachten bei ihren Zweikämpfen eine höchst originelle Methode. Sie legen sich nämlich unter Schäumen und Zähneklappen mit den Schultern gegen einander und versetzen sich wüthende Schläge mit den Hauern. Wer's am längsten aushält, ist Sieger. Man sagt, daß sie die erhaltenen Wunden durch Reiben an harzigen Fichtenstämmen curiren, und wirklich findet man mitunter Sauen, welche ein förmliches Harzschild auf den Blättern tragen. Daß aber derartige „Panzerschweine" kugelfest seien, ist eine Fabel. — Während der Dauer der Rollzeit hat der Keiler einen unangenehmen, süßlichen Geruch, der sich sogar dem Fleisch (Wildpret) mittheilt.

An Orten, wo wenig Sauen vorhanden, macht der Keiler in der Rollzeit oft weite Wanderungen, um Bachen aufzusuchen. In Ermangelung besserer Gesellschaft gesellt er sich dann mitunter sogar zu den zahmen Schweinen, welche im Walde gehütet werden. Hartig führt sogar ein Beispiel an, wo ein Keiler sich so weit vergaß, daß er Abends mit der zahmen Heerde in den im Wald erbauten Stall ging. Die aus derartigen Mesallianceen entsprungenen Bastarde haben indeß für den Viehzüchter wenig Werth, da sie zu unruhiger Natur sind, welches bekanntlich die Fettbildung sehr beeinträchtigt. Referent sah einst einen Wurf derartiger Bastarde: die kleinen Dinger arbeiteten und hüpften den ganzen Tag an den Wänden des Stalles umher, um einen Ausweg zu suchen, und frisch geschüttetes Stroh war in Folge der unausgesetzten Bewegung in einer Viertelstunde zu Heckerling zertreten.

Einige Wochen nach der Rollzeit ziehen sich die alten Keiler wieder vom Rudel zurück. Die tragende Bache verläßt dasselbe zu Anfang Frühjahrs und „frischt" in der Regel 5—6, mitunter an 10 Junge, welche Frischlinge genannt werden und in ihrem „bunten Rock" gar drollige Dinger sind. Schon nach einigen Tagen läuft die kleine Gesellschaft mit der Mutter davon, die sie durch leises Grunzen lockt und zusammenhält. Bei dem geringsten Anschein von Gefahr drücken sich die flinken, buntgestreiften Thierchen platt an den Boden, die Bache sucht den Feind von den Frischlingen fortzuleiten und vertheidigt dieselben nöthigenfalls auf's Aeußerste. Die Vermehrung der Sauen ist im Durchschnitt nicht so bedeutend, als man nach der Anzahl der Jungen glauben sollte. Zu Anfang des Winters gehen, besonders in eingezäunten Revieren, viele Frischlinge an der Bräune zu Grunde, und im Freien mag der schlaue Reineke die Wachsamkeit der Bache auch oft genug täuschen. — Bekannt ist der Vorfall, wo ein Fuchs mehrere Tage hintereinander einen Frischling raubte und jedesmal damit einen Felsblock oder schrägstehenden Baum erkletterte, um sich vor der Bache zu schützen.

Um das Fortwandern der Sauen in der Rollzeit zu verhindern und um fremde Gäste anzulocken, pflegt der sorgliche Jäger schon zu Anfang der Rollzeit jeden Abend etwas Korn oder Eicheln auf den sogenannten Körnungsplätzen auszustreuen. Im Park körnt man schon aus dem Grunde, weil der nun einbrechende Winter den Sauen die Mahlzeiten arg verkürzt. Um die Eicheln, welche im Herbst in großen Quantitäten gesammelt wurden, frisch zu erhalten, werden sie in geräumige Gruben geschüttet und unter Wasser gesetzt. Da die ältern Sauen die Frischlinge gern vom Körnungsplatze verdrängen, so wird für letztere ein besonderer Platz eingezäunt, welcher so kleine Eingangslöcher erhält, daß die stärkern Sauen nicht hindurch können. In den meisten Parks müssen die Sauen, mit Ausnahme der drei Herbstmonate, das ganze Jahr hindurch gut gekörnt werden, was allerdings ziemlich kostspielig wird. Auch im Freien ist dies, wenn auch in weit geringerm Grade, meist nöthig, um die Sauen an das Revier zu gewöhnen und von den Feldern abzuhalten.

Neben dem Körnungsplatze befindet sich fast immer die sogenannte „Kanzel", ein in der Nähe zwischen Bäumen angebrachter Stand oder Sitz, von welchem der Jäger, ohne von den Sauen bemerkt zu werden, die Häupter seiner Pfleglinge zählen und die nöthigen Beobachtungen über ihren Gesundheitszustand rc. machen kann. An schönen, windstillen Abenden ist es in der That ungemein interessant, das Treiben der Sauen von einer solchen Kanzel aus der Vogelperspective zu beobachten. Da die Sauen im Freien indeß erst mit Einbruch der Dunkelheit die Körnung anzunehmen pflegen, so thut man besser, eine Kanzel im Park zu besuchen, welche hier auch in der Regel bequemer eingerichtet und mit weniger halsbrechenden Stiegen versehen sind, als im Freien.

Die Fußspur oder „Fährte" der Wildsau unterscheidet sich von der des zahmen Schweines so wenig, daß viel Uebung erforderlich ist, sie richtig „anzusprechen". Ebenso kann die Fährte eines alten Keilers beim ersten Anblick mit der Fährte eines geringen Hirsches leicht verwechselt werden, doch verräth sich erstere bald durch den kürzern Schritt, durch den Mangel der Fußballen und durch die weit abstehenden Hinterzehen oder das „Geäfter". — Daher lautet der alte Waidspruch:

„Mein lieber Waidmann, mit Lust und Freuden,
Wie thust Du den edeln Hirsch von der Sau unterscheiden?
Bei hartem Boden absonderlich?
Thu mir das sagen, ich bitte Dich."

„Der edle Hirsch zeigt in der Fährte Ballen, die Sau hingegen nit.
Auch hat die Sau ein gar viel kürtzern Schritt.
Ob sie an stumpfen Schalen oft einander gleichen,
Die Sau thut nimmermehr des edeln Hirsches Zeichen."

Es bleibt uns nun noch übrig, des Nutzens zu erwähnen, welchen die erlegte Wildsau gewährt. Da ist zuerst die unverwüstliche Haut oder Schwarte, welche rauh die vortrefflichsten Fußmatten gibt und außerdem durch Sattler und Kürschner vielfache Verwendung findet. Enthaart und gegerbt gibt die Schwarte das feinste englische Sattelleder, welches durch die regelmäßig zu drei und vier zusammenstehenden kleinen Grübchen auf der Oberfläche leicht von Surrogaten zu unterscheiden ist. Die Borsten sind von Schuh= und Bürstenmachern gleich gesucht. Die Hauptsache aber bleibt das Fleisch oder „Wildpret", dessen Werth schon die antike Welt zu schätzen wußte. — Die zahlreichen Sauheerden der alten Griechen gehörten sicher der wilden Stammrace an, und von diesem Standpunkte aus gewinnt der „göttliche Sauhirt" eine ganz andere Bedeutung. Es war eine Art Wildmeister, der mit Fangspieß und zottigen Hetzhunden das Gehege überwachte, „wo hauerbewaffnete Eber unter dem hohlen Geklüft sich gestreckt, im Schirme des Nordwinds." Sei dem, wie ihm sei; jedenfalls entwickelte Odysseus beim „langausreichenden Rücken des weißzahnigen Schweines" einen sehr gesegneten Appetit. — Die römischen Gourmands beobachteten schon bei der Tödtung der Wildschweine eine an's Grausame grenzende Raffinerie, um den Wohlgeschmack des Wildprets zu erhöhen. Unter den verschiedenen Zubereitungsarten nennen wir nur das „porcus trojanus". Es war dies ein feister Frischling, dessen Inneres mit allerlei kleinen Thieren und scharfem Gewürz — als Anspielung auf das trojanische Roß — gefüllt war. Der Kopf des Wildschweins aber prangt noch heutzutage als Schaugericht, besonders auf englischen Tafeln. Er wird zu diesem Zweck mittelst eines glühenden Eisens seiner Haare beraubt und kohlschwarz gesengt. Nach der Zubereitung sehen wir ihn dann mit Arabesken von buntfarbigen Geleestreifen verziert, mit grünem Lorbeer garnirt, und selten fehlt die obligate Citrone zwischen den weißen Hauern. Das ist der Humor der Kochkunst. — Als besondere Delicatesse gilt der „Schweinskopf à la Tartare", einfach gekocht und nach dem Erkalten mit einer pikanten, heißen Rothweinsauce servirt. Wir für unsern Theil ziehen ein saftiges Frischlingsziemer oder das Brustrippenstück eines Ueberläufers dem tartarisirten Kopf eines in der Regel zur Rollzeit erlegten alten Keilers vor. Das Wildpret der älteren Wildsauen ist, frisch zubereitet, oft sehr hart, man läßt es daher gern so lange an freier Luft hängen, bis es den ersten Anflug von Haut=gout erhalten.

Nachdem wir somit das Schwarzwild in naturgeschichtlicher, ökonomischer und gastronomischer Hinsicht gründlich betrachtet haben, können wir zu dem interessantern jagdlichen Thema übergehen.

Derby=Tag in London und Epsom=Wettrennen.

Nach der Lehre einer buddhistischen Secte in Indien ruht unsere Erde auf dem Rücken eines Elephanten, der von einer Schildkröte getragen wird. Dies sieht wie ein unglaubliches Wunder aus, zumal da man nicht erfährt, auf welchem Grund und Boden

die Riesenschildkröte kriechen mag; gleichwohl bietet das moderne England ein wenigstens eben so unglaubliches Wunder und zwar in unglaublich wunderbarer, aber massenhaftester und massivster Wirklichkeit. Großbritanniens nationaler, in der ganzen Welt vergleichungsloser Festtag mit tausend Arten der verschiedensten Fuhrwerke, mit Tausendkünstlern, Lords, Unterhausmitgliedern, Spitzbuben, Bischöfen und Verbrechern und Krüppeln aller Art, mit den wunderschönsten Damen und häßlichsten Vogelscheuchen, frechsten Dirnen und Trunkenboldinnen, mit unzähligen Tausenden Champagnerflaschen und Gin-Bullen, mit Millionen Menschen aller Stände; dieser englisch-nationale Wettrennen-Haupt- oder „Derby-Tag" draußen bei Epsom im Süden von London mit einem zwölf Meilen langen ununterbrochenen Strome von Eisenbahnzügen, Fuhrwerken auf Rädern und Menschenbeinen — dieses monströseste Ungeheuer von Festlichkeit ruht auf zarten, schlanken, polirten Pferdehufen.

Derby-Tag! Wer sollte glauben, daß diese ruhigen, frommen, taubenäugigen, schlanken Ideale des edeln Roßgeschlechts die Mächte sein könnten, welche Parlament und Gerichtshöfe, Concert-Säle und alle dreißig Theater Londons, Bureaux und Geschäfte schließen und Millionen — ja Millionen Menschen — wie wahnsinnig — in einer Richtung hinaustrieben? daß sie mit ihren Füßchen Millionen — ja Millionen von Pfunden — umsetzen und so unzählige Familien und Menschen in ganz England in allen Schichten und Ständen — denn Alles wettet auf diese Pferde, vom ärmsten Dienstmädchen bis hinauf zum Lord-Kanzler und Erzbischof — hier mit Gold überschütten, dort aus Haus und Hof treiben in Gefängnisse, auf die Tretmühle, nach Botany-Bay oder an den Galgen? So ist es. Palmer, der berüchtigte Vergifter, war ein „Sporting-Mann", ein Held der Wettrennen-Börse, eben so Pullinger, der als Cassirer der Union-Bank über 260,000 Pfund verschwindelte, um seinen Pferde-Wett-Pflichten nachzukommen. Die fabelhaftesten Summen, das raffinirteste Hazardspiel, die verbrecherischste Lotterie, der großartigste Schwindel, das frechste Verbrechen, die feinste criminale Bosheit hängen sich an diese niedlichen Pferdehufe, die an diesem Tage — es war heuer am 23. Mai — inmitten der massenhaftesten Schaaren und ihrer wahnsinnigsten Aufregung über den Rasen flogen. Diese kostbaren Vierfüßler sind Brennpunkte der ungeheuersten Leidenschaft, der glänzendsten Volksfeste und des nationalsten aller Feiertage.

Dicht verhüllt und verhangen in scheckige, heiter besetzte Decken und eifersüchtig verschleiert gegen die Späher-Augen des Publicums, wie die erste Odaliske in dem Harem eines Pascha mit drei Roßschweifen, werden die Helden des Tages unter ängstlichsten Vorsichtsmaßregeln, umgeben von geheimnißvollen Constablern und Gelehrten der Pferdewissenschaft — an Ort und Stelle geführt. Auch diese Ideale von Pferden können stolpern oder wiehern. Es stolpert wohl auch 'mal das eine, und ein anderes wiehert. Dies wirkt sofort magisch auf die Wettbücher, die nach solchen Zeichen zu Tausenden in den Händen des Publicums in der Nähe des Wunders (des Stolperns oder Wieherns) erscheinen, um durch geheimnißvolle Bleistiftzeichen bereichert zu werden.

Diese Wettbücher mit reinem Chinesisch für den Laien, die in den Zeitungen täglich veröffentlichten Wett-Course, die verbotenen und über das ganze Land verbreiteten Wett-Bureaux, die Wett-Börsen und die großen Central-Logen aller Jagd- und Wett-Freimaurerei, genannt „Tattersalls", hinter dem Hydepark-Winkel zu London — diesen ganzen wissenschaftlichen, geheimnißvollen Hinter- und Directions-Grund der Wettrennen und des großen Derby-Tages lassen wir unbeachtet und halten uns mit dem ungeheueren Strome von Laien an die äußere Erscheinung des Nationalfesttages.

Er besteht nicht, wie andere gemeine oder Feiertage, aus vierundzwanzig Stunden, sondern beginnt Monate vorher und wirkt noch fort bis zum Schlusse des Parlaments im August. Ein Engländer wurde einmal auf dem Wege zur Kirche von seiner angebeteten Braut gefragt, was für'n (christlichen) Sonntag wir hätten? „Den dritten Sonntag vor Derby," antwortete er.

Der Junge, der uns Grünwaaren vor's Haus bringt, gab auf meine Frage sein Alter so an: „Mein Vater sagte, ich sei früher einmal grade am fünften Mittwoch nach Derby geboren." (Derby-Tag ist allemal Mittwochs im Mai.) Neben mir wohnt ein siebzehn Jahre verheiratheter Häuser-Componist, d. i. ein Mann, der für andere Leute aus Steinen und fabrikmäßig vorräthigen Thüren, Fenstern, Eisengittern, Kaminen, Tapeten und Schlössern Häuser zusammensetzt. Seine Frau erzählte mir über die Gartenwand weg, daß er seit den siebzehn Jahren nie mit ihr oder einem Andern zum Vergnügen einen Ausflug gemacht habe, aber beim „Derby" sei er dreimal gewesen und wollte heuer wieder 'nunter, auf einem zurecht gemachten Fleischerkarren mit einigen Freunden. — Man sieht, welche Ausdehnung, welche Macht dieser Tag der olympischen Spiele Englands in sich begreift.

Auf einem zurecht gemachten Fleischerkarren! Alles, was auf Rädern befestigt ist oder auf Räder gebracht werden kann, rollt an diesem Tage hinaus auf die grünen Ebenen von Epsom. Unser Katzenfleischmann, d. i. einer der täglich durch alle Straßen Londons fahrenden Hausirer, welche die Katzen und Hunde der Herrschaften mit Abfällen vom Fleischer versorgen, rieth uns am Tage vor Derby, uns doppelt zu versorgen, da er morgen eine Gesellschaft „Damen und Herren" zum Derby fahre. Damen und Herren auf einem Katzenfleischwagen! Aber auch die obersten „Zehntausend" sind draußen vierspännig, zwei-, drei- und einspännig in seltsamen „Baruschen, Britzka's, Phaetons, Gigs, Broughams, Berlinen, Droskies, Sulkies, Sociables, Dennets, Flies, Clarences, Hansom-Sicherheits-Droschken, Droschken, Omnibus" und wie die hunderterlei Arten von englischen Fuhrwerken sonst heißen mögen. Hunderttausende kommen mit den verschiedenen Eisenbahnen. Die Nachbarschaft von fünf bis zehn Meilen ringsum brach um Mitternacht zu Fuße auf. Die Schaaren von Künstlern, Krüppeln, Verkäufern, Sängern, Musikanten ꝛc. kamen am Tage vorher, campirten im Freien oder unter Zelten und fingen ihr „Geschäft" mit aufgehender Sonne an.

Alles Runde wurde heut zum Rad, jedes Bret, jeder Kasten zum Wagen, jeder Invalide des Bockes zum verjüngten Kutscher. Seht die vertrockneten, verrunzelten, silberhaarigen oder kahlen, gichtischen Greise, verfallenen Patriarchen des Sattels, wie sie heute in rothseidenen Jacken, mit viel zu weiten, weißen Hüten auf den kahlen Platten, weißen, flatternden Bändern an ihren Spindelbeinen als „Postboys", als Postjungen ihre Peitschen schwingen und jugendlich übermüthig alle das Gehänsel und Genecke, das auf dem Wege millionenfach von Bock zu Bock spielt, frisch erwidern, Champagner trinken und Hummer-Salat essen, als seien ihre Magen funfzig Jahre jünger, als sie selbst, wie sie sich betrinken und bei den vielen Stauungen der unabsehbaren Wagenmassen ihre Deichseln bald diesem Karren, bald jener Equipage in den Rücken stoßen, wie sie aber selbst bei aller Unsicherheit ihrer Balance glücklich an- und nach Mitternacht sogar zurückkommen!

Doch wir können nicht immer unterwegs bleiben. Zur Sache! Der Derby-Tag selbst! Gebt mir Papier, hinreichend zu einem ganzen Jahrgange der Gartenlaube, einen schiffbaren Fluß als Tintenflasche, hundert Briareusarme zum Schreiben, drei Mal so viel Augen, als Argus besaß, das Schilderungstalent von den fünfzig besten Dichtern aller Zeiten — und ich will Euch den Derby-Tag beschreiben. Jetzt gilt es, nur eben einige Bilderstriche aus der Mitte herauszureißen. Was ist aber Mittelpunkt in einem zwei geographische Meilen langen Bilde mit hunderttausend Gruppen von Millionen Menschen, Pferden, Eseln, Hunden, kunstgebildeten Hasen, Affen, Murmelthieren, Aethiopiern und Racen aller Farben? Mittelpunkt? O ja, der „große Stand", auf welchem die „obersten Zehntausend" à 1 Guinee Standgeld, wie ein thurmhohes Gebäude von lebendigen Menschenköpfen und Sonnenschirmen flattern und glänzen, der „große Stand" ist ein Centrum, ein über Nacht wie aus der Erde gewachsenes Luftschloß von drei ungeheueren Plattformen und Balkonen über einander — gedrückt voll in jeder Höhe und Breite, à 1 Guinee pro Person. Solcher „Standes"-Bauten und Gallerien erheben sich noch manche weit hinaus in verschwindende Ferne am Rande der Rennbahn entlang, sonnig, warm, luftig, alle überfüllt, wogend, rauschend, brüllend, jauchzend, Champagner trinkend und Gläser und Flaschen durch die sonnige Luft schleudernd. Der erste Cours ging ohne besondere Aufregung vorüber. Jetzt aber schrillten die Glocken für den Derby, den entscheidenden Wettritt. Die dreißig concurrirenden Pferde wurden aus ihren Verschlägen geführt und in Front des „großen Standes" revidirt, examinirt und balancirt. Die unabsehbaren Menschenmassen umher murmelten dumpf, sodaß die gespannte Stille nur wie durch einen dämonischen Strom von Tönen leise unterbrochen ward. Die Wettmänner unten drängten sich schwitzend durch die Massen, um noch so viel Narren wie möglich für diese oder jene Karte des Hazardspiels zu

beschwindeln. Die farbigen, hellgestickten Jacken der Jockeys glänzten mit den funkelnden Rücken der dreißig vierbeinigen Concurrenten um die Wette im hellsten Lichte der Maisonne. Mit vieler Mühe wurden sie am Grenzpfahle entlang in Reih und Glied gebracht und auf ein Zeichen losgelassen.

Sie brachen los, aber mit einem „falschen Ansatze“, sodaß sie zu einem neuen zurückgerufen wurden. Endlich schossen sie aus, flogen sie langgestreckt, kaum den Boden berührend, weit hinauf die leichte Höhe der Bahn, die sich in die Ferne verlor. Auf dem Rücken des Hügels waren sie für einen Augenblick von allen den unzähligen Schaaren zu sehen, die auf beiden Seiten tobten, brüllten, wie Wahnsinnige mit Händen, Füßen, Hüten, Stöcken, Taschentüchern, Zeitungs-Flügeln um sich in die Lüfte schlugen. Welch' ein tobender, kochender Ocean der wildesten Leidenschaften, siedend unter einem Feuer von Millionen Pfunden, die in dieser Minute ihre Besitzer wechseln sollten! Das Siegesgeschrei über die einzelnen Pferde, die mit halben, ganzen und bloßen Halslängen um den Preis rangen, pflanzte sich schnell durch die langgezogenen Menschenmassen. „Schwarze Kappe!“ „Blaue Kappe!“ „Grüne Jacke!“ „Rothe Jacke!“ „Rothe Jacke hat's, Hurreeh!“ „Blaue Kappe erholt sich!“ „Umpire* geschlagen!“ „Yankees verloren!“ „Thormanby! Thormanby ist's! Hurreeh! Thormanby gewinnt! Hurreeh für Thormanby!“ „Merry! Merry! Merry! Merry! Hurreeh!“

Nach einigen Minuten war's entschieden. Ich hatte mich in der Nähe des großen Standes fest in gedrängte Massen einkeilen lassen. Ein improvisirter, elektrischer Telegraph war schon mit der Nachricht nach allen Richtungen Englands unterwegs und hatte auch dem Publicum des „großen Standes“ bereits verkündet, daß Thormanby, das Pferd des Mr. Merry, gesiegt und der Eigenthümer allein in Wetten (ohne die Preise) über 70,000 Pfund Sterling — etwa eine halbe Million Thaler — gewonnen habe.

Jetzt brachen die festgedrängten Massen in unabsehbarer Länge und Breite, von Kutschendächern und unzähligen Breterständen, von Stelzen und Pferderücken, von allen möglichen künstlichen Erhöhungen herunter und auseinander. Gewinner und Verlierer stürzten in Erfrischungs-Buden und fingen an, mit einander zu rechnen und zu trinken. Alles trinkt, Jeder säuft — die Einen aus Jubel über ihre Gewinne, die Andern aus Verzweiflung. Unabsehbare Damenflore in offenen Equipagen unter flatternden Sonnenschirmen, alle trinken Champagner. Jeder und Jede — der Höchste und Niedrigste — Kutscher und Lords, Bettler und Bischöfe — Alles scheint heute Champagner zu trinken, größtentheils kohlensaures Zuckerwasser mit Alkohol.

Nach dem Derby-Rennen hört alle Leidenschaft für weitere Ereignisse der Bahn auf. Hunderttausende von Körben mit eingewickelten Pasteten, Fleischklumpen, Käsekugeln und Kiepen aller Art öffnen sich auf hunderterlei Equipagen und Wagen, in unabsehbaren Lagern von Familien- und Freundesgruppen, die nach allen Seiten in's Grenzenlose den Boden bedecken. Alles frißt, Alles säuft, Alles brüllt, Alles jubelt, Alles neckt und foppt, bettelt oder wird angebettelt, bewundert Tänzer und Tänzerinnen auf Stelzen, kunstgebildete Hunde und Affen, die auf Tischen tanzen, Hasen, die Pistolen abschießen, Kerle in schmutzigem Tricot, die Degen, Leitern und Karren auf der Nase balanciren, gefärbte Negersänger in unzähligen Compagnien, deutsche Musikanten mit schmutzigen Blechinstrumenten und den scheußlichsten Mißtönen, Legionen von Leierkasten, Solovirtuosen, ganze Musikbanden, singende und tanzende Bettler, Jungens, die sich für 'n halben Penny zwanzig Mal überschlagen oder „Karrenrad“ spielen, eine Reihe von fünf heiter bebänderten, schrecklich singenden Matrosen mit zusammen blos sieben Beinen und vier Armen, die zum Theil durch eiserne Haken an den Stummeln ersetzt werden, einen Mann mit gar keinen Beinen, der seinen auf einem Brete ruhenden Rumpf mit Hülfe der beiden Arme fortschleppt, sonstige in der ganzen Welt unerhörte Verunstaltungen, Lustigmacher aller Art, Vergnügungen aller Art, „Penny-Gaff's“, wirkliche Theater mit 1 Penny Entrée, Jongleurs, Akrobaten, Gymnastiker, Herculesse, Riesen und Zwerge im Freien und in Buden, tausenderlei Merkwürdigkeiten und Monstrositäten. Alles, was die Welt irgendwo und irgendwie producirt und fabricirt, wird ausgeschrieen, uns unter die Nase gestoßen, ge- und verkauft. Alle Industrien der Welt blühen hier, alle Künste und Wunder des Himmels und der Erde sind für 1 Penny oder gar umsonst zu genießen. Man schießt mit Armbrust, Pistol und Büchse um Preise, wirft mit Knüppeln nach Kokosnüssen auf Stangen, reitet Esel und Pferd um 1 Penny, läßt sich wiegen, von echten Zigeunerinnen wahrsagen und bestehlen, von allerhand Verkäufern betrügen, von Taschendieben untersuchen, guckt durch Fernröhre und Mikroskope, ißt Schnecken und Shrimps, Apfelsinen und Kokosnüsse, Pasteten und „Pickles“, Süßes, Saures und Bittres, aber noch mehr Geschmackloses durcheinander und spült es mit fabelhaftem Höllengebräu. Man tobt, rast, jubelt und ist wahnsinnig millionenhaft und kämpft hernach zuletzt fünf Stunden lang an einer der Eisenbahnstationen, um endlich mit den mehrfach Hunderttausenden einen Platz zu erkämpfen. Die Züge kommen und gehen immer mit doppelt vollgepfropften Waggons, aber die Letzten, welche vielleicht schon um acht Uhr die ersten Versuche machten, fallen erst lange nach Mitternacht trunken und todtmüde zwischen eine doppelt überzählige Masse von Eisenbahn-Passagieren. Mancher ist froh, mit einem Billet erster Classe unter den Crethi und Plethi dritter Classe nur geduldet zu werden. Trunkene, freche Dirnen und Kerle brüllen auf den Polstern erster Classe und schrecken das anständige Publicum zurück. Die Wagen und Equipagen verknäueln sich auf dem Rückwege und werden von frechem Gesindel bettelnd, räuberisch umringt und mißhandelt. Gerechtigkeit, Furcht vor Strafe gibt's heute nicht. Alle Policemen in langen Reihen von London bis Epsom und um die Bahn herum waren und sind betrunken und müßten fast alle arretirt werden, wenn nüchterne Wächter der öffentlichen Sicherheit aufzutreiben wären. Aber endlich sind auch die Millionen alle wieder zu Hause, reich an Erinnerungen und Abenteuern, ärmer um Taschentücher, Uhren, Ketten, goldene Pfunde, in Verzweiflung über ihre Verluste beim Wetten, glücklich über Gewinne von den kleinsten bis zu den fabelhaftesten Summen. Es ist jedesmal große Klage über die Excesse des Derby-Tages, aber Niemand denkt an „Abhülfe“, an Eingriffe in die Souverainetät dieses nationalsten Volksfestes.

* „Umpire“, das Pferd der amerikanischen Partei, hatte ungemein viel Gunst auf der Wett-Börse, verlor aber.

Alpenbilder.

Von F. Stolle.

1. Ein Sommersonntag im Alpenstädtchen Reichenhall.

(Schluß.)

Es ist drei Uhr. Es klopft. Die Th'resi fragt, ob sie den Kaffee bringen dürfe. Die Genehmigung erfolgt. Man thut die Jalousien, die nach dem Untersberge hinausgehen, ein wenig auseinander. Alle Wetter, welche Gluth noch! Man begibt sich in das Nebenzimmer und schaut nach dem Hochstauffen. Dieselbe Entdeckung. An ein Ausgehen nicht zu denken. Man ist förmlich sonnenbelagert. Der aromatische Levantetrank mundet zu einer Cigarre vortrefflich. Eben will man wieder zur Wildermuth die Zuflucht nehmen, da bringt der Briefträger liebe Briefe aus der Heimath. Dem armen Manne steht der Schweiß auf der Stirn. Er bekommt einen Sechskreuzer zu einem Labetrunk.

Was zu Hause gleich Alles vorfällt, sobald man auf ein paar Tage den Rücken gekehrt hat! Der alte D. ist gestorben. Hab' ihm also bei meinem jüngsten Abschied zum letzten Male die Hand gedrückt! Die Marie B. Braut mit dem F. Also doch noch! Und bei R's. ein kleiner Erbprinz angekommen. Da wird Freude sein!

Es pocht wieder. Die Frau Wirthin ist's. Mit dem stereotypen, aber sehr gemüthlichen „B'hüt' Si Good!“ stellt die gute

Frau einen frischen Blumenstrauß mit frischem Wasser auf das Pfeilertischchen am Spiegel.

Die Frau Wirthin ist nicht ungesprächig. Aber da man von zehn Worten erst das elfte versteht, wird man nicht klug, was sie eigentlich sagen will, und bleibt uns darum nichts übrig, als perpetuirlich bejahend mit dem Kopfe zu nicken. Die Briefe aus der Heimath erkundigen sich sämmtlich, wie es in Reichenhall gefalle. Den Leuten kann geholfen werden. Annemiedl empfiehlt sich wieder mit ihrem „B'hüt' Si Good", und man greift nach Tinte und Feder, um die erwartungsvolle Heimath nicht länger warten zu lassen.

Der Zeiger weist auf sechs. Auch im Parterre der Wirthsleute hebt der Seiger aus und läßt seine sechs Schläge vernehmen. Die Correspondenz ist beendet. Die Jalousien werden aufgeschlagen. Welch prachtvolle Aussicht über die Gärten nach dem Untersberge! Es ist noch immer bedeutend warm. Damen unter blauen und grünen Entoutcas wandeln auf dem freundlichen Fußpfade ausgewähltem Journalcyclus fehlt. An schönen Frühlings- und Sommernachmittagen finden in dem Garten von Achselmannstein kleine theatralische Vorstellungen statt, die zum Amüsement des Publicums heiter beitragen.

Ueberhaupt ist das Thal von Reichenhall vermöge seiner großartigen Salinen — die Edelquelle springt sechzehngradig aus dem Kalkgebirge —, wegen seiner von den Alpen geschützten Lage, seiner himmlisch reinen und zugleich weichen Luft — jeder Athemzug ist einen Gulden werth —, wegen seiner stets frischen Molken und Alpenkräutersäfte und seiner paradiesischen Lage zu einem Heilbade wie geschaffen. Wie Mancher und Manche fanden hier Genesung für ihre schwache und kranke Brust und für manches andere Leiden! Das Leben ist im Allgemeinen nicht theuer. Wo man in nord- und mitteldeutschen Bädern einen Thaler braucht, reicht man hier im Verhältniß mit höchstens einem bairischen Gulden (17 Silbergroschen) aus. Reichenhall ist kein Luxusbad, wohl aber ein Naturbad im wahren Sinne des Wortes. Von hier hat man



Achselmannstein.

über den Streitbüchel nach Großgmain. Eine Promenade im Schatten der hohen Gradirhäuser muß jetzt sehr angenehm sein. Ich habe nur wenig Hundert Schritte dahin.

Wie rieselt das so lieblich und angenehm durch die haushohen Dornengebinde! Die Wassertheile verdampfen und immer gehaltreicher wird die Soole. Wo man hinschaut, weiße Salzkrystalle. In den Lauben und auf Bänken, im Schatten der Gradirhäuser ruhen, die salzgeschwängerte Luft athmend, vereinzelte Genesung Suchende.

In unmittelbarer Nähe dort liegen die stattlichen Gebäude von Achselmannstein, eines der stärksten und segensreichsten Soolbäder von Deutschland, dessen Ruf seit zehn Jahren in beständigem und verdientem Zunehmen begriffen. Der Mann, welcher mit ungeheuren Kosten diesem segensreichen Heilbade seine dermalige Gestalt gab und zu seinem Rufe so wesentlich beitrug, ist ein Sachse aus dem Königreiche, Herr Steuerinspector Rink. Zahlreiche Badegäste finden in Achselmannstein ein ebenso bequemes, wie angenehmes Unterkommen. Ein freundlicher Garten mit sorgfältig gehaltenen Spaziergängen und wohlgepflegtem Baum- und Strauchwerke grenzt unmittelbar an die Badegebäude, in welchen es weder an Billard-, noch an Conversations- und Lesezimmer mit die Auswahl unter dreißig der reizendsten Alpenpartien, von denen die meisten kaum einen Tag in Anspruch nehmen. Wer darum eine Zeit lang in diesem liebenswürdigen Erdenwinkel verlebt hat, wird nur die freundlichste Erinnerung mit in die Heimath nehmen. Darum ist wohl auch fast kein Land Europa's, das nicht Badegäste nach Reichenhall geschickt hätte. Die Curzeit beginnt mit Anfang Mai und währt bis zum Herbst, wo die Nebelkappen über die Thäler sinken und die Häupter der Berge sich mit Schnee umhüllen.

Die Abendsonne steht über dem Plateau der sechstausend Fuß hohen Reitalp. Aber ihre goldenen Strahlen vermögen den tausendjährigen Schnee in den Schluchten und Abgründen dieses Felsenlabyrinths nicht zu schmelzen.

Dort oben auf jenen stolzen Höhen blüht das Edelweiß in seiner reinsten Schöne, düften die Alpenblumen in frischester Bergluft.

Und immer tiefer sinkt die Sonne und immer tiefer bettet die scheidende Fürstin das Thal in den goldensten Sommerabend. Mit

Entzücken trinkt der Blick die himmlische Landschaft. Welch ein Grün der Matten, von Gold- und Silberblüthen durchwirkt —

> Die rothen Wolken ziehen an den Bergen
> Und über grünes Waldmeer still dahin,
> Dieweil die Firnen, wie die Wächter Gottes,
> Im reichen Gold des Sommerabends glühn.

Und ringsum Stille — Duft — Frieden. Die Madonnenbilder an den Wegen stehen im rothen Golde des Abends.

Ich wandle durch blumige Auen gen Sanct Zeno. Zwei fromme Schwestern aus dem Fräuleinstift in ihrer nonnenhaften, aber kleidsamen schwarz und weißen Tracht kommen des Weges daher. Blühende Gesichter und schon geschieden von der Welt in klösterliche Einsamkeit. Aber ihre Thätigkeit ist dem segensreichsten Berufe gewidmet, der trefflichen Erziehung junger Pensionärinnen. — Aus dem Garten des Hofewirths tönen Guitarren. Ich wende mich nach der Stadt zurück, dem Abendrothe entgegen. Aus einem kleinen Hause am Wege vernimmt man Stimmengemurmel. Vater und Mutter im Kreise der Ihrigen sprechen das Abendtischgebet.

Ein freundlich Schweizerhaus mit hervorragendem Dach und umlaufender Gallerie, verziert mit reichem Schnitzwerk, umrankt von Rosen und Blattgrün, ruht im Abendgolde.

Dort oben aber, auf der Abendseite der Gallerie, laubenartig umhüllt von rothem Jelängerjelieber, im weichen Fauteuil, das Blumenhaupt auf die Alabasterhand gestützt, ruht eine junge, wunderschöne Dame, eine weiße Rose aus fernem Nordland, die, halb gebrochen, die weite Reise nicht gescheut, Genesung zu trinken im milden stillen Alpenthale. Madonnenhaft umrahmt die dunkle Lockenpracht das von Meisterhand gezeichnete Oval, rosig angehaucht vom Abendroth, und der Himmel des zwischen langen seidenen Wimpern hervorbrechenden Auges ruht bereits geistig verklärt auf der abendrothbrennenden Schöpfung.

Arme Evelina! Der Doctor hat gleich nach dem ersten Besuche gar bedenklich das Haupt geschüttelt. Du wirst den Donner deiner grünen Nordsee, wenn sie sich weißschäumend an den Felsenufern bricht, nimmer wieder hören. Dein Engel wird dich aus diesem blühenden Erdenthale unmittelbar in das Himmelsthal sanft geleiten und der kleine Friedhof von Sanct Zeno deine irdische Hülle unter seine Blumen betten.

Wunderschönes Bild, vom Abendrothe umklungen, von Jelängerjelieber umblüht! Die Schatten der Abendberge breiten sich immer länger über das smaragdgrüne Thal, sie wachsen an den Höhen. Bald glühen nur noch die goldenen Kronen. — Tiefe Stille. —

> **Da tönt durch Baum und Blatt und rothe Blüthen,**
> **Wie einer schönern Gotteswelt entflohn,**
> **Wie Engelgruß durch dieses Thales Frieden**
> **Sanct Zeno's frommer Abendglockenton.**

Es ist dunkel geworden. Ein weicher lauer Sommerabend wiegt Thal und Städtchen in seinen Armen. Auf Achselmannstein stehen alle Fenster offen. Kühle Abendluft zieht hinein. Man sitzt auf dem Balkon, auf den Bänken vor dem Hause. Das leise Rieseln der Gradirhäuser tönt durch die Stille des Abends herüber. Im Lesezimmer haben sich einige Zeitungstiger der Journale bemächtigt. Sie sitzen schon mehrere Stunden unbeweglich. Vergebens blühte draußen der himmlische Abend ab. Die Raisonnements der Augsburger Allgemeinen, die unerquickliche Kleinstaaterei des Dresdner Journals ist ihnen lieber, als ein Verglühn der Alpensonne. Man lasse sie. Im freundlich erhellten Speisesaal ist heitere Gesellschaft. Ein paar Tyroler singen zur Schlagcither.

Ich kehre nach dem Posthause zurück, wo Bekannte zu finden. Welch ein Anblick! Zur Rechten und Linken flammen goldene Feuer auf den Bergen. Sie rühren von Besuchern her, die sich trotz der Tageshitze nicht abschrecken ließen, die fünftausend Fuß hohen Höhen zu ersteigen.

Auf der Postrestauration ist noch viel Leben. Neue Fremde sind angekommen, die sich's nach den Strapazen auf dem Theisendorfer Wege an der wohl versorgten Tafel bestens schmecken lassen. Bekannte erheben winkend das Töpfchen und rücken platzmachend zu. Sie sind auch nicht lange erst heim von den unterschiedlichen Tagespartieen und können nicht genug erzählen von der erschauten Pracht und Herrlichkeit. Freund A. ist ganz entzückt von einer prächtigen Abendfahrt auf dem felsumthürmten Thumsee, wo ihn der gastliche Besitzer eine ganze Stunde hat herumfahren lassen. Auf dem Hinauswege ist er bei dem Kaitl, auf dem Heimwege bei dem Moserwirthe eingekehrt. Freund M. spricht begeistert von der Schwarzberg-Klamm bei Unken, jenem tiefernsten Gebirgswunder, jener schauerlich erhabnen Alpenpartie, wie in ganz Oberbaiern, Salzburg und Tyrol keine zweite zu finden. Ein Dritter hat den Standpunkt der Sonne so glücklich getroffen, daß er die brausenden Cascaden der Wimbach-Klamm von sechs Regenbogen umblüht gesehen. Ein Vierter erzählt mit reichem Humor von fünf Crinolinendamen, die, vom Gewitter überrascht, auf dem Heuboden der kleinen Zwieselalphütte zu übernachten gezwungen gewesen.

Unter solch interessantem und unterhaltendem Gespräch ist das Töpfchen alle, ehe man sich's versieht, und ein Abendstündchen nach dem andern fliegt rasch vorüber.

Da entsinnt man sich, daß heute eine neue Badeliste erschienen. Walli bringt sie. Welche Freude! Die liebenswürdige Familie D. aus der Heimath ist angekommen. Welch angenehme Aussicht für die nächsten Tage!

Ein Reichenhaller Stammgast am obern Ende der langen Tafel zankt mit dem Kellner, daß er ihm bereits das dritte Straffeidl gebracht. Der untere Theil der Tafelrunde, wozu wir zu gehören das Glück haben, und wo Walli die Durststillung übernommen, ist glücklicher gewesen. Durchweg das frischeste Bier. O du gemüthliche Abendkneiperei im Posthause zu Reichenhall!

Da tönt draußen im Städtchen in langgezogenen Tönen und zur Ruhe mahnend die schöne bairische Jägerretraite des hier garnisonirenden Grenzcommando's. Man bricht auf, sich die Hand zur guten Nacht reichend. Gute Nacht, Walli!

Draußen ist indeß der prachtvollste Sternenhimmel aufgeblüht. Hoch oben, dem Zenith nah, die freundliche Wega in der Lyra Mitte; weiter gen Westen der feurige Arctur, der Bärenführer, durch den vor zwei Jahren der Komet ging. Dort immer höher steigend der Schwan, und über den Nordalpen die Cynosura, der unveränderliche Polarstern. In den Straßen ist es still geworden; nur aus den Bräu's vernimmt man vorbeigehend noch gedämpfte Stimmen und Gläserklang.

Man gelangt an das Salzburger Thor. Da kommt es durch die Dunkelheit getrabt. Vierbeinig. Es sind die Esel des wackern Reischl, gegenwärtig Parapluiemacher, ehedem tüchtiger „Gamsjaga“. Die beiden Langohren haben Badegäste nach dem hohen Ostaussen getragen und kehren jetzt von ihrer mühevollen Tagfahrt heim. Wie galoppiren sie trotzdem behende durch das geöffnete Thor, der ersehnten Ruhestätte zu! Herr Reischl ist zugleich beliebter Chambregarnier für zahlreiche Badegäste.

Die Feuer auf den Bergen sind erloschen. In unbestimmten Umrissen wälzen sich die dunkeln Massen der Bergriesen zum Nachthimmel.

Ich trete in mein traulich Stüblein. Die verlebten schönen Stunden ziehen wie eine freundliche Fata Morgana nochmals durch die Erinnerung. Wieder eine Rose mehr eingewunden in die oft dornenvolle Guirlande des Lebens.

Das Licht erlischt. Ich werfe noch einen letzten Blick hinüber nach dem Untersberge. Hu, wie finster, zaubergewaltig schaut er daher!

> Um seinen Hochthron flattern noch die Raben —
> Der Kaiser träumt — der dunkle Zauber bleibt,
> Bis daß die Zeit, wo auf dem Walserfelde
> Der Birnenbaum der Freiheit Blüthen treibt!

Das ist ein Sommersonntag im Alpenstädtchen Reichenhall!

Die zoologischen Gärten.

Von Professor H. E. Richter in Dresden.

(Schluß.)

In Dresden wurde der Plan zu einem Thiergarten zuerst von dem dasigen „Verein für Hühnerzucht" gefaßt, welcher 1859 in einem dazu ermietheten Garten der Ostra-Allee eine Anzahl in- und ausländischer Thiere ausstellte. So geringfügig dieser Anfang auch war, so hat er doch in der kurzen Frist von sieben Sommermonaten seines Bestehens die bedeutende Zahl von 21462 Besuchern aus allen Ständen angelockt, und bei einem geringfügigen Eintrittsgeld (von zwei, resp. einem Silbergroschen) das darauf verwendete Capital mit 17½ Procent verzinst. Dadurch wurde man ermuthigt, einen zoologischen Garten in größerem Maßstabe nach den oben beschriebenen Vorbildern zu begründen.

Hierzu bot sich ein Platz dar, wie er nicht günstiger gewünscht werden kann. Die städtischen Behörden zu Dresden haben nämlich begonnen (s. beil. Plan), den von der sogen. Bürgerwiese am Dohnaischen Schlag südostwärts nach dem großen Garten hin sich erstreckenden Wiesengrund (bei den Botanikern als „Drebanchen-Wiese" weitbekannt) nach den Entwürfen des berühmten Berliner General-Gartendirectors Lenné in eine Parkanlage zu verwandeln, welche auf ihrer Westseite bis zu dem böhmischen Bahnhofe hin von einem neuzuerbauenden eleganten Stadttheil (Fortsetzung des sogen. „englischen Viertels") eingefaßt werden soll. Da, wo dieser städtische Wiesengrund aufhört, erstrecken sich noch einige im Privatbesitz befindliche Felder bis zu dem „großen Garten", längs des an einem Damm sich hinschlängelnden „Kaitz-Baches". Diese Felder wird der vorläufig durch Zeichnung von 50,000 Thalern begründete „Verein für den zoologischen Garten" ankaufen und für die sonnigen, freiliegenden Anlagen benutzen. Den schattigen Theil liefert der „große Garten" selbst, indem dasjenige dreiseitige Stück desselben, welches westlich von dem Kaitz-Bach liegt, durch das Königlich Sächsische Finanzministerium für besagten Zweck bewilligt worden ist. Der Bach wird das nöthige Wasser für die Teiche der Wasservögel, die Badebassins der Dickhäuter, die Tränktung der übrigen Thiere ꝛc. liefern und sich dann in den städtischen Parkanlagen, neugefaßt, weiterschlängeln.

Die geneigten Leser der „Gartenlaube", von denen sicher mindestens die Hälfte schon in Dresden war und die besagten Oertlichkeiten kennt, ersehen aus dieser Beschreibung und der beigegebenen Abbildung, daß diese beiden von Lenné entworfenen zusammenhängenden Projecte der sächsischen Haupt- und Residenzstadt eine Zierde bereiten werden, um welche sie bisher ihre Schwesterstadt Leipzig zu beneiden hatte: nämlich einen bis unmittelbar in die Stadt hineinreichenden Park. Denn in ihrem Zusammenhang mit der Bürgerwiese und dem ehemaligen Jüdenteich reicht die Gartenanlage dann fast bis an die Stadtpromenade (beim Café français) herein und erstreckt sich andererseits bis an das Ende des großen Gartens. Seiten der Stadt sind die Anlagen schon zum Theil bepflanzt, zum Theil noch in Arbeit. Seiten des Vereins sind 20 Procent der 50,000 Thaler eingezahlt und werden nach jetzt erfolgter gesetzlicher Constituirung der Gesellschaft jedenfalls die übrigen 50,000 Thaler, welche man zur Vollendung des Ganzen veranschlagt hat, bald zusammenkommen. Unerwartet dessen aber wird man mit der Umzäunung und der Uebersiedelung der schon vorhandenen Thiere (des oben erwähnten kleinen Anfangs) sofort beginnen.

Jeder Actionair hat bei zwei Actien (zu 50 Thaler jede) den Vortheil, für sich und vier Familienglieder stets freien Eintritt zu genießen. Außerdem ist bei einer so besuchten Fremdenstadt wie Dresden (jährlich etwa 80,000 Einpassirte, ohne die polizeilich Ungemeldeten, z. B. bei Verwandten auf kurze Zeit Einsprechenden mitzuzählen!) und bei der großen Anzahl der allhier lediglich zum Vergnügen oder zu Erziehungszwecken sich aufhaltenden wohlhabenden Personen ein sehr reichlicher Besuch sicher zu erwarten. Das Unternehmen wird sich decken, sich halten, vielleicht sogar ganz gut verzinsen. Letzteres hängt natürlich davon ab, wie man wirthschaftet. — Ueber die Ausführung im Einzelnen wird die „Gartenlaube" vielleicht später, hoffentlich bald und recht erfreulich, zu berichten haben!

Wir kommen nun zu der Frage: „Was bezwecken und nützen denn eigentlich diese zoologischen Gärten? Wie kommt es, daß eine Stadt die andere mit dieser Liebhaberei ansteckt?"

Zunächst hatten wohl vorzugsweise die Gelehrten das begründete Verlangen, die Naturgeschichte der Thiere lieber an lebendigen Geschöpfen, als an ausgestopften (denen ja das Wesen des Thieres, die Anima fehlt) oder gar an Abbildungen zu studiren. Mit der neuerdings um sich greifenden Popularisirung der Naturwissenschaft mußte sich auch dieses Bedürfniß einer lebendigen Anschauung verbreiten, insbesondere wo auf Schulen, Real- und gelehrten Gymnasien, Kunst- und Wissenschafts-Akademien der naturwissenschaftliche Unterricht immer umfassender und tiefergehend, immer mehr von Sachverständigen (nicht vom ersten besten Classenlehrer) vorgetragen und so immer mehr des Selbstsehens bedürftig wurde.

So ist es denn auch bei mehreren zoologischen Gärten schon Gesetz, daß unter gewissen Beschränkungen die Zöglinge der Kunstakademien, der ärztlichen oder polytechnischen Schulen ꝛc. freien Zutritt haben. Wie dies z. B. auf die bildenden Künste wirken muß, darüber belehrte mich eine Beobachtung im Berliner Thiergarten schon vor sieben Jahren. Ein junger Künstler saß emsig vor dem Affenhaus und modellirte einen Pavian in seiner charakteristischen Sitzweise trefflich. Gewiß ist dieses Modell in eine jener Fabriken gelangt, welche jetzt solche Thierfiguren, auf's Lebendigste nachgebildet, für wenige Groschen in Gußeisen, Zink oder Bronze verkaufen. Bald wird vielleicht auch die Zeichen- und Malerkunst nur solche Thiere darstellen, welche wirklich existiren. Dann wird aus den Bilderbüchern, wie aus gewissen Oelgemälden sogar das weitverbreitete „Nürnberger Mähschäfchen" verschwinden, welches lediglich den hölzernen Modellen der Kinderspielzeug-Schachteln entnommen wird und niemals lebend in der Natur gesehen worden ist!

Ein solcher Einfluß der lebendigen Selbstanschauung wird mit der Zeit auch wohl noch anderen Künsten und Wissenschaften zu Nutzen kommen; z. B. der Alterthumskunde, Geschichte, Erdbeschreibung, Waarenkunde ꝛc. Denn in unserer Zeit hängen alle Wissenschaften und Künste innig zusammen. Den Medicinern haben schon die bisherigen zoologischen Gärten kostbare Gelegenheiten geboten, theils Menschenkrankheiten an Thieren (z. B. Tuberkel, Krebs, Rückendarre), theils neue Thierkrankheiten (z. B. die ansteckenden Schimmel- und Milbenräuden der Hühner) zu studiren.

Ein anderer Nutzen, den die zoologischen Gärten schon jetzt auszuüben beginnen, ist der, die Zahl der akklimatisirten Hausthiere zu vermehren. Die Zahl der bis jetzt vom Menschen zum Nutzen oder Vergnügen gezähmten und an sein Haus gewöhnten Thiere ist sehr gering im Verhältniß zur Zahl derer, welche sich körperlich und geistig ebenfalls dazu eignen würden, wenn man sich die Mühe gäbe, ihre Eigenthümlichkeiten zu studiren und ihre Lebensweise der unsrigen anzupassen. In Deutschland z. B. zählt Dr. Weinland (in oben erwähnter Zeitschrift) als Hausthierarten höchstens nur zehn Arten von Säugethieren, zwölf bis funfzehn von Vögeln, eine von Fischen, zwei von Insecten; von Reptilien, Weich- und Strahlthieren kein Einziges!

Zu obigen Hausthieren aber gehören außerdem noch eine Menge Abarten, die sich in anderen Ländern nutzbar oder sonst beachtenswerth machen, aber bei uns noch ganz fehlen. — Allerdings bestehen für diesen Zweck der Akklimatisation und Züchtung besondere Vereine (über welche obige Zeitschrift ebenfalls fortlaufend Aufschlüsse und Berichte mittheilt). Aber es ist doch offenbar, daß die zoologischen Gärten denselben unaufhörlich vorarbeiten, theils indem sie stets selbst neue Arten und Abarten aufnehmen, an das Klima gewöhnen und deren Lebensweise und Gemüthsneigungen studiren, theils indem sie alljährlich durch Verkaufen und Versteigern solche Arten in das größere Publicum bringen und somit dieses selbst immermehr an dem Zweck der Akklimatisation betheiligen (was zuerst die Hühnerzucht-Vereine im Großen gethan haben).

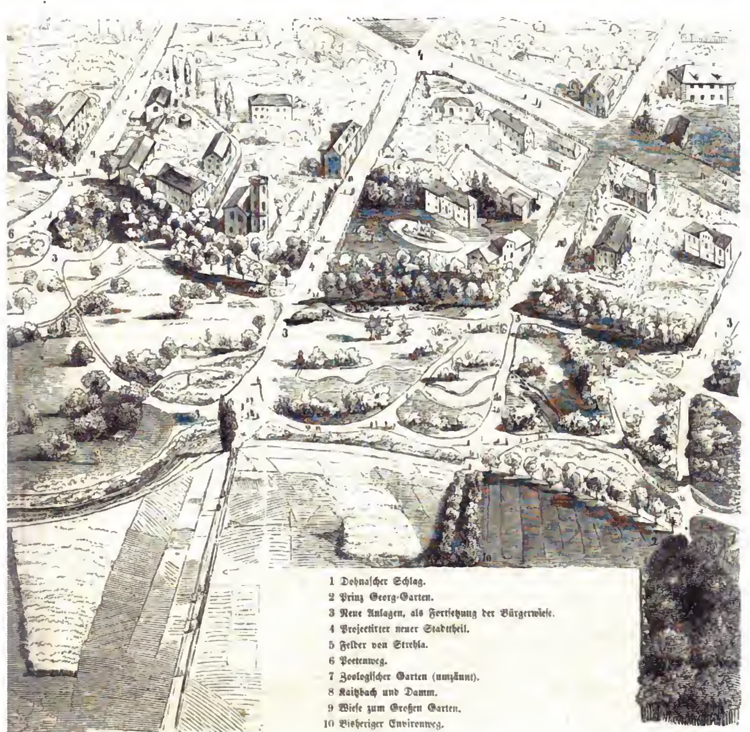
Doch alles bisher Erwähnte sind nur untergeordnete Motive. So will ich auch nicht weiter in Betracht ziehen, daß die zoologischen Gärten unter Umständen eine ganz gute Finanzspeculation darstellen und recht artige Zinsen abwerfen (z. B. der Frankfurter in einem Jahre 15 Procent, der Dresdner in sieben Som-



Der projectirte zoologi

mermonaten 17½ Procent): — ein Resultat, welches man schon vermuthen konnte, in Betracht, daß die bisherigen herumziehenden *Menagerien*, trotz der ungeheuren Kosten des Herumreisens, des Thierbuden-Aufbaues &c., immer ihren Mann ernährt und oft kostbare Thiere angekauft haben. Aber es ist kaum glaublich, daß *dieses Motiv, Geld zu gewinnen*, bei den Begründern der zoologischen Gärten irgend vorgewaltet habe.

Also „*was wollen denn die Leute damit?*" Ich glaube, der Grund liegt in einer tiefgehenden Geistesströmung unserer Zeit, über welche mancher Einzelne sich vielleicht selbst nicht klar ist. Dieselbe offenbart sich in dem Zudrang, welchen jetzt auch die naturwissenschaftlichen Vorträge, die Museen, die Kunstgärten und Pflanzenausstellungen allenthalben und unter den verschiedensten Classen finden. Dieselbe offenbart sich in der zunehmenden Bevorzugung des realistischen und naturwissenschaftlichen Lesestoffs in der Volksliteratur (die „Gartenlaube" nicht ausgeschlossen). Dies ist nicht ein bloßer Drang der Neugierde oder eine (etwa durch Humboldt's „*Kosmos*" angeregte) Zeitmode. Es ist ein Gemüthsdrang, ein Ruf des Herzens, der die Leute heutzutage zur Naturanschauung treibt. Sie fühlen das Bedürfniß, mit eigenen Sinnen so viel als möglich von der Schöpfung zu erkennen und aus eigener Wahrnehmung die Naturgesetze zu begreifen. Man studirt heutzutage die Herrlichkeit des Schöpfers unmittelbar an der unendlichen Zahl und vielfältigen Pracht seiner Geschöpfe, an der wunderbaren Einfachheit seiner Naturgesetze (z. B. Gravitation, Wellengesetze, Unzerstörbarkeit von Stoff und Kraft), an der kolossalen Unermeßlichkeit des Weltgebäudes selbst. Damit fällt allerdings der alte Himmel, welcher zeltförmig die als eine Scheibe gedachte Erdfläche überwölbte, sammt seinen Bewohnern und ihren (oft sehr orientalischen) Hofsitten hinweg. Oder vielmehr, er ist schon vernichtet, und die Mehrzahl der Leute tappt nach einem neuen Glaubensfundament umher, das mit den unumstößlichen Thatsachen der neuern Naturwissenschaft besser in Uebereinstimmung gebracht werden könne und welches doch gleichzeitig das jeder Menschenbrust eingeborene und von der Vernunft dringend geforderte *Sittengesetz* erhalten, veredeln, befestigen soll.



he Garten in Dresden.

In dieſer letzteren Richtung nun iſt die Anſchauung der lebenden Natur jedem Denkenden wichtiger, als die ſtarren mathematiſchen Wahrheiten der Aſtronomie, Phyſik, Stöchio-Chemie. Nach der alten Schule waren die Thiere vernunftloſe Dinge, rein mechaniſch handelnde Weſen; ſie zerfielen (wie die Menſchen und ſogar die Geiſter) in gute und böſe. Die neuere Weltanſchauung lehrt aus den Thatſachen, daß jedes Erſchaffene gut an ſeinem Platze iſt: daß der häßliche Aasgeier, die gefräßige Hyäne und der unerſättliche Haifiſch ebenſo nützlich, ebenſo berechtigt im Haushalt der Natur ſind, wie die ſanfte Taube, das fromme Lamm und der fette Karpfen. Die neuere Naturwiſſenſchaft lehrt uns in allen Thieren bis dahinab, wo ſogar die Nerven fehlen, noch ein geiſtiges Leben finden, deſſen Richtungen und Aeußerungen immer der ſonſtigen Beſtimmung und Einrichtung einer jeden Thierart, in individueller und ſocialer Hinſicht, auf's Vollkommenſte entſprechen. Alſo ſeeliſches Leben und Sittengeſetze durch alle Thierclaſſen hindurch! Keine Seelenäußerung im Menſchen, die nicht, wie die körperlichen Structuren deſſelben, in irgend einer Thierclaſſe ſchon ihr Vorbild hätte! Alſo das ganze geſammte Thierreich gleichſam eine in zahlloſe Einzelheiten auseinandergelegte Pſychologie, wie es die vergleichende Anatomie längſt hinſichtlich der Körper kundgethan hat. So kommt es denn, daß wir in Beobachtung des Lebens und Treibens der Thiere recht eigentlich in einen Spiegel unſeres eigenen geiſtigen Weſens blicken; in den Thierſitten ein Bild der Menſchenſitten, in den Thierſtaaten ein Vorbild menſchlicher Staatseinrichtungen. Wir ſpiegeln uns in den Thieren und lernen von ihnen.

Für dieſe pſychologiſchen Beobachtungen nun, ſo wie für die ſinnlicheren (Form, Farbe, Kleidung, Bewegung), für das wirklich wiſſenſchaftliche Begreifen der Thierwelt bieten offenbar die zoologiſchen Gärten eine weit vorzüglichere Gelegenheit dar, als die bisher üblichen Menagerien oder Excurſionen. Dort wird jede Thierart auf eine ſolche Weiſe untergebracht und gehegt, welche am beſten ihren Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten entſpricht. Sie ſind wie zu Hauſe. In der Menagerie dagegen ſind ſie eben Zellengefangene. Wird Jemand die Menſchennatur an den Zellen-

bewohnern zu Moabit studiren? Die Unnatur leuchtet von selbst ein, ohne der rohen Behandlungsweise und der meist noch roheren Explicationen der Thierhüter zu gedenken. Auf den *Excursionen* gehen die Buben in Wald und Wiese herum, und fangen oder tödten eine Anzahl Schmetterlinge, Käfer und andere Geschöpfe, um sie wenig Tage darauf zu vergessen und zu Grunde gehen zu lassen. — Jetzt sieht man die Knaben stundenlang an den Behältern der verschiedenen Thierclassen stehen, deren Treiben anzusehen und deren Formen zu unterscheiden. Soll das nicht ein besseres Bildungsmittel sein? Und wird nicht, wenn Jahrzehnte lang ein solches Bildungsmittel auf die heranwachsenden Geschlechter aus *allen Ständen* gewirkt hat, unter Mitwirkung anderer Bildungselemente, wie sich von selbst versteht, das Volk langsam, aber nachhaltig *versittlichter* und *einsichtsreifer* werden? Muß es nicht die *Toleranz* (in religiösen, staatlichen und geselligen Dingen) entschieden fördern, wenn sich Jeder mit eigenen Augen überzeugt, daß der Schöpfer einem jeden Thiere seine eigenthümliche Art und Weise verliehen, Jedem seine besondere Pflicht und Sitte angewiesen hat? Muß es nicht Jedem *Billigkeit* für und *Rücksichtnahme auf* fremde Eigenthümlichkeit einprägen, wenn er sieht, wie in der Natur jedes Geschöpf auf eine andere Art, und doch den thatsächlichen Verhältnissen ganz entsprechend seine Lebenszwecke verfolgt? — Die meisten Thiere entfalten in allen denjenigen Dingen, welche in den Kreis ihres Berufes und Nutzens hineinfallen, eine unverkennbare Klugheit, Umsicht, Aufmerksamkeit, sogar Kunstfertigkeit und Ausdauer; sie lehren uns somit die Grundbedingungen zur verständigen Durchführung unserer eigenen Lebenszwecke. Eine Spinne war es, welche durch das Beispiel ihrer Ausdauer den König *Bruce* von Schottland vermochte, das sechs Mal verunglückte Unternehmen der Befreiung seines Vaterlandes zum siebenten Mal, und mit Glück, wieder aufzunehmen. (Walter Scott, Erzähl. eines Großvaters, Cap. 6.)

„Ach was!" wird man hier einwenden, „solche tiefe, gemüthliche und sittliche Beweggründe führen den kleinsten Theil der Beschauer in Eure Thiergärten! Die Mehrzahl geht dahin, wie an andere Vergnügungsorte: zur Erholung, zur Zerstreuung, um etwas Neues zu sehen, um an einem anständigen Orte mit den Seinigen im Freien zu spazieren, Bekannte zu sprechen, Putz zu entfalten, zu kokettiren, oder um seine Kinder in einem gutbewachten Garten mit den Thieren zu unterhalten, damit sie nicht draußen im Feld und Wald zu Schaden kommen oder mit schlechter Gassenbrut Bekanntschaft machen!" Das Alles kann man zugeben, ohne obigen Behauptungen im Geringsten Eintrag zu thun. Denn gilt nicht dasselbe von allen öffentlichen Concerten, ohne deshalb den principiellen Werth der *Musik* als Culturmittel irgend zu schmälern? Gilt nicht Aehnliches sogar von den meisten öffentlichen *Festen* politischer oder kirchlicher Natur, denen doch gewiß Niemand eine tiefeingreifende Wirkung auf das Volk, selbst auf die gedankenlos Mitmachenden, abstreiten wird? — Der Geist packt die Leute eben wider ihr Wissen und Wollen.

Wenn über diese *grundsätzliche* (*principielle*) Bedeutung der zoologischen Gärten irgend ein Zweifel sein könnte: so würde er sich dadurch erledigen, daß sie sofort *Gegner* gefunden haben, und *was für welche!* Denn wer waren diese, welche z. B. den projectirten Dresdner zoologischen Garten schon vor der Entstehung in meistens anonymen Zeitungsartikeln voll Erbitterung angriffen? Soweit bekannt, solche Leute, welche ein Interesse daran haben, daß das Volk roh und unwissend, eine jeder vernünftigen Freiheit unwürdige Heerde bleibe. Ihnen ist instinctmäßig Alles zuwider, was dem Volke Bildung und Intelligenz zuführt; denn ein davon durchdrungenes Volk läßt sich nicht unterdrücken oder ausbeuten.

Und wer sind die *Begründer* der neueren zoologischen Gärten gewesen? Neben einigen wenigen aufgeklärten hochstehenden Personen fast ausschließlich der *Mittelstand* und zwar in zwei Schattirungen: nämlich wenige Reiche mit großen Actienzeichnungen und sehr zahlreiche kleine Leute mit den geringst möglichen Sümmchen. So bei der Dresdner Gesellschaft, so auch (so weit wir es erfahren konnten) bei den übrigen neuerlich gegründeten Thiergärten. *Das Volk* hat die Sache entschieden!

Eine Gesandtschaft und ihre Folgen.*

Bild aus alter Zeit für die neue.

Von Arnold Schloenbach.

Es war in Besançon am Hofe Karls des Kühnen von Burgund im Frühling des Jahres 1476. Hell strahlt der prachtvollste Thronsaal seiner Zeit; in langen Reihen stehen die Helden und Freunde, die Großen und Würdenträger des gewaltigen Burgunders, harrend seines Eintritts, harrend der Schweizer Gesandtschaft, die Karl hier empfangen will. Nun tritt er auf, der schönste und prächtigste Mann seines Reiches, in eitel blanken Stahl gehüllt und darüber der Pelz eines riesigen, von ihm selbst erwürgten Bären geworfen. An seiner Seite der ebenso tapfere als weise Graf Crevecour, sein vertrautester Freund, der Einzige, der ihm widersprechen durfte, den sein Zorn nicht erschreckte, seine Liebe nicht stolz machte. — Um Karls Lippen spielte ein trotzig höhnisches Lächeln, als er rief: „Laßt die Bauern vortreten, die sogenannte Gesandtschaft. Ich höre, sie tragen fürchterliche Knittel bei sich." Er lachte laut auf.

Sein Lachen wurde von Crevecours ernsten Worten unterbrochen: „Sie tragen die Knittel, um damit die Wölfe und wilden Hunde todtzuschlagen, die ihnen unterwegs begegnen. — Glaubt mir, Herzog! es sind Männer. Sie sind, wie die weltbezwingenden Heerführer der Römer, hinter dem Pfluge her weggeholt von ihrem Volke. — Herr! Noch einmal erfülle ich meine Pflicht und bitte: Nehmt, was die Schweiz Euch bietet! Ihr kennt diese Kräfte nicht, wenn sie geweckt werden; sie sind furchtbar!"

Da klirrten die Sporen Karls in heftigem Fußstoß durch den Saal, seine Augen blitzten und seine Stimme erbrauste: „Ich will sie kennen lernen, diese Kräfte! Und je furchtbarer — desto willkommener! Karl von Burgund soll solchen Bauern weichen? — Die niederländischen Städte, wie zittern sie unter meinem Fuß! Lothringen beugt sein Knie, das stolze Lüttich, das mächtige Gent. Sie alle waren mächtiger als die Schweiz. Die Schweiz soll mein sein! Ich will in der Schweiz die Schlüssel zu Deutschland haben!"

Noch waren diese Worte nicht verhallt, als die Gesandtschaft eintrat; an ihrer Spitze Adrian von Bubenberg, General-Feldhauptmann der Schweiz. Hoch ragte sein glänzend weißgelocktes Haupt über seine Umgebung empor; einfach und würdevoll, schlicht und fest, bescheiden und kühn, so trat er auf, so verbeugte er sich, so trat er jetzt näher dem finstern Burgunder.

„Ihr wollt um Gnade flehen!" zürnte derselbe ihm entgegen, mit verächtlichem Trotz um die emporgeworfenen Lippen.

„Nein, das hat die Schweiz noch nie gethan," antwortete Bubenberg ruhig und bestimmt.

* Der österreichische Sigismund, der Sohn des neunten Friedrich, war nach seinen unglücklichen Kämpfen mit der Schweiz so sehr verarmt, daß er seine an beiden Rheinufern gelegenen Lande Sundgau, Breisgau, Schwarzwald und Pfirth um 80,000 Goldgulden an Karl von Burgund verpfändete. Er gedachte auch, mit dem gewaltigen Karl der Schweiz eine Macht an die Grenze zu stellen, die einst ihn rächen werde. Der Burgunder nahm bald die Verpfändung für Kauf an und schon wollte er die so erworbenen Lande als Eigenthum befestigen, um dann desto sicherer über die Schweiz herzufallen, als der schlaue Ludwig XI. von Frankreich abwehrte: scheinbar aus Freundschaft für die Schweiz, eigentlich aber aus Furcht vor der wachsenden Macht des Burgunders, seines gefährlichsten Nachbarn. Ludwig versöhnte die Cantone mit Sigismund, zahlte ihnen einen Jahrgehalt von 20,000 Franken und bewirkte, daß Straßburg und Basel dem Sigismund 80,000 Goldgulden vorschossen, damit er seine Lande wieder einlösen könne. Aber der Burgunder ließ die Ueberbringer des Pfandgeldes, als sie die Urkunden zurückforderten, in's Gefängniß werfen. Ein Schrei der Entrüstung, des Schmerzes und Zornes durchzuckte alle Lande, namentlich die bedrohte Schweiz. Doch wie einst Oesterreich der Schweiz den Geßler gesetzt hatte, so setzte nun Karl von Burgund dem Breisgau seinen fürchterlichen Hagenbach. Der säugte des Landes Zorn zum Reifen; Hagenbach fiel unter Henkershand; die Nachbarschweiz half dem schwergeknechteten Volke, und Karl that einen fürchterlichen Schwur, daß die ganze Schweiz ihm dafür bluten solle, sobald er seine zerstreuten Heere zusammen habe. Diesem Zeitpunkt nun sah die Schweiz mit Trotz und Bangen, mit Kühnheit und Zagen entgegen, während sie sich selbst spaltete und schwächte in großen und kleinen Bundeskriegen. Manch' gute Patrioten sehnten einen großen Feind herbei, der Alle wieder zu Eins mache unter der fausenden Wucht seines Schwertes. Dieser große Feind, dieser Friedensstifter für die Schweiz sollte Karl von Burgund werden. Indessen wollte das bedrängte Land nicht leichtsinnig den Krieg herausfordern. Der Bund beschloß zunächst eine Gesandtschaft an Karl, die womöglich den Frieden vermitteln sollte. — Hier beginnt, was wir schildern wollten.

„Was wollt Ihr denn? Sprecht! Aber besinnt Euch, ehe Ihr sprecht. Ihr sollt heißblütige Leute sein; aber glaubt mir, ich bin's noch mehr."

Bubenberg beugte leise sein Haupt, deutete mit der Hand auf das weiße Haar und sprach: „Der Schnee auf meinem Haupte kühlt."

Karl empfand die erste Regung einer gewissen Achtung vor der bescheidenen Würde dieses „Bauern"; doch warf er sie wieder stolz zurück und herrschte den Greis an: „Aber was wollt Ihr sonst, wenn keine Gnade?"

„Wir wollen Euch Frieden bieten, Herr Herzog!" „Frieden bieten!" hallte es nach aus dem Munde der übrigen Schweizer, so hallte es laut und voll durch den Saal und durch die eingetretene tiefe Stille.

„Frieden?" murmelte Karl, als ob er überlege; dann aber fuhr er wieder auf: „Ihr — dem Karl von Burgund! Bei Gott! Das ist verdammt lustig! Wer seid Ihr denn eigentlich, Ihr Schweizer in Euren Bergen? Schaum im Kessel, der in die Höhe steigt; höchstens Kettenhunde, die sich losgerissen!"

Durch Bubenberg's ruhiges Wesen zuckte es einen Moment lang zornig hin; dann stand er wieder einfach würdig da und so sprach er auch: „Herr Herzog! Ihr kennt unsere Geschichte nicht, sonst würdet Ihr so nicht reden. Lange Zeit wohl waren die Schweizer den andern Völkern, was die armen Ziegen an steilen Abhängen den großen fetten Heerden auf guter Weide sind. Aber die Geschichte hat sie eines Bessern belehrt: keine Macht hat jemals die Schweiz auf die Dauer unterdrücken können."

Karl hatte mit einigem Interesse zugehört; bei den letzten Worten aber sprang er trotzig auf und rief: „Das sprach Euer böser Genius! Jetzt darf ich nicht Frieden geben, denn was keiner Macht gelungen, muß mir gelingen."

Bubenberg näherte sich dem Stolzen um einen Schritt, und eine rührende Macht der Ruhe und Weisheit klang durch seine Worte: „Seid nicht so stolz, Herr Herzog! Ihr habt der Lorbeeren ja genug; warum wollt Ihr mehr? Ihr seid ein Mensch, Herr Herzog! seid auch dem Schicksal unterthan."

„Ich stehe über dem Schicksal."

„So lange Gott will! — Laßt uns in Ruhe. Was findet Ihr bei uns, das Euren Glanz und Reichthum vermehren könnte? An den Sporen Eurer Reiter ist mehr Silber, als die ganze Schweiz besitzt."

„Ach was! Ich will kein Silber und Gold; ich will Brüderschaft trinken mit Euren Alpen!"

Da fuhr es leuchtend über das Gesicht des Greises, höher hob sich sein ganzes Wesen und feierlich ernst klangen seine Worte durch den Saal: „Brüderschaft trinken? — — doch nur in Blut! — O glaubt doch nicht, so leicht uns zu besiegen! Hart wie unser Felsen ist unser Sinn; stark wie unsere Berge unser Arm, muthig wie unsere schäumend niederstürzenden Ströme unsere Brust. Näher den Wolken und Winden, haben wir diesen ihre Listen abgelauscht, und dann vor Allem, Herr Herzog: Eure Völker kämpfen für Sold, wir für unsere Freiheit." Er schwieg, trat bescheiden zurück und hielt den großen Blick fest gebannt auf den kalt und stolz dastehenden Helden.

„Ihr seid ein Schwärmer!" sprach derselbe nach kurzer Pause. — „Meinen Völkern ist ihr Fürst, was Euch die Freiheit, und wo je die Welt bewegt wurde, da that's der Einzelne, nicht die Masse; waren ihre Fäuste auch noch stärker, als die Eurigen."

„Die Stunde ist ernst, Herr Herzog! Laßt den Spott weg; thut das Eis von Euren Lippen und seid so gut und weise, als Ihr kühn und mächtig seid." Wieder trat er einen Schritt vor, aber ein leises Beben durchflog seine Gestalt, und seine Stimme zitterte, als er fortfuhr: „Ihr seid stolz, Herr Herzog! Ich will dem Stolze schmeicheln. Noch nie habe ich meine Knie gebogen; nur vor Gott! Jetzt will ich's thun vor Euch; nicht meinetwegen, nur für mein Land, und das wird mir's verzeihen. Ich will die alten widerspenstigen Knochen zum Gehorsam zwingen und zu Euren Füßen Euch Frieden anbieten!"

Schon wollte er sich niederbeugen, aber noch kämpfte er, während Karl hart ihm gegenüber stand, während die Ritter und Großen in einem Gemisch von Stolz, Rührung und Erstaunen ihn anschauten, Crevecour seine ernsten, bittenden Blicke zum Herzog wandte und Bubenberg's Genossen hinzuspringen wollten, daß er nicht knieen solle. Ein Wink ihres Feldherrn bannte sie fest, und eben wollte der Greis die hohe Gestalt zum Knieen beugen, da löste Karl seinen Bärenpelz ab, warf ihn zu den Füßen des Schweizers und rief: „Da! Ich will's Euch leichter machen!"

Bubenberg richtete sich wieder empor und sah den stolzen Burgunder mit heißen Blicken an; dann aber faßte er auf's Neue allen Muth der Demuth zusammen und nur noch mit leisem Zucken und Zögern sank er schon halb auf's Knie, als Karl mit hellem Hohne ihm zurief: „Seid doch nicht bange, die Bärenhaut beißt ja nicht!"

Diese Worte entschieden über Karl und die Schweiz. Sie schnellten Bubenberg zu gewaltigem Zorne in die Höhe und brausend ertönte sein Wort: „Ich möchte lieber auf dem lebendigen Bären knieen, als jemals vor Euch, Herr Herzog! Wer die Freiheit so verhöhnen kann, ist ihrer Demuth nicht werth. — Karl, Herzog von Burgund: die Schweiz nimmt Deinen Fehdehandschuh auf und beut Dir Krieg! — Männer des Landes! ruft aus mit mir: Krieg mit Burgund!" Und „Krieg, Krieg mit Burgund!" erscholl es dröhnend noch einmal, dann wandten sich die Schweizer und schritten ruhig zum Saale hinaus.

„Gebt ihnen ritterlich Geleit, nach allen Ehren des Krieges; es sind doch Männer!" sprach Karl; dann zog er sein Schwert und rief in brausendem Jubel: „Krieg mit der Schweiz! Wohlauf nach den Alpen!"

Das war im Frühling des Jahres 1476.

Bald klopfte der Burgunder mit erzener Faust an die Thore der Schweiz; furchtbare Gewitter zogen gegen dieselbe heran; soviel Wolken und Blitze, als burgundische Schilder und Schwerter. Genf wird überfallen und sechzig seiner freien Bürger werden gerichtet. Yverdun und Granson gehen in Flammen auf; ihre Besatzung wird geschleift und ertränkt. — Da wurden auf den Alpen aufgepflanzt des Krieges Feuerfahnen, daß ihr Rauschen durch alle Körper und Seelen zuckte! Da erscholl es wie ein Orkan aus dem Munde Aller hin durch die Gaue: „Heil dem Vaterlande und seiner ewigen Freiheit! —"

Bei Granson hatte der kühne Karl eine gewaltige Stellung eingenommen; in Vauxmarcus war sein stark befestigtes Hauptlager. — Karl stand auf einer Anhöhe, mit Adlerblicken Alles überschauend, doch in fürchterlicher Erregung die Feinde erwartend, Ordonnanzen im Hintergrunde, zur Seite der treu bewährte Crevecour, Ruhe zusprechend, wo Karl unbesonnen losstürmen wollte. Noch wußte Karl nicht, wie die Schweizer sich stellen würden; doch jetzt — ha, wie flammte es da in ihm auf! die Schweizer rückten langsam, doch sicher, gerade auf sein Hauptquartier, auf Vauxmarcus zu.

„Mein Blut ras't auf! Die Frechheit muß ich züchtigen, auf der Stelle!" rief Karl aus und wollte die Anhöhe hinabjagen. Crevecour aber trat ihm in den Weg und meinte:

„Dämpft das heiße Blut, Herr Herzog! Der Tag muß uns kalt finden, wenn wir's am Abend nicht sein sollen. Wir sind unbesiegbar in dieser ungeheuren Stellung; aus ihr heraus — wer weiß!"

Karl stieß das Schwert in die Scheide zurück und knirschte einen Fluch, während Crevecour fortfuhr: „Sie sind klug, diese Schweizer; sie rechnen auf Euer heißes Blut; sie wollen Euch nur reizen mit diesem Anrücken auf unser Centrum, sonst wäre es Wahnsinn. Ihr sollt heraus aus Eurer Stellung, das ist's was sie wollen, darum bleibt."

„Gut," sprach Karl ruhig, „doch gehen sie auch nur einen Schritt weit dort über die Karthause bei Granson: Graf, ich gebe Dir mein Ritterwort, dann falle ich über sie her, wie ein Wolf über die Hürde!" Nun stand er wieder ruhig und gewaltig da; nun blickte sein Adlerauge wieder klar hinaus, während er den ab- und zueilenden Ordonnanzen seine Befehle ertheilte: „Der Oranier soll sich mehr zu den Savoyern und Italienern halten und sie in's Centrum führen. Sie sind meine Granitmauern. — Der Bastard von Burgund soll den Campobasso im Vortrupp ablösen, und Johannes von Cleve soll zum Nachtrupp."

Auf einmal stutzte der Herzog, schaute schärfer hinaus, — weiß schimmerte es her von ferne, als sei ein riesiges Leinentuch ausgespannt, seine Wellen schlagend im Wehen des Morgenwindes; der Herzog wandte sich halb hin zu Crevecour: „Aber was schimmert denn da? Teufel! Ich glaube gar, sie kommen in Hemdärmeln, wie zum Kornschneiden!"

„Gebe Gott, daß sie es nicht in unseren Reihen thun!" antwortete Crevecour und schaute ernst hinaus.

Und wirklich, sie kamen in Hemdärmeln heran, die Schweizer Kämpfer, aber mit eisernem Schritt und todesstill; es hatte etwas Geisterartiges, dieses Vorwärtsschreiten. Die zwischen Concise und Corcelles aufgepflanzten Feldschlangen und Karthaunen bekamen Befehl zum Feuern. In demselben Augenblick knieten die Schweizer nieder, nicht um Gnade zu flehen, wie Karl glaubte, sondern zum Gebet; da flogen die Ladungen der Geschosse über ihre Häupter weg, und nun sprangen sie auf, und wie sturmgepeitschter Hagelschauer voran und voran. Graf Rosimbez rannte ihnen den römischen Schlachtkeil vor; aber vorwärts, vorwärts ging es, wie ein furchtbar unerbittliches Naturgesetz. Da auf einmal tönte es von fern her seltsam und schauerlich; es tönte den Burgundern wie tausend Sterbestimmen auf einmal. Das war das Horn von Uri!

Auf einem Schiffe in Gestalt eines Stierhorns waren vor Jahrhunderten die Männer Uri's zur Schweiz gekommen, und seitdem gab ihr Horn das Signal zu ihren Schlachten und Gebeten. Manch' österreichisches Banner hatte es schon in den Staub geblasen und auch hier sollte es rettend ertönen, denn der römische Schlachtkeil Karls hatte schon sich eingekeilt in die ersten Reihen der Schweizer; schon wollte der Herzog sein stets gewohntes: „Sieg! Sieg!" ausrufen, da tönte das Horn noch lauter und fürchterlicher; da kamen erst die besten Schaaren heran, geführt von Tschudi, Halwyl, dem jungen Löwen Hans Waldmann und dem silberlockigen Bubenberg. Der schaute hinauf zum Lager Karls, als wolle er demselben den verhängnißvollen Bärenpelz vom Leibe reißen. Nun plötzlich Grabesstille, die Kämpfer umarmten sich, um desto ruhiger den Tod umarmen zu können, und nun erst begann die eigentliche Schlacht. Karl stürmte mitten hinein, immer da, wo sie am fürchterlichsten entbrannte.

„Ich stehe über dem Schicksal!" hatte er damals der Schweizer Gesandtschaft frevelnd zugerufen; jetzt warf ihn das Schicksal in den Staub! Jetzt jagte es ihn, mit glühenden Wunden an Haupt und Brust, wild in die Flucht! Der ungeheuere Tag von Granson neigte sich zu Ende. Seine Schlacht war geschlagen zur Rettung der Schweiz! Wie einst die Römer oft urplötzlich erfaßt waren von dämonisch vernichtendem Entsetzen, wenn die Germanen gegen sie heranrückten, so war es den burgundischen Schaaren ergangen gegenüber den Schweizern. *Es war der ewige Geist germanischer Freiheit, der für sie gekämpft hatte!*

Auf kreuzweis gelegten Schwertern und Lanzen wurden über das Siegesfeld die kostbaren Schätze getragen, die Karl in jeder Schlacht bei sich führte: goldene und silberne Gefäße aller Art, Teppiche und Tücher der kostbarsten Stoffe, vor Allem des Burgunders goldener Thronsessel mit dem Herzogshut und dem Herzogsstabe. — Wie in den Herzen, so in den Kirchenbüchern wurde der Tag bei Granson feierlich eingetragen.

Sollen wir weiter erzählen von den Schlachten bei Murten und Nancy? Noch zweimal führte der kühne Herzog seine Schaaren gegen die Schweiz, und zweimal noch wurde er von den „Bauern" in die Flucht geschlagen, bis ihn sein Schicksal erreichte und er als Leiche auf dem Boden lag, den er als sein Eigenthum zu erobern gekommen. Kriegskunst, Waffenreichthum und Ueberlegenheit an Kriegsschaaren und Geschützen — sie gingen zu Schande einem Volke gegenüber, das mit Muth und Kraft das Reichspanier der Vaterlandsliebe hoch hielt und für seine Ehre zu fechten und zu sterben wußte.

Blätter und Blüthen.

Venus bei hellem Tageslicht mit bloßem Auge sichtbar. „Hell, wie der Stern vorstrahlet in dämmernder Stunde des Melkens, *Hesperos*, der am schönsten erscheint vor den Sternen des Himmels." Mit diesen Worten preist Homer den glänzenden Anblick der Venus als Abendstern und vergleicht mit ihr den Glanz der Rüstung des gegen Hektor zum entscheidenden Kampfe dahinstürmenden, göttergleichen Peliden Achilles. In der That übertrifft auch Venus an Glanz und Helligkeit alle anderen Sterne des Firmamentes; aber nur zu gewissen Zeiten ist sie uns sichtbar, bald links oder östlich von der Sonne am Abendhimmel als Abendstern, bald rechts oder westlich von der Sonne am Morgenhimmel als Morgenstern; und auch dann, wenn sie uns sichtbar ist, bietet sie nicht jedesmal denselben glänzenden, prachtvollen Anblick dar, mit dem sie uns gegenwärtig entzückt. Dieser, sowie das Sichtbarwerden der Venus bei hellem Tageslicht und mit unbewaffnetem Auge, hängt von ihrer Stellung zur Erde und zur Sonne in der Zeit ihrer Sichtbarkeit, und von atmosphärischen Zuständen ab.

Hier will ich mich nur darauf beschränken, auf die diesjährige *zweimalige* glanzvolle Erscheinung der Venus als Abendstern und später als Morgenstern aufmerksam zu machen. Venus hat Mitte Mai ihre größte *scheinbare* Entfernung (Ausweichung oder Digression) *östlich* von der Sonne erreicht; ihre Scheibe ist dann *halb* erleuchtet, wie der Mond bei dem *ersten* Viertel, hat aber noch nicht den größten Glanz entfaltet, welcher hauptsächlich von der größeren Annäherung zur Erde abhängt; zu der Zeit ihres größten Glanzes ist ihre Scheibe nur zum *dritten Theile* erleuchtet und zeigt sich uns in einem Fernrohre (selbst einem mäßig starken Opernglase) *sichelförmig*, aber von blendendem Glanze; dies findet in diesem Jahre am 11. Juni statt. Aber schon von *Ende Mai* ab *bis zum 15. Juni* kann man Venus mit unbewaffnetem Auge bei hellem Tageslicht erblicken. Die bequemste Zeit, sie am Himmel aufzusuchen, ist *Nachmittag 3 Uhr*, wo sie im Meridian oder wenigstens in der Nähe desselben, also gerade im *Süden* steht, für das mittlere Deutschland 63 Grad über dem Horizonte; man wird sie am leichtesten finden, wenn man sich an einem sternenhellen Abend den Ort am Himmel genau merkt, wo ein Stern oder auch die Spitze eines Thurmes oder Baumes, von einem bestimmten, willkürlich gewählten Standpunkte aus, die angegebene Höhe von circa 63 Grad in dem Meridiane hat. Venus steht gegenwärtig (Ende Mai) in dem Sternbilde der Zwillinge und rückt im Juni noch bis zu dem Krebse vor, um alsdann wieder für einige Zeit rückläufig zu werden. Ihr Glanz aber vermindert sich bald nach dem 15. Juni, weil trotz der größeren (wirklichen) Annäherung zur Erde der erleuchtete Theil ihrer Scheibe, die Sichel, zu schmal ist, um einen großen Glanz zu entwickeln; dieser wird auch noch dadurch beträchtlich vermindert, daß Venus scheinbar immer näher an die Sonne rückt und endlich in der Dämmerung verschwindet, noch ehe sie sich zwischen Sonne und Erde stellt, wobei sie uns nur die *dunkle* Seite zuwendet, welche für uns ganz unsichtbar wird. Dies geschieht am 19. Juli d. J., man sagt dann: Venus ist in der unteren Conjunction mit der Sonne (♀ untere ☌ ☉, wie in den Kalendern steht). Bald darauf erscheint Venus *rechts*, d. h. östlich von der Sonne als Morgenstern vor Sonnenaufgang; in den ersten Tagen des August hat ihr Glanz bereits so zugenommen, daß sie unter den hellen Sternen der Zwillinge (Castor und Pollux) und über Procyon im kleinen Hunde leicht erkannt werden kann; ihren *größten Glanz* als *Morgenstern* erreicht sie in der ersten Hälfte des September; sie steht alsdann im Krebs und kann um diese Zeit ebenfalls mit unbewaffnetem Auge gesehen werden, wenn man sie des *Vormittags* 9 Uhr im Ortsmeridiane ungefähr 55° hoch aufsucht.

Das Sichtbarwerden der Venus bei hellem Tageslicht und mit unbewaffnetem Auge ist übrigens schon zu wiederholten Malen ein Gegenstand des Staunens, ja früher sogar des Aberglaubens bei der unwissenden Menge des Volkes gewesen; so am 5. Februar 1630 zu Tübingen, am 21. Juli 1716 zu London, 1750 und 1798 zu Paris. v. B.

Die Seeschlange abermals — ein Phantom! Die Gartenlaube brachte in ihrer Nr. 17 nach dem in der Hafenstadt Hamilton erscheinenden Wochenblatt „the Bermudian" die Mittheilung, welche die geehrte Redaction indeß gleich von vornherein mit einigem Zweifel aufzunehmen schien — daß nämlich in der Hungarybay endlich und wirklich die große Seeschlange zum Vorschein gekommen sei. Dieser Zweifel ist nun wohl völlig gerechtfertigt, wie unsere Leser aus nachstehenden Mittheilungen, die wir dem Professor Dr. J. J. *Kaup* in Darmstadt verdanken, ersehen werden. Der bekannte Naturforscher sagt darüber Folgendes:

„Die im Hamiltoner Wochenblatt gegebene Beschreibung der angeblichen Seeschlange — welche in der That nichts weiter ist, als ein Fisch — ist eine ziemlich genau zutreffende; leider fehlt eine Angabe über die Zahl der Strahlen in der Rücken-, Brust- und Bauchflosse, sowie darüber, daß die Schwanzflosse sehr rudimentär gewesen. Es ist indeß schon hiernach keinem Zweifel unterworfen, daß diese „Seeschlange" einem schon längst bekannten Genus, — den „*Heringskönigen*" — angehört, welche der bekannte Berliner Ichthyolog Elias Bloch Gymnetrus und Brunnich Regalecus genannt hat. In diesem Genus kommen Fische von 6 bis 8 bis 11, ja sogar bis 18 Fuß Länge vor, auch finden sich dieselben in jedem Meere. Da ihre einzelnen Arten höchst zarter Natur sind, so findet man höchst selten Exemplare, die nicht an einem Theile des Körpers verletzt sind; der Fisch lebt wahrscheinlich in der größten Meerestiefe, und nur sterbende Individuen werden zufällig an das Ufer gespült, wo sie, wenn nicht sogleich bemerkt, schnell in Fäulniß übergehen.

Dies ist hauptsächlich der Grund, weshalb die Wissenschaft bisher so äußerst wenig über die „Heringskönige" zu sagen weiß; sehr wenig Museen (deren Dr. Kaup einen großen Theil aus eigener Anschauung kennt) besitzen junge Individuen, von älteren Thieren hat man nur flüchtig entworfene, meist ungenaue Zeichnungen oder Fragmente des Thieres selbst."

Die Erzählung des Hamiltoner Wochenblatts erscheint sonach nicht als amerikanischer Humbug, wie uns die Gartenlaube vermuthen läßt, sondern trockene Wahrheit, aus der jedoch deutlich hervorgeht, daß diese neue Seeschlange *keine* Seeschlange (eine solche wird wohl immerdar ein Phantom bleiben, wie bisher alle Männer der Wissenschaft erklärt), sondern ein langgestreckter Fisch ist, dessen Familie den *Thunfischen* ähnlich, und der, nach seinen Kiefern zu urtheilen, nur kleine Fische verschlingt.

Für „Vater Arndt"

gingen im Laufe der letzten vierzehn Tage wieder ein: 100 fl. Die Studirenden des Wiener Polytechnikums — 1 Thlr. E. H. in G. — 11 Thlr. Mehrere Wiener, deren Vaterland größer ist — 18 Thlr. 15 Ngr. Dritte Sammlung der Turnzeitung.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 25. 1860.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Letzte seines Stammes.

Aus den Papieren eines *schen Beamten.

Herausgegeben von J. F—e.

(Fortsetzung.)

Das ruhige, klare und offene Benehmen des jungen Mannes hatte bisher den günstigsten Eindruck auf mich gemacht. Ich konnte trotz der andern Anzeichen, die gegen ihn sprachen, nicht den geringsten Boden zu der Annahme gewinnen, daß ich einen Verbrecher, gar einen Raubmörder vor mir habe. War nur ein Funke von Schuldbewußtsein in ihm, so mußte er auf die Frage, die ich zuletzt an ihn gerichtet hatte, und auf die ferneren, die er danach erwarten konnte, von vornherein ebenso gefaßt gewesen sein, wie auf die früheren, die er mit voller Ruhe und Klarheit beantwortet hatte. Ich hatte nur einen Erklärungsgrund: eine Schwäche, die erst erschrickt, wenn die Gefahr nahe herantritt. Ich mußte die Gefahr für ihn beschleunigen.

„Waren Sie auf der Reise von Antwerpen bis hierher mit Deutschen zusammen?"

„Allerdings."

„Waren Bekannte aus der hiesigen Gegend unter ihnen?"

Er zögerte wieder mit der Antwort.

„Ja," sagte er zuletzt leise.

„Können Sie von ihnen Jemanden nennen?"

Er schwieg und wurde unruhiger. Die Stirn wurde ihm feucht.

„Ist Ihnen der Name Franz Bauer bekannt?"

„Ja."

Er sprach das Wort schnell, bestimmt aus. Er sah mich dabei voll und offen an, und es schien ihm wohl zu thun, daß er das konnte. Ich wurde in meinem Verdachte wieder irre.

„Wo haben Sie ihn kennen gelernt?"

„In Californien."

„Hatten Sie dort mit ihm in Verbindung gestanden?"

„Nein. Ich war nur zufällig einige Male mit ihm in Berührung gekommen."

„Haben Sie mit ihm gemeinschaftlich jenes Land verlassen?"

„Nein."

„Wo trafen Sie ihn wieder?"

„In Antwerpen."

„Blieben Sie zusammen?"

„Wir reisten von da an gemeinschaftlich bis in die Nähe seiner Heimath."

„Diese ist?"

„Einige Meilen von hier."

„Erzählen Sie, wie Sie ihn verließen."

„Wir waren auf der letzten Eisenbahnstation angekommen. Auch von da an war unser weiterer Weg der nämliche. Wir trafen auf dem Bahnhofe der Station einen fremden Lohnkutscher, der Passagiere suchte, gleichviel wohin. Wir mietheten ihn und fuhren zusammen, bis von der Landstraße ein Seitenweg zu dem Heimathdorfe Bauers abging. Er wollte den Weg zu Fuße machen und stieg aus. Ich hätte vielleicht noch eine Viertelstunde auf der Chaussee weiter fahren können, bis ich an einen anderen Seitenweg kam, der mich, gerade in der entgegengesetzten Richtung, zu meinem Bestimmungsorte führte, und den ich gleichfalls zu Fuße zurücklegen wollte. Ich stieg aber, da der Wagen einmal hielt, gemeinschaftlich mit ihm aus. Auf der Landstraße sprachen wir noch einige Worte miteinander. Dann nahmen wir Abschied. Er ging seinen Weg links in einen Wald hinein. Ich blieb noch eine Zeitlang auf der Landstraße und schlug mich dann rechts nach dem Gebirge zu."

Er hatte das Alles wieder ohne Zögern, offen und unbefangen erzählt. Auffallend konnte, mußte mir nur Eins sein: er hatte der dritten Reisegefährtin, der Antonie Hein, mit keiner Sylbe erwähnt.

„An welchem Tage war das?" fragte ich.

„Am Sonnabend vor acht Tagen."

„Zu welcher Tageszeit?"

„Am Abend, etwa zwischen acht und neun Uhr."

„Waren Sie bekannt in der Gegend?"

„Ja."

„Waren Sie oft hier gewesen?"

„Nicht oft."

„In welcher Angelegenheit?"

„Es sind Jahre seitdem verflossen. Ich wüßte nicht, zu welchem Zwecke ich jetzt noch sollte Auskunft darüber geben müssen."

Ich ließ den Punkt fallen. „Ist Ihnen auch der Weg bekannt," fragte ich weiter, „den Franz Bauer zu seinem Dorfe nehmen mußte?"

„Nein. Ich war in dem Dorfe und auf dem Wege dahin nie gewesen."

„Haben Sie Franz Bauer seit jenem Abschiede wieder gesehen?"

„Nein."

„Hatte Bauer damals Sachen bei sich?"

„Er trug nur eine Jagdtasche."

„Ist Ihnen bekannt, was er in dieser Jagdtasche mit sich führte?"

„Er hatte es mir offen mitgetheilt, wie ich ihm auch meine Verhältnisse offenbart hatte. Außer einigen Bekleidungsgegenständen trug er in der Jagdtasche sein ganzes Vermögen mit sich. Meist in Werthpapieren, weniges in Gold."

„Hat er Ihnen das Nähere darüber angegeben?"

„Er hat mir im Allgemeinen den Betrag angegeben, auf ungefähr dreißigtausend Dollars."

„Führte er außerdem Werthgegenstände bei sich?"

„Eine goldene Taschenuhr. Auch einen Diamantring und einen größeren Siegelring."

Man konnte nicht offener sein, als Grote in diesen Mittheilungen war. Und Alles sprach er unbefangen und ruhig, in dem sicheren Gefühle, daß nichts davon ihn angehe. Die Stirn war ihm schon längst wieder trocken geworden. Auf einmal sollte Alles wieder anders werden.

„Wo blieb nach Ihrem Abschiede von Bauer der Wagen, in dem Sie mit ihm gefahren waren?"

„Er fuhr auf der Landstraße weiter, schon während wir Abschied nahmen."

Die Antwort gab er noch ruhig, mit leichtem Herzen.

„Waren Sie Beide allein in dem Wagen gefahren?"

Da wurde er unruhig. Er mußte sich Gewalt anthun, um, allerdings ohne Zögern, zu antworten.

„Nein," antwortete er, und die Stimme wollte, trotz jener Gewalt, nicht recht heraus.

„Wer war noch bei Ihnen?"

„Eine Dame."

„Kannten Sie sie?"

„Nein."

Er sprach das Wort mit klarer, fester Stimme. Aber ich sah es seinen Mienen an, daß er sich dazu noch mehr Gewalt hatte anthun müssen. Und ich war überzeugt, daß dieses Nein eine Lüge war, die erste, die er sagte. Konnte er noch unschuldig sein? Ich durfte mir nichts anmerken lassen.

„Wo waren Sie mit der Dame zusammengetroffen?"

„Auf jener Eisenbahnstation."

„Erzählen Sie."

„Sie hatte denselben Weg zu machen, wie Bauer und ich. Den Lohnkutscher hatte sie zufällig gefunden, wie wir. So kamen wir zusammen."

„Wie lange blieben Sie beisammen?"

„Bis zu jener Trennung von Bauer. Sie fuhr, nachdem wir ausgestiegen waren, mit dem Wagen weiter."

„Sie kennen auch den Namen der Dame nicht?"

„Nein."

Es war die zweite Lüge. Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten.

„Wie sah die Dame aus?"

„Sie war jung, groß, etwas stark. Sie war elegant gekleidet."

„Würden Sie sie wiedererkennen?"

„Gewiß."

„War die Dame mit Bauer bekannt?"

„Ich weiß es nicht."

Es war die dritte Lüge. Er konnte mir nur ungewiß und nur mit Anstrengung in die Augen sehen. Aber wozu diese Lüge? Ich suchte vergebens es zu ergründen. Er kam von jetzt an aus der Unwahrheit nicht wieder heraus. Alles betraf die Dame. Und ich hatte für das Fernere einen Grund.

„Ist Ihnen der Name Antonie Hein bekannt?"

„Nein."

„Haben Sie die Dame seit jener Zeit wiedergesehen?"

„Nein."

Dieses Nein sprach er wieder offener, freier. Aber konnte ich ihm glauben?

„Haben Sie von dem Schicksale Franz Bauers seit Ihrer Trennung von ihm gehört?"

„Ja. Ich habe vor zwei Tagen in einer Zeitung gelesen, daß er ermordet und beraubt gefunden ist. In jenem Walde, auf jenem Wege zu seiner Heimath. Es ergriff mich heftig."

Die Worte waren halb gewiß und halb ungewiß; es war, als wenn er halb die Wahrheit und halb die Unwahrheit spreche.

„Wo haben Sie die Zeitung gelesen?"

„Zufällig im Gebirge."

„Wissen Sie, warum Sie hierher gebracht sind?"

„Ich kann nach diesem Verhöre darüber nicht in Zweifel sein. Man hofft von mir Auskunft über das Verbrechen gegen Bauer."

„Liegt Ihnen der Gedanke nicht nahe, daß Sie selbst verdächtig sein könnten?"

Es war das wieder eine Frage, oder vielmehr ein Vorhalt, worauf er längst vorbereitet sein mußte. Gleichwohl wurde er auf das Heftigste davon ergriffen. Er wurde blaß, wie die Wand des Zimmers. Auf dem Stuhle, auf dem er saß, bewegte er sich hin und her. Er erhob die Augen zu mir, er schlug sie wieder nieder. Er hatte mir etwas zu sagen, er konnte sich nicht dazu entschließen.

„Sehe ich aus wie ein Mörder?" sagte er zuletzt. Und er sprach die Worte mit dem vollsten Ausdrucke der Wahrheit.

Und er konnte mit Recht so sagen. Dieses schöne, melancholische Gesicht mit dem großen dunklen, in diesem Augenblicke zwar unsicheren, aber dennoch immer treuen Auge, es war kein Gesicht eines Mörders. Aber warum sprach er die Unwahrheit? Warum machte er sich verdächtig? Er war kein starker Charakter. Er wäre sonst schon jener Lügen nicht fähig gewesen. Welcher Gewalt hatte er sich gebeugt, beugte er sich noch, sogar bis zu dieser Zähigkeit im Ableugnen der Wahrheit? Zähigkeit ist keine Festigkeit. Konnte ich diese Zähigkeit nicht brechen? Ich hatte schon vorher die Antonie Hein in ein Nebenzimmer bringen lassen. Durch ein Fenster in der Mauer konnte man aus der Verhörstube in das Zimmer sehen. An das Fenster führte ich den jungen Mann. Einen Vorhang, der es verdeckte, zog ich zurück. Die Dame saß in dem Zimmer so, daß ihr Blick in eine andere Richtung fiel, ihr Profil aber voll zu sehen war.

„Wen sehen Sie dort?" fragte ich den jungen Mann.

Der Anblick der Dame machte einen erschütternden Eindruck auf ihn. Er brach fast zusammen.

„Meine Reisebegleiterin!" preßte er hervor.

Ich verdeckte das Fenster wieder. „Antonie Hein!" sagte ich.

Er schwieg und rang nach Fassung.

„Gefangener," sagte ich mit Nachdruck zu ihm, „Sie kennen die Dame."

Er war noch wie erstarrt.

„Sie haben sie wiedergesehen. In der Nacht, an dem Morgen nach dem Morde."

Auf einmal kehrte Leben in ihn zurück. Er richtete sich auf, wie im siegreichsten Gefühle der Wahrheit, stolz, vorwurfsvoll.

„Nein, Herr Criminalrichter, ich habe die Frau nicht wieder gesehen. Bei dem ewigen Gotte nicht. Bei meiner, bei Ihrer Seligkeit nicht!"

Was war das? War es Wahrheit? Ich wurde irre, denn ich hatte keinen festen Plan mehr und mußte mich selbst sammeln.

Das Verhör brach ich ab, da ich es erst wieder beginnen konnte, wenn ich Gewißheit darüber hatte, ob er in der Sonntagsnacht bei der Hein in dem Gebirgskruge gewesen war. Darüber mußte ich vorab den Krüger vernehmen und Antonie Hein selbst. Ich ließ sofort den Krüger vorladen, stellte ihm den Gefangenen Grote vor und legte diesem in seiner Gegenwart mehrere gleichgültige Fragen vor, damit er auch seine Stimme hören solle. Nach der Zurückführung des Gefangenen befragte ich ihn dann. Er war seiner Sache nicht vollkommen sicher. Er hatte den Fremden, der die Hein besuchte, nur bei einer trüben, ungewissen Beleuchtung und nur in jener tiefen Vermummung gesehen und hatte ihn nur mit gedämpfter, absichtlich verstellter Stimme sprechen hören. Aber die Größe und Gestalt schien ihm ganz die nämliche zu sein, ebenso das Haar und der Bart. Sei ihm jener Fremde auch rascher, beinahe stürmisch in seinen Bewegungen vorgekommen, so sei dieser Unterschied durch die Eigenthümlichkeit der damaligen und der heutigen Verhältnisse hinreichend erklärlich. Sei ihm ferner damals Haar und Bart des Mannes schwärzer und glänzender erschienen, so erkläre sich auch dies aus der Beleuchtung einer Nachtlampe gegenüber der heutigen Tageshelle. In Betreff der Stimme aber sei es ihm bei jener absichtlichen Verstellung genug, daß ihm in der Stimme des Grote heute kein Ton und kein Laut

begegnet sei, der sich mit jener verstellten Stimme nicht in Einklang bringen lasse. So glaubte der Zeuge, unbeschadet seines Gewissens, mindestens mit hohem Grade von Wahrscheinlichkeit versichern zu können, daß der ihm vorgestellte Grote jener nächtliche Besuch der Hein sei.

Ich ließ darauf zuerst die Hein vorführen. Jener ungewisse Blick des schuldigen Verbrechers, der einem neuen Zeugen zu begegnen fürchtet und ihn doch sucht, flog durch das Zimmer und dann in mein Auge.

„Fräulein," sagte ich zu ihr, „wenn ich Ihnen den Mann vorstelle, der Sie im Gebirgskruge besuchte, werden Sie ferner beim Leugnen bleiben?"

Eine fürchterliche Blässe zog durch ihr Gesicht.

„Er ist hier," fuhr ich fort. Ich konnte es sagen, mit der Ueberzeugung des Krügers.

Sie zitterte. Sie hatte keine Antwort.

„Sie antworten mir nicht? Sie zwingen mich dadurch, ihn in Ihre Gegenwart zu bringen."

„Um Gotteswillen nicht!" rief sie, wie entsetzt. Alle Kraft und Kunst der Verstellung war von ihr gewichen.

Ich glaubte den Augenblick gekommen zu sehen, ihr dringende Verstellungen machen zu können. „Ihr Reisegefährte ist in meiner Hand," sagte ich, „derselbe Mann, der mit Ihnen zuletzt in der Gesellschaft des Ermordeten war. Glauben Sie, daß es mir jetzt noch schwer sein werde, von Ihnen die Wahrheit zu erfahren?"

Einen Augenblick noch hatte sie mich ängstlich durchbohrend angesehen, als wenn sie in die letzte Tiefe meines Innern blicken müsse; dann auf einmal athmete sie auf, ihr Blick wurde plötzlich frei, sicher.

„Er wird Ihnen bestätigt haben, was ich aussagte," erwiderte sie. „Wäre es anders, so haben Sie die Güte, ihn mir gegenüber zu stellen. Ich bin gefaßt darauf und wünsche es."

„Und soeben erschraken Sie davor?"

„Es war im ersten Augenblick. Ich bin ein schwaches Weib."

Sie sprach diese Worte beinahe mit Hohn, so sicher war sie auf einmal, und kaum eine Minute vorher jenes Entsetzen! Durch Grote konnte ich also nichts weiter erfahren, oder wußte er nichts? Aber warum dann seine eigene Angst und seine Unwahrheiten? War sie seiner Verschwiegenheit und Festigkeit gewiß? Ich hatte ihn im Gegentheil für keinen festen Charakter gehalten, und immer fehlte noch die Erklärung für den plötzlichen Uebergang vom höchsten Schreck zu der sicheren Ruhe. Dafür war nur eins anzunehmen: Grote war ihr Reisegefährte, nicht aber der Mann, der sie im Kruge besucht hatte. Nur diesen fürchtete sie; den Anderen jedoch, ihren Reisegefährten Grote, fürchtete sie nicht, trug vielmehr ein Verlangen, ihn zu sehen, mit ihm zusammengestellt zu werden; denselben Grote, der vor Schreck beinahe zusammenbrach, als er sie sah. Auf einmal glaubte ich es zu haben: sie war Mitschuldige, wenigstens schuldige Mitwisserin des Mordes; Grote war unschuldig, er konnte aber sie und den eigentlichen Mörder verrathen. Der Unbekannte, der sie in dem Gebirgskruge besucht hatte, war der Mörder, und wer war er? Er mußte in seinem Aeußeren Aehnlichkeit mit Grote haben, nur Haare und Bart waren schwärzer, glänzender, und das war die bis jetzt anzunehmende, bisher nicht beachtete Unähnlichkeit.

Grote aber mußte ihn kennen, und von ihm mußte ich also dennoch Auskunft erhalten; darum wünschte sie mit ihm zusammengestellt zu werden, denn auch sie kannte ihn als einen nicht festen Menschen. Sie mußte eine Gelegenheit haben, ihn zu kräftigen, ihn vor Verrath zu warnen, und dies ist gerade die gefährlichste Seite der gerichtlichen Confrontationen, weshalb ich Grote um so schleuniger vernehmen mußte. Ich schickte die Hein in das Gefängniß zurück und ließ Grote wieder vorführen, dessen Charakter mir jetzt noch klarer geworden war. Er dachte nicht an die noch entferntere, er erschrak vor der nahen Gefahr. Ich legte ihm den bei der Hein gefundenen Ring vor.

„Kennen Sie diesen Ring?"

Er wurde sofort wieder unruhig. „Ich glaube," sagte er, „wenn ich nicht irre, so habe ich ihn an der Hand des unglücklichen Bauer gesehen."

„Er ist im Besitz der Antonie Hein gefunden worden."

Er starrte mich ungewiß an, denn er hatte den Namen nicht kennen wollen.

„Im Besitz Ihrer Reisegefährtin wurde er gefunden," fuhr ich fort.

Der Angstschweiß brach ihm schon jetzt aus.

„Erklären Sie sich den Umstand?" fragte ich.

Er schwieg noch immer.

„Oder können Sie gar bestimmte Auskunft darüber geben?"

„Nein," antwortete er hastig.

„Also eine Erklärung hätten Sie?"

„Nein, ich weiß nichts davon," sagte er zögernder.

„Herr Grote," ermahnte ich ihn, „bedenken Sie Ihre Lage, bevor Sie mir weiter antworten. Sie und die Hein, jenes Frauenzimmer, das Sie hier sahen, sind die letzten Personen, die in der Gesellschaft des Ermordeten gesehen worden sind."

„Ich weiß das nicht."

„Sie sind in der Nähe seiner Ermordung bei ihm gewesen. Geben Sie das zu?"

„Ich kann es nicht leugnen."

„Wenige Stunden vor dem Verbrechen."

„Auch das ist wahr."

„Der Ermordete ist seines ganzen Vermögens beraubt worden."

„Ich kann nichts darauf entgegnen."

„Sie wußten, daß er dieses bei sich trug."

„Er hatte es mir gesagt."

„Sie sind seitdem im Besitze eines bedeutenden Vermögens gefunden worden."

„Ich hatte es schon früher und habe es mir redlich erworben."

„Haben Sie Beweise dafür?"

Er verstummte.

„Aber weiter. Die Hein ist im Besitze des Ringes des Ermordeten; hat auch sie ihn ehrlich erworben?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie haben seit dem Verbrechen die Hein geheimnißvoll besucht?"

„Nein, nein."

„Der Krüger hat Sie mit der größten Wahrscheinlichkeit wiedererkannt?"

„Ich war es nicht, er hat sich geirrt."

„Er ist bereit, es zu beschwören, und wird es Ihnen in das Gesicht sagen."

„Er schwört falsch."

„Es war in der Sonntagsnacht vor acht Tagen; können Sie beweisen, wo Sie damals waren?"

Er starrte in einer unbeschreiblichen Unruhe und Angst vor sich hin; noch zwei oder drei Schläge, und ich mußte ihn haben. Es waren grausame Schläge, die ich nach ihm führte, Schläge einer entsetzlichen moralischen Tortur; aber rief er sie, indem er dem Rechte sein Recht nicht werden lassen wollte, nicht selber als Acte der Gerechtigkeit hervor?

„Wo waren Sie in jener Nacht?" wiederholte ich.

„Ich habe keine Beweise darüber."

„Ah, Sie können also das Zeugniß des Mannes nicht falsch machen; es wird aber auch anderweit bestätigt, durch Sie selbst."

„Durch mich?"

„Als ich Ihnen vor einigen Tagen durch jenes Fenster die Hein zeigte, erschraken Sie, wie vor einem Blutzeugen."

Er mußte wieder verstummen, und ich kam zum Schlusse.

„Erwägen Sie alle diese Momente und fällen Sie dann selbst Ihr Urtheil. Welcher Richter, welcher Geschworene wird und kann Sie für unschuldig halten?"

Der Schweiß floß ihm von der Stirn, und ich hörte fast die Tropfen auf die Erde fallen.

„Nehmen Sie dazu noch Ihr verborgenes, geheimnißvolles Herumschweifen in dieser Gegend, über das Sie keinem Menschen Auskunft geben können, und jetzt antworten Sie mir."

Er wollte mir eine Antwort geben, aber es war kein Geständniß, ich sah es ihm an und kam ihm deshalb zuvor.

„Es gibt in der Welt nur ein Mittel, das Sie retten kann, und Sie haben es in Ihrer Gewalt."

„Ich?" rief er.

„Legen Sie ein offenes Geständniß ab."

Er blickte heftig zu mir auf, denn ich hatte die richtige Seite getroffen.

„Sind Sie unschuldig, so können Sie es nur noch dadurch

beweisen, daß Sie durch Angabe der Wahrheit den eigentlichen Schuldigen erkennen lassen. Sie wissen die Wahrheit; ist es so?"

Seine Augen waren wieder auf mich gerichtet.

„Es ist so!" sagten sie. Aber seine Lippen konnten es nicht aussprechen. Er war unschuldig, ich konnte nicht mehr daran zweifeln; aber er kannte den Thäter, woran ich ebenfalls nicht mehr zweifeln konnte. Welche furchtbare Gewalt aber hielt ihn zurück, den Mörder zu nennen?

„Unglücklicher, wollen Sie sich dem Beile des Henkers überliefern?"

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" rief er in Todesangst.

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; dann sah er mich wieder an, und ich glaubte in das Gesicht eines Sterbenden zu blicken.

„Sein Sie barmherzig," bat er, „und lassen Sie mich abführen, es ist mir, als gehe es mit mir zu Ende, lassen Sie mich in Ruhe sterben."

„Und Sie wollen nicht durch die Wahrheit Ihre Ehre, Ihr Gewissen retten?"

„Sein Sie barmherzig."

Ich mußte es sein, denn er war unschuldig; aber wer war der Thäter? Durch wen sollte ich ihn entdecken? Vielleicht noch durch Grote? Er war nicht blos zähe, er hatte mehr Festigkeit, weit mehr moralische Festigkeit, als ich ihm jemals zugetraut hatte. Und es mußten sittlich anzuerkennende, vielleicht an sich gar edle Motive sein, die sie ihm gaben. Durch die Hein? Ich konnte, namentlich seitdem sie dem jungen Manne gegenübergestellt werden wollte, in ihr nur immer mehr eine moralisch verdorbene, geriebene Person finden. Was war von ihr zu erwarten? Was vermag alle Kunst des Inquirenten, wenn ihm nicht Glück und Zufall zu Hülfe kommen?

Ich hatte Signalement und Reiseroute der Hein durch die öffentlichen Blätter bekannt machen lassen und zur Auskunft über sie aufgefordert; ich erwartete Nachricht über sie, und erst wenn eine solche einging, konnte ich weiter verfahren. Es kam keine; statt ihrer aber kam am vierten Tage nach den letzten Verhören der Inspector des Gefängnißhauses zu mir.

„Die Antonie Hein ist heute Nacht entwichen," sagte er.

„Wie war das möglich? —"

Zu Gefangenwärtern wurden vorzugsweise Unterofficiere genommen, Unterofficiere, die sich ausgezeichnet hatten; manche wurden vom Regiment — weggelobt, und man konnte sich dann, wenn sie einmal dawaren, ihrer nur wieder entledigen, wenn man sie ebenfalls hätte wegloben wollen, oder wenn sie einen dummen oder schlechten Streich gemacht hatten, und es also zu spät war. Auch unter den Gefangenwärtern des Criminalgerichts war ein weggelobter Unterofficier, ein hübscher Mensch, der gern hübsche Frauen sah. Seine Station aber war in einem ganz anderen Revier, als das, in dem die Hein saß. Sein Dienst konnte ihn gar nicht mit ihr zusammenführen, und Niemand wußte, daß er sie auch sonst gesehen hätte. Dennoch fiel mein Verdacht auf ihn, wie auch der des Inspectors. Wir forschten nach, combinirten, ermittelten Einzelnes und hatten zuletzt das Ganze: er hatte sie entfliehen lassen. Sie war wirklich eine eben so verworfene, wie geriebene Person, welcher er in seinem Leichtsinn nicht hatte widerstehen können; auch hatte er ihr außerdem vor ihrer Flucht ein Billet an den Gefangenen Grote bestellt. Er wurde für die Zukunft unschädlich gemacht, aber für die Untersuchung war der Schade einmal da. Und doch nicht. Auch ein „zwölf Jahre gedienter" Unterofficier sollte einmal durch ein Verbrechen etwas Gutes stiften.

Schon wenige Stunden nach der Entdeckung der Flucht der Hein hatte ich Alles heraus, auch das eigene Geständniß des Schuldigen. Wohin aber war sie entflohen? Darauf kam mir zunächst Alles an. Der Gefangenwärter hatte ihr einen Wagen verschafft. Sie hatte ihm nur allgemein gesagt, daß sie zur nächsten Grenze wolle, weshalb ich nach allen Richtungen dem Wagen nachsetzen ließ; dann vernahm ich Grote über das Billet. Er leugnete den Empfang desselben nicht, hatte es aber sofort verbrannt; aber er theilte, mit allem Anschein von Offenheit, dessen Inhalt mit. Sie hatte ihn ermahnt, standhaft zu sein; Niemand könne ihm etwas anhaben. Weiter hatte in dem Zettel nichts gestanden.

„Ein neuer Beweis gegen Sie," hielt ich ihm vor, „daß Sie freventlich die Wahrheit verschweigen."

„Ich kann nicht anders, so wahr ich unschuldig bin und Gott mir helfen möge," war seine einzige Antwort.

Die Gensd'armen und Polizeibeamten, die den Wagen verfolgt hatten, kamen zurück. Den Wagen hatte Keiner angetroffen, seine Spur aber ein Einziger, ein Gensd'arm, und zwar ein Gensd'arm, der sich klug benommen hatte, und ferner klug benahm. Er ließ sich sofort nach seiner Rückkehr bei mir melden und rapportirte Folgendes:

Er hatte die Verfolgung des Wagens in der Richtung nach dem Kruge gehabt, in dem ich die Entflohene verhaftet hatte. Erst fünf Meilen von der Stadt, erst weit jenseits des Kruges, hatte er die erste Kunde von ihm erhalten. Die Flucht hatte um Mitternacht stattgefunden; gegen Morgen war der Wagen auf dem Wege zur Landesgrenze hin gesehen worden, und er folgte dem bezeichneten Wege. Eine Meile weiter erhielt er die zweite Nachricht, nach welcher der Wagen weiter zur Grenze gefahren war, jedoch leer; nur der Kutscher hatte auf dem Bocke gesessen, im Wagen aber Niemand. Eine dritte Nachricht gab ihm den Schlüssel, indem eine Köhlerfrau ein einzelnes Frauenzimmer von jener Landstraße her quer durch Wald und Gebirge hatte eilen sehen.

Ohne einen Schritt weiter hinter dem leeren Wagen herzureiten, oder mit einem einzigen Menschen weiter ein Wort zu sprechen, war der Gensd'arm eilends zurückgekehrt, um mir das Erfahrene, aber auch Folgendes mitzutheilen, das er schon vor einiger Zeit erfahren, das aber jetzt erst auf einmal eine Bedeutung für ihn gewonnen hatte: In dem benachbarten Kreise, nicht weit von der Grenze des Gerichtsbezirks, lag ein adliges Gut, die Diburg genannt, welches einer alten freiherrlichen Familie des Landes gehörte, die aber schon seit vielen Jahren verarmt war und sich nur noch dadurch zu erhalten vermocht hatte, daß von Jahr zu Jahr mehr Stücke von dem Gute verkauft wurden. Zuletzt war nur noch das Schloß Diburg mit einem Garten, einer kleinen Holzung und einigen Morgen Ackerland da, und das so Uebriggebliebene war verfallen genug. Es war seit ungefähr zehn Jahren in dem Besitze zweier Geschwister, der letzten Sprößlinge der alten freiherrlichen Familie von Lengnau. Der Sohn hatte das Gut — wenn jene wenigen Stücke noch den Namen verdienten — von seinem Vater übernommen und die Schwester wohnte bei ihm auf dem Schlosse. Der Sohn war bei dem Tode des Vaters einige zwanzig, die Tochter dreizehn bis vierzehn Jahre alt gewesen. Beide hatten nichts als den ärmlichen Gutsrest. Der Sohn hatte auch nichts gelernt, denn dem Vater hatte es an Mitteln gefehlt, ihn einer standesmäßigen Bestimmung zu widmen. Er selbst hatte zu keiner ernsten Beschäftigung Lust gehabt, und so war er unter Jägern auf der Jagd, unter Knechten auf dem Felde, unter Rohheiten überall aufgewachsen. Er war bald der Roheste von Allen geworden, und eine Bösartigkeit des Charakters wurde ihm allgemein nachgesagt.

Der jüngeren Schwester hatte, trotz ihres sanften, weichen Gemüthes, das Unglück gedroht, nicht viel anders als ihr Bruder zu werden, eine entfernte Verwandte jedoch hatte sich ihrer angenommen und sie zu sich in eine größere Stadt gebracht, in der sie lebte. Das Fräulein hatte hier eine vortreffliche Erziehung genossen. Aber auf einmal hatte ihr Bruder sie aus der Stadt zurückgeholt und nach Schloß Diburg geführt; dort hatte sie bleiben müssen, eine Veranlassung dazu kannte Niemand. Das Fräulein war weinend und traurig zurückgekehrt, und man hatte sie in der ersten Zeit fast nur in Thränen gesehen, dann hatte sie in einem stillen Grame sich mehr und mehr abgezehrt. Sie war zur Zeit ihrer Rückkehr ungefähr neunzehn Jahre alt gewesen. Wenige Monate nach ihrer Rückkehr in das Schloß war ihr Bruder, der Freiherr, plötzlich verschwunden; Niemand wußte wohin, Niemand auch warum. Man konnte sich nur in ungewissen Conjecturen verlieren, die in seinem wilden, wüsten Sinn und in seinen öfteren Versicherungen, er werde sein Glück in der weiten Welt suchen, ihren Grund hatten. Seine Schwester war auch nach seiner Entfernung in dem alten, einsamen Schlosse geblieben, und es hieß, der Bruder habe ihr unter Drohungen verboten, das Schloß zu verlassen. Von ihm hatte man nie wieder etwas vernommen, auch hatte er seiner Schwester nicht die geringste Nachricht von sich gegeben.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.

Nr. 2.



Mendelssohn, Lessing und Lavater
über Religion disputirend.
Nach dem Originalgemälde des Professor Oppenheim.

Es war im Jahre 1763, kurz nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, als ein junger Theolog aus Zürich nach Berlin reiste, um die dortige gelehrte Welt kennen zu lernen. Er selbst war eine hochbegabte Natur voll Poesie, aber auch voll Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit, die ihn bei seinem Hange zum Mysticismus und allem Wunderbaren früher oder später auf gefährliche Abwege führen mußte. Schon damals genügte ihm nicht das vorhandene Christenthum, er sehnte sich nach einem unmittelbaren Verkehr mit der überirdischen Welt und schrieb seinem Gebete die Kraft zu, Wunder zu thun. Er war von einem gewissen geistlichen Hochmuth nicht frei zu sprechen, den er freilich unter sanften Formen und einer liebenswürdigen Persönlichkeit geschickt verbarg. In den Nebenstunden beschäftigte er sich mit physiognomischen Studien, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Zu diesem Zwecke verfehlte er selten, die berühmten Männer seiner Zeit in Gesellschaft eines Freundes, des Malers Füßli, aufzusuchen, um ihre Silhouetten aufzunehmen und ihre Züge in oft mehr poetischen, als wahren Ausdrücken zu schildern. Oft verführte ihn dabei seine Freundschaft oder die Vorliebe für sein System, dem gesunden Menschenverstande zu widersprechen. Trotz dieser Schwächen war er aber eine der hervorragendsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem er die Liebe zur Menschheit, den Drang nach Freiheit, aber auch die Sucht nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen theilte. Dieser Mann hieß Johann Kaspar Lavater.

In Berlin machte der christliche Theolog die Bekanntschaft des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, er besuchte ihn

in seiner bescheidenen Wohnung in der Spandauerstraße und auf seinem Comptoir, wo er als Fabrikinspector bei seinem reichen Glaubensgenossen Bernhard mit dreihundert Thalern jährlichen Gehalts in Diensten stand. Freundlich aufgenommen brachte Lavater manche genußreiche Stunde in der Gesellschaft des armen, stotternden und verwachsenen Denkers zu, der von seinem Freunde Lessing später als Typus der religiösen Toleranz in seinem unsterblichen „Nathan" verherrlicht wurde. Bei einem bescheidenen Mahle, durch heiteres und doch tiefes Gespräch gewürzt, oder bei einer Schachpartie entfaltete Mendelsohn, bei dem sich auch Lessing oft einfand, die ganze Fülle seines sokratischen Geistes und entzückte den leicht erregbaren Lavater bis zur enthusiastischen Bewunderung, von der seine Briefe sowohl, wie seine physiognomischen Fragmente vielfach Zeugniß geben.

Von ihm schreibt er dem bekannten Kanonikus Breitiger in Zürich: „Den Juden Moses, den Verfasser der philosophischen Briefe über die Empfindungen, fanden wir in seinem Comptoir mit Seide beschäftigt. Eine leutselige, leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle: schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Laufe gehemmt. Ein Mann von scharfen Einsichten, feinem Geschmack und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf; ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften und beim Lobe unverändert, ungezwungen in seinen Gebehrden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig, dienstfertig; ein Bruder seiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen sie, auch von ihnen geehrt und geliebt."

Je mehr aber Lavater Mendelssohn bewunderte und lieb gewann, desto größer wurde sein Wunsch, den jüdischen Philosophen für das Christenthum zu gewinnen. Zu der aufrichtigen Ueberzeugung und der Sorge um das Seelenheil des von ihm verehrten Mannes gesellte sich seine natürliche Eitelkeit. Eine solche Bekehrung hätte nothwendigerweise das größte Aufsehn in der gebildeten Welt erregt und dem glücklichen Veranlasser keinen geringen Ruf verschafft. Aber es war dies keine leichte Aufgabe, da Mendelssohn treu an dem Glauben seiner Väter hielt und alle derartige Versuche bald mit tieferen Gründen, bald mit leiser Ironie zurückwies. Der fromme Lavater ließ sich jedoch nicht so bald abschrecken, er wartete auf eine passendere Gelegenheit, die sich ihm auch mit der Zeit darbot. Einstweilen verabschiedete er sich mit dem Versprechen, von sich bald hören zu lassen.

Jahre waren seit jenem Besuche vergangen, als Lavater seinen gefaßten Vorsatz endlich ausführte, indem er Bonnet's Beweise für das Christenthum aus dem Französischen übersetzte und Mendelssohn mit einem offenen Briefe widmete, welcher folgendermaßen lautete:

„Ich kenne Ihre tiefen Einsichten, Ihre standhafte Wahrheitsliebe, Ihre unbestechliche Unparteilichkeit, Ihre zärtliche Achtung für Philosophie überhaupt und die Bonnet'schen Schriften besonders, und unvergeßlich ist mir jene sanfte Bescheidenheit, mit welcher Sie, bei aller Ihrer Entferntheit von dem Christenthum, dasselbe beurtheilen, und die philosophische Achtung, die Sie in einer der glücklichsten Stunden meines Lebens über den moralischen Charakter seines Stifters bezeigt haben, so unvergeßlich und dabei so wichtig, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, Sie vor dem Gotte der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Vater, zu bitten und zu beschwören: nicht, diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen, denn das werden Sie gewiß ohne mein Bitten selbst thun, sondern dieselbe öffentlich zu widerlegen, wofern Sie die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finden; wofern Sie aber dieselben richtig finden, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit Sie thun heißen — was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte."

Das war eine schwere und bittere Stunde für den armen Mendelssohn, als er diesen Brief empfing und las. Wohl durchschaute er die zweideutige Falle, welche hinter den anscheinend liebevollen Worten lauerte. Als Jude konnte und durfte er nicht die Schriften Bonnet's widerlegen, ohne das Christenthum selbst anzugreifen, wogegen sich seine Klugheit nicht minder wie seine Duldung Andersgläubiger sträubte. Mußte ihm nicht die Rücksicht auf die gedrückte Lage seiner Glaubensgenossen die Hände binden? Seine Entgegnung, so mild auch diese ausgefallen wäre, hätte sämmtliche Zeloten aufgebracht, zu neuen Beschuldigungen und Verfolgungen gegen die Juden Veranlassung gegeben. Auf der andern Seite konnte er ebenso wenig auf die öffentliche Aufforderung Lavaters schweigen; das hieß, ihm oder vielmehr Bonnet Recht geben, seine eigene Religion verdammen, seine innersten Ueberzeugungen verleugnen. Man hatte nichts Geringeres von ihm verlangt, als sich taufen zu lassen, wenn er nicht im Stande wäre, die Beweise für das Christenthum zu widerlegen. Was sollte er thun? — Am meisten aber schmerzte ihn die Indiscretion Lavaters, die jesuitische Schlauheit, womit der Freund ihm nur die Wahl ließ zwischen Abschwörung seines Glaubens oder einem ebenso gefährlichen, als seiner Natur widerstrebenden Angriffe auf die von ihm so hochgeachtete christliche Religion.

Der zudringliche Eifer des Züricher Philosophen versetzte ihn in die größte Verlegenheit und griff ihn so an, daß er sich dadurch eine schwere Krankheit zuzog, die ihn längere Zeit für jede Arbeit untüchtig machte. Nicht minder erzürnt waren aber die zahlreichen Freunde Mendelssohns, vor Allen der herrliche Lessing, welcher sich damals in Wolfenbüttel befand. Er schrieb ihm in Folge dieser Angelegenheit die charakteristischen Zeilen: „Was ist das für ein neuer Angriff, der in der Jenaischen Zeitung von Lavater auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz eines abscheulichen Gebäudes nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können. — Ich sende Ihnen auch hierbei Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Narr ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte."

Ermuthigt durch die vielfachen Beweise der Theilnahme von Seiten aller Aufgeklärten und der Freunde wahrer Toleranz, entschloß sich endlich Mendelssohn zu einer Antwort, die von der zarten Feinheit seiner wahrhaft humanen Bildung, von seinem Verstande und seinem Herzen ein gleich ehrenvolles Zeugniß gab. „Sicherlich," schrieb er an Lavater, „wenn ich auch sonst kriechend genug dächte, die Klugheit der Wahrheitsliebe und Redlichkeit das Gegengewicht halten zu lassen, so würde ich doch hier in diesem Falle alle drei in derselben Schale antreffen. Ich bin völlig überzeugt, daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andern, als liebreiche und menschenfreundliche Absichten zuschreiben.

„Aber leugnen kann ich es nicht, ich hätte Alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung. — Sie erinnern sich der vertraulichen Unterredung, die ich mit Ihnen auf meiner Stube zu halten das Vergnügen hatte; — wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorfallen würden, niemals öffentlicher Gebrauch gemacht werden sollte. Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Uebertretung dieses Verbrechens Schuld geben. — Die Bedenklichkeit, mich in eine Religionsstreitigkeit einzulassen, ist von meiner Seite nie Furcht oder Blödigkeit gewesen. Ich darf sagen, daß ich meine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen.

„Wäre nach meinem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheile meiner Religion ausgefallen, so hätte sie nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verlachte oder verachtete in meinem Sinne alle Offenbarung, so wüßte ich gar wohl, was die Klugheit räth, wenn das Gewissen schweigt. — Von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie oder Herr Bonnet nur immer von der Ihrigen sein können. Sie hätten die Bedingung der Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters Ihrer Religion nicht verschweigen sollen, die ich ausdrücklich in jenem Gespräche beifügte.

„Nach den Grundsätzen meiner Religion soll ich Niemand, der nicht nach unserem Gesetze geboren ist, zu bekehren suchen. Moses hat uns das Gesetz geboten, es ist ein Erbtheil der Gemeine Jakob. Alle andern Völker auf Erden, glauben wir, seien von Gott angewiesen worden, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten, — die es thun, werden tugendhafte Männer von andern Nationen genannt, und diese sind Kinder der ewigen Seligkeit.

Ich habe das Glück, so manchen trefflichen Mann, der nicht meines Glaubens ist, zum Freunde zu haben. Ich genieße die Wollust ihres Umganges, der mich bessert und ergötzt. Niemals hat mir mein Herz heimlich zugerufen: Schade für die schöne Seele!

„Nur die feierliche Beschwörung eines Lavater nöthigt mich, wenigstens meine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit Niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständniß halten möge. Herr Bonnet kann vielleicht nur für solche Leser geschrieben haben, die, wie er, überzeugt sind und nur lesen, um sich in ihrem Glauben zu bestärken. Seine innere Ueberzeugung und ein löblicher Eifer für die Religion scheinen seinen Beweisgründen ein Gewicht zugelegt zu haben, das ein Anderer nicht darin finden kann."

Die ausweichende Antwort Mendelssohns fand die allgemeinste Billigung und Anerkennung; selbst der berühmte Mirabeau hielt sie für werth, in's Französische übersetzt zu werden, was er auch selbst, wenn auch nur im Auszuge, that. Lavater's Benehmen wurde dagegen von seinen eigenen Freunden und zunächst von Bonnet getadelt, der seine Dedication mißbilligte und ihm seine Indiscretion vorwarf. Von allen Seiten angegriffen, sah er wohl sein Unrecht ein und suchte sich durch einen Brief zu entschuldigen, den er Mendelssohn durch den ehrwürdigen Spalding übergeben ließ.

Das Schreiben lautete: „Verehrungswürdiger Herr! Diesen Namen geb' ich Ihnen mit vieler Ueberzeugung. Die redlichste Absicht hat mich gezwungen, Ihnen Bonnet's Untersuchung zuzueignen. Bonnet selbst meint, ich sei indiscret gegen Sie gewesen, Freunde in Berlin meinen es auch. Wenn Sie es auch so ansehen, so dürfen Sie nur sagen, nur einen Wink mir oder einem meiner Freunde geben, ob und wie ich diese Indiscretion, die doch wahrlich im Grunde das nicht sein sollte, wieder gut machen soll. Ich werde zufrieden sein, wenn Sie die Sache sonst Ihrer Untersuchung würdigen werden.

„Vergeben Sie mir — was? — daß ich Sie liebe, hochschätze — Ihr Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt wünsche. Vergeben Sie mir, wenn ich den unrechten Weg eingeschlagen habe, Ihnen dieses zu bezeugen."

Zugleich mußte Lavater eingestehen, daß er das Vertrauen seines Freundes gemißbraucht. „Ich weiß mich," sagte er in einem späteren Briefe, „so deutlich als möglich zu erinnern, daß ich die Versicherung an Sie ergehen ließ, Sie möchten wider das Christenthum sagen, was sie wollten, so werde ich niemals einen indiscreten, Ihnen nachtheiligen Gebrauch davon machen. Glauben Sie mir, damals war es mir genau so wie jetzt — ich möchte Alles wissen, was sich wider das Christenthum von redlichen, unparteiischen Philosophen sagen läßt. In allen Dingen, die von Menschen herrühren, kann man Nachsicht haben, aber Gott bedarf keiner Nachsicht."

Der eben so kluge als gute Mendelssohn begnügte sich mit diesen Entschuldigungen, denen er selbst noch folgende für die Oeffentlichkeit bestimmte Worte hinzufügte: „Ich erkenne," sagte er, „in Lavater's Betragen seine gute Gesinnung und Freundschaft für mich, der Inhalt seiner Antwort aber zeigt, meines Erachtens, seinen moralischen Charakter von der vortrefflichsten Seite. Man findet in derselben die untrüglichsten Merkmale der wahren Menschenliebe und echten Gottesfurcht, brennenden Eifer für das Gute und Wahre, ungeschminkte Rechtschaffenheit und eine Bescheidenheit, die der Demuth nahe kommt. Es freut mich ungemein, daß ich den Werth der edelmüthigen Seele nie verkannt habe. — Ueberschwängliche Gütigkeit ist es, wenn Herr Lavater mich öffentlich um Verzeihung bittet."

So triumphirte der jüdische Philosoph über den christlichen Geistlichen durch den Geist der Liebe, Duldung und Sanftmuth, wie ihn Jesus selbst seinen Jüngern und Nachfolgern gelehrt. Was Mendelssohn aber aus weiser Rücksicht unterlassen, that vielleicht in Folge jenes Streites mit Lavater der kühnere Lessing. Er ließ die bekannten „Wolfenbüttel'schen Fragmente eines Unbekannten" erscheinen und züchtigte den gleißnerischen Hochmuth des Pfaffenthums, wenn auch nicht in der Person Lavater's, so doch wenigstens an dem Ehrenpastor Götze, dessen Unduldsamkeit, Lieblosigkeit und Verdammungssucht Andersgläubiger er für immer an den Pranger stellte, so wie er der Toleranz und Humanität seines Freundes Mendelssohn ein ewiges Denkmal in seinem „Nathan" stiftete, dessen „Geschichte von den drei Ringen" zu dem Herrlichsten gehört, was nicht nur die deutsche Literatur, sondern die Menschheit überhaupt aufzuweisen hat.

Der bekannte Maler Professor Oppenheim in Frankfurt benutzte das kurze Zusammenleben Mendelssohns, Lessings und Lavaters zu einem vortrefflichen Gemälde, das sich jetzt in der Carlsruher Gemäldegallerie befindet und dessen Nachbildung uns von dem Künstler freundlichst gestattet wurde. Wenn auch der Holzschnitt die vielen Schönheiten des Oelgemäldes nicht wiedergeben kann, so zeigt schon die geistvolle Composition und die charakteristische Auffassung der Persönlichkeiten, wie hochbegabt der Künstler für diese Richtung der Kunst ist.

Nervosität, Nervenschwäche, Nervös.

„Nervös" kann ebensogut eine Krankheit wie ein Mensch sein und werden; bei beiden ist das Nervöse die Folge einer veränderten Thätigkeit im Nervensysteme. — Von einer Krankheit pflegt man zu sagen, sie sei nervös geworden, wenn, in der Regel neben heftigeren Fiebererscheinungen, Störungen in der Hirn- und Nerventhätigkeit (Gehirnsymptome, typhoide Erscheinungen) auftreten, wie: heftiger Kopfschmerz, Eingenommenheit des Kopfes, große Unruhe und Aufregbarkeit, Schlaflosigkeit oder Schlaftaumel und Schlafsucht, Sinnestäuschungen, Schwindel, Irrereden, Krampfzustände, Zittern, Fliegenfangen und Flockenlesen, lallende Sprache, Bewußtlosigkeit und unwillkürliche Ausleerungen. Diese nervösen Symptome, die wahrscheinlich in den meisten Fällen die Folge der Einwirkung entarteten Blutes auf die Hirnsubstanz sind, können sich zu den allerverschiedenartigsten Krankheiten (zumal zu den sogenannten Blutkrankheiten) gesellen, und diese werden dadurch also in ihrem Verlaufe allerdings nervös, niemals aber zum Nervenfieber (Typhus), denn dieses ist eine ganz bestimmte Krankheit und gleich von Haus aus Nervenfieber, ja verläuft bisweilen sogar ohne alle nervösen Symptome (s. Gartenl. 1856, Nr. 10).

Was man nun aber beim Menschen im gewöhnlichen Leben als „nervös" und „krankhafte Nervenreizbarkeit" (Sensibilität) bezeichnet, ist in den allermeisten Fällen, zumal bei Frauen und Kindern, nichts als „Unart, Unerzogenheit, Launenhaftigkeit, schlechte Angewöhnung und Mangel an Selbstbeherrschung." — Wenn z. B. einem Muttersöhnchen, dem von Geburt an aller Wille gethan und jede Unart nachgesehen wurde, etwas verweigert wird und deshalb der Bengel (der eine tüchtige Tracht Hiebe bekommen sollte) außer sich geräth, so ist „das liebe Kind zu sensibel und muß ja vor aller Aufregung (besonders von Seiten der Dienstleute) in Acht genommen werden." — Verfällt eine Frau in krampfhaftes Schluchzen und Zittern, wenn nicht gleich Alles nach ihrem Kopfe geht, dann hat sicherlich der Wütherich von einem Manne die Nerven der armen zart-besaiteten Frau nicht genug geschont, und diese leiden nun an Schwäche. — Behandeln Vorgesetzte ihre Untergebenen, Hausfrauen ihr Dienstmädchen, nicht selten nur einer Kleinigkeit wegen, auf brutale Weise, dann wollen sie „krankhaft reizbar und ärgerlich", aber sonst die humansten und sanftesten Seelen von der Welt sein. — Geräth ein Dämchen beim Gewitter, beim Anblick einer Raupe oder beim Knabbern einer Maus u. s. f. in blassen Schreck und schreiende Angst, dann ist dies natürlich keine Unart, sondern nur das Zeichen einer nervösen Constitution und soll wohl gar noch von einem zarten, echt weiblichen, poetischen Gemüthe zeugen. Kurz, schon das Wort „nervös", noch mehr aber das sogen. nervöse Gebahren vieler Menschen macht mich auch nervös, das heißt bei mir aber richtiger „grob".

Trotzdem gibt es aber doch einen Zustand des Nervensystems, bei welchem ohne sichtbare krankhafte Veränderungen der Nervensubstanz die Thätigkeit (Sensibilität) derselben sich außergewöhnlich träge oder gesteigert zeigt, so daß man allerdings von Nervenschwäche und krankhafter Nervenreizbarkeit (reizbarer Schwäche, widernatürlich gesteigerter Sensibilität) sprechen kann (s. Gartenl. 1860, Nr. 3). Da nun dieser außergewöhnliche Zustand in allen Abtheilungen des Nervensystems (also im Geistes-, Sinnes-, Empfindungs- und

Bewegungs-Nervensysteme) vorkommen kann; da er ebenso die Thätigkeit der Nervencentra (des Gehirns und Rückenmarkes), wie die der Leiter (Nerven) dieser Centra betreffen und vorzugsweise auf das leichtere oder trägere Vonstattengehen der Ueberstrahlung (des Reflexes) des Thätigseins von einer Nervenpartie auf die andere Einfluß ausüben kann: so muß Nervenschwäche und krankhaft erhöhte Nervenreizbarkeit die allerverschiedenartigsten Beschwerden und Krankheitserscheinungen veranlassen können. Diese hier alle aufzuzählen, wäre äußerst unerquicklich.

Der Laie spricht von Nervosität, Nervenschwäche und sensiblem Wesen, wenn er, ohne übrigens von einem beschwerlichen Leiden heimgesucht zu sein, gegen äußere, besonders Sinnes- und Gemüths-Eindrücke empfindlicher als sonst ist, wenn er in seinem Thun und Treiben leichter ermüdet, absonderliche Gelüste und Gefühle, Neigung zum Gähnen und Dehnen, zum Erschrecken und Zusammenfahren, sogen. Idiosynkrasien und Gefühle von Ruhelosigkeit hat, von Schlaflosigkeit oder Schlafsucht (mit Aufschrecken) und Verstimmung gequält wird, wozu sich Herzklopfen, Störungen der Eßlust und Verdauung, Eingenommenheit des Kopfes, leichtes Schaudern, Frösteln und fliegende Hitze, ja sogar Krämpfe (zumal die sogenannten hysterischen bei Frauen) und Lähmungserscheinungen gesellen können. Auch ist ein solcher Nervöser zur Thränen-, Schweiß- und Urinabsonderung geneigter, sodaß diese Flüssigkeiten auf die geringsten Eindrücke hin sofort zu fließen beginnen.

Die Ursachen dieser Nervosität sind sehr verschiedenartige, scheinen aber alle durch Herabsetzung der Ernährung in der Nervensubstanz zu wirken; die einen dürften unmittelbar auf das Nervensystem und zwar durch Ueberanstrengung (Ueberreizung) schädlichen Einfluß ausüben, während die andern mittelbar durch Störungen im Ernährungsmateriale (Blut) oder Ernährungsapparate das Nervenleben schwächen. Man sieht deshalb die Nervosität heranwachsen: nach bedeutenden, das Nervensystem angreifenden, niederdrückenden Gemüthsbewegungen, wie des Grams, der Reue, nagenden Kummers, gekränkten Ehrgeizes, getäuschter Liebe, des Heimwehs, überhaupt unglücklicher Verhältnisse aller Art. Ebenso wird sie auch hervorgerufen: durch heftige Leidenschaften und starke Geistesanstrengungen (zumal mit Nachtwachen), durch lange dauernde und erschöpfende Nerven- und Schmerzkrankheiten, sowie durch Alles, was Blutarmuth (s. Gartenl. 1853, Nr. 49) zu erzeugen im Stande ist, wie starke Blutflüsse und Samenverluste, übermäßiges Stillen und andere Ausleerungen. In sehr vielen Fällen trägt auch die infame Kaltwasserwirthschaft, durch die sich Manche gerade zu stärken gedenken, die Schuld der Schwäche und krankhaften Reizbarkeit im Nervensysteme. Es ist traurig, daß Aerzte wie Laien von der unglücklichen Idee nicht lassen können, als ob Kälte ein Stärkungsmittel für den menschlichen Körper sei. Eins der heftigsten Reizmittel ist sie und erzeugt deshalb, falsch und übermäßig angewendet, gerade Schwäche (s. Gartenl. 1856, Nr. 40). — Gar häufig wird die Nervenschwäche und nervöse Reizbarkeit schon in der Jugend anerzogen und zwar durch zu zeitigen Schulbesuch, durch verkehrte, mehr das Geistige (Verstand und Gemüth) als das Körperliche entwickelnde Erziehung, durch empfindelnde romanhafte Leserei, geschlechtliche Reizung, übermäßigen Genuß starken Kaffees und Thees, frühzeitigen Genuß spirituoser Getränke, durch Ueberstudiren, Müßiggang und Verzärtelung.

Bei der Behandlung der Nervosität kommt es nun darauf an, die Ernährung der Nervenmasse gehörig zu heben, nicht aber, wie dies so häufig geschieht, durch Erregungsmittel (wie durch Spirituosa, kaltes Wasser, Gewürzhaftes ꝛc.) die Nerventhätigkeit widernatürlich zu steigern. Denn wenn auch diese Erregung für den Augenblick die Nervenkraft gekräftigt zu haben scheint, so ist dies doch blos ein Schein, und es folgt dieser scheinbaren Kräftigung sehr bald eine um so größere Schwäche. Es verhält sich mit einer solchen Kräftigung gerade so wie mit der Stärkung eines abgematteten Pferdes durch die Peitsche. In den meisten Fällen von Nervenschwäche gibt das kalte Wasser (als Waschung, Uebergießung, Fluß- und Seebad) diese Peitsche ab und macht Nervöse immer nervöser. Und das ist und bleibt so, die Kaltwasserdoctoren und Seebadärzte mögen sich darüber erbosen wie sie wollen. Daß man nach Hebung der Nervenschwäche durch kalte Luft und kaltes Wasser eine allmähliche Abhärtung zu erzielen suchen muß, ist ganz wahr, aber eine total andere Sache.

Soll die gesunkene Ernährung der Nervenmasse gehörig gehoben werden, und dadurch die Stärkung der geschwächten Nervenkraft ordentlich vor sich gehen, so ist als oberste Regel zu beachten: das Nervensystem muß vor allen stärker erregenden Eindrücken gewahrt werden, es muß in der größtmöglichen Ruhe verbleiben und (das Hirn-Nervensystem) so oft und lange als möglich in ruhigem Schlafe verharren. Deshalb sind alle das Denken, das Gemüth, die Sinne und überhaupt die Empfindung heftig berührende Einflüsse ganz zu meiden oder, so viel es nur immer geht, zu mildern, und dahin gehört hauptsächlich auch, wie nicht oft genug erwähnt werden kann, das kalte Bad. — Wenn nervenschwache Damen fortwährend in Gesellschaften, Theater und Concerten sich herumtreiben, oder ohne ihre belebende kalte Wascherei nicht leben zu können meinen, so müssen sie nicht von ihrer Nervenschwäche curirt sein wollen. Ebenso können sensible Männer nicht erwarten nervenstark zu werden, wenn sie ihre Leidenschaften, sowie ihre Kopf oder Sinne angreifenden und sehr abspannenden Geschäfte auf kürzere oder längere Zeit zu missen nicht im Stande sind. — Natürlich müssen die psychischen Ursachen, welche auf das Nervensystem zur Zeit noch überreizend und schwächend einwirken, soweit es in unserer Macht steht, weggeräumt werden. Vergessenmachen alles dessen, was nicht zu ändern ist, Veränderung der Umgebung, des Wohnorts, der Beschäftigung, zweckmäßige Gesellschaft, gemüthliches Reisen, Land- und Badeleben u. s. f. wirkt in der Regel sehr wohlthuend auf das leidende Nervensystem ein. Daß dann nach Kräftigung des schwachen und reizbaren Nervensystems ein richtiger Wechsel von Erregung und Ruhe eintreten muß, verlangen die Gesetze des Stoffwechsels (der Ernährung), und deshalb ist vor Allem das Verhältniß zwischen Arbeiten und Ruhen, zwischen Schlaf und Wachen zu regeln.

Dem mit der größten Schonung zu behandelnden geschwächten Nervensysteme ist nun aber auch das nöthige Ernährungsmaterial, d. h. alles das, was die Nervensubstanz aufbaut (also hauptsächlich Eiweißsubstanz und phosphorhaltiges Fett), durch die Nahrung mit Hülfe des Blutes in gehöriger Menge zuzuführen. Deshalb steht die Milch als bestes Nahrungsmittel und insofern als vorzügliches Stärkungsmittel für die Nerven obenan; ihr folgen Eier (aber ja gleichzeitig das Weiße wie das Gelbe), fette Fleischbrühe und Fleisch, Breie von durchgeschlagenen (entschälten) Hülsenfrüchten. Alle reizenden Speisen und Getränke (Wein, Bier, starker Kaffee und Thee) sind schädlich. — Daß der Blutlauf durch mäßige Bewegung und kräftiges (unbehindertes) Athmen zu fördern ist, versteht sich von selbst.

Außer der Nahrung dient auch Luft, Licht und Wärme zur Kräftigung des geschwächten Nervensystems. Eine reine, frische Luft in sonniger Waldgegend, helle, warme Wohnung mit luftigem Schlafzimmer, warme Bäder (aber nicht zu lange und zu heiß gebraucht) beschleunigen die Heilung.

Wer sich bei seiner Nervosität auf ein nervenstärkendes Apotheken-Mittel oder auf ein Bad und Mineralwasser verläßt, ist verlassen. Dafür also: zuerst Kräftigung des geschwächten Nervensystems durch Hebung seiner Ernährung mit Hülfe von Ruhe, Nahrung, Luft, Licht und Wärme; dann erst allmähliche Abhärtung desselben durch Thätigsein und Kälte, sowie durch Hebung der Willenskraft.

Bock.

Napoleons Vergiftungsversuch in Fontainebleau.

Der Gewaltige, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts mit eisernem Fuße über die Weltbühne schritt, daß die Länder erzitterten und Throne schwankten und zusammenstürzten, war bei Leipzig unterlegen; die siegreichen Verbündeten zogen in dem bestürzten Paris ein, und hier wurde am 11. April 1814 in einer allgemeinen Versammlung der Minister der verbündeten Mächte, der Mitglieder der provisorischen Regierung von Frankreich und der Vertreter Napoleons jener berühmte Vertrag unterzeichnet, welcher dem größten Eroberer, den die Welt gesehen, nur die kleine Insel Elba nebst einer Pension für ihn und die Seinigen bewilligte!

„Ein schreckliches Beispiel der Strafe, die das Glück denjenigen vorbehält, die sich von seiner Gunst haben berauschen lassen!"

Mit diesem Vertrage waren die Vertreter Napoleons, der Herzog von Vicenza, Caulaincourt, und der Herzog von Tarent, Macdonald, zu dem gestürzten Kaiser, der in Fontainebleau ihrer harrte, zurückgekehrt und hatten daselbst einen herzlicheren Empfang, als sie vermutheten, gefunden. Es sei uns vergönnt, über diesen letzten Aufenthalt Napoleons den Lesern der Gartenlaube ein paar in dieser Ausführlichkeit weniger bekannte Scenen mitzutheilen, die wir dem nächstens erscheinenden siebzehnten Bande von Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" entnehmen und deren Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt werden dürfte, da sie auf den handschriftlichen bis jetzt ungedruckten Denkwürdigkeiten Caulaincourt's und Macdonald's — zweier makelloser Ehrenmänner — beruhen.

Napoleon empfing — nach Thiers' Erzählung — seine beiden Vertreter ruhig, sanfter als gewöhnlich und hatte in seinen Worten und seiner Haltung etwas Feierliches. Obwohl er alle seine Seelenstärke aufgeboten hatte, um sich unter den außerordentlichen Umständen, denen er erlegen, zu mäßigen, und obwohl er sich gleichsam auf den Flügeln seines Genie's über die Erde emporgeschwungen, sodaß sich Caulaincourt nicht hatte enthalten können, ihm die höchste Bewunderung zu zollen, schien er in diesem Augenblicke sich doch noch höher zu erheben und von allen Dingen mit einer außerordentlichen Unbefangenheit zu sprechen. Er dankte auf's Neue Caulaincourt, aber diesmal sehr persönlich, für alles, was er gethan, und wiederholte, der Vertrag sei genügend für seine Familie, mehr als genügend für ihn selbst, der nichts bedürfte, drückte aber nochmals sein Bedauern darüber aus, daß er nicht das Herzogthum Toscana für seine Gemahlin und seinen Sohn bewilligt erhalten habe. — „Es ist ein schönes Fürstenthum," sagte er, „das sich für meinen Sohn gepaßt hätte. Auf diesem Throne, wo die Intelligenz erblich geblieben ist, wäre mein Sohn glücklich gewesen, glücklicher, als auf dem allezeit den Stürmen ausgesetzten Throne Frankreichs, wo sich mein Geschlecht nur kraft eines Titels, nämlich des Sieges, behaupten kann. Ueberdies würde dieser Thron für meine Frau nothwendig gewesen sein. Ich kenne sie, sie ist gut, aber schwach und frivol .... Mein lieber Caulaincourt," fügte er hinzu, „Cäsar kann wieder Bürger werden, aber seine Frau kann es nicht leicht entbehren, die Gemahlin Cäsars zu sein. Marie Louise würde zu Florenz noch einen Rest des Glanzes gefunden haben, womit sie zu Paris umgeben war. Sie hätte nur den Canal von Piombino zu überschreiten gebraucht, um mir einen Besuch abzustatten; mein Gefängniß wäre gleichsam in ihren Staaten enclavirt gewesen; unter diesen Umständen hätte ich hoffen können, sie zu sehen, ja ich hätte sie selbst besuchen können, und sobald erkannt worden wäre, daß ich der Welt entsagt hätte, daß ich, ein neuer Sancho, nur noch auf das Glück meiner Insel bedacht wäre, würde man mir diese kleinen Reisen gestattet haben; ich hätte das Glück wiedergefunden, dessen ich selbst mitten im vollen Glanze meines Ruhmes kaum genossen habe. Aber jetzt, wo meine Frau von Parma kommen und durch mehrere fremde Fürstenthümer wird reisen müssen, um sich zu mir zu begeben — Gott weiß es! .... Doch lassen wir diesen Gegenstand; Sie haben gethan, was Sie vermochten .... Ich danke Ihnen dafür; Oesterreich hat kein fühlendes Herz ...." Er drückte auf's Neue Caulaincourt die Hand und sprach über sein ganzes Leben mit einer seltenen Unparteilichkeit.

Er gab zu, daß er sich getäuscht habe, daß er, ganz eingenommen von Frankreich, von dem Range, den es in der Welt hatte, und von demjenigen, den es darin haben könnte, mit demselben und für dasselbe ein ungeheures Reich habe aufbauen wollen, ein leitendes Reich, von welchem alle andern hätten abhängen müssen, und er erkannte an, daß er, nachdem er diesen schönen Traum beinahe vollständig verwirklicht, es nicht verstanden habe, an der von der Natur der Dinge vorgezeichneten Grenze Halt zu machen. Darauf sprach er von seinen Generalen, seinen Ministern, gedachte Massena's, versicherte, dieser sei derjenige seiner Feldherren gewesen, der die größten Dinge vollbracht habe, sprach von Suchet (Herzog von Albufera), von dessen tiefer Weisheit im Kriege und in der Verwaltung, äußerte einige Worte vom Marschall Soult (Herzog von Dalmatien) und dessen Ehrgeize und unterhielt sich endlich über Berthier (Fürst von Neufchatel und Wagram), dessen so richtigen Verstand, Rechtschaffenheit und seltene Talente als Generalstabschef.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier diese denkwürdige Unterredung in ihrer ganzen Ausführlichkeit wiedergeben; daher nur noch Folgendes. Napoleon schloß die Unterredung im Ausdrucke tiefen Schmerzes mit den Worten: „Es ist nicht zu leugnen, ich leide, aber die Leiden, die ich erdulde, sind nichts gegen eins, das sie alle übersteigt: meine Laufbahn zu beschließen, indem ich einen Vertrag unterzeichne, worin ich kein einziges allgemeines Interesse habe stipuliren können, nicht einmal ein einziges moralisches Interesse, wie die Erhaltung unsrer Farben oder die Aufrechthaltung der Ehrenlegion! einen Vertrag zu unterzeichnen, worin man mir Geld gibt! .... Ach! Caulaincourt, wären nicht mein Sohn, meine Frau, meine Schwestern, meine Brüder, Josephine, Eugen, Hortensia, ich würde diesen Vertrag in tausend Stücke zerreißen!" Darauf fügte Napoleon mit einem doppelten Schmerz hinzu: „Und diese Demüthigungen sind nicht die letzten! ... Ich werde durch jene südlichen Provinzen reisen, wo die Leidenschaften so heftig sind. Mögen die Bourbons mich dort ermorden lassen, ich verzeihe es ihnen; aber ich werde vielleicht den Beschimpfungen jenes abscheulichen Pöbels des Südens preisgegeben werden. Auf dem Schlachtfelde sterben ist nichts, aber mitten im Kothe und unter solchen Händen! —"

Napoleon schien in diesem Augenblicke mit Grauen nicht den Tod, dem zu trotzen er zu sehr gewohnt war, um ihn zu fürchten, wohl aber eine schändliche Marter zu ahnen! ... Da er endlich bemerkte, daß sich diese Unterredung außerordentlich verlängert hatte, entschuldigte er sich, Caulaincourt so lange zurückgehalten zu haben, entließ ihn mit noch herzlicheren Ausdrücken und wiederholte, er werde ihn wieder rufen lassen, sobald er seiner bedürfe. Caulaincourt verließ ihn tief ergriffen von dem, was er gehört hatte, und erblickte in diesen langen Recapitulationen, in diesen feierlichen Urtheilen über sich und über die Andern nur einen der irdischen Größe, nicht aber dem Leben gesagten Abschied. — Er irrte sich. Es war ein dem Leben geltender Abschied, den Napoleon zu nehmen glaubte, indem er sich in dieser Weise offen aussprach. Er hatte in der That den sonderbaren und seiner nicht sehr würdigen Entschluß gefaßt, sich den Tod zu geben. Sehr thatkräftige Charaktere empfinden selten Ueberdruß am Leben, denn sie bedienen sich desselben zu sehr, um sich versucht zu fühlen, darauf zu verzichten. Napoleon, der eins der thatkräftigsten Wesen menschlicher Natur war, hatte sonach keine Neigung zum Selbstmord; er verachtete ihn sogar als eine unüberlegte Verzichtung auf die Wechselfälle der Zukunft, die stets ebenso zahlreich als unvorhergesehen für Jeden bleiben, der die vorübergehende Last der schlechten Tage zu ertragen weiß. Gleichwohl treten in jedem, selbst auf das Muthigste ertragenen Mißgeschick Augenblicke der Niedergeschlagenheit ein, wo sich Geist und Charakter unter der Last des Unglücks beugen. Napoleon hatte an diesem Tage einen jener Augenblicke unüberwindlicher Schwäche. Nachdem der auf seine Familie bezügliche Vertrag unterzeichnet, die Ehre der Monarchen als Bürgschaft dafür verpfändet und das Loos seines Sohnes, seiner Frau, seiner Verwandten gesichert schien, glaubte er seine letzten Pflichten erfüllt zu haben. Uebrigens meinte er, bei redlichen Leuten werde sein Tod den gegen ihn übernommenen Verpflichtungen einen heiligen Charakter verleihen, und indem man aufhöre, ihn zu fürchten, werde man auch aufhören, ihn zu hassen. Während er immer mehr seine Laufbahn als geschlossen betrachtete, nicht begriff, wie er auf einer kleinen Insel des mittelländischen Meeres leben solle, wo er weiter nichts thun würde, als die warme Luft Italiens zu athmen, auch nicht einmal mehr auf Familienfreuden zählte, denn in diesem Augenblicke unheimlichen Hellsehens errieth er, daß man ihm weder seinen Sohn noch seine Frau lassen werde, gedemüthigt, einen Vertrag unterzeichnet zu haben, dessen Charakter durchaus persönlich und so zu sagen pecuniair war, müde, jeden Tag den Lärm der öffentlichen Verwünschungen zu hören, während er sich mit Grauen auf seiner Reise nach der Insel Elba bereits den Beschimpfungen eines gereizten Pöbels preisgegeben sah, war ihm einen Augenblick das Leben verhaßt geworden und er entschloß sich, seine Zuflucht zu einem Gifte zu nehmen, das er seit langer Zeit für einen extremen Fall in Bereitschaft gehalten hatte. In Rußland, am Tage nach der blutigen Schlacht von Malo-Jaroslawetz, nach dem plötzlichen Einbruche der Kosaken, der seine Person in Gefahr gebracht, hatte ihm die Möglichkeit vorgeschwebt, der Gefangene der Russen zu werden, und er hatte deshalb vom Doctor Yvan eine starke Dosis Opium verlangt,

um sich der unerträglichen Marter, den Triumphwagen des Siegers zu schmücken, zu entziehen. Doctor Yvan, welcher die Nothwendigkeit einer solchen Vorsichtsmaßregel einsah, hatte ihm das verlangte Opium verschafft und Sorge getragen, es in ein Beutelchen zu verschließen, damit er es allezeit bei sich tragen könne, ohne sich jemals davon zu trennen. Nach Frankreich zurückgekehrt, hatte Napoleon es nicht vernichten mögen, sondern es in seinem Reisekästchen aufbewahrt, wo es sich noch befand.

Nach den niederbeugenden Reflexionen des Tages, während er übrigens das Loos der Seinigen als gesichert betrachtete und es durch seinen Tod nicht zu gefährden glaubte, wählte er die Nacht vom 11. April, um der Mühsal des Lebens ein Ende zu machen, die er, nachdem er sie so lange gesucht, nicht mehr ertragen konnte, und er zog den furchtbaren Trank aus seinem Reisekästchen, verdünnte ihn mit etwas Wasser, nahm ihn zu sich und ließ sich dann auf dem Bett nieder, wo er auf ewig einzuschlafen gedachte.

Entschlossen, hier die Wirkung des Giftes abzuwarten, wollte er Caulaincourt noch ein Lebewohl sagen und ihm namentlich seine letzten Absichten in Betreff seiner Frau und seines Sohnes eröffnen. Er ließ ihn gegen drei Uhr Morgens rufen, entschuldigte sich, seinen Schlaf zu stören, berief sich aber auf die Nothwendigkeit, zu den bereits ertheilten Instructionen noch einige wichtige hinzuzufügen. Seine Gesichtszüge waren beim Schimmer eines fast erloschenen Lichtes kaum zu unterscheiden; seine Stimme war schwach und bewegt. Ohne zu erwähnen, was er gethan hatte, nahm er unter seinem Kissen einen Brief und ein Portefeuille hervor und sagte zu Caulaincourt, indem er ihm Beides reichte: „Dies Portefeuille und dieser Brief sind für meine Frau und für meinen Sohn bestimmt; ich bitte Sie, sie ihnen eigenhändig zu übergeben. Meine Frau und mein Sohn werden beide der Rathschläge Ihrer Klugheit und Rechtschaffenheit sehr bedürfen, denn ihre Lage wird sehr schwierig sein, und ich bitte Sie, sie nicht zu verlassen. Dies Kästchen (er zeigte auf sein Reisekästchen), soll Eugen übergeben werden. Sie werden Josephinen sagen, daß ich ihrer gedacht habe, bevor ich vom Leben schied. Nehmen Sie diese Camee und bewahren Sie sie zum Andenken. Sie sind ein ehrlicher Mann und haben gestrebt, mir die Wahrheit zu sagen ... Lassen Sie uns umarmen!"

Bei diesen letzten Worten, die keinen Zweifel an dem von Napoleon gefaßten Entschlusse übrig lassen konnten, ergriff Caulaincourt, obgleich er nicht leicht zu rühren war, die Hände seines Gebieters und benetzte sie mit seinen Thränen. Er bemerkte in seiner Nähe ein Glas, welches noch die Spuren des tödtlichen Trankes trug. Er fragte den Kaiser, der ihn statt aller Antwort bat, sich zu fassen, nicht hinwegzugehen und ihn seine Agonie ruhig vollenden zu lassen. Caulaincourt suchte zu entschlüpfen, um Beistand zu rufen. Napoleon bedeutete ihn jedoch, erst bittend, dann im Tone des Befehls, nichts dergleichen zu thun, denn er wollte keinen Auftritt und namentlich sein verscheidendes Gesicht keinem fremden Auge aussetzen.

Caulaincourt war, gleichsam der Bewegung beraubt, neben dem Lager, wo dieses außerordentliche Dasein dem Erlöschen nahe schien, hingesunken, als sich Napoleon's Gesicht plötzlich krampfhaft zusammenzog. Er litt fürchterlich und strengte sich an, dem Schmerze Trotz zu bieten. Bald kündigten heftige Krämpfe ein bevorstehendes Erbrechen an. Nachdem sich Napoleon dieser Regung der Natur widersetzt, war er gezwungen, nachzugeben. Ein Theil des genommenen Giftes wurde in ein silbernes Becken ausgebrochen, welches Caulaincourt hielt. Dieser benutzte die Gelegenheit, sich einen Augenblick zu entfernen, um Beistand zu rufen. Der Doctor Yvan eilte herbei. Vor ihm erklärte sich Alles. Napoleon forderte seitens desselben einen letzten Dienst, nämlich eine Wiederholung der Opiumdosis, weil er fürchtete, das in seinem Magen gebliebene Gift werde nicht genügen. Der Doctor Yvan zeigte sich empört über eine solche Zumuthung. Er hatte seinem Gebieter einen derartigen Dienst in Rußland leisten können, um ihm zum Entrinnen aus einer schauderhaften Lage behülflich zu sein, aber er bereute bitter, es gethan zu haben, und entwich, als Napoleon auf seiner Forderung beharrte, aus dem Zimmer, worin er nicht wieder erschien. In diesem Augenblicke fanden sich der General Bertrand und der Herzog von Bassano (Maret) ein. Napoleon empfahl, daß man diese traurige Episode seines Lebens so wenig als möglich bekannt werden lassen möge, während er noch hoffte, es werde die letzte sein. Man hatte in der That Grund, es zu glauben, denn er schien überwältigt und dem Ende nahe. Bald fiel er in eine Ermattung, die mehrere Stunden anhielt.

Seine getreuen Diener blieben unbeweglich und bestürzt um ihn. Von Zeit zu Zeit fühlte er heftige Magenschmerzen und rief mehrmals: „Wie schwer ist es, zu sterben, während es auf dem Schlachtfelde so leicht ist! Ach! daß ich nicht bei Arcis-sur-Aube gestorben bin!"

Die Nacht ging vorüber, ohne daß neue Zufälle eintraten. Er begann zu glauben, daß er diesmal das Ende seines Lebens nicht sehen werde, und die getreuen Personen, die ihn umgaben, hofften es gleichfalls, indem sie sich sehr glücklich schätzten, daß er nicht gestorben war, ohne doch seinetwillen sehr zufrieden zu sein, daß er lebte. Inzwischen meldete man den Marschall Macdonald, welcher, bevor er Fontainebleau verließe, dem Kaiser ohne Krone noch seine Ergebenheit zu bezeigen wünschte.

„Ich werde diesen würdigen Mann sehr gern empfangen," sagte Napoleon, „doch möge er warten. Ich will nicht, daß er mich in meinem jetzigen Zustande sieht." — Der Graf Orloff erwartete seinerseits die Ratificationen, die er zu holen gekommen war. Man befand sich am Morgen des 12. April; um diese Zeit sollte der Graf von Artois in Paris einziehen, und viele angesehene Personen fühlten sich gedrängt, Fontainebleau zu verlassen. Napoleon wollte sich ein wenig erholt haben, bevor er irgend Jemand seiner Person nahe kommen ließe.

Nach einer ziemlich langen Ermattung nahmen Caulaincourt und einer der drei Männer, die in das Geheimniß dieser Vergiftung eingeweiht waren, Napoleon in ihre Arme und trugen ihn an ein Fenster, das man geöffnet hatte. Die Luft belebte ihn merklich. — „Das Schicksal hat entschieden," sagte er zu Caulaincourt; „ich muß leben und abwarten, was die Vorsehung von mir will." Darauf willigte er ein, den Marschall Macdonald zu empfangen. Dieser wurde eingeführt, ohne von dem Geheimniß, das man vor Jedermann verborgen hielt, unterrichtet zu sein. Er fand Napoleon auf einem Ruhebett ausgestreckt, erschrak über den Zustand der Entkräftung, worin er ihn sah, und drückte ihm ehrerbietig seinen Kummer darüber aus. Napoleon stellte sich, als schriebe er den Magenleiden, von denen er zuweilen befallen ward und die bereits die Krankheit ankündigten, an der er gestorben ist, den Zustand zu, in welchem er sich zeigte. Er drückte dem Marschall herzlich die Hand. — „Sie sind ein braver Mann," sagte er zu ihm, „dessen großmüthiges Benehmen gegen mich ich zu würdigen weiß, und ich wünsche, ich könnte Ihnen meine Dankbarkeit anders als mit Worten beweisen. Aber was Ehren anlangt, darüber verfüge ich nicht mehr; Geld habe ich nicht, und übrigens ist es auch Ihrer nicht würdig. Aber ich kann Ihnen ein Zeichen der Achtung geben, welches Ihnen, hoff' ich, schätzbarer sein wird."

Darauf verlangte er einen in der Nähe seines Kissens liegenden Säbel und sagte, indem er ihn dem Marschall reichte: „Hier ist Murad-Bey's Säbel, welcher eine der Trophäen von Abukir war und den ich oft getragen habe. Sie werden ihn zum Andenken an unsern letzten Umgang aufbewahren und später Ihren Kindern übergeben." — Mit tiefer Rührung empfing der Marschall diesen Beweis der Achtung und umarmte den Kaiser im Drange innigsten Gefühls. Sie schieden, um einander nicht wiederzusehen, obwohl sie Beide noch nicht am Schlusse ihrer Laufbahn angelangt waren. Der Marschall reiste sofort nach Paris ab. Auch Berthier war abgereist, indem er wiederzukommen versprochen, jedoch in einer Weise, die seinen ehemaligen Gebieter nicht überzeugt hatte. — „Sie werden sehen, daß er nicht wiederkommt," sagte Napoleon traurig, aber nicht ohne Bitterkeit zu Caulaincourt.

Inzwischen hatte Caulaincourt endlich Zeit gefunden, die Ratificationen des Vertrags vom 11. April auszufertigen und sie, mit der kaiserlichen Unterschrift versehen, dem Grafen Orloff zu übergeben. Er war zu Napoleon zurückgekehrt, welcher von Marie Louise ein äußerst zärtliches Schreiben empfangen hatte. Dieses Schreiben enthielt die befriedigendsten Nachrichten von seinem Sohne, gab ihm die vollkommenste Ergebenheit zu erkennen und sprach den Entschluß aus, sich so schnell als möglich wieder mit ihm zu vereinigen. Es machte auf Napoleon einen außerordentlichen Eindruck. Es rief ihn gewissermaßen zum Leben zurück. Seiner gewaltigen Einbildungskraft schien sich eine neue Existenz eröffnet zu haben. — „Die Vorsehung hat es so gewollt," rief er Caulaincourt zu; „ich werde leben ... Wer kann die Zukunft ergrün-

den? Meine Frau, mein Sohn genügen mir übrigens. Ich werde sie, hoff' ich, sehen, ich werde sie oft sehen; sobald man überzeugt sein wird, daß ich nicht daran denke, mein Asyl zu verlassen, wird man mir erlauben, sie zu empfangen, vielleicht auch, sie zu besuchen, und dann will ich die Geschichte dessen schreiben, was wir gethan haben . . . . Caulaincourt," rief er aus, „ich werde eure Namen unsterblich machen! . . ." Dann fügte er hinzu: „Es sind noch Gründe vorhanden, zu leben! . . ."

Indem er sich darauf mit einer erstaunlichen Beweglichkeit der neuen Existenz zuwandte, deren Bild er sich entworfen hatte, beschäftigte er sich mit den Einzelheiten seiner Einrichtung auf der Insel Elba und sprach die Absicht aus, daß Caulaincourt selbst sowohl zu Marie Louise als zu den Monarchen gehen sollte, um die Weise zu reguliren, in welcher seine Frau sich wieder mit ihm zu vereinigen hätte. Er war nicht darauf bedacht gewesen, sich Geld zu reserviren; der ganze Schatz der Armee war für den Sold erschöpft worden. Marie Louise war noch im Besitz von einigen Millionen. Seine Absicht war, sie ihr zu lassen, damit sie den Dienst Niemandes, namentlich nicht ihres Vaters, in Anspruch zu nehmen haben möchte. Nur nachdem die Nothwendigkeit, seine Zuflucht zu diesem einzigen Hülfsmittel zu nehmen, nachgewiesen war, willigte er ein, daß man mit ihr theilen möchte. Er beauftragte Caulaincourt, sich zu ihr zu begeben und ihr wiederholt zu rathen, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz zu verlangen, welcher ihr, vielleicht durch ihre Gegenwart gerührt, Toscana bewilligen würde. Sie sollte sich alsdann über Orleans auf der Straße des Bourbonnais bei ihm einfinden. Indeß empfahl er Caulaincourt ausdrücklich, Marie Louise nicht zur Wiedervereinigung mit ihm zu drängen, sondern sie in dieser Hinsicht ihre Entschlüsse aus eigenem Antrieb fassen zu lassen, „denn," sagte er mehrmals, „ich kenne die Frauen und besonders die meinige! Statt des Hofes von Frankreich, so wie ich ihn geschaffen habe, ihr ein Gefängniß anbieten, heißt sie auf eine sehr harte Probe stellen! Wenn sie mir ein trauriges oder gelangweiltes Gesicht brächte, würde ich untröstlich darüber sein. Ich will lieber die Einsamkeit als den Anblick der Traurigkeit und der Langenweile. Wenn ihr Herzensdrang sie zu mir führt, werde ich sie mit offenen Armen empfangen; außerdem mag sie in Parma oder Florenz bleiben, da, wo der Sitz ihrer Regierung sein wird. Ich werde nur meinen Sohn von ihr verlangen."

Nachdem Napoleon diese Bedenken geäußert, beschäftigte er sich mit den Einzelnheiten seiner Reise. Man war übereingekommen, ihn durch Commissare der Mächte nach der Insel Elba begleiten zu lassen, und es schien ihm besonders an der Gegenwart des englischen Commissars gelegen zu sein. — „Die Engländer," sagte er, „sind ein freies Volk und sie achten sich." — Nachdem alle diese Einzelheiten geordnet waren, trennte er sich von Caulaincourt und wiederholte ihm die Versicherungen unbedingten Vertrauens und ewiger Dankbarkeit. Caulaincourt reiste ab, um seine Mission bei Marie Louise und bei den Monarchen zu erfüllen.

Die freiwilligen Rifle-Corps in England.

Die häßliche, scharlachrothe Soldaten-Uniform mit dem scheußlichen Pelzthurm auf dem Kopfe gilt in England ungefähr ebensoviel, wie die Zuchthausjacke oder irgend ein Kainsstempel. Nur aus den niedrigsten, verwahrlosesten Schichten der englischen Hefe kauft der Werbeofficier unter falschen Vorspiegelungen und unterstützt von Bier, Gin, Tanz, Kneiperei und Tanzmusik, seine frische Waare für das schauderhaft casernirte und gefütterte, hoffnungslose, avancementsunfähige, noch mit Knute und „neunschwänziger Katze" tractirte, gemeine Linien-Heer. Blos bis zum Corporal kann's der gemeine Soldat bringen und dies nur unter seltenen, günstigen Umständen. Bis zur nächsten höheren Stelle gähnt eine unüberwindliche Kluft, jenseits welcher nur Söhne und Taugenichtse der Aristokratie und des großen Capitals die Officierstellen für schweres Geld kaufen, aber nicht durch Verdienst und Talent erwerben können. Deshalb sind auch die fabelhaft kostbaren Officier-Uniformen in gebildeter, civiler Gesellschaft so mißliebig, ja unmöglich, daß es keinem Lieutenant, Major oder General je einfällt, sich, wenn nicht pflichtmäßig „im Dienste", öffentlich oder in Gesellschaft uniformirt und wohl gar mit scandalirendem, das Straßenpflaster mißhandelndem Schleppsäbel, wie es der Berliner Lieutenant so sehr liebt, zu zeigen.

Da es nun überhaupt in England verhältnißmäßig die wenigsten Soldaten gibt und die gemeinen außer Dienst nie mit Waffen ausgehen dürfen, fällt das englische Leben im Vergleich zu Ländern wie Preußen und Frankreich, wo man sich öffentlich vor Soldaten und Säbeln oft kaum retten kann, erfreulich durch seine freie, civile, uncasernirte Bewegung auf. Freilich ging daraus eine andere, langweilige, viel ödere Uniformirtheit hervor, die des mercantilen schwarzen, gebürsteten, schauderhaften französischen Hutes, dieser lächerlichen „Angströhre" mit Backenbärtchen, steifen Vatermördern und fast immer schlecht sitzenden schwarzen, kellner- und bedientenhaften Leib- oder Oberröcken darunter. So eine dicht gedrängte Versammlung von Börsenmännern und City-Herren, von oben gesehen, gleicht einem kohlschwarzen, wimmelnden Sumpfe statt einer Schaar von Männern.

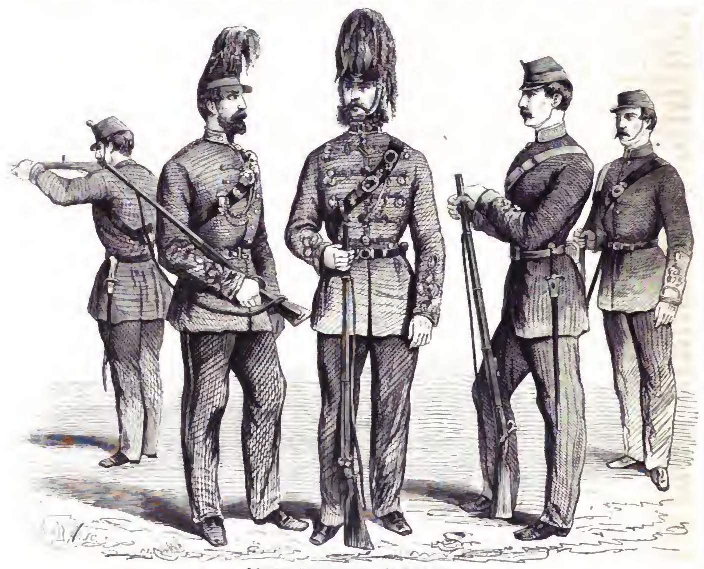
Die Trostlosigkeit dieser civilen, mercurialen Kleidungs- und Lebensweise ist zu schwer zu ertragen, als daß sich nicht wenigstens in der Jugend Sehnsucht und Streben nach freundlicheren Formen hätte regen sollen. Dieser Umstand ist nicht zu übersehen, wenn wir uns die neuen Lebensbilder, die jetzt durch die Straßen Englands ziehen und alle civilen Kreise durchdringen, hinlänglich erklären wollen. Aber wir geben einen tieferen, bedeutungsvolleren Grund zu und an. Das Vaterland war und ist wirklich in Gefahr, wie jedes Land in Europa, das unter Palmerston's und anderer hoher politischer Herren pflegeväterlicher Zärtlichkeit den größten und energischsten Charlatan aller Zeiten wachsen und so gedeihen sah, daß Niemand mehr seiner Wäsche auf dem Zaune sicher ist.

England hat wenig, theuere und gegen Palmerston's intimsten Zögling und Freund unzureichende Soldaten. Außerdem ist die Politik dieser kindisch gewordenen Greise, welche England regieren, dem starken, schlauen, consequenten allgemeinen Feinde Europa's gegenüber so schwach, so unzuverlässig, daß das in England plötzlich sich verwirklichende Wunder einer allgemeinen Volksbewaffnung nur aus diesem Umstande in seiner wahren Bedeutung sich begreifen läßt. Das Gefühl allgemeiner Unsicherheit und des Mißtrauens in die Kraft und den guten Willen der englischen Regierer, die Enthüllungen über Schwäche und Schwindeleien der Admiralität, welche sich Jahr aus Jahr ein eine ungeheuere „Canalflotte" mit Millionen bezahlen ließ und eigentlich nur wenige Schiffe als gesund und gerüstet aufweisen kann, die täglichen unheimlichen Gerüchte von drüben, dem Lager des „Alliirten", des Busenfreundes des englischen Regierer-Chefs, dessen Rüstungen, Kriegshäfen, Legionen und Lügen — dies zeugte chronischen, panischen Schrecken in England, allgemeine Entrüstung und allgemeine Rüstung. Freiwillige Volksheere sprangen wie aus der Erde über Nacht empor. Die regierenden Classen, ebenfalls in peinlichster Furcht vor den Folgen der Palmerston'schen Politik für Busenfreund Napoleon, hatten wenigstens so viel Einsicht, diesem Geiste allgemeiner Volksbewaffnung — den man in despotischen, militairischen Staaten als ein revolutionaires Element grimmig haßt und verfolgt — nicht nur nicht entgegen zu treten, sondern ihn zu begünstigen, durch vortreffliche Waffenlieferung zu kräftigen und ihn für sich zu gewinnen. Dies ist ihnen so sehr gelungen, daß man in den Rifle-Corps-Freischaaren ein conservativ-patriotisches Element geschaffen und erzogen haben mag, und England, von Soldaten und Marine, von Regierung und Parlament im Stiche gelassen, nun auf seine gleichsam aus Nichts geschaffenen Freischaaren sein Vertrauen zusammendrängt.

Die eigentliche Militair-Aristokratie — mit Robert Peel im Parlamente an der Spitze — spottet und höhnt zwar über diese „Soldatenspielerei" nach Kräften, aber die bedeutendsten Herren des Ober- und Unterhauses und der Armee stehen an der Spitze dieser Spielerei und der nationalen Association, welche sich zur Förderung des Rifle-Corps-Wesens gebildet hat. Selbst Palmerston ist Mitglied dieser Association, und der Herzog von Cambridge, Chef des ganzen englischen Heeres, — florirt und fungirt als Oberst der City-Rifle-Brigade.

Diese Brigade, etwa 1200 Mann stark, aus Jünglingen und Männern der City, also aus jungen Kaufleuten aller Nationen bestehend und eins der besten und ansehnlichsten Corps, hatte am ersten Sonnabend des Mai Revue und Parade vor ihrem stattlichen Oberst und zwar auf dem großen Platze vor dem Sitze der Roß-Garde in St. James-Park, dem eigentlichen Brennpunkte und Neste aller Militair-Aristokratie und ihrer „nobeln Passionen". Diese Kühnheit der soldatenspielenden City-Kaufleute mag den nobeln Herren der Roß-Garde zu nahe getreten sein. Die englischen Zeitungen berichteten zum Theil weitläufig, mit Humor oder Entrüstung, über die Scenen vor der Parade, dem vielleicht aus 20,000 Köpfen bestehenden Pöbel, der die 1200 harmlosen jungen Kaufleute, die natürlich nicht einhauen durften, Stunden lang auf das Roheste und Brutalste drängte, stieß, mit Spott- und Schimpfreden tractirte und ihnen immer wieder jede Möglichkeit nahm, sich irgendwie soldatisch zu entfalten und zu bewegen. Erst nach langer Quälerei erschienen acht Dragoner zu Pferde, die vom Pöbel als „Reg'lars", Reguläre, als officielle, königliche Soldaten mit Jauchzen begrüßt und so auffallend respectirt wurden, daß es diesen acht Mann mit einem Male gelang, was die 1200 Freischaaren theils mit Bitten, theils mit Drohungen ebenso vergebens versucht hatten, wie die Policemen.

Die Zeitungen schwiegen über die Gründe und Motive dieser auffallenden Erscheinung, die sich bei ähnlichen Revuen anderer Freicorps ähnlich wiederholte, so daß ein Chef, der Earl von Grosvenor, bei einer solchen Gelegenheit äußerte, er wolle seine Schaaren lieber gegen einen Feind führen, als in der Mitte solchen Pöbels des Landes friedlich paradiren. Die Sache, die bis jetzt von der freien Presse Englands mit Stillschweigen übergangen ward, ist, daß die eigentliche Militair-Aristokratie die freien Schaaren des Volkes lächerlich zu machen, in Mißcredit zu bringen, zu ermüden, mit dem unbewaffneten Volke und Pöbel in Reibung, Streit und Conflict zu bringen sucht. Sie bezahlt gute, tapfere Exemplare des Pöbels, damit Straßenjungen und Lumpenhaufen aller Art unter Führung und Anreizung derselben durch ihre Masse und Frechheit vielleicht einmal so etwas wie Bürgerkrieg hervorrufen, der ja schon drohen würde, wenn einmal einzelne entrüstete Freischaaren diesen oder jenen Spotteufel verwundeten oder gar niederschössen. Dann würde man schreien: Entwaffnung! Fort mit den Freischärlern, die nur das Geschäft und die Ehre des eigentlichen Militairs beeinträchtigen und den Bürgern des Landes mehr Gefahr bringen, als ein Feind von außen! —



Die Büchsen-Freicorps in England.

Civildienst. — Irländisches Corps. (Dunkelgrau.) — Sechs-Fuß-Volontair-Garde. (Roth mit Silber gestickt.) — Westminster-Corps. (Hellgrau.) — Postbeamten-Corps. (Dunkelgrau.)

So etwa speculirt und intriguirt Englands „Junker-Partei", die sich im Wesentlichen überall gleich bleibt. Sie ist in diesem Falle nicht stark, da die Freischaaren durch ihre Officiere, die ihnen zur Wahl aus der Militair-Aristokratie selbst vorgeschlagen werden (die geringeren Officierstellen werden durch Wahl aus ihrer Mitte besetzt), mit den höchsten Ständen des Landes freundschaftlich verbunden sind und vom Ober- und Unterhause, von der nationalen Association, von der Regierung, der Presse und dem Volke gestützt und getragen werden. Gefährlich bleibt das Spiel der Junker-Partei freilich immer. Wie leicht können einmal in einem unglücklichen Augenblicke ein Paar Gewehre „von selbst" losgehen!

Bis jetzt sind die Freischaaren in England eine herrliche,

malerische, patriotische, frische Erscheinung, eine Schöpfung freier Männer und Jünglinge, ein starkes, wundervolles Werk des Volks. Daß auf Bällen und Paraden, bei Wahlen und Streitigkeiten um Officierstellen, in Gesellschaften und öffentlichen Versammlungen sich Einzelne durch Renommisterei und Uniformen-Eitelkeit, Anmaßung oder Rohheit lächerlich und verächtlich machen, kann das frei und bunt zusammengesetzte Freischaarenwesen selbst noch nicht in Verruf bringen. Kern und Wesen der Sache ist und bleibt eine wie aus Nichts d. h. aus der freien Begeisterung des Volkes geschaffene freie Wehrkraft von mindestens 100,000 Mann, die durch ihren freien Dienst und ihren Patriotismus ersetzen, was ihnen an steifen Exercirkünsten und Parade-Linie fehlen mag.

Der allgemeine Feind Europa's und Busenfreund Palmerston's nöthigt auch Deutschland zur Verstärkung seiner Wehrkraft. Man verlangt zu diesem Zwecke so und so viel Millionen von Thalern und so und so viel Hunderttausende von jungen Arbeitern, die man für das Geld zu Soldaten machen will. Warum macht man's nicht wie in England? Bewaffnet euch oben mit der Liebe des Volkes und erlaubt ihm nur, sich wehrkräftig zu organisiren, so seid ihr vor allen Napoleons sicher und braucht dem ausgesteuerten Volke nicht erst Millionen abzunehmen und aus freien Männern und Arbeitern Soldaten zu machen!

Die englischen Freischaaren, jetzt bereits 120,000 Mann stark, bleiben schaffend und wirkend im bürgerlichen Leben und widmen nur frei ihre Freistunden den Uebungen, die zum Schießen und Schlagen, für Wehr und Waffe nothwendig sind. Welch' ein Unterschied zwischen dem Soldatenthum und der freien Wehrkraft des Volkes! Wir leugnen nicht, daß die jetzigen Zustände der Taktik und Strategie große Massen regulairer, geübter Truppen unerläßlich machen. Ohne diese würden Freischaaren kaum ihr Land vertheidigen können. Furchtbarer aber ist die Thatsache, daß das „herrlichste Kriegsheer" ohne freie Wehrkraft des Volks Land und Leute weder vor äußeren noch vor inneren Feinden schützen kann.

Nebensache, aber gar nicht zu übersehen dabei ist, daß die freien, bewaffneten Männer und Jünglinge durch die Uniformen, die sich die einzelnen Corps selbst wählen, etwas Malerisches und Mannichfaltiges in das sonst ziemlich öde civile Leben bringen. London sieht tausendmal interessanter aus, seitdem Tausende von Waffenröcken freier Wehrkraft sich zwischen civilen Röcken und Leibröcken hindurch drängen. Die Uniformen haben alle etwas Aehnliches, sind aber doch hinlänglich verschieden, sodaß militairische Einförmigkeit und Steifheit vermieden ward. Kein Freicorps nahm die von der Regierung vorgeschlagene Modell-Uniform an. Nur die königlichen Westminsters und das Juristen-Freicorps bequemten sich dazu, sie für sich umzuändern. Alle Anderen wählten nach eigenem Geschmack. Die „Westminsters der Königin" tragen sich hellgrau mit rothen Aufschlägen, bronzenen Knöpfen und sonst fast ganz ohne Putz. Das braune Lederzeug sichert Neutralität allen Farben, die den Linientruppen oft so aufgeflickt sind, als sollten sie bunte Käfer darstellen. Auch die Juristen haben sich ähnlich uniformirt, wie die Westminsters.

Die „Königl. Londoner Irländischen Riflers" machen schon mehr Staat mit ihren dunkelgrauen, reich mit Silber und grauer Seide gestickten Waffenröcken, smaragdgrünen Einfassungen und schwarzen Gürteln mit Silberschnallen. Auf der halb czakoartigen Kopfbedeckung flattern braune, glänzende Federn. Die Irländer haben's gern etwas lustig und flatterig. Die Postbeamten riseln in Dunkelgrau mit schwarzem Besatz, dunkler Forage-Mütze, schwarzen Gurts und bronzenen Ornamenten. Aehnlich kleiden sich die „Civil-Dienst-Corps", nur daß sie sich an die Mütze oben eine geschmacklose, lächerliche „Knuppe" gesteckt haben. Am meisten fallen die „Sechs-Fuß-Frei-Garden" auf; sie haben die schauderhafte englische Soldatenfarbe — gekochtes Krebsroth — für ihre Waffenröcke gewählt und sie mit Silber sticken lassen. Der Helm besteht aus lackirtem Leder, Silberbesatz und wehenden, dunkelbronzenen Federn. Das sind einige Andeutungen. Die Abbildung sagt das Uebrige. Wir gehören nicht zu den weisen, wissenschaftlichen Landesvätern, die über einen Knopf oder eine Schnalle dieses oder jenes Regiments lange und tief nachdachten und die Welt dann und wann durch einen Knopf mehr oder weniger als Reformatoren überraschten. — London und England schwärmt von verschieden uniformirten Freischaaren, die im Juli nach deutschem und schweizerischem Muster ein großes Schützenfest halten werden, wozu sich die Königin bereits angesagt hat. Alle sind von der Regierung mit herrlichen, langen Rifle-Büchsen versehen, den „Enfield-Rifles", die in Enfield unweit London mit 100,000 Dampf-, Pferde- und noch mehr Menschenkraft seit Jahren Tag und Nacht auf das Vollkommenste und Massenhafteste fabricirt werden. Die 120—150,000 Mann werden die „Rothhosen" sehr warm empfangen, wenn sie es wagen sollten, das Annectiren bis über den Canal auszudehnen.

Zum deutschen Turn- und Jugendfest in Coburg

am 17. und 18. Juni.

Brüderlich in ernster Stunde
Ist die deutsche Jüngerschaft
Hier vereint zum großen Bunde
In dem Vollgefühl der Kraft;
Und die alte heil'ge Treue
Für das deutsche Vaterland
Schlinget wiederum auf's Neue
Hier um uns ihr ehern Band!

Lieb' im Herzen, Licht im Kopfe,
Manneskraft im deutschen Arm,
Bittern Haß jedwedem Zopfe,
Alle Brüder, — reich und arm;
Frisches freudiges Genießen,
Wo das Leben Blumen beut, —
Festen Muth im Kampf und Leiden
Und im Tode Freudigkeit.

Ob im schlichten Leinenkittel,
Ob an Armuth wir gewöhnt, —
Ob uns Reichthum ward und Titel,
Allen eine Losung tönt:
Vorwärts! Vorwärts! rauscht die Mahnung
Durch der deutschen Männer Reih'n:
Bald erfüllet wird die Ahnung,
Deutschland frei und einig sein!

Vorwärts! in der Eichen Sausen,
Vorwärts! tönt es auf den Höh'n,
Vorwärts! in der Wellen Brausen,
Wo die deutschen Ströme geh'n;
Vorwärts, Männer! vorwärts, Jugend!
Vorwärts Alle! Seid bereit!
Nur der Kampf bewährt die Tugend,
Stählt die deutsche Einigkeit!

Klopft dann an die rothen Hosen
Keck der Franzmann über'm Rhein,
Mag aus Angst vor den Franzosen
Immer der Philister schrei'n.
Fest wird Deine Jugend bleiben,
Deutschland, frisch und unerschlafft, —
Wie die Stürme mögen treiben,
Ewig währt die deutsche Kraft!

Wenn die Deutschen recht nur wollten
Treu und einig für und für,
Unter'm Banner schwarz-roth-golden,
Unter'm alten Reichspanier:
Hoch das Schwert in unsrer Rechten,
Jeder deutsche Mann ein Held,
Könnten wir getrost dann fechten
Gegen eine ganze Welt!

Hebt die Herzen und die Hände
Hoch zum heil'gen Schwure auf:
Wie sich auch das Schicksal wende,
Wie auch sei der Zeiten Lauf:
Jeden Fußbreit deutscher Erden
Schützen wir mit starker Hand,
Frei und einig muß es werden,
Unser deutsches Vaterland!

F. S.

Blätter und Blüthen.

Eine Nacht unter Wölfen. „Vor einer Reihe von Jahren zog ich mit meiner Familie nach Wisconsin," erzählte mir ein alter Farmer, „und siedelte mich in einem Walde an, wo wir etwa zehn Meilen von der nächsten Ortschaft entfernt waren, und fünf Meilen von uns der nächste Nachbar wohnte. Ringsumher war Wald, und in diesem gab es so viel wilde Thiere und schwärmten so zahlreiche Indianer, daß meine Freunde im Osten, denen ich unsere Lage schilderte, ihre Besorgniß für unsere Sicherheit äußerten und erklärten, sie würden sich weniger darüber wundern, wenn sie einmal hörten, daß wir sämmtlich todtgeschlagen oder aufgefressen seien, als wenn ich ihnen meldete, daß wir noch am Leben seien. Ich selbst fühlte mich jedoch wenig beunruhigt darüber, und ebensowenig war es meine Frau, die so muthig ist, wie der beste Jäger; aber wir hatten drei Kinder, deren ältestes erst zehn Jahr alt war, und manchmal, wenn ich fern vom Hause war und das Brummen eines Bären, das Geheul von Wölfen oder den Schrei eines Panthers hörte, schlug mir das Herz bei dem Gedanken an meine Kleinen.

Zuerst erschreckte sie dies Geschrei und Geheul der wilden Thiere zur Nachtzeit sehr, und auch meine Frau sowie ich selbst fuhren zuweilen auf, wenn uns die Schreie der Panther wie Indianerrufe vorkamen; mit der Zeit gewöhnten wir uns jedoch an diese Töne und kümmerten uns nicht darum, und als ich erst ein Paar Acker um unsere Hütte entwaldet und eingezäunt hatte, hielten sich die Bestien ferner von uns, als verständen sie, daß sie da, wo Menschen sich angesiedelt, nichts mehr zu thun hätten. Ab und zu schoß ich auch ein Paar todt und lichtete dadurch ihre Reihen, so daß sie uns immer weniger belästigten. In dem ersten Jahr gerieth ich zwar einmal durch einen Bären, und ein andermal durch einen Panther in Gefahr, die mich anfallen wollten, doch diese Abenteuer sind nichts gegen ein anderes, das ich im zweiten Winter zu bestehen hatte, wo ich eine Nacht mitten unter Wölfen zubringen mußte.

Es war ein kalter Morgen und der Boden ringsum mit festgefrorenem Schnee bedeckt, als ich eines meiner Pferde für meine Frau sattelte, die nach der Colonie in unserer Nachbarschaft reiten wollte, um etwas zu kaufen. Obwohl ihre eigenen Kleider sie gut einhüllten, gab ich ihr noch einen weiten Büffelrock um und bat sie beim Abschiede, ja recht zeitig aufzubrechen, weil es bei Nacht in den Wäldern vielerlei Gefahren gibt.

Den ganzen Tag über fühlte ich mich unruhig und es war mir, als könnte sich irgend etwas ereignen, und als ich die Sonne sich neigen sah und noch keine Spur von meiner Frau erblickte, griff ich unwillkürlich nach meinen Pistolen, meiner Büchse, Jagdmesser und Schießbedarf, sattelte mein zweites noch wenig zugerittenes Pferd, bat die Kinder, nicht über die Schwelle zu gehen, schloß das Haus und ritt meiner Frau entgegen, die ich bei jeder Wendung des Weges zu treffen hoffte. Immer wieder fand ich mich jedoch getäuscht, ich sah nichts von ihr und wurde immer unruhiger, je mehr Meilen ich zurücklegte.

Es wurde gerade dunkel, als die Lichter der Pflanzungen mir entgegen schimmerten; ehe ich diese jedoch erreichte, sah ich meine Frau eilig auf mich zukommen. Sie war durch einen alten Bekannten aus dem Osten, der Neuigkeiten brachte, und durch das Abendessen aufgehalten worden, die Zeit war ihr vergangen, sie wußte nicht wie, und sie war herzlich erfreut, daß ich ihr entgegenkam. Ich selbst war gleich froh, sie gesund wiederzusehen. Als ich ihr von meinen bösen Ahnungen sprach, wollte sie nichts davon wissen, sondern lachte mich aus, indem sie muthig ihr Roß vorwärts trieb.

Wir ritten im scharfen Trabe durch einen dichten, finstern, unheimlichen Wald, der unsern Weg von beiden Seiten begrenzte, und hatten etwa fünf Meilen zurückgelegt, als wir durch eine Reihe lange anhaltender Klagetöne alarmirt wurden, die von verschiedenen Entfernungen und Richtungen auf uns zudrangen, und bei denen wir uns nach unserer Erfahrung sagen mußten, daß sie von Wölfen herrührten, die sich durch den Wald einander zuheulten.

Die Wölfe dieses Landes gehören der größeren, wilderen Art an, und wenn sie sich auch einzeln nicht leicht an einen Menschen wagen, so thun sie es doch in Rudeln, wenn sie der Hunger treibt, wie es zu dieser Jahreszeit häufig geschieht, und ich war nicht ohne Besorgniß, daß uns dies begegnen könne. Wir trieben unsere Pferde zur Eile an, aber je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr fühlte ich mich beunruhigt, denn das Geheul kam uns immer näher. Wir ritten gerade durch eine tiefe Schlucht, wo ein Paar große alte Bäume ihre Riesenzweige über ein Dickicht streckten, als ich das Geheul dicht bei uns hörte. Im nächsten Augenblick erschütterte das Gebüsch, und es kamen sechs oder acht große Wölfe zum Vorschein, die rasend vor Hunger hinter uns herstürmten. Dies geschah so plötzlich und unerwartet, daß meine Frau aufschrie und den Zügel fallen ließ, worauf ihr Pferd, sich bäumend und hinten ausschlagend, sie abwarf und mitten unter die wilden Bestien schleuderte, deren Augen im Dunkeln wie feurige Kohlen glühten.

Glücklicherweise erschreckte der plötzliche Fall auch sie, so daß sie zurückwichen und meiner Frau Zeit ließen, den Büffelrock so dicht um sich zu ziehen, daß sie für's Erste vor ihren Bissen sicher war. Gleich darauf sprangen aber die wildesten Thiere auf sie, auf mich und die Pferde los. Das meiner Frau schüttelte sie ab und entfloh, das meine stieg und schlug in solcher Weise um sich, daß ich zu keiner meiner Waffen gelangen konnte und alle Kraft daran setzen mußte, es zu halten und sein Fortlaufen mit mir zu verhindern.

Das waren furchtbare Augenblicke der entsetzlichsten Angst, bis ich mich aus den Steigbügeln losmachen und mit einem Schrei zu Boden springen konnte. Dabei entglitt mir die Büchse und entlud sich selbst, und durch den Knall erschreckt, flog mein Pferd wie ein Blitz über den gefrorenen Schnee davon. Glücklicherweise hatte ich meine Pistolen und mein Jagdmesser gut zur Hand, so daß ich sie gleich gebrauchen konnte. Ich war furchtbar aufgeregt und konnte zuerst nichts anders denken, als daß mein geliebtes Weib, die Mutter meiner Kinder, unter drei oder vier dieser Bestien lag, die ihr an's Leben wollten; so faßte ich in halbem Wahnsinn in jede Hand eine der Pistolen, deren Hahn ich rasch gespannt hatte, sprang mitten unter meine Feinde, setzte die Mündung an ihre Köpfe und schoß beide Läufe zugleich ab.

Beide Schüsse trafen Gott sei Dank, zwei Bestien rollten zurück und wälzten sich in ihrem Blute, worauf die andern, als sie dieses witterten, über sie mit Wuth herfielen, sie wörtlich in Stücke rissen und vor meinen Augen, beinahe über dem Körper meiner Frau verschlangen, was mir in kaum einer Minute zu geschehen schien. Nachdem ich mich durch ein Paar Fragen vergewissert, daß meine Frau am Leben und unverletzt war, bat ich sie, ruhig liegen zu bleiben, hob meine Büchse auf und lud sie und meine Pistolen mit größter Eile. So wie ich die erste Kugel heruntergestoßen hatte, fühlte ich mich in Versuchung, noch eine Bestie todtzuschießen, aber in diesem Augenblick hörte ich neues fernes Geheul, und da ich fürchten mußte, es werde ein zweites Rudel herankommen, bewahrte ich meine Frau für die nächste größte Gefahr und lud rasch die Pistolen. Während dieser Zeit stahlen sich die ersten Angreifer, die sich vollgefressen hatten, nach und nach hinweg, aber das Geheul der andern kam immer näher und warnte mich, auf der Hut zu sein. Ich hatte gerade meine Frau noch dichter eingehüllt, das Beste, was ich jetzt für sie thun konnte, und mich mit den Pistolen in der Hand zur Vertheidigung vor sie hingestellt, als acht bis zehn neue wilde Bestien aus dem Gebüsch hervorsprangen. Es entstand eine kurze Pause, als sie mich erblickten und mit ihren mordfunkelnden Augen anstierten, dann kamen sie unter furchtbarem Geheul immer näher und umgaben mich im Kreise, so daß der Raum zwischen ihnen und mir immer enger wurde. Endlich sprang einer, der kühner und hungriger war, als die andern, vorwärts und erhielt sogleich einen Pistolenschuß zwischen die Augen, der ihn auf den Schnee warf, worauf die andern ebenso wie vorher über ihn herfielen und ihn verschlangen. Ich hatte aber nicht Zeit, mir Glück hierzu zu wünschen, denn gleich darauf fühlte ich die nagenden Bisse einer Bestie an meinem Schenkel und konnte mich nicht enthalten, einen Schrei auszustoßen. Meine arme Frau hörte und erwiderte ihn; sie glaubte, es sei vorbei mit mir, und war eben im Begriff, aufzuspringen und dem Furchtbarsten entgegenzutreten; ich rief ihr jedoch zu, sie solle sich nicht rühren, setzte die Pistole an den Kopf meines Angreifers und streckte ihn todt zu Boden. Noch hatte ich meine Büchse als Reserve, erhob sie und entlud ihren Inhalt auf das heulende Rudel. Wie viel ich erlegte, weiß ich nicht, aber ich sah, daß sie sofort aus meiner nächsten Nähe flohen, einige hinkten und wurden beim Fliehen von den andern angefallen.

Das kam mir wie eine zweite wundervolle Rettung vor, und obwohl meine Wunde mich etwas schmerzte, hielt ich mich ruhig und fand zu meiner Freude, daß sie nicht tief und gefährlich war. Hastig lud ich meine Pistolen und die Büchse wieder, und ließ darauf meine Frau aufstehen, die mich zärtlich umarmte und Gott für unsere Rettung dankte.

„O unsre lieben Kinder," rief sie voll mütterlicher Zärtlichkeit aus, „wie wenig wissen sie, daß sie nahe daran waren, Waisen zu werden, allein mitten in der furchtbaren Wildniß! Komm, laß uns rasch nach Hause, zu unsern Kindern, solange noch Zeit ist."

„Wir haben keine Zeit mehr," rief ich düster aus. „Horch! Da kommen mehr von unsern Feinden. Hörst Du?"

„Und kommen sie hierher?" fragte sie zitternd.

„Ich fürchte es."

„O Gott, was soll dann aus uns werden?" fuhr sie jammernd fort, „ich fürchte, wir überleben den dritten Angriff nicht."

„Ich sehe nur einen Weg der Rettung," erwiderte ich ängstlich. „Wir müssen auf einen Baum klettern und den Morgen abwarten."

„Doch da frieren wir zu Tode," sagte sie darauf.

„Ich hoffe, das soll nicht geschehen. Jedenfalls haben wir keine Wahl. Der Büffelrock wird Dich vor der Kälte schützen, wie er Dich vor den Wölfen bewahrt hat, und ich will suchen, mich durch Auf- und Abklettern und das Aufstampfen der Füße warm zu halten."

„Doch warum zünden wir nicht ein Feuer an?" fragte sie rasch, und ihre Stimme wurde wieder lebendiger, als eine neue Hoffnung sie durchdrang, die ich aber leider nicht theilen konnte.

„Aus zwei Gründen nicht. Erstens haben wir keine Zeit dazu — hörst Du nicht das Geheul des hungrigen Rudels? — und zweitens fehlt uns das Brennmaterial, da die losen Zweige unter dem Schnee liegen."

„Dann möge Gott uns helfen," stöhnte meine Frau, „hier scheint nichts als der Tod für uns zu sein. O meine armen, lieben Kinder! O großer Gott, laß sie nicht diese Nacht zu Waisen werden!"

Ich bat sie, Muth zu fassen und nicht zu verzweifeln, wählte einen großen Baum aus, dessen untere Zweige stark und breit waren und von unsern Feinden nicht erreicht werden konnten, half meiner Frau hinaufsteigen und kletterte ihr nach. Es war gerade Zeit dazu, denn kaum hatten wir uns in eine bequeme Stellung gesetzt, so kam ein neues Rudel hungriger, wild heulender Bestien an, die ihre Feueraugen gierig nach uns emporrichteten. Wir waren sicher, mußten aber eine lange furchtbare Nacht zubringen und auf ihr scheußliches Kampfgeheul hören, während wir schmerzerfüllt an unsre Kleinen daheim dachten. Die Nacht war entsetzlich kalt, und trotz meiner Bemühungen, mein stockendes Blut in Umlauf zu erhalten, wurde ich noch vor Morgen so benommen, daß ich mich aufgegeben hätte und gestorben wäre, wenn mich nicht meine Frau fortwährend flehend gebeten hätte, um Gotteswillen auszuhalten und sie nicht zur Wittwe und unsre Kinder zu vaterlosen Waisen zu machen.

Endlich dämmerte der Morgen, und nie wurde das Tageslicht mit größerer Freude begrüßt. Unsre Feinde stahlen sich allmählich hinweg und ließen uns allein. Sowie sie fort waren, glitt ich herunter und brachte durch Umherlaufen etwas Wärme in meine Glieder. Dann half ich meine Frau herunter, und wir eilten nach Hause. Ich brauche wohl nicht

zu sagen, daß wir gerade zur rechten Zeit kamen, um unsre armen zu Tode erschreckten Kinder aus ihrer Angst zu befreien. Sie sprangen, als sie uns kommen sahen, halb sinnlos vor Freude uns entgegen und stürzten in unsre Arme."

Zwei Momente aus dem deutschen Befreiungskriege. Als zu Anfang des Jahres 1813 in Preußen die Flammen der Begeisterung zu einer Riesenlohe emporschlugen und es nicht anders war, als wenn auf allen Straßen Alarm geblasen, Generalmarsch geschlagen würde und auf den Bergen die Flammenzeichen gebrannt hätten, als die Hoffnung durch alle Herzen sang und klang und begeistert von Kanzel und Katheder tönte — da war wohl die Freude bei den Lenkern des Staates und bei allen, die auf diesen Aufschwung durch jahrelanges Arbeiten hingewirkt hatten, groß und überwältigend. Aber mancher von ihnen konnte sich doch bei alledem einer gewissen Besorgniß nicht erwehren, was da werden sollte, falls der bevorstehende Kampf nicht schnell beendet würde. So war es der herrliche Gneisenau vor Allen, dem vor solchem Falle bangte und der, wenn auch hoch beglückt über die patriotische Erhebung, sorgenvoll äußerte: „Aber wenn, was Gott verhüte, der Krieg jahrelang dauerte, dann mag Gott wissen, was aus uns allen werden wird. Das Blut der Männer des dreißigjährigen Krieges steckt noch in uns, und eine lang genährte Erbitterung würde dann Verwilderung und durch diese eine wechselnde Zerstörung hervorrufen, unser Erbfeind aber wie damals jubeln."

Gneisenau war es aber auch vor Allen, der mit Blücher auf die Verkürzung des Krieges durch kühne und geniale Unternehmungen hinarbeitete, und der mit Blücher und dem ganzen Hauptquartier der schlesischen Armee den Geist wach hielt, mit dem der heilige Kampf begonnen worden. Jede Ausschreitung, mochte sie noch so gering sein, wurde streng geahndet, und es kamen dergleichen eigentlich nur in Frankreich und auch nur ganz vereinzelt vor. Ja dieselben verschwinden gänzlich, wenn man sie vergleicht mit dem langjährigen Auftreten der Franzosen in Deutschland. Aber in reichster Fülle wissen die Annalen des schlesischen Heeres zu erzählen von einzelnen Zügen, Momenten, Episoden, in denen sich bald in Worten, bald in Thaten jene über alles Lob erhabene Stimmung offenbarte, unter deren Herrschaft die Freiwilligen zusammengekommen und die Landwehren organisirt worden waren. Zwei solcher Momente sind es nun, die hier hervorgehoben werden sollen, von denen der eine uns diese Stimmung, diesen Geist unmittelbar nach einer gewaltigen Schlacht, der andere am Vorabend einer solchen zeigt.

Die Strategie des Blücher'schen Generalstabes war im Begriff ihren Meisterzug zu thun. Es galt Napoleon zu täuschen durch einige zu Demonstrationen zurückgelassene Abtheilungen und mit dem Gros der Armee die Elbe plötzlich zu überschreiten. Durch dieses kühne Vorgehen hoffte man die beiden stärkern Armeen, die böhmische und die Nordarmee, vorwärts stürmend mit sich zu reißen und zum letzten entscheidenden Schlage zu concentriren. Am 3. October, eines Sonntags, fand der Uebergang über die Elbe statt, dessen Gelingen vorzüglich der wunderbaren Bravour des York'schen Corps zu danken war. Der alte Oberst Horn sollte sich vor Allen mit Ruhm bedecken; an der Spitze eines Bataillons führte er seine Truppen vor, die erste Kugel aus der feindlichen Batterie, die den Damm, der zu erstürmen, deckte, traf sein Pferd, das todt unter ihm zusammenstürzte. Rasch jedoch sprang er empor, raffte ein Gewehr eines todtgeschossenen Soldaten auf und mit dem Ruf: „Ein Hundsfott, der schießt!" eilt er seiner Mannschaft voran. Durch einen Morast mußte man hindurch, die feindliche Batterie speit einen Kartätschenhagel, ganze Rotten werden niedergeschmettert, aber Wartenburg, der Schlüssel der feindlichen Position, wird erstürmt. Bertrand commandirte die Franzosen; er mußte jetzt zurück und 11 Geschütze und 70 Munitionswagen in den Händen der Sieger lassen. Freilich das York'sche Corps allein hatte 2000 Todte und Verwundete, und bis zum späten Abend hörte man auf der blutgetränkten Bruchwiese, wo der Kampf am härtesten getobt, den schauerlichen Klang gedämpfter Trommeln. Gewaltige Opfer hatte der Uebergang gekostet, aber der Feldzug war dadurch auch der glücklichen Entscheidung nahe gebracht.

Nach dem Kampfe nahm Blücher sein Quartier auf dem Wartenburger Schlosse. In dem großen Saale desselben, den freilich die Kugeln hart mitgenommen hatten, versammelten sich die Officiere seines Stabes zur Tafel. Da also kamen jetzt zusammen neben Blücher und Gneisenau der herrliche Grolman, der liebenswürdige Oppen, Müffling, jüngere Officiere, wie der treffliche Sohn des edlen Scharnhorst, Freiwillige, wie Eichhorn, der schon mit Schill ausgezogen war, oder wie Steffens und Raumer, die von dem Lehrstuhle auf das Schlachtfeld gingen. Herrschte nun immer in diesem Kreise Freudigkeit und heitere Laune, wie sollte sie nicht jetzt nach einem so bedeutungsvollen Siege geherrscht haben? Alle waren heiter gestimmt, der Wein war vortrefflich, das Gespräch belebt. Da nahm gegen Schluß der Tafel die ganze Festlichkeit eine bedeutende und ergreifende Wendung. Der greise Feldherr verwandelte das ganze Mahl in ein Trauermahl zum Andenken des verstorbenen Scharnhorst. Er ergriff das Wort, das ihm so sehr zu Gebote stand, und in einer alle Hörer tief erschütternden Rede gab er eine Darstellung der Verdienste des großen Kriegers und des herrlichen Menschen. Anschaulich und lebendig, wie er stets zu sprechen pflegte, floß seine Rede, und der fast unwillkürliche Schluß derselben wird uns von einem Theilnehmer des Mahls als ein wunderbares Product dichterischer Begeisterung geschildert. Am Schlusse rief er den Sohn des dahingegangenen Helden, den Lieutenant Scharnhorst, zu sich; dieser, der es liebte, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Aeußere zu beherrschen, mußte sich dem Greise gegenüberstellen und vermochte es ebenso wenig als alle Uebrigen, die tiefe Erschütterung zu verbergen.

So wurde die Siegesfeier eine Todtenfeier Scharnhorst's, des edeln, der wohl die Blüthe seiner Pflanzungen hatte aufgehen sehen, nicht aber die Früchte und die volle Ernte. Jetzt gedachte Blücher seiner, nachdem er von Neuem gesehen, wie sich der Geist, den derselbe in dem preußischen Heere entzündet, immer und immer glänzender bewährte.

Von Wartenburg stürmte man vorwärts, dem Entscheidungskampf von Leipzig zu. Am 11. October concentrirte sich die schlesische Armee in und bei Halle. Der Jubel der guten altpreußischen Stadt, die schon 1809 gegen Schill und dann wieder im Frühling dieses Jahres, wo Bülow hier gekämpft hatte, ihre Anhänglichkeit an das alte Vaterland gezeigt, war unbeschreiblich. Drei Tage blieb man ruhig in dieser Stellung, bis sich die Dinge, die sich um Leipzig vorbereiteten, aufgeklärt hatten. Alles vereinigte sich hier, diese Tage so unmittelbar vor der gewaltigen Völkerschlacht zu glücklichen und erquickenden zu machen. Mit größter Liebe und Herzlichkeit waren die preußischen Truppen aufgenommen worden und hatten in ihren Quartieren die beste Verpflegung. Wie mancher im Corps, Officiere, wie Freiwillige und Landwehrmänner hatten hier in Halle studirt und freuten sich, an die alten Erinnerungen wieder anknüpfen zu können, freuten sich Giebichenstein, Passendorf und den Rathskeller wiederzusehen! Ein großer Commers ward arrangirt. Viele von den ehemaligen Professoren der Universität waren noch in Halle, so daß Steffens und Carl von Raumer, jetzt in preußischer Officiersuniform, manchen alten Collegen begrüßen konnten. Auch der treffliche Heinrich von Krosigk kam jetzt wieder dorthin, wo er seine väterlichen Güter hatte. Unter der westphälischen Herrschaft hatte er stets seine Würde behauptet und scheinbar fern von aller Theilnahme an politischen Händeln eifrig sich der Landwirthschaft hingegeben. 1811 wurde er plötzlich mit Blanc, Willisen und andern des Hochverraths verdächtig aufgehoben und nach Cassel in's Gefängniß geschleppt. Im nächsten Jahre allerdings ließ man ihn wieder frei, aber nur gegen Caution seines ganzen Vermögens. Das hinderte ihn aber nicht, im Frühling des Jahres 1813 seine altpreußische und deutsche Gesinnung zu zeigen. Weib und Kind brachte er in Sicherheit und eilte in die Reihen der alten Cameraden, mochte Hab und Gut in die Hände des Casseler Regiments fallen. Jetzt führte er die Brandenburger Füsiliere und freudigen Herzens trat er nun in den Kreis seiner hallischen Freunde. Natürlich eilte er auf sein Gut hinaus, das er in schrecklichem Zustande fand. Man hatte furchtbar dort gehaust, aber seine Bauern hatten gerettet und geborgen, was zu retten war, der Pachtzins war aufgehoben, Bibliothek und Weinkeller unversehrt. Zurückkehrend von dem Sitze seiner Väter, sagte er in der Freude seines Herzens zu einem Freunde: „Es stehen uns heiße Tage bevor; wenn Gott uns das Leben läßt, trinken wir nach gewonnener Schlacht auf das Wohl meiner braven Bauern." — Doch er war unter den Tausenden, die den Sieg über den corsischen Zwingherrn mit ihrem Blute besiegeln sollten. In der Schlacht bei Möckern, also wenig Tage später, faßte er, indem er mit seinem Bataillon auf ein französisches Bivouak stürmte, den langen Flügelmann und warf ihn mit gewaltiger Faust zu Boden. Da traf ihn Kugel und Bajonnet; sterbend winkte er noch mit dem Degen vorwärts und sagte, da man ihn wegtragen wollte: „Laßt mich und siegt!"; er schleppte sich zu einem Erdhaufen und verschied da; „wer rückwärts sähe, den hätt' die Leiche zurückgedrängt!"

Und wie ihn der glänzende Sieg bei Möckern als Opfer forderte, so auch manchen von denen, die sich in jenen Tagen der Ruhe an einem Abend auf dem Rathskeller zusammenfanden, in feierlichem Commers mit Landesvater und durchstoßener Feldmütze das hallische Studententhum zu erneuern. — Was ist es doch mit dem deutschen Studententhum für ein eigenthümlich Ding; ein Afterbild des Mittelalters hat man es genannt, und jeder hat einmal darüber gelächelt. Aber wer es aus eigner Erfahrung kennt, denkt doch nur mit Freude und Rührung daran zurück, vor allen an die hohen Feste des Studententhums, an die Commerse. Man hat sich erhoben gefühlt dabei, wie bei einem heiligen Act, und die edelsten Gefühle wurden durch sie genährt oder erweckt. So der Eindruck, den eine solche Studentenfeier unter alltäglichen Verhältnissen macht — wie muß der Eindruck gewesen sein bei diesem hallischen Commers, der wenig Tage vor dem entscheidenden gewaltigen Riesenkampfe bei Leipzig von alten Studenten abgehalten wurde, die jetzt für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes, für die sie wohl schon vor Jahren an demselben Platze sich begeistert hatten, ausgezogen waren! Mit welcher Andacht mochte man singen, mit welcher Andacht die Feldmützen durchstoßen! — Neben den Studirten saßen aber auch die Nichtstudirten, saßen Stabsofficiere und Landwehrmänner neben einander recht im Sinne dieses preußischen Heeres, dieses deutschen Krieges. Mitten unter der Schaar saß der Oberst von Borcke, der erste Ritter vom eisernen Kreuze, saß der Major von Schack, der Adjutant York's, „auch der alte General Horn hat dort sein Smollis gerufen und Graf von Brandenburg sein Fiducit geantwortet." — Die Todtenfeier Scharnhorst's auf Schloß Wartenburg und dieser Commers unmittelbar vor der blutigen Entscheidung in Leipzigs Ebenen — welch herrliche Momente des heiligen Krieges! M. B.

Was ist eine Decillion? Bekanntlich reichen die Homöopathen ihre Arzneimittel in äußerst kleinen Gaben dar. Um dieselben in möglichst kleine Theilchen zu zerlegen, verfahren sie ganz einfach und sinnreich auf folgende Weise. Sie mischen einen Theil des reinen Arzneimittels, z. B. einen Tropfen, mit neunundneunzig Theilen oder eben so vielen Tropfen Wasser. Dies ist die erste Verdünnung, die aber, eben so wie die nächstfolgenden, von einem echten Jünger Hahnemann's nicht zur Anwendung gebracht wird. Ein Tropfen dieser ersten Verdünnung mit neunundneunzig Tropfen Wasser bildet die zweite, ein Tropfen dieser wieder mit neunundneunzig Tropfen Wasser die dritte, und so fort bis zur dreißigsten Verdünnung, so daß also die erste einen Hunderttheil, die zweite einen Zehntausendtheil, die dritte einen Millionentheil, die sechste einen Billionentheil, die dreißigste einen Decillionentheil des reinen Arzneimittels enthält — oder enthalten soll.

Herr Arthur Lutze in Cöthen hat vor Jahren eine kleine Schrift in die Welt gesandt, die, wenn wir nicht irren, „Hahnemann's Todtenfeier" betitelt ist. Der gedankenlose Haufe hat sich durch dieses Büchelchen anlocken lassen und Herrn Lutze's Säckel gefüllt; für den denkenden Menschen ist es als Curiosum immerhin recht ergötzlich zu lesen. Der Verfasser spricht darin ganz ungenirt und unbefangen von seinen dreißigsten Potenzen oder seinen Decilliontheil-Gaben, als wäre dies eine Sache, die sich so ganz von

selbst verstände, und rühmt sich, wahre Wundercuren damit verrichtet zu haben. Es gibt sicher noch Thoren genug, die in gläubigem Vertrauen an ihre Unfehlbarkeit diese dreißigsten Potenzen nach Vorschrift beriechen. Wie wenige Menschen aber mögen sich wohl die Mühe genommen haben, über die Frage: „Was ist ein Decillionentheil?" oder: „Was ist eine Decillion?" ernstlich nachzudenken. Laßt uns nun sehen, ob es möglich ist, uns die Größe einer Decillion (d. i. in Ziffern geschrieben eine 1 mit 60 Nullen) zur Vorstellung zu bringen.

Wir wollen als Einheit einen kleinen allgemein bekannten Gegenstand, etwa ein Sandkorn, zu Grunde legen. Es soll nun unsere Aufgabe sein, einen Raum zu finden, der eine Decillion Sandkörner zu fassen im Stande ist. Nehmen wir an, daß eine Reihe von hundert dicht aneinander gelegten Sandkörnern einen Zoll lang sei. Auf etwas mehr oder weniger wird es hierbei, wie wir später sehen werden, nicht ankommen. Demnach würde ein Quadratzoll zehntausend, ein Kubikzoll aber eine Million Sandkörner enthalten. „Ah!" hören wir bemerken, „da haben wir ja mit leichter Mühe schon sechs von unseren sechzig Nullen bei Seite geschafft!" Aber wir bitten die Sanguiniker, welche diese Bemerkung machten, sich noch ein wenig zu gedulden, und gehen weiter. Ein Kubikfuß enthält 1728 Kubikzoll, würde also 1728 Millionen Sandkörner in sich aufnehmen können. Eine Kubikmeile, die Meile rund zu 24,000 Fuß gerechnet, enthält 13 Billionen und 824 Tausend Millionen Kubikfuß, und würde Raum für nahezu 23,888 Trillionen Sandkörner bieten.

Für unsere Decillion verschlägt dies noch gar wenig; wir müssen uns daher nach einem weit größeren Raume umsehen. Unsere Erdkugel hat 2659 Millionen Kubikmeilen Körperinhalt. Sie würde, wenn ihre ganze Masse aus Sand bestände, 63½ Quintillionen Sandkörner enthalten.

Die Sache fängt an, bedenklich zu werden. Je größer die Räume sind, die wir mit Sand füllen, desto langsamer scheinen wir in unserer Decillion vorzuschreiten. In dem größten Raume, den wir auf Erden kennen, in unserer Erdkugel selbst, haben wir erst die Hälfte der sechzig Nullen unterbringen können, die zu einer Decillion gehören, und wir haben damit so wenig gewonnen, daß vielmehr 27,000 Quadrillionen Erden vorhanden sein müßten, um unsere Decillion Sandkörner zu fassen.

Wo finden wir denn aber Raum für diese überirdische Größe? Natürlich müssen wir ihn außerhalb unserer Erde suchen. Es gibt viele Himmelskörper, die an Größe unseren Erdball weit übertreffen. Die Sonne z. B. ist vierzehnhunderttausendmal größer, als die Erde. Nach den bisher gewonnenen Resultaten wollen wir uns aber nicht bei ihr aufhalten. Wir wollen vielmehr mit Hülfe unserer Phantasie gleich einen unendlich viel größeren Raum schaffen.

Die Sonne ist von unserer Erde 20,300,000 Meilen entfernt. Eine Kanonenkugel, die 600 Fuß in der Secunde durchläuft, würde, mit gleicher Geschwindigkeit unaufgehalten sich fortbewegend, die Sonne von hier aus in 25⅔ Jahren erreichen. Diese Entfernung nun wollen wir uns als den Halbmesser einer ungeheuren Kugel denken. Der Umfang dieser Kugel würde 127½ Millionen Meilen, ihre Oberfläche 5178½ Billionen Quadratmeilen groß sein. Ihr körperlicher Inhalt würde über 35,041 Trillionen Kubikmeilen betragen. Mit Sand gefüllt, würde sie 807 Septillionen Sandkörner in sich aufnehmen können!

Aber ein wie unendlich kleiner Theil einer Decillion ist dies! Vorwärts also auf den Flügeln unserer Phantasie, wenn auch unser Vorstellungsvermögen längst schon zurückgeblieben ist! Laßt uns mit kühnem Flug uns an die äußersten Grenzen unseres Sonnensystems wagen.

Einer der äußersten Vorposten unseres großen Sonnenreichs ist der Uranus. Seine Entfernung von der Sonne beträgt 400 Millionen Meilen. Unsere Kanonenkugel, nachdem sie sich auf der Sonne ausgeruht, wird, dort wieder eingeladen, auf den Uranus gerichtet und abgeschossen. Durch nichts in ihrer Geschwindigkeit aufgehalten, erreicht sie diesen Planeten in — 500 Jahren! Nun wollen wir uns die Entfernung des Uranus von der Sonne als den Halbmesser einer das ganze Sonnenreich umschließenden Kugel denken, deren Umfang demnach auf 2513⅓ Millionen Meilen, ihre Oberfläche auf 2 Trillionen Quadratmeilen, und ihr körperlicher Inhalt auf 268 Quadrillionen Kubikmeilen sich berechnen ließe. Die Zahl der Sandkörner, welche diese Kugel — unser großes Sonnenreich — in sich aufnehmen könnte, würde 6⅔ Octillionen betragen.

Das ist nun wiederum nur ein winzig kleiner Theil einer Decillion. Denn 156 Tausend Millionen Sonnensysteme müßten da sein, um Raum genug für eine Decillion kleiner Sandkörnchen zu bieten. Hundert sechs und fünfzig tausend Millionen Sonnenreiche! Da hört denn doch alle menschliche Vorstellungskraft auf! Wie viel ist das, 156 Tausend Millionen? Um eine solche Anzahl winzig kleiner Sandkörnlein unterzubringen, ist ein Raum von 90 Kubikfuß erforderlich, etwa eine Kiste, die 5 Fuß lang, 4½ Fuß breit und 4 Fuß hoch wäre! Und nun eben so viele Sonnenreiche, als Sandkörner in jener Kiste Platz finden, und diese alle mit Sand angefüllt!

Wir wollen unsere Leser nicht mit einer Weiterführung dieser Berechnung ermüden. Es sei uns gestattet, nur kurz zu bemerken, daß wir, in unserem Sonnensystem für eine Decillion nicht Raum genug findend, an Sonnen anderer Welten uns hinangewagt haben. Aus der Entfernung des prachtvollen Fixsterns Sirius, die nach Bradley und Lambert nicht unter 400,000 Erdenweiten angenommen werden darf (Erdenweite: d. i. die Entfernung der Erde von der Sonne), und den unsere Kanonenkugel erst nach 10½ Millionen Jahren erreichen würde — aus dieser Entfernung haben wir den Halbmesser einer Kugel gebildet, und in ihr doch nur 508,814 Nonillionen Sandkörner unterzubringen vermocht, eine Zahl, die ungefähr der Hälfte einer Decillion gleich kommt.

Wie schwindelt's dem menschlichen Verstande vor solchen Größen! Und wie viel weniger vermag die menschliche Vorstellungskraft sich ihnen entsprechende Kleinheiten zu denken! — einen Decilliontheil eines Tropfens! Mag immerhin die Logik das Vorhandensein eines Decilliontheils eines Tropfens beweisen — beweist sie doch auch, daß der schnellfüßige Achill eine Schildkröte im Laufe einzuholen nimmer im Stande ist — wer aber dürfte sich erkühnen, in einem Decilliontheil, einem Quintilliontheil, ja in einem Billiontheil eines kleinen Tropfens nach menschlichem Begriffsvermögen überall nur ein Etwas sich denken zu wollen? Sind denn die Homöopathen der unendlichen Kleinheit — des Nichts — dieser Größen sich bewußt? Wahrlich, dann ist die Vermessenheit groß, mit der sie alle die täuschen, die sich ihnen vertrauensvoll nahen. Haben sie aber, wie es wahrscheinlich ist, keine Ahnung von der Ungeheuerlichkeit dieser Größen oder Kleinheiten, dann muß uns die Gedankenlosigkeit in Erstaunen setzen, die sie bei Ausübung eines der edelsten Berufe des Menschen an den Tag legen.

E. A.

Aus den Memoiren eines Stenographen. In dem denkwürdigen Jahre 1848 war ich Reichstags-Stenograph. Dieses Jahr war für die Stenographie wohl ein gesegnetes zu nennen. Ueberall Parlamente, Landtage, Vorbesprechungen zu Wahlen, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens &c., kurzum, wohin man blicken mochte, das Bedürfniß nach Stenographen.

Ich pflegte die mir nöthige Erholung von den Strapazen des Reichstagslebens oft in dem Hause eines Fabrikanten zu finden, welches ich aufsuchte, wenn ich fern von Politik mich den Vergnügungen eines gemüthlichen Familienlebens und dem erquicklichen Verkehr mit guten Bekannten hingeben wollte. Der Herr des Hauses war gebildet und reich, und verstand es mit seltenem Geschick, die Zufriedenheit und das Wohlbehagen, die in seiner Familie heimisch waren, auch auf seine Gäste zu übertragen. Er war glücklich in seinen Kindern. Er besaß einen Sohn und drei anmuthige Töchter. Letzterer Umstand mag wohl einer der Hauptanziehungspunkte für die jüngeren Besucher seines Hauses gewesen sein. Zu den fleißigsten Besuchern desselben zählte ein junger Literat. Er war ein äußerst liebenswürdiger Mensch, hatte aber einen großen Fehler: er machte über alles Mögliche Gedichte, welche aber eben nicht an Gedankenreichthum litten, und deren Form meistens nur mittelmäßig war. Dabei war er aber so sehr von der Vortrefflichkeit seiner Reimereien überzeugt und daneben von Mutter Natur mit einer solchen Dosis Eitelkeit begabt, daß er seine poetischen Erzeugnisse bei jeder Gelegenheit und jedem, der ihn anhören wollte, oder vielmehr jedem, den er überhaupt erfassen konnte, vortrug. Dadurch war er nun wirklich der Schrecken unserer Gesellschaft geworden, und es war ganz natürlich, daß man allgemein den Wunsch hegte, den sonst recht schätzenswerthen jungen Mann von seiner Manie zu heilen. Nach langem Hin- und Hersinnen glaubte man endlich ein Mittel hierzu gefunden zu haben und benützte die erste Gelegenheit, die sich darbot, um es auszuführen.

Es war am 2. September. Man feierte den 20. Geburtstag der hübschesten unter den drei jungen Damen des Hauses. Wir wußten alle, daß unser Held uns bei dieser Gelegenheit ganz gewiß mit einer neuen Schöpfung seiner aufgeregten Phantasie bekannt machen würde; und darauf war unser Plan berechnet. Wir hatten uns nicht getäuscht. Die Gesellschaft war bereits versammelt, ich aber war nicht zugegen, als unser Dichter eintrat. Er setzte sich alsbald in die gehörige Positur und declamirte ein von ihm eigens für diesen Abend verfaßtes Gedicht. Ein aufmerksamer Beobachter hätte auf allen Gesichtern ein bedeutsames halb unterdrücktes Lächeln bemerken können. Als er geendet hatte, sprach ihm die gefeierte Dame des Hauses ihren Dank aus. „Wirklich ein recht artiges Gedicht; es hat mir schon gefallen, als unser Freund Eberhard (das war ich) es mir vor einigen Tagen vorlas."

Diese wenigen Worte übten eine merkwürdige Wirkung auf unsern jungen Mann. Er hatte ja gerade vorher sein Gedicht ausdrücklich für eine Originalarbeit erklärt; er war sich auch wirklich vollkommen bewußt, in diesem Falle kein Plagiat begangen zu haben; — nun mußte ihn die ganze Gesellschaft für einen Abschreiber halten. Das würde auch einen minder Eiteln als ihn sehr unangenehm berührt haben. Andrerseits aber konnte er es wirklich nicht für möglich halten, daß zwei Personen, die mit einander in keiner Verbindung stehen, dieselben Gedanken haben, noch weniger aber sie in dieselben Worte kleiden würden, noch dazu in einem langen Gedicht.

Diese und ähnliche Gedanken stürmten auf ihn ein und machten ihn beinahe sprachlos. Als er sich etwas gesammelt hatte und nun nähere Aufschlüsse verlangte, wußte ihm die Dame geschickt auszuweichen und das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. — In diesem Augenblick trat ich ein. „Welches Gedicht haben Sie vor einigen Tagen dem Fräulein vorgelesen?" Mit dieser Frage stürzte der Aufgeregte auf mich zu. Ich stellte mich, als wüßte ich gar nicht, um was es sich handelte, und forderte ihn auf, mir die Sache zu erklären. Ich hörte ihn einige Zeit an, zog endlich meine Brieftasche hervor, nahm nach einigem Herumsuchen ein beschriebenes Blättchen Papier heraus und fing an, den Inhalt desselben mit vielem Pathos zu declamiren. — Es war sein Gedicht, Wort für Wort.

Für einen Psychologen müßte das Mienenspiel, mit welchem unser Dichter meinen Vortrag begleitete, höchst interessant gewesen sein. Seine Aufregung wuchs derart, daß er einer Ohnmacht nahe war, und lange Zeit ging er umher wie ein Irrsinniger. Aber das Mittel hat geholfen. Seit diesem Abend nahm unser Dichter an unserer Unterhaltung nur in strengster Prosa Theil, und niemals mehr hörten wir ihn in unserm Kreise ein Gedicht vortragen. Erst später gaben wir ihm die Erklärung, daß ich mich während der Zeit, als er sein Gedicht vortrug, im Nebenzimmer befand und Satz für Satz seiner Declamation stenographisch niederschrieb.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 26. 1860.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Letzte seines Stammes.

Aus den Papieren eines *schen Beamten.

Herausgegeben von J. F—e.

(Schluß.)

So waren fünf Jahre seit der Entfernung des Freiherrn verflossen. Auf einmal, seit etwa acht Tagen, hieß es, der Freiherr Dietrich von Lengnau sei zurückgekehrt und habe ungeheure Reichthümer mitgebracht. Er gehe damit um, Alles, was seine Vorfahren von dem Gute Diburg veräußert hätten, zurückzukaufen, das Schloß prachtvoll auszubauen, und so das Gut Diburg in einem Glanze wieder herzustellen, wie es des alten, stolzen freiherrlichen Geschlechts würdig sei. Wo er in den fünf Jahren gewesen, darüber hatte er mit keiner Sylbe sich ausgelassen. Geändert hatte er sich in der Zeit nicht; sein Benehmen war vielmehr noch roher und wüster als vorher, und sein Aussehen, obwohl er ein hübscher Mann war, so abschreckend, daß die Leute sagten, er müsse ganz besondere Dinge in der Welt getrieben haben und zu Allem in der Welt fähig sein. Er war ganz allein zurückgekehrt; aber schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft hatte er befohlen, einige Gemächer im Schlosse zur Aufnahme einer Dame, die er in den nächsten Tagen erwarte, in Stand zu setzen.

Das waren die Nachrichten, die der Gensd'arm mir mittheilte. Er hatte sie theils aus früherer Erinnerung, er war längere Zeit in dem Nachbarkreise stationirt gewesen, und die neueren hatten ihm Gensd'armen jenes Kreises erzählt, mit denen er aus der früheren Zeit noch in Verbindung stand. Wenige Tage nach der Ermordung Bauers war der Freiherr von Lengnau nach Schloß Diburg zurückgekehrt. Er erwartete eine Dame. Drei Meilen von Diburg hatte Antonie Hein, in dem einsamen Gebirgskruge, sich versteckt aufgehalten. Nach Schloß Diburg hin war die Entflohene, nach Verlassung des Wagens, quer durch den Wald geeilt.

Der brave und eben so umsichtige Gensd'arm überließ es mir, die Schlußfolgerung, die er aus dem Allem nur unbestimmt gezogen, genauer und klarer festzustellen. Ich glaubte es zu können. Er vermuthete, daß der Freiherr von Lengnau der Mitschuldige der bereits in Untersuchung befangenen Personen sei. Ich wußte, daß Grote nicht schuldig sein könne, und mir war es klar, daß der eigentliche Schuldige noch im Bereich der Gerichte sein müsse; auch wußte ich, daß Antonie Hein in dem Gebirgskruge den heimlichen Besuch gehabt hatte, und daß Grote dies nicht gewesen sei. Die Hein war im Besitze eines Ringes des Ermordeten.

„Kennen Sie den Freiherrn von Person?" fragte ich den Gensd'armen.

„Er ist ein großer, wohlgewachsener Mann."

„Wahrscheinlich rasch in seinen Bewegungen?"

„Gewiß."

„Sein Haar?"

„Lockig und glänzend schwarz."

„Und sein Bart?"

„Er trug früher keinen; ob jetzt, weiß ich nicht."

Aber ich glaubte genug zu haben, um die Merkmale jenes nächtlichen Besuchs, die auf Grote nicht völlig hatten passen wollen, in dem Freiherrn von Lengnau wiederzufinden. Daß Antonie Hein in vornehmer Gesellschaft gelebt habe, ohne zu ihr zu gehören, konnte man ihr wohl ansehen. Konnte, mußte sie nicht in solcher Weise dem Freiherrn angehören? Dann durchflog mich noch eine sonderbare Ahnung in Betreff der Beziehung Grote's zu dem Freiherrn von Lengnau; aber darüber konnte der Gensd'arm mir keine Auskunft geben. Grote selbst sollte es; auch über Anderes. Vor allen Dingen that die größte Eile noth.

Waren die gemachten Conjecturen richtig, so war Folgendes klar: Die Hein war zu dem Freiherrn geflohen, um einerseits ihn von der Lage der Untersuchung und seiner eigenen Gefahr zu unterrichten, und um andererseits mit seiner Hülfe sicherer aus dem Bereiche der deutschen und überhaupt europäischen Gerichte zu entkommen, als sie ohne den Beistand eines solchen erfahrenen und verwegenen Mannes hoffen durfte. Es war vorauszusehen, daß er sie sobald wie möglich wegschaffen werde. Anzunehmen war, daß er sich zugleich mit ihr entfernen, jedenfalls, daß er auf Grund ihrer Mittheilungen jede noch etwa vorhandene und in seinem Besitz befindliche Spur, die ihn verdächtigen konnte, vernichten oder sonst beseitigen werde. Ich dachte an die Uhr des Ermordeten, den zweiten Ring, etwaige Papiere. Ich traf sofort Anstalten zu der Abreise nach Schloß Diburg.

Das Schloß lag zwar in einem fremden Gerichtsbezirk, und nur der zuständige Richter hätte Durchsuchungen, Verhaftungen und Vernehmungen dort bewirken können. Aber Rücksichten auf Formverstöße wies die Dringlichkeit des Falles zurück. Im Uebrigen hatte ich ausreichenden Grund zu einer gerichtlichen Recherche in dem Schlosse: den dringenden Verdacht, daß die aus den Gerichtsgefängnissen Entflohene Aufnahme dort gefunden habe. Ein Verhör Grote's sollte mir hoffentlich zu Weiterem Veranlassung geben. Ich ließ ihn wieder vorführen, denn ich mußte ihn sofort fassen.

„Kennen Sie den Freiherrn Dietrich von Lengnau?"

Er erschrak auf den Tod und konnte nicht antworten. Aber leugnen konnte er nach diesem Erschrecken nicht mehr.

„Kennen Sie ihn?“ wiederholte ich.

„Ja,“ stöhnte er hervor.

„Auch seine Schwester?“

Es war, als wenn der Tod ihm an das Herz trete. Er mußte sich auf einen Stuhl niederlassen.

„Ja,“ zitterte es dann über seine bleichen Lippen.

Meine Ahnung war gerechtfertigt; ich kannte das Motiv seines bisherigen Leugnens, warum er selbst unter dem Verdachte, unter der Beschuldigung des schwersten Verbrechens stehen und den wahren Verbrecher nicht verrathen wollte. Sollte die Kenntniß des Motivs mich zu weiteren Entdeckungen führen?

„Wo hatten Sie das Fräulein kennen gelernt?“ fragte ich ihn weiter.

Er hatte sich wieder etwas gesammelt und sann nach, ob er, wie früher, meinen Fragen ein Schweigen entgegensetzen solle.

„Bedenken Sie,“ ermahnte ich ihn, „daß ich Sie hier nach einem Umstande frage, der jeden Augenblick durch Nachfrage an dem Orte, wo das Fräulein war, festgestellt werden kann.“

Er überzeugte sich und nannte einen deutschen Handelsplatz, an dem er früher Commis gewesen war.

„Wie lernten Sie sie kennen?“

„Sie lebte dort bei einer Verwandten.“

„Standen Sie in näherer Beziehung zu ihr?“

Er mußte sich lange besinnen, ob er auch darauf antworten solle.

„Wir liebten uns,“ sagte er dann leise und erröthend.

Die Antwort konnte mich nicht überraschen.

„Wann war das?“

„Vor etwa fünf Jahren.“

„Mußten Sie sich von ihr trennen?“

„Ihr Bruder holte sie ab. Er wollte nie eine Verbindung zwischen uns zugeben, wegen der Standesverschiedenheit.“

„Haben Sie sie seitdem wiedergesehen?“

„Zu jener Zeit nicht; sie war auf dem Schlosse Tiburg wie eine Gefangene gehalten.“

„Sie waren also dort?“

„Ich suchte vergebens in das Schloß zu kommen; ihr Bruder drohte mich zu erschießen, wenn er mich treffe. So hatte er auch seinem Jäger befohlen.“

„Trauten Sie ihm eine Verwirklichung seiner Drohung zu?“

„Ich mußte es nach seinem heftigen und gewaltthätigen Charakter.“

„Sie haben sich jetzt wieder in der Gegend aufgehalten und wollten mir bisher Ihren Zweck nicht angeben?“

„Ich kann es nun. Der eigentliche Grund meiner Auswanderung nach Amerika war, mir schnell ein Vermögen zu erwerben, um dann dennoch Sophien von Lengnau meine Hand anbieten zu können. Ich eilte nach meiner Rückkehr zu ihr. Da war auch ihr Bruder nach langer Abwesenheit zurückgekommen und brachte seinen ganzen unbeugsamen Familienstolz mit. Sophie liebte mich noch. Ich suchte sie zu einer Flucht mit mir zu bereden. Darüber wurde ich verhaftet.“

„Wo haben Sie zuerst den Freiherrn kennen gelernt?“

„Schon in jener Handelsstadt, als er die Schwester abholte.“

„Haben Sie ihn seitdem oft wiedergesehen?“

„Bei meinen Versuchen, Sophie in Tiburg zu sprechen.“

„Außerdem nicht?“

„Nein,“ antwortete er, aber wieder mit jenen untrüglichen Zeichen, daß er die Unwahrheit spreche. Sie waren für mich ein neuer Beweis für die Schuld des Freiherrn. Ich sagte ihm das, und er schwieg; aber sein Blick sagte mir desto deutlicher, warum er schwieg, warum er schweigen mußte. Konnte er den Bruder der Geliebten unter das Beil des Henkers liefern? Das war das Räthsel seines ganzen Benehmens und der Schlüssel der Auflösung. — Ich hatte Grund und Pflicht zu jedem Einschreiten auf Schloß Tiburg und reiste dahin ab. Es war am zweiten Tage nach der Flucht der Hein. Der Gensd'arm war mit seinen Nachrichten erst gegen Mittag des Tages zurückgekommen, und erst nach Mittag konnte ich abreisen. Das Schloß Tiburg war an sechs Meilen entfernt. Der Weg ging durch das Gebirge und war schlecht. Vor dem späten Abend konnte ich das Schloß nicht erreichen; freilich auch nur bei Nacht durfte ich dort ankommen, wenn ich einen Erfolg erzielen wollte.

Waren der Freiherr und die Hein noch da, so mußte ich schon mitten im Schlosse sein, ehe sie nur den Versuch machen konnten, durch den geheimen Ausgang des Schlosses zu entfliehen. Daß sie noch da seien, davon mußte ich ausgehen. Es war auch Wahrscheinlichkeit vorhanden. Der Freiherr wußte durch die Hein, daß in der Untersuchung bisher nicht einmal sein Name genannt war. Die Hein mußte in den ersten Tagen nach ihrer Flucht auf allen Wegen Steckbriefe und Gensd'armen in ihrer Verfolgung wissen.

Es war längst dunkler Abend, als ich unter Führung des Gensd'armen an einem einzelnen Hause anlangte, das noch etwa eine halbe Meile von Tiburg entfernt lag. Es lag schon in dem jenseitigen Kreise. Ein ehemaliger Schulze wohnte darin, ein zuverlässiger, mit allen Persönlichkeiten und Verhältnissen der Gegend vertrauter Mann, ein alter Bekannter des Gensd'armen. Er sollte die noch erforderliche Auskunft geben; bei ihm und mit ihm sollte das Weitere berathen werden. Ich war auf Umwegen hingefahren, und die Gensd'armen und Executoren, die ich noch mitgenommen, hatten auf anderen Wegen hinreiten müssen, alle so einzeln und still und verborgen wie möglich, alle bewaffnet, aber nicht in Uniform.

Bei dem alten Schulze, welchen wir zu Hause antrafen, kamen wir zusammen. Er war ein erfahrener und kluger, schon bejahrter, aber noch außerordentlich rüstiger und kräftiger Mann. Er hatte früher als Schulze sich für Alles interessirt und mußte jetzt noch Alles wissen. Mit ihm beriethen wir, aber er stellte meine Aufgabe fast als verzweiflungsvoll dar.

Das Schloß Tiburg hing wie ein Krähennest an einem steilen Bergabhange und war nach allen Seiten mit Mauern umgeben; selbst durch eine Belagerung war es nur von einer Seite zu nehmen, und während es dort genommen wurde, gingen die Belagerten von der anderen Seite ruhig und sicher an dem jähen Abgrunde auf verdeckten Schleichwegen hinunter, die nur ihnen bekannt und nur ihnen nicht gefährlich waren. Dazu die Persönlichkeit des Besitzers. Er war schon vor seiner Auswanderung in der ganzen Gegend als einer der verwegensten und gewaltthätigsten Menschen gefürchtet. Es steckte der echte, nichts achtende und nichts schonende Raubritter des Mittelalters in ihm. Seit seiner Rückkehr sollte er noch wilder und unbändiger geworden sein; er hätte zugleich den rohesten Uebermuth des Geldes mitgebracht. In Schloß Tiburg hatte er seine alten Genossen um sich versammelt, den Auswurf der unteren Stände der Gegend: verkommene Jäger, bestrafte Wilddiebe, verliederlichte Bauerbursche. Mit ihnen führte er ein Leben, so roh und gemein, wie die Menschen selbst, mit denen er es führte. Wie sie mit ihm roh und gemein waren, so waren sie auch mit ihm verwegen und gewaltthätig. Große Hunde dienten ihnen zur Jagd, zu ihren rohen Späßen, zur Sicherheit. War jetzt die entflohene Hein da, war sie die Genossin des Freiherrn, so war die wüste Gesellschaft des Schlosses nicht nur möglichst auf der Hut vor einem Ueberfalle, sie mußte auch immer bereit sein, ihren Herrn und Meister gegen jeden Angriff auf das Aeußerste zu vertheidigen. Daß die Hein angekommen sei, davon wußte der alte Schulze nichts. Nach der Schwester des Freiherrn mußte ich noch fragen.

Der alte Mann schüttelte traurig den Kopf. „O, das ist eine unglückliche Geschichte. Das Fräulein ist ein Engel mitten in der Höllenwirthschaft da. Sie hat nur noch eine Hoffnung, daß der Himmel sie bald erlösen werde. Sie hatte sich vor vielen Jahren mit einem braven jungen Manne verlobt; aber er war ein Bürgerlicher, und der Freiherr wollte die Verbindung nicht zugeben. Sie fürchtete den Zorn des Bruders und unterwarf sich seinem Willen. Seitdem zehrt sie da oben ab, still und leidend, und ohne andere Hoffnung, als auf den Himmel.“

Bruder und Schwester waren die letzten Sprossen des alten und einst stolzen und mächtigen freiherrlichen Geschlechts von Lengnau auf Schloß Tiburg.

„Ist Dienerschaft im Schlosse?“ erkundigte ich mich noch.

„Das Fräulein lebte früher mit einer alten Magd da. Ob der Bruder sie als Zeugin seines wüsten Treibens da gelassen hat, weiß ich nicht. Ein alter Diener ist sicher geblieben,“ antwortete mir der Schulze.

„Woher entnehmen Sie diese Sicherheit?“

„Der Mann ist ein altes Familienstück des Hauses; er ist uralt und war schon ein Greis, als ich noch ein Knabe war. Er ist der einzige ehrliche Mann im Schlosse. Der Freiherr haßt ihn, weil er ehrlich ist und ihn von früh her zum Bessern ermahnt hat, aber ihn aus dem Schlosse zu werfen, hat er nie gewagt. Er ist der Schutzengel des armen Fräuleins.“

Die Berathungen mußten zu einem Entschlusse führen, vielmehr zu der Ausführung eines Entschlusses. Denn daß ich in das Schloß hinein mußte, um dort weiter für die Zwecke der Untersuchung zu handeln, war für meine Pflicht keine Frage. Es kam nur darauf an, wann und wie vorangegangen werden sollte. Ein sofortiger, nächtlicher Ueberfall erschien nach Allem das Rathsamste. Er allein bot die Chance einer Ueberraschung, auf die Alles ankam. Er war dafür mit persönlicher Gefahr verknüpft. Bei Tage und wenn ich, ohne überfallen oder überraschen zu wollen, offen im Namen des Gesetzes Einlaß in das Schloß verlangte, war eine Widersetzung, wenigstens eine thätliche, bewaffnete, nicht wohl zu befürchten. Es stand dann aber auch den Verfolgten sicheres Entkommen und sicheres Vernichten aller Beweisstücke frei. Ich glaubte keine Wahl zu haben. Auf Gefahr, auf einen Kampf, auf einen erbitterten Kampf sogar mit den rohen Gesellen war ich gefaßt und brach sofort auf. Der alte Schulze schloß sich an mich an, eben so noch ein in der Nähe stationirter Gensd'arm des Kreises, den einer von meinen Leuten unterdeß herbeigerufen hatte.

Es waren unser im Ganzen zehn Personen. Zwei Gerichtsexecutoren und vier Gensd'armen hatte ich mitgebracht; dazu der Schulze und der Gensd'arm des Kreises; endlich mein Secretair und ich. Der Secretair war ein alter Mann. Ich wollte ihn einer Gefahr nicht aussetzen und ließ ihn in der Wohnung des Schulzen zurück. Wir neun Andern machten uns auf den Weg. Wir waren sämmtlich bewaffnet. Fünf von uns gingen zu Fuß. Ein Executor und drei Gensd'armen blieben zu Pferde; für den Fall, daß eine schleunige Verfolgung Noth thue. Unser Operationsplan stand vorläufig nur im Allgemeinen fest. Ein Theil von uns sollte Einlaß in das Schloß suchen, der andere unterdeß thunlich die Ausgänge des Schlosses besetzen. Das Einzelne konnte erst Angesichts des Schlosses festgestellt werden.

Es war ein dunkler Octoberabend. Kein Stern am Himmel. Ein heftiger Westwind zog über das Land. In dem Walde hörte man ihn brausen. Das Haus des Schulzen lag in einer Bergschlucht. Der Weg zu dem Schlosse Diburg führte eine Zeitlang durch die Schlucht, dann einen Berg hinan, der mit Wald bedeckt war. Oben auf der Höhe, sagte der Schulze, liege das Schloß. Wir stiegen immer hinan, fast eine ganze Stunde lang. Der Wald verließ uns nicht. Anfangs gingen wir in einem schmalen, sich den Berg hinauf windenden Fahrwege. Bald verließen wir seine Krümmungen. Der Schulze führte uns in geraderer Richtung auf keinem gebahnten Wege, aber sicher unter den Bäumen weg. Er war hier überall bekannt. Wir hatten so den doppelten Vortheit, schneller an unserem Ziele anzulangen und Niemandem zu begegnen. Wir begegneten wirklich Niemandem und hörten auch kein Geräusch. Der Wind strich mitunter heulend durch die Bäume; das war der einzige Ton, der an unser Ohr schlug. Wir erreichten die Höhe des Berges, das Ende des Waldes. In der Dunkelheit lag eine dunkle Fläche vor uns. Sie lief hinten spitz zu. An der Spitze war eine Erhöhung.

„Das Schloß Diburg," sagte der Schulze. „Es liegt auf einem Felsen; es ist fast in den Felsen hineingebaut. Auf seiner anderen Seite ist unmittelbar jäher Abgrund; Fels und Mauern reichen steil hinein. Dort sind die verborgenen Ausgangspfade, die nur der Schloßherr kennt. Unten ist wieder dichter Wald."

Wir hatten Halt gemacht. Wir konnten etwa zehn Minuten von dem Schlosse entfernt sein. Ein Licht war nicht darin zu sehen, Geräusch nicht zu hören. Wir gingen weiter, auf das Schloß zu. Wir waren auf ehemaligem Waldboden. Die Bäume, die dort gestanden, hatte der Schloßherr wohl schon vor Jahren zu Gelde gemacht, vielleicht schon der Vater des jetzigen. Der Grund war dann unbebaut liegen geblieben. Nach ein paar Minuten kamen wir an einen Weg. Er führte in gerader Linie auf das Schloß zu. Von diesem konnte man jetzt die Umrisse erkennen. Wir waren bis dahin beisammen geblieben. Es mußte nun zunächst, und zwar mit der größten Vorsicht, recognoscirt werden.

Ich ging mit dem Schulzen allein weiter, nach dem Schlosse hin. Wir blieben in dem Wege. Er führte bald zwischen Land, das Spuren einer Bebauung zeigte. Aber wie alt mußte diese sein! Es war einst ein Park hier gewesen, der Schloßpark. Man sah jetzt nur Verfall, Verwüstung. Wir kamen näher an das Schloß selbst. Seine Umrisse zeigten sich trotz der Dunkelheit deutlicher. Es war kein weites Gebäude. Der Felsenvorsprung, auf den und in den hinein es gebaut war, hatte eine weite Flächenausdehnung des Baues nicht zugelassen; man hatte es dafür höher gebaut, mit Spitzen und Thürmen, mit Erkern und Giebeln. Es war ein alterthümlicher Bau. Aber es war kein stolzer Bau mehr. Früher gewiß. Früher hatte auch ein stolzes, blühendes freiherrliches Geschlecht darin gewohnt! Aber wohnten nicht noch ein Freiherr und ein Freifräulein darin? Gewiß. Aber das Freifräulein war arm, elend und abgezehrt und hatte seit Jahren keine andere Hoffnung als auf den Himmel. Und der Freiherr war ein Räuber und Mörder. Ich hätte beinahe auflachen müssen. Waren seine mittelalterlichen Vorfahren nicht dasselbe gewesen? Und hatte das nicht ihren Ruhm, ihren Stolz, ihren Glanz ausgemacht? Warum war es denn jetzt nicht mehr so?

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort!"

Doch wohl nicht immer! — Es war still in dem alten, hohen Schlosse. Es lag wie todt da, kein Licht und kein Laut drang herüber. Nur der Wind pfiff um Mauern und Thürme. Wir gingen unmittelbar heran und standen an einer hohen Mauer. In ihr befand sich ein fest mit Eisen beschlagenes Thor, welches verschlossen war.

„Die Mauer," sagte der Schulze, „umgibt das Schloß nach beiden Seiten bis an den Felsenabhang. Das Thor ist der einzige Eingang. Ein Ausgangspförtchen auf der Rückseite ist noch da; man kann aber nur aus dem Innern des Schlosses hingelangen."

Es war zehn Uhr Abends.

„Sollten die Bewohner des Schlosses schon schlafen?"

„Ich glaube kaum," meinte der Schulze. „Sie zechen gewöhnlich bis in die Nacht."

„Aber man hört nichts."

„Sie können auf jener Seite sein, und der Wind kommt von dieser. Zudem, wenn sie schliefen —" Der Schulze unterbrach sich. „Was war das?"

„Hörten Sie etwas?"

„Da, jenseits des Thors. Ich wollte gerade sagen, daß während der Nacht, wenn sie im Schlosse zu Bett sind, ein Paar der großen Hunde zur Wache hinausgelassen werden, und da —"

„Und da?"

In demselben Moment ertönte ein lautes Hundegebell, dicht neben uns, unmittelbar an der anderen Seite des verschlossenen Thors.

„Sollten sie doch schon schlafen?" sagte der Schulze.

„Die Hunde werden uns verrathen," sagte ich.

„Das haben sie schon, und die Thiere werden nicht wieder aufhören."

„Also, es bleibt nur noch ein rascher Entschluß."

„Nichts Anderes," bestätigte der Schulze.

„Voran! Ich poche an das Thor. Sie, Schulze, eilen zu den Andern und rufen sie herbei."

Er war schon fort. Die Hunde — es waren ihrer zwei — bellten in rasendem Geheul. Ich pochte inzwischen mit einem Stock an das Thor. Der Wind schlug, um die Wette mit den Hunden heulend, an die Mauern, Erker und Zinnen des Schlosses. Die Wetterfahnen auf den Thürmen flogen schrillend hin und her. Es war die gräulichste Katzenmusik in dem Dunkel der Nacht, auf dem einsamen hohen Berge, an dem alten, verfallenen Schlosse. In dem Gebäude selbst regte sich nichts.

Der Schulze kehrte zurück. Die Gensd'armen und Executoren kamen mit ihm. Es konnte doch noch ein Plan gemacht werden. Der Gensd'arm des Kreises kannte den Weg, der von der Anhöhe hinunter in die Schlucht jenseits des Schlosses führte. Dort mußte der verborgene Ausgang aus dem Schlosse münden. Wo? wußte Niemand. Aber der Zufall konnte Glück bringen. Ich ließ den Gensd'armen mit zwei anderen und einem Executor den Weg hinunter sprengen, die Schlucht zu besetzen und auf Flüchtlinge Wache zu halten. In dem Schlosse war es noch immer still. Nur die Hunde heulten fort, und nur das Wetter tobte fort.

„Man will uns nicht hören! So kann man uns die ganze Nacht warten lassen."

Darauf waren wir nicht vorbereitet gewesen, wohl aber der alte Schulze.

„Ich kenne das alte Thor," sagte er. „Es sieht nur fest aus. Mit einem alten Baumstamm, der in dem alten Park noch zu finden sein wird, rennen wir es ein. Pochen wir vorher noch einmal."

Wir pochten noch einmal. Die Hunde hörten auf zu bellen. Sie knurrten nur noch. Irgend etwas mußte ihnen Ruhe geboten haben. Eine menschliche Stimme ließ sich jenseits des Thors vernehmen.

„Wer ist da draußen?" Es war eine weibliche Stimme.

„Die alte Magd," sagte der Schulze. „Warum mag keiner von den Männern kommen? Ich bin da, Anne Liese!" rief er dann durch das Thor, „der Schulze Erdmann. Oeffnet."

„Aber was wollt Ihr am späten Abend?"

„Ich habe Geschäfte im Schlosse."

„Ich werde es melden."

Wir hörten sie sich entfernen. Die Hunde blieben still. Sie knurrten nur noch leise. Wir warteten. Uns klopfte doch das Herz.

„Wenn man uns sicher machen und überfallen wollte!" meinte selbst der Schulze. „Die Menschen da drinnen sind zu Allem fähig. Seien wir auf unserer Hut."

Und was gilt einem verfolgten Raubmörder ein Menschenleben mehr? mußte ich in Erinnerung an so manches Verbrechen denken. Es wurde hell jenseits des Thors. Man konnte es an einem flackernden Scheine sehen, der an den Mauern des Schlosses hinanstieg. Ein Schritt nahte sich dem Thore; nur ein einzelner. Es mußte Jemand sein, der eine Laterne trug. Er kam nicht bis ganz an das Thor.

„Kommt!" rief eine Stimme den knurrenden Hunden zu. Es war eine männliche Stimme.

„Der alte Diener!" sagte der Schulze. „Warum muß der alte Mann herauskommen? In der Nacht? In diesem Wetter? Was mag das sein?"

Der Mann mit der Laterne entfernte sich wieder von dem Thore. Die knurrenden Hunde folgten ihm. Nach einer Weile kehrte er ohne die Hunde zurück; er hatte sie fortgeschafft. Das Thor wurde von innen geöffnet. Ein schneeweißer, von vielen Jahren tief gebückter, von noch mehr Sorgen tief gebeugter Greis stand in dem Scheine der Laterne vor uns. Er sah so ehrlich aus, der alte Mann. Er war der einzige ehrliche Mann in dem alten Freiherrnschlosse. Er sah uns, alle die fremden Gesichter, ruhig, aber traurig genug an.

„Was wünschen die Herren?"

„Einlaß, im Namen des Gesetzes!" antwortete ich.

Er seufzte nur schwer auf.

„Folgen Sie mir."

Ich ließ ihn das Thor verschließen und die Schlüssel an mich abgeben. Ein Gensd'arm mußte als Wache an dem Thore zurückbleiben. Mit meinen anderen Begleitern folgte ich dem Greise zu dem Gebäude. Wir überschritten eine Brücke, die früher eine Zugbrücke gewesen war, und kamen in einen schmalen Hofraum. Vor uns lag das Schloß. Ein hohes Eingangsthor stand offen. Der Greis führte uns dahin. Das Gebäude lag dunkel vor uns und eben so still. Dunkel und Stille waren so unheimlich. Was sollte jetzt gleich darauf folgen? Hatte der trotzige, gewaltthätige Herr des Schlosses, der verfolgte Raubmörder, in diesem alten Raubneste uns einen Hinterhalt bereitet? Einen Hinterhalt, um noch seinem gewaltthätigen, trotzigen Sinne ein Opfer zu bringen, um noch Rache zu nehmen für die Behandlung seiner Geliebten, für seine eigene Verfolgung, und dann für immer das Land, den Welttheil zu verlassen, in dem er als geächteter, dem Henker verfallener Verbrecher erkannt war? Der greise Diener sah ehrlich aus. Er konnte selbst getäuscht sein. Wir traten in das hohe Portal, in eine weite Halle. Es war kein anderes Licht da, als das der Laterne des Dieners.

„Führen Sie mich zu dem Schloßherrn," sagte ich zu dem Greise.

„Der Freiherr ist nicht da."

„Er ist verreist?"

„Er ist fort."

„Seit wann?"

„Seit dem Beginn des Abends. Es können vier bis fünf Stunden sein."

„Wer ist noch im Schlosse?"

„Das gnädige Fräulein."

„Und außerdem?"

„Eine alte Magd und ich."

„Weiter Niemand?"

„Kein Mensch weiter."

Der alte Mann log nicht. Ich war zu spät gekommen. Ich konnte doch noch eine Aufgabe in dem Schlosse haben. Es war möglich, daß der Entfliehende in der Eile ein verdächtigendes Beweisstück zurückgelassen habe. Jedenfalls war festzustellen, ob die Hein dagewesen sei.

„Führen Sie mich in das Zimmer des Freiherrn."

Er führte mich durch die Halle in einen breiten Gang, aus diesem in einen zweiten, schmaleren. An dessen Ende schloß er eine Thür auf. Wir waren zu ebener Erde geblieben. Ich trat in ein geräumiges, hohes gewölbtes Gemach. Es hatte ein einziges breites und hohes Bogenfenster. Wie der Bau des Zimmers, so waren auch die Möbel darin alterthümlich. Aber Alles war solide. Zu seiner Zeit war es kostbar, vielleicht prachtvoll gewesen. Daß ein wüster Mensch dort gehauset habe, zeigte sich nirgends. Ich traf zunächst Anordnungen, daß die verschiedenen Theile des Schlosses durch Gensd'armen und Executoren besetzt wurden, um Vertragungen, Collusionen und dergleichen zu verhüten. Den alten Schulzen behielt ich bei mir in dem Gemache. Dann befragte ich zuerst den Diener.

„Wohin ist der Freiherr verreist?"

„Er hat mir nichts darüber mitgetheilt."

„Wann wird er zurückkehren?"

„Ich glaube nicht, daß er jemals wiederkommen wird."

„Sprach er davon?"

„Zu mir nicht. Aber seine letzten Worte, als er das Schloß verließ, waren ein Abschied für immer von hier."

„Nahm er Sachen mit?"

„Wenige. Nur sein Reiseportefeuille."

„Ging er allein?"

„Eine fremde Dame begleitete ihn."

„Eine Fremde?"

„Sie war vorgestern in der Frühe hier angekommen."

„Beschreiben Sie sie."

Der Diener beschrieb Antonie Hein.

„Hatten Sie die Dame schon früher gesehen?"

„Niemals."

„Wie kannte sie Ihren Herrn?"

„Sie war sehr vertraut mit ihm."

„Hat Ihr Herr Ihnen keinen Auftrag hinterlassen?"

„Nein."

„Kann ich das Fräulein, die Schwester des Freiherrn, sprechen?"

„Ich werde Sie melden."

„Ich stelle dem Fräulein anheim, wo sie mich empfangen will."

Der Greis ging. Ich sah mich näher in dem Gemache um. Außer den Tischen und den alten, hohen, gepolsterten Lehnsesseln fielen besonders mehrere alte Wandschränke darin auf. Sie waren von Eichenholz, mit künstlichem Schnitzwerk. Das Alter, vielleicht das Alter von Jahrhunderten, hatte sie dunkelbraun gefärbt. Einige standen ganz offen, in andern steckte der Schlüssel. Jene waren leer. Einen der letztern schloß ich auf. Es hingen alte Kleidungsstücke darin. Ich drückte gegen diese, um zu fühlen, ob sich in oder hinter ihnen noch etwas Anderes befinde. Auf einmal war es, als wenn die Wand des Schranks hinter den Kleidern nachgabe. Ich schob diese auseinander und blickte in einen dunkeln Raum. Der Schrank hatte keine Rückwand. Die Mauer, an der er stand, bildete diese. Und in der Mauer war eine Oeffnung. Ich theilte meine Bemerkung dem Schulzen mit.

„Wohin mag die Oeffnung führen?"

„Ein Versteck," meinte er. „Man findet sie oft so in alten Häusern."

Ich wollte trotzdem näher untersuchen, als die Thür des Gemachs geöffnet wurde. Der alte Diener trat wieder ein, mit Lichtern. Eine Dame folgte ihm, eine feine, schöne, leidende Gestalt. Es war das Fräulein Sophie von Lengnau, die Schwester des Freiherrn, die Geliebte des Commis Wilhelm Grote. Ich hatte sie so Vieles zu fragen, ich hatte ihr so Vieles mitzutheilen. Sie konnte es ahnen, sie sah es mir an. Der Diener hatte sofort das Zimmer wieder verlassen. Sie warf einen Blick auf den Schulzen, dann einen bittenden auf mich. Ich ließ auch den Schulzen hinaustreten.

„Mein Herr," sagte sie dann zu mir, mit einer großen, edlen Fassung, aber mit einer Stimme, die zum Herzen drang. „Ich weiß den Zweck, der Sie hierher führt. Mein Bruder ist außer dem Bereiche Ihrer Gewalt. Darf ich Sie gleichwohl bitten,

Menageriebilder.

Nr. 1.



Eine Löwenmutter.

Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

mich mit Fragen zu verschonen, die ich Ihnen nie beantworten dürfte, die dennoch das Herz der Schwester zerreißen müßten?"

Sie sah mich flehend an. Ich mußte sie doch fragen.

„Sie würden mir auch dann nicht antworten, wenn von Ihren Antworten das Schicksal eines Unschuldigen abhinge, der des Mords verdächtig in Untersuchung und Haft ist?"

Darauf war sie nicht gefaßt gewesen. Sie zuckte zusammen und wurde bleicher. Sie suchte nach einer Antwort, nach einem Entschlusse.

„Der verhaftete Unschuldige, mein Fräulein, heißt Wilhelm Grote."

„Ewiger Gott!" schrie sie auf. „Ich hatte es geahnt!"

Ich mußte sie zu einem der alten Lehnsessel führen. Dann fuhr ich fort:

„Ich ermesse den schweren Kampf, den Sie kämpfen müssen, mein Fräulein. Gestatten Sie mir vor der Hand einige Fragen, die ihn nicht berühren."

„Fragen Sie, mein Herr."

„Vorgestern ist eine fremde Dame hier im Schlosse eingetroffen?"

„Vorgestern in der Frühe."

„Sie hat mit Ihrem Bruder das Schloß verlassen?"

„Heute Abend."

„In welchem Verhältnisse stand sie zu Ihrem Bruder?"

„Mein Herr, die Fremde war eine Verworfene. Aber mein Bruder —"

„Ihr Bruder, mein Fräulein?"

„Er war, er ist in ihren Fesseln, mit einer blinden, wilden Leidenschaft, ganz wie sein Charakter wild und unbändig ist."

„Dürfen Sie mir sagen, was Ihr Bruder mit der Fremden verhandelt hat?"

Sie machte schweigend eine abwehrende Bewegung.

„Und Wilhelm Grote?" fragte ich noch.

Ihre innere Aufregung drängte einen Strom von Thränen in ihre Augen. Sie stand auf.

„Verabschieden Sie mich, mein Herr, ich bitte Sie darum; ich muß mich sammeln und in Ruhe mit mir zu Rathe gehen. Morgen früh, wenn ich bitten darf, oder, wenn Sie nicht so lange bleiben können, in einer Stunde. Schlafen werde ich in dieser Nacht nicht."

Ich verließ sie. Die Arme! Die Unglückliche! Ihr Schicksal ging mir tief zu Herzen. Sie hatte so viel, so lange gelitten, und der schwersten Stunde ihres Lebens ging sie jetzt entgegen. Den Geliebten oder den Bruder, wen sollte sie zum Mörder machen? — Ich mußte mit dem Suchen nach Ueberführungsstücken fortfahren, eigentlich damit beginnen. Etwas durfte ich zu finden hoffen, wenn auch nur irgend ein verlorenes oder vergessenes Stück Papier, das Aufklärung über frühere Beziehungen des Freiherrn gab. Es konnte weiter daran angeknüpft werden.

Der Schulze kam nicht in das Gemach zurück. Er sah wohl nach den verschiedenen Posten, die im Hause umhergestellt waren. Ich suchte auf den Tischen umher, fand aber nichts, ging wieder zu den alten Wandschränken und schloß einen von ihnen auf, einen andern, als den, in dem ich vorhin die Oeffnung entdeckt hatte. Es war ein großer, tiefer, mächtiger Schrank. Auch in ihm hingen Kleidungsstücke, die ihn füllten. Es waren alte Herrenkleider, von denen die ältesten Jahrhunderte alt sein mochten. Sie repräsentirten die Mode von Jahrhunderten, doch nicht auch den Glanz. Wo eine Gold- oder Silberstickerei gewesen war, war sie abgetrennt, abgerissen. Die stolze Pietät der Vorfahren hatte hier von Geschlecht zu Geschlecht das Prunkgewand des Vaters, ihn und sich ehrend, aufbewahrt. Der letzte Sprosse des stolzen Geschlechts hatte sie beraubt. Auch so vergeht der Glanz und der Stolz alter Geschlechter!

Die frevelnde Hand war vielleicht nicht einmal zurückgebebt, als sie den Raub beging. War sie doch später selbst vor einem Raubmorde nicht zurückgebebt! So beginnt der Verbrecher seine Laufbahn. Ich sah die alten stolzen Freiherren vor mir. Wie mochten sie gezürnt haben, als jener Frevel gegen sie verübt wurde! Ueber den Raubmörder verhüllten sie die stolzen, edlen Gesichter, in Scham, in Trauer. Ich wandte mich ab von dem Schranke.

Da, — es war mir, als wenn ich unmittelbar vorher ein leises Geräusch vernommen hätte. Ich hatte nicht darauf geachtet. Der Schulze wird zurückkehren, hatte ich gedacht. Da stand eine wirkliche Gestalt vor mir. Kein edles, kein in Scham und Trauer verhülltes Gesicht. Aber ein stolzes, wie von wilder Leidenschaft verzerrtes. Der Freiherr Dietrich von Lengnau! Er mußte es sein. Seine Gestalt glich der Wilhelm Grote's. Er trug denselben Vollbart, dasselbe lockige Haar. Beide waren nur dunkler, schwärzer, glänzender.

Er war durch jene Oeffnung des alten Wandschranks hereingekommen. Jene Oeffnung mußte durch einen verborgenen Gang zu dem geheimen Ausgang des Schlosses führen. Ich hatte es in dem Momente combinirt, da ich ihn sah. Ich hatte es combinirt, während zugleich das Blut in den Adern mir zu Eis gerinnen wollte. Warum war er zurückgekehrt? Was wollte der wilde, unbändige, gewaltthätige Mensch hier? Welche Leidenschaft mußte in ihm erwachen, da er einen Fremden in seinem Zimmer fand, wühlend unter seinen Sachen! Nein — denn auch er mußte im Moment combiniren — keinen Fremden, aber den Criminalbeamten, der ihn verfolgte, vor dem er geflohen war, der ihn dem Beile des Henkers überliefern sollte!

Er stand stolz vor mir. Sein Gesicht war verzerrt. Er sah mich finster an, mit einem Ausdrucke wachsender Wildheit. Ich erwartete einen Angriff von ihm, einen Angriff für sein Leben. Ich wollte mich für mein Leben wehren und griff nach einem Pistol, das ich auf der Brust trug.

„Sie rühren sich nicht!" rief er mit gedämpfter Stimme.

Ich konnte mich schon nicht mehr rühren. Seine Rechte hatte mein Handgelenk mit riesiger Gewalt umspannt. Mit seiner Linken zog er ruhig ein gespanntes Pistol hervor.

„Wenn Sie einen Laut von sich geben, sind Sie des Todes."

Ich war in seiner Gewalt. Was sollte folgen? Er sah sich langsam in dem Zimmer um. Dann wandte er sich wieder zu mir.

„Sie sind Criminalrichter, mein Herr?"

„Ja."

„Sie suchten mich hier?"

„Ja."

„Dann nach Beweisen gegen mich?"

„Ja."

„Wissen Sie, mein Herr, wo Sie hier sind?"

„In Ihrem Gemache. Ihr Diener hat mich auf mein Verlangen hierher geführt."

„Sie sind auch in dem Gemache meiner Vorfahren."

Ich schwieg.

„Und es ist gut, daß Sie hier sind. Ich brauche keinen andern Zeugen herbeizurufen, nicht den greisen Diener."

Wozu wollte er einen Zeugen? Der Ausdruck der Verzerrung in seinem Gesichte ließ nach. Aber es wurde ruhiger, es wurde beinahe edel stolz.

„Hören Sie mir zu, mein Herr," fuhr er fort. „Ich stamme aus einem edlen Geschlechte. Ich bin der Letzte dieses Geschlechts und bin ein Verworfener. Alter Same artet aus. Ich bin entartet und meinte, ich könnte es ertragen. Als ich aber heute dem Schlosse meiner Väter den Rücken gewandt hatte, für immer, da fühlte ich, mein Herr, daß ich Alles könne, aber Eins nicht. Ich bin der Mörder, mein Herr, den Sie suchen. Ich habe meinen Namen, mein Geschlecht, meine Ahnen entehrt. Hier, in meinem, in ihrem Schlosse, in dem Gemache, in dem ich, in dem sie gelebt haben, hier, wo ihre edlen Geister mich umschweben, hier bin ich ihnen, hier bin ich mir die Sühne schuldig. Bezeugen Sie es der Welt, mein Herr, und meiner armen Schwester."

Er ließ meinen Arm los. Er setzte das Pistol an seine Stirn. Ich wollte aufschreien, aber er war rascher als ich, und seine Hand drückte ab. Ehe ich mich besinnen konnte, lag eine Leiche vor mir. Der alte, greise Diener des Hauses war der letzte ehrliche Mann in dem Schlosse der stolzen Freiherrn von Lengnau. Der letzte Sproß des stolzen Geschlechts hatte sich doch ein stolzes Herz bewahrt. Er hatte sich als den Mörder bekannt, den ich suchte. Er war todt.

Willhelm Grote legte ein volles, offenes, nicht mehr Geständniß, aber Zeugniß ab. Er hatte den Freiherrn von Lengnau in Californien wieder getroffen, aber erst in der letzten Zeit seines dortigen Aufenthalts, als er schon im Begriff gestanden, nach Europa zurückzukehren. Grote selbst hatte damals sich schon sein Vermögen erworben. Der Freiherr hatte in dem Goldlande sich zehnmal etwas erworben und es zehnmal wieder verloren, durch einen leichtsinnigen, wilden, wüsten Lebenswandel, durch liederliches Herumtreiben mit verworfenen

Abenteurern und noch verworfeneren Abenteurerinnen. Als Grote ihn traf, besaß er wieder gar nichts; dennoch stand er im Begriffe nach Europa zurückzukehren. Ein Grund zu dieser Rückkehr war für Grote nicht ersichtlich. Der Freiherr selbst gab keinen an. Grote stand übrigens in keinem Verkehr mit ihm. Der Freiherr zog sich auch in dem fremden Lande ebenso stolz von ihm zurück, wie er in der Heimath die Bewerbung des Bürgerlichen um seine Schwester hochmüthig und roh zurückgewiesen hatte.

Der Freiherr lebte zusammen mit einer ebenso schönen, wie verschmitzten Person, einer Tänzerin oder Schauspielerin, die er von einem Winkeltheater in San Francisco zu sich genommen hatte, für die er eine wahrhaft wilde Leidenschaft fühlte, und die eine unbegreifliche Gewalt über ihn ausübte. Es schien Grote, als wenn sie ein Verlangen habe, nach Europa zurückzukehren, und als wenn der Freiherr nur ihrem Willen folge. Den wahren Grund der Rückkehr Beider sollte er erst in Europa gewahr werden.

Bei seiner Ankunft in Antwerpen traf er dort Franz Bauer, den er in Californien kennen gelernt hatte. Bauer war am Tage vor ihm in Antwerpen angekommen. Sie sprachen über Bekannte, und er erzählte Grote, daß er mit Langner und dessen Frau die Ueberfahrt gemacht habe — Langner hatte der Freiherr sich in Amerika genannt, und seine Geliebte hatte er auch früher für seine Frau ausgegeben —; er werde auch mit Beiden, da sie denselben Weg wie er hätten, weiter zu der Heimath reisen. Er bat Grote, sich ihnen anzuschließen, soweit auch er den nämlichen Weg habe. Grote hatte keine Lust, mit dem Freiherrn zusammen zu reisen; am Tage vor der Abfahrt aber theilte Bauer ihm mit, Langner müsse noch mehrere Tage zurückbleiben, seine Frau werde allein vorausreisen, und Langner habe ihn gebeten, bis zu seiner Heimath sie zu begleiten, und er habe sich dazu bereit erklärt. Jetzt war auch Grote bereit, sich dem Bekannten anzuschließen.

Bauer, Grote und die Hein, oder wie die Geliebte des Freiherrn eigentlich heißen mochte, reisten zusammen auf der Eisenbahn von Antwerpen ab und blieben zusammen bis zu der letzten Eisenbahnstation. Die beiden Männer nahmen dort für ihre Weiterreise einen Miethwagen. Als sie einstiegen, war auch die Hein wieder da, die mit ihnen fuhr, zufällig, wie sie behauptete. Sie fuhren in dem Miethwagen ab: Bauer wollte bis zu einem Punkte der Landstraße fahren, wo der Weg in seinen Heimathsort abging; Grote wollte nach Schloß Tiburg, Sophie von Lengnau zu sehen, bevor ihr Bruder zurück sei.

Wohin die Hein wollte, hatte sie nicht gesagt. Sie kamen an dem Wege an, der zu der Heimath Bauer's führte. Es war Abend, und Bauer stieg aus, den Weg zu Fuße zu machen. Mit ihm stieg Grote aus. Er hätte noch zehn oder zwölf Minuten weiter fahren können, wo dann auch für ihn ein Seitenweg, aber in entgegengesetzter Richtung, abging. Er wollte jedoch nicht den Wagen zweimal halten lassen. Die Hein fuhr allein weiter. Bauer und Grote nahmen von einander Abschied, und Ersterer ging links, einer Waldung zu, in die sein Weg hineinführte.

Grote ging langsam auf der Landstraße weiter, und er hatte beinahe den Seitenweg erreicht, den er zu nehmen hatte, als er auf einmal durch die Stille des Abends einen Schuß fallen hörte. Der Schuß fiel hinter ihm, in der Richtung, die Bauer genommen hatte. Er stutzte, und es fiel ihm heiß auf das Herz. Warum war der Freiherr von Lengnau zurückgeblieben? Warum hatte er Bauer um die Begleitung der Hein gebeten? Die Hein, die schon auf der Eisenbahnstation Abschied von ihnen genommen hatte, war bald nachher durch einen so seltsamen Zufall wieder mit ihnen zusammengetroffen. Sie hatte unterwegs sich so angelegentlich um ihn, Grote, bekümmert, ihn offenbar an sich zu ziehen gesucht, und als er zugleich mit Bauer ausgestiegen war, hatte sie ihn zurückhalten wollen. Eigenthümliche Blicke, die sie zuweilen auf Bauer geworfen, fielen ihm hinterher ebenfalls auf.

Eine ungeheure Angst befiel ihn, und er eilte, er lief zurück; er lief in den Weg, den Bauer genommen hatte, und kam in die Waldung, in die Gegend, in der seiner Meinung nach der Schuß gefallen sein mußte. Er ging vorsichtiger, leiser, blieb manchmal stehen, um zu horchen. Da hörte er endlich in der Tiefe des Waldes, weit seitwärts von dem Wege, ein Geräusch, es kam ihm vor, als wenn etwas auf dem Waldboden geschleppt werde. Er flog hin, eilig, aber leicht, leise, kaum hörbar.

Das Geräusch hatte aufgehört, er drang aber dennoch weiter. Er war bewaffnet und drang mit gespanntem Revolver vor. Ein Schuß fiel durch die Finsterniß, kaum zehn Schritte vor ihm, und eine Kugel schlug unmittelbar neben seiner Brust in die Zweige der Bäume. Er sprang zu der Stelle, an der er das Feuer des Gewehres hatte aufblitzen sehen, und — er stand vor dem Freiherrn von Lengnau, welcher im Begriff war, einen zweiten Hahn seines Doppelpistols zu spannen. Eine Leiche, Bauer's Leiche, lag zu seinen Füßen.

Grote sprang auf den Mörder zu, ihm die Mordwaffe zu entreißen. Sie rangen darum. Während des Ringens entlud sich das Gewehr; das war Grote's Rettung gegen den wüthend gewordenen Mörder, dem in diesem Augenblicke das zweite Menschenleben weniger war, als das erste. Grote konnte entfliehen, und was konnte er mehr? Das Verbrechen war vollendet.

„Klage den Bruder Deiner Geliebten an!" höhnte der Mörder dem Entfliehenden nach.

Konnte er es? Der Mörder hatte sich selbst anklagen müssen, er hatte sich aber auch selbst seine Strafe gegeben. Mit sich hatte er in seinem Portefeuille die geraubte Summe zurückgebracht, welche der Familie Bauer's übergeben wurde.

Wilhelm Grote und Sophie von Lengnau wurden nach Jahr und Tag ein Paar. Von der Antonie Hein wurde nie wieder etwas gehört.

Menageriebilder.

1. Eine Löwenmutter.

(Mit Abbildung.)

Obgleich seit mehr als zwanzig Jahren ein leidenschaftlicher Besucher von Menagerien, war doch mein sehnlichster Wunsch, eine Löwin mit ihren Jungen sehen und beobachten zu können, unerfüllt geblieben, denn der Fall, daß dieses Thier im Käfig Junge wirft, kommt so selten vor, daß er selbst in großen und lange bestehenden Menagerien ein Ereigniß ist. Zwar hatte ich früher als Kind junge Löwen mit ihrer Mutter gesehen, aber diese Erinnerung ist viel zu schwach, und ich weiß blos noch, daß die kleinen Thiere, wenn sie sich spielend herumkollerten, ganz reizend aussahen.

Endlich sollte nun mein Wunsch in Erfüllung gehen.

Einst am frühen Morgen, beim Eintreten in die große Kreuzberg'sche Menagerie, bemerkte ich, daß die Wärter (in der Menageriesprache ganz prosaisch Knechte genannt) einen leeren Käfig vor dem Behälter eines noch ziemlich jungen Löwenpaares aufstellten. Das Männchen dieses Paares war mir immer sehr interessant gewesen. Es gehörte zu den „arbeitenden" Thieren der Menagerie und spielte bei den Vorstellungen, welche der Besitzer der Thiere mit den Bären, Hyänen, Leoparden und diesem Löwen in einem Käfig gab, die Hauptrolle. Denn während die andern Bestien sich entweder balgten, oder ihrem Herrn und dessen gefürchteter Nilpeitsche auszuweichen suchten, bestand seine Vorstellung in einem fortwährenden Auflehnen gegen die Zumuthungen desselben, und wer häufig diese Vorstellungen besuchte, konnte fast immer Zeuge der erregendsten Auftritte sein. Vielleicht läßt sich davon später einmal erzählen, jetzt haben wir es mit der Löwin zu thun, welche bald das anziehendste Thier in der Menagerie werden sollte.

Heinrich, der eine Wärter, hatte behauptet, daß diese Löwin bald Junge werfen würde, und deshalb, neben dem Versprechen eines Trinkgeldes für den Fall der Bestätigung, den Auftrag erhalten, das Thier abzusperren, damit es dann ungestört von dem männlichen Löwen sei. Es geschah dies, indem der leere Käfig dicht vor den mit den beiden Löwen gerückt wurde, vorher aber der Löwe durch eine eingeschobene Zwischenwand von der Löwin getrennt worden war. Dann wurden die beiden aneinander stehenden Eisengitter aufgezogen, und indem man die Löwin durch ein

Stück Fleisch in den neuen Käfig lockte, ließ man gleichzeitig das Gitter fallen, und der Umzug war geschehen. Schwierig ist zwar immer noch, den jetzt viel schwereren Käfig an seinen neuen Platz einzureihen, doch die Hauptsache ist dann geschehen. Auf diese oder die umgekehrte Weise geschieht stets der Wohnungswechsel in Menagerien.

Von Tag zu Tag wartete ich nun, daß die Prophezeiung des Wärters sich erfüllen sollte, und jeden Morgen eilte ich zuerst an den Käfig der Löwin. Vergebens. Der Tag nahte heran, an welchem die Menagerie abreisen sollte, und da schon einige Wochen seit der Absperrung der Löwin verstrichen waren, so stiegen leise Zweifel bei mir auf, ob nicht ein Irrthum vorliege. Aber der Wärter ließ sich nicht irre machen und behauptete, daß das Anschwellen der Euter ein untrügliches Zeichen sei. Er mochte allerdings Erfahrung haben, denn er hatte von Jugend auf in Menagerien gedient, während die meisten andern Wärter als gerade unbeschäftigte Handarbeiter und dergl. solche Dienste annehmen und sie gelegentlich wieder verlassen.

Die Menagerie ging zuletzt wirklich ohne junge Löwen nach Dresden ab, kam aber doch mit solchen dort an. Gerade die kurze Reise sollte ereignißvoll werden, denn während eine der schönen Giraffen, welche schon seit Jahren die Zierde der Menagerie waren, durch das Anstoßen ihres hohen Behälters an eine Ueberbrückung der Eisenbahn getödtet ward, warf die Löwin unterwegs ihre Jungen, und als nach der Ankunft die Käfige geöffnet wurden, lag die Alte ruhig bei ihren Kleinen, sie eifrig beleckend.

Absichtlich wartete ich einige Wochen, ehe ich nach Dresden reiste, um die kleinen Löwen mehr entwickelt und sehend vorzufinden. Auch waren sie in der ersten Zeit dem Publicum nicht gezeigt worden. Der Anblick war in der That ein reizender. Mit mütterlichem Behagen und Stolz zugleich lag die Alte auf ihrem Strohlager, kein Auge von ihren Kindern verwendend. Diese waren bereits so gewachsen, daß sie nicht mehr durch das Gitter herausgenommen werden konnten, wie dies noch einige Tage vorher geschehen war. Die Farbe war die der Alten, nur trugen sie überall schwache bräunliche Flecken, welche auf Scheitel und Rückgrat zu schwarzen wurden. Mit ihren dicken runzligen Köpfen, den kleinen spitzen Schwänzchen sahen sie gar niedlich aus, wenn sie, oft über die eignen ungeschickten Beine fallend, ihre Ausgänge, d. h. von ihrer Mutter bis vor an das Gitter unternahmen. Keine Bewegung entging der Alten, aber der Ausdruck ihres Gesichts hatte dabei etwas so Zufriedenes, so mütterlich Glückliches, daß man eben so gern auf sie selbst, wie auf die Kleinen sah.

Meine Erwartung, die Löwin durch die Menge der Zuschauer beunruhigt und aufgeregt zu sehen, bestätigte sich nicht, im Gegentheil, sie lag fast stets ruhig im Hintergrund ihres Käfigs, sodaß die Jungen fortwährend Gelegenheit hatten, ihren Durst zu stillen, was diese auch fleißig benutzten. Auch dabei blickte sie fast fortwährend nach diesen hin, sich oft niederbeugend, um sie zu lecken. Durch Letzteres gab sie überhaupt ihre mütterliche Liebe am meisten zu erkennen, und manchmal nahm sie wohl auch eins der Jungen zwischen ihre Tatzen, um es recht von Herzen zu lecken, wobei das Kleine um und um gewendet wurde, so sehr es auch strebte auf den Beinen zu bleiben. Der Gebrauch ihrer Beine war den Kleinen offenbar noch nicht recht geläufig, weshalb denn auch ihre Versuche zu spielen stets mit Umfallen endigten, wobei die Alte gleichfalls behaglich zusah. Trotz dieser Unbehülflichkeit entwickelte sich aber doch schon die wilde Natur, denn komischerweise versuchten sie mehrmals beim Herankommen an das Gitter dem Publicum die Zähne zu zeigen, die sie noch gar nicht hatten.

Ich hatte mir einige Skizzen der ganzen Gruppe bereits entworfen, wünschte nun aber auch die jungen Löwen selbst etwas genauer zu zeichnen, was bei dem dichten Strohlager, in welchem sie sich bewegten, nicht gut möglich war. Ich bat daher Heinrich, den Wärter, der allein so Etwas wagen durfte, mir dazu Gelegenheit zu geben. Ohne Weiteres streckte er seinen muskulösen Arm durch das Gitter, packte den nächsten jungen Löwen und hielt ihn empor. Zu meiner Verwunderung blieb die Löwin ganz ruhig in ihrem Winkel liegen, behielt aber ihr Kleines unverwandt im Auge. Ein einziges Mal richtete sie ihr Auge auf mich und zeigte mir dabei die sehr ungemüthlichen Zähne, ohne aber dieses Compliment auch dem Wärter zu machen, auf so vertrauten Fuß stand sie mit diesem. Als ich aber nun in aller Eile meine Zeichnung vollendet hatte und das Junge losgelassen war, wurde dieses von der Alten mit solcher Energie und Ausdauer von allen Seiten beleckt und umgewendet, als sollten damit alle Spuren der ungeweihten Berührung vertilgt werden.

Nur ungern trennte ich mich nach einigen Tagen, als die Menagerie nach Warschau abgehen sollte, von dem schönen Schauspiel, und immer noch denke ich gern an dasselbe zurück.

Es ist bekannt, daß die Löwinnen nicht immer zwei Junge werfen, sondern meistens nur eins, am seltensten drei. Schon die in Freiheit gebornen kommen nicht Alle auf in Folge des Vielen verderblichen Zahnens, noch seltener ist dies natürlich in der Gefangenschaft der Fall. Wie verderblich übrigens eine häufigere Vermehrung sein würde, ergibt sich daraus, daß nach der Behauptung Gerard's, des berühmten Löwenjägers in Algier, ein Löwe, welcher 35 Jahre lebt, den Heerden für 50,000 Thaler Schaden zufügt. Wie diese Summe steigt, wenn eine ganze Löwenfamilie zusammenlebt, ist daraus leicht zu schließen. Es ist daher auch in den Gegenden Nord-Afrika's, wo sich Löwen aufhalten, die Abgabe, welche die Araber dem Löwen gleichsam zu entrichten haben, eine vielfach größere, als die von der Regierung geforderte. Daß man bei diesem gewaltigen Schaden und bei dem Muthe der Araber nicht häufiger sich zu Jagden auf das Thier entschließt, ist eben nur die Furcht vor dem so häufig gefährlichen Ausgang dieser Jagden, und der Löwe wird daher gewiß noch lange Zeit vor Ausrottung, selbst in den bevölkerten Theilen Afrika's, geschützt sein.

L—n.

Schamyl in Kaluga.

Sie haben in der Gartenlaube bereits früher (Nr. 15) einige Mittheilungen über den jetzigen Staatsgefangenen Rußlands, einstigen Chef der Tscherkessen, geliefert; erlauben Sie mir, daß ich heute darin fortfahre. Das Wesen Schamyl's ist so interessant und bietet auch jetzt noch in der Gefangenschaft so viel Eigenthümliches und Charakteristisches, daß authentische Mittheilungen darüber sicher alle Leser Ihrer Zeitschrift interessiren dürften.

Schamyl war nach der Abreise seines bisherigen Begleiters, des Herrn v. Boguslawsky, sehr verstimmt und ging lange Zeit wie ein Tiefsinniger umher, obwohl wir uns auf alle Weise bemühten, ihn aufzuheitern. Auf meine ängstlichen Anfragen, wie diesem drückenden Zustande ein Ende zu machen sei, erwiderte Chadshio, Schamyl's und mein alter Freund, das einzige und sicherste Mittel, das er kenne, sei die Musik, welche Schamyl leidenschaftlich liebte, und später Besuche in den öffentlichen Gesellschaften, für die er jetzt „noch nichts tauge".

Kaum hatte mir Gramoff, Schamyl's Dolmetscher, diese Worte übersetzt, so rief ich einen Diener und gab ihm Befehl, zum folgenden Tage eine Orgel, welche in einem Privathause verkauft wurde, in Schamyl's Gastzimmer zu schaffen.

Als Chadshio von Gramoff erfuhr, wovon die Rede sei, äußerte er das lebhafteste Vergnügen und schien zugleich sehr gerührt. Wahrscheinlich unter dem Einflusse dieser Rührung gestand er mir, daß Schamyl außer der Besorgniß um seine Familie auch noch einen besondern Grund zur Traurigkeit habe. Er fühle sich nämlich tief ergriffen vom Gefühl der Dankbarkeit gegen den Kaiser für so viele unerwartete Beweise von dessen Freundlichkeit, und suche nach Mitteln, um dem Kaiser thatsächliche Beweise seiner Dankbarkeit und Ergebenheit geben zu können.

Ich äußerte ihm meine Zufriedenheit mit Schamyl's dankbaren Gesinnungen und setzte hinzu, ich habe von ihm nichts Anderes erwartet, da er in der That eines ganz andern Empfanges gewärtig gewesen sei, und daß gewiß auch Schamyl's Gefährten, von Gunib bis Petersburg und Kaluga, dessen Ansichten und Wünsche jetzt theilten; daß endlich er selbst, Chadshio, allem Anscheine nach, nunmehr nicht mit derselben Meinung über Rußland, mit welcher er den Kaukasus verlassen, dahin zurückkehren werde.

„O!" rief er aus, „Du sollst bald erfahren, was ich gesagt habe, sobald ich wieder in meinem Karata bin."

„Wohlan, was wirst Du sagen?" fragte ich, besonders des-

halb neugierig, da Chadshio einer der reichsten und geachtetsten Familien Karata's angehört, und als ehemaliger Murid und Schamyl besonders nahe stehend, eine einflußreiche Persönlichkeit in seinem Lande vorstellt.

„Ich werde sagen: Schamyl sprach — das ist schwarz, und ich werde sagen — das ist weiß; Schamyl sprach — das ist weiß, und ich werde sagen — das ist schwarz. So werde ich sprechen."

„Warum aber wirst Du so sprechen? Vor Kurzem noch dachtest Du anders."

„Nein, schon längst dachte ich so — Kasii-Mahomed dachte auch nicht anders; noch viele unserer Brüder haben gleiche Gesinnung, und jetzt meint es selbst Schamyl wie wir."

„Wenn ihr aber schon längst so dachtet, warum nanntet ihr dann nicht früher schon das weiß, was Schamyl schwarz nannte?"

„Schamyl verstand so gut zu sprechen. — Das ganze Volk hatte den Schamyl auserwählt, um uns zu vertheidigen ... Schamyl ist ein kluger Mann, ein sehr kluger Mann, und dabei sehr gut, so gut, daß er nicht besser sein kann. Dagegen aber, wenn Kasii-Mahomed strafbar geworden wäre, so hätte er ihm auf der Stelle den Kopf abhauen lassen. — Deshalb liebten und achteten wir aber auch den Schamyl über Alles."

„Warum glaubst Du aber, daß Schamyl sich irrte, als er sagte, dies sei schwarz und jenes weiß?"

„Deshalb, weil er 65 Jahre alt ist, und weil er sein ganzes Leben hindurch keine Vergnügungen kannte, sondern nur betete."

„Nun, und also?"

„Und deshalb verbot er uns, Tabak zu rauchen und die Frauen anzusehen, oder mit ihnen zu sprechen. Aber ist das wohl möglich?"

„Freilich, das ist nicht möglich," entgegnete ich lachend. „Aber Du weißt auch, zu was für Helden er euch im Kampfe gegen die Russen machte."

Auf Chadshio's Gesichte malte sich das Lächeln der Selbstzufriedenheit. „Das ist wahr," sagte er — „und eben deshalb liebten und achteten wir ihn ..... Nun aber ist das nicht mehr nöthig," fuhr er fort, als fiele ihm plötzlich etwas ein ... „Schamyl sagte, in den Büchern stände geschrieben: wenn der Muselmann in ein Haus gehet, wo Weiber mit entblößten Schultern und unverhüllten Gesichtern sind, oder wo man tanzt und Gelage hält, über diesem stürzt das Dach zusammen und zerschmettert ihn. Ist das wahr? Wir sind ja in den Theatern gewesen und haben dergleichen Frauen gesehen, und dennoch ist das Dach nicht über uns zusammengestürzt, und wir sind, Allah sei gelobt, noch gesund. Deshalb glaube ich, Schamyl sagte uns das, nicht weil es in den Büchern so geschrieben steht, sondern weil er alt ist und ihm das nicht mehr Freude macht, was den jüngeren Männern gefällt."

„Also meinst Du, Schamyl habe sich auch damals geirrt, als er noch in Dargo war?"

„Nein, damals hatte er Recht. Zum Beispiel, das Tabakrauchen verbot er uns keineswegs darum, weil der Rauch übel riecht, wie er es denen sagte, die ihn in Rußland deshalb befragten, sondern blos darum, weil unser Volk arm ist, selbst keinen Tabak baut, sondern denselben kaufen muß. Aber Tabak kaufen statt Brodes, wenn man am Brode Mangel leidet ..... und doch gibt es bei uns solche Leute ..... Deshalb verbot er uns auch, zu tanzen und mit den Frauen Umgang zu haben, nicht weil es Sünde ist, sondern damit unsere jungen Leute sich nicht einfallen ließen, statt des Nachts auf der Lauer zu stehen, irgendwo zu tanzen und den Mädchen nachzugehen; Du selbst weißt ja, wie wenig unserer sind. Wenn wir uns so lange gegen euch gehalten haben, so verdanken wir das nur unserer strengen Lebensart und weil wir jede Art von Vergnügen für Sünde hielten. O, Schamyl ist ein großer Mann!"

Jetzt hörten wir Schamyl's Stimme, der im Nebenzimmer geruht hatte. Er rief Chadshio. Mein Freund stand auf, verabschiedete sich und eilte zu seinem Schamyl.



Schamyl.
Nach einer in Kaluga aufgenommenen Photographie.

Am folgenden Morgen stand die Drehorgel schon in meinem Zimmer. Obgleich ich gegen Chadshio's Versicherungen gar keinen Zweifel hegte, so gestehe ich offen, daß ich die Wirkung der Musik auf Schamyl keineswegs mit Gleichgültigkeit erwartete. Mustapha, dessen Bestimmung auf Erden, nach Schamyl's Versicherung, der Gebrauch seiner Stimme war, fing endlich an, seine Stärke auch in der Instrumentalmusik zu versuchen. Es zeigte sich, daß er hierin ungleich stärker war; bei den ersten Tönen, welche er dem Instrumente entlockte, öffnete sich die Thür, und Schamyl trat mit freudestrahlendem Gesicht in's Zimmer. Er setzte sich neben mich auf das Sopha und lauschte fast eine halbe Stunde lang den Tönen mit der größten Aufmerksamkeit, fast unbeweglich, und warf nur zuweilen einen Blick auf Mustapha, wie der Künstler, der auf seine Lieblingsschöpfung blickt. Dann stand er auf, näherte sich dem Instrumente und untersuchte es in allen seinen Einzelnheiten, weshalb auch die ganze äußere Bedeckung weggenommen werden mußte. Nachdem er seine Neugierde befriedigt hatte, erklärte er, daß ihm in seinen Bergen nie etwas Aehnliches vor Augen gekommen sei. Ich benutzte dies, um ihn zu fragen, warum er dort die Musik verboten hätte.

„Vermuthlich steht auch davon in Deinen Büchern?" setzte ich hinzu.

„Ja," antwortete er, „auch davon steht in unseren Büchern, aber ich meine, die Musik ist dem menschlichen Ohre so süß, daß auch der eifrigste Muselmann, dem es leicht wird, alle Vorschriften des Propheten zu erfüllen, nicht im Stande ist, der Musik zu widerstehen; deshalb verbot ich die Musik, aus Furcht, meine Krieger möchten die Schlachtmusik, die ihnen während des Kampfes in die Ohren tönte, gegen eine andere Musik bei unseren Frauen vertauschen."

Nach der Besichtigung der Orgel befahl Schamyl dem Mustapha, weiter zu spielen.

Am folgenden Tage, nachdem Schamyl seine neue Wohnung besichtigt hatte, hatten wir uns vorgenommen, dem hochwürdigen Gregorius, Bischof von Kaluga und Borofsk, einen Besuch zu machen. Als ich ihn bedeutete, daß unser Hochwürdigster sich freiwillig das Gelübde des Fastens auferlegt und außerdem allen Familienfreuden entsagt habe, konnte sich Schamyl anfangs von der Wahrheit meiner Worte nicht überzeugen; nach meinen wiederholten Versicherungen aber äußerte er die höchste Hochachtung für einen Mann, welcher, im Besitze einer so hohen Würde, sich habe entschließen können, dem Genusse der höchsten irdischen Glückseligkeit zu entsagen. Er erwartete mit Ungeduld den Abend, um bei seiner Hochwürden zu erscheinen.

Endlich schlug es sechs Uhr, und wir machten uns auf den Weg. Der wohlwollende Empfang, den seine Hochwürden dem Schamyl gewährte, versetzte ihn in freudige Aufregung. Nach den ersten Begrüßungen wurde Thee gereicht, und es entspann sich sogleich ein interessantes Gespräch, welches einerseits den klaren Verstand des Erzbischofs, andererseits die originelle Anschauungsweise des ehemaligen Hauptes der muselmännischen Geistlichkeit im Kaukasus beurkundete, der trotz seiner Würde doch weiter nichts als ein einfaches Kind der Natur war. Seine einfachen Antworten und noch mehr seine naiven Fragen stempelten ihn vollständig dazu.

Die erste Frage, die der Erzbischof ihm vorlegte, war ganz geeignet, der darauf folgenden lebhaften und höchst anziehenden Unterhaltung eine bestimmte Richtung zu geben. Der Hochwürdigste fragte ihn nämlich: „Was ist nach Deiner Meinung Ursache, daß ein und dasselbe Wesen, vor dem sich die ganze christliche und mohamedanische Welt beugt, und welches von Beiden als der Allmächtige und der Allgütige angebetet wird, über die Christen seine volle Güte und Langmuth ausgießt, und von dem Muselmanne nur die strenge Erfüllung des Gesetzes verlangt, indem er die Sünder mit den Strafen der Ewigkeit bedroht, aber keine Hoffnung auf die Wirkungen der Buße zuläßt?".

Diese dem Anscheine nach etwas schwierige dogmatische Frage löste Schamyl schnell und einfach, wozu vorzüglich Gramoff's Uebertragung derselben in das bekanntlich sehr wortarme kumükische Idiom das Ihrige beitrug. Gramoff übersetzte den Gedanken des Erzbischofs in folgender Weise:

„Warum haben wir und Ihr einen und denselben Gott, und warum ist er für die Christen so gütig und für die Mohamedaner so streng?"

„Deshalb," antwortete Schamyl, „weil Euer Issá (Erlöser) selbst so gütig war, der unsrige dagegen so streng; zudem ist Euer Volk gut, das unsrige hingegen ist bösartig — es sind Räuber (Charamsadálar), und darum muß auch Gott strenger mit uns verfahren: für jede Sünde gilt es den Kopf."

Bei diesen Worten lächelte Schamyl und deutete mit der Hand auf den Hals. Auch wir konnten uns bei dieser naiven Antwort des Lächelns nicht enthalten.

Schamyl's neue Bekannten wurden gar bald gewahr, welch' ein gutes, gefühlvolles Herz unter so viel rauhem Aeußern schlug. In jedem Hause, wohin er auch kam, hatte er sich noch nicht gesetzt, als sich auch schon die Kinder um ihn drängten und auf seinen Knieen saßen. Schamyl liebkoste sie mit einer solchen Zärtlichkeit, mit so viel kindlicher Gutmüthigkeit, daß auch nicht der geringste Zweifel über die Aufrichtigkeit seiner Gefühle stattfinden konnte. Ebenso viele Gutmüthigkeit zeigte er beim Anblick der geflügelten Gefangenen, für welche die Kalugenser, wie es scheint, eine besondere Vorliebe haben, denn sie unterhalten dieselben schaarenweise und zwar in besonderen, sehr hübschen netzumspannten Käfigen, die gewöhnlich ein oder mehrere Bäumchen im Salon umhüllen. Schamyl blieb häufig vor denselben stehen, betrachtete die Zeisige, die Hänflinge und Kanarienvögel, freute sich ihres Gezwitschers und lockte sie mit den Fingern — eine Idylle eigenthümlicher Art! Schamyl, der drohende Repräsentant des Muridismus und aller Schrecken des Bergkrieges, mit Kindern und kleinen Vögeln spielend! — Wie lassen sich diese Gegensätze vereinigen? Wie läßt sich die Möglichkeit träumen, daß derselbe Mann, der jetzt mit kleinen Kindern wie ein zärtlicher Großvater tändelt und mit den Vögelchen spielt, wie ein junges Mädchen, das eben erst die Schulbänke verlassen hat, daß derselbe Mann so viele Wesen seiner Art des Lebens beraubte, ohne irgend einen Grund als die Anfälle ungezügelter Laune, angeborner Blutgier und seines räuberischen Instinctes?

Unter allen den Eigenthümlichkeiten, die ich bis jetzt an Schamyl bemerkte, ist eine einzige bis zur Schwäche entwickelt, nämlich seine ungewöhnliche Vorliebe für die Bettlerzunft, für die er, wie es scheint, eine wahre Leidenschaft hegt. Jedes Zusammentreffen mit einem Bettler hat für Schamyl einen besondern Reiz; er betrachtet es als eine besondere Gunst des Himmels und beeilt sich, ihm Alles zu geben, was er in Chadshio's Beutel vorräthig findet, und das beläuft sich zuweilen bis auf zehn Silberrubel und mehr. Einst, als wir zu Fuß umherwanderten, begegneten wir einem ärmlich gekleideten Bauerknaben, der gar nicht daran dachte, um ein Almosen zu bitten, sondern nur beim Anblick von Schamyl's großer Mütze seine eigene ehrerbietig abzog. Schamyl hielt dies für eine Bitte um Almosen, und warf einen ausdrucksvollen Blick auf Chadshio, erhielt aber von diesem zur Antwort, daß er kein Geld mehr bei sich habe. Es war drollig zugleich und rührend, in diesem Augenblicke Schamyl zu sehen; er befand sich in der äußersten Verlegenheit, näherte sich gleichsam beschämt dem Knaben und blickte ihn mit einem Ausdrucke an, als müsse er ihn eines Vergehens wegen um Verzeihung bitten. Endlich streichelte er ihm die Wangen und sprach: „Ich bitte Dich, verlange jetzt Nichts von mir; ich habe jetzt selbst weniger als Du; aber komm zu mir in meine Wohnung, da will ich mit Dir theilen . . ."

Nicht selten geschah es, daß ich oder Andere dem Schamyl über diese unzeitige Freigebigkeit Vorstellungen machten, zumal da der Spender seiner Wohlthaten, Chadshio, aus Unvorsichtigkeit diese oft solchen Menschen zuwandte, die derselben ganz unwürdig waren. Auf dergleichen Vorstellungen erwiderte Schamyl gewöhnlich:

„Was geht das mich an, wozu der Arme mein Geld verwendet?"

„Man kann aber unmöglich so viel geben."

„Also wie viel denn?"

„Einen, zwei, drei, meinetwegen fünf Kopeken."

Schamyl wollte wissen, wie viel das bedeute und was man dafür kaufen könnte. Als man es ihm erklärt hatte, lachte er.

„Wenn wir dem Armen etwas geben," sagte er, „so geschieht dies doch, um ihm zu helfen?"

„Freilich."

„Was kann ihm aber ein Kopeke nützen?"

„Wenn Du ihm gibst, und ein Zweiter und Dritter, so erhält der Arme so viel, als er zu seinem täglichen Brode braucht."

„Was gehen mich die Uebrigen an? Von mir verlangt der Arme Hülfe, ich also muß ihm beistehen. Gebe ich ihm zu wenig, so ist es so gut, als spottete ich seiner, und in unsern Schriften steht geschrieben, daß man des Armen nicht spotten, sondern ihm beistehen müsse. Steht das in euren Schriften nicht auch?"

Ich gestehe, daß ich gegen Schamyl's Logik nicht viel einzuwenden fand. — Bei unserm Besuche beim Archimandriten, welcher Rector des Seminars war, wo wir auch die Bibliothek des Seminars in Augenschein nahmen, wurde Schamyl ein neues Testament in arabischer Sprache (Indshil) gewahr. Er bat, ihm dasselbe auf einige Zeit zu leihen, verschloß sich in seine Zimmer und vertiefte sich in das Lesen desselben, indem er sich zugleich mit einem Haufen von Büchern seines Glaubens umgab. Nach einigen Tagen hatte er das neue Testament durchgelesen und sagte:

„Kop jachschi! Dies Buch enthält viel Gutes, Vieles, was ihr nicht erfüllet. Es stehet darin geschrieben, wir sollen unser Almosen mit der rechten Hand geben, sodaß die linke nichts davon wisse. Das habe ich nicht gewußt; das finde ich sehr gut und recht. Tschoch jachschi! Walla jachschi!" fügte er zum Schluß hinzu.

Bald darauf erfuhr ich, daß Chadshio gewöhnlich nach dem Mittagsmahle in der Nähe unserer Wohnung spazieren ging und dort die Personen, die seiner Meinung nach Arme sein mußten, anhielt, um ihnen Almosen auszutheilen. In der Folge gestand er mir, daß in den drei oder vier Tagen, die er dazu benutzt hätte, es sehr häufig geschehen wäre, daß seine Bettler zu seiner großen Verwunderung nicht nur das Almosen ausgeschlagen, sondern auch noch, anstatt ihm zu danken, über ihn gelacht hätten. Den wohlthätigen Muriden war es auch nicht selten widerfahren, daß seine Armen nach Empfang des Geldes sich kein Gewissen daraus gemacht hatten, dasselbe vor seinen Augen in den Kabak zu tragen. Eine dieser Scenen half mir, den Muriden und Schamyl von ihrer unüberlegten Wohlthätigkeit zu heilen.

Sehr anziehend waren die Auftritte zwischen Schamyl und den

russischen Soldaten, die sich bei ihm in Gefangenschaft befunden hatten und von denen Einige in Kaluga in Garnison standen. Alle baten mich um die Gunst, sie dem Schamyl, „ihrem ehemaligen Wirthe", vorzustellen. Ich erfüllte ihren Wunsch um so lieber, als auch Schamyl, der von der Anwesenheit dieser Soldaten in Kaluga gehört hatte, sie zu sehen wünschte. Er befragte einen Jeden weitläufig, wo er in der Gefangenschaft gelebt, wie sein Herr geheißen, dem er zugefallen sei, ob man ihn gut genährt habe. Dabei zeigte es sich, daß, je näher die Gefangenen der Festung Dargo gewesen, desto leichter auch ihre Arbeiten gewesen waren, desto menschlicher waren ihre Herren mit ihnen umgegangen, und desto reichlicher hatte man sie genährt. Einer dieser Soldaten hatte sich im Hause des bekannten Naibs Talchika befunden, des Schwiegervaters des verstorbenen Dshemaleddin. In Folge dieser Verwandtschaft brachte man Schamyl's kleine Kinder häufig zum Besuch zu den Kindern Talchika's, der in Talchik-otär, nicht weit von Weden, lebte. Außer seinen gewöhnlichen Verpflichtungen mußte der gefangene Soldat Schamyl's Kinder gewöhnlich wieder nach Hause bringen. Unterwegs liebkoste er sie und pflegte sie wie eine Wärterin, wofür sie ihn wiederum sehr lieb gewannen. Als Schamyl diesen Umstand aus dem Munde seines ehemaligen Gefangenen vernahm, schien er sehr bewegt, behandelte ihn überaus wohlwollend, beschenkte ihn, nach seiner Gewohnheit, reichlich und forderte ihn auf, wenn seine (Schamyl's) Familie angekommen wäre, ihn zu besuchen und wieder mit seinen Kindern zu spielen.

Noch interessanter war aber ein Auftritt mit einem andern Soldaten von der 21. Artillerie-Brigade. Dieser war bei Kurkchulü in Gefangenschaft gerathen, hatte sich erst in Daghestan befunden, war dann bei einem Fluchtversuche einem andern flüchtigen Soldaten begegnet, der ihn, aus Unbekanntschaft mit unseren Grenzen, statt nach dem russischen Lager, geradezu nach Weden geführt hatte, von wo aus er in der Folge wieder entfloh. Mit Hülfe seiner Landsleute, die als Deserteure in Weden lebten, gelang es ihm, nicht den Gefangenen, sondern den Flüchtlingen zugezählt zu werden, welche völlig frei waren und große Vorrechte vor den übrigen Gefangenen, selbst vor den Eingeborenen genossen; die Handwerker, die eine ganze Compagnie bildeten, lebten sogar sehr anständig. Dieser Compagnie wurde unser Gefangener zugetheilt, und dadurch hatte er oft Gelegenheit, Schamyl persönlich zu sehen, da dieser ihren Arbeiten große Aufmerksamkeit schenkte und sie reichlich belohnte.

Kaum erblickte dieser Soldat Schamyl, als er auf ihn zueilte, seine Hand ergriff und sie küßte. Dies setzte mich in Verwunderung, da keiner von den übrigen Soldaten dieses gethan hatte. Selbst Schamyl, der doch an dieses Zeichen der Ehrerbietung von seinen Muselmännern gewöhnt war, schien darüber verwundert. Indem er den Soldaten befragte, erfuhr er unter Anderem, daß der Soldat zuerst seinem Herrn in Daghestan und dann auch ihm in Weden entflohen war.

„Warum hast Du mich denn verlassen?" fragte er ihn; „es ging Dir doch gut in Weden?"

Der Soldat antwortete mit einer Redensart, die soviel bedeutete: „Zu Gaste sei es angenehm, zu Hause aber noch besser, und ein Eid sei keine Kleinigkeit."

„So muß ein guter Mensch sein," sagte Schamyl und benahm sich gegen ihn noch freundlicher, als gegen die übrigen Soldaten.

„Sage mir doch," fragte ich den Soldaten beim Weggehen, „warum hast Du dem Schamyl die Hand geküßt, er ist Dein Herr nicht mehr? In den Bergen mag es wohl so Gebrauch gewesen sein, aber wozu hier noch?"

„Nun, Ihro Wohlgeboren,"* antwortete der ehemalige Gefangene, „man hat uns nie gezwungen, dem „Schmel" die Hand zu küssen; ich habe es aber von ganzem Herzen gethan."

„Wie so, von ganzem Herzen?"

„Je nun, Ihro Wohlgeboren, weil der Mann es verdient. Nur den Gefangenen ging es gut, welche in seiner Nähe lebten, oder da, wo er durchreiste. Er erlaubte unsern Herren nicht, uns zu mißhandeln, und bei der geringsten Klage nahm er den Gefangenen zu sich, und es traf sich wohl, daß er den harten Herrn noch strafte. Das habe ich selbst oft gesehen."

„Also war er gütig gegen die Gefangenen?"

„Sehr gütig, Ihro Wohlgeboren, mit einem Worte — herzensgut! Schade, daß er nicht an Christum glaubt, aber 's ist doch ein braver Mann!"

* Die gewöhnliche Anrede der russischen Soldaten, ihren Vorgesetzten gegenüber.

Scenen aus dem Volksleben in Neu-Orleans.

Von Balduin Möllhausen.

„Komm, laß uns den Kampf der Jenny Lind mit dem General Kossuth ansehen; das Wetter ist herrlich, eine kühlende Seebrise weht vom Golf herauf, und die Fahrt auf dem Mississippi ist allein schon einen halben Dollar werth." So rief mein Freund, als er eines Sonntags Nachmittags zu mir in mein Logirzimmer im Tchoupitoula-Hotel trat, den breitrandigen Panama-Hut in die eine Ecke, den leichten Rock in die andere Ecke und sich selbst auf das bequeme, rohrgeflochtene Sopha warf.

„Also findet der Kampf heute bestimmt statt?" fragte ich.

„Natürlich," antwortete mein Freund, ein beweglicher junger Creole, „und zahllose Menschen strömen schon nach den Fährbooten, um sich zur rechten Zeit einen Platz in dem Circus zu sichern, der dieses Mal auf dem jenseitigen Ufer errichtet ist. Auch hohe Wetten sind schon eingegangen worden."

„Auf wessen Seite wird am höchsten geboten?" fragte ich weiter.

„Bis jetzt ist kaum ein Unterschied zu bemerken," fuhr der Creole eifrig fort; „man traut freilich dem Kossuth mehr Kraft zu, doch soll Jenny Lind um so größere Gewandtheit besitzen. Ich selbst möchte auf letztere wetten, schon deshalb, weil sie vor drei Wochen erst den Präsidenten Fillmore im redlichen Zweikampfe besiegte und ihn mit ihren scharfen Zähnen und den langen Krallen so zurichtete, daß derselbe heute noch als Patient betrachtet werden muß."

„Ich denke, Fillmore hat der Lind einen so furchtbaren Rippenstoß versetzt, daß sie lahm geworden ist?"

„Es war nur ein Streifstoß, der ihr kaum die Haut ritzte, und die Jenny ist jetzt wieder so rüstig wie jemals; genug, ich wette auf sie, so hoch Du nur willst."

„Und ich wette unbesehens auf Kossuth," gab ich zur Antwort, „vorausgesetzt, daß er nicht mit stumpfen Waffen kämpft."

„Angenommen! doch was gilt die Wette?"

„Drei Flaschen von dem Bewußten."

„Hier ist meine Hand! aber nun vorwärts."

Fünf Minuten später saßen wir auf dem Verdeck eines vollgepfropften Omnibus und rollten lustig die Tchoupitoula-Straße entlang, bis dahin, wo eine Querstraße nach dem Mississippi hinunter führte. Nicht ohne Gefahr für unsere Glieder kletterten wir dann von dem erhöhten Sitz, schlossen uns dem Menschenstrom an, der sich der Fähre zubewegte, und befanden uns bald darauf im Gedränge vor dem Schlagbaum eines Dampfbootes, wo Mann für Mann gegen Entrichtung von zehn Cent, zur Fahrt über den „Vater der Flüsse" zugelassen wurde.

Die Fähr-Dampfer, deren Eigner mit an der Speculation des Kampfspiels betheiligt waren, hatten zu dieser Gelegenheit ein festliches Kleid angezogen: zahlreiche Flaggen zierten Tauwerk und Schornstein; riesenhafte Anschlagezettel, die eben so bunt waren, wie die dortige Bevölkerung, bedeckten jede Wand, auf welcher sich ein ebener Flächenraum von nur zwölf Quadratfuß befand; aber hoch oben, an der äußersten Spitze des Mastes, da flatterten die lustigen Sterne und Streifen der Vereinigten Staaten, die jedem echten Amerikaner voranleuchten müssen, sei es nun zur Schlacht und zum Sieg oder zu harmlosem Spiel und Faschingsscherz. — Nach vielem Drängen und Stoßen gelangten wir endlich mitten auf's Boot, welches sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt hatte, und zwar gerade vor ein Zwillingspaar der gigantischen Papierfelder, die, das eine feuerroth, das andere himmelblau, die Bildnisse der Kämpfer, deren Namen und die Beschreibung ihrer hervorragendsten Tugenden und Eigenschaften zur Schau trugen.

Auf dem rothen Grund prangte ein prächtiger Stier, und unter demselben las man: „General Kossuth!!! Einer der wildesten Stiere

der Atacapas, der bei seiner Gefangennehmung einen Menschen und vier Pferde tödtete, sechs Menschen und fünf Pferde verwundete, wird dem Riesen-Bären Jenny Lind im tödtlichen Kampfe begegnen; seine Hörner sind zu diesem Zwecke spitz gefeilt worden."

„Also mit scharfen Waffen," sagte mein Freund, indem er mich anstieß.

„Ja, mit scharfen Waffen," gab ich zur Antwort, „und die Wette gilt."

Der himmelblaue Zettel zeigte einen aufrecht stehenden Bären, der sich ein Pferd über die Schulter geschwungen hatte. Unter diesem stand: „Jenny Lind, der schreckliche californische Gebirgsbär, zwölfhundert Pfund schwer, der lange eine Geißel der Goldgräber am obern Sacramento Flusse gewesen ist, und zu dessen Habhaftwerdung eine ganze Compagnie der gewandtesten Arrieros aufgeboten werden mußte, ist bereit, sich mit dem wüthendsten Stier der Atacapas im Kampf auf Tod und Leben zu messen."

„Eine naive Art, die Namen bekannter Persönlichkeiten zu feiern!" bemerkte ich zu meinem Freunde.

„Aber ganz den Verhältnissen, sowie auch den Eigenthümlichkeiten der Nation entsprechend," erhielt ich zur Antwort; „glaube mir, es würde Mancher nicht über den Mississippi fahren, um dort seinen halben Dollar los zu werden, wenn die Kämpfer, anstatt die hier so populairen Namen zu tragen, ganz einfach Sokrates und Penelope hießen. Der Name thut sehr viel hier, und die wirklichen Eigner von Namen, welche auf diese Weise ihren Weg unter's Volk, ja unter die Thiere finden, haben gewiß keinen Grund, sich darüber zu beklagen, daß man ihrer nicht freundlich gedenke. Ich bin überzeugt, man würde sogar einen räudigen Hund nicht mit dem Namen eines Mannes zu belegen wagen, der durch ein Bündniß mit fremden Nationen zum Verräther an seinem Vaterlande zu werden trachtete, denn nicht nur der unglückliche Hund würde sehr bald todtgeschlagen werden, sondern sein noch unglücklicherer Herr liefe auch Gefahr, bei der ersten besten Gelegenheit gefedert und getheert zu erscheinen. Dagegen fand ich einst in einer Menagerie die Namen aller Präsidenten, vom General Washington bis herab zum General Pierce, ja, europäische Namen, die laut genug gesprochen wurden, um auf dieser Seite des Oceans verstanden zu werden, waren bei der Bezeichnung von Thieren verwendet worden, und im Grunde genommen ist ein stattliches Thier solcher Ehre ebenso würdig, als ein Berg oder gar ein Dampfboot."

Unter solchen Gesprächen gelangten wir über den Strom, und halb getragen, halb geschoben von einem lachenden, wettenden, auch wohl fluchenden Menschenknäuel, erreichten wir glücklich das Ufer, wo eine Anzahl der verschiedenartigsten Fuhrwerke bereit stand, die Angekommenen gegen gute Bezahlung nach den eine englische Meile weiter gelegenen Schranken zu schaffen. Wir wählten einen Einspänner, zahlten den geforderten Preis, und zehn Minuten später hielten wir vor dem Circus, der, von rohen Bretern amphitheatralisch errichtet, Sitze für etwa viertausend Personen bot und eine Arena einschloß, die gegen hundert und funfzig Fuß im Durchmesser haben mochte. Wir überreichten unsern halben Dollar und traten ein, fanden die obern Bänke aber schon so gedrängt voll, daß wir es vorzogen, unten zu bleiben und uns hinter die fünf Fuß hohen Schranken zu stellen, von wo aus wir, wenn auch stehend, das zu erwartende Schauspiel vortrefflich übersehen konnten.

Mein erster Blick fiel auf den Bären, der an einer zwanzig Fuß langen, starken, aber sehr geschmeidigen Kette in der Mitte des Circus lag. Es war ein mächtiger Bursche, der wohl seine tausend Pfund wiegen mochte, und gewiß gehörte ein ausgesuchter Stier dazu, um einem so grimmigen Feinde die Spitze zu bieten. Von dem Stier war indessen noch nichts zu sehen, denn wohlweislich hatte man denselben in einen dunkeln Breterverschlag gebracht, um ihn später, das Blenden der Sonne benutzend, mit größerer Leichtigkeit in den Bereich des Bären bringen zu können. Trotzdem nun ein starkes Musikcorps auf geräuschvolle Weise zu unterhalten strebte, so scheiterten seine Bemühungen doch gänzlich an der Ungeduld, mit welcher der Beginn des Kampfes erwartet wurde; ja, man vermochte oft kaum das Trompetengeschmetter vor den donnernden Zurufen zu vernehmen, mit welchen abwechselnd neue Ankömmlinge begrüßt, dem Bären ein Hurrah gebracht und das Erscheinen des Stiers verlangt wurde. Immer dichter füllten sich die schwankenden Bogengerüste; und immer lauter erdröhnte das Holzwerk von herausforderndem Stampfen und Klopfen; selbst der Raum hinter den Schranken füllte sich auf eine Weise, daß wir wie in einem Schraubestock eingepferchtstanden. Da endlich ertönte ein lauter Tusch, begleitet von einem Dutzend Musketenschüssen, und weit öffnete sich die Thüre, hinter welcher der Stier so lange verborgen gestanden hatte.

„Hurrah für General Kossuth," brüllte die Menge; und wohl verdiente das Thier ein solches Hurrah, denn in die Arena schritt langsam und bedächtig ein junger rothbrauner Stier, den man mit Recht als das Urbild physischer Kraft hätte bezeichnen können. Der kurze, gedrungene Hals schien von Eisen und Stahl zu sein. Der abgerundete Kopf mit den spitzen Hörnern und den großen glänzenden Augen, stand im Verhältniß zu der mächtigen Gestalt, unter deren glänzender Haut sich die vorspringenden Muskeln geschmeidig hin und her schoben. Es war eine Freude, dieses Thier zu beobachten, als es, wie im Bewußtsein seiner Kraft, dumpf brüllend der Mitte des Circus zuschritt.

Kaum vernahm nun der Bär die tiefen Töne, welche der Brust seines Feindes gleichsam entrollten, als er sich blitzschnell auf die Hinterfüße aufrichtete, den Kopf etwas zur Seite neigte und mit komischer, neugieriger Geberde den Stier betrachtete. Ein Beben seines Unterkiefers bewies indessen, daß er lange gefastet haben mußte und lüstern einem Kampfe entgegensah, der ihm eine gute Mahlzeit einzubringen versprach. Durch die helle Sonne geblendet, hatte der Stier seinen Feind noch immer nicht erkannt; als er aber das leise Wimmern desselben vernahm, hemmte er plötzlich seine Schritte, seine stolze Haltung verschwand wie durch Zauberschlag, und ängstlich schnaubend, mit emporgehobenem Haupte, die Blicke fest auf den Bären geheftet, suchte er rückwärts gehend seinen Stall wieder zu erreichen. So leichten Kaufs sollte er indeß nicht davonkommen, denn noch ehe er bis in die Nähe des Breterverschlags gelangte, fielen ihm, von geschickter Hand geschleudert, von beiden Seiten Schlingen um die gespreizten Hörner, und mehrere Leute versuchten es dann, ihn mit Gewalt in den Bereich des nunmehr eilfertig auf- und abtrabenden Bären zu zerren. Eben so leicht hätte man eine Eiche entwurzelt, als das erschreckte Thier von der Stelle gebracht. „Schäme dich, Kossuth! Schäme dich!" brüllte die ungeduldige Menge; lautes Pfeifen und Zischen erschütterte die Luft, die Wetten auf den Bären wurden verdoppelt, selbst mein Gefährte rief mir mit schlauem Lachen zu: „Zweimal drei ist sechs!" worauf ich aber nicht einging.

Der Stier verharrte indessen unerschütterlich in seiner Stellung, obgleich der seinen Mundwinkeln entströmende Geifer von der aufsteigenden Wuth zeugte; als aber mehrere an langen Riemen gehaltene Hunde ihn mit scharfem Zahn anfielen, und in demselben Augenblicke die gelösten Lassos von seinen Hörnern glitten, da sprang das ergrimmte Thier mit zwei mächtigen Sätzen vorwärts, und sich dann schnell umwendend neigte es, mit den Hufen den Rasen aufwühlend und hoch emporschleudernd, das krause Haupt seinen nächsten Feinden, den Hunden zu, welche, von den Schranken aus gehalten, ihren Angriff nicht weiter fortsetzen konnten.

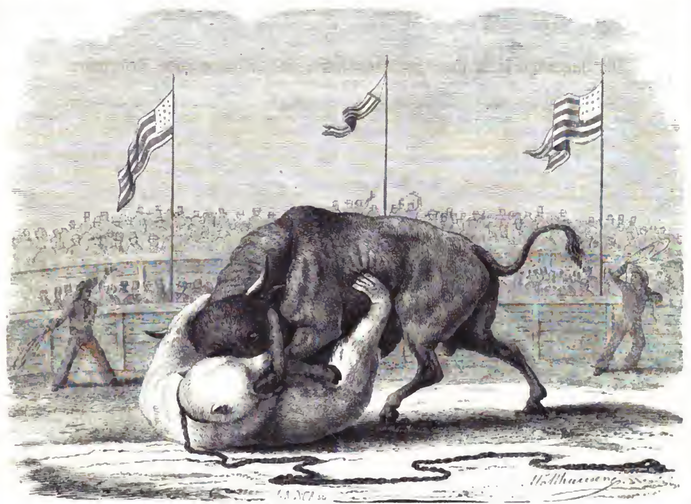
Der Lärm der Zuschauer war plötzlich verstummt, denn Jeder erkannte, daß der Stier mit den Hinterfüßen in dem Kreise stand, welchen der Bär an seiner Kette zu beschreiben vermochte. Doch auch dem Bären war dieser Umstand nicht entgangen; seine Ohren legten sich dicht an den breiten Schädel, und mit der Gewandtheit einer Katze durchmaß er den Raum, der ihn von seinem Opfer trennte, und sich plötzlich aufrichtend, versetzte er demselben mit der kralligen Tatze einen solchen Hieb über die Hüfte, daß das Blut hoch aufspritzte und ein breiter Lappen der losgerissenen Haut herunterhing. „Hurrah für Jenny Lind!" donnerte es von den Tribünen, doch der Ruf war noch nicht verstummt, als der auf hinterlistige Weise verwundete Stier sich wie ein Wirbel auf derselben Stelle umwendete und in blinder Wuth keuchend und schnaubend seinen Feind auf den Boden zu spießen trachtete. Der Bär war aber auf seiner Hut, denn sich abermals aufrichtend, wich er dem furchtbaren Stoße aus, und als er sich dann auf den vorbeistürmenden Stier werfen wollte, war derselbe schon wieder seinem Bereich entschlüpft.

Nach diesem ersten Zusammenstoß begann ein Scharmützel, welches für beide Theile weniger gefährlich war. Fast eine Viertelstunde lang schritten die beiden wüthenden Bestien im Kreise neben einander hin. So oft der Stier seine Hörner senkte, hob sich der Bär auf seine Hinterfüße, und suchte jener ihn dann zu umgehen, so folgte dieser nicht nur mit den Augen, sondern auch

mit dem ganzen Körper jeder Bewegung seines Feindes. Das Publicum wurde ungeduldig, die Gerüste bebten unter dem Stampfen und Klopfen, die Musik erschallte, noch lauter als diese aber der allgemeine Ruf: „Schämt Euch, ihr feigen Memmen!" Noch einmal suchte Kossuth seinen Stall zu erreichen und wie früher wurde er von den bissigen Hunden zurückgetrieben, worauf er, ohne letztere weiter zu beachten, sich mit fürchterlichster Wuth auf den Bären stürzte.

Der Zusammenstoß war heftig, trotz seiner Gewandtheit hatte der Bär nicht schnell genug ausweichen können, und in einen Haufen rollten die beiden erbitterten Streiter zusammen. Man gewahrte ein Verschlingen mächtiger Glieder, der Sand wirbelte empor, ein ersticktes, dumpfes Brüllen ertönte, und als es dann stille ward, erblickte man eine Gruppe, die, obgleich von der Grausamkeit der Menschen zeugend, doch nicht prachtvoller gedacht werden kann, und welche würdig genug darzustellen wohl kaum einem Maler, einem Bildhauer gelingen möchte.

Regungslos stand der Stier, mit der ganzen Schwere des Körpers nach vorn drängend; tief hafteten die Hufe im Sande, und den Kopf niederwärts beugend, kniete er auf seinem Feinde und suchte mittelst seiner Hörner denselben auf dem Boden festzuhalten. Der auf dem Rücken liegende Bär schien indessen, trotzdem sein linker Vorderschenkel von dem spitzen Horn aufgespießt war, Sieger zu bleiben, denn die ganze Schnauze des Stiers befand sich in seinem weitgeöffneten Rachen zwischen den furchtbaren Zähnen, während sich die langen Nägel der rechten Vordertatze tief in seines Feindes fleischigen Hals eingegraben hatten, und die rechte Hintertatze dessen Rippen von Fleisch und Haut entblößte. Der Jubel war endlos, und zum Ergötzen des Publiceums ließ man die grimmigen, von Blut überströmten Kämpfer wohl zehn Minuten lang in dieser Stellung verharren, ehe man einschritt. Mehrere Arrieros sprangen alsdann in die Schranken, ließen einige Augenblicke die Lassos in der Luft kreisen und ihren geübten Händen entgleitend, legten sich die festen Schlingen mit unglaublicher Genauigkeit fast zu gleicher Zeit um den gehobenen Huf des Stieres und die freie Tatze des Bären, worauf eine bereit gehaltene Feuerspritze, mit Heftigkeit bewegt, die beiden erbitterten Kämpfer mit einer ganzen Ladung kalten Wassers überschüttete. Die Wirkung war augenblicklich; die Thiere ließen in ihren Griffen nach, die Leute zogen an den Leinen, und unterstützt von immer neuen Wasserstrahlen, gelang es ihnen endlich, dieselben ganz von einander zu trennen. Der blutende Stier wurde alsdann zurück in den Stall gezerrt und die Thüre hinter ihm geschlossen; der Bär dagegen, sobald ihm der Anblick seines Feindes entzogen, schüttelte seinen triefenden Pelz, legte sich nieder, leckte seine stark blutende, aber anscheinend leichte Wunde und nahm dann, wie um seine heiße Zunge zu kühlen, die eiserne Kette zwischen die Zähne, wobei er, den Unterkiefer in bebender Bewegung haltend, durch lautes Wimmern und Knurren seine Unzufriedenheit über das ganze Verfahren zu erkennen gab.



Kossuth im Kampfe mit Jenny Lind.

Der Kampf war beendigt, das Publicum aber noch lange nicht zufrieden gestellt, denn da noch nichts entschieden war, so schwebten auch noch alle Wetten. — „Kossuth heraus!" tobte die aufgeregte Menge. „Der Kampf muß beendigt werden!" brüllten Einzelne, „Betrügerei!" riefen Andere, bis zuletzt durch Stampfen, Klopfen, Zischen und Pfeifen jedes andere Geräusch übertäubt wurde.

Die Unternehmer des Kampfspiels schienen indessen nicht geneigt, das Leben ihres kostbaren Bären weiter auf's Spiel zu setzen, ohne vorher noch einige ähnliche einträgliche Geschäfte mit demselben gemacht zu haben, wenn ihnen auch an dem leichter zu ersetzenden Stier weniger gelegen war. In Folge dessen nahm aber der Lärm und das Toben dergestalt zu, daß ich mich ernstlich aus dem Menschenknäuel fortwünschte, in welchem ich förmlich eingekeilt stand. — Da, als das Getöse den höchsten Grad erreicht hatte, vernahm man plötzlich den Ausruf der Angst von mehreren Hundert Menschen; ein Augenblick nur, und ein jäher Schrecken be-

mächtigte sich meiner, als ich das gegenüber liegende Gerüst wanken und sich zur Seite neigen sah; ein lautes Krachen folgte, und Menschen, Breter und Balken stürzten in einen Haufen zusammen.

Alles verstummte, nur aus dem Trümmerhaufen erschallte Aechzen, Schreien, Stöhnen und Fluchen. Kaum aber war der erste Schrecken verflogen, als Jeder das Freie zu gewinnen trachtete, und wie im Umsehen leerten sich die noch stehenden Gerüste und Schranken. Ich war von meinem Freunde getrennt worden, und da ich keine Neigung fühlte, mich in das dichte Gewühl neugieriger Leute zu mischen, welche zu Hunderten die Verunglückten umgaben, zugleich aber vernahm, daß die Folgen nicht so böser Art seien, wie man anfangs befürchtete, so ging ich zurück nach dem Landungsplatze der Fährboote, um an einem schon verabredeten Punkte mit meinem Gefährten wieder zusammenzutreffen. Derselbe langte bald nach mir an und theilte mir mit, daß, außer einigen Arm- und Beinbrüchen, Quetschungen und Verrenkungen, kein Unglück stattgefunden habe, daß die Unternehmer ein außergewöhnlich gutes Geschäft gemacht hätten, und Kossuth als der verlierende Theil betrachtet werden müsse. Nach unserer Ankunft in Neu-Orleans sträubte ich mich daher nicht länger gegen die Entrichtung der drei Fläschchen von dem Bewußten, die zur kühlen Abendstunde unter der reizenden Veranda des Tchoupitoula-Hotel gemeinschaftlich getrunken wurden.

Als ich am folgenden Morgen nach gewohnter Weise über den so prachtvoll und reich besetzten Markt im Creolenviertel schritt, bemerkte ich vor einer Schlächterbude neben einem dort aufgestellten blutigen Stierkopfe ein Placat, auf welchem das Fleisch des im Kampfe mit dem grauen Bären gefallenen Kossuth angepriesen und zum Verkauf ausgeboten wurde.

Der böse Leumund wollte zwar wissen, daß der eigentliche Kampfstier dunkleres Haar gehabt habe, als der ausgestellte Kopf, und sich sogar auf dem Wege der Besserung und auf dem Wege nach einer fetten Weide befinde; ich habe es aber nicht geglaubt, bezweifle auch nicht, daß von dem 1800 Pfund schweren Stier wenigstens 3000 Pfund Fleisch als „Kossuthfleisch“ zu erhöhtem Preise verkauft wurden.

Die Jugendspiele in ihrer gesundheitlichen und pädagogischen Bedeutung.

Von Dr. med. Schreber in Leipzig.

Die Heilkunde hat die hohe Aufgabe, die körperlichen und geistigen Uebel und Gebrechen der Menschheit nach Möglichkeit zu verringern, und zwar nicht blos am einzelnen Menschen, sondern als sociale Heilkunde am ganzen Geschlechte. Denn will sie wirklich radical eingreifen und als Wissenschaft und Kunst sich die Krone der echten Humanität verdienen, so darf sie nicht von hinten anfangen, darf nicht blos oder hauptsächlich die **Heilung** des eingetretenen Uebels, sondern muß die **Verhütung** des voraus zu berechnenden Uebels an die Endspitze ihrer Perspective stellen. Sie soll dahin wirken, die Entwickelung des menschlichen Culturlebens in die naturgemäßen Bahnen zu leiten, Alles zu entfernen, was Mangel gründlicher Erkenntniß der menschlichen Natur und ihrer daraus hervorleuchtenden Bestimmung, was Rohheit, Schlaffheit, Weichlichkeit und Sinnlichkeit, was finstere Dummheit, was niedrige Sonderzwecke der Herrschsüchtigen an naturgesetzwidrigen Schattenseiten, an Giften des körperlichen und geistigen Lebens der Cultur aufgeimpft haben. Ja, hätten die praktischen Staatsmänner, Theologen, Pädagogen und Schulmänner das Studium der Menschennatur zur Grundlage ihrer Berufsthätigkeit gemacht, oder wäre von erleuchteten Aerzten nur ein Theil der unermeßlichen Mühe und Sorgfalt, welche seit Jahrhunderten schon allein auf den Ausbau der zu $^{7}/_{8}$ unfruchtbaren Arzneimittelchen verwendet wird, auf den Ausbau der socialen Gesundheitslehre verwendet worden, — so stände es wahrlich besser um das Wohl der Culturvölker.

Diese Anschauung scheint auch in der heutigen Heilkunde mehr und mehr vorwaltend zu werden und eine praktische Richtung zu gewinnen. Bei aller Höhe und Würde, welche in dieser Aufgabe der Heilkunde liegt, bleibt danach ihr Wirkungskreis doch immerhin ein mehr negativer.

Nächst dieser muß man eine noch höhere und, wenn irgendwo, so zunächst von hier aus zu erfüllende positive Aufgabe der socialen Heilkunde zuerkennen, nämlich die: die Menschheit in den verschiedenen Stadien der allgemeinen Culturentwickelung nicht nur immer wieder auf die naturgesetzlichen Grundbedingungen hinzuweisen und zurückzuführen, sondern sie von da aus auch aufwärts zu führen und von Generation zu Generation zu **veredeln**, dahin zu wirken, daß aus der menschlichen Natur mehr und mehr das gemacht werde, was aus ihr zu machen ist nach Maßgabe des in ihr dargelegten schöpferischen Gedankens (nach Maßgabe der in ihr liegenden Fülle von edlen Kraftanlagen und Entwickelungsmöglichkeiten), wie dieser als erfüllbar sich herausstellt im Zusammentreffen mit den einem Lande, einem Volke und dem Einzelnen gegebenen unabänderlichen Lebensverhältnissen.

Manchem wird vielleicht eine solche Auffassung zu ideal erscheinen. Aber ich glaube doch, daß auch der nüchternste Denker schließlich darin übereinstimmt, daß allen menschlichen Bestrebungen, die auf Höherentwickelung abzielen, ein entsprechendes Ideal zu Grunde liegen muß, daß die je höchstmögliche Fortschrittsstufe, das wirklich Erreichbare nur zu erreichen ist durch das Streben nach dem kaum oder nicht erreichbaren Höchsten. Jedes menschliche Streben nach edlen Zielen bleibt schließlich hinter dem Ziele des Strebens zurück, und — nur erst mit seinen Zielen wächst der Mensch. Wer vorwärts will, muß ideale Ziele fest im Auge behalten.

Dies ist der Gesichtspunkt, von wo aus wir die Bedeutung der Jugendspiele für körperliche und geistige Gesundheit, für die gesammte Entwickelung des kindlichen Lebens, einer näheren Betrachtung unterwerfen wollen.

Von dem Zeitpunkte an, wo das Kind zur ersten Stufe der Selbstständigkeit gelangt ist, wo es die Fähigkeit in sich fühlt, nach Willkür sein eigenes Wesen zu handhaben, und mit Willkür auch auf die Außenwelt einzuwirken und mit ihr in Wechselverkehr zu treten, drängt der natürliche Trieb (die sich anhäufende Summe körperlich-geistiger Kraft) zur Thätigkeit, zur Aeußerung und Verwendung der Kraft.

Die Befriedigung dieses Triebes gewährt zunächst das Spiel, und zwar in dem Alter zwischen zwei und sieben Jahren das Spiel ausschließlich, gleichviel, ob es ein stilles (ein Alleinspiel), oder ein gemeinschaftliches Spiel ist. Beide Gattungen des Spieles sollen in richtiger Abwechselung die Zeit in diesem Alter ausfüllen. Das Kind liebt und sucht das Spiel also nicht etwa als einen passiven Genuß, um sich dadurch unterhalten zu **lassen**, sondern vielmehr deshalb, um daran seinen eigenen **Thätigkeitstrieb** zu befriedigen und in dieser natürlich-angenehmen activen Erregung seine Unterhaltung zu finden. Daraus erhellt die hohe, noch viel zu wenig erkannte Wichtigkeit einer entsprechenden Wahl der Spielmittel und einer verständigen Ueberwachung des Spieles selbst. Wie das Kind spielt, so wird es auch einst sein, leben und arbeiten. Die Spielzeit ist die Elementarclasse der Lebensschule.

Verlangt nun auch der natürliche Thätigkeitstrieb in dem Alter der Schulreife ebenso dringend die Beschäftigung mit ernsten Dingen zur Bereicherung des Wissens und Könnens, so bleibt doch nicht weniger auch hier das Spiel, die entsprechende Abwechselung desselben mit den ernsten Beschäftigungen, ein wahrhaftes und unentbehrliches Bedürfniß, sowohl zur körperlichen und geistigen Auffrischung überhaupt, als auch zur Gewinnung von Kraft, Lust und Ausdauer für die ernsteren Beschäftigungen insbesondere.

Dieser Punkt, die Bedeutung der Spiele des reiferen kindlichen Alters, der Knaben- und Mädchen-Spiele für körperliches und geistiges Leben und die Nothwendigkeit ihrer Beachtung von Seiten der Schulerziehung, ist es, worauf wir hier besonders unsere Aufmerksamkeit richten wollen. Es wird sich dabei herausstellen, daß hierin nicht nur eine wichtige Aufgabe der elterlichen, sondern auch der Schulerziehung liegt.

Das, was von den Jugendspielen die Schule besonders unter ihr Auge zu nehmen hat, sind die **gemeinschaftlichen**, also meistens im Freien geschehenden Spiele. Daß auch der Schulerziehung diese Pflicht mit zufällt, liegt in der allgemeinen Aufgabe der Schule. Diese besteht darin, das Kind auf eine höhere Lebensstufe zu heben, es lebenstüchtig und menschenwürdig auszubilden. Da sich aber die menschliche Natur nicht halbiren oder halbirt behandeln läßt, so muß da, wo der Geist gebildet werden soll, auch der Körper soweit möglich mit gebildet und entwickelt werden, denn

letzterer ist die Wurzelhälfte des ersteren. Insofern nun die Jugendspiele, wie wir bald näher darlegen wollen, nicht nur körperliche Kräftigungs- und Entwickelungsmittel, sondern zugleich sehr wichtige direct geistbildende Erziehungsmittel sind, so haben sie doppelte Berechtigung, in den Kreis der Schulpflege mit aufgenommen zu werden.

Wenn der gesellige Umgang mit seines Gleichen dem Menschen im Allgemeinen die ergiebigste Quelle geistiger Nahrung, das naturgemäßeste Mittel geistiger Belebung, Läuterung, Verjüngung, Veredlung, daher ein wesentliches Lebensbedürfniß ist, so gilt dies im höchsten Grade vom Kinde. Unter seines Gleichen fühlt sich das Kind erst ganz heimisch und behaglich. Durch diesen Wechselverkehr und Wetteifer wird jeder noch so verborgene Funke der geistigen Individualität der Kinder geweckt und entzündet. Leben entzündet sich an Leben, wie Flamme an Flamme. In dieser belebenden Wirkung liegt der angenehme Reiz, welcher dem natürlichen Bedürfnisse des Kindes so ganz entsprechend ist. Erfindungsgabe, Witz, Entschlossenheit, Muth beziehen aus dieser Quelle ihre Hauptnahrung. Der diesem Alter ohnedies eigene Nachahmungstrieb ist in solchen Momenten am lebendigsten. Die Pforten des geistigen Lebens sind für alle Arten der Einwirkung geöffnet. Daher die Nothwendigkeit einer das Verderbliche fernhaltenden und auf Veredelung gerichteten Ueberwachung gemeinschaftlicher Spiele. Darüber später.

Ferner besteht ein wichtiger praktischer Nutzen der gemeinschaftlichen Spiele der Kinder darin, daß sich der Eigenwille an einem gleichberechtigten anderen Willen bricht. Das Kind lernt seinen Willen mit dem Willen Anderer in Einklang bringen, wobei, wenn nur das überwachende Auge Gerechtigkeit walten läßt, unbeschadet der individuellen Selbstständigkeit, manches Schroffe, manches Scharfe und Eckige ganz von selbst sich glättet und rundet. Ein großer Gewinn für's Leben!

Mit dieser Eingrenzung des Eigenwillens fällt die Abschleifung des Eigensinnes, die Umdämmung des Uebermuthes und die Herabstimmung der allzugroßen Reizbarkeit, Launigkeit und weichlichen Empfindelei zusammen. Mit etwas Takt begabt, wird die Oberleitung ihre Aufgabe, Alles im richtigen Geleise zu erhalten, hier leichter erfüllen können, als wenn sie es mit dem einzelnen Kinde zu thun hat. Nur muß jeder Gifttropfen von Ungerechtigkeit, ernster Kränkung, des Spottes, Hohnes, Neides, bösartiger Neckerei und Schadenfreude ein für allemal aus dem Kreise verbannt werden. Munterkeit und Frohsinn sollen ungetrübt walten, Scherze und Neckereien in den Grenzen voller Harmlosigkeit bleiben. Durch Consequenz und Takt der Oberleitung gewinnen die Kinder überaus schnell selbst so viel natürlichen Takt, daß dem überwachenden Auge fast nur noch eine passive Rolle übrig bleibt. Nur muß man es verstehen, in ihnen, wie überall, so auch hier das Ehrgefühl für ein richtiges Benehmen rege zu erhalten.

Zur Entwickelung und Veredelung des Willens, der Thatkraft und des Gefühles, also zur Bildung des Charakters, der ja den ganzen moralischen, aber auch praktischen Werth des Menschen bestimmt, ist nur das Thatleben geeignet. Der Charakter kann nur im Thatleben sich bewähren, kräftigen und reifen, nicht aber im gewöhnlichen Schulleben, welches fast nur in aufnehmender, empfangender Thätigkeit besteht. Das ernste, schaffende Thatleben steht dem Kinde fern, und doch soll und muß letzteres darauf vorbereitet und gebildet werden, um seine dereinstigen Lebensaufgaben erfüllen zu können.

Die Jugendspiele sind daher fast die einzige Sphäre, in welcher sich das Thatleben der Kindheit, das selbstständige, freie, von innen heraus sich gestaltende Leben und Wirken entfalten kann. Gerade die gemeinschaftlichen Jugendspiele haben den hohen Werth, daß sie das Ich mehr oder weniger vergessen, es irgend einem allgemeinen Zwecke sich unterordnen lassen, daß sie spielend vorbereiten auf das Leben und Wirken für gemeinschaftliche Zwecke, daß sie Gemeinsinn wecken und fördern, daß sie dabei Entschlossenheit, Muth und selbstschaffende Thatkraft, Erfindungsgeist, körperliche und geistige Frische und Gewandtheit bringen. Das begabtere Kind reißt das weniger begabte aufwärts und mit sich fort. Eins hebt das andere, und schließlich heben sich Alle durch Alle.

Von all diesem bietet das Leben im Familienkreise **fast** nichts, das Leben auf den Schulbänken **gar** nichts. Und doch fällt es der Schule mindestens zum gleichen, wenn nicht größeren Theile zu, die Jugend für das spätere große Leben, für das Leben in und mit der Welt, für die Tüchtigkeit im Staatsbürgerleben nach Möglichkeit vorzubereiten.

Ich habe bisher von dem eigentlichen gesundheitlichen Werthe der Jugendspiele geschwiegen. Nun, er ist so einleuchtend, daß eine nähere Auseinandersetzung desselben überflüssig erscheint. Ein öfteres Austummeln in freier Luft schafft besser Gewandtheit, Kraft und Jugendmuth, macht und erhält besser vertraut mit Klima und Jahreszeit, verschafft überhaupt einen viel, unaussprechlich viel gedeihlicheren Genuß der freien Luft, als eine jeweilige steifbeinige Familienpromenade. Man braucht sich, um von der Dringlichkeit allgemeiner Begünstigung und Förderung der Jugendspiele recht überzeugt zu sein, nur daran zu erinnern, wie unsere Jugend theils durch die steigenden Anforderungen des gewöhnlichen Schullebens, theils durch ganz mißverstandene Begriffe von Sitte und Anstand immer mehr und mehr eingesperrt und von diesem Lebenselemente des kindlichen Alters zurückgehalten wird.

Besonders ist es die Jugend der größeren und in neuester Zeit reißend schnell anschwellenden Städte, welche daran darbt und unter diesem Mangel schwer leidet. Weder Schule noch Haus kümmern sich darum. Die Jugend würde sich wohl selbst helfen, wenn sie könnte. Aber nicht genug, daß Schule und Haus nichts **dafür** thun, arbeiten sie vielmehr **dagegen**: die erstere durch fast völlige Beschlagnahme der Zeit, das letztere durch modische Ablenkung und Vernichtung des kindlichen Sinnes, durch weibische Aengstlichkeit und Weichlichkeit oder durch blasirte Vornehmthuerei. Die Gemeindebehörden, anstatt für passende, gut eingerichtete und überwachte Spiel- und Tummelplätze der Jugend besorgt zu sein, geizen mit dem Platze und denken bei dessen Verwendung an Alles, nur nicht an die Jugend. Wenn nicht einzelne Kinder — und wie selten ist dazu die Gelegenheit! — etwa in größeren Gärten zum Spiele sich zusammenfinden können, so haben sie außerdem gewöhnlich fast nichts der Art, sondern werden, wenn sie ja einen verstohlenen Versuch auf irgend einem freien Plätzchen machen wollen, als polizeiliche Sträflinge behandelt. Daher sind auch eine Menge hübscher Spiele, an denen wir, die wir früheren Generationen angehören, in unserer Jugend uns ergötzten und erfrischten, aus den jetzigen jugendlichen Kreisen vollständig verschwunden.

Die Turnplätze und Turnanstalten bilden allerdings eine wichtige, ganz unentbehrliche Bedingung namentlich unseres gegenwärtigen Culturlebens. Nur schade, daß ihre Verbreitung noch viel zu gering und auch da, wo solche bestehen, ihre Benutzung noch viel zu wenig allgemein ist. Aber selbst wenn dies auch anders wäre, würden die Turnanstalten an sich, wenn nämlich nicht zugleich mit ihnen **große freie Spielplätze** verbunden sind, die eigentlichen Spiel- und Tummelplätze, wie sie der Gesammtentwickelung der Jugend nothwendig sind, doch nicht ersetzen können. Wie schon oben bemerkt, das Spiel als solches, die Gemeinschaftlichkeit, das innerhalb gewisser Grenzen freie Gebahren der Jugend, hat einen zu wichtigen selbstständigen Werth.

England ist in dieser Beziehung schon etwas voraus. Obgleich das Turnwesen des Continents (Mitteleuropa's) hier noch wenig Eingang gefunden hat, weil man andere Ersatzmittel dafür zu haben glaubt und sich gegen alles von außen Kommende möglichst lange stemmt: so hat doch hier jede Stadt ihre geräumigen Spiel- und Tummelplätze für die Jugend. Selbst jede Dorfschule und Dorfgemeinde hat ihr Cricket-field, ihren Schlagball-Spielplatz, wo sich Jung und Alt an dem Cricket-Spiele, das Schnelligkeit, Gewandtheit, Muth und Kraft trefflich übt, erfrischen und belustigen. Dafür ist auch die Bevölkerung Englands im Allgemeinen kräftiger, als die anderer großer Länder, wenn man die Bevölkerung der Fabrikdistricte Englands ausnimmt, welche durchschnittlich ein trauriges Bild der Entwickelung der menschlichen Natur gibt.

Ist man erst von der Wichtigkeit der Sache überzeugt, so wird es auch nirgends an einem dazu tauglichen Platze mangeln, da ja jeder für andere Zwecke bestimmte freie Platz, jede Trift, jeder Exercirplatz &c. dazu mitbenutzbar ist; so wird auch keine Gemeinde die geringen Kosten scheuen, welche die sogleich zu erwähnende weitere Einrichtung verlangt.

Um den Zweck vollständig zu erreichen, ist nämlich die einfache Ueberlassung eines Platzes an die Jugend, wie dies in England der Fall, nicht hinlänglich, sondern der Platz und die darauf vorzunehmenden Spiele müssen auch **planmäßig eingerichtet** und **überwacht** sein. Die Eltern aus allen Ständen und Classen der Bevölkerung müssen mit vollem Vertrauen, mit voller Beruhigung darauf blicken können, wenn eine allgemeine Benutzung nicht verfehlt werden soll.

Ich meine nicht etwa eine polizeiliche Ueberwachung im gewöhnlichen Sinne, sondern eine **väterliche Aufsicht**, um Miß-

brauch, Unfug und Rohheit fernzuhalten und auch eine, in aller Weise positiv veredelnde und bildungsförderliche Einwirkung auf das Jugendspiel auszuüben. Dazu würde ein Mann zu wählen sein, der mit gehöriger Bildung Sinn und Liebe für die Sache verbände, für das Leben und Treiben auf dem Platze verantwortlich gemacht würde und die etwaigen Spielgeräthschaften unter seinem Gewahrsam hätte. Selbstverständlich müßte er seine Wohnung auf oder unmittelbar an dem Spielplatze haben. Wünschenswerth würde ein Verheiratheter sein, damit die weibliche Jugend auch weiblichen Einfluß genösse. Das Turnlehrer- oder Militairpersonal würde die reichlichste und passendste Auswahl bieten.

Diese Aufsicht müßte besonders darüber wachen, daß bei vollster Freiheit des jugendlichen Treibens doch jedem Einzelnen, wie auch den einzelnen Abtheilungen der Jugend Recht und Ordnung, und dem Ganzen heitere Harmlosigkeit und Sitte gesichert wären.

Von Seiten der Schulbehörden würde dann die leicht auszuführende Obercontrole und zugleich die Einwirkung auf allmähliche Vervollkommnung und Veredelung der Spielgattungen zu übernehmen sein, doch dies Alles, ohne die natürliche und — insoweit sie eine edle oder wenigstens unschuldige ist — selbstschaffende Thätigkeit und Freiheit des jugendlichen Sinnes zu stören.

Nur durch eine solche Einrichtung würde man die vielfachen und in mancher Hinsicht besonders wegen Sittenverderbniß gerechten Bedenken beseitigen können, welche außerdem alle diejenigen Eltern haben würden, die um das körperliche wie geistige Wohl ihrer Kinder zart besorgt sind. Nur bei einer dergestalt gewährleisteten Einrichtung ist kein vernünftiger Grund mehr denkbar, weshalb Eltern ihre Kinder von der Betheiligung an den so heilsamen gemeinschaftlichen Jugendspielen zurückhalten sollten. Diese Betheiligung würde dann ebensowol von Seiten ganzer Schulabtheilungen regelmäßig an bestimmten Tagen und Stunden, als auch nach Befinden von Einzelnen in irgend einem passenden Freistündchen, ein Mal so unbedeutlich wie das andere Mal geschehen können.

Die harmonische und kräftige Entwickelung des jugendlichen Organismus legt den Grund für die gedeihliche Durchführung des ganzen späteren Lebens. Sie schafft den Kern, aus dem das spätere Leben Blüthen und Früchte entwickeln soll, von dessen Beschaffenheit die Beschaffenheit der letzteren bedingt wird. Von ihr in erster Instanz hängt Glück oder Unglück ab. Soll aber die körperliche und geistige Entwickelung des Kindes gedeihen, soll es gut und mit dauerndem Erfolge lernen, soll es zum Lernen die organische Kraft und die entgegenkommende Neigung haben, so muß es neben dem Lernen auch spielen können. Das elterliche Haus kann fast nirgends das bieten, was die Schule und eine allgemeine Einrichtung darin zu bieten vermag.

Die Jugendpflege ist ja die fundamentalste Lebensfrage des Staates. Nur der allseitig kräftig und gut entwickelte Mensch kann seine Lebensaufgabe für sich und für die Welt vollständig erfüllen, kann dem Staate sein, was er sein soll. Diese erste und allgemeinste Vorbedingung des ganzen Lebens ist zu wichtig, als daß nicht auch der eben besprochene Gegenstand die volle Aufmerksamkeit aller das wahre Wohl ihrer Kinder erstrebenden Eltern, aller Schul- und Staatsbehörden auf sich ziehen sollte.

Möchten diese Andeutungen nicht erfolglos verhallen!

Blätter und Blüthen.

Ein Stück neapolitanische Wirthschaft. Nach Privatbriefen aus Messina. Das Gerücht, in Palermo sei eine Revolution ausgebrochen, schreibt man uns, regte hier die Gemüther außerordentlich auf, zumal Niemand etwas Sicheres über das Geschehene erfahren konnte, weil die Regierung jede Communication mit Palermo abgebrochen. Am Sonntage mehrte sich der Zusammenlauf von Menschen in den Hauptstraßen, und gegen Abend waren sie dicht gefüllt. Damit jeder Zusammenstoß vermieden werde, hatten einige Bürger aus den höheren Classen die Behörde ersucht, die Polizeiagenten (die Sbirren) zurückzuziehen, denn diese müßten der Volksrache am meisten ausgesetzt sein, und ihre Anwesenheit in den Straßen bei dieser Gelegenheit die Aufregung nur steigern. Mit einem Male schoß, gegen sechs Uhr, eine der zahlreichen Militairpatrouillen, welche die Straßen durchzogen, auf das Volk, weil sie durch einen Betrunkenen (— den die Polizei wahrscheinlich dazu gedungen hatte —) verhöhnt worden sei, und kaum waren diese ersten Schüsse gefallen, so schossen alle Patrouillen ohne Weiteres auf das harmlose Volk. Ohne irgendwie Widerstand zu leisten, entfloh die Menge, die auch da noch durch Schüsse verfolgt wurde. Doch ist, so viel ich weiß, nur ein junger Mann todt auf dem Platze geblieben. Die Stadt wurde in Belagerungszustand erklärt und auf allen Hauptpunkten mit Truppen besetzt. Sie befand sich am nächsten Tage in der größten Bestürzung; Tausende der Einwohner suchten auf's Land zu flüchten, und die Straßen waren mit bepackten Karren und Eseln bedeckt, welche eilig Habseligkeiten fortschafften. Die Montagsnacht verging ruhig, aber am Dienstag dauerte die Auswanderung fort. In der Dienstagsnacht hörte man plötzlich wieder auf allen Punkten der Stadt und von allen Forts Flinten- und Kanonenschüsse, und die Soldaten schossen nach jedem Balcon ꝛc., wo sie Licht sahen. Am Mittwoch überraschte uns der General mit einer Proclamation, in welcher er für den Fall, daß der Angriff auf die Truppen fortdauere (von dem Niemand etwas wußte), „Bombardement und Plünderung“ ankündigte, „um die guten Bürger und deren Eigenthum vor den Insurgenten zu schützen“. Welches Entsetzen diese „beruhigende“ Proclamation hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Alle, die bis dahin in der Stadt geblieben waren, flohen nun trotz des Regens, der in Strömen herabgoß, auf das Land oder auf die Schiffe im Hafen. Es blieben nur einige Fremde zurück und jene, welche zu arm waren, um ihre Wohnung verlassen zu können.

Der General hatte es nicht für nöthig gehalten, seine Proclamation den Consuln mitzutheilen, die bei dem französischen zusammenkamen und dann in corpore zu dem General gingen, um gegen eine Barbarei zu protestiren, eine Stadt mit Bombardement und Plünderung zu bedrohen, obgleich auch nicht ein Schuß von Seiten des Volks auf die Truppen gefallen, während im Gegentheil bewiesen und offenbar sei, daß man den simulirten Angriff in der vergangenen Nacht nur erfunden habe, um die sogenannten Sicherheitsmaßregeln zu solchem Extreme treiben zu können. Man sagte dem General, der nichts darauf zu erwidern wußte, in das Gesicht, jene Bedrohung sei „infam“. Er gab darauf sein Ehrenwort, er würde die Stadt nicht beschießen lassen. Dann ließ er eine andere Proclamation drucken, in welcher er die Bürger aufforderte, nach Hause zurückzukehren; man würde die Rebellen verfolgen, welche die Stadt verlassen und auf dem Lande sich zerstreut hätten. Trotz dieser Worte dauerte die Auswanderung fort, weil man ihm nicht traute. Die erste Proclamation wurde rasch beseitigt. Er habe sie unterzeichnet, ohne sie gelesen zu haben, hatte der General den Consuln gesagt; die ganze Sache sei „ein Versehen“.

In der Donnerstagsnacht wiederholte sich die Komödie der simulirten Angriffe auf die Truppen, und am Freitag früh ließ der General den Consuln sagen, sie möchten ihre Flaggen einziehen, weil dieselben Ursache wären, daß die Gemüther sich nicht beruhigten. Die Consuln kamen nochmals zusammen, um gegen diese Forderung zu protestiren. Uebrigens sind 3000 Mann frischer Truppen angekommen, und Gott weiß, wie es enden wird!

Die wunderbare Musik im Hause Goethe's (vergl. Nr. 16 der Gartenlaube) findet in folgendem Fall ein Gegenstück, welches den Schlüssel zu manchem ähnlichen Räthsel bieten dürfte. In einem Hause zu R. vernahmen Einwohner und Vorbeigehende im März d. J. eigenthümliche Töne, die mit kleinen Unterbrechungen erklangen und von Manchen mit dem leisen Summen von Orgelpfeifen, von Andern mit den Tönen eines Fagotts, einer Windharfe oder Mundharmonika verglichen wurden. Nach vielen fruchtlosen Nachforschungen in Oefen und Schlöten ergab sich folgender Sachverhalt. In einer Fensterscheibe der Küche war zwischen zwei, im spitzen Winkel zusammenstoßenden Sprüngen eine lange schmale Glaszunge entstanden, deren breiterer Grund im Falze des Rahmens festsaß, während ihre Spitze und Ränder durch das Eis so weit nach außen gedrängt waren, daß sie frei hervorragten. Dieser Glassplitter, welcher vollkommen der Zunge einer Mundharmonika glich, wurde von der kalten zuströmenden Luft in Erzitterungen versetzt, die nur dann aufgehoben wurden, wenn durch Oeffnung der dem Fenster gegenüberliegenden Küchenthür ein Gegenzug entstand. Das Tönen verstummte sogleich, als ein Holzspähnchen in die klaffende Spalte der Glasscheibe eingeführt wurde. B. S.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

In diesem dritten Quartale dürfen wir außer den trefflichen Beiträgen von Bock, Schulze-Delitzsch, Beta, Max Ring, Roßmäßler, Sternberg, Kossak, W. Hamm, Temme, Mor. Hartmann, E. Hammer, Lev. Schücking, Frauenstedt ꝛc. ꝛc. folgende bereits vorliegende und später noch eingehende Arbeiten versprechen: Sigrid, das Fischermädchen, Novelle von Th. Mügge — Skizzen und Scenen aus Norwegen (mit Abbildungen) von Alfred Brehm — Amerikanische Bilder von Otto Ruppius — Reisebriefe von Friedr. Gerstäcker — Originalbilder und Schilderungen aus Sicilien und Neapel von Gust. Rasch — Erinnerungen an die Schröder-Devrient (Fortsetzung) — Der Hainbund von Robert Prutz — Die Louisenburg bei Wunsiedel. Erinnerungen an die Königin Louise von Ludw. Storch — Schill und seine Reiterzüge von Schmidt-Weißenfels — Skizzen aus Garibaldi's Leben.

Auch die

Deutschen Geschichten — und — Bilder aus dem Leben deutscher Dichter, mit Illustrationen

werden fortgesetzt.

Leipzig, im Juni 1860.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



